Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Neue verbesserte und vermehrte Gesammt-Ausgabe.

Erster Band.

Vierte Auflage.

Heidelberg, 1860.
Universitätsbuchhandlung von Karl Winter.

Druck von G. Reichard in Heidelberg.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Die Urzeit.

Zweites Buch.

Die Culturvölker des heidnischen Alterthums im Orient.

Drittes Buch.

Das Volk Israel und seine Nachbarreiche, insbesondere das babylonische und das persische Weltreich.

Viertes Buch.

Griechenlands Alterthum.

Fünftes Buch.

Griechenlands mitlere Zeit.

Sechstes Buch.

Das macedonisch-griechische Weltreich.

Siebentes Buch.

Zerfall des macedonisch-griechischen Weltreichs und die daraus entstandenen hellenistischen Staaten.

Erstes Buch.

Die Urzeit.

Die Geschichte des Menschengeschlechts reicht mit ihrem Anfang in die dunkle Fernung der Urzeit hinauf, und wem es bei ihr zugleich um einen tiefern Blick in den Plan zu thun ist, der ihr zum Grunde liegt, der muß über die Gränzen des sogenannten hellen Feldes historischer Thatsachen in die äußerste Region der Vorgeschichte zurückgehen, wo der rothe Faden des Verständnisses beginnt, der sich mehr oder weniger verborgen durch das ganze, vielfach verschlungene Gewebe der Weltgeschichte hindurchzieht und dessen innern Zusammenhang bedingt.

Aber um nicht auf diesem Ferngebiete in ein Gewirre allseitig sich widersprechender Meinungen und Annahmen zu gerathen, darf man die Leuchte mitzunehmen nicht vergessen oder verschmähen, die uns das Wort der ewigen Wahrheit in der ersten mosaischen Urkunde an die Hand gegeben hat, deren sichtende Eröffnungen, so wie sie an sich dem Glauben vollgenügen, so nun mehr und mehr auch von der Wissenschaft angenommen und gerechtfertigt werden, welche durch ihre rascheren Fortschritte auf dem Gebiete der Erfahrung immer größere Beiträge zur Enträthselung des Sinnes abgiebt, der in den einfachen und doch ebenso erhabenen als tiefen Worten der Genesis liegt.

Sagte doch der berühmte Naturforscher Cuvier, daß sich die Genauigkeit der mosaischen Kosmogonie mit jedem Tage mehr in einer bewunderswürdigen Weise bestätige. Ebenso kannten weder „die Väter der Astronomie", Copernikus, Keppler und Newton, noch kennen die großen Astronomen der neuern Zeit einen Widerspruch zwischen ihrer Wissenschaft und der Offenbarung. Desgleichen haben mehrere der vorzüglichsten lebenden Naturforscher, darunter ebensowohl Geologen als Geognosten, und insbesondere einer der berühmtesten Chemiker unserer Tage, die Übereinstimmung ihrer Wissenschaft mit dieser schriftlichen Überlieferung bezeugt. Ja der neueste Paläontologe (Andr. Wagner) weist nach, „daß alle aus dem Bereiche der Naturwissenschaften hergenommenen Angriffe auf die Genesis durchaus ohne Grund und Halt sind, daß im Gegentheil zwischen den sicher und feststehenden Ergebnissen der Naturwissenschaften und der mosaischen Schöpfungsurkunde die vollständigste Harmonie stattfindet". Nicht weniger häufen die Forschungen der Linguistik und Ethnographie, sowie die nun täglich fortschreitenden Entdeckungen der Archäologie des Orients, Beweise auf Beweise für die Wahrheit der in jenen heiligen Urkunden verzeichneten Thatsachen.

Die Darstellung der Hauptmomente dieser geoffenbarten Urgeschichte der Welt und der Menschheit mag daher zugleich als eine Einleitung in die eigentliche Geschichte, zu deren innerstem Heiligthume überhaupt ja das gesammte

Buch der Bücher den einzig echten Schlüssel giebt, um so mehr gelten, als sich an eben jene Hauptmomente von selbst und in der natürlichsten Ordnung die Entwicklung der wesentlichsten historischen Vorbegriffe knüpft, die mit jenen zugleich gegeben sind.

Da aber auf diesem Gebiete alles Anfangs Geschichte und Religion noch ineinander verwachsen sind, so kann auch die Darstellung, selbst nur der wesentlichsten vorhistorischen Momente, sich der unmittelbaren Berührung der ethisch-religiösen um so weniger entschlagen, als überhaupt die ganze Weltgeschichte ohne das ethisch-religiöse Element der eigentlichen Seele entbehren würde.

Und so wie der Naturforscher und Naturbetrachter, welcher schon in der stummen Bilderschrift der Natur die Weisheit und Wahrheit ihres und seines Schöpfers erkennt und dadurch nur um so größeren Antrieb fühlt, mit seinen Forschungen und Betrachtungen nicht nur bis zu den räthselhaften Nebelsternen und „fernsten Ballungen der Materie" zurückzugehen, sondern auch in Betreff des Ursprungs aller Dinge das Wort der Offenbarung zu befragen: so mag es noch mehr dem Geschichtsforscher und Geschichtsbetrachter geziemen, die Gänge und Thaten Gottes, die er in den redenden Zeugnissen der Weltbegebenheiten entdeckt, bis auf die äußerste erkennbare Spur zu verfolgen, die ihm das älteste und schon durch seine Einfachheit beglaubigteste Document bietet, das wir besitzen.

1. Kapitel. Urstand der Menschen.

1. Schöpfung. Paradies.

Wenn Gott „spricht, so geschieht's; wenn er gebeut, so steht's da": und so hat denn aus Gottes freiem Willen durch sein ewiges Wort die Welt, dieses Werk seiner herrlichen Macht, wie seiner liebenden Herablassung, ihren Anfang genommen. Und so wie die Schöpfung nicht aus einem ewigen Urstoff, überhaupt nicht aus einer Naturursache, sondern aus dem freien, die Natur und ihre Ursächlichkeit erst begründenden Willensact des Schöpfers hervorgieng, ohne ein nothwendiger oder ewiger Ausfluß seines Wesens zu sein und ohne zu seiner Vollkommenheit etwas hinzuzuthun: so ist auch ihre Erhaltung und Regierung einzig und allein das fortgesetzte Werk seines lebendig freien Willens, ohne in irgend einer Weise ein zufälliges zu sein.

Die Welt, als solche, aber hat sich als Himmel oder überirdische Welt mit den verschiedenen Stufen ihrer geistigen Wesen, und als Erde mit den verschiedenen Ordnungen ihrer Geschöpfe dargestellt, ohne daß irgend eine dieser Stufen oder Ordnungen aus der andern hervorgegangen wäre, während innerhalb jeder Ordnung das Leben in fortgehender Entwicklung und Bewegung begriffen ist.

Nachdem die Offenbarungsurkunde zuerst der Schöpfung des Himmels und der Erde im Allgemeinen Erwähnung gethan, fügt sie den Bericht über die Erdentwicklung an, welche in sechs Tagewerken vor sich gieng. — Von der Schöpfungsgeschichte giebt es unter den Exegeten zwei verschiedene Ansichten. Die eine Auslegung bezieht diese sechs Tagewerke auf die

ursprüngliche Schöpfung des ganzen, Himmel und Erde umfassenden Universums; die andere bezieht dieselben einzig auf die nachfolgende weitere Entwicklung des ursprünglich mit dem Universum schon geschaffenen, aber später erst für den Menschen ausgebauten und eingerichteten Erdkörpers. Beide Auffassungen werden von einer das Bibelwort mit Ehrfurcht betrachtenden Naturforschung unterstützt.

Beide Auslegungen mit der sie begründenden Naturforschung gehen von einem Zustande der Erde aus, den die Bibel mit den hebräischen Worten tohu va-bohu, wüste und leer, bezeichnet: nur verstehen die einen unter tohu einen verwüsteten Zustand, d. i. einen Zustand, der aus einem vorher blühenden in einen wüsten übergegangen sei, und stützen sich auf Jes. 34, 11 und Jerem. 4, 23, in welchen beiden Stellen von Verheerung einer zuvor blühenden Stätte die Rede ist, — wogegen aber die Andern bemerken, daß das Wort tohu in 5. Mos. 32, 10, in Hiob 6, 18 und in Jes. 44, 9 auch von Dingen gebraucht wird, welche keine Beziehung auf einen vorher besser oder schöner geordnet gewesenen Zustand zulassen, so daß also in dem Worte tohu (das man auch dem Chaos, dem Chaotischen, gleichgestellt) nicht nothwendig der Begriff der Unordnung oder Verheerung liege, folglich die weitere Entwicklung und Ausgestaltung der Erde nicht gerade aus der Zerstörung einer früher bestandenen Ordnung hervorgegangen sein müsse.

Diejenigen nun, welche das tohu mit verwüstet oder wüste geworden erklären, bringen das in andern Stellen der heil. Schrift angegebene Factum vom Falle Lucifers und eines Theiles der Engelwelt in Verbindung mit einem dadurch entstandenen Verfalle des vorher in schöner Vollendung dagewesenen Erdkörpers in einen verwirrten, ungeordneten Zustand, — eine Verbindung, die freilich durch keine Stelle der heil. Schrift gesichert ist.

Jedenfalls aber nimmt die den Bibeltext ehrende Naturforschung bei beiden Auslegungsweisen das tohu als ein Postulat, d. h. als eine wissenschaftliche Voraussetzung an. Sodann erkennt sie für die Entwicklung der Erde aus dem Zustande des tohu auch sechs Perioden an, nimmt aber mit Rücksicht auf die erstere Exegese, bei welcher die sechs Tagewerke von der Schöpfung des ganzen Universums gelten sollen, für die drei ersten Schöpfungstage ein längeres Zeitmaaß als einen vierundzwanzigstündigen Tag in Anspruch, wozu sie sich schon aus dem Grunde berechtigt glaubt, weil die Lichtkörperwelt erst am vierten Schöpfungstage geschaffen worden, folglich das jetzige Zeitmaaß auf die drei ersten Tage noch nicht angewendet zu werden brauche und ohnedieß „vor Gott Tausend Jahre wie ein Tag" wären.

Die sechs Tagewerke rechtfertigt sie alsdann auf folgende Weise:

Im **ersten Tagewerk** tritt das Licht und seine Scheidung aus der finstern Masse auf, das Urlicht nämlich, das nicht durch die Sonne bedingt, sondern ursprünglich ist, und nach Choulant u. A. (als elementarer Lichtäther) allem Geschaffenen inne wohnt und aus ihm entwickelt werden kann; — jenes Licht, das als „das belebende Medium zur Durchführung der Bildungsprozesse der Erde und der ganzen Sternenwelt, sowie als Vorbereitung für die am dritten Tag auftretende Pflanzenwelt" nöthig war.

Im **zweiten Tagewerk** setzte sich mittels der Einwirkung dieses Lichtäthers die Scheidung der chaotischen Masse fort, indem sich die tellurische oder untere Sphäre von der siderischen oder obern Sphäre vollständig von einander trennen. Als Scheidewand zwischen beiden flüssigen Massen bildet sich am zweiten Tage die Veste oder das Firmament heraus. Im Grundtext heißt dieses Wort rakiah, was Ausdehnung (Expansion) bedeutet. Diese Veste, welche zwischen den obern und untern Wassern begründet und als Himmel bezeichnet wird, fällt also in die Mitte zwischen beide Sphären und kann demnach nichts Anderes sein, als das expansible gasförmige Fluidum, das nach seiner obern, siderischen Richtung mit dem Namen Äther oder sichtbarer Himmel, nach seiner untern, tellurischen Richtung aber mit dem Namen Atmosphäre bezeichnet wird, in welcher letztern die Wolkenbildung vor sich geht und welche für die nun folgende Pflanzenwelt nothwendig war.

Im **dritten Tagewerk** geht überhalb der bis dahin zu Stande gekommenen innern Gebirgsbildung die Scheidung des Landes und Wassers, d. h. das Zurücktreten des Was-

sers in Meerbecken und Flußbette und das Hervortreten der trocknen Landoberfläche vor sich; und nach Vollendung der Bildung des Erdkörpers und seiner Oberfläche mit ihren Gebirgen, also nach dem Abschluß des aus dem Wasser (folglich primitiv nicht durch Feuer) gebildeten anorganischen Reichs tritt das organische Reich unserer jetzigen Pflanzenwelt, und zwar gleich in ihren niedrigsten wie in ihren höchsten Bildungen auf, um der nachfolgenden Thierwelt die Nahrung zu bieten.

Die in diesen drei Urperioden der Erde vorgegangenen Scheidungen begründet Andreas Wagner in seiner Geschichte der Urwelt, und das Ergebniß dieser Begründung ist im Allgemeinen kurz folgendes:

Als die chaotische Masse, d. i. der vermittelst des Wassers theils festweiche (amorphische), theils flüssige (aufgelöste) Zustand der Erde, angeregt durch die Kraft des schöpferischen Wortes, anfieng sich zu scheiden und Amorphisches sowohl, als Flüssiges sich zu krystallisiren begann, da gestalteten sich auf chemischem Wege in allmähliger Reihenfolge die Grundlagen von vielerlei geognostischen Formationen". Ein Theil derselben, nämlich die Primär- oder Ur- und Trappgebirge, vermochte „den in ihm schlummernden Keim organischer Lebenselemente nicht zu entwickeln", weßhalb sich in ihnen keine Versteinerungen oder sonstige fossile organische Reste finden. In einem andern Theile jener geognostischen Formationen, nämlich in den Secundär- oder Übergangs- und Flötzgebirgen und in den auf sie folgenden Tertiärgebirgen, waren „alle zur Bildung organischer Wesen günstige Bedingungen vorhanden, so daß gleichzeitig mit der Entfaltung der unorganischen Gebilde ein buntes Gewimmel organischer Formen entstand, eben so vielfach, als es die Grundlagen (d. h. die Gebirgsformationen) selbst waren, aus deren Schooß sie hervorgiengen".

Als sodann die verschiedenen Gebirgsformationen als Schichten sich ablagerten, so schloßen zugleich die an sie gebunden gewesenen urweltlichen Organismen ihre Lebensdauer, weßhalb diese jetzt, in jenen Formationen eingeschlossen, als fossile Reste einer Flora und Fauna (Pflanzen- und Thierwelt) der Secundär- und nachher der Tertiärperiode — in welcher letztern erst die warmblütigen Thiere vorherrschend auftraten — noch heute gefunden werden.

Die Entstehungsweise dieser urweltlichen Thier- und Pflanzenreiche war aber von andern Gesetzen bedingt als die sind, welche den gegenwärtig lebenden Organismen zum Grunde liegen: denn jene waren „die unmittelbaren Ausgeburten einer Schöpferkraft, welche bei jedem Pulsschlag ihres Bewegens eine Fülle des mannigfaltigsten Lebens über die Sichtbarkeit ergoß".

Es ist demnach der Pflanzen- und Thierwelt, welche von der zweiten Hälfte des dritten Tagewerks an in das Leben tritt, eine frühere, mit der Gebirgsbildung gleichzeitige, vorangegangen, deren seltsamen Formen wir gegenwärtig bloß „in Gebirgsschichten", also nur „im versteinerten Zustande begegnen", und zu deren Bildung es nur des Lichtäthers bedurfte, der vom ersten Schöpfungstag an die Bildung der Erde fördern half. Das Dasein jener frühern Thier- und Pflanzenwelt erlosch mit der Vollendung der „Landbildung", um einer neuen, mit dem „Segen der Forterhaltung" begabten Thier- und Pflanzenwelt Platz zu machen. Weil nun jene untergegangene Pflanzen- und Thierwelt der Secundärperiode nicht zur Forterhaltung bestimmt war, so wird ihrer in der Genesis, die ja keine ausführliche und wissenschaftliche Kosmogonie geben will, nicht gedacht, sondern nur der zweiten und bleibenden erwähnt, die allein mit dem Menschen, als dem Haupte der Schöpfung, in Verhältniß zu treten bestimmt war. — (Den Untergang dieser tropischen Thiere und Gewächse erklärt man sich durch die Annahme von einer ursprünglich allgemein über den Erdkörper verbreitet gewesenen tropischen Wärme und einer allmähligen Abkühlung derselben. Aus der innern Erdwärme zu schließen, war diese tropische Wärme „eine Folge offener, Wärme ausströmender Klüfte in der neu erhärteten oxydirten Erdrinde. Diese Wärme erinnert an einen Zustand, in welchem die Wärme des Luftkreises mehr von diesen Ausströmungen (von der Reaction des Innern gegen das Äußere), als von der Stellung des Planeten gegen einen Centralkörper (die Sonne) bedingt ward". S. Alexander v. Humboldt's Kosmos I. S. 27. Denn bei

der Bildung der Erdoberfläche hat vorzüglich die plutonische Macht, d. i. die im Innern des Erdkörpers verborgene Feuerkraft gewirkt. Am stärksten trat diese Wirkung in den Hebungen der Continentalmasse hervor. Die verschiedenen Bergsysteme, welche übrigens verschiedenen Altersperioden der Erde angehören, sind Ergebnisse jener plutonischen Macht, die noch jetzt beständig thätig ist und gewaltige Revolutionen hervorbringt, wie wir an den Erdbeben, Landhebungen, neu entstandnen Ausbruch-Inseln u. s. w. wahrnehmen.)

Im **vierten Tagewerk** kommt die obere, siderische Sphäre durch Scheidung ihrer Gegensätze zur Entwicklung, und es coagulirten (concentrirten) sich aus dem schon vorhandenen Lichtäther gesonderte Lichtkörper, „Lichtträger" (wie noch jetzt nach Herschel sich Sterne aus einem leichten ätherischen Nebel zu bilden scheinen), theils mit einer eigenen, uns unbekannten Bestimmung, theils um zugleich für die Erde durch ihr eigenes oder geborgtes Licht und durch ihren festen, geregelten Gang als „Zeitmesser" zu dienen.

Im **fünften Tagewerk**, nach vollendeter Scheidung aller Gegensätze in der siderischen und tellurischen Sphäre sowohl, als auch auf dem Erdkörper selbst, dessen Oberfläche nun mit Vegetation überdeckt war, begann die jetzige, zum Fortbestehen geeignete Thierwelt ins Dasein zu treten, und zwar füllte sich zuerst das Wasser und die Luft mit Thieren, worauf sodann im **sechsten Tagewerk** zuerst die Thierschöpfung durch Bildung der ungeflügelten Landthiere in einer Weise vollendet wurde, daß in jedem der drei Thierreiche die unvollkommensten, wie die höchsten Typen gleichzeitig auftraten. Den Schluß der Schöpfung machte die Bildung des Menschen. (Siehe Näheres hierüber A. Wagner's Urwelt; vergl. mit Kurtz Astronomie und Bibel.)

Kann nun nach diesem Ergebniß naturwissenschaftlicher Darstellung bei den drei letztgenannten Tagewerken das jetzige Zeitmaaß eines Tages ohne Zwang für die Wissenschaft angenommen werden, so möchte wohl die Annahme dieses Maaßes auch für die drei ersten Tagewerke wenigstens durch die Beobachtung erleichtert werden, daß chemische Reactionen, Niederschläge und Ablagerungen oft ganz plötzlich geschehen, und überhaupt die ganze uns umgebende Natur „Denkmale genug von einer auf Einmal ganz und ungetheilt wirkenden Schöpferkraft" aufzuweisen hat, — zu geschweigen, daß dem schaffenden Gott nichts unmöglich ist.

Nachdem wir nun die eine exegetische Anschauungsweise gebührend dargelegt haben, wollen wir nun auch den Gang der andern (besonders von F. E. Crüger vertretenen) Auffassung der Schöpfungsgeschichte angeben, was um so kürzer geschehen kann, da die meisten Momente des soeben angegebenen Entwicklungsprozesses auch hier ihre Anwendung finden. Nach dieser Ansicht, welche davon ausgeht, daß der tohu-Zustand der mit der ursprünglichen Schöpfung des Himmels gegründeten Erde ein äußerlich noch lebensleerer, öder und dunkler war, ist zwischen der Zeit der Urgründung der Erde bis zu der Zeit des Sechstagewerks, darin sie für den Menschen zugerüstet werden sollte, ein langer, Jahrtausende umfassender Zeitraum verflossen, während dessen alles das vorgehen konnte, was die obenerwähnte Naturforschung in Bezug auf Gebirgsformationen und die an dieselben gebundenen und in sie eingeschlossenen organischen Formationen beigebracht hat. Alle anderen Weltkörper mit ihrem Lichtglanz und ihren Bewohnern waren schon vollendet, als das Wort: „Es werde Licht!" an die wüste und leere Erde ergieng, welche nun in stufenweisem Fortschritt der auch ihr bestimmten Herrlichkeit entgegenreifen sollte. Gott hätte zwar die Erde auch gleich so vollendet hinstellen können wie den Himmel, aber er wollte die Erde allmählig „von der Lichtlosigkeit zur Lichthelle, vom Mangel lebendiger Wesen zum Reichthum ihrer Fülle" entwickeln.

Was die Erde zur Lebensentfaltung brachte, war der allmächtige Schöpfergeist Gottes, der so undenklich lange auf dem die ganze Erde bedeckenden Wasser still schaffend schwebte und und gleichsam brütend ihre Lebenskeime anregte, bis sie zuletzt in den Werken der sechs Tage aus dem Verborgenen hervortraten. „Mit dem ersten an die Erde gesprochenen Worte

tritt sie in das Reich der sichtbaren Körperwelt ein und mit dem ihr ertheilten letzten Segen geht sie aus Gottes Schöpferhand hervor, um durch seine erhaltende Thätigkeit fortan zu bestehen". Daß über die Vorgänge, welche in der Erde und um die Erde her vor dem ersten Tagewerke Statt fanden, die Offenbarung schweigt, kommt daher, weil sie nur religiöse, nicht wissenschaftliche Aufschlüsse geben will.

Das im ersten Tagewerk erwähnte Licht fieng auf das an die Erde gesprochene Machtwort Gottes an, aus der Finsterniß der Erde hevorzuleuchten. Es war dieses Licht vorher in der Erde verborgen und vom Sonnenlicht noch unabhängig. Haben wir doch auch in unserm Nordlicht noch eine von der Erde ausgehende, vom Wechsel des Lichts und der Finsterniß unabhängige Lichterscheinung, von der Alexander v. Humboldt sagt: „Was diesem Phänomen seine größte Wichtigkeit giebt, ist die Thatsache, daß die Erde leuchtend wird, daß ein Planet außer dem Lichte, welches er von dem Centralkörper, der Sonne, empfängt, sich eines eigenen Lichtprozesses fähig zeigt. Die Intensität des Erdlichts übertrifft bei dem höchsten Glanze farbiger und nach dem Zenith aufsteigender Strahlung um ein Weniges das Licht des ersten Mondviertels; bisweilen hat man (beim Nordlicht) ohne Anstrengung Gedrucktes lesen können". (Daher sehen auch Manche das Nordlicht selber als den Überrest jenes Erdlichts an, das den ersten Tag der jugendlichen Erde erhellte.)

Nachdem die Scheidung des Lichts von der Finsterniß und der Wechsel des Tags und der Nacht, welcher für Wesen, die der irdischen Ruhe bedürfen, und für eine Welt fortgehender Entwicklung nöthig war, und somit der vierundzwanzigstündige Gesammttag, welcher mit dem Abend anfieng und bis zum folgenden Abend reichte, vollendet war, erfolgte im zweiten Tagewerke die Scheidung des Firmaments oder Äthergewölbes (der rakiah = des Sich Ausdehnenden, Expansiven) in der oben schon angegebenen Weise, zur Abgränzung der irdischen Wasser von dem Dunstkreise des Gestirnhimmels, wodurch die Erde eine Welt für sich wurde.

Im dritten Tagewerk beginnt die Trockenlegung des Landes und seiner Erhebungen und Vertiefungen, und nachdem so Licht, Luft, Wasser, Erde als die vier Elemente oder Grundformen, in denen der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der irdischen Stoffe beschlossen ist, hervorgetreten waren, entfaltete sich sogleich die Pflanzenwelt, als eine höhere Lebensstufe, welche jedoch, als gewurzelt in der Erde, noch kein für sich bestehendes Dasein hat.

Im vierten Tagewerk, in der Mitte der Schöpfungswoche, wird die Erde den Strahlen der längst zuvor erschaffenen Sonne zugänglich: sie konnten jetzt erst zu ihr dringen. Die Worte: „Es werden Lichter an der Feste des Himmels", heißen im Grundtext: „Es sollen Leuchter an der Feste des Himmels sein!" Denn das Wort maor hat (als Hiphil) die Bedeutung des Leuchtenmachenden. Der Sonne und dem Monde wird nun der Dienst des Beleuchtens der Erde übertragen; sie erhalten die für die Erde dienliche und nöthige Leuchtekraft; sie werden zu Leuchtern gerade für die Erde gemacht oder zubereitet, welche bis dahin nur ihr eigenes, nicht concentrirtes, daher schwaches Licht gehabt hatte. Die Astronomie seit Herschel d. Ä. behauptet, daß der Sonnenkörper an sich eigentlich dunkel und nicht selbstleuchtend, aber von einer dreifachen concentrischen Hülle umgeben ist, davon die erste von seinem Mittelpunkt entfernteste lichtig ist, die zweite, unmittelbar unter jener Lichthülle befindliche Schicht sich als ein durchsichtiges, elastisches Medium darstellt, welches durch seine große Spannkraft jenes Lichtmeer stets in bedeutender Höhe über dem eigentlichen Sonnenkörper erhält; und daß die dritte, unter jener Schicht befindliche wolkenähnliche, oben stark beleuchtete Umhüllung einen Theil des von Oben erhaltenen Lichtes wieder in die Augen des Beobachters reflectirt und jenen aschgrauen Rand bildet, welcher auch allein zuweilen auf der Sonne gesehen wird. (Mädler.) — Diese beiden Leuchtkörper nun, die der Erde das Licht zutragen, bekamen somit in diesem Tagwerke die Bestimmung, sowohl auf der Erde Tag und Nacht zu scheiden, als auch für sie Zeichen oder Hinweiser auf bestimmte Natur- und Gnadenzeiten (Tage und Jahre für natürliche und für heilige Zeiten) zu sein. Vor dem vierten Schöpfungstage hatte das Licht

der Sonne noch nicht zur Erde gelangen können, weil die Erde noch nicht für die Wirkungen desselben empfänglich war (so wenig ein Ton da vernommen wird, wo keine Luft ist).

Nach den Schöpfungen des fünften und sechsten Tages, wobei der Mensch, für welchen die Erde ihre Zubereitung erhalten hatte, den Schluß machte, heißt es (nicht bloß, wie das bei den einzelnen Schöpfungstagen der Fall war: und siehe „es war gut", sondern): „und siehe, es war sehr gut!", d. h. es stimmte in der Ausführung mit dem zuvor gefaßten Rathschlusse Gottes vollkommen überein. „Ist schon jeder einzelne Theil der Schöpfung an sich gut und ohne Tadel, so erscheint doch alle Schönheit der Theile viel herrlicher an dem Ganzen, als an einem Theile".

Und nun schließt die große Schöpfungswoche mit dem „Schöpfungssabbath". Die Geschöpfswelt ist am siebenten Tage vollendet: es ist dieß der Tag der göttlichen Ruhe, darin Gott aufhörte, Neues zu schaffen, und anfieng, das Geschaffene zu pflegen in und mit der Hand seiner göttlichen Erhaltung und Regierung; der Tag der seligen Ruhe, aus der zugleich fort und fort die Ströme seiner Seligkeit übergehen auf die Erdenwelt, und vor Allem auf den Menschen, als auf das Geschöpf seiner besonderen Liebe. Und dieses Ruhen Gottes in seinen Werken ist zugleich ein Ruhen seiner Werke in Ihm; des Schöpfers Seligkeit beseligt auch seine Geschöpfe, vor Allen den Menschen, der ihn deßhalb preis't und sich in den Reichthum seiner Seligkeit hineinziehen läßt. Darum segnete Gott den siebenten Tag und heiligte ihn, d. i. sonderte ihn von den übrigen Tagen aus zu einem Gedenktag an seine selige Ruhe, sowie zu einem Vorschmack jener ewigen Ruhe, die für sein Volk noch vorhanden ist. Die Heiligung des Sabbaths oder Ruhetags trat aber für den Menschen nicht als ausdrückliches **Gebot** auf, eben so wenig als das Gebot des Gebetes, der Liebe, der Gerechtigkeit, weil sich Lob Gottes, Gebet, Liebe, Gerechtigkeit als freiwillige Früchte des Glaubens zeigen sollten.

So stimmen denn beide hier dargestellte exegetische und naturwissenschaftliche Auffassungsweisen der Schöpfungsgeschichte überein, wenngleich Buckland, Marcel de Serres, Rougemont, Schubert, Fuchs, A. Wagner, Kurtz, Delitzsch, Pfaff, Crüger u. A. im Einzelnen von einander abweichen. Genug, daß in der Hauptsache zwischen der Naturwissenschaft und dem mosaischen Schöpfungsbericht kein Widerspruch besteht, und daß das, worin alle diese Forscher übereinstimmen, keine Speculation ist, sondern, daß es an der Erfahrung (der wissenschaftlichen Empirie) seine feste Stütze hat. Im Übrigen will die heil. Schrift nirgends ein wissenschaftliches System geben.

Unter allen Geschöpfen der Erde ist von Gott der Mensch am höchsten bevorzugt worden. Der Leib oder das edel-animalische Wesen desselben wurde durch Gottes Allmachtshand aus (den feinsten Elementartheilen der) Erde gebildet und durch Gottes Hauch zum lebendigen Dasein geweckt, so zwar, daß der Mensch — nicht wie das Thier, aus zwei, noch dazu unvollkommenen Wesensbestandtheilen, sondern — aus drei in sich vollkommenen und auf's innigste vereinigten Theilen, nämlich aus dem durch aufrechte Stellung und Schönheit vollkommenen Leib, aus der höhern, in Gefühlen und Neigungen sich äußernden, den Leib belebenden Seele und dem Gott- und selbstbewußten Geist — zu Einer lebendigen Persönlichkeit und in diesem dreieinigen Organismus nach (in und zu) dem Bilde Gottes geschaffen ward, also Gottes Ebenbild oder Gleichniß darstellte.

So wie das hebräische Wort Adam (das mit dem hebräischen adamah, Erde, gleichwie das lateinische Wort homo, Mensch, mit humus, Erde, zusammenhängt) sinnvoll auf den Stoff deutet, aus welchem des Menschen Leib geschaffen ist: so bezeichnet das deutsche Wort Mensch (altdeutsch: mennisko; altnordisch: manneskja; gothisch: mannask) gleich dem la-

teinischen mens, sammt dem aus derselben Wurzel stammenden manushja (von manas, Geist) der Sanskritsprache und dem mashja der Zendsprache, den vernünftigen, denkenden Geist. Der Unterschied zwischen Seele und Geist in der Dreieinheit dessen, was den ganzen Menschen ausmacht, drückt sich auch in den ausgebildetsten Sprachen bestimmt aus. So heißt Seele im Hebräischen nephesch (auch neschamah), im Lateinischen anima, im Griechischen ψυχή; und Geist (als Hauch aus Gott) im Hebräischen ruach, im Lateinischen spiritus, im Griechischen πνεῦμα. Daß sowohl das Wort Seele, als auch das Wort Geist öfters für den ganzen innern Menschen (als Gegensatz zum äußern) gebraucht wird, thut jener Dreiheit von Leib, Seele, Geist, welche die heilige Schrift, wie das ganze Alterthum kennt, keinen Abbruch. Treffend unterscheidet auch Plato, sowie Aristoteles, das, „was die Seele durch den Geist ist, von dem, was sie, entgegengesetzt, in ihrer bloßen Richtung auf das Leibliche ist". (S. Schubert's Geschichte der Seele, S. 707.) — Nach Seele und Leib gehört der Mensch der Natur (ihrer animalischen Seite) an; nach dem in seiner Seele wohnenden und sie erfüllenden gottähnlichen Geiste ist der Mensch über die Natur erhaben und göttlichen Geschlechts. Durch diese Doppelstellung ist der Mensch „das Mittelglied zwischen Gott und Natur". Der dem Menschen eingehauchte göttliche Lebensodem „verklärte die menschliche Natur und prägte ihr das göttliche Ebenbild ein".

Wegen dieser dem Menschen anerschaffenen Ebenbildlichkeit Gottes war sein Leib, als eine geheiligte Behausung des Geistes Gottes, ursprünglich bestimmt, weder durch ein Gebrechen entstellt, noch von Schwachheit befallen, noch vom Tode berührt zu werden, wiewohl ihm vermöge des Staubes, aus dem er geschaffen, auch die Möglichkeit zu leiden und zu sterben anhaftete; — seine Seele war ursprünglich sündlos, rein von unordentlichen Trieben und Begierden, nur geneigt zum Guten und offen für den Einfluß göttlicher Liebe, wiewohl behaftet mit der Möglichkeit, zu sündigen; — sein Geist begabt mit der, eine immer höhere Entwicklung in sich schließenden Fähigkeit, nicht nur die innern Eigenschaften der natürlichen Dinge wahrzunehmen, sondern auch das Göttliche freibewußt zu erkennen und, vermöge der lebendigen Gemeinschaft mit ihm, auch das Leibliche und Seelische zu sich hinaufzuziehen (es zu durchgeisten), wiewohl der Möglichkeit ausgesetzt, selber in den Dienst des Leiblichen und Seelischen herabgezogen zu werden.

In diesem Stande kindlicher Unschuld, welche ohne die Erkenntniß des Gegensatzes von Gut und Bös war, aber allmählig zur bewußten Heiligkeit heranreifen sollte, fühlte der Mensch in seinem Sein sich nur in Gott, wollte freiwillig nur was Gott wollte, erfaßte ihn unmittelbar in seinem Wesen und stand so — eben durch die Liebe, dieses „Band der Vollkommenheit" — in dem vertrautesten Umgang, in unzertrennbarer und ungehemmter Gemeinschaft mit und zu ihm.

In Folge dieser göttlichen Ebenbildlichkeit war der Mensch zum Herrn und Haupt der Erde bestimmt, welche für ihn zum „Eden", d. i. zum wonnigen Wohnplatz geschmückt war, und die er, obwohl sie besitzend und beherrschend, doch nicht in Unthätigkeit genießen, sondern „Eden bauen und bewahren" sollte: so daß seine doppelte Urbestimmung, nämlich „Gott priesterlich zu dienen und die Erde königlich zu beherrschen", sich schon im Paradiese in einem durch die freiwillige Lust der Liebe vermittelten Gegensatze von Gehorchen und Herrschen, von Beten und Arbeiten, ja — in Bezug auf den in des Gar-

tens Mitte gepflanzten Baum — im Genießen und Entsagen bestehen sollte. Denn in dem Garten Edens war dem Menschen jeder Genuß verstattet, selbst der vom „Baume des Lebens“; nur von dem „Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen“ (so benannt von dem Erfolg des Genusses und von der Absicht Gottes damit) war ihm zu genießen verboten, und auf die Übertretung dieses Verbotes der Tod gesetzt.

Die nähern Bezeichnungen des „im Eden“ gelegenen „Paradieses“ deuten auf die nördliche Hälfte unseres Planeten, als die begünstigteste, und zwar auf das westliche Hochland von Asien hin, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß überhaupt von der frühesten (vorsündfluthlichen) Erdoberfläche, geschweige vom Paradiese, keine Spur mehr vorhanden ist. Die vier Paradiesesflüsse: Pison (eig. Pishon), Gihon (Gichon), Hiddekel (aramäisch: Diglat) und Phrat deuten Manche auf die Quellgegenden des Indus, des Oxus (sanskr. Dsjihun, jetzt Amu), des Tigris und des Euphrat, wie sie waren, ehe noch die große Fluth dem Boden jener Länder die jetzige, rauhe Gestalt gab. — Andere verstehen unter den beiden ersten Flüssen verschiedene andere Flüsse. Gewiß wird man mit E. Bertheau wenn auch nicht den Pishon für den Ganges und den Gihon für den Nil, doch den Grundsatz dieses Forschers gelten lassen können, daß man bei Ermittlung dieser Angaben der Genesis die gegenwärtigen geographischen Kenntnisse ganz bei Seite lassen und sich vorzüglich an die nachweisbar ältesten Anschauungen von der Oberfläche der Erde und der geographischen Vertheilung ihrer Länder, Meere und Flüsse halten müsse. Jedenfalls soll durch jene Stelle der Offenbarung (wie Kurtz gut bemerkt) nur die Lage des Paradieses, wie sie sich dem geographischen Wissen jener Zeit aus dieser Beschreibung ergab, nicht aber dieses geographische Wissen selbst beglaubigt werden.* Für uns ist es ausreichend, mit Bertheau, Karl v. Raumer und Roland anzunehmen, daß das armenische Hochland die meisten Ansprüche habe, durch jene Schilderung der mosaischen Urkunde bezeichnet zu sein.

Einige alte Sagen verlegen die ursprüngliche Heimath unseres Geschlechts in den Norden, und einige Neuere glaubten, sie in die Nordpolargegend versetzen und eine nachher erfolgte veränderte Stellung der Erdachse annehmen zu sollen, die ursprünglich auf der Ebene der Erdbahn aufrecht gestanden sei. Dagegen aber zeugen die Berechnungen unserer Astronomie. Denn „die Stellung der Erdachse hängt mit den übrigen Verhältnissen unseres Planeten zu der Sonne und zu andern Weltkörpern unseres Planetensystems zu genau zusammen, als daß man eine große Veränderung jener Stellung seit etlichen Jahrtausenden wahrscheinlich finden könnte“. Auch die Abplattung der Erde bei den Polen steht der Hypothese einer Veränderung der Erdachse entschieden entgegen. — (— Nach Mädler vermögen die im Sonnensysteme wirksamen Kräfte keine Änderung in der Erdlage hervorzubringen, so etwa, daß ein Komet entweder durch seine Masse oder durch seine Geschwindigkeit auf den Erdkörper eindringen und dadurch der Erdachse eine andere Stellung geben könnte; auch die wirklich vorkommenden und constatirten ganz geringen Veränderungen, die in sehr langen Perioden allmählig erfolgt sind und wohl noch erfolgen werden, können auf die Naturbeschaffenheit des Erdkörpers keinen Einfluß üben, der etwa das Vorkommen von Pflanzen und Thieren in Gegenden, wo sie jetzt nicht mehr gefunden werden, erklären könnte. Überhaupt läßt sich (diesem Forscher nach) eine Änderung der Erdachse nicht denken ohne eine entsprechende Änderung des Schwerpunkts der Erde, die nur eintreten könnte, wenn die Vertheilung der Masse nach den verschiedenen Richtungen hin eine andere würde, als sie jetzt ist, was für die Wissenschaft undenklich sei.)

In dem Verbot, von dem Erkenntnißbaume zu essen, liegt nicht etwa die Andeutung, als ob der Mensch, als Ebenbild Gottes, zur Erkenntniß des Guten und Bösen, d. i. zum Bewußtsein der Freiheit des Willens (die in der Übereinstimmung desselben mit dem heiligen Gotteswillen liegt) gar nicht hätte kommen sollen: er sollte zu diesem Ziele nur nicht auf einem Irr- und Abwege, sondern auf dem rechten Wege gelangen. Der rechte Weg

dazu war aber kein anderer, als der: „durch das Verbot den Reiz zum Bösen zwar kennen zu lernen, aber ihn standhaft zu überwinden", wie nachher Christus aus Liebe die Wiederherstellung des Verlornen übernahm und durch freie „Überwindung aller Reize zum Bösen aus dem Stande der Versuchung (d. i. der Möglichkeit des Sündigens) in den Stand der göttlichen Vollendung übergieng". So aber betrat Adam den Irrweg, der in der Verwechslung der wahren Freiheit mit der Wahlfreiheit bestand, d. h. mit der Freiheit, „sich in jedem Augenblick nach eigenem Belieben zu bestimmen", anstatt sich „ohne Reiz zum Bösen frei nach Gottes Gesetz" zu richten. Hätte er sich dieser Überwindung unterzogen und lieber von dem Baume des Lebens gegessen, so wäre ihm der anerschaffene Zustand der Unschuld und Heiligkeit unverlierbar gewesen und er hätte sich zu immer höherer Lebensherrlichkeit entwickelt.

2. Das Vorrecht der Sprache. Stiftung des Ehestandes.

Als der erste Mensch geschaffen und in Eden versetzt war, so sollte dort nicht nur eine edlere, seiner Organisation gemäßere Vegetation als welche den bis dahin geschaffenen (und wohl noch gleichzeitig in der Fortentwicklung begriffenen) Landthieren zum Unterhalt genügte, seine Nahrung bilden, sondern es wurden daselbst nun auch die zu seinem Umgang und Dienst tauglicheren, ihm also angemesseneren Thierarten (die wohl auch den Beschluß der ganzen Schöpfung machten) zu ihm gesammelt.

Die dem Menschen in Eden zugeführten und zunächst für ihn geschaffenen Thiere sind von den „Thieren des Feldes", d. h. von den außerhalb Eden auf der übrigen Erdoberfläche befindlich gewesenen Thieren wohl zu unterscheiden. Es sind jene die Stammältern aller unserer noch existirenden Landthiere, während die meisten, außerhalb dieses Verbreitungsgebietes hausenden Arten nachher in der Sündfluth ausgerottet wurden; wie denn die aus der Diluvialzeit herrührenden fossilen Thierüberreste, von denen unten im Kap. 3, 2 die Rede sein wird, gar sehr verschieden sind von unsern jetzigen mit dem Menschen über die Fluth herübergeretteten Thieren, die alle sammt jenen edleren Nutzpflanzen aus Mittelasien stammen. (Vergl. Wagner a. a. O.)

Bei der Vorführung der Thiere vor Adam sollte er ihnen Namen geben oder (wie ein Ausleger treffend sagt) „die in den Geschöpfen ausgeprägten göttlichen Gedanken nach- und mitdenken und aus dieser Erkenntniß ihres Wesens heraus sie durch die Sprache bezeichnen". Denn jenes dritte Element, das den Menschen frei über die Triebe und Begierden der thierischen Natur erhebt, der Geist, ist es auch, der dem Menschen vor dem Thiere das Vorrecht der Sprache gab, deren Anfang in die Region des Ewigen hinüberreicht. Denn durch den Geist wurde der Mensch eine lebendige, oder nach der chaldäischen Übersetzung dieser Stelle eine „redende Seele", ein „sprechender Geist".

Die Sprache brauchte der erste Mensch eben so wenig erst zu erfinden oder nachzuahmen, als er „das Athmen" zu erfinden oder nachzuahmen brauchte: wie denn das Sprechen auch das eigenthümliche Athmen der Seele, insbesondere der in ihr freithätigen Vernunft ist und in der Menschensprache „eine Welt des Göttlichen und Geistigen abgebildet und in einen hörbaren (artikulirten) Ton" verkleidet ist. Denn die Sprache ist die dem menschlichen Geiste nothwendige Verkörperung der Gedanken, eine Verleiblichung der aus Gott

stammenden Kraft des Geistes, die in jedem Sprach-vernehmenden Geiste wieder Geistiges zu erzeugen vermag.

„Die Hervorbringung der Sprache (sagt Wilhelm v. Humboldt) ist ein inneres Bedürfniß der Menschheit, nicht bloß ein äußerliches, zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung (zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Andern zur Klarheit und Bestimmtheit bringt) unentbehrliches. — Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in ihrem ursprünglichen Berufe zu freier menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfnisse gegenseitiger Hülfsleistung beimißt und die Menschen in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann".

Die Ursprache des Menschengeschlechts war durch und durch reicher und tiefer an geistigem Gehalt und an Gedankenkraft, als es nachher die aus ihr entstandenen einzelnen, in eine sinnliche Leiblichkeit gefallenen Sprachen waren und sind, unter welchen jetzt noch die ältesten uns bekannten und der Ursprache näher stehenden Sprachen vor den spätern und neuern Sprachen neben der sinnlichen Bedeutung ihrer Worte eine „wundervoll und witzig sich anreihende übersinnliche und geistige Nebenbedeutung" haben, welche bei vielen Worten wahrscheinlich sogar „die ursprünglichere, frühere" gewesen ist. Die Namen der Dinge standen daher noch in einem viel wesentlicheren, tieferen Zusammenhange mit ihren Eigenschaften als jetzt, da die Sprache, nur durch sinnliche Mittheilung von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, der Verwandlung und Entartung unterworfen ist. „Durch solchen Gebrauch des lebendigen Odems und Wortes ward der aus Gottes Hand kommende Mensch erst im tiefsten Sinne zu einem Herrscher alles sichtbaren Lebendigen und zu Gottes wahrhaftem Gleichniß und Ebenbild". (Schubert's Gesch. d. Seele.)

Denn sowie in den indogermanischen Sprachwurzeln der Begriff Gott als Geist durch „Licht" oder „Glanz" (Himmel) bezeichnet ist, und der Begriff „Sprechen" zugleich den Sinn von „Leuchten" hat, das „Wort" also eine Ausstrahlung des Geistes, ein Licht vom Licht ist, das in jedem Vernunftbegabten wieder Licht anzünden kann: so sehen wir auch hierin das Gott-Ebenbildliche, das die Dreiheit in Gott Widerspiegelnde im Menschen. — In dieser Beziehung sagt auch Wilhelm v. Humboldt (der überhaupt über Sprache die tiefsten Aufschlüsse giebt): „Die Sprache ist das Organ des innern Seins, — ja dieses Sein selbst, wie es nach und nach zur innern Erkenntniß und zur Äußerung gelangt". — „Die Sprache ist die sich wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen". — „Die Sprache tritt zwischen den Menschen und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur". — „Die Sprache ist eine Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaßt, ohne fremde Beihülfe schöpfen läßt". — „Nur durch die Sprache erhält man einen wahrhaften Begriff von der Sache; gleich im Alphabeth beginnt die Arbeit des Geistes [nämlich die Welt für sich zu bearbeiten, sie zu seiner Welt zu machen]". — „Die Sprache ist der wirkliche Mensch [d. i. sowohl der fühlende, anschauende, in Folge der Anschauungen denkende, begreifende, als auch der zweckthätige, sich seines Zweckes und äußern Werdens bewußte Mensch]". (S. die scharfsinnigen Ausdeutungen dieser und ähnlicher Aussprüche W. v. Humboldt's in Hornay's Schrift über Ursprung und Entwicklung der Sprache. Berl. 1858.)

Durch den Anblick des in zwei Geschlechter getheilten Thieres wurde im ersten Menschen das Bedürfniß und der Gedanke einer Verbindung mit seines Gleichen erweckt, und um seinem Verlangen zu entsprechen (weil der Mensch auch in selbstverläugnender Nächstenliebe seine Gottesliebe bethätigen sollte), wirkte Gott in ihm einen außergewöhnlichen Schlaf und „baute" aus der

Seite des Mannes das Weib oder die „Männin“, welche Adam als seines Gleichen, als Halbtheil von sich erkannte, mit der er Eine Person ausmachen und die daher stets als „Gehülfin um ihn“ (wörtlich: als Hülfe vor ihm, d. i. ihm angemessen) sein sollte. Darum ist es denn auch fort und fort Bestimmung der Ehegatten, in Einheit des Herzens und Geistes durch ungetheilte gegenseitige Hingebung die Erfüllung der ihnen von Gott gesetzten gemeinschaftlichen Lebensaufgabe zu erstreben, die nur im geheiligten Ehestande, in welchem Familie, Staat und Kirche wurzeln, vollkommen gelöst werden kann.

Das „Bauen“ des Weibes aus des Mannes Seite (in welcher Bedeutung das Wort zelah in allen übrigen Stellen der heiligen Schrift allein vorkommt und womit hier überhaupt der dem Herzen am nächsten liegende Theil angezeigt werden soll) deutet auf das „ganz Einzige“ hin, das in der Verbindung von Mann und Weib unter den Menschen Statt findet. Denn die von Gott selbst eingesetzte Ehe sollte (mit den Worten eines unserer Gottesgelehrten zu sprechen) „eine Gemeinschaft des Geistes im Dienste Gottes, die Einheit von Herrschaft und Gehorsam auf der einen, und von Alles ausgleichender Liebe auf der andern Seite“ sein und in ihr „die Erziehung und Bildung der Nachkommenschaft für Gott und sein Reich, die Ordnung und Regierung des Hauses und der Erde die Hauptaufgabe“ sein. Zugleich sollte diese alles Innerliche und Äußerliche umfassende Vereinigung, wodurch Zwei für das ganze irdische Leben Eines werden, eine unauflösliche sein, so daß, „wie der Tod nur den Menschen, so auch der Tod nur die Ehe scheide“.

2. Kapitel. Verlust des Urstandes.

1. Der Fall.

Aber das Weib (Eva, auch Heva, eigentlich: Chawwah, d. i. Leben, die Mutter der Lebendigen) hatte, obgleich sie mit dem Manne die Eigenschaften und das Vermögen des Menschen vollkommen theilte, doch eine zärtere und weichere, für äußere Eindrücke empfänglichere Organisation erhalten, und bot darum der Versuchung einen leichteren Zugang, wie das noch jetzt bei dem Weibe der Fall ist, wenn sie es an Wachsamkeit fehlen läßt. Die Versuchung sollte nicht ausbleiben. Der Urheber derselben (Offenb. Joh. 12, 9; 20, 2) nahte zunächst dem Weibe, um durch ihre Täuschung die Gnadenabsichten Gottes mit dem Menschen zu vereiteln (Joh. 8, 44; 2. Kor. 11, 14; 2. Theff. 2, 9) und so erfolgte der Sündenfall.

Zuerst suchte der Versucher mit den Worten: „Ja, sollte Gott gesagt haben —?“ in ihr den Zweifel über Gottes Willen zu erregen; alsdann durch die Worte: „Ihr werdet mit Nichten des Todes sterben!“ geradezu zum Unglauben wider Gottes Wort und Wahrhaftigkeit zu bringen, und zuletzt durch die Worte: „Ihr werdet sein wie Gott!“ den Hochmuth und das selbstische Verlangen nach Gottgleichheit zu erwecken und sie so in die Sünde des Ungehorsams und der Auflehnung gegen die göttliche Rechtsordnung zu stürzen, durch welche der Versucher selbst sich den Verlust seiner ehemaligen Hoheitsrechte zugezogen hatte. (Joh. 8, 44; 1. Joh. 3, 8.)

Und das Weib glaubte den Vorspiegelungen des Verführers mehr als dem Worte ihres Schöpfers und Wohlthäters: das Verbotene erschien ihr nun trüglicher Weise als das höchste Gut; von der in ihr erregten Lust entzündet, ward der innere Abfall zur äußern That, und das Weib „nahm von der Frucht und gab ihrem Manne auch davon, und er aß“. — So war „die Sünde geboren“, und als Ursünde enthält sie auch zugleich im Keime die drei

Haupterscheinungsformen der Selbstsucht, die stets als Herrsch- und Ehrsucht, als Habsucht und als Genußsucht (1. Joh. 2, 16) sich darstellt, und aus welcher alle einzelnen menschlichen Sünden, wie Kinder einer fruchtbaren Mutter, noch heute entspringen.

Sinnig sagt eine neuere Schriftauslegung in Betreff der Verführungsgeschichte: Indem der Versucher „das dem Menschen von Gott mitgetheilte Bewußtsein, daß er für eine höhere Gottgleichheit bestimmt sei, wo er die völlige Freiheit von jeder Versuchung erlangen sollte, benutzte, um ihn durch täuschenden Schein zu blenden und die Herrlichkeit dieser Gottgleichheit ihn in der Wahlfreiheit erblicken zu lassen", — brachte er ihn zum Fall. Statt nach der wahren Freiheit zu streben, die darin besteht, daß ihn das Böse nicht einmal reizt, trachtet der Mensch auf diesem Wege nach dem leeren Schattenbilde von Freiheit, nämlich nach dem Rechte, in jedem Augenblicke unabhängig für das Gute oder Böse sich zu bestimmen, sein eigner Herr zu sein, aus eigener Erfahrung das Böse wie das Gute zu kennen, um dadurch selbständig und unabhängig von Gott wählen zu können, ohne zu bedenken, daß er nur durch die Erkenntniß und Liebe Gottes frei von der Gewalt der Sinnlichkeit ist, also dadurch allein sich und die Erde beherrscht".

Die Sünde hat demnach nicht in der Sinnlichkeit, am wenigsten im Leibe, als dem Träger und Werkzeug der Seele und des Geistes, sondern einzig und allein im Willen ihren Ursprung, oder besser gesagt, „aus dem Willen ihren Anfang genommen": denn sie ist nichts als das Streben, ohne Gott selbständig zu sein, oder die Sucht, sein eigenes Selbst dem Selbst Gottes, seinen eigenen Willen dem Willen Gottes entgegen zu setzen. Der Fall in die Gewalt der Sinnlichkeit ist nur die Folge jener Grundursache, der Selbstüberhebung, auf die sich selbst die roheste Form der Sinnlichkeit zurückführen läßt. — So hatte sich denn dem ersten Menschenpaar durch den Genuß der verbotenen Frucht erfüllt, was ihm der Versucher in böser Absicht versprochen hatte: ihre Augen wurden aufgethan, aber sie sahen nur ihre Blöße; sie erkannten zwar das Gute, aber nur in dem schmerzlichen Verlust desselben, und das Böse, aber nur in qualvoller Erfahrung desselben; — der Mensch wurde wie Gott, wurde autonom, aber diese Gottgleichheit machte ihn nicht selig, sondern er mußte sich höchst „un- und armselig" vorkommen.

Als unmittelbare Folge des Falls stellte sich nun auch sogleich der „Sünde Sold" ein: denn alsbald fühlte der Mensch seine Blöße in dem Mangel an der vor Gott geltenden Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Das Schamgefühl, als „das verkörperte Gewissen", d. i. als das erwachte Bewußtsein des verletzten göttlichen Gesetzes, hielt ihm seine Schuld vor, die Schuld des Ungehorsams nämlich, durch welchen er, der in der Erkenntniß und Liebe Gottes und im Gehorsam gegen ihn ein freier Herr der Erde zu sein bestimmt war, nun aufhörte, Herr seiner Selbst und der ihn umgebenden Natur zu sein, und dagegen der Macht seiner Triebe verfiel, gegen deren Andrang er sich fürderhin nur durch „Verdeckung der äußern Reizungen" und durch Abkehr von ihren Lockungen sollte schützen können.

Losgerissen von Gott und herausgetreten aus der Einheit des Willens mit ihm, entschwand dem Menschen augenblicklich der Frieden der Seele, und an die Stelle der heiligsten Liebe zu Gott trat nun die Furcht vor ihm und seiner Strafe, der er nun durch Flucht in die Verborgenheit zu entgehen suchte; jedoch vergebens: dem Auge des Allwissenden vermag er nicht zu entgehen, und als Gott seine Sünde an's Licht zog, konnte der Mensch sie nicht läugnen. Aber so hatte die Sünde ihn schon verderbt, daß er nicht nur sein Fliehen mit einer Lüge verbergen, sondern auch sein aufgedecktes Vergehen arglistig zu entschuldigen und durch Zurückschieben desselben auf Gott selbst zu verringern suchte.

2. Strafe und Erlösungsverheißung.

Die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes offenbarte sich nun in der auf die Übertretung gesetzten Strafe: die Erde und was an und auf ihr vorher so gut und vollkommen war, gerieth unter den Fluch, d. h. ihre Kräfte und Geschöpfe in eine gewisse Gebundenheit; der ehemalige Herr der Erde wurde abhängig von ihr; mühevolle Arbeit, Schmerzen, Gebrechlichkeit, Krankheit und Tod wurden von nun an seines Leibes Loos; alle seine Seelen- und Geisteskräfte verloren ihre vorige hohe Stärke und Klarheit: seine vorher vom Lichte Gottes erleuchtete Vernunft wurde in göttlichen Dingen getrübt und verdunkelt, und selbst in natürlichen Dingen sein Verstand von der ehemaligen Unmittelbarkeit der Einsicht auf die nur allmählige langwierige Vermittlung bruchstückweiser Erfahrung herabgestellt; sein vorher frei nur auf das Gute gerichteter Wille wurde träge und unlustig zum Guten, dagegen regsam und aufgelegt zum Bösen; sein vorher sicher und richtig treffendes Gefühl ungewiß und undeutlich; seine vorher reinen Triebe selbstisch und mehr auf das Niedrige gerichtet. — Dieser „Zug nach Unten“ ist seitdem bei dem Menschen (vor seiner Erneuerung oder Wiederkehr) „mächtiger als sein Sehnen nach Oben“: jener der Schwerkraft ähnliche Zug reißt ihn beständig und oft wider seinen Willen (Röm. 7, 18. 19) mit sich hinab zu dem, was „den Geist betrübt“ und des Lebens höchstes Gut, den Frieden, stört.

Zugleich war mit dem Verlust der vollkommenen Ebenbildlichkeit Gottes der Verlust des Paradieses und der daselbst in der beständigen unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott genossenen Seligkeit verbunden.

Das dem Menschen anerschaffene, in freier Gottesliebe und Gotteserkenntniß bestehende volle Bild Gottes ist also durch die Sünde verloren; nur in so fern ist die Fähigkeit, in freiem Selbstbewußtsein Gott zu erkennen und zu lieben noch vorhanden, als die immer noch hohen Spuren von jenem herrlichen Bilde nicht völlig erloschen sind, das göttliche Ebenbild nicht vernichtet ist, sondern selbst in seiner größten Entstellung noch eine von Gott gewirkte Erneuerung und Herstellung zu jenem verlorenen vollen Bilde zuläßt: denn wäre es völlig vernichtet, so würde ja auch das Gefühl der Sünde und ihrer Strafe (das Gewissen) haben völlig aufhören müssen. (Röm. 2, 14. 15.)

Eine weitere Folge dieses Verlustes war, daß mit dem Augenblicke des Falles auch das Sterben des Menschen begann. „Vom Geiste gieng das Sterben aus, immer leiblicher, bis die Scheidung von Leib, Seele und Geist, der Tod im engern Sinn, den Prozeß schloß. So sterben wir noch heute, so zu sagen, ins Leben hinein; der Tod wächst mit uns groß, bis er dem Leben über die Schulter gewachsen ist und es besiegt“.

Durch den Fall des Menschen entstand zugleich eine Entzweiung aller mit ihm in Beziehung stehenden Erdverhältnisse. Die Erde gab nicht mehr ihr volles Vermögen und viele ihrer vorher wohlthätigen Geschöpfe veränderten sich in schädliche.

Mit der Verfluchung „des Ackers“ oder Erdreichs ist zugleich auf jeden äußern Beruf des Menschen, auf jedes Geschäft auf Erden in so fern ein Fluch gelegt worden, als ein Jeder in seinem Beruf und Stand viel und mancherlei Sorge und Noth, „Trübsal und Vereitelung auch der mühsamsten Arbeit erfährt“ und in einen beständigen Kampf mit dem sittlichen Übel, sowie mit den durch den Fall entstandenen Übeln der Natur eintreten muß, welche seitdem „der Herrschaft des Menschen einen Widerstand entgegenstellt, den seine Weisheit und Kunst immer nur zum geringen Theil überwindet, und auch nur dann bleibend überwindet, wenn die

Segnungen der Erlösung sich über ganze Völker und Länder verbreiten". In jenem schweißvollen Arbeitskampfe, der dem in der Sünde der Verselbstigung beharrenden Menschen allerdings eine Strafe ist, liegt aber zugleich für den, der sich dem Zuge nach Oben überläßt, das für Leib, Seele und Geist wohlthätigste und förderlichste Zucht- und Heilmittel.

Das Weib insbesondere wurde dafür, daß es den Mann beredet hatte, seiner Verführungsstimme zu gehorchen, damit bestraft, daß sie in Betreff des Kindersegens besonderen Leiden und Gefahren ausgesetzt sein, und daß sie ihren Willen dem des Mannes unterwerfen, ihn als ihren Herrn anerkennen sollte.

Ungeachtet der schon vor dem Falle angedeuteten Abhängigkeit des Weibes von dem Manne sollte doch diese keine erniedrigende, sondern eine durch höhere Liebe vermittelte sein. Von nun an aber trat das bloß Unterthänige dieses Verhältnisses in den Vordergrund, und wie hart und drückend dasselbe bei den meisten heidnischen Völkern geworden ist, zeigt vorzüglich die schreckliche Zertretung dieses Geschlechtes bei den heutigen Indiern. (Kap. 5, 2.)

Erst das den Fluch aufhebende Christenthum, welches Mann und Frau „Eins in Christo" erklärt, bringt da, wo es hinkommt, eine wiederherstellende Veränderung der Lage des Weibes hervor. Eine höhere und schönere „Emancipation des Weibes" als die, welche das Christenthum gewährt, giebt es nicht, und jede andere ist die Ausgeburt einer noch in der völligen Abkehr von dem Mittelpunct alles wahren Lebens beharrenden Afterweisheit.

Damit aber die durch die Verführung Gefallenen in ihrem Elende nicht verkommen und verzweifeln möchten, hatte ihnen Gott nach seiner Barmherzigkeit in dem Strafurtheile, welches er zuerst über „die Schlange" oder den Versucher aussprach, den künftigen **Erlöser** von der Sünde verheißen, der — weil zunächst das Weib das Werkzeug war, durch welches die Sünde in die Menschheit gepflanzt wurde — auch nur von dem Weibe kommen und „der Schlange den Kopf zertreten", d. i. dem Urheber des Bösen die Macht über die an den Erlöser glaubenden Menschen siegreich nehmen sollte, während „die alte Schlange" ihm, dem Erlöser, nur „in die Ferse stechen" sollte, d. i. nur denjenigen Theil seines Wesens sollte verletzen können, welcher zunächst die Erde berührt, nämlich den irdischen Theil durch seine Sterblichkeit: — wodurch die Art der Selbstverläugnung angedeutet ist, durch welche der Erlöser die Selbsterhöhung der ersten Ältern wieder gut machen, den dadurch verschuldeten Fluch von der Menschheit hinwegnehmen und das verlorene Heil wiederbringen würde.

Und damit eben deßwegen der Mensch seinen Glaubens- und Hoffnungsblick nur vorwärts auf den Erlöser und auf das durch denselben in erhöheter Weise wieder zu gewinnende Paradies richten, und nicht zurück in das alte Paradies zu dem Baume des Lebens gelangen könnte, dessen Genuß den Menschen damals nur in seinem sündigen Zustande würde verewigt und seine Rettung und Erlösung unmöglich gemacht haben: so verschloß ihm die Gnadenvorsorge Gottes den Rückweg dahin, und nöthigte ihn so, sich der Wohlthat der göttlichen Züchtigung zu überlassen, durch welche seinem Glaubensgehorsam der Fluch der Mühe und Arbeit zum Segen und seines Leibes Tod zum Leben seiner Seele werden sollte.

3. Kapitel. Die beiden Urstammlinien.

1. Entstehung der Opfer. Polygamie. Erfindungen. Zunehmendes Verderben.

Durch den Fall der ersten Ältern pflanzte sich die Ursünde (die Selbstsucht) auf ihre Nachkommen fort, welche darin alle dem Bilde des gefallenen Adam gleichen. Schon in dessen Erstgeborenem, in welchem die Stammmutter des Menschengeschlechts den verheißenen Erlöser erworben oder bekommen zu haben glaubte, entwickelte sich der böse Keim zu solcher Stärke, daß Kain aus Neid über das „dem HErrn" angenehmere Opfer des frommen Abel's der Mörder seines Bruders wurde. Weil er nun aber, ungeachtet der Erkenntniß seiner Sünde, anstatt Buße zu thun und Vergebung zu suchen, an Gottes Barmherzigkeit verzweifelte, so floh er durch Gottes Fluch von dem älterlichen Hause hinweg, und schlug, in steter Besorgniß für sein Leben (aus Furcht vor der Blutrache) umhergetrieben, endlich gegen Morgen im unfruchtbaren Lande Nod (d. i. Exil oder Verbannung) seinen abgesonderten Wohnsitz auf, in welchem er das Hirtenleben verließ und zu seiner Sicherung zum Städteleben den Grund legte: wie denn sein Enkel den Namen Irad, d. i. der Städter, bekam.

Die Worte, welche die Stammmutter bei der Geburt ihres Erstgebornen ausrief: „Ich habe erworben den Mann, den Jehovah", können zwar auch übersetzt werden: „den Mann Jehovah's", oder „von Jehovah", oder „mit Jehovah"; allein auch bei dieser Ausdrucksweise mußte Eva an den von Gott Verheißenen mit der Hoffnung gedacht haben, daß er ihnen im Kampf gegen den Schlangensaamen beistehen und wieder zur verlornen Ehre und Herrlichkeit verhelfen würde. — Wenn auch allerdings zugegeben werden muß, daß jene erste Verheißung von dem Erlöser (jenes Proto-Evangelium) dunkel ausgedrückt war, und dieselbe erst später in einem persönlichen, gottmenschlichen Erlöser ihr wahres Ziel fand: so war doch ein in Eva's Freudenausrufe liegender Glaube an einen persönlichen, als Mensch erscheinenden göttlichen Erlöser weit einfacher und kindlicher, ihrer eben erst aus dem vollkommenen Urstande herausgetretenen Gedankenwelt, die verhältnißmäßig den Urwahrheiten doch noch näher stand, weit angemessener, als eine ihr angemuthete Ansicht von einem unpersönlichen abstracten Erlösungswesen es ist. Erst in weitergehender Entfernung von Gott und seiner unmittelbaren Mittheilung (die bei den Urstammvätern des Menschengeschlechts keine beständig-fortgehende mehr, aber doch noch eine jeweilig-eintretende war) verlor der Mensch allmählig jenen kindlichen und doch so wahren Glauben an einen persönlichen und gottmenschlichen Erlöser, und mußte sich ihn nachher erst durch erneuerte und deutlichere Gottesoffenbarungen wieder in seiner Erinnerung lebendig machen lassen. Täuschte sich Eva allerdings bei ihrem Erstgebornen in der „Person, Weise und Zeit" der Erscheinung des Erlösers, so irrte sie doch nicht in der Sache.

Daß sich schon in der ersten Familie der Gebrauch des Opfers findet, kommt daher, daß die Hingebung des gefallenen Menschen in den Zug nach Unten (in den Zug des Neides, der tückischen Verstellung, der Mordlust, der Zerstörungswuth, des niedern Sinnentaumels) von dem Menschen gleich Anfangs als Sünde gefühlt und erkannt wurde. Die Opfer, die sie brachten, kamen aus dem unabweislichen Gefühle, daß etwas geschehen müsse, den „Zorn", d. i. die Strafgerechtigkeit Gottes über die Sünde (und also auch über den Sünder, so lange er mit ihr gleichsam Eins ist) zu versöhnen. Die ersten Opfer sind immer zunächst Sühnopfer, an die sich dann erst die Dankopfer für unverdiente Segnung (im Geistlichen und Leiblichen) anschließen.

Im ersten Opfer vereinigte sich übrigens das Gefühl „der Abhängigkeit von Gott, der Schuld vor Gott und der erneuerten Hingebung an Gott". Und so sind Opfer der nothwendige Ausdruck der Religion: sie sind daher „göttlichen" Ursprungs, wie die Religion selbst, und „nur ihre Form ist menschlich". — Daß in solchen Sühnopfern, welche Gott weislich zuließ und späterhin noch besonders verordnete, eine dem frühesten Menschen noch unbewußte Vorbildung des Opfers lag, das der kommende Erlöser für ihn bringen sollte, kann nicht abgewiesen werden.

Die Worte Kain's: „Meine Schuld ist zu groß, denn daß sie mir vergeben werden könnte", heißen im Urtexte: „zu groß ist meine Schuld zum Tragen": so daß also nicht eigentlich ein Verlangen nach Vergebung, die er etwa zu bekommen nicht hätte hoffen können, sondern bei aller Erkenntniß zu großer Schuld zugleich eine Klage über die Größe der Strafe darin liegt, also „ein Rechten mit Gott, anstatt mit sich selbst"; daher ihm Vergebung auch nicht zu Theil werden konnte, wie sie ihm bei reumüthiger Herzensstellung geworden wäre.

In der von Kain ausgehenden Stamm- oder Geschlechtslinie bildete sich nun der Aberglaube und die Gottlosigkeit immer mehr aus, und Kain's Enkel Lamech verkehrte besonders die göttliche Ordnung der Ehe schon so, daß er zwei Weiber, Ada und Zilla, nahm und dadurch die Vielweiberei mit ihren sittlichverderblichen, den Frieden des Hauses und Herzens störenden Folgen einführte.

Wird in der Folge die Mehrweiberei selbst bei den frommen Patriarchen gefunden, so war es die allgemeine menschliche „Herzenshärtigkeit", um welcher willen Gott diesen Mißbrauch seiner Ordnung eine Zeit lang übersah, bis ihn nachher das Evangelium wieder auf die ursprüngliche, geheiligte Ordnung zurückführte.

Zu welchem Verderben aber für Familien und Staaten die Polygamie führt, zeigt die Beschaffenheit der nachmaligen heidnischen Staaten im Orient, die hauptsächlich durch die Vielweiberei in Despotenstaaten ausarteten. Denn die Vielweiberei gründet zunächst einen „Familiendespotismus" dadurch, daß sie das Weib zur Sclavin, den Mann zum Willkührherrscher macht, so daß ein aus vielen solchen Familien hervorgehendes Bürgerthum ein Inbegriff von lauter häuslichen Despoten ist, die, „weil sie selbst despotisiren, auch wieder despotisirt sein wollen". Polygamie schwächt das Band der älterlichen Liebe, und benimmt allen Gliedern eines solchen Volks die Theilnahme am Wohl des Ganzen, die Ehrfurcht vor den Gesetzen, und den wahren, für Weib und Kind, für Gott und Vaterland sich aufopfernden Muth. (Vergl. Heeren's Ideen I.)

So sehr aber diese „Kinder der Menschen" in der Erkenntniß der göttlichen Dinge zurückgiengen, so klug und geschickt waren sie in irdischen Dingen (wie denn die vorherrschende Richtung der Seele nach Außen eine gewisse „Frühreife" derjenigen menschlichen Anlagen zu befördern pflegt, die mehr dem äußern Leben dienen, während mehr nach Innen gekehrte, friedlichstille Naturen sich in der Regel langsamer entwickeln und nach Außen weniger gewandt und beholfen sich zeigen). Die Kainiten zeichneten sich daher vorzüglich in Erfindung von nützlichen Fertigkeiten und angenehmen Künsten aus, die den Menschen zu einigem Ersatze für den Verlust jener das Leben erleichternden und verschönernden Güter dienen sollten, welche das Paradies ihnen ungesucht und in vollkommener Weise dargereicht hatte, und die zugleich ein erhebender Beweis eines immerhin noch herrlichen Restes der hohen, göttlichen Anlagen und Kräfte sind, mit denen der Mensch vor dem Falle ausgestattet gewesen, — eines Restes, der vorzüglich bei den Urstammvätern noch als eine nicht geringe Gnaden-Mitgift

zur Durchhülfe durch das Gedränge des durch den Fall so erschwerten Lebens erscheint.

So kam von Ada's beiden Söhnen der eine, Jabal, darauf, Zelte und Hütten zu bauen, und gab dadurch Veranlassung zu dem herumziehenden unstäten Leben der Weidevölker oder Nomaden; und Jubal, sein Bruder, verfiel auf die Erfindung von Tonwerkzeugen, die der Musik den Ursprung und durch dieselbe der von den Mühen und Sorgen des Tagewerks und von der wilden Bewegung der Leidenschaften gedrückten und beunruhigten Seele eine leise Erinnerung an jene harmonische Ruhe und Freude gaben, in deren seligem Frieden sie einst wandeln durfte, wiewohl sie anderseits den Kainiten vorherrschend zum Ausdruck leidenschaftlichen, irdischen Sinnes dienen mußte.

Die nützlichste und folgenreichste Erfindung aber, die der Metallbereitung, gehörte dem Sohne Zilla's, Thubalkain, an, aus dessen Werkstätte nachher die zwei in ihrer Anwendung entgegengesetztesten Eisenwerkzeuge hervorgiengen, der friedliche Pflug, welcher dem im Schweiße seines Angesichts arbeitenden Menschen den Druck des Erdfluches erleichtern —, und das kriegerische Schwert, welches die Segnungen der friedlichen Arbeit wieder auf's Unsichere stellen sollte, und das schon damals den Vater des Erfinders zu jener wilden, auf die eigene Kraft stolzen Triumphrede (1. Mos. 4, 23. 24) veranlassen mochte, in der er sich Straflosigkeit für eine (entweder begangene oder künftige) blutige Gewaltthat ertrotzen wollte.

In den alle Urüberlieferung entstellenden heidnischen Sagen wurden Jabal und Jubal vereinigt zum Apoll (der als Gott der Ton- und Dichtkunst in seiner Jugend auch ein Hirtenleben führte) und Thubalkain zum Vulkan, der als Gott des Feuers verehrt ward: wie denn jene Urnamen in diesen heidnischen Götternamen noch nachtönen. Die dem Kain geborene Tochter Naamah, d. i. die Liebliche, Holde (1. Kön. 14, 21), welcher die jüdische Tradition die Gabe des Gesangs, sowie die Erfindung der Spinn- und Webekunst zuschreibt, finden wir bei den Griechen und Römern zur Pallas Athene oder Minerva erhoben. — In der „nur auf das weltliche Treiben gerichteten Natur der Kainiten (wie sich das in Lamech's Mehrweiberei, in seinem trotzigen, gottvergessenen Schwertliede und in dem bloß auf Hebung der weltlichen Seite des Lebens vermittelst Industrie und Kunst gerichteten Streben seiner Söhne kund giebt) ist schon das Heidenthum nach seinen beiden Seiten vorgebildet". (Kurtz, Gesch. d. A. B.)

Durch diese Erfindungen trat von selbst eine weitere natürliche Theilung der menschlichen Arbeiten und Beschäftigungen ein. Und in der That sind Viehzucht, Ackerbau und Metallbearbeitung die unumgänglich nöthigen Grundlagen alles Culturlebens, ja selbst die allerersten Bedingungen zur Erreichung jeder höheren Geistesbildung (die hier zunächst durch die Tonkunst angedeutet wird). Auch läßt sich nachweisen, daß alle drei Beschäftigungen schon der vorhistorischen Zeit angehören.

Die **Viehzucht** beruht auf dem nahen, aus der Urzeit überkommenen Verhältniß des Menschen zu den eigentlichen Hausthieren, mit welchen alle Völker, die je in die Geschichte traten, schon versehen waren. Kein neues nutzbares Hausthier von Bedeutung kam in den geschichtlichen Perioden hinzu; von keinem der bedeutendsten Nutzthiere sind ursprünglich wilde Stämme, höchstens verwilderte Einzelthiere, nachzuweisen. Von Urbeginn an führte die innere Nothwendigkeit des Instincts diese zahmen, zum ersten Culturbedürfniß nothwendigen

Thiere (von denen das gemeine Rind, das Schaaf, die Ziege, das Kameel die wichtigsten sind) zu dem Menschen, während kein wildes Thier sich je freundlich ihm nähert, und alle solche Thiere, die er später zähmte, entweder zum erweiterten Bedürfniß oder zum Luxus gehören.

Der **Ackerbau** hat es mit den wichtigsten Nutzpflanzen zu thun, deren Benutzung gleichfalls dem vorgeschichtlichen Alterthum angehört, und selbst bei Völkern, die sammt ihren Ländern vom lebendigen Verkehr mit andern seit Jahrtausenden abgeschlossen sind, gefunden wird. Die wichtigsten Nutzpflanzen, insbesondere das Getreide, waren schon im höchsten Alterthum überall im Gebrauch, und die spätere Zeit hat ihre Anzahl „um wenig oder gar nicht vermehrt. So weit die graueste Sage reicht, hat der Mensch die Getreidearten nie wild, sondern schon auf dem bearbeiteten Acker angebaut gekannt, und auch die wissenschaftliche Forschung hat sie später nie wild gefunden". Und merkwürdig ist es, daß die Geschichte der Getreidearten, der Gespinnstpflanzen, des Ölbaums, des Weinstocks und mancher Obstarten (sammt der Veredlungsweise der letztern) lehrt, daß sie aus Asien stammen und von da z. B. in Europa mit uns selbst eingewandert sind.

Die **Metallbearbeitung** (welche den Ackerbau unterstützte und die wichtigsten Gewerbe begründete) fällt sammt der dabei nothwendigen Benutzung des Feuers gleichfalls in die vorgeschichtliche Zeit. Die ältesten Völker verstanden schon Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn und Quecksilber zu verwenden, und „weder im Alterthum, noch in der neueren Zeit wurde irgend ein Volk gefunden, dem die Kenntniß des Feuers abgieng oder die Mittel, es zu erregen, ungeachtet doch jetzt noch manche Völker gefunden werden, von denen man zweifeln möchte, daß sie das Feuer (-Anmachen) erfinden können".

Daraus ist zu schließen, daß diese Arten menschlicher Thätigkeit jenem ersten Menschenstamme angehörten, aus welchem sich alle Völkerstämme ablösten; daß ferner diese Ur-Erfindungen Ergebnisse eines uranfänglich hohen Bildungsstandes sind, und endlich daß diese hohe Bildung von einer höhern, göttlichen Anleitung ausgegangen, das Werk einer ursprünglich höheren Erleuchtung oder „Begeisterung sein muß, und zwar in einem noch tieferen Sinne als Plato meint, wenn er sie die „Mutter aller Erfindungen" nennt; — weßhalb denn auch der alle Wahrheit nur verkehrende Heidenglaube jene ersten Erfinder selbst für Götter ansah. (Siehe Andr. Wagner a. a. O.)

An Abels Statt war dagegen dem Adam von der Eva ein anderer Sohn, der fromme Seth (oder Scheth, d. i. der — für Abel — Gesetzte) geboren worden, von welchem eine zweite, mit der ersten gleichlaufende Stammlinie ausgeht, deren Glieder „Kinder Gottes" hießen, weil sie sich mehr die Sorge für das Himmlische angelegen sein ließen, und die Gemeinschaft mit Gott, die Verheißung des zukünftigen Erlösers und die lebendige Hoffnung des ewigen Lebens festhielten, wobei sie sich einer überaus langen irdischen Lebensdauer zu erfreuen hatten.

Die lange und nur allmählig abnehmende Lebensdauer der Erzväter vor der Sündfluth deutet auf ein nur allmähliges Verschwinden der nachwirkenden Kräfte des paradiesischen Zustandes. Da in unsern Zeiten (in Schottland, in Norwegen, in Rußland) Beispiele von einem mehr als 150-, 170-, ja sogar (in Nordafrika) von einem mehr als 200-jährigen Alter vorkamen, so ist jenes hohe, allerdings nach Sonnenjahren berechnete Alter der Patriarchen, welche so einfach (noch ohne Fleisch- und Weingenuß), und noch dazu in der noch reineren, mit kräftigeren Lebenselementen gemischten vorsündfluthlichen Atmosphäre und gleichmäßigeren Wärme des damaligen Klimas lebten, nicht zu verwundern. Eine solche „noch ungeschwächte Jugendkraft des urzeitlichen Menschengeschlechts" entsprach auch der damals „größern Triebkraft des gesammten Erd- und Naturlebens".

Die Meinung, es könnten unter diesen Jahren „Monate" verstanden sein, wurde um ihre wohlfeile Sinnreichheit durch die Nachrechnung gebracht, daß dann Henoch bei der Geburt

seines Sohnes Kenan $7^1/_2$ Jahre alt gewesen sein müßte! Ebenso sind alle andern, noch so scharfsinnig sich ankündigenden Umrechnungsweisen gescheitert. Es bleibt dabei, daß, wenn noch in unsern Zeiten ein Surrington 160 Jahre alt werden konnte, und bei seinem Tode sein ältester Sohn im 103ten und sein jüngster im 9ten Jahre stand, ein noch vielfach höheres Lebensalter in der antediluvianischen (vorsündfluthlichen) Zeit möglich sein mußte.

Diese längere Lebensdauer diente zugleich dazu, die Uroffenbarungen desto sicherer und reiner zu erhalten: denn Noah, der im Jahre der Welt 1056 geboren wurde, hat den Enkel Adam's, den Henoch, der im Jahr der Welt 1140 starb, und Noah's Vater den Adam selbst noch gekannt. — Alle Völkersagen des Alterthums sprechen von einem außerordentlich hohen Lebensalter der Menschen und von dessen nachheriger Abnahme. (Siehe Kanne's bibl. Untersuchungen 1819.)

Daß jedoch auch in Seth's Linie jene Erinnerung an die erhaltene Verheißung des Erlösers nach und nach schon schwächer wurde, sieht man daraus, daß der dritte Urstammvater in derselben, Enos, welcher anfieng „von dem Namen des HErrn zu predigen", d. i. durch Einrichtung eines gemeinschaftlichen, das Hereinbrechen der Gottlosigkeit abwehrenden Gottesdienstes den Glauben an die göttliche Verheißung rege zu erhalten suchte, indem nämlich zu den sinnbildlichen Opfern auch das Anrufen und Belehren als der geistige Theil des Gottesdienstes hinzukam, damit der Mittelpunkt aller Verheißung desto fester im Gedächtniß behalten werde.

Dieser Glaube beseelte auch bei der Geburt des zehnten Urstammhalters den Vater desselben so, daß er, vorzüglich im Hinblick auf die dem Menschen gesetzte „Arbeit" und „Mühe der Hände", in dem Neugebornen den künftigen „Trost" oder „Tröster" und Erretter vom Erdfluche zu erblicken wähnte. War nun freilich Noah nicht der „Trost" oder der geistliche Neuschöpfer, welcher „unsere Gerechtigkeit" ist, so wurde er doch ein „Prediger der Gerechtigkeit" (2. Petr. 2, 5); und war er allerdings nicht „der Retter oder Erlöser" vom Erdfluch, so wurde er doch in einem andern Sinne, nämlich durch die leibliche Rettung und Erhaltung des Menschengeschlechts, ein Vorbild auf dessen künftige Erscheinung.

2. Die Sündfluth und ihre Folgen.

Mit der Vermehrung der beiden so verschiedenen Stammgeschlechter nämlich war der trennende Raum zwischen ihnen immer kleiner geworden, bis sie im Laufe der Jahrhunderte sich so näherten, daß der nun beginnende Umgang zwischen beiden und die daraus entstehenden ehelichen Verbindungen den Sethiten zum Falle gereichten, indem sie von dem sittlichen Verderben der Kainiten ergriffen wurden und ungeachtet der göttlichen Warnungen gleichfalls in den Unglauben verfielen.

Die Sünde nahm nun unter den sich selbst überlassenen Menschen in wachsender Grabbeschleunigung so mächtig überhand, daß „sie sich nicht mehr vom Geiste Gottes strafen ließen". Daher beschloß Gott, sie durch Wasser zu vertilgen, und richtete nur mit **Noah**, dem „Prediger der Gerechtigkeit", der von Allen allein mit seiner Familie in unwandelbarer Frömmigkeit lebte, seinen Bund der Gnade auf, damit er der Stammvater eines neuen Menschen-

geschlechts würde. Doch gab Gott in seiner Langmuth den übrigen Menschen zu ihrer Sinnesänderung noch eine geraume Frist (von 120 Jahren), die sie aber ungenützt verstreichen ließen, während Noah im Glauben die gebotene Rettungsarche baute, die ihn und die Seinigen (zusammen vier Menschenpaare oder acht Menschenseelen) sammt den zur Erhaltung des Thiergeschlechts nöthigen Paaren seiner Hauptgattungen aufnehmen sollte. Als sodann jene Frist vergeblich abgelaufen war, brach im Jahre 1656 nach Erschaffung der Welt jene große Fluth ein, die allem Leben der übrigen Menschen, sowie der übrigen Thierwelt (selbst eines Theiles der Wasserthiere) der letzten Urperiode der Erde ein Ende machte, und die, wenn man ihre moralische Veranlassung im Auge hat, mit dem Worte Sündfluth —, wenn man ihre Allgemeinheit berücksichtigt, mit dem Worte Sint- oder Sindfluth bezeichnet wird. Sie dauerte ein Jahr und zehn Tage.

Die Zweckmäßigkeit der Proportionen der Arche, deren Größe ohnedieß dem kolossalen Baugeist des grauen Alterthums entsprach, indem sie 300 Ellen lang, 50 Ellen breit, 30 Ellen hoch war, drei Stockwerke hatte und mit den nöthigen Licht- und Luftöffnungen versehen war, wurde von den Holländern durch den Menoniten P. Janson zu Hoorn zwischen den Jahren 1604 und 1621 dadurch erprobt, daß sie ein Fahrzeug nach kleinerem Maaßstabe, aber in ähnlichen Proportionen bauten, und fanden, daß es zwar schwerfällig war, aber ein Drittheil mehr Last trug als ein anderes, gewöhnlich gebautes Schiff von gleichem Kubikinhalt. Diese Schwerfälligkeit der Arche aber sollte zugleich dazu dienen, sie mehr in der Nähe der alten Wohnstätte der Menschen zu erhalten. N. Tiele beweist, daß „der Inhalt der Arche hinlänglich gewesen sei für die Aufnahme der zur Erhaltung bestimmten Thiere, indem er von 3'600,000 Kubikfuß ihres Inhaltes neun Zehntel für Futter, und für jede Thierspecies 54 Kubikfuß in Anspruch nimmt und so Raum für beinahe 7000 Thierarten gewinnt".

Die Einsammlung der Thiere konnte in so ferne keine Schwierigkeit haben, da theils der Instinct der Rettung, welcher bei einbrechenden furchtbaren Naturereignissen die wildesten Thiere zahm und furchtsam macht und zu einem Bergungsorte hintreibt, theils auch die von Gott bewirkte Verstärkung dieses Zuges in jenen Thieren schon alles erklärt.

Was die übergroß scheinende Zahl der aufgenommenen Thierpaare betrifft, so gehen davon zunächst alle diejenigen Thierarten ab, die gänzlich und für immer aus dem Thierreiche verschwanden, wie aus den Diluvialüberresten zu erweisen ist (siehe unten S. 25); sodann gehen ab alle im Wasser fortkommenden Thiere; deßgleichen die ungemein vielen Übergangs- und Mischformen, Abzweigungen und Spielarten, von denen die meisten sich ohnedieß erst nachher im Laufe der Zeit bildeten, und von denen ja manche sich wieder verlieren, indeß andere Formen an ihre Stelle treten. Ferner konnten (nach A. Wagner) diejenigen unter den Eier-legenden Thieren, die nicht selbst brüten, großentheils ihre Art in Eiern erhalten, die an geschützten Bergungsorten liegen blieben. Endlich begegnet derselbe Naturforscher dem Einwurfe, daß allein schon die ungeheuern Riesenthiere, die darunter waren, den meisten Platz und das meiste Futter bedurft haben würden, durch die Bemerkung, daß zur Überfristung nur ganz junge dürften genommen worden sein, wie das auch mit den Raubthieren der Fall gewesen sein mochte, die man sich noch überdieß besonders abgesperrt zu denken hat, damit sie den andern in dem Schiffe nicht schadeten, wie denn überhaupt die obwaltende schreckliche Nothlage auch die wildesten eingeschüchtert haben mag, — zu geschweigen, daß Gottes Macht an sich schon wie über Menschen, so auch über Thiere seine Furcht und seinen Schrecken kommen lassen kann, um sie zu zügeln und zu bändigen.

Übrigens muß erwähnt werden, daß ein neuerer Naturforscher, Friedrich Pfaff, der in seiner „Schöpfungsgeschichte" (1855) die Hauptmomente des biblischen Schöpfungsberichts als mit der wissenschaftlichen Naturforschung übereinstimmend nachweist, die Allge-

meinheit der Sündfluth nur in so fern annimmt, als sie nur den von den damaligen Menschen bewohnten Theil der Erde, nicht die übrigen Erdtheile betroffen habe. Auch einer der neuesten Exegeten, Friedrich Delitzsch, sagt: „Gesetzt, daß die Geologie Beweise gegen die schlechthinige (absolute) Allgemeinheit der Fluth bis zur unwiderleglichen Überzeugungskraft zu steigern vermöchte, so besteht für uns keine apologetische Verpflichtung, das Gegentheil wie einen Glaubenssatz zu bejahen. Die Aussage der Schrift fordert Allgemeinheit in gewissem Sinne, aber nicht in jedem Sinne, — Allgemeinheit der Fluth für die Erde als (von Menschen) bewohnte, aber nicht für die Erde als solche (als Erdenrund). Denn die Schrift hat kein Interesse an der Allgemeinheit der Fluth an sich, sondern nur an der Allgemeinheit des durch sie vollzogenen Gerichts. Daß bis auf Eine Familie das ganze damalige Menschengeschlecht sammt der Thierwelt in seiner Umgebung vertilgt ward, das und nur das ist die Schriftaussage".

Und als nach einem Jahre diese Fluth sich zum Theil wieder verlaufen hatte, so daß zunächst die höhern Bergzüge und Hochebenen hervortraten, stieg Noah aus seiner Arche auf die in ihrer Oberfläche völlig veränderte Erde, die noch heute die frischen Spuren einer untergegangenen Geschöpfswelt als Denkmal des gewaltigsten Gottesgerichts und als Warnungszeichen für das neue Menschengeschlecht enthält, zu dessen Stammvater Noah ausersehen war.

Als solcher findet Noah sich, nur entstellt, im Deukalion der Griechen (zusammenhängend mit Dewa, Geist, und Kali, Zeit, in der Sanskritsprache), ferner im Menu und Satyavrata der Inder, im Fohi der Chinesen, im Xisuthrus der Chaldäer oder Altbabylonier, im Dwiwan der Kelten u. s. w. Denn fast bei allen Hauptvölkern der Erde lebt die Erinnerung an diese große Fluth, an den Untergang des ersten Menschengeschlechts und an die Fortsetzung desselben durch ein oder mehrere Menschenpaare, und je näher jene Völker an dem Ursitze des (neuen) Menschengeschlechts wohnen, desto mehr stimmt ihre Überlieferung, oft fast wörtlich, mit der Aussage der heiligen Schrift, dieser ältesten Geschichtsquelle, überein. (Am nächsten kommt die altbabylonische Sage mit der mosaischen Darstellung überein.)

Noch feiern z. B. die Chinesen und Japanesen ein jährliches „Todtenfest" wegen der in der Sündfluth umgekommenen Menschen. Auch die alten Assyrer feierten ein Sündfluthfest. Ja selbst bei mehreren der entferntesten Völker findet sich die auffallendste Übereinstimmung: bei den Lappen und Grönländern an der Gränze des ewigen Eises, wie bei den Bewohnern der entlegenen Südseeinseln, bei den Wilden Nordamerika's, wie bei den ehemaligen Indianern Westindiens und Südamerika's.

In allen diesen Sagen kommen die, nur in locale Hülle gekleideten Grundzüge der mosaischen Mittheilung vor: eine große Fluth, ein frommes Menschenpaar oder auch (bei jenen, den Ursitzen nähern Völkern) acht Menschenseelen, ein Schiff als Bergungsmittel, ein Berg als Rettungsort, in mehreren sogar ausgesandte Vögel (selbst die Taube), sogar der Regenbogen vor. Folglich muß ihnen ein allgemeines historisches Factum zum Grunde liegen, das der Zerstreuung der Menschen nicht lange vorausgieng und dessen Andenken sich so bei den meisten forterhielt, bloß bei denjenigen gar nicht oder nur ganz schwach, die, wie die meisten Völker der äthiopischen Race, am tiefsten in die Sinnlichkeit versanken und dadurch überhaupt allen höhern geistigen Halt verloren.

Wollte Jemand daraus den Schluß ziehen, daß also die „Noahsage nicht Ureigenthum des hebräischen Volkes" sei, so hätte er nur in so ferne Recht, als dieselbe (wie A. Wagner entgegnet) noch „weit mehr" ist, nämlich „Ureigenthum der Menschheit"; das aber ist gewiß, daß das hebräische Volk den Vorzug hat, diese Urerinnerung in ihrer Reinheit zu besitzen, indeß die zerrüttete Phantasie der Heidenwelt sie mannigfach getrübt und dadurch zur Mythe herabgezogen hat.

Das Bedenken aber, ob nicht vielleicht frühere christliche Sendboten vielen dieser Völker die mosaische Darstellung zugebracht und diese sie dann nationalisirt haben möchten, zerstreut Alex. v. Humboldt mit folgenden Worten: „Wie gewisse Familien der Pflanzen — des Einflusses der Höhen und der Verschiedenheit der Klimate ungeachtet — das Gepräge eines gemeinsamen Urbildes beibehalten: so stellen auch die kosmogonischen Überlieferungen der Völker überall die gleichartigen Gestaltungen und Züge der Ähnlichkeit dar, die uns zur Bewunderung hinreißen. — Auf den großen Festlanden, wie auf den kleinsten Inseln des stillen Oceans ist es jedesmal der höchste und nächste Berg, auf den sich die Überreste des Geschlechts der Menschen gerettet haben, und das Ereigniß erscheint in dem Verhältnisse jünger, als die Völker ungebildeter sind, und als das, was sie von sich selbst wissen, auf engern Zeitraum beschränkt ist. Wer die mexikanischen Alterthümer aus den Zeiten, welche der Entdeckung der neuen Welt vorangiengen, aufmerksam erforscht, wer mit dem Innern der Wälder des Orenoko, mit der Kleinheit und Vereinzelung der europäischen Einrichtungen, und hinwieder auch mit den Verhältnissen der dort unabhängig gebliebenen Völkerstämme bekannt ist, der kann unmöglich versucht sein, die bemerkten Ähnlichkeiten (in den kosmogonischen Überlieferungen) dem Einflusse der Missionarien und des Christenthums auf die Nationalüberlieferungen zuschreiben zu wollen".

Noch finden sich die letzten Naturerzeugnisse einer durch Wasser untergegangenen Vorwelt über einen großen Theil der Erde hinweg unter ungeheuern Geröll- und Kiesablagerungen und andern einhüllenden Massen begraben. Denn da das Gewässer sich verhältnißmäßig nicht langsam verminderte und also (nach Schubert) die Erd-Atmosphäre ihre Wärmebefähigung durch die Sonne nicht verlor: so konnten auch die, auf der äußersten Erdoberfläche einzeln in ihre Elemente sich auflösenden Überreste der organischen Geschöpfe verwesen und vergehen; nicht alle aber sind verweset und vergangen, sondern ließen, indem sie theils (und zwar meist) gleich an ihren ursprünglichen Wohnsitzen von der Fluth begraben, theils von ihr in die Ferne fortgetragen wurden, noch Spuren ihres ehemaligen Daseins zurück, wie sie als mächtige Pflanzen- und Thierreste in Sibirien wie in der Tartarei, in Nordamerika wie in Paraguay, in England wie in andern europäischen Ländern (besonders in Höhlen) aufgefunden worden sind und dadurch zugleich von der Allgemeinheit der Fluth Zeugniß geben.

Unter den Pflanzenüberresten finden sich ganze Urwälder in der Erde versteinert oder in einer mit Lehm und vegetabilischen Resten durchmengten Erdschichte eingehüllt. Unter den Thierresten finden sich solche, deren Geschlechter wir gar nicht mehr kennen, und die uns zum Theil durch ihre Größe in Erstaunen setzen. So fand man eine 9 Fuß lange Kinnlade einer Eidechse; ein 3 Centner schweres Geweih eines Elenn, wobei die Spitzen 14 Fuß von einander stehen; versteinerte Hayfischzähne von solcher Größe, daß Lacepède die Länge des Thieres auf 90 Fuß berechnete; 4 bis 6 Centner schwere Stoßzähne des Mammuth, das bei uns (namentlich bei Cannstadt), sowie in Sibirien (dort sogar schichtenweise) gefunden wird und von welchen manche sogar 30 und mehr Fuß Höhe hatten, — anderer Riesenthiere nicht zu gedenken, deren Typus sich in der jetzigen Schöpfung nicht mehr vorfindet. Bis jetzt kennt man ohngefähr 100 Arten von Säugethieren aus der vorsündfluthlichen Zeit, von denen kaum der achte Theil eine spezifische Ähnlichkeit mit den jetzigen zeigt.

Dabei macht aber die Naturwissenschaft unter diesen Resten einen Unterschied, indem sie die Thierreste der früher untergegangenen Secundärperiode der Erde (wie z. B. in Flötzgebirgen Fische und riesenhafte Amphibien, sowie erste Spuren von Vögeln und Säugethieren) genau unterscheiden lehrt von den Thierresten der Tertiärperiode, die sowohl

in tertiären Felsmassen (worin von warmblütigen Thieren die Dickhäuter überwiegen), als auch im Fluthlande (d. i. in dem von der Fluth aufgeschwemmten Land, in Geröllablagerungen, in Höhlen und Spalten der Gebirge) vorkommen.

Aber nicht bloß in den Geröllablagerungen am Fuße der Gebirge und weithin in den Niederungen findet man eine Menge Knochenüberreste und ganze Skelette von Thieren, welche durch diese Fluth untergegangen sind, sondern es liegen auch auf den höchsten Bergen der jetzigen Erdoberfläche, selbst auf den Höhen des Himâlaya, also in den Regionen des ewigen Schnees, unterm Sande vergraben, Spuren der Sündfluth zu Tage, z. B. Pferde- und Hirschknochen, die innerlich mit Kalkspath ausgefüllt sind.

Auf die Frage, wie sich eine so große Wassermenge habe erzeugen können, daß sie die Erde bis über die höchsten Berge bedeckte, läßt sich nur antworten, daß Der, welcher die Welt aus Nichts schuf, auch nicht an die Schranken der uns bekannten Naturgesetze gebunden sei. Doch kann zu einiger Erklärung namentlich eines so plötzlichen sowohl, als unmäßigen Hervorbrechens der Gewässer aus dem Innern der Erde die Annahme Schubert's dienen, daß durch eine (vielleicht von der „ersten Erweckung" vulkanischer Thätigkeit bewirkte) starke Erdwärmesteigerung, welche aus dem wohl auch im Erdinnern vorkommenden Hydrat des Eisenoxyds das demselben so reichlich inwohnende Wasser ausschied oder entband (folglich durch den Hinzutritt electrisch-chemischer Kräfte), jene Wassermenge aus den Tiefen der Erde emporgetrieben wurde. Dazu kommt, daß die ganze Wassermenge, nach der Berechnung der Naturforscher, nur den 265sten Theil der Erdmasse (nach Lilienthal den 272sten Theil) auszumachen brauchte, um die ganze Erde bis zur höchsten Spitze der jetzigen Gebirge zu bedecken.

Für den plötzlichen Einbruch der Fluth sprechen noch die mit Haut und Haar versehenen Nashorn- und Mammuthüberreste, die man im Nordpolareis eingeschlossen fand, — aus welchem Umstande man aber nicht zu schließen berechtigt ist, daß durch diese letzte große Katastrophe der Erde eine sogenannte Eiszeit, d. h. eine allgemeine Überziehung der ganzen nördlichen Erdhälfte mit Eis herbeigeführt worden sei, wie viel auch der Scharfsinn zur Vertheidigung einer solchen Annahme aufbieten mag, um dadurch vorzüglich auch den Transport der erratischen Blöcke, d. h. der frei und von ihrem Ursprung entfernt liegenden Felsblöcke zu erklären, die von Gletschern fortgeschoben worden seien.

Nur von den Spuren des ältern, vorsündfluthlichen Menschengeschlechts scheint die Naturforschung bis jetzt keine völlig und unwidersprechlich ausreichende Belege darbieten zu können. Zwar hat man an verschiedenen Orten Europa's fossile Menschenknochen aufgefunden: den meisten aber mußte eine besonnene Untersuchung den vorsündfluthlichen Ursprung absprechen, und selbst da, wo menschliche Überreste zugleich mit thierischen in den Diluvialablagerungen vorkommen, läßt sich die Gleichaltrigkeit beider auf naturhistorischem Wege bis jetzt weder bejahen, noch verneinen.

Solche mit Resten vorsündfluthlicher Thiere vermischte fossile Menschengebeine fanden sich in den Muggendorfer Knochenhöhlen bei Bayreuth, im Belgischen, bei Köstritz im sächsischen Voigtlande, ferner in Frankreich in den Grotten von Pondre bei Sommières und in der Höhle zu Souvignargues. — So fand man erst jüngst (1859) wieder, und zwar bei Plymouth in England, in einer Kalksteinhöhle eine Menge fossiler Überreste von Löwen, Tigern, Elephanten, Rhinocerossen, Pferden, Hyänen und andern Thieren. Diese Höhle befindet sich merkwürdiger Weise in einer Kalksteinklippe, welche 1000 Schritte vom Strande — aus dem Meere 70 Fuß hoch hervorragt.

Sollte sich erweisen lassen, daß auch die fossilen Menschengebeine nicht aus jener Urperiode stammen, dann würde das Nichtvorkommen vorsündfluthlicher Menschenknochen in unserem Welttheile nur beweisen, daß Europa vor der Sündfluth nicht von Menschen, sondern nur von Thieren bewohnt gewesen sei, was auch (nach A. Wagner) der Umstand bestätigen

kann, daß die ganz ungeheuere Menge fossiler Thierüberreste in allen außerasiatischen Welttheilen auf eine von Menschen ungehinderte und unbeschränkte Thierausbreitung hindeutet.

Zwar könnte man für das Nichtvorkommen vorsündfluthlicher Menschenspuren in den bis jetzt von der Wissenschaft untersuchten Ländern auch den (von einem andern Naturforscher angeführten) Grund gelten lassen, daß der Mensch sich beim Einbruch der Fluth meist auf die Höhen flüchtete, sein Gebein also „selten tiefer unter den Schutt- und Schlammlagen, welche den Elephanten und seine Gesellen mitten in den ungeheuern Wäldern seiner damaligen Heimath ergriffen und verschütteten, begraben wurde, also sich nicht so leicht wie diese der Zerstörung und Verwesung entzog". Allein aus dem Umstande, daß unter diesen Thierüberresten unsere gegenwärtig lebenden Landthiere so viel als ganz fehlen, schließt schon Cuvier, daß sich unsere jetzigen Landthiere sammt dem Menschen beim Eintritt der Überschwemmung in einer andern Gegend aufhielten; und die Naturforscher Buckland, Weaver, A. Wagner u. A. nehmen an, daß die geographische Verbreitung des Menschen und der noch jetzt lebenden Landthiere vor der Sündfluth nur auf Asien, ja nur auf Westasien und dessen nächste Umgebung beschränkt gewesen. Ist doch der Boden dieser Länder fast gar noch nicht untersucht, während die bereits am Ganges aufgefundenen fossilen Menschenknochen, sowie die auf dem Rücken des Kaukasus im Innern seines Kalkgesteins vorgefundenen Erzeugnisse menschlicher Kunst (nämlich versteinerte Balken sammt eisernen Nägeln), als Proben einer künftigen reichern Ausbeute dienen können, wenn einst jene Länder den Untersuchungen europäischer Wissenschaft zugänglich werden.

Was die ältesten Überlieferungen von Veränderungen in Bezug auf den ehemaligen Zusammenhang der Länder und Meere erzählen, wird gleichfalls durch viele naturgeschichtliche Thatsachen bestätigt. Aus diesen ergiebt sich, daß z. B. das schwarze, assowische und kaspische Meer ehehin ein einziges Binnenmeer ausmachten, welches so groß als das mittelländische war und nachher durch das Emporsteigen der Halbinsel Krim und der benachbarten Länder getrennt wurde; daß Asien mit Europa am Bosporus zusammengehangen und ein Meerdurchbruch die jetzige Verbindung des schwarzen Meeres mit dem Mittelmeere bewirkt hat; ebenso, daß Europa und Afrika bei den Säulen des Herkules durchbrochen worden und die jetzige Meerenge von Gibraltar entstanden ist; daß England mit Frankreich zwischen Dower und Calais verbunden war; daß die großen Sundainseln ehemals zum asiatischen Festland gehört haben; daß (nach Lesson's Untersuchungen) die ganze Inselkette von Neuguinea an bis zur Südspitze von Neuseeland „der Rand des zerrissenen australischen Festlandes" ist, u. s. w.

Die Sagen mancher Völker (z. B. der Inder) von Wiederholung einer allgemeinen Fluth sind Entstellung der Urüberlieferung oder beruhen auf Verwechselung von großen örtlichen Überschwemmungen, welche vom Durchbruch der Dämme von Seen entstanden sind, die sich in hochgelegenen Gebirgskesseln — zum Theil durch das hier zurückgebliebene Gewässer jener allgemeinen Fluth — gebildet hatten. Eine solche theilweise Fluth war z. B. die Ogygische in Griechenland 1759 v. Chr. (Die Deukalionische Fluth bezeichnet die allgemeine und kam als Sage wohl später, als die ogygische vorfiel, zu den Griechen, und zwar durch Einwanderer aus dem Orient; sie ist wahrscheinlich die gräcisirte scythische, d. i. nordwestasiatische Sage des Lucian.)

Die Verschiedenheit der bei verschiedenen Völkern vorkommenden Angaben über die Zeit der großen Fluth ist nur eine scheinbare, indem die alte Welt neben der Rechnung nach eigentlichen Sonnenjahren häufig auch nach zehnmonatlichen (Ritual-) Jahren gerechnet hat, so

daß bei der letztern künstlichen Berechnung gerade eine um ein Viertheil größere Jahressumme herauskommt, und z. B. nach der zehnmonatlichen Jahresrechnung des Alexandriners Clemens das 5626ste Jahr der Welt, als das Geburtsjahr Christi, mit dem 4192sten Sonnenjahre zusammentrifft.

4. Kapitel. Die Verbreitung der Menschen über die Erde.

1. Die drei Stammgeschlechter.

Noah's Rettungsarche ließ sich auf dem armenischen Gebirge **Ararat** nieder und von der diesen Berg umgebenden Hochebene (des Araxes) aus verbreitete sich sodann das neue Geschlecht über die erneuerte Erde, so daß Armenien mit seinem Ararat der Mittelpunct wurde, um welchen herum die nachmaligen ältesten Culturländer, als früheste Sitze der Kunst und Wissenschaft, liegen; wie denn nicht nur so viele Menschen- und Sprachstämme, sondern auch unsere meisten Hausthiere, Culturpflanzen und Küchengewächse auf das armenische Hochland, als auf ihr Vaterland, hinweisen.

Der **Ararat** selbst ist nächst den Spitzen des Himâlaya der höchste Berg in der den Alten bekannten Welt; nicht nur beträgt seine Höhe an sich schon 16,254 Fuß, sondern er erhebt sich auch noch auf einer 2860 Fuß hohen Hochebene. Er liegt, wie Karl v. Raumer bemerkt, inselhaft in der Mitte zwischen mehr oder weniger entfernten Meeren oder Seen (dem rothen Meer, dem persischen Meerbusen, den Seen Wan, Urumia, Aral, dem caspischen, asowischen, schwarzen und mittelländischen Meer), „in der Mitte eines Wüstenzugs, der fast ununterbrochen vom Ausfluß des Senegal bis zum Ost-Ende der Wüste Gobi (nördlich von Peking) geht; in der Mitte eines nördlicheren Wasserzugs, der den Wüsten parallel von Gibraltar bis zum Baikal läuft; in der Mitte der längsten Landlinie auf der Erde, welche vom Vorgebirg der guten Hoffnung bis zur Behringsstraße geht".

Dazu kommt, daß der Ararat „im Südosten mit dem iranischen Gebirgskranz, nordwärts mit dem Kaukasus, südwestwärts mit dem Antitaurus und Taurus", also mit den Hauptgebirgen Asiens in Verbindung steht und in mäßigem Umfange „die verschiedensten klimatischen Verhältnisse darbietet", so daß er „wohl auf der ganzen Erdoberfläche der geeignetste Punct war, von dem die Bevölkerung derselben ausgehen konnte".

Der neueste Untersucher dieses Riesenberges (Moritz Wagner 1844) giebt über die Natur der Araratgegend die merkwürdigsten Aufschlüsse. Nach ihm ist dieser freistehende Kegelberg mit seinen zwei Riesenhäuptern eben so sicher ein Vulkan gewesen, als es der Vesuv und Ätna noch jetzt sind. Rings um seine Abhänge findet man Gesteinarten, die nur Kraterproducte sein können. Die St. Jakobsschlucht auf der Ostseite des Berges war indeß wahrscheinlich nur ein Nebenkrater, aus welchem die ungeheuern Lavaströme, die als mächtige dunkle Massen in südöstlicher und in südlicher Richtung hin wahrzunehmen sind, nicht gekommen sein können. Der Hauptkrater befand sich wahrscheinlich in der äußersten Höhe, wo jetzt die weißen Schleier des ewigen Schnees den verstopften Schlot verhüllen. — Es ist augenscheinlich, sagt der Berichterstatter, daß zur Zeit der Kraterthätigkeit des Ararat, als die Lava herunterfloß und der Sand, die Asche, die leichten erdigen Auswürflinge durch die Schlammströme und Schneewasser des Berges weit hinausgewälzt wurden, die große Fluth die ganze Ebene nicht mehr bedeckte. (Der Mangel an Versteinerungen aus der Diluvialepoche mag darin, daß der Berg erst nach derselben in Feuerthätigkeit gerieth und die ganze Umgegend verödete, seine Erklärung finden; — wie denn überhaupt die Annahme einer vor der Zeit der großen Fluth aufgetretenen vulkanischen Thätigkeit weder von der mosaischen Urkunde, noch von den Völkersagen, noch von hinreichenden wissenschaftlichen Gründen gestützt wird.) Jener alte „Gluthherd, dem vor Jahrtausenden alle ihn umgebenden Kegelberge (z. B. der dem Mont-

blanc an Höhe gleiche sogenannte kleine Ararat) entstiegen sind, thut nun sein Dasein noch kund durch häufige Erdstöße, durch unterirdisches Getöse, durch die Durchbruchsversuche der Gase und Dämpfe, die im tiefen Schlund gefesselt toben". Die Nordseite und der südliche Fuß und Abhang hat völligen Mangel an zu Tag kommenden Quellen; daher auch keine oder nur spärliche Vegetation. Wahrscheinlich sickert alles vorhandene Quellwasser in die hohlen unterirdischen Räume des alten Feuerbergs, woraus sich die Dampferuptionen, als Folgen eines Wassereinbruchs in den alten tiefen Gluthschlund erklären. Eben in Folge eines solchen Dampfausbruchs sank den 2. Juli 1840 die Spitze dieses Berges ein. Unter unaufhörlichem Krachen und Donnern schleuderte die Gewalt des unterirdischen Gases an 500 Centner große Steine und so ungeheuere Massen von Schlamm aus dem Innern des Berges empor, daß das große reiche Dorf Arguri mit seinem berühmten Kloster und fruchtbarer Umgebung sammt 1500 armenischen Bewohnern, dazu 400 kurdischen Taglöhnern spurlos verschwand und der Noahberg wieder so einsam ist, wie zur Zeit der Sündfluth. Nach der Schließung des Schlundes blieb ein tiefes Becken zurück, in welchem sich ein See erzeugte, der bald seinen Stein- und Thonrand durchbrach und Ströme einer breiartigen Schlammmasse über die Ebene ergoß und Bäume, Felstrümmer und erschlagene Bewohner Arguri's mit fortwälzte. Getrocknet erscheint nun diese Masse als eine hellbräunliche Erde.

Die ganze Umgebung des Ararat ist überhaupt eine schauerliche Lavawildniß voller kahler Steinmassen ohne Wälder. „Alles", sagt gedachter Reisender, „was ich bisher in drei Welttheilen an wild pittoresker Alpennatur gesehen, hielt mit dieser großartigen Bergscenerie keinen Vergleich aus, selbst der Kaukasus mußte zurücktreten".

Bei dem von Noah feierlich gebrachten Sühn- und Dankopfer erneuerte Gott seinen Bund mit den Menschen und bestätigte dadurch alle bei dem ersten Sündenfalle gegebenen Verheißungen. Und da Kains Mordthat in ihrer weitern Folge die Strafe der Sündfluth nöthig gemacht hatte, so wollte Gott auf jede absichtliche Tödtung eines Menschen (als auf eine gewaltsame Verletzung des Ebenbildes Gottes) zur Vergeltung die Todesstrafe gesetzt wissen, damit dem Menschen das Leben seines Mitmenschen, als Seinesgleichen, um so heiliger gemacht werde.

Dieser neue Bund Gottes mit dem neuen Menschengeschlechte war von einer präliminarischen Gesetzgebung begleitet, aus welcher nachher die Synagoge die sieben noachischen Gebote als Verpflichtung für die heidnischen Proselyten (des Thors) entwickelt hat. Sie sind: 1. das Verbot des Götzendienstes, 2. der Gotteslästerung, 3. des Mordes, 4. der Blutschande, 5. des Raubes und Diebstahls, 6. des Genusses von Blut und Erstickten, 7. das Gebot des Gehorsams gegen die Obrigkeit.

Die drei Söhne Noah's: Sem, Ham und Japhet, sind es nun, durch welche sich das neue Menschengeschlecht wieder vermehrte und die Erde bevölkerte; und der Fluch- und Segenspruch, den Noah bei Gelegenheit der von ihm gemachten Erfindung der Weinbereitung über diese Söhne aussprach (in sofern sie hinsichtlich seines ihnen dabei gegebenen Anstoßes eine entgegengesetzte sittliche Gesinnung an den Tag legten) verkündigte das künftige Geschick ihrer Stämme im Grundzuge.

Denn **Ham** (Cham), dem des Vaters Segen entgieng, und dessen Sohn Kanaan des Großvaters ausdrücklicher Fluch traf, ward der Stammvater der hamitischen Völker der heißen Zone in Südasien und in Afrika, welche allerdings unter allen Völkern der Erde in der Sittlichkeit am niedrigsten stehen und den Unsegen der Knechtschaft so lange her tragen.

Durch das Gericht der Sündfluth sind die Sünder zwar getilgt worden, nicht aber die Sünde. Diese bricht, wie einst in Kain, so nun in Ham wieder hervor, und die zweifache Richtung, die im urzeitlichen Menschengeschlechte in den Sethiten und Kainiten einander gegenüber trat, erneuert sich in den Sethiten und Hamiten. — Warum der Fluch nicht über den frevelnden Ham, sondern über dessen jüngsten Sohn Kanaan ausgesprochen wurde, davon sieht v. Hofmann den Grund darin, daß das Leid, welches dem Noah von seinem jüngsten Sohne angethan war, diesem durch ein Leid an seinem jüngsten Sohne insbesondere vergolten werden sollte. Nach Kurtz hebt die Urkunde den Kanaan darum hervor, weil dieser in einem nähern Verhältniß zu Israels Geschichte steht; was vom Sohn als Sohn gesagt sei, gelte eben darum von allen Söhnen. — Vom Ham stammten zwar auch zwei der ältesten Culturvölker, die Phönizier und Ägypter, insofern bei ihnen hamitisches Element wenigstens die Grundlage bildete (wie denn auch die Ägypter ihn als Gott Hammon [Ammon oder Amun] verehrten) — aber jene, die Phönizier, hatten keinen tiefen Sinn für das Höhere und Edlere, eine grausame und wollüstige Religion und eine eben so große Neigung zur Tyrannei, als zur Zügellosigkeit, und ihrem nachher so mächtigen Pflanzstaate Karthago war es demnach nicht gestattet, den Gang der Weltgeschichte zu bestimmen, sondern er mußte Roms Knecht werden; nicht zu gedenken jener Kanaaniter, deren Bannung vom Volke Israel zur Pflicht gemacht war; — diese, die Ägypter, hatten ungeachtet dessen, was den Trägern und Pflegern ihres höheren Cultus Tiefsinniges eigen war, dennoch in dem von der Masse des Volkes beobachteten Thiercultus eine vorherrschende Richtung auf das Sinnliche; sie waren stets in der geistigen und leiblichen Herrschaft ihrer Priester und geriethen nach dem Verfall ihrer Selbstständigkeit von einer Knechtschaft in die andere, die noch heute fortdauert. Alle übrigen Völker des großen Geschlechtes der Hamiten, besonders die in Afrika wohnenden und auch zum Theil über Asien und Australien weit verstreuten Neger sind die in die Laster der Unsittlichkeit am ärgsten Verstrickten und allenthalben „die Knechte der Knechte unter ihren Brüdern". Doch auch ihren uralten Fluch hinwegzunehmen ist der Alles erneuernden Religion des Erlösers vorbehalten, nach welchem „Mohrenland" da und dort bereits angefangen hat, „seine Hände auszustrecken".

Sem, welchem der prophetische Segen zunächst galt, wurde der Stammvater der noch jetzt Semiten genannten Völker Süd-Westasiens, von denen die wichtigsten der Erkenntniß des wahren Gottes und deren eines, das Volk Israel, jener nähern Offenbarungen gewürdigt wurde, um diesen Segen auf die übrigen Völker zu bringen.

Und Japhet, der „Ausgebreitete", der wahrscheinlich jüngste Sohn (welcher in der indischen Sage als Japeti, in der griechischen Sage als Japetos vorkommt), wurde der Stammvater der nord- und westasiatischen, sowie der meisten europäischen Völker, also allerdings des am weitesten verbreiteten Theils des Menschengeschlechts, der zugleich aus denjenigen Heiden bestand, welchen einst (weit über 2000 Jahre darnach) die nächste Aufnahme in den Bund Gottes („in die Hütten Sem's") zu Theil werden sollte. Japhet's Theilnahme am Heil ist eine durch Sem vermittelte.

Aber der seit dem Fall in den Menschen sich fortpflanzende Keim des Bösen wucherte auch in den immer mehr sich verzweigenden Nachkommen Noah's fort. Lange Zeit wohnten sie beisammen in dem Lande Sinear (Schina'r, dem nachmals sogenannten Mesopotamien im weitern Sinne), der durch den Lauf der großen Flüsse Euphrat und Tigris durchströmten, jetzt zwar meist wüste liegenden, im Alterthum aber erstaunlich fruchtbaren Ebene, worin anfangs wohl

noch von der Fluth her, später durch außerordentlich lohnenden Menschenfleiß der Feldertrag eine große Menschenmenge nähren konnte.

Der Zug vom Ararat und den armenischen Gebirgen aus gieng nämlich, weil die meisten Thalgründe noch Seen waren, längs dem Gebirgsrücken fort, und zwar südwärts, da die Nordgegend noch mehr unter Wasser stand, den wärmeren Gegenden zu, bis die Wandernden von den Höhen Kurdistans her im Westen (denn im Osten starrten hohe Gebirge empor) in das weite Flachland Mesopotamiens einrückten. Der Name Sinear hat sich bis auf den heutigen Tag (nach M. Niebuhr) in dem Gebirge Sindschar erhalten.

Dieses Land war noch zu Herodot's Zeit unter allen, die er kannte, für Getreidebau das beste, so daß es in der Regel zweihundertfältig lohnte, ja in den besten Jahren fast dreihundertfältige Frucht trug. Die Blätter des Waizens und der Gerste wurden dort gute vier Finger breit; aus Hirse und Sesam wuchsen baumhohe Stauden, was, wie Herodot sagt, diejenigen nicht glauben würden, die nicht nach Babylonien gekommen seien.

Mit dem Wachsthum der Bevölkerung, die immer weiter aus diesem Wohnplatze hinausdrängte, entstand — im Widerspruch mit der den Noachiten von den Stammältern her bekannten Bestimmung ihrer Ausbreitung über die Erde — das eigenwillige Bestreben, sich zusammenzuhalten, und der „hohe Thurm", den sie bauten, sollte ihnen sowohl zu einem Sammelpunct, als auch zu einem Denkmal eigenen Ruhmes dienen.

Die Frage, wie sie meinen konnten, bei ihrer Ausbreitung über die Erde an diesem Thurme einen Allen sichtbaren Punct des Zusammenhaltens und Sichsammelns zu haben, beantwortet Ed. Nägelsbach dahin: „Erwägt man, daß die Thurmbauer sich die Erde als eine große Scheibe dachten und daß sie die Anfüllung derselben bis zu den äußersten Enden durch die zunehmende Bevölkerung erwarten mußten, so liegt es nahe, daß sie der Entfremdung der an die äußerste Peripherie hinaus Verschlagenen durch die Errichtung eines großen Baudenkmals, dessen Spitze auf allen Puncten der Scheibe sichtbar wäre, vorzubeugen suchten". — Mehr aber noch als die Furcht vor der Zerstreuung wirkte bei diesem Streben der in 1. Mos. 1 angedeutete feindliche Gegensatz gegen Sem's Geschlecht und gegen das aus demselben zu erwartende Heil, so daß dem ganzen Plan eine empörerische Bewegung zum Grunde lag, von der Josephus behauptet, daß sie von Nimrod (vergl. 1. Mos. 10, 8—12) ausgegangen sei.

Es ist, so befremdend es Manchem lauten mag, nicht unmöglich, daß von diesem riesigen Gebäude sich die Substruction, d. i. die Erderhöhung sammt dem tiefsten Grundbau durch alle Zeiten hindurch bis auf die unsrige erhalten hat. Denn in allen folgenden Perioden Babylons ist auf ein und derselben Stelle ein großer, von den jeweiligen Beherrschern Babylons benützter und von ihnen erneuerter Bau gestanden, von welchem erst in neuern Zeiten mächtige Trümmer aufgefunden worden sind. Von der Ostseite erscheint der Bau, nach der Beschreibung der Entdecker, als ein länglicher Hügel, dessen Grundlage über 2000 Fuß im Umfang hat. Die jetzige Höhe bis an die Grundfläche des darauf stehenden Thurmes beträgt 200 Fuß; der Rest des Thurmes selber, der aus feuergebrannten Backsteinen gebaut ist, und nach Strabo 600 Fuß betrug, mißt noch 35 Fuß und zeigt, von der Westseite betrachtet, eine pyramidalische Form. Von diesen Überresten scheint wenigstens das tiefste Fundament dem in der Bibel bezeichneten Thurme anzugehören, und in ihnen hätten wir dann, ihrer Grundlage nach, die ältesten Bauruinen der Erde zu bewundern. Soll doch schon auf den zum bloßen Oberbau gehörigen Ziegelsteinen der gelehrte Grieche Kallisthenes eine Jahrzahl eingebrannt gefunden haben, welche mit dem Jahr 2231 v. Chr. übereinkommt. — Von dem durch Nebucadnezar erneuten Bau dieses Belusthurms s. II. 5, 1.

2. Die Völker- und Sprachenscheidung.

Weil aber dieses Beisammenbleiben in falscher Einheit gegen den göttlichen Heilsplan war, indem dadurch nicht nur die Verbreitung der Menschen über die Erde aufgehalten, sondern auch die fortbestehende Einheit und darum Allgemeinverständlichkeit der Sprache ein Mittel zu noch größerer Verbreitung des Bösen geworden wäre: so ließ es der auch im Strafgericht noch gnadenreiche Gott zu einer **Völker- und Sprachenscheidung** kommen. Es bildeten sich nunmehr strenggeschiedene Völkerfamilien mit eigenthümlichen Sprachen.

Das Factum der Sprachentrennung erklärt Vitringa für eine Folge der Zerstreuung der Völker; v. Hofmann erklärt sie durch eine gewaltsame Affection der Sprachorgane, Andere durch ein wunderbares, daher nicht weiter zu erklärendes Eingreifen Gottes. Kurtz sucht die Ansichten dahin zu einigen: Seit dem Sündenfalle sei Spaltung und Auseinanderfallen aller im Leben des Urmenschen einheitlich gegebenen Beziehungen zur Ordnung geworden; das Auseinandertreten sei aber nicht plötzlich geschehen, nicht unmittelbar nach dem Fall, sondern erst nach Verzehrung der die Einheit noch haltenden Kräfte aus der ursprünglichen Schöpfung und nach Anhäufung der die Scheidung hervorrufenden Elemente, und auch dann nur durch eine gewaltsame Katastrophe, in der die auseinander reißenden Kräfte den Sieg davontrugen über die einenden und zusammenhaltenden Kräfte. So sei der leibliche Tod des ersten Menschen erst nach 900jährigem Leben eingetreten; ebenso das Zerfallen der Natur in Klimate durch die Sündfluth; zuletzt dann das einander bedingende Zerfallen der Menschheit in Sprachen, Nationalitäten und Klassen durch die hier berichtete gewaltsame Katastrophe. — Seitdem sind die Sprachen eben so viele „geistige Individuen". „In jeder Sprache liegt eine eigenthümliche Weltansicht. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunctes in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält". (Wilh. v. Humboldt.)

Auf sich allein beschränkt und gegeneinander in mehr oder weniger abgeschlossener, meist feindlicher Haltung hatte jedes Volk die Aufgabe, zuerst die eigenen Kräfte zu üben und auszubilden und dadurch sich zu späterer freier Vereinigung mit andern geschickt zu machen, wornach es die Menschen stets — und gewiß nicht vergebens verlangt.

Bei dieser Versenkung und Einlebung in sich selbst entschwand ihnen nach und nach die Erinnerung an die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts und der Verbrüderung seiner Glieder untereinander durch Ein Blut und Einen Vater, die ihnen erst das Licht des Evangeliums wieder zur klaren Erkenntniß bringen sollte.

Sowie daher alle in der Geschichte auftauchenden (selbst die von Despoten ausgehenden) Versuche, „das vereinzelte Dasein aufzuheben" und massenhafte Vereinigungen zu stiften, nichts waren, als unbewußte Bestrebungen, eine ehemals vorhanden gewesene Einheit in der Menschheit wiederherzustellen: so kann eine wahre und haltbare Vereinigung, ohne daß dabei zugleich die Eigenthümlichkeit der Individualitäten verloren geht, nur durch die Kraft des Evangeliums zu Stande kommen.

Die Abstammung der Völker von den drei Söhnen Noah's ist in der mosaischen Völkertafel nach der Stellung der Völker zur Geschichte des Reiches Gottes angegeben, weßhalb dort alle diejenigen, welche mehr oder minder Ein-

fluß auf den Gang desselben gehabt haben, bis ins Einzelnste aufgezählt, und dagegen die entferntesten kaum berührt sind. Die Genauigkeit und Richtigkeit der in dieser allerältesten Überlieferung angegebenen Völkerverzweigungen *bestätigt sich durch die neuesten Forschungen immer mehr*. Dabei ist übrigens auch noch zu bemerken, daß jene Völkertafel nur die ursprünglichen Grundvölker angiebt, aus deren Mischung die historischen Völker hervorgegangen sind.

Von Sem und seinen *fünf* Söhnen (*Elam*, *Assur*, *Arphaxad*, *Lud* und *Aram*) stammen die Perser, Assyrer, Chaldäer, Lydier, Aramäer (Syrer) und Araber.

Von Ham (oder Cham) und seinen *vier* Söhnen (*Kusch*, *Mizraim*, *Puth* und *Kanaan*) stammen folgende Völker, und zwar von *Kusch* (oder Chus) die alten Einwohner im Westen von Indien (das von ihnen Kusch-Land hieß), in einem Theile von Arabien, sodann die alten Bewohner von Habesch (Abessinien oder Äthiopien) und in einem Theile des mittleren Afrika; — von *Mizraim* (oder Mesraim) die Ägypter, Libyer, Nubier und Kyrenäer; — von Puth (oder Put, auch Pot oder Phot) die alten Küstensaumvölker von Palästina, dem größten Theil von Nordafrika (wo viele Städte mit der Anfangssilbe *Put* vorkamen), die Inselbevölkerungen von Kreta, den kanarischen und azorischen Eilanden.

Von den letztern aus scheinen Puth's (Phot's) Nachkommen (vielleicht durch Vermittlung der „untergegangenen Insel Atlantis") über das atlantische Meer hin Süd- und Mittelamerika bevölkert zu haben: *denn*, abgesehen davon, daß die alten Mexikaner einen *Photan* verehrten und sich bei ihnen die ganze Noahsage vorfand, so deuten die *in Mexiko und Peru in neuern Zeiten aufgefundenen Alterthümer*, z. B. die mit Hieroglyphen versehenen Mumien bei Durango, die cyclopischen Baudenkmale in Cusco, die Pyramiden im Mexikanischen, die Ruinen von Palenque und bei Uchmal in Yukatan mit ägyptischen Sculpturen, soviele alte Geräthe — auf einen *bis zum Nil zurückgehenden Ursprung*. Auch weisen die sehr vollendeten Sculpturen nach, daß diese ganze aus dem Orient stammende Urcivilisation jener süd- und mittelamerikanischen Länder durch *Horden tartarischer Asiaten*, die vom Norden herabkamen, *vernichtet* wurde. (Siehe jedoch XIX. 1, 3.)

Daß der *Übergang von der Westseite Europa's auf die Ostseite Amerika's* nicht unmöglich war, beweist schon der Umstand, daß im zehnten Jahrhundert v. Chr. (also lange vor Columbus) *Normannen von Island* aus nach Nordamerika fuhren und dort Niederlassungen gründeten, mit denen sie aber im Laufe der Zeit wieder untergiengen. — *Einwanderungen aus der alten Welt* (und zwar insbesondere asiatischer Stämme) in die neue konnten noch durch *drei* andere Wege vermittelt worden sein; 1) von Nordasien her durch die *Behringsstraße* (deren sich die Tchuktschen noch heute bedienen), 2) von Ostasien her über die *japanisch-aleutische Inselkette* (insbesondere durch die Halbinsel Alaschka), 3) von Südasien aus über den *tropischen Inselgürtel*, dessen Inseln noch die übriggebliebenen „Pfeiler einer Brücke" sein mögen, die „sich einst von Asien nach Amerika hinüberspannte". (S. Andr. *Wagner* a. a. O.)

Von Kanaan, Ham's viertem Sohn, stammen Völker, die sich anfangs nach dem südwestlichen Arabien ans rothe Meer wendeten, von wo aus wieder Familien nach Palästina vordrangen und dort die semitischen Hirtenvölker am Jordan und zum Theil am Mittelmeer verdrängten.

Von Japhet stammen, außer den Völkern in Nordasien und andern in Mittelasien, die Inder, die Meder, die meisten Völker in Kleinasien, wo die Phrygier im ganzen Alterthum als die ältesten galten; in Europa die Pelasger, von denen die Griechen und zum Theil die Römer kommen, die Thrazier, Illyrier, Iberer, Kelten, Germanen, Ästen, Slaven und Finnen.

Die verschwisterten drei Urstämme: Semiten, Hamiten und Japhetiten, lösten sich ganz allmählig von einander ab, daher die Rassenbildung in eine spätere Zeit fällt. Eine treffende Characteristik der drei Urstämme findet sich bei J. Görres I, 1. S. 52 ff.

Die Wanderung der Völkerfamilien von ihrem Ursitze aus richtete sich vorzüglich nach dem Osten, Westen und Süden. Nach jeder Ansiedelung eines Stammes lösten sich bei rascher Vermehrung neue Stämme ab, die abermals weiter wanderten und neue Ansiedelungen stifteten, — während eine Zeit lang zugleich das Ausströmen immer neuer Stämme aus jenem Ursitze, d. i. aus dem Südwesten Asiens, dieser Wiege des Menschengeschlechts, wo natürlich Viele zurückgeblieben waren, ununterbrochen fortgieng, indem sie theils den Spuren der vorangewanderten folgten, theils neue Richtungen einschlugen. Angesiedelte Stämme verließen ihre Sitze entweder freiwillig, oder wurden theilweise oder in Masse von den nachfolgenden verdrängt, und dieses Drängen und Gedrängtwerden, Bleiben und Weiterwandern, Anbauen und Erobern gieng lange Zeit hindurch fort und wiederholte sich auch später noch oft auf längere oder kürzere Zeit in den verschiedenen Gegenden der Erde auf immer ähnliche Weise.

Die in der mosaischen Urkunde aufgestellte, von der Zeit der Völkerausbreitungen an bis auf die Zeit Mosis fortgeführte Völkertafel ist Gegenstand vielfacher Erklärungen geworden. Sie enthält zumeist Völkergruppen, „so daß der spätere Name des Volkes auf den Stammvater übergetragen worden ist", weil nach der orientalischen Geschichtsanschauung „der Stamm mit dem Stammvater" als einheitlicher Begriff zusammenfällt. Auch wird darin oft der Name des Landes übergetragen auf das Volk und dann vom Volk auf den Stammvater, der die Einheit des Volkes repräsentirt. Hengstenberg und Delitzsch nehmen als Quelle der Völkertafel die patriarchalische Sage an, welche durch die von den Ägyptern zu den Israeliten gelangte Völkerkunde bereichert worden. — J. G. Müller bezeichnet diese Völkertafel als eine „genealogische Weltcharte, wie die Nachkommen Noah's sich um Vorderasien herumgelagert haben". Sie giebt „im Ganzen und Großen die genealogische Stellung an, welche Israel unter den Völkern der Welt einnimmt, und tritt außerdem, gleich der ganzen in der mosaischen Urkunde niedergelegten Urgeschichte, den Philosophemen und Mythen der Heiden entgegen, die von Göttern und Heroen und von Millionen Jahren fabeln".

3. Die Menschenrassen.

Bei dieser Weiterwanderung und Ausbreitung der verschiedenen Völkerstämme bildete sich zum Theil nach der klimatischen Verschiedenheit ihrer bald vorübergehenden, bald bleibenden Wohnsitze, auch ihre Lebens- und Nahrungsart, ihr körperliches Aussehen, ihre innerliche Anschauungsweise und ihr Schicksal verschieden aus. Aber selbst bei allen diesen Veränderungen, die namentlich der Gesichtsbildung der verschiedenen Völker ein voneinander abweichendes Gepräge gab, ist dennoch die Einheit ihrer Abstammung nicht zu verkennen.

Alle Versuche, eine ursprüngliche Grundverschiedenheit der Völker naturhistorisch nachzuweisen, sind gescheitert. Alle wissenschaftliche Naturforscher „von gesunden Sinnen", wie

Haller, Blumenbach, Büffon, Linné, Cuvier, Prichard, Morton, Alexander v. Humboldt, Steffens, Schubert, Rudolf und Andreas Wagner u. A. erkennen die Abstammung der verschiedenen Menschenarten von einer einzigen Art, wenn auch die Naturforschung, als eine menschliche Wissenschaft, die Abstammung von Einem Urpaar nicht directe aus der Erfahrung ermitteln kann. Denn die Abstammung von Einem Paare ist und bleibt eine geoffenbarte Voraussetzung, gleich der vom Dasein Eines Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat.

Wollte man die bei den verschiedensten Völkern vorhandenen Sagen von Einem ersten Menschenpaare nicht als Urüberlieferung gelten lassen, sondern nur als eine aus der Gleichheit der menschlichen Vorstellung herrührende Erklärungsweise ansehen, so würde doch der unabweisbare Drang gerade solcher gleichheitlichen Vorstellung wenigstens in etwas Tieferem gesucht werden müssen, als in dem bloßen menschlichen Hang zum Dichten und Grübeln! Dieses Tiefere liegt aber allerdings jenseits der Empirie (Erfahrungskunde), sollte aber darum von Naturforschern, wenn sie es auch nicht gerade beachten wollen, doch nicht verachtet werden, da ihnen ja auch die Gegenbeweise beizubringen unmöglich ist. Nichts desto weniger mehrt sich die Zahl der „vielseitig gebildeten" Naturforscher, welche bekennen, daß die Annahme Eines Stammpaares den in der Natur ausgesprochenen Gesetzen nicht nur nicht widerspricht, sondern daß vielmehr das Gesetz der Analogieen und Schlüsse zu dieser Annahme zwingt. Zu diesen Naturforschern gehören Büffon, Cuvier, Blumenbach, A. v. Humboldt, G. H. v. Schubert, Rud. Wagner, Andr. Wagner, Lücken. Ihnen stimmen bei die Philosophen Steffens, Hillebrand, Wuttke u. A., und die Geographen Wimmer, Roon, Prichard u. A.

Die Abweichungen in der Körperbildung geben die verschiedenen Gliederungen der Menschheit in Abarten, die man mit dem Namen Rassen (Raçen) bezeichnet hat. Die Verschiedenheit derselben hängt aber nicht bloß und allein mit klimatischen Verhältnissen zusammen, sondern beruht zugleich auch auf einem Auseinandergehen ursprünglich gleich-hoher Fähigkeiten in eine Verschiedenheit geistigen Vermögens, das besonders in der verschiedenen Gestaltung des Schädels seinen entsprechenden äußern Ausdruck fand. Doch läßt sich keine bestimmte feste Gränze zwischen den bisher angenommenen Menschenrassen, selbst nicht zwischen den drei unterschiedensten derselben annehmen.

Einige Naturforscher (wie Cuvier, Lacepède) nehmen drei Rassen an, von denen die kaukasische (nach Prichard besser „iranische" genannt), als die in leiblicher und geistiger Hinsicht vollkommenste Rasse, am Ararat einen Centralpunct hatte, während in gleicher Entfernung von ihr nordöstlich die mongolische, südwestlich die äthiopische Rasse als entgegengesetzte Abart von jener auftrat. — Zwischen diesen drei Hauptrassen nahm Blumenbach noch zwei Mittelrassen an, indem von der kaukasischen zur äthiopischen die malayische, von der kaukasischen zur mongolischen die amerikanische Rasse den Übergang macht.

Neuere genauere Untersuchungen, wie die A. Wagner's, weisen der malayischen Übergangsform ihren Platz noch innerhalb der kaukasischen Rasse an, und stellen dafür eine australische Rasse als Übergangsform von der kaukasischen (durch deren malayisch-polynesische Abtheilung) zur äthiopischen auf.

Zur kaukasischen Rasse, welche ohngefähr ein Drittheil der Erdbevölkerung ausmacht, gehören alle Völker Europas (mit Ausnahme der Lappländer), dazu die in Amerika einheimisch

gewordenen Europäer; ferner die meisten Bewohner Asiens diesseits des Ganges und der Bramaputra-Mündung, des Belurgebirgs, des Hindukuh und der Himâlajakette; dann die Bewohner Nordafrikas bis an den Rand der großen Wüste; endlich noch die Bewohner Ostafrikas längs des Nils bis zu dessen östlichem Quellgebiet. Diese Rasse enthält die mannigfaltigsten Übergänge von der weißen Hautfarbe des blonden Nordeuropäers bis zur tiefschwarzen des schwarzhaarigen Hindu.

Zur **mongolischen** Rasse, welche mehr als ein Drittheil der Menschen beträgt, gehören die Bewohner der hintern Hälfte Asiens und der nördlichen Polarregion der alten und neuen Welt, also in Asien die Mongolen mit den ehemaligen Hunnen, die Tungusen mit den Kalmücken, die Hinterindier, die Chinesen, Japanesen, Kamtschadalen u. s. w.; in Europa die Lappen, in Amerika die Eskimo's mit den Grönländern. Die Hautfarbe dieser Rasse enthält die Übergänge vom Gelben bis zum Lichtbraunen.

Zur **äthiopischen** Rasse gehören die eigentlichen Neger mit den Kaffern und Hottentotten in Afrika und die von da durch den Sclavenhandel nach Amerika hinüber verpflanzten Schwarzen, sodann die Papua's oder Australneger auf den Inseln des hinterindischen und des stillen Oceans (in einem großen Bogen um den ganzen Ostrand von Neuholland mitten zwischen malayisch-polynesischen Stämmen). Ihre Hautfarbe ist mehr oder weniger schwarz, die Haare schwarz, kraus und wollig (bei den Papua's jedoch länger).

Die **australische** Rasse, als eine der äthiopischen sich nähernde Übergangsform mit rußschwarzer Hautfarbe und schlichtem oder etwas gekräuseltem, aber nie wolligem Haare, enthält die Bewohner Neuhollands, die Alfuren oder Haraforas von Neuguinea und im Innern der Malayeninseln.

Die **amerikanische** Rasse, deren Hautfarbe vom Braungelben bis ins Dunkelrothbraune geht, umfaßt die noch übrigen Urbewohner Amerika's, worunter die mexikanischen und peruanischen Völkergruppen die wichtigsten sind, und ist durch die Nähe der Weißen in beständiger Abnahme begriffen. Wegen ihrer Verwandtschaft mit der mongolischen Rasse deutet sie auf asiatischen Ursprung und ist daher nur eine untergeordnete.

Merkwürdig ist, daß von manchen dieser Rassen einzelne Zweige losgerissen und in weite Ferne hin verdrängt erscheinen, so daß sie *mitten unter einer andern Rasse* auftreten, mit der sie im Körperbau und in der Sprache nichts gemein haben. Ebenso kommen die drei Urrassen nur in der alten Welt vor, während jeder der beiden neuen Welttheile eine ihm eigenthümliche Rasse hat, deren Ausgangspunct jedoch in der alten Welt zu suchen, wenn gleich noch nicht genau nachzuweisen ist.

Da die *Übergänge* der Rassen und Stämme in einander in Bezug auf *Farbe* und *Körperbau*, insbesondere auf den Bau des *Schädels* nur unmerklich und allmählig sind; da *alle* Menschenarten wechselseitig fruchtbare Vermischungen eingehen können; da alle Nationen die wesentlichen „anatomischen und physiologischen Kennzeichen" mit einander gemein haben; da ferner alle Lebensprozesse bei ihnen übereinstimmen, der Bau der innern Theile und des Knochengerüstes bei allen gleich ist oder nur unbedeutende Abweichungen aufzeigt; da endlich auch alle geistigen Eigenschaften sich in den Grundzügen gleichen: so bedarf es keines weitern Beweises, daß alle Varietäten des Menschengeschlechts nur Abweichungen *Einer und derselben Stammart* sind. Die Lehre von den Autochthonen (also von einem weißen, gelben, kupferrothen, schwarzen Adam, die man nur erfand, „um das Räthsel der Rassenbildung zu umgehen") hat daher auch durch die neuesten Forschungen eines *Alexander v. Humboldt, Ehrenberg, Schwan, Rudolf* und *Andreas Wagner* &c. alle Stütze verloren.

Aus demselben Grunde kann auch, dem Grundwesen nach, nicht von edlen oder unedlen Rassen die Rede sein; sind sie allerdings, hinsichtlich der geistigen Bildung, die einen mehr, die andern weniger begabt und empfänglich, so sind sie doch, der Bestimmung nach, alle gleichmäßig zur Freiheit berechtigt, die ihnen auch das Christenthum nicht nur zuerkennt, sondern auch allein und zugleich am besten bringt.

Der geistigen Begabtheit und Empfänglichkeit nach steht unstreitig die kaukasische (iranische) Rasse obenan, wie sie denn auch durch die vollständige Harmonie ihrer Körperbildung, insbesondere ihrer Gesichtsform, die eigentliche Stammrasse ist, aus der durch Abweichung vom Grundtypus die übrigen Rassen hervorgegangen sind. Sie ist daher auch die Trägerin der Cultur, die sie auf die übrigen Rassen überzuleiten die Bestimmung hat; ja einem Theile von ihr ist die Offenbarung Gottes und seines Willens im Gesetz, wie seiner Gnade im Evangelium sammt dem Auftrag zu Theil geworden, es allen Völkern der Erde zu bringen.

4. Die Sprachstämme.

Das Auseinandergehen der Spracheinheit in eine Sprachverschiedenheit geschah durch Verdunkelung des durch die Sünde ohnedieß schon geschwächten Bewußtseins des Sprachganzen mittels theilweiser „Entziehung der Uranschauungen", die in der Spracheinheit lagen. Die dadurch gelockerten Theile des Sprachganzen zerfielen im Fortgang der Zeit durch die Einwirkung der neuen Umgebungen und Einflüsse beim Weiterwandern, mehr noch aber durch die weitergehende innere Entfernung vom Mittelpuncte des sittlichen und geistigen Lebens immer mehr, so jedoch, daß der gerettete Antheil eines jeden Stammes an der Ursprache durch die dem Geiste inwohnende schöpferische Kraft sich wieder, mehr oder weniger, als ein kleineres organisches Ganzes gestaltete, in welchem sich der geringere oder größere Grad der sittlichen und geistigen Entartung jedes Völkerstammes abspiegelt.

Da also die Sprachen, gleich der Ursprache, aus der sie hervorgegangen sind, keine „Erfindung des menschlichen Witzes", sondern von Gott gewirkte Gaben sind, „obwohl nach nationalen Verschiedenheiten in mannigfacher Weise durch eigene Thätigkeit des menschlichen Geistes modificirt", so ist es (wie A. Wagner bemerkt) „begreiflich, wie selbst die Sprachen der wilden Völker eine so bewundernswerthe Vollkommenheit der Construction besitzen können; wie z. B. die amerikanischen Sprachen an Ausbildung der Formen und an grammatikalischem Reichthum selbst mit dem Griechischen und der Sanskrit zu wetteifern im Stande sind, so daß Duponceau sagen konnte, der Bau der amerikanischen Sprachen scheint eher von Philosophen als von Wilden herzurühren".

Aus der fortgesetzten Vergleichung der Sprachen unter und zu einander erweist sich auch mehr und mehr die Verwandtschaft der Sprachen, welche eben sowohl auf eine ehemalige Einheit derselben, als auch überhaupt ebenfalls auf die Einheit der Abstammung des Menschengeschlechts führen. Die zweitausend Sprachen, die man gegenwärtig zählt (worunter freilich auch viele

Mundarten mit aufgeführt sind), haben sich bereits auf wenige Sprachstämme oder Familiengruppen zurückführen lassen.

Von diesen sind nach Andr. Wagner folgende die wichtigsten:

Der indo-europäische Sprachstamm (auch indo-germanische genannt), der sich von der Südspitze Vorderasiens in nordwestlicher Richtung über Südwestasien und Europa bis Island hinzieht, und die vorderindischen Sprachen, die persische und alle europäischen (mit Ausnahme der türkischen, ungarischen oder magyarischen, lappischen, finnischen und baskischen) umfaßt und, größtentheils wenigstens, auf zweisylbigen Wurzeln beruht.

Der semitische Sprachstamm, der im Westen des großen indo-europäischen Sprachstamms sich in Asien vom Mittelmeer bis an den Euphrat und bis zum südlichen Arabien, in Afrika östlich vom Nilquellland bis zum Mittelmeer und von da westlich bis zum atlantischen Ocean hinzieht. Er begreift in sich das Hebräische (mit welchem das Phönizische und Punische verwandt war), das Aramäische, welches in das Syrische und Chaldäische zerfällt, das Arabische mit vielen Mundarten und das Abessynische (die Gihssprache) und geht in der Regel auf zweisylbige Wurzeln zurück.

Der nordafrikanische Sprachstamm. Zu diesem gehörten die alten Ägypter, deren Sprache von der semitischen und indo-europäischen ganz verschieden war. Vom Alt-ägyptischen stammt das Koptische, und verwandt mit ihm war die Sprache der alten Äthiopen, die sich zum Theil in die heutigen Nubier oder Barbaras (nubischen Berbern) verloren haben. An diese nubischen Berbern schließen sich die nordafrikanischen Berbern, zu denen auch die alten Mauritanier gehörten, und welche, ehe Asiaten und Europäer sie unterdrückten, den Urstamm der Bevölkerung Nordafrika's ausgemacht zu haben scheinen, jetzt aber unter verschiedenen Namen das Atlasgebirg bewohnen.

Der finnisch-tartarische Sprachstamm, der sich im Osten des indo-europäischen Sprachstamms in weiter Ausdehnung durch den nordöstlichen Theil von Asien und Europa hinzieht, und dessen Völker theils der kaukasischen, theils der mongolischen Rasse angehören (während die drei oben angeführten Sprachstämme bloß der kaukasischen Rasse angehörten). Zu den mehr der kaukasischen Rasse sich zuneigenden Sprachen dieses finnisch-tartarischen Sprachstamms sind zu rechnen: 1. die Sprachen der Finnen (oder Tschuden, wie die vordringenden Russen sie nannten), und zwar sowohl der nördlichen Finnen in Lappland, Finnland, Esthland, Liefland, früherhin auch im ganzen nördlichen Rußland und im westlichen Sibirien —, als auch der südlichen oder bulgarischen Finnen in Kasan und Orenburg, und der uralischen Finnen oder Ugrier ostwärts vom Ural, von welchen auch die Ungarn oder Magyaren stammen und durch ihre körperliche und geistige Veredlung einen Beweis von dem merkwürdigen Einfluß der Cultur und des Klima geben; — 2. die Sprachen der Tartaren oder Türken, die vom Altai aus, ihrem alten Stammsitz, jetzt sich durch Nord- und Vorderasien bis ins südliche Europa verbreitet haben und deren Hauptstämme die Osmanen in der europäischen und asiatischen Türkei, die Tartaren im europäischen Rußland, die Baschkiren, Kirgisen, Turkomanen, Usbeken und sibirischen Tartaren am Altai sind. — Zu dem der mongolischen Rasse angehörenden finnisch-tartarischen Sprachstamme gehören die Sprachen der Mongolen (Buräten und Kalmüken), der Tungusen, Kamtschadalen, Tschutschken, Samojeden u. s. w.

Der malayisch-polynesische Sprachstamm, der von der Halbinsel Malacca und den Sundainseln ausgehend hinüberreicht zu den Südseeinseln, deren Sprachen alle auf die Sundainseln und auf Hinter-Indien als ihren Ursprung zurückweisen.

Der chinesisch-hinterindische Sprachstamm, der den ganzen Südosten von Asien einnimmt und aus einsylbigen Wurzeln sproßt. Er verzweigt sich in die Sprachen der eigentlichen Chinesen, der Indo-chinesen oder Hinter-Indier (zu denen die Anamesen, Siamesen, Birmanen ꝛc. gehören), der Tübetaner, der Koreer in Nordosten Chinas.

Der japanisch-kurilische (oder ainoische) Sprachstamm im Archipel von Ostasien bis zu den Aleuten, mit mehrsylbigen Wurzeln. Er enthält die Sprachen der Japanesen und

der Kurilen oder Ainos. — Der chinesisch-hinterindische und japanesisch-kurilische Sprachstamm gehören beide der mongolischen Rasse an.

Der **amerikanische** Sprachstamm mit seiner großen Menge von Abzweigungen, die aber alle auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden; was unter ihnen asiatischen Ursprungs ist, rührt von einer früheren Einwanderung aus Asien her.

Die mittel- und südafrikanischen Sprachen sind noch zu wenig erforscht; doch hat man Spuren, daß sie einander verwandt sind.

Den Schluß machen die Sprachen der Australvölker, die wohl ebenfalls zu einander in Verwandtschaft stehen.

Die Zurückführung der Sprachen auf diese Stammgruppen hat man den lexicalischen Bemühungen von Klaproth, Fr. v. Schlegel, Hammer, Adelung d. J., Abel-Remusat, Balbi, Merian, Whiter, Gulianoff, Gallatin, Prichard u. A., sowie insbesondere den grammatischen Untersuchungen Wilh. v. Humboldts und A. W. v. Schlegels zu danken. — Lepsius weist sogar zwischen dem indo-europäischen und semitischen Sprachstamm „verwandten Grundstoff", ebenso eine Verwandtschaft des Alt-ägyptischen (Koptischen) mit dem Hebräischen, ja selbst mit dem Indo-europäischen nach — Schon Klaproth hat alle jetzigen Sprachen als Reste der untergegangenen Ursprachen angesehen. Die Zurückführung aller Sprachen auf eine uranfängliche Einheit erhält eine besondere Stütze durch die wissenschaftliche Nachweisung Wilh. v. Humboldts, daß im Grunde „alle Sprachen vom einsylbigen Wurzelbau ausgehen und erst zur Mehrsylbigkeit gelangen". Mit diesen Erörterungen beschäftigten sich auch Jak. Grimm, Delitzsch, Tholuk, Mutzl, Wisemann, G. P. Chr. Kaiser, Leop. Schmid.

Auch die Anfänge der Schrift oder des Schreibens gehen über die Anfänge der Geschichte hinaus, so daß schon Plinius den Gebrauch derselben „ewig" nennt, und Eichhorn annimmt, daß „die wichtige Erfindung der Buchstabenschrift wahrscheinlich nur Einmal in der Welt gemacht worden ist". Da verschiedene Völker sich dieselbe zuschreiben, so ist wohl anzunehmen, daß das Schreiben in seinen Anfängen ein mitgenommenes Gemeingut aus der Zeit des noch ungeschiedenen Beieinanderlebens der Völker war, von denen die Begabtesten diese Kunst besser bewahrt und, gleich der Sprache, bei sich nach ihren verschiedenen Nationaleigenthümlichkeiten weiter ausgebildet und so Andern mitgetheilt haben.

So steht denn fest, daß das Auseinandergehen der Einen Ursprache in so viele Sprachzweige, der Einen Uranschauung von Gott in so viele verschiedene Religionen, der Urmenschheit in so verschiedne Nationen mit ihren Eigenthümlichkeiten — nur die zerstreuten, zum Theil entstellten Züge eines herrlichen Urbildes, die in Farben gebrochenen Strahlen Eines Lichtes sind, das in seiner ungetrübten Vollkommenheit nicht mehr vorhanden ist und seiner einstigen Wiederherstellung harret.

5. Wohnsitze und Lebensart.

(Ackerbau. Schifffahrt. Land- und Seehandel. Viehzucht. Jagd. Fischfang.)

Diejenigen Völker nun, die ihre Wohnsitze in fruchtbaren Ebenen (wie in Mesopotamien) oder in Flußthälern (wie am Euphrat, Tigris, Ganges, Nil, Jordan) nahmen, trieben das älteste Geschäft des, mildere Sitten begünstigenden **Ackerbau's**, der auf bleibende Ansiedlungen, zu Gründung von Dörfern und Städten führt, in denen sich die Gewerbe und der (Land-) Handel und weitergehend, nach Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse,

auch die das Leben verschönernden Künste, sowie die das Leben ordnenden Wissenschaften ausbildeten.

Völker, die von den Ursitzen aus westlich und südlich fortziehend an wohlgelegenen Meeresküsten ihre Sitze aufschlugen, wie die Bewohner der indischen, arabischen, syrischen, kleinasiatischen rc. Küsten, kamen auf **Schifffahrt**, die zum Seehandel führte, der gleich dem Landhandel den Austausch von Natur- und Kunsterzeugnissen der verschiedenen Länder bezweckt, deren einander vorher fremde Bewohner dadurch zugleich in einen gegenseitigen geistigen Verkehr kommen, welcher die Erweiterung des Gebiets menschlicher Kenntnisse und Fertigkeiten zur Folge hat.

Das Bedürfniß führte nämlich zuerst zum wechselseitigen Austausch der zum Leben nöthigen Natur- und Kunstproducte. Allmählig erst verwandelte sich der Tausch in Handel, als man den edlen Metallen einen gewissen Werth beilegte und sie zum Maaßstab des Preises machte. Wie, wann und wo man jenes Metall zuerst zu Geldmünzen ausprägte, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Der **Handel** war zuerst Landhandel, und selbst als der Seehandel daneben aufkam, blieb im ganzen Alterthum der Landhandel doch der wichtigere. Wo die reichsten Producte waren, wurden sie am meisten aufgesucht, um sie in entfernte Länder zu bringen, in welchen das Bedürfniß darnach schon war oder leicht geweckt werden konnte, und wo sie zugleich gegen dortige Producte oder gegen Geld verwerthet werden konnten. Wo also schon die meiste Cultur war, wie in Asien, da waren auch die ersten Haupthandelsplätze. Die weiten Wege durch Wüsten oder durch räuberische Völker hindurch machten zur Sicherung des Handels bald gesellschaftliche Handelszüge oder Karawanen mit zahlreichem Geleite nöthig.

Da der Karawanenhandel nur durch Lastthiere, vorzüglich durch Kameele, betrieben werden kann, so ist der große Karawanenhandel vorzüglich auf diejenigen Länder beschränkt, wo das Kameel, „das Schiff der Wüste", sich findet. Er war und ist in Betreff der Abgangs- und der Ankunftszeit, der Wegerichtung, der Rastorte, der Einkaufs- und Verkaufsplätze an gewisse Formen und einen bestimmten Gang gebunden, der oft Jahrhunderte lang im Allgemeinen derselbe bleibt. Durch den Karawanenhandel entstanden daher schon frühe berühmte Handelsplätze für den Völkerverkehr des Festlandes, von denen manche ihren Glanz, ungeachtet aller Umwälzungen, sogar durch das Mittelalter hindurch behielten. Auf diesem Karawanenhandel, — der auch, weil sein Zug durch verschiedene Völker gieng, starken Zwischenhandel erzeugte und zugleich zum Aufblühen vieler, zum Theil großer Städte Veranlassung gab, — beruhte daher vorzugsweise die Cultur der Völker in Asien und Afrika.

Bald trat zum Landhandel auch der Seehandel hinzu, der von Küsten- und Inselvölkern durch Schifffahrt betrieben wurde. Diese war anfangs bloß Küstenschifffahrt. Weniger der Mangel des Compasses, als vielmehr die Beschränktheit der Meere, durch welche die drei Continente der alten Welt verbunden sind, war die Ursache, daß die alte Schifffahrt meist an den Küsten sich hielt: denn die Küstenfahrt ist sogar in der Regel schwieriger und gefahrvoller. Nichts desto weniger gelangten manche alte Völker längs den Küsten weiter und weiter in sehr entfernte Länder.

Die mäßige Entfernung der durch das Meer und seine Inseln getrennten Küsten der drei alten Continente erleichterte auch die Überfahrt, die sich dazu besonders der zwischenliegenden Inseln als Anhaltspuncte bediente. Und so waren vorzüglich das mittelländische, das schwarze und das indische Meer die Hauptschauplätze der alten Schifffahrt, deren lebendiger Betrieb es verhinderte, daß die Bewohner jener vordern Küstenländer nicht in die Barbarei versanken, der die Bewohner der mittleren und nördlichen Theile jener Continente anheimfielen.

Das ist auch der Grund, warum nach den neuern Entdeckungen von Alterthümern orientalischen Ursprungs in Amerika (Kap. 4, 2) auf die alte, von Plato berührte Sage von der „untergegangenen Insel Atlantis" vielleicht mehr Gewicht zu legen ist, als bisher geschah, weil eine solche, zwischen dem afrikanischen und amerikanischen Continente, mitten im atlantischen Meere liegende Insel den Übergang dieser alten Cultur in einen Continent, welcher durch den nachherigen Untergang einer solchen Verbindungsbrücke von den andern Continenten der alten Welt und dadurch von der alten und mittlern Geschichte ganz abgeschnitten worden ist, noch besser erklären würde, als ihn die drei andern oben §. 2 angegebenen Verbindungswege zu erklären vermögen.

So wie also Völker, die in Fruchtebenen, in Flußthälern und an wirthbaren Meeresküsten ihre Sitze fanden, höhere Stufen der Cultur einnahmen: so sanken andere, denen diese Gunst der Natur nicht zur Seite stand, allmählig auf die niederern Stufen der Bildung herab, die ebenfalls mit ihrer Lebensart genau zusammenhiengen. Völker nämlich, die sich von jenen Ursitzen aus in Steppengegenden wandten, trieben **Viehzucht**, und von Weideplatz zu Weideplatz wandernd waren sie auf ein unstätes, doch mit einfachen Sitten verbundenes Leben angewiesen, wie sich dieses noch jetzt bei den Nomadenstämmen Asiens und Afrika's (z. B. bei den Tartaren, Arabern, Kirgisen, Mongolen, einem Theile der Mauren ꝛc.) findet, am anschaulichsten und reinsten aber in dem Leben der alttestamentlichen Patriarchen sich darstellt.

Völker, die in Gebirgen sich festsetzten, lebten von der **Jagd**, deren Übung den Krieg begünstigte, welcher ihnen durch Raub und Plünderung leichtere und größere Beute versprach, aber auch den Menschen leicht in den Zustand thierischer Rohheit versenkt, aus dem er nur schwer wieder emporzuheben ist, wie man das an den sogenannten Wilden (z. B. den Karaiben, den ehemaligen Neuseeländern, den Kaffern, Buschmännern ꝛc.) wahrnimmt. Oft übernahm der Hang zum Raub ganze Stämme, und so entstanden ganze Raubvölker (wie in den ältesten Zeiten die Amalekiter, Midianiter ꝛc., wie im Mittelalter die Normannen, die Magyaren ꝛc., nachher die nordafrikanischen Raubstaaten waren). Der Krieg in seiner Steigerung führte dann auf Eroberung, und der Hang dazu ergriff oft ganze Völkermassen, die, wie viele in der Geschichte auftretende Völker, auf Ländereroberungen und Völkerunterjochung bedacht waren.

Völker endlich, die im Fortwandern oder Fortgedrängtwerden an unwirthbare Meeresküsten geriethen, sahen sich genöthigt, ihr Dasein mit **Fischfang** zu fristen und in kärglicher Lage ein geistig-dürftiges Leben zu führen, so daß sie

fast alle, sammt vielen von denen, die von der Jagd leben, auf die unterste Stufe der Bildung herabsanken (wie z. B. die Lappen im nördlichen Europa, die Samojeden, Tschutschken, Ostjaken, Kamtschadalen in Asien, die Eskimo's in Amerika nahe am Nordpol, die Pescheräh's auf der amerikanischen Südspitze u. a.), wiewohl der geistige und leibliche Verfall solcher Völker zugleich auch seinen Grund in dem tiefern Abfall von dem früher von ihnen gekannten und verlassenen Mittelpunct alles Lebens hat.

Was die zu einem bequemern Leben nothwendigen Künste betrifft, welche die Menschen in der ursprünglichen Gesammtvereinigung geübt hatten, so blieben dieselben nach der Auflösung jener Vereinigung zunächst bei denen, die unter gleichen oder ähnlichen Ortsverhältnissen wie die früheren waren, ihr Dasein fortführen konnten; — bei Andern aber, deren Wohnungs- und Sittenverhältnisse sich mehr oder weniger ganz veränderten, giengen sie zum Theil, bei Manchen fast ganz verloren und mußten allmählig wieder neu gesucht und erfunden werden, so daß die nämlichen Künste und Fertigkeiten gar oft mögen verloren und wieder gefunden worden sein. Denn die dem natürlichen Menschen inwohnende Denkkraft und Erfindungsgabe kam immer wieder auf die Mittel und Wege, durch die es ihm gelang, Wälder und Wüsten in wohnbares Land, ungesunde Sümpfe und Moore in fruchtbares Feld, öde, von reißenden Thieren durchzogene Wildnisse in gefahrlose, angenehme Aufenthalte umzuwandeln. — Nur wo ein tieferes Versinken in sittliches Verderben auch einen tiefern Verfall der Geisteskräfte nach sich zog und ein Volk dem Stumpfsinn und der Trägheit zur Beute wurde, da konnten selbst weder Naturhindernisse die geistige Kraft zu ihrer Besiegung aufreizen, noch selbst die schönsten und bequemsten Umgebungen es aus seinem thierischen Zustande wieder herausreißen, wie z. B. die Papua's in der Nähe der Malayen einen Beweis davon geben.

5. Kapitel. Das Heidenthum.

1. Entstehung des Heidenthums.

Als aus dem Munde der noch in Sinear beisammen Wohnenden das „vermessene" Wort sich hören ließ: „Wohlan, lasset uns einen Thurm machen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen!" — da war „die Stunde der Geburt" des eigentlichen Heidenthums gekommen: denn das Wesen desselben besteht „negativ in der Verläugnung des lebendigen persönlichen Gottes und in der Verachtung des von ihm zuvorbedachten Heils; positiv in dem Wahn, sich durch eigne Kraft und Weisheit helfen zu können und so sich selbst aus eignen Mitteln das Heil zu schaffen". — Und dennoch bediente sich die Weltregierung Gottes dieser von ihm sich lossagenden Abkehr der Menschen, um letztere durch das Gericht der Sprachenscheidung und Völkerzerstreuung und auf dem daraus hervorgehenden Entwicklungsweg am Ende,

ungeachtet langer Abirrung, doch noch zu dem von ihm vorbedachten Ziele des Heils zu führen.

Es ist aber die erwähnte geflissene Lossagung nur die natürliche Folge der schon durch den Sündenfall begonnenen Abkehr von Gott, in welcher das gesammte Heidenthum mit seinen verschiedenen Arten und Formen seine tiefste Wurzel hat. Denn obgleich durch die Sünde (Selbstsucht) das ursprüngliche Gottesbewußtsein des Menschen verdunkelt, seine ursprüngliche Gemeinschaft mit Gott gestört und zum Theil aufgehoben war, so konnte jenes Bewußtsein, so wie diese Gemeinschaft doch nicht zerstört, nicht vernichtet werden. Den Sündebehafteten blieb noch erstlich: das allgemeine Gefühl der Abhängigkeit von einem höhern Willen, dessen sie sich nicht erwehren konnten; ferner eine schwache Erinnerung an einen frühern Zustand der Seligkeit, den sie sich vergebens zurückwünschten; sodann ein gewisses Schuldbewußtsein, das unaufhörlich nach Versöhnung treibt; endlich ein aus dem Gefühl des eigenen, wie des allgemeinen Elends entspringendes, mehr oder minder starkes Verlangen nach einer endlichen Erlösung, welches dadurch die verlorne Seligkeit wieder zu gewinnen hofft.

Je mehr sich die Menschen durch den Eigenwillen aus der Gemeinschaft mit Gott losrissen, desto weniger konnte sich ihnen derselbe so wie früherhin offenbaren, desto mehr entschwand ihnen daher auch das Bewußtsein seines Wesens und Willens. Aber in dem unabweisbaren Gefühle jener Abhängigkeit von einer höhern Macht und in dem damit verbundenen Gefühle der eigenen Schwachheit und Hülfsbedürftigkeit giengen sie nun darauf aus, den früher klar erkannten, nun aber ihnen verborgenen Gott zu suchen, und das, was sie von ihm an alter Erinnerung noch in sich trugen, an äußeren, aus den Werken und Wirkungen Gottes in der Natur hergenommenen sinnbildlichen Zeichen festzuhalten. Aber indem sie mit diesen Sinnbildern das ohnedieß nur schwach behaltene Urbild verwechselten, konnten sie bald Gott nicht mehr von seinen Werken unterscheiden, und in der Meinung, Gott dem Schöpfer zu dienen, dienten sie nun den höheren oder niederen Geschöpfen seiner sichtbaren und unsichtbaren Welt. (Röm. 1, 19—23, 25; Weish. 13, 1. 2.)

So entstand das Heidenthum mit seinen Göttern, deren sie nach und nach so viele annahmen, als sie göttliche Kräfte in der Natur wirken, oder Kräfte des Geistes Gottes in und an ihrem Innern sich beurkunden fühlten: denn ganz unbezeugt wollte Gott sich an ihnen keineswegs lassen, und auch ihre Geschicke leitete er mit seiner Allmachtshand zu einem ihnen freilich unerkannten Ziele.

Die Erinnerung an den frühern seligen Zustand in Verbindung mit dem Gefühle der Verschuldung seines Verlustes, so wie der Unmöglichkeit, durch eigene Macht diesen Verlust wieder herzustellen, zieht sich als Klage durch alle Religionssagen (Mythen) der verschiedenen Heidenvölker, welche in diesen Sagen durch ihr menschliches Gedicht' und Geträume die älteste, durch das geschriebene Wort Gottes in ihrer Reinheit hergestellte und auf uns gekommene Uroffenbarung entstellt, ja verzerrt haben. Und selbst der in die Werke seiner

eigenen Weisheit und Kunst vertiefte und darüber „so manchen Schmerz der sterblichen Menschennatur leichter vergessende“ Geist des gebildetsten Alterthums konnte jene klagende Stimme in seinem Innern nicht verstummen machen.

So klagt der weise Sokrates bei Plato über das allgemeine Verderben selbst der in Bildung am höchsten stehenden Völker und nennt dasselbe sogar eine Krankheit, die durch kein Heilmittel menschlicher Erfindung gehoben werden könne. — Plato spricht selbst das Kind nicht davon frei: denn würde der Mensch nur durch fremdes Beispiel das Böse lernen, so dürfte man ja das Kind nur einsperren, um es gut zu erhalten. — Aristoteles nennt jenes Verderben ein angeborenes Übel, und Cicero bekennt, daß der Mensch von Geburt an von der Sünde befangen, vom Wahne gegängelt, mit Irrthum gesäugt sei. — Und die Sprüche anderer Weisen des heidnischen Alterthums sprechen klar vom beständigen Trachten des Menschen nach dem Verbotenen, von dem immerwährenden Verlangen nach dem durchs Gesetz Versagten, ja (wie Sopäters Spruch) von einem angebornen Triebe zu sündigen: — lauter bestätigende Stimmen der nämlichen, von Gott seinen Erwählten im Alten und Neuen Bunde uralt geoffenbarten Wahrheit.

Von diesem tiefen Schuldgefühle getrieben, suchten die Abgeirrten ihr schreiendes Verlangen nach Versöhnung durch selbstersonnene Reinigungs- und Heiligungsmittel zu stillen; aber da ihre Gebete, Büßungen und Opfer mit dem wahren Mittelpuncte des Heils (dem schon beim Sündenfall verheißenen Erlöser) in zu entfernter und abgeleiteter Beziehung standen, so konnten sie als Versuche einer nie möglichen Selbsterlösung ihnen keinen Frieden oder nur einen täuschenden geben. Dieß war vollends da der Fall, wo das tiefer verfinsterte Herz den Ursprung des Bösen, anstatt in sich, in Gott suchend, ihn vorzugsweise als böses Wesen versöhnen zu müssen glaubte, und dadurch zu den gräulichsten Verirrungen eines, selbst das Laster heiligenden Götzen- und Dämonendienstes herabsank. (Röm. 1, 22.)

2. Verschiedenheit der heidnischen Religionen.

Das Heidenthum ist demnach nichts anderes als Polytheismus, der auf dem Pantheismus ruht: denn dieser versenkt sich ganz in die Natur mit ihrer Fülle von Leben und von Genüssen, und erzeugt eine nur an das Gegenwärtige, Diesseitige sich haltende Religion. In dieser Religion ist aber nicht Alles nackte Lüge und ganz inhaltsleerer Wahn: denn als pure Lüge würde sie nicht auf die Gemüther so kräftig wirken können und sich viel schneller selbst zerstören. Sie ist vielmehr eine Mischung von Wahrheit und Lüge, von Göttlichem und Ungöttlichem, und gerade durch diese Mischung hatte sie einen so verführerischen Reiz für den sinnenhaften, in die Sünde verstrickten Menschen. Wären nicht in ihr mit den Lügen auch noch Wahrheitsreste der Urreligion vermengt, so könnte das Heidenthum nicht jene übermächtige Gewalt bekommen haben, die es besonders in der Zeit seiner höchsten Blüthe auf die Menschen und zwar in der Art ausübte, daß diese mit der höchsten Resignation sich sogar dem Entsetzlichsten und Gräulichsten unterzogen, worauf das nach Versöhnung schreiende Gemüth selbst der gebildetsten Heiden verfallen kann.

Auch in Bezug auf Religion zeigte sich unter den drei Urstammgeschlechtern, den Japhetiten, Semiten und Hamiten, eine Grundverschiedenheit.

Den Nachkommen Japhet's vergötterten sich alle Gegenstände der äußern Natur, von den Gestirnen an bis herunter zu den Elementen und Geschöpfen des Pflanzen- und Thierreichs; und während bei einem Theile der Japhetiten (z. B. bei den Indern) selbst in den kunstwidrigen, ungeheuerlichen Abbildungen ihrer Götzen das Sinnbildliche vorherrscht, nahm ein anderer Theil derselben (z. B. der Grieche) nur die Menschengestalt zur Versinnlichung seiner Begriffe von den Göttern; dagegen trat ihm über der Schönheit seiner Götterbilder das Symbolische ganz in den Hintergrund.

Das Geschlecht Ham's, wenn es auch in einem Theile seiner Stämme mit den übrigen zwei Urstammgeschlechtern den höheren Naturdienst theilte, hat dagegen seinem größern Theile nach sich dem häßlichsten Thierdienste, oder auch dem Dienste ganz lebloser Dinge (der Fetische) ergeben, ja mancher seiner Stämme, vorzüglich der größte Theil der Negerstämme, fürchtete Gott nur noch als eine finstere mehr teuflische (dämonische), als göttliche Macht, die er nur durch einen, seiner eigenen bösen Gesinnung gleichen Dienst (z. B. durch grausame Menschenopfer und Menschenopferschmäuse) glaubte sich günstig machen zu können.

Nur allein Sem's Nachkommen, — die zwar anfangs längeren Widerstand gegen das eigentlich heidnische Wesen geleistet hatten, am Ende aber dasselbe auch bei sich einließen, — hielten vorzugsweise die erhabenen Gestirne in ihrem geordneten Laufe für würdige Abbilder Gottes, unter welchen sie aber den wahren Gott nicht weniger verloren, als die andern Völker, mit denen sie übrigens auch gar bald noch andere Dinge götzendienerisch verehrten, während nur ein einziger Stamm von ihnen, die Nachkommenschaft Eber's, eines Sohnes von Sem, noch den wahren Gott, wenn gleich in schwachem Gedächtnisse hatte und so, daß Gott ihre Verehrung mit Götzen theilen mußte, die sie neben ihm in gleicher Weise anbeteten.

Wie das Heidenthum bei den wichtigsten dieser Völker im Alterthum beschaffen war, giebt die fortlaufende Darstellung der Geschichte näher zu erkennen. Bis zu welchem tiefen Grade von Gottesvergessenheit aber die heidnische Welt der Jetztzeit herabgesunken ist, und in welchem namenlosen Elende Hunderte von Millionen derselben leben und ohne Kenntniß des lebendigen Gottes dahinsterben, zeigen uns die schriftlichen und mündlichen Berichte derer, die als Glaubensboten (Missionäre) zur Verkündigung des in Christus erschienenen Heils unter sie hinausgiengen. Aus diesen Berichten treten folgende Züge menschlicher Ausartung heraus:

In Asien leben die nördlichen Heidenvölker in großer Rohheit unter der geisttödtenden Herrschaft ihrer Zauberer (Schamanen). Ihren kleinen hölzernen Götzen, die sie mit Pelz behängen und denen sie den Mund mit Fischthran beschmieren, beweisen sie auf so lange Respect, als es ihnen gut geht; geht es ihnen aber übel, so schimpfen und schlagen sie dieselben, verbrennen sie auch im Zorn und machen sich neue Götzen. Die Burjäten am Baikalsee hängen Gebetsformeln, auf Papierstreifen geschrieben, an gewissen Orten auf und lassen sie vom Winde bewegen oder lassen sie an der Walze einer kleinen sich beständig bewegenden Windmühle ab- und aufrollen. — Der gräulichste Götzendienst herrscht aber in dem einst durch seine hohe Bildung berühmten Ostindien. Die Indier beugen ihre Kniee vor Millionen von Götzen, nicht minder auch vor vielen Thieren, durch deren Leiber, wie sie meinen, die Seele des gestorbenen Menschen wandern müsse, ehe sie wieder in einen Menschen und dann zu Gott

komme. Das Bedürfniß nach Reinigung der Seele von Sünden treibt Tausende an, sich in den von ihnen heilig geachteten Gangesstrom zu stürzen. „Mütter werfen ihre kleinen Kinder, erwachsene Kinder ihre greisen Ältern hinein und lassen sie in den Fluthen oder im Rachen der sie verschlingenden Krokodile elend umkommen". — Um Sündenvergebung zu erlangen, verfallen sie auf unmenschliche Selbstpeinigungen, lassen sich an eisernen, durch ihre Rückenhaut gesteckten Haken hin und her schwingen, oder liegen Tage lang auf Stachelbetten, oder laufen mit blosen Füßen auf eisernen Spitzen, auf glühenden Kohlen, oder werfen sich am Hauptfeste des Götzen in Dschaggernaut unter den ungeheuern Wagen desselben und lassen sich von den Rädern zerquetschen, — anderer oft eben so thörichter, als sonderbarer Büßungen, deren auch schon die Schriften der Alten erwähnen, zu geschweigen! — Das weibliche Geschlecht wird absichtlich völlig vernachlässigt und seufzt unter namenlosem Druck, der sich auch darin zeigt, daß häufig weibliche Kinder gleich nach ihrer Geburt getödtet werden. (S. Wilh. Hoffmann über die Erziehung des weiblichen Geschlechts in Indien.) — Die von den Priestern aus Mißverstand ihrer alten Religionsgesetze aufgekommene Sitte, daß beim Tode des Mannes die Wittwe mit dessen Leichnam sich verbrennen lassen müsse, ist zwar, so weit die Herrschaft der Engländer in Indien reicht, nun verboten, herrscht aber noch in den übrigen Theilen des Landes, wobei oft selbst die Kinder das Feuer schüren. Auch kommen in manchen Gegenden förmliche Menschenopfer vor. — Wüster, wilder Taumel und schamlose Zucht ist mit ihren Götzenfesten verbunden, wie denn überhaupt Grausamkeit, Wollust und Lüge den Character dieser Völker entstellt. — Auch die durch Ackerbau, Gewerbe und Künste von Alters her sich auszeichnenden Chinesen leisten ihren vielen Millionen Göttern den lächerlichsten und oft unsittlichsten Dienst, und bei ihnen herrscht die abscheuliche Sitte des Kindermords so arg, daß allein in der Hauptstadt Peking jährlich an 9—10,000 Kinder nach der Geburt umgebracht werden. Ein neuerer Weltumsegler, Dumont d'Urville, sagt in seinem Reisebericht: „Eine der Beschäftigungen der Polizei von Peking ist es, jeden Morgen die Kinder aufzulesen, die man während der Nacht hingeworfen hat: man schichtet sie auf Karren und bringt sie, todt und lebendig durcheinander, auf den Schindanger. Flußanwohner werfen diese Kinder in's Wasser und die vorbeifahrenden Boote geben auf diese Kinderleichname so wenig Acht, wie auf einen todten Hund." Dasselbe bestätigen alle Reisende, die tiefer in das Innere des Landes gekommen sind. Auch alle Berichte der katholischen wie protestantischen Missionäre stimmen damit überein. „Wer dort seine Kinder nicht auferziehen will, oder kann, tödtet sie oder setzt sie an Orten aus, wo sie von Hunden gefressen werden." Und doch ist der Chinese sehr civilisirt! — Viele Inselvölker, besonders auf den Sundainseln, sind der schrecklichsten Mordlust ergeben, die bis zu heißhungriger Menschenfresserei geht.

In **Australien** oder den Inseln der Südsee, wo die meisten Völker, besonders diejenigen, die man Papua's nennt, sich im wildesten thierischesten Zustand befinden, leben oft die Bewohner einer Insel oder einer Inselgruppe in fortwährenden blutigen Rachekriegen mit einander, in denen manche Völkerschaften ganz aufgerieben werden. Menschenopfer, Götzenmahle aus Menschenfleisch, Kindermord zu Ehren der Götzen, empörende Unterdrückung des weiblichen Geschlechts, Gliederverstümmlung aus Aberglauben — sind auf vielen dieser Inseln sehr gewöhnlich.

In **Afrika** herrscht unter den meisten Urbewohnern seiner uns bekannten Theile die tiefste Versunkenheit in einen, durch große Rohheit und Lasterhaftigkeit sich äußernden Aberglauben; ja bei manchen Völkerschaften findet sich fast keine Spur von Religion mehr, und darum die größte Annäherung an den thierischen Zustand, wie z. B. bei den räuberischen und mordgierigen Buschmännern und Kaffern, die ihre alten Ältern und Verwandten in die Wildniß stoßen, um sie dem Hunger oder den wilden Thieren preiszugeben, oder bei denen die Mütter in mehr als thierischer Weise ihre kleinen Kinder hülflos liegen und sterben lassen. — Die Götter vieler so herabgekommener Völker sind Fetische (wie z. B. irgend ein Stein, ein Holz, ein Topf, Flaschenstöpsel, getrocknete Eierschalen ꝛc.), die alles Sinnbildlichen ermangeln und ihnen eigentlich nur als Zaubermittel dienen. — Der Character des Negerheidenthums insbe-

sondere ist im eigentlichen Sinne Teufelsdienst, und die Einwirkung böser Geister oder Dämonen durch Zauberkünste und Zaubermittel unschädlich zu machen, ihr einziges religiöses Bestreben. Mit solchem Dienste stehen die gräulichsten und unmenschlichsten Gebräuche, wie z. B. die bei Begräbnissen und Festen vorkommenden zahllosen Menschenopfer der Aschanti's in Verbindung, deren Könige auf dem Grabe eines Thronvorgängers oder eines ihrer eigenen Familienglieder oft mehrere Tausende von Sclaven auf einmal hinschlachten lassen, um den „bösen Geist" zu versöhnen. — Bei vielen Negerstämmen des Innern kommt auch die gräuliche Menschenfresserei vor, und bei den meisten findet sich das barbarische Verhandeln der Menschen (oft der nächsten Verwandten) an die europäischen, insbesondere amerikanischen Sclavenhändler, von welchen noch immer Hunderttausende jährlich unter unsäglichen Qualen nach Amerika übergeführt werden, wiewohl man, besonders von Seiten der Engländer, sich es große Anstrengungen und Opfer kosten läßt, diesen die Menschheit entehrenden Handel abzustellen.

In **Amerika** geben die Indianer an roher Blutgier, die sich in mörderischen Kriegen —, an ausgesuchter Grausamkeit, die sich am Skalpiren und Martern der gefangenen Feinde letzt, den wildesten Horden anderer Völker nichts nach. Tiefe Verachtung des Weibes, und Kindermord ist bei manchen Stämmen ganz gewöhnlich. Sie haben wohl eine Ahnung von einem „großen Geist", geben ihm aber oft seine Wohnung in irgend einem Thiere, das sie dann verehren. Obwohl sie ein Leben nach dem Tode und eine Vergeltung glauben, so sind doch ihre sittlichen Begriffe gänzlich verkehrt. Leider werden sie von der Habsucht der Europäer aus ihren angestammten Ländern immer weiter in die rauhen Wildnisse des Westens zurückgedrängt und sinken durch Mangel und Krankheiten in immer tieferes Elend hinab, das mit ihrer gänzlichen Vernichtung droht. — Daß auch die dort eingeführten Neger noch großentheils in ihrem alten Götzendienst und in den schmutzigsten Lastern leben, ist Folge des entarteten Christenthums ihrer Herren, während das rechte Christenthum einen Theil von ihnen bereits den Rechten der bessern Menschenbestimmung wiedergegeben hat.

Dieser negativen Seite der Entwicklung, welche das Heidenthum in religiöser Hinsicht nahm, steht aber eine positive Seite seiner Entwicklung gegenüber, in welcher ihm von Gott ein Beruf anvertraut wurde, dessen Erfüllung im Ausbau der Künste und Wissenschaften und der in denselben sich darstellenden Weltbildung sogar dem Erlösungszwecke Gottes zu Gute kommen sollte, in so ferne nämlich der Alles umfassende, Alles durchdringende und heiligende Geist der Offenbarungsreligion zunächst für seine vorbereitende Stufe sich manche Formen jenes Bildungsapparates für ihren geistigen Inhalt und dessen Fortentwicklung zur allgemeinen welterlösenden Religion dienstbar machte. Denn die weltliche Cultur, welche zwar nicht das zukünftige Heil enthalten, aber zum Theil die äußern Gefäße für dasselbe leihen sollte, war zunächst dem Heidenthum aus sich zu entwickeln überlassen worden. Bei ihm kamen zuerst die verschiedenen Formen des Staates und der Stände, des Rechts und der Gesetze, der Gewerbe, Künste und Wissenschaften zur Entwicklung und erreichten theilweise eine ausgezeichnete Höhe.

Gehen wir nun im Allgemeinen zuerst den Grundlinien dieser im Heidenthum emporgewachsenen Cultur nach, um sie nachher bei den einzelnen Culturstaaten des Alterthums im besondern näher zu betrachten.

6. Kapitel. Entstehung der Staaten.

1. Das Leben in Familien und Stämmen, oder Nomadenleben und patriarchalische Verfassung.

Die Frage, wie sich unter den Menschen diejenige Vereinigung gebildet habe, welche man Staat nennt, läßt sich verschieden beantworten, je nachdem man darunter eine, durch vorher berechnetes Übereinkommen entstandene, oder eine ursprünglich aus der Natur der Menschen und der Umstände von selbst erwachsene gesellschaftliche Verbindung versteht. Staat im erstern Sinn ist ein späteres, aus der Reflexion des Verstandes entsprungenes Product, das oft geradezu die sonst natürlichen Entwicklungsmomente von sich ferne hält; — Staat in letzterm Sinne ist eine geschichtlich frühere Erscheinung, die auf höchst einfachem und natürlichem Wege aus dem Innern der menschlichen und örtlichen Verhältnisse nothwendig hervorgieng.

Die Entstehung des Staats als einer bürgerlichen Gesellschaft war etwas so unbewußt frei und organisch sich Entwickelndes, wie die Sprache. Denn wo auch nur zwei Menschen in ein freies geselliges Verhältniß — selbst ohne alle Förmlichkeit und ohne alle vorhergehende Verabredung — zusammentreten, entsteht für jeden von ihnen eine Schranke, indem jeder, wenn er das gesellige Verhältniß erhalten will, sein individuelles Wollen und Handeln von selbst so weit beschränkt, daß auch des Andern Freiheit dabei bestehen kann. Diese gegenseitige freiwillige Beschränkung bildet auf jeder Seite ein Recht und eine Pflicht, und diese gegenseitigen Rechte und Pflichten bleiben so lange fortbestehen, bis andere Umstände dieselben verändern.

Aber schon unter zwei also Verbundenen wird der Eine, bei welchem eine größere Kraft oder mehr Einsicht ist, der herrschende, — der Andere der mehr gehorchende, dienende Theil sein. Dieß Verhältniß tritt insbesondere in derjenigen einfachsten Verbindung ein, welche **Familie** heißt. Und wirklich ist auch das Familienleben die erste und wichtigste Grundlage des Staates und der in ihm enthaltenen Stände. Das mehrgliedrige Familienleben wird durch die von dem Willen des Hausvaters ausgehende Hausordnung zusammengehalten, und über alle waltet die, den Willen und das Handeln der Familienglieder regelnde und beschränkende Haussitte. Der Hausvater als Versorger und Erzieher der Seinigen ist daher zugleich ihr Regent und häuslicher Priester.

Aus der Familie erwuchs nun in weiterer Ausbreitung derselben ein **Stamm**. Denn noch zerstreuen sich da die einzelnen herangewachsenen Familienglieder nicht, wie jetzt bei uns, wenn sie sich ein Lebensgeschäft gewählt haben, sondern alle bleiben, wenn auch neue Familien bildend, wo möglich beisammen und treiben die im Vaterhaus geübte Lebensart fort, während der Vater nun als Stammesoberhaupt an ihrer Spitze steht, und wenn er stirbt, diese Würde dem Stammältesten hinterläßt. Trieb nun ein solcher Stamm Ackerbau und hatte also schon feste Wohnsitze, so lebten und blieben die zu ihm gehörigen Familien zusammen

an diesem Orte; trieb der Stamm aber Viehzucht oder lebte von der Jagd, so wanderten die zu ihm gehörigen Familien miteinander von Ort zu Ort, so wie es ihre durch die Thiere bedingte Lebensart erforderte.

Bei Stämmen der letztern Art, die nomadisch leben und auf Hochebenen oder in weiten Gebirgsthälern unbeengt und unbehindert umherziehen können, findet diejenige gesellschaftliche Einrichtung, welche man die **patriarchalische Verfassung** nennt, statt, und zwar so lange, als der Stamm diese einfache, einer weitern Entwicklung ihrer Anlagen nicht günstige Lebensart beibehalten kann; ja bei manchen Völkern (wie z. B. bei den Beduinen in Arabien, den Indianern in Amerika und andern halbwilden Horden in Asien und Afrika) besteht die patriarchalische Lebensart von den urältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag in derselben gleichförmigen Weise: daher denn solche Völker keine eigentliche Geschichte haben.

In patriarchalisch-eingerichteten Stämmen dreht sich alle Geschichte nur um Familienerlebnisse, um angenehme und unangenehme Erfahrungen auf den Wanderungen, um kleine Kämpfe und Versöhnungen entzweiter Glieder oder Stämme, um Familienfeste und Verträge mit andern Stämmen, — ohne Beziehung auf allgemein menschliche Ausbildung der Kräfte zu höhern Zwecken. Dennoch findet man bei ihnen die wesentlichsten Grundbedingungen des gesellschaftlichen Lebens in Betreff der auf Person und Sache, Besitz und Erwerb sich beziehenden Rechte.

Übrigens sind **Nomaden Völker**, die von einer höhern Stufe gesellschaftlicher Ordnung, welche ursprünglich durch den Ackerbau gesetzt war, **herabgekommen** sind: je nachdem sie nun das in ihnen wohnende Familiengesetz verlassen oder aber es zum bürgerlichen Gesetz erweitern, sinken sie entweder auf eine noch tiefere Stufe herab, auf welcher der Wilde steht; **oder sie erheben sich allmählig wieder** auf die verlassene höhere Stufe, die in ihrer vollen Ausbildung den **Culturstaat** giebt.

2. Ansiedlung. Gesetze. Stände. Kasteneinrichtung.

Die Rückkehr dieser auf eine niedrigere Stufe gesellschaftlicher Ordnung herabgekommenen Nomadenstämme zu einem höheren Bildungsstand geschieht in folgender Weise: Sei es, daß ein Nomadenstamm durch die Fruchtbarkeit einer Gegend zur Ansiedelung gereizt wird, — oder daß die durch den Anwuchs seiner Familien bewirkte Verengerung des Weidegebiets — **oder** auch erlittene Verdrängung aus dem bisherigen Weideplatz auf einen Boden, der zur Fortsetzung des Nomadenlebens ungünstig ist — einen solchen Nomadenstamm zwang, sich irgendwo festzusetzen: in allen drei Fällen nimmt sein Leben nun eine andere Richtung und Gestalt an. Er muß nunmehr **mit den Übeln der Natur**, denen er vorher bei seinem Wanderleben mehr hatte ausweichen können, **in einen beständigen Kampf treten**, um sie zu besiegen, — muß z. B. gegen die Winter- und Regenzeit, (der er vorher durch Wanderung in eine südlichere Gegend entgieng), durch **wärmere Kleidung** und **festeres Obdach** sich schützen; muß ausgetretene **Flüsse dämmen**, um die Früchte seines Fleißes vor Überschwemmungen zu hüten; muß, um seine Felder zu befruchten, **Kanäle**

graben und andere Bewässerungsanstalten treffen; muß Wälder ausrotten, Felsen durchbrechen, Sümpfe austrocknen und andere rohe Naturkräfte bekämpfen; — und da die Arbeiten des Landbaus weit mehr als die Beschäftigung der Nomaden von dem Einflusse der Jahreszeiten und der Witterung abhängen, so muß er mehr auf den Lauf der Gestirne merken und wird geneigt, ihren Erscheinungen, so wie auch den Wirkungen der Elemente das Gedeihen seiner Arbeiten unmittelbar zuzuschreiben, und sie, da ihm das Wesen Gottes entschwunden ist, als Götter zu verehren.

Auch das gesellschaftliche Leben der Einzelnen unter einander wurde durch Ansiedlung ein ganz anderes, als es vorher in der bloßen Familienverbindung war. Um die angegebenen Hindernisse, welche dem Bau des Bodens oder der Anlegung von gemeinsamen Wohnorten von der Natur entgegengestellt werden, aus dem Wege zu räumen; oder auch um etwaige Beeinträchtigungen anderer feindlicher Stämme kräftiger abzuweisen, — ist Jeder genöthigt, mit seinen Nachbarn in einen nähern Verein wechselseitiger Hülfe zu treten und zum Besten des Ganzen gewisse Pflichten zu übernehmen.

So ergab sich denn zugleich mit der Entstehung einer Niederlassung die Aufrichtung der bürgerlichen Ordnung und in ihr eine natürliche Verschiedenheit der Stände, welche auf der von selbst eintretenden Theilung der gemeinschaftlichen Arbeit beruhen, der sich ein Jeder, je nach Geschick und Bedürfniß, zu unterziehen hatte. Diejenigen nämlich, welche der religiösen Überlieferung und der mit ihr verbundenen Natur- und Gestirnkunde mächtig waren, widmeten sich der Anwendung dieser Kenntnisse auf das Ordnen und Regieren des Gemeindelebens; Andere übernahmen die Bebauung des Landes, wieder Andere den Betrieb der durch den Landbau geweckten oder ihn unterstützenden Gewerbe, während wieder Andere, die sich durch Muth und Tapferkeit auszeichneten, die Vertheidigung des Gebiets gegen den Angriff fremder Stämme übernahmen, und wegen der damit verbundenen Lebensgefahr eine höhere Auszeichnung, als die beiden letztgenannten Stände, beanspruchten. So entstund der Priesterstand, der Kriegerstand, der Ackerbauerstand und der Gewerbstand. — War mit dem bebauten Land auch noch der Besitz von Weideplätzen verbunden, so besorgte ein Theil als Hirtenstand die Viehzucht in fortgesetzter, wiewohl durch die Gränzen der Niederlassung eingeschränkter Nomadenweise.

Weil nun aber in der neuen Verbindung so vieler, verschiedenartiger Familien- und Stammeshäupter, ungeachtet ihres nunmehrigen gemeinsamen Zweckes, mannigfaltige Anläße zu entgegengesetzten Ansprüchen und daraus hervorgehenden Streitigkeiten vorkommen; so reicht zur Entfernung solcher An- und Zusammenstöße die bisherige natürliche Familien- und Stammessitte mit den daraus fließenden Gewohnheitsregeln nicht mehr aus: es mußten nun gewisse für Alle geltende **Gesetze** festgestellt werden, nach denen die auf Personen und Sachen, auf Besitz und Erwerb sich beziehenden Rechte geordnet wurden.

Damit aber diese Gesetze gehalten und der willkürlichen Übertretung derselben schützende Schranken entgegengesetzt würden, wurden sie als heilig unter den

Schutz der Religion gestellt und denen zur Bewachung und Handhabung überlassen, welche vorzugsweise mit der Besorgung der Religion vertraut waren und den Willen der Götter zu erforschen und zu vollziehen für fähig gehalten wurden. — Die Verbindung der religiösen und bürgerlichen Verfassung war im hohen Alterthume unzertrennlich. Jene Verbindung sowohl, als auch diese Überwachung derselben durch den Priesterstand ergab sich von selbst, und ein so entstandener Priesterstaat ist sogar die geschichtlich älteste Staatenform, — die **theokratische** Verfassung die älteste Constitution.

Da, wie (K. 5, 1.) gezeigt worden, alle Völker, welche nicht in den Zustand der Wildheit herabsanken, noch einzelne, wenn auch entstellte, Erinnerungen der Uroffenbarung hatten und die ihnen aus derselben übrig gebliebenen Bruchstücke von Gott als Götter unter gewissen symbolischen Formen verehrten: so gab es bei jedem Volke Solche, welche diese (aus Wahrheit und Irrthum gemischten) Ideen von Gott am längsten und verhältnißmäßig reinsten bei sich bewahrten und im Opferdienste das Volk bei seinem Gotte oder seinen Göttern vertraten und den daraus entstandenen Cultus als Priester besorgten. In so ferne diese Priester nun, als der geistigere Theil des Volkes, auch wesentlichen Antheil an der Aufstellung der das bürgerliche Leben ordnenden Gesetze hatten, so wurden sie auch die Wächter und Handhaber dieser Gesetze, folglich nicht nur in religiöser, sondern auch in bürgerlicher Beziehung die natürlichen Leiter und Lenker des Volks und aller seiner Angelegenheiten. Die Entstehung der Priesterschaft, als eines Standes herrschender Geister, gieng also ursprünglich keineswegs aus herrschsüchtiger und betrügerischer Absicht, sondern mit einer gewissen Nothwendigkeit aus der natürlichen Über- und Unterordnung der Geister hervor: erst der weiterschreitende Verfall der Religion, der auch in den Wächtern des für göttlich geachteten Gesetzes die Leidenschaften, insbesondere die Herrsch- und Habsucht, mehr und mehr entfesselte, brachte diesen Stand zu der an ihm verhaßt gewordenen Ausartung.

So weit die Priester noch nachweisen konnten, welche Ansichten von Gott und Welt in ihrem Cultus lagen, so weit reichte ihre Lehre und ihr Dienst. Je mehr das übrige Volk den Sinn für diese höheren Ideen verlor, desto mehr suchte der heidnische Priesterstand sie durch Geheimdienst in Geheimlehren festzuhalten und die Kenntniß derselben bei sich fortzuerben, bis auch dem Priesterstande allmählig die tiefere Bedeutung seines Cultus entschwand und dieser Cultus vollends als etwas rein Äußerliches in leeren Formen erstarrte. Die Überlieferung aller mit dem Priesterthum verbundenen Kenntnisse der Religion und des ihr einverleibten menschlichen Rechts vom Vater auf den Sohn machte den Priesterstand zu einer geschlossenen **Priesterkaste**. Mit der Ausbildung der Priesterkaste aber hieng in der Regel auch die kastenartige Einrichtung der übrigen Stände zusammen.

Denn indem ein Vater die durch Übung und Erfahrung gewonnenen Kenntnisse seines Berufsstandes als ein wohlerworbenes Besitzthum betrachtete, das ihm sein zeitliches Bestehen und Fortkommen sicherte, entstand ihm der natürliche, freilich egoistische Wunsch, diese seine Kunst mit allen ihren stehenden Regeln auch auf seine Nachkommen als ausschließliches Eigenthum zu übertragen. Um die Erblichkeit dieser Berufsrechte desto sicherer zu stellen, suchte er ihre Veräußerung dadurch unmöglich zu machen, daß er jene unter den Schutz der Religion stellte, wobei ihm das Interesse des Priesterstandes entgegen kam, der bei einer strengen Sonderung der Stände die Ausübung seiner Herrschaft erleichtert sah. Durch diese mittels der Religion aufgerichtete Scheidewand zwischen den Ständen erschien alsdann jeder fremde Eingriff in

die Rechte des Standesberufs, so wie jeder Übergriff in einen fremden, als eine Entheiligung, und diese als eine Sünde, auf deren Begehung Schmach und Abscheu lastete. So kamen die Stände als Kasten unmittelbar aus dem Familieninteresse hervor.

3. Priesterstaaten und priesterliche Despotenstaaten.

Staaten, in denen das Volk in gesonderte Kasten geschieden war, nennt man Priesterstaaten, weil in ihnen immer die Kaste der Priester als die erste und vornehmste erscheint, indem sie gleichsam die höhere Intelligenz des Volkes in sich faßt. Nach ihr kam in solchen Staaten dem Range nach gleich die Kaste der Krieger, die als Landesvertheidiger und Inhaber aller Mittel physischer Macht nur den Priestern, so lange sie deren geistige Übermacht anerkannten, nachstehen wollten, und so zu jenen, den Herrschern des Volkes, sich als Adel im Volke verhielten. Hierauf folgte die Kaste der Landbauer, von deren gesegneter Arbeit das Bestehen des Staates vorzugsweise abhieng. Nun erst kam die Kaste der Handwerker, die anfangs nur die nützlichen, zum Leben unmittelbar nöthigen Kunsterzeugnisse fertigten, bis sie erst im Fortgange der bürgerlichen Ausbildung auch die feinsinnlicheren Bedürfnisse zu befriedigen veranlaßt wurden. — Wo eine Kaste der Hirten, entweder als Rest der früheren verlassenen Lebensart, oder auch, als von außen erst hinzugekommen, sich zur Ansiedlung hielt, da galt sie als die niedrigste, und war wegen der, ihr aus der Beschäftigung mit dem Kleinvieh anklebenden Unreinlichkeit und geringen Bildung als unheilig verachtet, so daß die nähere Berührung mit ihr als religiös-verunreinigend angesehen wurde.

Da sich die Kasteneinrichtung „als ein Abbild göttlicher Ordnung" darstellen sollte, so wurde die Vermischung einer höhern Kaste mit einer ihr im Range nachstehenden — sei's durch Betreibung der Geschäfte dieser andern Kaste oder auch durch Verheirathung mit einem Gliede aus derselben — als eine gräuelhafte Versündigung gegen die göttliche Ordnung angesehen, welche den Verlust der höhern Kastenrechte, ja in manchen Staaten die Verwerfung in eine dadurch entstehende unreine Kaste nach sich zog. Diese strenge Absonderung wurde noch dadurch verstärkt, daß das Leben jeder Kaste sich in besondern Formen der „Etiquette" bewegte, die desto strenger war, je höher die Kaste stand, so daß vorzüglich die Priesterkaste sich mit dem strengsten Ceremoniel umgab, welches ihr häusliches und öffentliches Leben umschloß.

Wo die Priesterkaste allein die Herrschaft in Händen hatte, wie in den frühesten Zeiten bei den Alt-Baktrern, Indern und Äthiopen, da entstanden vollständige Priesterstaaten. Wo aber gegen die innere Macht der Priesterherrschaft bald die äußere Macht der Kriegerkaste (des Adels) aufstand, um die Handhabung des Gesetzes an sich zu reißen, — sei es nun, daß die Kriegerkaste schon vorher im Lande heimisch war, oder daß ein fremder kriegerischer Stamm den Staat überfiel und sich in demselben festsetzte —: so kam es darauf an, ob es ihm gelang, den Priesterstand ganz oder nur zum Theil um die Herrschaft zu bringen. In dem letztern Falle, in welchem er die Herrschaft mit

ihm theilte, entstanden unvollständige Priesterstaaten, in denen zwar eines der kriegerischen Häupter zum König sich erhob, aber doch von der priesterlichen Gewalt das Ansehen borgen und sich nicht nur die Weihe geben, sondern auch im Grunde doch dem Priesterstande noch sehr wesentlichen Einfluß auf die Regierung lassen mußte. In solchem Falle verwandelte sich also die Hierokratie in eine Kriegerdespotie, wie wir sie im Alterthum bei den Ägyptiern, Chaldäern, Assyriern, Medern und Persern finden.

Im Falle der Kriegeradel in einem seiner Häuptlinge die volle Herrschaft an sich riß und dem Priesterstande nur die Besorgung des Cultus und sonst keinen maaßgebenden Einfluß auf die Regierung überließ, da trat rein weltliche, bloß auf der Willkühr des Schwertes beruhende Despotie ein, bei der aber doch selbst in den spätern Staaten des Alterthums zur Aufrechthaltung des weltlichen Gesetzes noch von der Religion der Schein göttlichen Ursprungs entlehnt und wichtigen Regierungsverhandlungen durch Beiziehung priesterlicher Verrichtungen der Stempel göttlicher Sanction aufgedrückt wurde.

Gewöhnlich waren es in Barbarei versunkene Stämme und Völker, die, von innern Unruhen aus ihrem Lande geworfen oder durch Habsucht gelockt, in die Nähe blühender Völker kamen und dann mit der frischen Kraft ihres Arms „in die Gränze welkgewordener Staaten einbrachen und sich herrschend in den Genuß der Früchte setzten, die das bezwungene Volk ihm bauen mußte.“ So gründeten sich Reiche mit weltlichem Gesetz der Eroberer, und die Großen der erobernden Nation nahmen durch ihre Macht an der Verwaltung des Reiches Theil, bis Einer eine Dynastie (Herrschaft eines Fürstengeschlechts) gründete, welche, durch den Adel gestützt, die Bezwungenen regierte. In einem solchen Reiche zerstören entweder die Eroberer durch ihre überwiegende Barbarei die schon vorgefundene Cultur der Bezwungenen, oder sie nehmen dieselbe in empfänglicher Weise an und auf, oder sie fügen durch andere mitgebrachte Einrichtungen und Gewohnheiten neue Bildungselemente hinzu, und geben so allmählig vermöge überwiegender Geistesanlagen den vorgefundenen Bildungsstoffen ein neues Culturgepräge. Erscheinungen der letzteren Art traten aber mehr im Occident auf.

Die beiden Arten der oben bezeichneten Priesterstaaten kamen nur im Orient zur Ausbildung. Die vollständigen Priesterstaaten, bei welchen Religion, bürgerliches Recht und Staatsverfassung innigst verbunden und verschmolzen waren, stellten in den Gliederungen ihres innern und äußern Bestandes das Abbild „himmlischer Ordnung“, d. i. einer den Verhältnissen der Gestirne entnommenen sinnlichen Weltordnung vor, weil die Religion des höchsten heidnischen Alterthums Sabäismus war, welchem die Gestirne als Götter und deren Lauf und Bewegung als eben so viele Erscheinungs- und Offenbarungsweisen des göttlichen Waltens vorkommen. In der unwandelbaren „Stetigkeit der Sterne“, insbesondere der Sonne, die vorzugsweise als Sinnbild der Gottheit galt, sah jenes Alterthum das Vorbild für seine menschlichen Einrichtungen, und die ganze Stufenfolge der Kasten, so wie insbesondere die der Priesterkaste eigenthümlichen ceremoniellen Formen sollten jene Ordnung und Stetigkeit nachahmen und jeder freien, nach Selbstständigkeit trachtenden, das Ganze in seinen Theilen leicht verrückenden Bewegung eine feste Schranke setzen.

Da jedoch diese Ordnung eine falschgöttliche und nur ein Scheinbild der wahren und ewigen Gottesordnung war, so mußte sie allmählig zu einer rein mechanischen, alles wahre Leben erdrückenden, jede gesunde Lebensbewegung hemmenden Ordnung, und der so eingerichtete Staat mit seinem starren, den Gestirnen abgeborgten „lieb- und leblosen Gesetze" zu einer seelenlosen Maschine werden. Daher denn wenigstens die Natur ihre Rechte geltend machen wollte und mit dem Auftreten weltlicher Despoten einen Theil jener einförmigen beengenden Schranken zu durchbrechen und einer andern Lebensordnung, die den einzelnen Menschen mehr Bewegung und Regung verstattete, Bahn zu machen suchte, wenn gleich dieß nur zum geringen Theile gelang, und der neugegründete weltliche Despotismus eines Kriegsfürsten selbst bald wieder einem Leben tödtenden Mechanismus verfiel.

Denn auch die unvollständigen Priesterstaaten, die man füglich priesterliche Kriegerstaaten nennen könnte, konnten sich von dem das orientalische Alterthum beherrschenden rein äußerlichen Weltgesetze, wie es der Sterndienst auffaßte, nicht losmachen, und selbst die königliche Macht des Despoten mußte sich zu ihrer eigenen Erhaltung als das Abbild der göttlichen Macht darstellen, die, je mehr ihr menschlicher Inhaber mit seinen ungöttlichen Leidenschaften hinter dem gedachten (vollends hinter dem wahren) Urbild zurückblieb, als eine desto kläglichere Lüge und traurigere Carricatur des Heiligen erschien. (Vergl. über die Staatenbildung: Leo's Univ.-Geschichte I.)

Nichts desto weniger ist in den Staaten der letztern Art bei aller despotischen Schlechtigkeit und sclavischen Verderbniß dennoch eine größere Lebensregung der Einzelnen, so wie auch eine größere Mannigfaltigkeit von Bildungselementen wahrzunehmen, die aber freilich ohne Hinzutritt eines neuen tiefer eindringenden Gährungsstoffes der Freiheit ebenfalls erstarren und so am Ende eine Verknöcherung des Geistes und Versteifung und Verrenkung des Lebens bewirken, wie sie den Chinesen widerfahren ist.

Die nähere Entwickelung der hier angegebenen Grundzüge der ältesten Staaten des Heidenthums ist in der nun folgenden Darstellung des Lebens der wichtigsten Völker des orientalischen Alterthums enthalten, welche nicht sowohl nach ihrem Alter in der Weltgeschichte (denn mehrere dieser Staaten haben sich gleichzeitig ausgebildet), als vielmehr nach dem Grade angeführt sind, in welchem sich ihr anfangs einfacheres, wenn auch falsches, auf dem Gesetze sinnlicher Weltordnung beruhendes, Lebensprincip veräußerlicht hat.

Zweites Buch.

Die Culturvölker des heidnischen Alterthums im Orient.

---

1. Kapitel. Das Zendvolk.

1. Die Wanderung der Arier und Dschemschid's Niederlassung.

Asien ist von Gebirgen durchzogen, die in den Urzeiten die Brücken waren, welche die Hochlande verbanden, während die Tieflande noch Meeresboden waren, — was sowohl von den Landen auf der Ostseite des Ural und vom kas-

pischen Meer und dem Aralsee an bis zum Nordpolarmeer, als auch von den Ländern in Südasien am Indus und Ganges zu vermuthen ist. Solche Hauptverbindungsbrücken waren zwischen Vorderasien und Europa westlich der Kaukasus mit dem Ararat und Kuholbürs, östlich der Belurtagh und Mustagh mit dem tübetanischen Hochland, — zwischen Indien und dem östlichen Hochpersien der Hindukuh. Von den auf beiden Seiten dieser Gebirgszüge liegenden Hochebenen aus verbreitete sich das geschichtliche Culturleben in die allmählig ausgetrockneten Niederungen.

Dieß erkennt man daraus, daß die vorderasiatischen und europäischen Stämme mit den Erinnerungen ihrer Herkunft auf den Osten, die Inder auf den Norden, die Chinesen auf den Westen, die Alt-Baktrer oder das Zendvolk (auch östliche Iranier genannt) auf den Süden hinweisen. Alles deutet darauf hin, daß die Völker, welche zunächst im Norden und Süden dieser Gebirge, insbesondere diejenigen, welche diesseits und jenseits des Hindukuh, so wie in den Niederungen des Euphrat und Tigris wohnten, bei aller Verschiedenheit der Sprache, ursprünglich doch Eine auf astronomischer Auffassung der Gottesideen beruhende Religion und viele daraus hervorgehende Sprach- und Bildungszüge mit einander gemein hatten.

Am ursprünglichsten und unvermischtesten wurde diese urälteste Bildungsweise von zwei durch die Höhen des Hindukuh getrennten Völkern bewahrt, von denen das eine auf der Nordseite dieses Gebirgszugs, das andere auf der Südseite desselben sich niedergelassen hatte. Diese beiden durch den Hindukuh getrennten Völker hatten (wie aus den genauen Untersuchungen Lassen's in seiner indischen Alterthumskunde I. hervorgeht) in vorgeschichtlicher Zeit gemeinschaftliche Ursitze gehabt und höher hinauf im tübetanischen Hochlande in den Quellgebieten der Flüsse Dsjihun und Gihun (jetzt Amu und Sir oder Sihon, die bei den Alten Oxus und Jaxartes hießen, und beide, jener südlich, dieser nordöstlich in den Aralsee fließen) unter dem gemeinschaftlichen Namen **Arier** (in der Zendsprache Airjâs, im Sanskrit Arjâs, im Griechischen Ἄριοι, d. i. die Ehrwürdigen, Trefflichen) beisammen gewohnt. Hier in diesem Hochlande waren die arischen Völkerstämme durch die Verzweigungen des innerasiatischen Gebirgsknotens, nämlich durch den Belurtagh (d. i. Wolkengebirg) nordwestwärts, weiterhin durch dessen Fortsetzung, den Mustagh (d. i. Eisgebirg, den Imäus der Alten) nordostwärts, dann durch den Himâlaja südostwärts, nachher ostwärts, vom innern oder centralen Asien abgeschlossen, so daß sie ihre Entwicklung nur nach dem Westen und Süden hin finden konnten.

Nach dem Verlassen dieses Ursitzes wendeten sie sich daher zunächst westlich, trennten sich aber alsdann auf der Weiterwanderung aus innern Gründen (wie sich unten bei den Indern zeigen wird), bis der Hindukuh sie für immer schied. Von den im Norden dieses Gebirgs zurückgebliebenen Ariern nun, die man auch Iranier im weitern Sinn nennt, bildeten die östlicheren derselben in den Niederungen jener Flüsse Dsjihun und Gihun einen Priesterstaat, der

sich über die, im griechischen Alterthum Sogdiana, Hyrkanien und Arachosien genannten Länder ausdehnte und seine Verfassung und Gesetze nicht von einem andern Volke entlehnt hat. Späterhin wurde dieses Volk von den Assyriern, Medern und Persern nacheinander unterjocht, und obgleich es sich unter diese ganz verlor, so gelang es doch seiner Priesterkaste, die Religions- und Rechtsverfassung ihres Priesterstaates auf die Sieger überzutragen. Durch diese, insbesondere aber durch die Perser, ist sodann die Kenntniß jenes alten Priesterstaates nicht nur in der von diesen nachgebildeten Staatseinrichtung, sondern auch sogar in den von diesen angenommenen und bewahrten Religionsbüchern jenes untergegangenen Volkes auf uns gekommen.

Die Sammlung dieser Religionsbücher, von denen erst ein Theil durch Übersetzungen französischer und deutscher Gelehrten zu unserer Kenntniß gekommen ist, heißt Avesta, d. i. göttliches Wort; die Sprache, in der sie geschrieben sind, heißt Zend: daher jene Schriftensammlung auch Zendavesta, das ostiranische (oder altbaktrische) Volk selbst aber auch Zendvolk genannt wird.

Der Zendavesta enthält die Lehren Zarathustra's oder Zoroaster's, eines Weisen, der im Zendvolke als Religions- und Staatsordner auftrat und die schon von einem früheren Weisheitslehrer desselben Volkes, Namens Haôma (minder richtig Heomo, auch Hom, oder Homanes), herrührenden Religions-, Sitten- und Rechtslehren erneuerte und weiter ausbildete. Wann Zoroaster gelebt habe, läßt sich schwer bestimmen. Jedenfalls aber lebte er vor jener Zeit, in welcher sein Volk von den Assyriern bezwungen wurde; ja schon in den ältesten Religionsbüchern der Inder erscheint die (durch ihn) reformirte Zendlehre im Lichte der Abtrünnigkeit (K. 2, 1.).

Nach Aussage der Parsen waren „bis auf die Zeit des Einbruchs Alexanders des Großen in das persische Reich die heiligen Schriften des alten Zendvolks in 21 großen Abschnitten aufgestellt vorhanden", die aber fast alle durch die Wirren des griechisch-persischen Kriegs verloren gegangen sind; nur der erste und eilfte Abschnitt und einige Bruchstücke der übrigen haben sich erhalten. Jener übriggebliebene Abschnitt heißt **Vendidad**, ist in der uralten reinen Zendsprache geschrieben und in Form eines Dialogs (Zwiegespräch's) abgefaßt, in welchem Zoroaster vom Lichtgott Ahura-Mazdâ (Ormuzd) Unterweisung erhält. Diese bezieht sich theils auf die frühere Geschichte dieses Volks, theils auf die politische Verfassung desselben, so wie auf die ihr zum Grunde liegende Religionsansicht.

Nach diesen Schriftüberresten war das Volk der Arier (deren Namen später auch auf die Meder übergieng) anfangs ein Nomadenvolk, das von der oben schon bezeichneten Gegend des asiatischen Hochlands (dem Berglande an der Gränze der Bucharei, dem Mustagh- und Belurland, und im Norden bis zur Nähe des Altai), genannt Airjanem Vaêg'ô, auswanderte, weil ihm das Klima mit seinem zehnmonatlichen Winter zu rauh und kalt war, während es, wie Überreste einer frühern Schöpfung bezeugen, in noch frühern Zeiten sehr mild war. Noch heißt im Zendavesta das Belur- und Mustaghgebirg „der heilige Berg" und wird als Urquell der Gewässer angerufen.

Auf seinen langen Wanderungen machte das arische Volk sechzehnmal Versuche, sich anzusiedeln, wurde aber bald durch ein physisches Übel, wie z. B.

durch Ungeziefer, das ihren Heerden schädlich oder auch ihnen selbst unbequem war, durch Unfruchtbarkeit des Bodens ꝛc., oder auch durch ein sittliches Übel, z. B. religiöse Skrupel, oder überhandnehmendes moralisches Verderben ꝛc. genöthigt, die Niederlassung wieder aufzugeben und weiter zu wandern.

Als solche Aufenthaltsorte werden die daraus entstandenen Städte Çughda oder Soghd (das späterhin berühmte Samarkand im reizenden Thale al Soghd oder des alten Sogdiana), Môuru oder Merw (westlich davon in Chorasan), Bakhdi oder Balkh (in Baktrien), Harôju oder Herat, Kabul u. a. genannt.

Endlich ließ sich ein Theil des Volkes in den Niederungen des Flusses Dsjihun (Oxus) dauernd nieder, während andere Stämme desselben in den Gebirgen und Steppen jener Länder ihr Nomadenleben fortsetzten (wie z. B. der Urstamm der Perser, der Meder), andere sich noch weiter westlich wandten. Dieser Übergang aus dem Nomadenzustand zu festen geordneten Sitzen geschah unter dem Priesterkönig Dsjemschid, der das in Besitz genommene, vorher unbewohnte Land, Veriene genannt, nach religiösem Schema eintheilte und von seiner Residenz Ver aus auch das ganze Land und Volk regierte, das die wohlthätigen Segnungen dieser neuen Lebensordnung als eine göttliche ansah und empfand.

Der Name Dsjemschid wird im Zend geschrieben G'emshîd, und ist zusammengezogen aus Jima Kshaêta, d. i. Jima der König. Derselbe Name des mythischen Begründers des menschlichen Staates kommt bei den Persern vor und darf nicht dem assyrischen Dejoces gleichgesetzt werden. Jima (spr. Dschima) ist bei den Iraniern erster Stifter des Ackerbaus und des geordneten Lebens und geselligen Gemeinwesens. Der Gott Ahura-Mazdâ erklärt dem Zoroaster, „er habe dem Jima vor allen Menschen das zarathustrische Gesetz gelehrt; doch lehnte Jima es ab, der Träger und Verbreiter dieses Gesetzes zu sein. Statt dessen richtete er die Erde ein, führte die trefflichsten Bäume und nährendsten Gewächse, die besten Thiere und Menschen, die glänzenden Feuer in die verschiedenen Bezirke (pars. vêr) ein; er leitete die Gewässer dahin, errichtete Wohnungen: in diesen herrschte vollständige Ordnung; es war da kein ungerechter, kein verunstalteter Mensch: er heißt daher der gute Versammler." — Man sieht, daß, was vielleicht unter einer ganzen Dynastie geschah, dem Gründer derselben zugeschrieben wird.

Unter Dsjemschid's Nachfolgern befand sich sein Tochtersohn Feridun, dessen Söhne Tur und Iret sich entzweiten und eine Theilung des Landes in zwei Reiche, Turan und Iran, veranlaßten, deren Gränzscheide der Dsjihun war. In dem Reiche Iran (südlich vom Dsjihun) kam späterhin die Dynastie der Keanier auf, unter deren fünftem Könige, dem Ke-Gustasps (d. i. König Vistaspa), eben jener weise Zarathustra oder Zoroaster (Zerduscht) lebte. — Bis auf diese Zeit gehen die historischen Nachrichten der Zendschriften, und die weiteren Nachrichten von da an, wo es höchst wahrscheinlich den Assyriern zuerst unterlag, geben uns die griechischen Schriftsteller.

2. Staatsverfassung. Zoroaster's Religionsverbesserung.

Über die politische Verfassung der Airjâs oder des Zendvolks ersieht man aus der Vendidad, daß dieses Priesterreich vier Kasten oder geschlossene Stände enthielt: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbleute, unter welche

letztere auch die Kaufleute und Zolleinnehmer gerechnet wurden. Ihr König war aus dem Priesterstande, zu welchem auch die Richter und alle Beamten gehörten: denn auch die übrigen Kasten (vielleicht mit Ausnahme des Gewerbstandes, als des niedrigsten) hatten Häupter, welche aus dem Priesterstande waren; und außerdem hatte jede Landschaft, jede Stadt, oft jede Straße ihren eigenen Oberbeamten. Das mit der königlichen Würde verbundene Oberpriesterthum war erblich. Auch Zarathustra, so wie sein Sohn, waren Oberpriester. — Alle bürgerlichen Gesetze erscheinen als Ausspruch des göttlichen Willens und jede Strafe als ein Gottesgericht.

Die von Zoroaster neu begründete und zum Theil veränderte Religionslehre beruht auf dem Prinzip des Dualismus, d. h. sie theilt die ganze Welt des Geistes in zwei selbstständig einander entgegenstehende Reiche, in ein Reich des Lichts, oder der guten Geister, an deren Spitze Ormuzd (eig. Ahura-Mazdâ, d. i. der hochweise Gebieter), und in ein Reich der Finsterniß oder der bösen Geister, an deren Spitze Ahriman (eig. Agromainyus) steht. Die guten Geister oder Amschaspand's (Amesha Çpenta) werden in beständigem Kampf mit den bösen oder Dew's dargestellt, deren schädlichen Einfluß durch Opfer und Sühnungen abzuwenden das Geschäft der Priester war. Jener Kampf, sagen sie, werde mit der Besiegung Ahriman's enden.

In Betreff des Menschen behauptet diese Lehre die ursprüngliche geistige Freiheit und Reinheit des Menschen und schreibt die in ihm wohnende Sünde dem Einfluß jener bösen Geister zu: jeder Mensch habe eine in sich geschiedene Natur und sei gleichsam „zweimal vorhanden, einmal als sündiger Mensch dem Einfluß dieser bösen Geister ausgesetzt und im Kampfe mit ihnen"; das zweitemal als sein eigner guter, „seiner Urbestimmung entsprechender Geist" oder seine Urseele, in welcher überirdischen Gestalt der einzelne Mensch sein Fravashi, d. i. sein Fortwachs, gleichsam seine sich im Leibesleben entfalten-wollende Seele, oder „wie die Perser sagen, sein Ferver" heißt.

Zoroaster's Religionslehre hat zugleich eine astronomische Grundlage. Denn der fast immer heitere, gänzlich regenlose Himmel läßt dort die Gestirne in ihrem lebhaftesten Glanz erscheinen und ladet zu ihrer genauern Betrachtung ein, zu welcher anderseits nicht minder die vielfachen angestrengten Beschäftigungen mit dem Anbau des Bodens nöthigt, der erst durch künstliche Bewässerungsanstalten ergiebig gemacht werden mußte. Daher kannte dieses hohe Alterthum schon die Eintheilung des Sonnenjahrs in zwölf Monate oder 360 Tage mit fünf Ergänzungstagen und ebenso den, das Himmelsgewölbe in zwölf Theile theilenden Thierkreis (Zodiacus), dessen Sternbilder man sich „in geistiger Auffassung als die Gehülfen der Gottheit bei der Weltschöpfung" dachte. Die sieben großen, dem bloßen Auge beweglich erscheinenden Gestirne (Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn) faßte man als die „sieben obersten Genien" oder Himmelsgeister, deren Herrschaft in der Geisterwelt auch durch die Überordnung jener sieben beweglichen Sterne über die übrigen Himmelskörper vorgebildet erscheint. (Vergl. Leo a. a. O.)

Diese Religion und die auf sie gegründete Staatseinrichtung hat sich dadurch, daß sie, wie oben berührt worden, durch ihren Priesterstand auf die Meder und durch diese auf die Perser überging, einen tiefen und langdauernden Einfluß verschafft.

2. Kapitel. Die Inder.

1. Ursitze der Inder. Einwanderung in die vorderindische Halbinsel.

Der Priesterstaat der alten Inder verdient unter allen alten Culturstaaten eine viel nähere Betrachtung, als ihm sonst bei einer weltgeschichtlichen Völkerschau gewöhnlich zu Theil wurde, weil schon in vorgeschichtlicher Zeit (wie sich aus der nahen Verwandtschaft der indischen und europäischen Sprachen, so wie der griechischen und nordischen Mythe mit der indischen ergiebt) zwischen Indien und den gebildeten Völkern des Westens, sei es durch Eroberung, sei es durch Völkerwanderung ein unverkennbarer Zusammenhang Statt gefunden hat, und neuere Forschungen sich mit Vorliebe diesem, mehr und mehr in die Geschichte tretenden Wunderlande zuwenden. (Vergl. vorzüglich Lassen's indische Alterthümer. 3 Thle.)

Unter den Bewohnern der vorderindischen Halbinsel muß man das Volk der Ureinwohner mit ihrer eigenthümlichen Sprache, Farbe und niedrigen Bildungsstufe von einem später eingewanderten, vollkommener organisirten Culturvolke wohl unterscheiden. Das letztere, das man von seiner Sprache auch das Sanskritvolk nennen kann, ist eben dasjenige Volk, welches in historischer Zeit mit dem oben behandelten Zendvolke unter dem schon in Kap. 1, 2 angegebenen gemeinschaftlichen Namen Arier als ein Zweig der großen indogermanischen Völkerfamilie Ein Volk ausgemacht und sammt allen zu ihm gehörigen Stämmen (die nachmals nach eingetretener Trennung als griechische, römische, keltische, germanische, litthauische, slavische ꝛc. Stämme im Occident auftreten (I. 4, 2 u. 4), mit einer Gesammtsprache und mit Einer und derselben schon hohen Cultur auf Einem Länderraume beisammengewohnt hat.

Dieses gemeinschaftliche Urstammland ist (nach K. 1, 1) im heutigen Kleintübet in den Quellgebieten des Oxus und Jaxartes zwischen den hohen Ketten des innerasiatischen Knotengebirgs am Belurtagh und Mustagh zu suchen, wo auch der hohe Kailâsa als Wohnsitz der altindischen Götter (als indischer Olymp) liegt und von wo aus auch die Inder, wie das Zendvolk, die Weltströme ihrer Kosmographie herleiten. Noch finden sich dort ursprünglich arische Völkerstämme, die sich allein von dort aus nach dem innern Hochasien hinein verbreiten.

Nach dem Verlassen jenes rauhen, kalten Ursitzes wanderten diese beiden Hauptzweige des arischen Volkes, neue Sitze gegen Westen suchend, eine Zeit lang miteinander fort, bis sie wegen einer tiefen, religiös-politischen Spaltung in Lehre und Cultus sich trennten und der Hindukuh die Brückenscheidewand zwischen den iranischen Ariern (dem Zendvolk) und den indischen Ariern (dem Sanskritvolk) wurde.

Für die ehemalige Einheit beider Völker sprechen 1. die Beziehungen der ältern Sanskritsprache (in den ältesten indischen Religionsbüchern) zu der alt-iranischen oder Zendsprache, die zwischen beiden weit enger war, als zwischen den sich nächststehenden Sprachen

ihrer übrigen (indogermanischen) Geschwistervölker; 2. ihre geographische Nähe und der unvermerkte Übergang in einander (durch das schöne, kräftige Volk der Kafîr, die, als eigentliches Verbindungsglied zwischen der iranischen und indischen Familie, in dem Hochlande zwischen dem innern und äußern Hindukuh sitzen und die Vorfahren der jetzigen Afghanen sind); 3. ihre frühere Übereinstimmung in Lehre und Sage in der vor-zoroastrischen Zeit, da beide Völker noch die Verehrung der Sonne, des Mondes und der vier Elemente in genauerer Art und Weise theilten, als die andern indogermanischen Völker. Nach ihrer Trennung verlor sich die frühere Übereinstimmung im Laufe der Zeit, theils durch Umbildung, theils durch absichtliche Abweichung, die ihren Grund in der Entzweiung der Ansichten hatte.

Die Frage, auf welchem Wege das arische Volk der Inder in die vorderasiatische Halbinsel gekommen sei, kann nach den neuesten gründlichen Untersuchungen als dahin entschieden betrachtet werden, daß es mit seinen Heerden aus dem Oxuslande durch die südwestlichen Päße des Hindukuh zunächst in das nachmalige ostpersische Hochland, d. i. in das heutige westliche Kabulistan und Afghanistan wanderte, das sich als Alpenland eben an jene von den Alten Paropamisus genannte Bergkette des Hindukuh anlegt, und sich weiter gegen Osten hin zum Himâlaja erhebt. Auch von Herat her um die Vorsprünge des Paropamisus durch Arachosien und daher über Ghazna konnten sie dahin gelangen.

Denn die heilige Sarasvatî, ein Fluß, an welchen die indische Sage die älteste indische Geschichte knüpft, und der Fluß Sarajû (im Zend: Harôju bei der gleichnamigen Stadt, dem heutigen Herat), an welchem die Hauptstadt des ersten indischen Königreichs Ajôdhâ lag, finden sich auch bei den Iraniern genau wieder und „lassen vermuthen, daß die Inder diese Namen nach Indien mitbrachten und ihre neuern Sitze nach ihren frühern benannten".

Die Wege durch die östlichen Päße des Hindukuh ins östliche Kabulistan, welche die rauhesten und beschwerlichsten sind, die es giebt, kann nicht die Maße der Arier nach Indien genommen haben, sondern nur einzelne kleinere Stämme derselben, die man dort unter dem heutigen Namen Darada-Stämme in den goldreichen Thälern des obern Indus (sanskritisch: Sindhu, d. i. Strom) findet.

Jenes westliche Kabulistan ist ein großes Bergland im Norden der Ebene des Pendschab (Peng'âb) oder des Fünfstromlandes (des Landes nämlich, durch welches die östlichen Nebenflüsse des Indus strömen) und wird von den genannten Vorketten des Himâlaja in viele Gaue zertheilt. Es enthält neben dürren Steppen die fruchtbarsten und gesegnetsten Thäler der Erde, darunter vorzüglich das vom obern Hydaspes, einem jener Nebenflüsse des Indus, durchströmte Kaschmirthal (Kaçmîra), das auf einer Hochebene ein 16 geographische Meilen langes und 6 Meilen breites, von Bergen rings umschlossenes Viereck bildet, und dessen friedliche Bewohner durch Schönheit und Ebenmaaß der Glieder, sowie durch natürlich gute Anlagen des Geistes und Gemüthes ihrem, durch fruchtbaren Boden und gesundes Klima glücklichen Lande entsprechen und ihren arischen Ursprung nicht verläugnen. (Durch eine achthundertjährige schlechte Regierung steht jedoch jetzt das Kaschmirland auf einer tiefen Stufe des Elends.)

Hier nun, in diesen vielen Alpenthälern des westlichen Kabulistans — dieses für Indien nothwendigen Vermittlungslandes mit dem ganzen Westasien — waren lange Zeit hindurch, wie die noch dort sich vorfindenden indischen Alterthümer bezeugen, die Übergangssitze der alten Inder, bis sie endlich durch nachdrängende Stämme vorwärts geschoben wurden und im Süden Kabulistans durch das Pendschab (über das heutige Lahore und Amritsir) durch die indischen Pforten oder Engpäße, also auf der Hauptstraße, ins innere In-

dien kamen, auf welcher in der Folge so oft noch wandernde Völker hinein und Karawanen hin und her zogen, ohne die Wüsten durchschneiden zu müssen.

Nach ihrem Eintritt in Indien verbreiteten sich die arischen Einwanderer nachweislich nach dem Süden und Osten, und veranlaßten die frühere Urbevölkerung der Halbinsel, sich vor ihnen nach den Gebirgen im Süden und zum Theil auch im Norden zurückzuziehen, mit Ausnahme desjenigen Theils, der sich den Bildungseinflüssen der ihnen körperlich und geistig überlegenen Fremdlinge mehr oder weniger gutwillig fügte. Dieser Gang der arischen Ausbreitung in der Halbinsel weist unverkennbar darauf hin, daß dort das Sanskritvolk vom Nordwesten her aus dem östlichen Pendschab und der Umgegend des im Westhimâlaja (in einer Höhe von 19,000 Fuß) entspringenden Flusses Jamunâ (Dschumna) hereinkam, die noch jetzt zu den geheiligtsten Orten Indiens gehört.

Den Weg um die sogenannten „heiligen Seen" im kalten Hochlande, am Flusse Sarajû aufwärts, über die Nordhöhen des Himâlaja herüber konnten die Einwanderer mit ihren Heerden unmöglich genommen haben, wenn man auch annehmen will, daß einzelne Ansiedler oder kleinere Ansiedlerzüge über diese schwierigen, nur einem geringen Handelsverkehr zugänglichen Pässe gekommen sein mögen. Die ganze indische Geschichte kennt „keine Beispiele, daß von diesen Bergen kräftige Geschlechter erobernd herabgestiegen sind und Herrschaften über die verweichlichten Bewohner der Niederungen gegründet haben". Zwar nennt die Sage die Stadt Ajôdhjâ als ältesten Königssitz, aber „nicht als ältesten Sitz der Religion und der Thaten der heiligen indischen Urväter". Dieser ist vielmehr der Bezirk um den schon oben genannten kleinen Fluß Sarasvatî, der in dem Zwischenlande zwischen der Jamunâ und der Çatadru (dem heutigen Sutledsch, dem Satadrus der Alten oder dem östlichen Nebenflusse des Indus) aus den Vorketten des Himâlaja fließt, sich etwas westlich wendet, dann aber sich im Wüstensande verliert. Dieser kleine Gränzfluß zwischen dem Indusland und dem eigentlichen innern Indien ist dem Inder der allerheiligste. Zwischen ihm und seinem Nachbarflusse Drishatvatî lag das heiligste aller indischen Gebiete, Brahmâvarta, d. i. der Brahmabezirk, wo altindisches Gesetz und Herkommen am reinsten bewahrt wurde. Eben weil die Arier nicht vom Norden, sondern vom Westen her ins innere Indien einzogen, so mußten hier „einige ihrer frühesten Ansiedlungen entstehen", wie denn alle Sagen jenes Gebiet als den Ursitz brahmanischen Lebens bezeichnen.

Daß der arische Inder die Wohnung seiner Götter in den Norden vom Himâlaja und drüber hinaus (auf den wundervollen heiligen Weltberg Meru im fernsten Norden) verlegt, ist kein Beweis für sein unmittelbares Herüberkommen über die Nordhöhen des Himâlaja. In der Art wenigstens, wie jenes Nordland in der epischen Dichtung des Inders erscheint, hat sich ihm jene Vorstellung erst seit seinem Aufenthalte in Indien entwickelt: „der tägliche Anblick der weit in die Ebenen hinstrahlenden, wirklich unübersteigbaren Schneegipfel jenes Hochgebirges, die Kunde von der ganz verschiedenen Natur der jenseitigen Hochfläche mit ihren weiten, stillen Gebieten, der klaren, wolkenlosen Luft und den eigenthümlichen Naturerzeugnissen mußten jenen Norden zum Sitz der Götter und Wunder machen". Ja selbst das altberühmte Land der Seligen im höchsten Norden — das der Uttara oder der nördlichen Kuru — mag ein Geschöpf der Dichtung sein. Aber eine Erinnerung an jenen oben beschriebenen, einst mit dem Zendvolk gemeinschaftlichen, jenseits des Himâlaja im hohen Belurlande gelegenen Ursitz mag noch zur Zeit der Abfassung der vier ältesten indischen Religionsbücher jener Vorstellung zum Grunde gelegen haben; doch in der nachfolgenden Zeit ist dem Volke jene Erinnerung verschwunden.

2. Geographische Beschaffenheit Indiens.

Indisches Leben und Wesen wird jedenfalls besser begriffen, wenn zuerst die Natur des Landes etwas näher ins Auge gefaßt wird. Indien ist das Mittelland, in welchem sich der Norden, Westen und Osten Asiens durch die von diesen Richtungen her da zusammenlaufenden Karawanenzüge begegnen. Seine Küsten laden die Schiffe aus Ägypten und dem übrigen Afrika, aus Babylonien und Persien, aus Hinterindien, den asiatischen Inseln und China (jetzt auch von Europa und Amerika) zum großen Weltverkehr ein, dessen Ziel seine kostbaren Erzeugnisse sind, und in seinem Innern finden sich heutzutage 140 Millionen Menschen aus den verschiedensten Rassen zusammen.

Das Land ist wie ein Trapez gestaltet, dessen längste Durchschnittslinie eine Ausdehnung wie die von Bayonne nach Konstantinopel hat und das mit seinen 65,000 Quadratmeilen dreimal so groß ist als die ganze österreichische Monarchie mit Frankreich zusammengenommen, wobei es in seinem Innern „die größte Mannigfaltigkeit geographischer Bedingungen", der hohen und tiefen Lage des Küsten- und Binnenlandes, der Erzeugnisse, des Klima und des Völkerlebens hat.

Die Gränzen Indiens sind im Norden der Himâlaja, im Süden das Meer, im Westen und Osten Ketten von Meridiangebirgen, hinter welchen da, wo sie durchbrochen sind (westlich nach Kabulistan, östlich nach Assam zu), weiter zurück andere hohe abschließende Gebirgsketten liegen. Durch diese bestimmten Naturgränzen erscheint Indien nach Außen als eine Einheit und berufen zur Entfaltung eines eigenthümlichen Culturlebens in seinem Innern, ohne doch von der „Verbindung und Berührung mit andern Ländern, die auf sein Schicksal einwirken sollten", abgeschlossen zu sein.

Die Nordgränze, der Himâlaja (von hima, Schnee, und âlaja, Wohnung, der Emodus der alten Griechen), ist ein 40 geogr. Meilen langes, dem Süden Asiens ausgesetztes Randgebirg, das unter seinen vielen Riesenbergspitzen mehr als 20 zählt, welche alle höher sind, als der amerikanische Chimborasso, und unter denen im mittleren Theile des Gebirgs der 26,862 F. hohe Dhawalagirri, dann (seit 1848) der 29,000 F. hohe Chumulare (Tschumalari) und der Kintschinjunga, — seit 1855 aber der Mont Everest, in der Mitte zwischen jenem erstern und letztern genau unter dem 86′ 58″ östlicher Länge (von Greenwich) nunmehr als der höchste Gipfel der Erde zu betrachten ist. Durch diese hohe nördliche Umwallung wird Indien gleichsam zu einem „geographisch, klimatisch und historisch abgeschlossenen Continente".

Der Himâlaja senkt sich nach dem Süden zu durch mehrere Bergstufenreihen abwärts in die warmen Niederungen Indiens, so daß zwischen den höchsten Schneeketten und der indischen Ebene mannigfaltige „Terrassenlandschaften" liegen. Er ist das Quellland der fünf größten indischen Ströme, des Indus, des Çatadru (Sutledsch), die beide auf seiner Nordseite —, des Jamunâ, des Ganges und des Brahmaputra, die alle drei auf der Süd- oder inner-indischen Seite entspringen. Vermöge dieses außerordentlichen Reichthums an mächtigen Flüssen begründet er die Fruchtbarkeit der weiten indischen Niederungen, von denen er die Nord-

winde abhält und über die er die Regenwolken der Monsune (stürmischen Südwestwinde) hinwegführt. — Der Westhimâlaja ist jene (schon §. 1 erwähnte) heiligste Gegend des ganzen Gebirgs vom Durchbruch des Indus an bis zur Quellgegend des Jamuna und des Ganges, im Süden der heiligen Alpenseen Mânasa und Ravanahrada mit den Quellen des Indus und Çatadru und dem nicht mehr zum Himâlaja gehörenden, noch ungemessenen Ausläufer des Karakorumgebirgs, dem hohen Kailâsa, auf dessen Nordseite der nordwestlich abfließende Indus, und auf dessen Ostgehänge der Brahmaputra entspringt.

Die Westgränze Indiens, im Süden Kabulistan's, wird durch Bergketten gebildet, „die den schmalen Ufersaum des Indus überragen", worunter sich die Sulaimânkette mit dreimonatlichem Schnee und das Brahuîgebirg befindet, in dessen Westen das Hochland Kelat liegt. — Als indisches Ostgränzland ist eigentlich noch das fruchtbare, von der Natur reich begabte Assam oder mittlere Brahmaputrathal anzusehen, in dessen obern Theil aber arische Bevölkerung nie vordrang.

Das oben bezeichnete Hochland Indiens mit seinem theils kalten, theils mittel- und südeuropäischen Klima und demselben entsprechenden Gewächsen und Thieren geht in das Tiefland Indiens über, welches in das eigentliche Hindustan oder Indus- und Gangesgebiet und in das tropische Tafelland Dekhan zerfällt.

Hindustan (mit welchem neupersischen Worte die Europäer oft die ganze nördliche Hälfte der Halbinsel, bald mit bald ohne Ausschluß von Bengalen, bezeichnen) ist das Arjâvarta der Inder, d. i. der Bezirk der Arja oder Ehrwürdigen, als Glieder des indischen Staats und Beobachter des heil. Gesetzes, im Gegensatz zu den Mlêk'ha oder den Barbaren als Verächter des Gesetzes. Es reicht vom Himâlaja bis zum Vindhjagebirg, und vom westlichen bis zum östlichen Meere, und theilt sich in das westliche, mittlere und östliche.

Das westliche Hindustan ist das Indusgebiet (zu welchem das schon genannte Pendschab mit seinen fünf schiffbaren Flüssen gehört), dessen jetzt meist muhammedanische Bewohner, der Mehrzahl nach Nachkommen des alten hier ansäßigen indischen Volks sind und deren Sprache, die Sindsprache, eine Tochter der Sanskrit ist. Der Indus selbst war wegen seiner rohern Anwohner dem alten Inder unheilig.

Das mittlere Hindustan mit seinem reichen Fruchtboden und seinem zwar heißen, aber durch Regenzeit und Wintermonate gemilderten Klima ist jenes historisch wichtige, priesterlich eingerichtete Land, in welchem sich indische Cultur am frühesten und vollständigsten entwickelt hat und das indische Gesammtleben, so lang es von außen ungestört war, sich wie in einer Mitte sammelte, so daß darin ein Hauptsitz indischer Herrschaft, Religion, Kunst, Industrie und Handelsthätigkeit nach dem andern sich aufthat. Die „Lebensader" dieses regen Getriebes ist der von Nordwesten nach Osten laufende, weithin schiffbare Gangâ oder Ganges, der im Verein mit seinen vielen nördlichen und südlichen Nebenströmen Land und Volk mit seinen unerschöpflichen Wohlthaten überhäuft und darum vom Inder göttlich verehrt wurde.

Der Ganges entsteht aus drei Quellströmen, deren Gebiet von 20—21,000 F. hohen Schneebergen überragt wird, die mit ihrem hellen Glanz aus geheimnißvoller Ferne das Gemüth des Inders nach dieser geheiligten Stätte hinziehen, wiewohl er ihre höchsten Höhen nie erreichen kann, weßhalb er sie nur von den Göttern bewohnt sich denken konnte. Die Stelle, wo der Ganges in einer Höhe von 9670 F. aus dem Schneefelde herausgeht, heißt Gangavatâri, und die, wo er nachher in die Ebene tritt, Gangâ-dvara (Gangathor). Der letzte ist ein berühmter Wallfahrtsort. Die Vereinigung des (der) Jamunâ (Dschumna) mit dem Ganges geschieht bei Prajâga, wo jetzt Allahâbâd liegt und ist unter den Mündungen der Gangeszuflüsse die heiligste.

In diesem Lande sind die großen Hauptstädte der alten und neuen indischen Geschichte zusammengedrängt: an der Jamunâ das alte Indraprastha, die Vorgängerin des nachmaligen Delhi, und die Krischnastadt Mathurâ; am Ganges Hastinapurâ, die Hauptstadt der alten mächtigen Sonnendynastie der Kuru, und weiter unten Pratisthâna, der älteste Königssitz der Monddynastie; weiter östlich die Stadt Benâres, als alter Sitz indischer Cultur und Gelehr-

samkeit, wohin noch heute die Hindu's als in die heiligste Stadt pilgern, um sich dort im Ganges zu entsündigen, ja auch um dort zu sterben und so geradezu in den Himmel zu kommen.

Das östliche Hindustan enthält in seinem nordwestlichen Theile unterhalb des Ganges das fruchtbare und menschenreiche Land Bihar voll altindischer Erinnerungen mit den Ruinen der einst blühenden Hauptstadt Palibothra (Pat'aliputra) am Zusammenfluß der Çona mit dem Ganges oberhalb des jetzigen Patna, und in seinem südlichen Theile das reichbewässerte, üppig-fruchtbare, aber feuchte, heiße und erschlaffende Bengalen mit der Hauptstadt Calcutta.

Die Scheidewand zwischen dem eben beschriebenen Hindustan und dem unter den Tropen liegenden Dekhan ist das dichtwaldige, von wilden Thieren bewohnte Vindhjagebirg, dessen weite ununterbrochene Ausdehnung, Breite, Zerrissenheit, Unwegsamkeit und Gefährlichkeit den Durchgang von Norden nach Süden erschwerte, obwohl mehrere Päsße hindurchführen. Das von diesem Gebirgsgürtel im Norden begränzte Tafelland Dekhan ist im Westen und Osten mit einem offenen, schmalen, heißen Küstensaum umgeben, von dessen fruchtbarem Tieflande es auf beiden Seiten durch Berge mehr oder weniger abgeschlossen ist.

Dekhan, mit Ausschluß dieser Küstenländer, ist schroffes Hochland mit theils mehr, theils weniger fruchtbaren, theils auch gar nicht angebauten Theilen, im Innern ohne hohe Bergzüge, doch durch Stromthäler und wilde Schluchten sehr zertheilt, und dadurch gegen Hindustan geschützt, während es doch auch durch die Küstentieflande mit demselben verbunden ist. — Die Südhälfte Indiens enthält die verschiedenartigsten Gebiete, worunter 1. das nach Osten gesenkte, stromreiche, fruchtbare Pandja, (welches die beiden jetzigen britischen Bezirke Dindigul und Tinevelli umfaßt) mit gesundem Klima: daher es schon in früher Zeit Ansiedler aus dem Norden zur Stiftung eines der ältesten brahmanischen Staaten des Südens herbeizog, der oft auch die Westküste beherrschte und dessen Südende, das Vorgebirg Kumari, mit seiner Perlenfischerei die Schiffe und Kaufleute des Westens und Ostens versammelte; 2. das waldreiche, vom Kaveri durchströmte Hochland Mysore (spr. Meisur), so genannt nach der alten Hauptstadt Mahishâsura (im Süden von Seringapattam) mit dem Nilagirri oder Nilagebirg im Südwesten dieses Landes; — 3. das Gebiet des Flusses Krischnâ mit dem alten Reiche Karnâta, worin die berühmten Diamantengruben von Golkonda lagen; — 4. das Gebiet der Gôdâvarî, des nördlichsten und längsten Flusses im Dekhan, dessen mittleres Nordgebiet Berar früherhin ein brahmanisch eingerichtetes Land war; — das Gebiet des Mahânada, der in zwei Hauptarmen durch das nordöstliche Küstengebiet Orissa (worin noch viele Tempel und Heiligthümer sind) ins Meer fließt.

Die Ostküste des Dekhans enthielt um den untern Theil des Flusses Kaveri das im südlichen Indien zweitwichtige Reich Kôla, ein Name, welcher durch seine Veränderung in Koro mit dem Zusatze Mandala (Bezirk) der ganzen Ostküste den heutigen Namen Koromandel gab. Nördlich davon unter dem Ost-Ghatgebirg lag die Hauptstadt des dritten alten südlichen Reiches Kêra gleiches Namens, das sich größtentheils auf das Hochland hinauf ausbreitete. Am untern Theil des Flusses Palar befand sich ebenfalls ein altes blühendes Königreich Kânkîpura, von dessen Glanz die südlich von Madras noch vorhandenen sog. sieben Pagoden von Mahâmalajapura (s. unten §. 4) Zeugniß geben.

Die Westküste des Dekhans enthält das zerrissene Küstenland Kankâna mit den berühmtesten Felsentempeln Indiens, ferner den Küstenstrich Kanâra (eigentlich Karnâta) unter dem West-Ghatgebirg, worin ebenfalls frühe brahmanische Cultur war, und endlich das vielberühmte durch viele kleine Ströme in kleine Landschaften getheilte fruchtbare Küstenland Malabar (Malajavara) mit dem gesundesten Klima Indiens und den alten Handelsstädten Kanura (Kananor), Talikari (Tellikerri), Kalikodu (Kalikut). — Das südliche Indien mit der eigentlich dazu gehörigen Insel Ceylon (dem Taprobâne der Alten) mußte überhaupt wegen seines glücklichen Klima's und herrlichen Productenreichthums schon im frühesten Alterthum den Handel, die Ansiedlung und die Cultur herbeiziehen.

3. Indiens Urbevölkerung und die arischen Inder.

In diesen weiten indischen Gebieten wohnte in vorhistorischer Zeit eine schwarzfarbige, auf geringer Bildungsstufe befindliche Urbevölkerung, welche durch die oben angegebene, von Nordwesten herkommende Einwanderung des hellerfarbigen kultivirteren arischen Völkerstammes zum kleinern Theil in die Gebirge des mittleren Himâlaja, zum größeren Theil in die Gebirge des Dekhan zurückgedrängt und späterhin dem griechischen Geschichtschreiber Herodot unter dem Namen der schwarzen Inder oder asiatischen Äthiopen bekannt wurde. Diese schwarzen Ureinwohner (von den Eroberern Mletschas, d. i. Schwache genannt) unterscheiden sich durch ihr glattes Haar und ihre edlere Gesichtsbildung nicht nur von den krausköpfigen afrikanischen Negern, die auch in Indien frühe vorkommen und in der Sanskritsprache varvarâs (Barbaren), d. i. Krausgelockte heißen, sondern auch von den büschelhaarigen Papûas Hinterindiens und des östlichen Archipels.

Diese Ureinwohner haben nur in dem äußern Umkreise ihrer jetzigen Sitze arische Bildung angenommen, so daß allerdings manche Stämme sogar in die arische Staatsordnung sich einfügten; im Innern dieser Sitze aber blieben sie in Barbarei, deren jetzige tiefste Rohheit eine Folge ihrer Verdrängung in unwirthbare Gegenden ist.

Besonders bezieht sich dieß auf die im Vindhjagebirg lebenden heruntergekommenen Stämme, z. B. auf die kleinen schlanken, mehr behenden als starken, wilden Bhilla's, die tapfern, aber räuberischen Mîna's und Mêra's, die zum Theil etwas gebildeteren, zum Theil aber auch ganz rohen Kôla's (Bewohner Guzerats), die wilden dämonenverehrenden und Menschen opfernden Gônda's mit ihren kleinen röthlichen Augen und schmutzig schwarzen Zähnen, die fetisch-dienenden gewissenlosen Saura's, die im äußersten Osten dieses Gebirges lebenden Pahâria's, welche übrigens wohlgebildet, gastfrei, ehrlich und ziemlich gesittet sind und das Land bauen.

Nach diesen Vindhjastämmen, welche verwandte Sprachen sprechen, kommen die eigentlichen dekhanischen Völkerstämme, deren edlere physische Bildung vielleicht von später hinzugetretenen arischen Einflüssen herrührt, wiewohl die Arier nur in schwacher Anzahl in's eigentliche Dekhan „bekehrend und bildend" kamen und daher diesen Völkern ihre Sprache nicht nehmen konnten, wie ihnen das bei mehreren Vindhjastämmen gelang. Zu diesen Dekhanstämmen gehören die Tuluva's oder ursprünglichen Bewohner Kanâra's, die Malabaren, die Tamulen im südlichsten Dekhan, die Tilinga's, welche im Nord-Westen die Mahratten und im Osten das bengalische Meer zur Gränze haben, die Karnatabewohner, die Eingalesen, — sämmtlich mit ursprünglich eigenthümlichen, mit der Sanskrit nicht verwandten, aber durch sie bereicherten Sprachen. Ob die Dekhanstämme mit den Vindhjastämmen von Einer und derselben Abstammung sind, muß erst die noch fehlende Vergleichung ihrer Sprachen lehren.

Merkwürdig ist, daß die neueste europäische Forschung nahe bei den in Kasten zertheilten Malabaren auf der Westküste des Dekhan in dem Hochlande Nîlagirri auf einer vorher nie

gekannten 6 bis 7000 Fuß hohen, wahren Berginsel, welche unten rings mit verderblichen Sumpfwaldungen voll wilder Thiere umgeben, aber oben mit dem gesundesten, schönsten Klima der Welt bevorzugt ist, einen Schlag von Menschen der schönsten kaukasischen Bildung entdeckt hat, alle mit Römernase, großen, sprechenden Augen, natürlich herabwallendem Lockenhaar, muskulös, sehr stark und gewandt, sechs Fuß groß; sie nennen sich Tuda, d. i. Männer, leben dort als Hirten mit Büffelheerden und haben sich „auf wunderbare Weise hier von aller Berührung mit den nahe anwohnenden Völkern erhalten". Ob sie ursprünglich von den Urbewohnern verschieden oder dort in diesem gedeihlichen Klima sich körperlich verschönert haben, ist ungewiß. Ihre Sprache soll übrigens ursprünglich tamulisch sein.

Von dieser Urbevölkerung wesentlich verschieden ist die arische Bevölkerung, welche nach ihrer Einwanderung, von Westen nach Osten über die große Ebene Hindustan's sich hinziehend, fast die ganze Nordhälfte der Halbinsel besetzte und in die Küstensäume des Dekhan eindrang. Die Arier in Indien sind das äußerste Glied der großen indogermanischen Völkerfamilie im Osten, nur von dunklerer Farbe, als deren übrigen Glieder, die jedoch bei ihrer verschiedenen Abstufung vom nördlichen Hellen ins südliche Dunkle nie so ins Schwarze übergeht, daß man dieses nicht aus den Einwirkungen des heißen Klima, der Lebensweise und Nahrung (zum geringern Theil vielleicht auch der Vermischung mit den Ureinwohnern) erklären könnte, wie ja auch z. B. die reinen Nachkommen der Portugiesen in Indien jetzt olivengelb, die Mischlinge von ihnen aber negerschwarz geworden sind. Der arischen Körperform kommen fast alle Züge kaukasischer Schönheit zu: ovales Gesicht, hohe Stirne, Adlernase, große horizontale, schöngeformte Augen, starke Augenlieder, lange Wimpern, wohlgeformte mittelgroße Ohren, rundes Kinn mit Grübchen, nicht weite Nasenlöcher, feiner Mund, zarte, ein wenig schwellende Lippen, besonders schöne Oberlippe, senkrecht und genau aufeinander passende Zähne, schöner Hals, wohlgeformte Schultern, glänzend schwarze, glatte, weiche Haare, starker langer Bart, wenn sie ihn wachsen lassen, zarte, reinliche Haut; doch nur fünf Fuß zwei Zoll hohe Statur im Durchschnitt.

Zu den arischen Indern gehören im heutigen Ostindien, und zwar 1. im westlichen: die ackerbauenden, von Radschbuten (Râg'aputra) und von den Seikh's (Sikhs im Pendschab) beherrschten dunkelfarbigen, kräftigen und fleißigen Gat, die man mit Unrecht für Indoskythen, d. i. Tartaren hält; 2. im nördlichen: die Rhaçija's, die Kaschmirer und andere Bergbewohner; 3. im östlichen: die schwächlichen, furchtsamen Bengalen; 4. im mittleren: die rüstigeren, kriegerischen, hellfarbigeren Hindustâni im engern Sinn oder die Bewohner des centralen Hindustans, deren Sprache Hindi im weitern Sinn heißt, und zu denen die Radschbuten in Mittelindien und in Bandêlakhand gehören; 5. im südlichen: die Mahratten und die Konkana's (von Bombay südwärts zwischen der Küste und dem Ghatgebirg).

Dieses arische Culturvolk Indiens hatte als Träger der indischen Geschichte ursprünglich hohe geistige Anlagen, welche vor ihrer Einwanderung schon auf einen bedeutenden Grad ausgebildet waren, und nach derselben durch die äußere so reiche und großartige Natur des Landes noch vielseitiger angeregt, durch seine weitern Schicksale näher entwickelt und theils gefördert, theils auch, namentlich durch das schwächende heiße Clima, gehemmt wurden, sich aber dennoch durchweg in eigenthümlicher Form ausprägten. In allen Gebieten des Wissens, worin der arische Inder seine Thätigkeit zeigte, erreichte er eine nicht unbedeutende Höhe, dann aber

„schloß er sich beruhigend ab und gab den Fortschritt auf". Seine Neigung zur Ruhe und Beschaulichkeit, welche in der Regel den Inder kennzeichnet, kommt zwar zum Theil auf Rechnung des Klima, liegt aber doch größtentheils in der Eigenthümlichkeit seines Geistes selbst. Seine Ruhe ist aber keine Trägheit, sondern mehr Unthätigkeit und wo er arbeiten und mit der Natur in Kampf treten muß, ist er fleißig und ausdauernd und unter jeder Beschwerde geduldig. Als seine Bildung noch in der Entwicklung und im Fortschreiten begriffen war, gieng von ihm eine Cultur aus, wie sonst kein anderes Volk der morgenländischen Welt auf seine nahen und fernsten Umgebungen geäußert hat.

4. Altindische Baudenkmäler.

Von dem selbstständigen Geiste der alten (arischen) Inder, welcher sich besonders in Religions- und Kunstschöpfungen, so wie in Gründung von vielen Priesterstaaten kund that, zeugen noch theils großartige religiöse Baudenkmäler, theils eine reiche alte Literatur.

Baudenkmäler des indischen Alterthums finden sich schon in den Hochthälern der Vorketten des westlichen Himâlaja, besonders im Kaschmirthal, sodann im ganzen eigentlichen Hindustan, vorzüglich aber auf der westlichen Küste der Halbinsel, wo die meisten und größten sich vorfinden. Sie sind theils unter der Erde, theils über der Erde, und in letzterem Falle entweder aus Felsen gehauen oder frei aus Stein aufgebaut, und man erkennt sowohl aus ihrer Bauart selbst, als auch aus den an ihnen im Relief angebrachten Sinnbildern, ob sie aus dem ältesten indischen Religionssystem, dem Brahmaismus, oder aus dem spätern Buddhaismus hervorgegangen sind.

Zu den unterirdischen Baudenkmälern, die man nur in südlichen Gebirgen findet, gehören die mächtigen, zu religiösen Feiern bestimmten Grottenbauten, zu denen vielleicht das Bedürfniß des Schutzes vor den heißen Sonnenstrahlen oder vor Regengüssen Veranlassung gegeben hatte. Sie finden sich namentlich zu beiden Seiten der Nordostwendung der Ghatberge in Baglana, bei Mhar, bei Nasik, bei Karli, beim Passe Agajanta, auf den Inseln Salsette und Elephante (im Meerbusen von Bombay) vorzüglich aber weiter östlich bei Ellora, nahe bei Dauletâbâd (etwa in der Mitte des westlichen Theils der Halbinsel). Die Behauptung Einiger, daß die ältesten dieser Denkmale buddhistisch seien, beschränkt sich dahin, daß der Buddhaismus (s. §. 10) theils in der Pracht, Größe und Menge dieser Tempelanlagen weiter gegangen ist, als der Brahmaismus, theils daß er an manchen Orten mit seinen Grottenwerken ausschließlich auftritt, wie z. B. zu Udajagiri, zu Karli ꝛc.

So ist der Felsentempel auf der Insel **Elephante** aus uralter Zeit. Sowohl der 135 Fuß hohe Tempel, als auch die dazu gehörigen Nebengebäude und Säulengänge sind aus dem härtesten Thonporphyr gehauen, und aus den gigantischen Symbolen der Reliefs ersieht man, daß er der Brahmareligion diente.

Die Grottentempel auf der Insel **Salsette** sind von noch größerer Ausdehnung, in einem amphitheatralisch ausgehöhlten Berge, in dessen Hintergrund sich ein großes Wasserbassin befindet, über das vormals eine 100 Fuß lange Brücke sich wölbte und zu den verschiedenen aus

dem Felsen herausgehauenen Tempeln führte, deren größter unzählige Säulengänge, Treppen, Kammern, Sculpturen und Inschriften enthält.

Die größten unterirdischen Bauten, die man bis jetzt entdeckt hat, sind die zu **Ellora.** Dort ist ein, eine Meile langes Porphyrgebirg, genannt der Götterberg, senkrecht von oben bis unten in stockwerkartig übereinander befindlichen Grotten ausgehöhlt und mit unzähligen, aus den Felsen gehauenen brahmanischen und buddhistischen Tempeln angefüllt, von denen allein zwanzig dem Gotte Siwa angehören. Man sieht an ihnen das Fortschreiten der Kunst vom Rohen zum Vollendeteren. Selbst die, welche die Riesenbauten gesehen haben, wurden „von der Größe so ergriffen, daß sie kaum eine Schilderung wagen".

Der Haupttempel in diesem Berge heißt Kailâsa: durch eine 138 Fuß breite und 88 Fuß tiefe Vorhalle mit Nebenkammern für Priester- und Pilgerwohnungen gelangt man über eine Brücke in eine 147 F. lange und 150 F. breite Grotte, in deren Mitte der Tempel selbst, aus Einem Felsenstück gehauen und gehöhlt und auf vier Reihen von Pilastern mit kolossalen Elephanten getragen, bei einer Länge von 103 F. und 56 F. Breite, 100 F. in die Höhe strebt. Ihn umgeben viele Teiche, Säulengänge, Sphinxe, Obelisken und an den Wänden tausende von Statuen und mythischen Vorstellungen, deren Göttergestalten meist 11—12 F. hoch sind; anderer Zierrathen und Bildwerke nicht zu gedenken, so daß wohl Jahrhunderte und eine Unzahl unermüdlicher Hände dazu gehörten, ein solches staunenswürdiges Werk zu Stande zu bringen. Weder ägyptische, noch griechische Bauart reicht durch Größe und Zierlichkeit an diese altindische, welche nur an edlerem Geschmack von der griechischen übertroffen wurde.

Zu den über der Erde befindlichen, auch aus Felsen gehauenen alten Bauten gehört die in der Nähe von Madras auf der Küste Koromandel befindliche Königsstadt Mavalipuram (Mahâmalajapura s. §. 2), deren Trümmer sich theils in das Meer (das da ins Land gedrungen ist), theils weit in das Land hinein (drei Meilen im Umkreis) erstrecken, und aus sieben Tempeln, vielen Palästen und Mauern bestehen, die alle aus dem Felsen herausgehauen, aber zum Theil noch unvollendet sind. Ein plötzliches „Naturereigniß", vielleicht eben das Austreten des Meeres, scheint diese einst durch Handel und Bildung prächtige und reiche Königs- und Priesterstadt zur Einöde gemacht zu haben.

Zu den frei über der Erde stehenden uralten Bauten gehören einige der Pyramidenform sich nähernde **Pagoden** oder dunkle, von Lampen erhellte Tempel mit ihren mannigfaltigen, zur Bequemlichkeit der Wallfahrer eingerichteten Nebengebäuden, mit den weiten Mauereinfassungen, in denen sich Gebäude für heilige Thiere und Thierbilder, Säle, heilige Teiche zu religiösen Waschungen befinden, und die, je älter sie sind, durch stets fortgesetzte Neubauten desto mehr sich erweitert haben. Eine solche uralte Pagode ist z. B. da, wo der dem Inder heilige Gangesstrom aus seinen Schnee- und Eisregionen durch eine Thalschlucht in die Ebene tritt; ferner die Mahadéwa-Pagode zu Benâres, die täglich von 10,000 Menschen, an hohen Festen von Hunderttausenden, besucht und von 300 Priestern besorgt wird.

5. Altindische Literatur: Die Sanskritsprache. Die vier Veda's.

Die uralten Denkmäler **indischer Literatur** sind theils religiösen, theils profanen Inhalts und alle in der Sprache geschrieben, die den Namen Sanskrita, d. i. die vollkommene führt. Die Sanskritsprache ist eine heilige Sprache, und obgleich sie keine lebende mehr ist (wie sie es unbestreitbar war), so wird sie doch von den indischen Gelehrten, um des Studiums ihrer heiligen Schriften willen, allgemein getrieben. Da sie schon zur Zeit des größten Begünstigers des Buddhaismus, des Königs Açôka, im 3. Jahrhundert v. Chr. nur noch auf den kleinern Theil der indischen Bevölkerung beschränkt war, so muß sie schon Jahrhunderte früher angefangen haben, sich in Volksmundarten aufzulösen.

Die Sanskritsprache mit ihrem Alphabet von 49 Buchstaben ist eine sehr wohllautende, zum Gebrauch der poetischen sowohl, als philosophischen (abstracten) Ausdrucksweise äußerst geschickte Sprache, die sich nach Lautsystem und Formenbau der feinsten, vollendetsten grammatischen Ausbildung rühmen kann. Da sie zugleich Mutter vieler andern Sprachen (z. B. der griechischen, lateinischen, deutschen, litthauischen, persischen) ist, so sind ihr bereits an mehreren Gelehrtensitzen Europa's Lehrstühle gewidmet. Diese Sprache zeugt allein schon von der hohen intellectuellen Bildung, auf welcher der Inder stand, noch ehe griechische, germanische und italische Colonieen sich von ihr trennten. Die sprachvergleichenden Forschungen eines Friedr. Pott, Theod. Benfey, Gg. Curtius hatten zuerst das Verdienst, zum Theil mit unmittelbarer Hülfe der Sanskrit schon viele Räthsel in Bezug auf die allgemeinen Sprachgesetze gelös't zu haben. Mit noch größerm Erfolg hat Franz Bopp, der uns zuerst eine ausführliche sanskritische Grammatik gegeben, das Gebiet der Sprachvergleichung angebaut und uns die Erkenntniß gebracht, daß z. B. die Sprache der Griechen mit den übrigen Zweigen des arischen Stammes und besonders mit der Sanskrit in engen Beziehungen steht, welche fortwährend durch die gründlichen Untersuchungen deutscher Gelehrten — eines Rud. Roth, Albr. Weber, Christ. Lassen, Max Müller, Theod. Benfey, Adalb. Kuhn, Gg. Gerland — und zwar aus ihren Erforschungen der Veden, dieser ältesten Denkmäler der arischen Sprache, in immer helleres Licht treten. (S. Dr. W. Christ über die Bedeutung der Sanskritstudien &c. academ. Festrede. Münch. 1860.) — Die neuern indischen Sprachen, deren man 24 zählt, sind gleichsam „Enkelinnen der Sanskrit". Die beiden ältesten Dialecte dieser indischen Ursprache heißen Prâkrit und Pali, und noch kommt die heutige Sprache in Hochasien der Sanskrit, und die im Pendschab der Prakrit sehr nahe. — Hieroglyphen kannte der Inder nicht.

Die ältesten Religionsurkunden-Sammlungen sind die **vier Veda's**, die man ins 14. Jahrhundert v. Chr. verlegt, die aber nach den Ansichten des Inders in einer noch höhern Urzeit von Brahma's, des höchsten Gottes, Lippen floßen. Auf diese Veda's (Veda heißt Wissen, überhaupt alles Geoffenbarte) gründet sich Religion, Gesetzgebung und Literatur der Inder. Der erste Veda enthält Loblieder auf alle Götter, der zweite die Opfervorschriften und die dabei vorkommenden Ceremonieen; der dritte (heiligste) enthält Gebete zum Absingen, der vierte wieder Hymnen. Jeder Veda enthält auch noch theologische Abhandlungen. Das ganze Urkundenwerk rührt von verschiedenen Verfassern und aus verschiedenen Zeitaltern her. Alle andern religiösen Schriften, die sich auf die Veden stützen, so wie die vielen Commentare, die von spätern Priestern über die Veden gemacht wurden, haben den indischen Gottesdienst durch Vervielfältigung und Erweiterung der Ceremonieen erst recht lästig gemacht.

Die Veda's sind „die Quelle der ganzen übrigen indischen Literatur geworden: die Werke der profanen Dichtkunst haben die Lehrsätze und Mythen der Veda's verarbeitet, die juristischen Werke beziehen sich auf sie, die Philosophen bauen darauf ihre Systeme, die Grammatiker entnehmen aus ihnen ihre Regeln", — kurz alle profanen Schriften weisen auf sie hin.

6. Altindische Götterlehre.

Die in diesen heiligen Büchern vorkommenden Gottheiten sind Naturkräfte; doch findet sich schon frühe dieser Naturdienst durch eine aufkommende Religionsphilosophie vergeistigt vor, und allmählig entstanden die unendlichen

Verzweigungen religiöser Ansichten und Secten, deren historische Entstehung zu verfolgen noch Keinem geglückt ist.

Als die Inder in der Urzeit, von verwandten Völkerstämmen sich trennend, aus den Hochebenen Asiens durch die nordwestlichen Engpässe in die Thalebenen Ostindiens hinabwanderten und mit ihnen die Bildung Ganges-abwärts sich verbreitete, verehrten sie gleich dem Zendvolke die Gestirne nebst den vier Elementen, wie denn wirklich die ältesten Stücke der Veda's Gebete und Lieder an diese Naturgottheiten enthalten. Allein dem geistigeren Theile des Volks, und zwar gerade dem nördlichen, den Ursitzen näheren Inder war die Sonne nur Sinnbild eines weltschaffenden Geistes, der die Sonne und alles, was in der Welt ist, aus sich entwickelt hat (durch Emanation).

Dieses körperlose „neutral-abstracte" Urwesen heißt in den Veda's Brahma (Brahmâ), d. i. das Große, auch Parabrahma, d. i. das Urgroße, das höchste Wesen, in welchem Alles seinen letzten Grund und Bestand habe und „das man aus seinen Werken zu erkennen suchen müsse". Er heißt auch das Unerschaffene das durch sich selbst Seiende (parsisch: Choda), und tritt, „weil es so groß sei, daß es kein Bild von ihm geben könne", nie in den Mythen und Fabeln des Inders auf. Dennoch wird die Sonne als der „vollkommenste Abdruck" (mûrti) dieses erhabenen Wesens selbst, „als Andeutung seiner persönlichen Sichtbarwerdung in der Natur", als Statthalter Gottes, als mittelbarer Weltregent angesehen, während das Urwesen selbst auch noch durch andere göttliche Mittelwesen, als durch eben so viele Ausflüsse von ihm, die Welt regiert.

Die Hauptverehrung jenes Urwesens übertrug man also auf die Sonne, welche, wenn man sie als Frühlingssonne auffaßte, Brahman, d. i. der Leuchtende, hieß; faßte man sie (in der Sommersonne) als befruchtende Kraft auf, so wurde sie Wischnu (Vishnus, d. i. der Durchbringer) genannt; faßte man sie aber als zerstörende (Feuer-) Kraft, so nannte man sie Siwa (Çiva, d. i. der durch Wachsthum sich Entfaltende, Gott der Fortpflanzung). Diese drei verschiedenen Auffassungen oder Abdrücke des göttlichen Wesens, Trimûrti genannt, welche eine Verzerrung der Dreieinheit sind, gestalteten sich als drei verschiedene Sonnendienste oder Religionssecten, von denen die erste den Brahman als Licht (Sonne im engern Sinn), auch als Schöpfer, Macht, Materie, Vergangenheit —; die zweite den Wischnu als Wasser (auch Luft) Erhalter, Weisheit, Gegenwart, Raum —; die dritte den Siwa als Feuer, Zerstörer, Gerechtigkeit, Zukunft, Zeit — verehrte, jedoch nicht so, daß nicht diese Eigenschaften und Attribute oft in einander überflössen. Der Brahmanismus (im engern Sinn) hat besonders in Bengalen, der Wischnuismus in den niedern Gangesländern, der Siwaismus besonders im Dekhan seinen Sitz.

Diese Religionsparteien, von denen übrigens die erste mehr und mehr gegen die beiden andern zurücktrat, theilten sich im Lauf der Zeit in viele Untersecten, je nachdem man diese oder jene Eigenschaft, dieses oder jenes Attribut der Gottheit heraushob, und als besondere Gottheit benannte und verehrte.

Brahman als Schöpfer, Herr der Götter und Wesen (häufig mit dem abstracten Urwesen Brahma verwechselt) wird abgebildet mit vier Gesichtern (dem Sinnbild der Allwissenheit), mit vier Händen (dem Sinnbild der Macht), in der einen Hand einen Ring oder Rosenkranz (dem Sinnbild der Ewigkeit), in der zweiten einen Scepter (dem Symbol der Herrschaft), mit der dritten Hand die Veda's haltend (als Symbol der Weisheit), die vierte offen haltend, gleichsam zum Geben und Helfen bereit. Er steht den vier Monden des Frühlings vor; ihm als dem Lichtgott gehört die rothe Farbe zu. Seine Gattin Sarasvatî ist die Göttin der Weisheit und Rede, die als Urvernunft bei der Weltschöpfung zugegen war und nachher die Wissenschaften, besonders die redenden Künste, auch die Musik in Schutz nahm.

Wischnu, als Wasser- oder Luftgott den Geist Gottes darstellend, wird unter andern abgebildet entweder in seiner Thätigkeit auf einem windschnellen adlerartigen Vogel reitend und Segen spendend, oder in seiner Ruhe auf einem Feigenblatte schlafend, oder, als bewegende Kraft, auf dem Wasser fluthend, und als endlose Ewigkeit den Fuß im Munde haltend. Seine Ruhe dauert vier Monate und endet mit dem Aufhören der Überschwemmung des Ganges. Ihm ist die Lotosblume und die grüne Farbe geheiligt. Seine Gattin heißt Lakschmi, die Glückspendende. — Wischnu erscheint in zehnmaliger Incarnation, d. i. menschlicher Verkörperung auf Erden. Das achte Mal, fabeln die Inder, war er als Krischna (d. i. der Blaue) da, der nichts als eine Personification der Luft oder des Äthers ist und daher von einem Theile der Wischnuiten zugleich als Herr der Wesen, als Schöpfer der Welt, als Sonne, angesehen und über Brahman, Wischnu und Siwa als das Ein und Alles gesetzt wird. Ihm ist die dunkelblaue Farbe gewidmet. Das neunte Mal ist Wischnu (nach der Lehre der Buddhisten) als Buddha erschienen (von welchem weiter unten §. 8 noch die Rede sein wird) und seine zehnte Erscheinung steht noch bevor!

Siwa am häufigsten Mahadéwa, d. i. großer Gott genannt, wird als Gott des zerstörenden Feuers auch mit vier Armen abgebildet, die aber, als Symbol größerer Macht, gleich von der Schulter an sich gliedern, ferner mit einem dritten Auge auf der Stirne, dem Sinnbilde der Allwissenheit in Bezug auf Erde, Himmel und Unterwelt, mit einem Halbmond oberhalb der Stirne, einem Dreizack in der Hand und einer Halskette von Schädeln. Ihm ist die weiße Farbe geheiligt. Umgeben von seligen Büßern und himmlischen Sängern und Tänzern, thront er auf einer der drei Spitzen des Himâlaja und reicht mit dem Haupte, dessen Haare die heilige Ganga, d. i. der Ganges entströmt, hoch in den Luftraum. Auch reitet er auf einem Stier, dem Symbol der fruchtbaren Kraft der Erde. — Seine Gattin, die gräßliche Kali, ist das Bild der alles zerstörenden Zeit.

Als Trimurti werden diese drei obersten Götter des Entstehens, Erhaltens und Vergehens als Ein Körper mit drei Köpfen abgebildet. — Nach denselben kommen acht Untergötter als Welthüter, von denen Indra, Gott des Himmels, der oberste ist. Ihnen folgten dann die verschiedenen Ordnungen der übrigen Götter und Geister.

7. Altindische Weltweisheit. Äußerer Cultus.

Von der Schöpfung der Welt denkt die alte Brahmanenlehre so: Als Brahma das Schöpferwort aussprach oder sich selbst anzuschauen begann, entstanden zuerst die Purusha's (im Zend. Fravashi), d. i. die geistigen Vorbilder alles Lebens, denen zum fortwährenden Aufenthalt der reine Äther angewiesen wurde. Von diesen hohen geistigen Wesen sei eines aus Neid und Eifersucht von dem Ewigen abgefallen, habe ähnlich gesinnte Geister verführt und sei mit ihnen der Seligkeit verlustig worden. Darauf habe Gott die sichtbare Welt geschaffen, um darein die abgefallenen Geister zu bannen, damit sie in diesem Prüfungszustande geläutert und der Erneuerung fähig würden. — Die menschliche

Seele sei ein Abdruck der Gottheit und von göttlichem Odem belebt. Des Menschen Leben im Körper sei eine Strafe, die er in einem frühern Dasein (präexistirend) verschuldet habe. Die Seele habe ihren Sitz im Gehirn. Nach dem Tode gehe der Leib zu den vier Elementen zurück; die Seele aber strebe nach Wiedervereinigung mit der göttlichen Weltseele, mit der sie sich zuletzt wieder mische, wie das Wasser eines zerbrochenen Gefäßes mit dem Meere. — „Die endliche Vereinigung mit der Gottheit könne der Mensch dadurch vorbereiten, daß er durch Frömmigkeit und Sittenstrenge alle sinnlichen Eindrücke von sich abwende", das moralisch Böse sei nur etwas Negatives, „ein Nachlassen der freien Kraft des Guten". Der Mensch würde durch Entfernung von der Gottheit immer tiefer in's Böse sinken, wenn nicht jedem Einzelnen, schicksalsgemäß, sein bestimmtes Ziel gesteckt und die Gottheit nicht aus Erbarmen zu verschiedenen Malen (s. §. 4) als Mensch auf die Erde gekommen und sein Gesetz, als eine Richtschnur für das menschliche Handeln, geoffenbaret hätte. — Nach 12,000 (göttlichen) oder 432,000 (menschlichen) Jahren werde das Böse vernichtet, die Körperwelt, sammt den niedern Göttern (Elementargeistern), sich selber opfernd untergehen, nach dem Wischnuismus durch Wasser, nach dem Siwaismus durch Feuer, und bei der abermaligen Erscheinung der Gottheit werde ein geistiges Götterreich beginnen.

Das Streben der Seele nach dem Rückfluß in die Gottheit stellt die Lehre der Veda's und die auf sie gegründete alte Philosophie (in Ähnlichkeit mit der Zoroastrischen Lehre) ohngefähr so dar: Wenn die Seele „das abgenützte Gewand ihres Leibes" ausgezogen habe, so müsse sie vor dem Todtenrichter erscheinen, um das Urtheil über ihre Thaten zu hören; alsdann trete die Seele, bei der das Gute vorgeherrscht habe, namentlich die tugendhafte Seele des Weisen, des Helden und des Büßers ihren Gang nach Oben in das Paradies des Indra durch die leuchtenden Gestirne an, ja sie nehme selbst Stern- oder Lichtsgestalt an. — Dieser Verwandlungsgang nach Oben, wobei die Seele im Grunde immer ihre Gattungsform behält, heißt die eigentliche Metempsychose oder Seelenwanderung. Diejenige Seele aber, bei der das Laster vorgeherrscht habe, müsse nach erhaltenem Urtheilsspruch eine Zeitlang ohne alle Körperhülle in verschiedenen Höllen büßen, bevor sie ihren Besserungslauf in einer andern Gestalt beginne. Dann trete sie zur Läuterung eine Wanderung durch verschiedene Thier- und Pflanzenkörper (Metensomatose genannt) an, bis sie so weit geläutert wäre, daß sie ebenfalls den Gang nach Oben antreten könne. — Zuletzt löse sich alles Endliche ins Unendliche auf und mische sich mit der göttlichen Weltseele (im reinen Ätherhimmel) und darin eben bestehe die höchste Seligkeit.

Diese, viel Falsches mit einigem Wahren untereinander mischende und eben dadurch die reine Urwahrheit gröblich entstellende pantheistische Lehre indischer Weltweisheit ist, abgesehen von noch vielfachen Modificationen, der Inhalt aller der unendlich verzweigten indischen Mythen, Göttergeschichten, Symbole, Allegorieen und Philosopheme und liegt allen Gedanken

und Lebenseinrichtungen des Inders zu Grunde. Eben die Einkleidung jener, auf Naturanschauung gegründeten und durch die speculative Vernunft ausgebildeten Glaubenslehren in das Gewand des Geschichtlichen giebt die indische Mythologie oder Götterlehre, welche unzählige idealische Wesen aus dem Reiche der Phantasie dichterisch verkörpert und bei keinem Volke im Laufe so langer Zeit so reich und abenteuerlich ist, als bei dem heutigen Inder, der bereits eine Anzahl von 330 Millionen Volksgottheiten oder Götzen aufzuweisen hat, von denen ein Theil, und zwar die Hauptgottheiten, Versinnlichungen göttlicher Eigenschaften —, ein Theil vergöttlichte Weise, Religionsstifter und Helden, ein Theil versinnbildete sittliche Begriffe, ein Theil verkörperte Elementarkräfte, ein Theil Schutzgeister, ein Theil Spuk- und Schreckgeister sind.

Die indischen Götter wohnen auf dem Himâlaja, über den Regionen des Schnee's hinaus, in paradiesischen Gärten und Palästen, Brahman vor allen auf dem höchsten, in steter Heiterkeit glänzenden Gipfel (Meru), sich an den Stimmen und Tänzen der ihn umgebenden Geisterwesen ergötzend. Obgleich sie die Urheber des Guten sind, stellen sie doch die Menschen auf beständige Proben und lassen sich nur mit Opfern und den Priestern dargebrachten Geschenken befriedigen; dabei sind sie voll Launen und fröhnen ihren Lüsten bis ins Niedrigste. Schön von Gestalt, kolossal von Größe, hüllen sie sich entweder in Licht oder in Nebel, tragen einen Nimbus oder Kränze, kostbaren Schmuck, duftende Gewänder, haben eine so schnelle Bewegung, daß z. B. Wischnu mit drei Schritten die Welt durchschreitet, oder fahren auf Wägen und Schiffen, oder reiten auf einem ihnen geheiligten Thiere; in den Händen tragen sie als Symbol irgend eine Waffe oder Blume, wie denn auch besonderen Gottheiten Bäume geheiligt sind, z. B. dem Wischnu der Feigenbaum.

So geht dem Hindu die ganze Natur in der Gottheit auf, und umgekehrt, so daß ihm selbst jede Verletzung eines Insects oder einer Blume als ein Vergehen gegen die Gottheit erscheint, während er auf der andern Seite oft selbst die grausamste Behandlung der Seinigen (seines Weibes, Kindes ꝛc.) oder auch seines eigenen Leibes (bei seinen Büßungen) für kein Vergehen hält, weil er den Sitz des Bösen in der Materie sucht, und in manchen Fällen durch Zerstörung des Leibes dem Träger desselben eine Wohlthat zu erweisen glaubt.

8. Indischer Cultus. Die übrigen Theile der indischen Literatur.

Zum altindischen Gottesdienst gehören, den Veda's gemäß, vor Allem die Opferungen, ohne welche die Menschen nicht bestehen, die Todten nicht selig werden könnten; sie waren im Siwaismus blutige von Thieren, selbst von Menschen oder wenigstens von aus Butter oder Mehl geformten Menschenmodellen, im Wischnuismus unblutige von Früchten, Milch, Oel ꝛc. Ferner sind vorgeschrieben Waschungen im Ganges oder in anderem heiligen Wasser, Wallfahrten, Geschenke an Priester, Beten, Fasten, Kasteiungen, dann Tugendübungen, insbesondere Almosenspenden, Gastfreundschaft, Keuschheit, Verschwiegenheit, Geduld, Abscheu vor der Lüge; die größte Tugend aber ist, seine Gedanken immer auf Brahma zu richten und zu seiner richtigen Erkenntniß, d. i. Anschauung zu gelangen. Büßungen und freiwillige Selbstpeinigungen wurden als verdienstliche Werke angesehen; sind durch sie alle Fehler aufgehoben, so entsteht durch fortgesetztes Büßen ein Überschuß von Verdienst, der sich so anhäufen kann, daß ihnen die Götter kein Verlangen verweigern könnten. Doch

versagen ihnen diese die Seligkeit, wenn jene Büßungen in selbstsüchtiger Absicht unternommen werden und nicht mit dem Streben nach Vereinigung mit der höchsten Gottheit durch Erkenntniß (Contemplation) verbunden sind.

Da das ganze religiös-bürgerliche Leben der Inder auf astronomische Auffassung gegründet war, so wurden die Gestirne und ihre Stellungen mit allem dem, was man im öffentlichen und privaten Leben anordnete und that, in Beziehung gesetzt. Mit der Sterndeutung insbesondere war auch das Orakelwesen verbunden, d. i. priesterliche Tempelanstalten, bei welchen man in zweifelhaften und ungewissen Fällen und Vorkommenheiten des Lebens sich Raths erholen konnte. Orakeltempel finden sich überhaupt nicht nur in Indien, sondern auch in allen Priesterstaaten der alten Welt.

Betrachten wir noch die übrigen Theile der reichen indischen Literatur. Auf die vier Veda's, über welche die Inder unzählige Erläuterungen besitzen, folgen die vier Upaveda's, welche die Werke über die heilige Musik und Tanzkunst, dann die Werke über Medicin, Chirurgie, Botanik, Mineralogie, Naturkunde, Mathematik (in welcher Beziehung wir das Zehnziffersystem, das durch die Araber erst im 11. Jahrhundert n. Chr. nach Europa kam, so wie auch die Algebra den Indern verdanken), hierauf die Werke über die mechanischen Künste und Gewerbe enthalten. — Nach den Upaveda's kommen die sechs Ved-anga's, in denen die Sanskritgrammatik in allen ihren Theilen, sodann die Gesetze der Astronomie enthalten sind (in der die Araber den Indern gleichfalls die ersten Anfänge verdanken). — Endlich kommen die vier Up-anga's, welche Menu's Gesetzbuch, die Schriften über die Philosophie (in welcher Beziehung die Inder die Lehrer der spätern Griechen waren) die religiösen Epopöen und die Purâna's enthalten, welche letztere aus ungefähr 880,000 Doppelversen historisch-mythologischen Inhalts bestehen und im Stil weit unter den Epopöen stehen.

In diesen Epopöen, die man in's 10. Jahrhundert vor Christo setzt, treten theils Götter in Menschengestalten, deren Urbilder zugleich im Himmel wohnen, theils Sterbliche auf, die von Göttern abstammen oder durch Frömmigkeit und Meditation den Göttern nahe kommen, und die ganze Natur wird als belebt und mitfühlend gedacht. Die Poesie dieser Epopöen ist, wiewohl phantastisch, doch dabei edel und oft kindlich naiv. Die beiden größten, ältesten und bewundertsten unter diesen Epopöen sind der Râmâjana und der Mahâbhârata, von welchem letztern uns jedoch erst einige Episoden bekannt sind.

Das entschieden älteste dieser beiden Heldengedichte ist der **Râmâjana**, weil ihm noch die ältere indische Weltansicht zum Grunde liegt und nur das Land im Norden des Vindhja als Schauplatz darin vorkommt. Es schildert den Wandel des Râma, eines verbannten Königssohns von Ajodhja, der, als die siebente Verkörperung des Wischnu, die Bestimmung hatte, die Welt von einem bösen Riesenkönig zu erlösen, viele Thaten verrichtete, den Feind endlich erlegte und dadurch wieder sein väterliches Reich gewann.

Die andere dieser beiden Epopöen, der **Mahâbhârata**, von Vjâsa verfaßt, besteht ursprünglich aus 24,000 doppelzeiligen Versen, die sich dann durch spätere Einschiebungen und Erweiterungen auf 100,000 vermehrt haben. Die Grundlage dieses Epos ist der Hader der zwei alten, nahe verwandten Königsgeschlechter der Pândava und Kâurava (Pandu und Kuru s. §. 13.), ihr großer Krieg mit einander und ihr schrecklicher Untergang. Es ist mehr ein Lehrgedicht, das selber behauptet, „in sich alle Erzählungen der Vorwelt zu umfassen und über alle

Verhältnisse des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens zu belehren" und das daher nicht nur ganz Indien zum Schauplatz hat, sondern auch mit der Weltanschauung einer spätern Zeit die Überlieferungen der frühesten Zeit durchdringt, so daß die Philosophie und Mythologie des Priesterthums das eigentliche Wesen dieser alten Heldensage überwuchert. — In den ältern, echten Theilen dieser beiden Epopöen läßt sich noch keine Beziehung auf den Buddhaismus erkennen.

In diesen 18 Hauptthеilen der fast unübersehbaren heiligen Literatur der alten Inder, die erst zum allergeringsten Theile von den Europäern gekannt ist, ist das gesammte Wissen der alten Inder niedergelegt, von deren Priestern bewahrt, aber auch dadurch an Weiterbildung verhindert worden.

Noch reicher ist die aus Werken der dramatischen und lyrischen Poesie bestehende profane Literatur, in welcher die niedern Stände des indischen Volkes ihre Anschauungen und Ansichten ausgesprochen haben. Indeß gehören nur die religiösen darunter einer älteren Zeit an, während von den andern die ältesten höchstens aus dem letzten vorchristlichen Jahrhundert sind, in welchem der indische Dichter Kalidas (Kalidâsas) die lyrische, insbesondere aber die dramatische Poesie zur höchsten Blüthe brachte. Das Drama wurzelt bei dem Inder schon in seiner Mythologie und entwickelte sich besonders durch die Götzenfeste, bei denen dramatische Vorstellungen durch Tanz, Gesang und Mimik eine Hauptrolle spielten. Allmählig gieng das Drama in's bürgerliche Leben über, und Kalidas' zarte Sakuntala (eine dramatische Schicksalsfabel) ist von den dreißig bis jetzt bekannten Stücken dieser Dichtungsgattung das vollkommenste. Außerdem ist eine Anzahl sinnvoller Thierfabeln vorhanden und eine Menge charakteristischer Sprüchwörter, z. B. eine Gegend, die des heiligen Stromes (Ganges) entbehrt, ist eine öde Gegend; — eine Familie, der es an Weisheit fehlt, ist eine zerstörte Familie; — eine Frau, die keine Kinder hat, ist todt; — ein Opfer ohne Geschenke ist nutzlos 2c.

9. Altindische Rechtslehre.

Die für den Inder nach den vier Veda's wichtigste Schrift ist das **Gesetzbuch Menu's**, dessen Entstehung man in's 12. Jahrhundert v. Chr. setzt. Es ist dieß eine Sammlung theologischer und bürgerlicher Rechtsverordnungen, die der Inder als göttlich erkennt und dem Manu, einem Enkel Brahman's, zuschreibt. Die 12 Bücher, in die sie eingetheilt sind, enthalten Gesetze über Erziehung, Ehe, Cultus, Regierung, Handhabung des öffentlichen und privaten Rechts, Kasteneinrichtung u. s. w., und so wie sie mit einer Schöpfungssage beginnen, so schließen sie mit der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode.

In diesen Gesetzen ist göttliches und menschliches Recht nicht geschieden und jedes Vergehen erscheint daher als gegen Gott begangen. Die auf die Übertretung gesetzten Strafen sind oft von einer unmenschlichen Härte begleitet, besonders dann, wenn die Beleidigung einen Priester betrifft. Durch solche Strenge wollte der Priesterstand, als der Stellvertreter der Gottheit, seine Würde und seine Herrschaft über die ihm untergeordneten Stände sichern. Eine Entschuldigung findet diese Strenge nur darin, daß jene Gesetze meist zu einer Zeit gegeben wurden, da der von dem einwandernden Inderstamm besiegte Ureinwohner noch sehr roh und fast halbwild war. Nicht selten war auch ihre Anwendung geradezu unmöglich, zumal, wenn sich die Strafanwendung auf die zukünftige Welt bezog;

oder sie wurden, wo die Strafe, als auf bloßen Wortspielen beruhend, nicht so ernstlich gemeint war, in milderem Sinne angewendet.

Hauptverbrechen waren übrigens Mord, Ehebruch, Trunksucht, Hazardspiel, Verlassen der Kaste, Beschädigung öffentlicher Gebäude und Anlagen, Falschmünzerei, Unterdrückung der Unterthanen, Gewaltthat gegen Priester, Büßende, Ackerbauer und Frauen, Vorenthaltung des Arbeitslohns, Betretung des Tempels ohne vorherige Reinigung ꝛc. — Die Strafen steigen, wenn das Verbrechen von oder an höhern Ständen verübt wird. Vielen Strafen liegt das Vergeltungsrecht zum Grunde. — Die Lebensstrafen bestanden im Köpfen, Spießen und Zertreten durch Elephanten. — Auch kamen in Menu's Gesetzen Zucht- und Besserungshäuser vor. Körperliche Züchtigung konnte mit Geld abgekauft werden und die Summe stieg mit der Kaste. Ausstoßung aus der Kaste und Landesverweisung gehören mit zu den härtesten Strafen. — Obgleich das Gesetzbuch, seiner Grundlage nach, noch in's 12. Jahrhundert v. Chr. gehört, so ist doch eine spätere Überarbeitung wahrscheinlich: doch selbst diese hatte noch vor Einführung des Buddhaismus Statt.

10. Der Buddhaismus oder die Buddhalehre.

Mit dem angegebenen Religionssystem, in welchem Brahma als das Urwesen erscheint, aus dem das All hervor- und in den es wieder zurückgeht, gieng schon in sehr früher Zeit das Bestreben Mancher hervor, sich aus der Welt in die Einsamkeit zurückzuziehen, um sich mehr zur Versenkung in das Göttliche zu befähigen. Daraus entstand das Einsiedlerleben mit seiner strengen Ascese, welche sich vornehmlich durch gänzliche Entsagung und innerliche Beschaulichkeit die Versöhnung der Seele mit Gott und die Erlösung derselben von der Leiblichkeit zu Wege bringen wollte.

Das Einsiedlerleben in seinem ganzen Umfange konnte erst aufgekommen sein, als die große arische Einwanderung in Indien zum Stillstand gekommen war und große Reiche sich gebildet hatten. Die frühesten Bestrebungen der Speculation in vollständigerer Form sind in den Upanishad enthalten, deren Sprache noch der vor-epischen Zeit angehört. Im Gesetzbuch des Menu ist den Brahmanen die Pflicht eingeschärft, daß der Familienvater, wenn er hoch betagt ist und Nachkommen seiner Nachkommen erblickt, aus dem Dorf in den Wald ziehe, das heilige Feuer dahin mitnehme und dort von Früchten, Wurzeln und Wasser lebe, sich in ein Kleid von Rinde oder vom Fell der schwarzen Gazelle kleide, täglich fünfmal opfere, Bußübungen (Kasteiungen) zur Abtödtung der Leidenschaften vornehme, den Veda und Upanishad lese und sich zur Reinigung seines Leibes, zur Vermehrung seiner Erkenntniß und Frömmigkeit, bis zur Vollendung seines Geistes der Contemplation hingebe. Hat er es bis zur Ausdörrung seines Leibes gebracht, so tritt er in die letzte Stufe des Büßerlebens ein, wo er ganz einsam, ohne Feuer und Selbstverköstigung, bloß vom Allmosen lebend, Stillschweigen beobachtet und seine Gedanken stets auf den höchsten Geist richtet, ohne den Tod zu wünschen, noch ihn zu fürchten.

Bis es zu diesem Ideal, das Menu's Gesetzbuch aufstellt, kam, hatte es in der Wirklichkeit zwei Phasen durchzumachen, wie sie in den epischen Gedichten des Râmâjana und Mahâbhârata vorkommen. Im ersten dieser Gedichte leben diese Einsiedler in der Einsamkeit entlegener Wälder mitten im Lande der wilden Urbewohner und ihrer Grausamkeit ausgesetzt, gleichsam als Vorläufer und Bahnbrecher der Cultur unter denselben, theils einzeln wohnend, theils in größern Einsiedeleien beisammenlebend: doch war das Alleinwohnen das Ursprüngliche, und den Königen lag es ob, die Einsiedler zu beschützen. — In der zweiten Entwicklungsperiode des Einsiedlerlebens (wie es im Mahâbhârata geschildert ist) wohnen die Einsiedler nicht mehr in entlegenen Gegenden, sondern theils im Innern wohlgeordneter

Reiche, theils an den verschiedenen Gränzen der arischen Herrschaft, doch in der Nähe sie beschützender Könige und von diesen besucht und geehrt. — Die Stätten (Tîrtha's), wo Einsiedler der Urperiode gelebt und gewirkt hatten, blieben stets geheiligt und besucht, ja die Pilgerfahrten dahin galten für Verdienst, das von Sünden befreie und noch in jenes Leben reinigend nachwirke. Diese Wallfahrten förderten auch die weitere Verbreitung des arischen Volkes und dienten zu einer Verbindung der einzelnen Theile des großen Landes. (S. Lassen Ind. Alth. II., 2.)

Aus dieser Ascese entwickelte sich allmählig eine Philosophie mit zwei Richtungen. Die früher hervortretende und lange alleinherrschende Richtung dieser Philosophie schloß sich an die orthodoxe Brahmalehre an, und legte nächst dem unverwandten Hinschauen auf das Ewige und nächst der Forschung in den alten heiligen Schriften, auch auf die Werke (Ceremonien und Opferungen) ein Gewicht. — In späterer Folge bildete sich die zweite philosophische Richtung aus, die sogenannte Sakhja-Philosophie, welche auf jene Werke als auf eine Thorheit herabsah, auch das höchste Heil nicht in das Sich-Versenken in die Gottheit und in das Aufgehen in ihr selbst, sondern „in den Rückzug der Seele in sich selbst" legt und einzig und allein der menschlichen Vernunft die Fähigkeit zuschreibt, ohne höhere Offenbarung zur Wahrheit und Weisheit zu gelangen.

Aus dieser Vernunftphilosophie ist der **Buddhaismus** entsprungen, dessen Stifter die Ergebnisse seiner Speculation unmittelbar unter das Volk zu bringen, sie zur Volksreligion zu machen strebte.

Buddha, d. i. der Wissende oder Erleuchtete, ist nicht der Eigenname des Stifters, der etwa einen vom Himmel gekommenen Gott bedeutete, sondern er ist nur ein Mensch, der seine Weisheit keiner höhern Offenbarung verdankt, sondern „bloß seinem eigenen Streben, seiner Anstrengung, seinem Verdienste, und dennoch ist er als solcher der Inbegriff aller Vollkommenheit". In unzähligen „früheren Geburten und Lebensläufen" hat der Begründer des Buddhismus (in Gemäßheit der Seelenwanderungslehre) durch Werke der Büßungen und Opferungen einen unendlichen Schatz von Tugendverdiensten aufgehäuft und dadurch „Anspruch auf die Buddha-Würde" erworben, so daß er, beim Herannahen der Zeit einer Buddha-Erscheinung, auf Bitten der Götter zur Erlösung „der athmenden Wesen" sein letztes Erdenwallen anzutreten sich entschließt. — Im Königreich Ajôdja (dem heutigen Auhd) von einem königlichen Ehepaare, aus dem Geschlechte der Sakhja (Çakja, daher Buddha Çakjamuni genannt) geboren und erzogen, genieße er anfangs des Lebens Freuden, bis er, vom Gefühl ihrer Nichtigkeit ergriffen, Einsiedler wird und den Namen Gautama annimmt. Als solcher bringt er es nun durch Selbstüberwindung und Selbsterkenntniß zum Buddha, sammelt Schüler und predigt dem Volke, bis er in einem hohen Alter stirbt.

Weder durch Meditation, noch Selbstpeinigung, lehrt er, gelange man zur Weisheit, sondern durch Tugendübung, sittliche Zucht und Vertilgung der Selbstsucht. Dabei läugnet er die brahmanischen Götter nicht offen, setzt sich

aber an Macht und Herrlichkeit über sie; Buße, Andacht und Nachdenken vermöchten mehr als die Göttermacht.

Eine solche Lehre an das gemeine Volk gebracht und zwar in einer Allen verständlichen Mundart (in der Prakrit, nicht in der Sanskrit) war ganz geeignet, das Kastenwesen zu durchbrechen, wenn sie es auch nicht direct angriff. Darum wurde der Buddhaismus vom Brahmanismus auf das heftigste bekämpft, aber auch dadurch veranlaßt, sich nun erst direct gegen das Kastenwesen zu wenden und in umstürzender Weise die religiöse und politische Gleichberechtigung aller Menschen zu erstreben.

In diesem Streben trat aber der Buddhaismus, wie in andern Beziehungen jede heidnische Religion, die Schranken eines gegebenen Organismus mit unnatürlicher Treibhauskraft durchbrechend auf, und anticipirte ohne innere Legitimation und mit falscher Begründung eine Wahrheit, die erst dem Christenthum zu verwirklichen vorbehalten sein sollte.

Nach der buddhistischen Metaphysik entstand aus dem Leeren (aus der Sunja), d. i. aus dem Alles aus sich gebährenden und wieder in sich aufnehmenden ewigen Raume die Welt. Das „Dasein aber der im beständigen Wechsel begriffenen Welt entsteht lediglich aus der Einbildung oder dem Glauben an ihre Wirklichkeit; diese irrige Vorstellung ist die erste Handlung des noch nicht individualisirten und mit einem Körper bekleideten empfindenden Sinns". (Lassen nach Hodgson.) — Die Welt selbst ist nach der Buddhalehre eine dreifache: eine gestaltlose ätherische Welt, eine geistige Gestaltenwelt und eine materielle Welt, worin Brahman herrscht. Diese letztere Welt, deren Erlösung von der Materie Zweck der Erscheinung des Buddha ist, wird „durch einen Geist belebt, der sich in unzähligen Formen durch die Materie gestaltet, selbst aber in steter Ruhe ist, ohne sich in die Weltregierung zu mischen: denn diese ist von ihm durch ein starres Schicksal (fatum) bestimmt worden. Doch kann der Mensch mit Freiheit sein Schicksal selbst lenken und wird nach seinen Werken gerichtet". — Die Grundlehre der buddhistischen Moral liegt in den vier Sätzen, „daß alles Daseiende den Schmerzen der Geburt, des Todes und andern Schmerzen unterworfen sei; daß daher die Sehnsucht entstehe, die mit der Freude und der Leidenschaft verbunden sei, sie durch dieses oder jenes Mittel zu befriedigen; daß die Befreiung von den stets neugebornen Schmerzen nur durch die vollständige Unterdrückung und Vernichtung der Sehnsucht bewirkt werden könne; endlich daß das Mittel, welches zu dieser Vernichtung führe, aus acht Theilen bestehe: aus der rechten Ansicht, dem Willen, der Anstrengung, der Thätigkeit, dem Leben, der Sprache, dem Gedanken und der wahren Meditation." (Lassen nach Burnouf.) — „Das höchste Ziel menschlichen Strebens, welches nur durch die Erlangung der höchsten Erkenntniß und die Ausübung der höchsten Tugenden erreicht werden kann, ist das nirvâna, d. i. nicht die Rückkehr der Seele zur höchsten Gottheit, auch nicht ihre Auflösung in die Elemente, sondern die vollständige Vernichtung des denkenden Wesens oder seine gänzliche Auslöschung, welches die eigentliche Bedeutung jenes Wortes ist". — Bei dem Aufsteigen in die Geisterwelt werden mehrere Regionen angenommen, die den periodischen Weltzerstörungen nicht unterworfen sind, und deren höchste die Region der Vernunftspeculation ist. In den höchsten Lichtregionen wird Alles Buddha und fällt durch das obenerwähnte nirvâna in die çunja, d. i. in das Nichts zurück.

Obgleich der Buddhaismus keine Mysterien anerkennt, so ist doch seine kirchliche Verfassung nichts weniger als einfach, und sein Cultus überaus prächtig und glänzend, da er aus Klugheit die ganze brahmanische Mythologie (deren Götter er als Diener Buddha's darstellt) zur Einkleidung seines Rationalismus verwendet.

Seinen eigentlichen Aufschwung nahm der Buddhismus erst nach dem Einfalle Alexanders des Großen in das Pendschab durch die Berührung Indiens mit den macedonisch-griechischen Staaten in Asien und mit dem in ihnen sich bildenden Hellenismus, von dessen Humanitätsrichtung der noch junge Buddhismus sich angezogen fühlte und daher um so schneller sich verbreitete. — Unter dem König Açoka im 3. Jahrhundert v. Chr. wurde in dem von seinem Großvater Kandragupta (den die Griechen Sandracottus nennen) gestifteten Reiche der Prasier der Buddhismus förmlich organisirt und staatlich anerkannt, auch Boten dieser Lehre an alle indische Völker gesandt und zwar zunächst nach Kaschmir, Kabul, in den Himâlaja und nach der Insel Ceylon, die sogar ein Hauptsitz des „reinen" Buddhathums wurde.

Eine Zeit lang hatte sich der Buddhaismus neben dem Brahmanismus gehalten, als die Verfolgung des letztern gegen ihn ausbrach. Denn da der Buddhaismus die Veda's und die in denselben wurzelnde Kasteneinrichtung nicht achtete, also die brahmanische Staatseinrichtung von ihm bedroht war, so wurde er von dem Brahmanismus als eine falsche Secte angesehen, und da sich die Grundverschiedenheit beider Lehrsysteme immer mehr herausstellte, auf's bitterste verfolgt. Im 6. Jahrhundert n. Chr. brach eine allgemeine blutige Verfolgung gegen ihn aus, die so lange währte, bis er zunächst die Ostküste Indiens, dann im 12. Jahrhundert n. Chr. fast ganz Vorderindien räumen und sich größtentheils in die benachbarten Länder flüchten mußte.

Gegenwärtig umfaßt der Buddhaismus 150 Millionen Anhänger und zieht sich von Ceylon durch Hinterindien, Tübet, China, Japan, die Mongolei und das nordöstliche Sibirien hin. Durch seine Ausbreitung in diesen Ländern erlitt aber seine innere Entwicklung einen Stillstand, theils weil die geistige Bildungskraft der von ihm ergriffenen Völker längst mehr oder weniger erstarrt war, theils weil der seinem Princip eigene Fortschritt nur ein scheinbarer war, und endlich weil er sich selbst allmählig in viele (wohl an 18) Secten theilte.

11. Altindische Staatsverfassung: die indischen Kasten.

Die alt-indische Staatsverfassung beruht auf der Kasteneinrichtung, welche bei keinem andern Volke des Alterthums mit so großer Folgerichtigkeit durchgeführt ist. Diese Durchführung hatte freilich anfangs für sie den Vortheil, daß durch solche strenge Absonderung die Zügelung des Volkes leichter bewerkstelligt, die Eigenthümlichkeit des Volks gegen fremde Eindringlinge besser geschützt und die hohe Gewerbvollkommenheit, die schon im höchsten Alterthum, wie noch jetzt, einen Ruhm des Inders ausmachte, leichter erreicht werden konnte. Anderseits aber hatte sie den Nachtheil, daß ausländische Kunst und Sitte keinen Eingang fand und nicht einmal der monarchische Despotismus, welcher verhältnißmäßig mehr freie Bewegung gestattet, als die Hierokratie, die Oberhand gewinnen konnte.

Die Veda's kennen nur vier reine Kasten: die der Brahmanen oder Priester, die aus Brahma's Munde —, die der Kschetris oder Krieger, die aus Brahma's Armen —, die der Waischis oder Ackerbau- und Handeltreibenden,

die aus Brahma's Hüften —, und die der Schudris oder Handwerker und Dienenden, die aus Brahma's Füßen hervorgegangen sind. Jede Kaste hatte ihre besondern Unterscheidungszeichen. Die Glieder der drei ersten Kasten sind Nachkömmlinge derer, die bei der Einwanderung das Land eroberten, — die Glieder der vierten Kaste die Nachkömmlinge derer, die als unterjochte Urbewohner des Landes jenen dienen mußten und sich der neuen Ordnung und Bildung gelehrig fügten. Beweis dafür ist auch die Hautfarbe, indem die tiefer stehenden Kasten von Geburt dunklere, die höheren Kasten, besonders die Brahmanenkaste, die weißeste Hautfarbe haben und dadurch so wie auch durch die edle Gesichtsbildung den kaukasischen Ursprung bezeugen.

Die Kaste der **Brâhmanas** (**Brahmanen**, fälschlich genannt Braminen) ist heilig und unverletzlich. Beleidigung gegen einen Brahmanen kann nicht gesühnt werden, während das größte Verbrechen desselben mit Geld oder Verbannung gebüßt werden kann. Dem Priester liegt die Bewahrung der Religion, das Lesen und Erklären der Veda's, die Verrichtung der Opfer, Gebete und Reinigungen, die Handhabung der Gesetze, die Pflege der Wissenschaften und Künste, die Berathung der Könige ob, und in allem diesem soll er das Muster der Weisheit, Gerechtigkeit und Sittenreinheit sein. Dafür darf er auf dieselbe Verehrung, wie die Gottheit Anspruch machen. Zwischen dem 8. und 15. Jahre erhält er die Brahmanenweihe, heißt dann Wiedergeborner, muß sich in den Jahren der Reife verheirathen und als Priester entweder dem Lesen der Veda's, dem Dienst guter Werke oder den Meditationen über die Gottheit obliegen; oder er verläßt die Priesterpraxis, und tritt in andere dem Priesterstand ziemende Ämter, z. B. als Arzt, weltlicher Beamter 2c. ein, ja er darf sich auf jede ehrliche Weise Unterhalt verschaffen, sogar, wenn er arm worden ist, von Einsammlung milder Gaben leben. — Unter denen, die den Priesterberuf üben, giebt es verschiedene Stufen: die der obersten, oder die Guru's, sind die geistlichen Oberaufseher großer Sprengel, haben ein bedeutendes Einkommen und Gefolge und stehen im Geruche großer Heiligkeit. — Mit dem Verfall der altindischen Religion und der immer strengern Ausbildung geistlicher Herrschaft mußte natürlich der Priesterstand um desto mehr ausarten, ein je höheres Ideal er darzustellen hatte, — wiewohl in einigen, namentlich südöstlichen Landestheilen des heutigen Indiens, wohin fremder Einfluß noch nicht viel eingedrungen ist, noch viele Brahmanenpriester gefunden werden, die einen unbescholtenen, harmlosen und einfachen Lebenswandel führen.

Die Kaste der **Kshattrijâs** (**Kschetris**, fälschlich Ketris), d. i. der von der Verheerung Befreienden, oder auch Schützen, hatte die Pflicht, den Staat zu bewachen, zu regieren und im Krieg zu vertheidigen, wofür sie bedeutende Vortheile genoß. Aus ihr wurden die Könige gewählt, welche selbst die Veda's studieren mußten. Doch erhielt sich diese Kaste, schon wegen der friedliebenden Neigung des Inders, als strenggeschlossene Kaste nicht lange, sondern griff allmählig in andere Beschäftigungen über, so daß die ehehin große Zahl ihrer Glieder sich sehr vermindert hat. Schon Manu's Schriften gedenken ihrer Entartung und leiten viele barbarische Stämme aus ihr ab. Die überhandnehmende Priesterherrschaft brachte den indischen Kriegerstamm dem Erlöschen nahe. Die Überreste desselben haben wir vorzüglich in den Radschbuten zu suchen, die noch die nördlichen Gebirge inne haben, großgewachsen und streitbar sind und in einer aristokratisch-republikanischen Verfassung leben; desgleichen in den kriegerischen Mahratten, welche, wie alle indischen Bergvölker, wild, kühn und unaufhörlich bereit sind, das fremde Joch abzuschütteln und geordneteren Einrichtungen zu widerstehen.

Die Kaste der **Vaiçjâs** (**Waischis**, d. i. der Anwohner, oder nach Andern: der Nahrung aus Reichthum Ziehenden) enthält die Ackerbauer und Handelsleute, und ihr Gewerbe durfte selbst der Brahmane treiben. Selbst die Fürsten sollten sich im Landbau unterrichten lassen und führten auch den Titel: Beschützer des dritten Standes. Der Landmann war vom Kriegsdienst frei und seine Felder unantastbar, und das Ansehen, in welchem diese Kaste stand, macht die einst

so hochstehende Cultur Indiens begreiflich, — wie denn Ackerbau, Handel und Viehzucht die vorherrschende Neigung des Inders noch ist, wenn ihm seine Lage es erlaubt, wie z. B. auf Java. — Die Handelsleute, Banyanen genannt, waren auch von Bedeutung und beweisen jetzt noch ihre Geschicklichkeit in gewandten Handarbeiten.

Die Kaste der **Çûdrâs** (Schudris, d. i. entweder Flüchtlinge oder wegen niedriger Dienste Verachtete) sind von den drei höheren Ständen wesentlich verschieden, aber noch nicht „unrein". Sie dürfen alle Arten von Gewerben, Handwerken und Künsten treiben, sind zwar vom Lesen und Hören der Veda's ausgeschlossen, dürfen aber alle übrigen Religions- und andere Schriften lesen. Sie theilen sich in Zünfte, deren jede ihren Vorsteher und ihre Zunftgerichtsbarkeit hatte. Wer von ihnen sich freiwillig dem Dienste eines Brahmanen widmet, ist unter ihnen am höchsten angesehen.

Mehr Kasten hatte der Inder nicht, und wenn griechische Schriftsteller deren mehr, vorzüglich sieben, aufzählen, so nahmen sie aus Unkenntniß untergeordnete Abtheilungen oder Mittelstufen für besondere Kasten.

Die Kasten bezeichnen die verschiedenen Stufen der Entfaltung des Brahma und seiner Rückkehr zu sich selbst innerhalb der Menschenwelt. Vermischung der Kasten miteinander ward von dem Gesetz als ein Abfall von der Urvollkommenheit angesehen, wodurch der Stand herabsinke; doch war die Verheirathung eines Mannes aus einer höhern Kaste mit einem Weibe aus einer niedern Kaste mit weniger Nachtheil verknüpft, als die Heirath eines Mannes aus der vierten Kaste mit einem Weibe aus einer höhern, wodurch nur verachtete Geschlechter gebildet wurden. Der von einem Çudra mit einer Brahmanenfrau Erzeugte hieß Tschangala, d. i. der unterste der Menschen. Jedenfalls aber bilden alle diese ungleichen Verbindungen Mittelklassen. Ohnedieß war die Geschlossenheit der Stände nie so streng festzuhalten, als es die Gesetze wollten, wie denn am Ende nur der Priesterstand geschlossen blieb, die Schranken der übrigen aber allmählig ziemlich gefallen sind. — Aus jeder Kaste konnte man sich dem Einsiedlerleben widmen und durch eine Reihe von schweren Büßungen es zur Heiligkeit eines Brahmanen bringen.

Die aus den Çudras (durch Mißheirath oder Betreibung eines unehrlichen Gewerbes) entstandenen Mittelklassen, so wie die aus einer Kaste ausgestoßenen Glieder werden als unrein fast den Paria's gleichgeachtet.

Unter **Paria's** versteht man jene unglückliche schwarzfarbige Menschenklasse in Indien, welche im Grunde Abkömmlinge der oben (§. 3) beschriebenen Urbewohner Indiens sind, die von den Einwanderern als wild vorgefunden und, weil sie sich der Bildung nicht fügen wollten, mit unmenschlicher Verachtung behandelt und dadurch großentheils nur zu noch tieferer Rohheit hinabgedrückt wurden. Sie sind entweder halbgesittet und nach indischen Einrichtungen und Gebräuchen lebend, wie die Tamulen und andere Völker auf der südlichen Halbinsel, und wie selbst die als Taschenspieler, Tänzer, Diebe das Land durchziehenden Bhill's (sanskr. **Bhilljâ**, am waldigen Abhang der Vindhjakette, s. §. 3), von denen nun erwiesenermaßen unsere Zigeuner herkommen; oder sie sind ganz roh und thierisch, wie auf den Andamanen und andern Inseln der Südsee. Wahrhaft geächtet und wie von der Menschheit ausgeworfen, werden sie von den Hindus schlechter als das Vieh behandelt, dem sie auch wirklich oft z. B. dadurch gleichkommen, daß sie vorzüglich nach gefallenem Vieh lüstern sind. Doch hat die eingetretene Milderung der Kastenstrenge auch das Schicksal der Parias in etwas gemildert, und bereits findet man unter englischer Regierung „einzelne talentvolle Parias, die eine Compagnie Brahmanen befehligen".

12. Altindische Regierungsweise. Kriegsverfassung.

Die Regierungsweise des altindischen Staates war ursprünglich monarchisch; die Thronfolge war nach dem Rechte der Erstgeburt erblich und der Sohn konnte bei Lebzeiten des Vaters Mitregent werden. Da die Monarchie durch die Priester frühe eine hierokratische wurde, so ward der **Râjan** (Radschah, d. i. Regent) als Ebenbild Gottes auf Erden, in welchem eine große Gottheit wohne, — sein Hof und Thron als dessen Himmel dargestellt. Er war Herr des Bodens, mit Ausnahme der ziemlich vielen Ländereien, die den Priestern gehörten; er konnte größere Provinzen mit Statthaltern (Unterkönigen) besetzen, welche wieder kleinere Bezirke an Unterstatthalter oder Pächter vergaben, wofür diese an die Regierung Geld und Früchte geben und zur Kriegszeit Mannschaft stellen mußten. Jede Ortschaft bildete so gleichsam ein abgeschlossenes Ganzes für sich mit überall gleichgeordneter und alle Bedürfnisse berücksichtigender Einrichtung, so daß es einem solchen Orte unter seinem von ihm hochverehrten Ortsrichter fast gleichgültig war, wer Oberherr des Landes war. Es war niemals Ein König über ganz Indien, sondern dieses theilte sich in viele Königreiche, die von einander unabhängig, aber durch gleiche religiös-politische Verfassung verbunden waren.

Abgabenfrei waren nur die Brahmanen, an welche noch überdies freiwillige Gaben und Geschenke zu geben Pflicht war; ferner die Handwerker und Arbeiter, die keine liegenden Güter in Pacht hatten. — Der Landesfürst hatte auch noch einen Antheil an Zoll und Handel, und auch Tribute von fremden abhängigen Fürsten flossen in seine Kasse, aus welcher der Hofstaat bestritten und die Beamten besoldet wurden. — Druck von Oben war in der altindischen Verfassung nicht gekannt; das Volk hieng mit Liebe an seinen Fürsten, jede Gemeinde an ihrem Ortsrichter; das Land war allenthalben wie ein Garten angebaut und unzählige Städte durch Handel und Gewerbe blühend.

Der König (Radschah) war in den frühesten Zeiten aus der Brahmanenkaste, nachher aus der Kriegerkaste; war er aus einer niederen Kaste, so gehorchte ihm die Priesterkaste nicht, die übrigens ungeachtet ihres Uebergewichts es doch nicht mehr zu einem König aus ihrer Kaste brachte, dafür aber den König ganz von sich abhängig machte. Unter allen Tugenden mußte der König insbesondere der Gerechtigkeit gegen Jedermann, so wie der wohlwollenden Herablassung zu dem Geringsten sich befleißen: indische Schriften aus der ältesten Zeit geben ihren Regenten in dieser Hinsicht das beste Zeugniß, während spätere Schriften oft über despotische Willkür der Fürsten klagen. — Ihn umgaben sieben Räthe aus dem Brahmanenstand, denen in geordneter Abstufung sich die 18 andern Hof- und Staatsbeamten anschloßen. Der König sollte sich stets mit ihnen berathen, zuletzt aber doch seinen selbstständigen Entschluß fassen, — wie er denn auch nach Berathung mit seinen Räthen das Recht hatte, neue Anordnungen zu machen und selbst die Regierung einem Andern zu übertragen. Er hatte in der

Regel Eine Gemahlin, aber eine große Menge Hoffrauen, die aber nicht (wie in späterer mongolischer Zeit) in einen Harem eingesperrt waren.

Die Gesetze, welche durch erprobte Greise gehandhabt wurden, pflanzten sich meist durch das Gedächtniß fort, und zu den Rechtsentscheidungen gehörten auch Gottesurtheile, insbesondere die Feuer- und Wasserprobe. Auch die Griechen lobten die Gerechtigkeitsliebe der Inder.

Die Kriegsverfassung war der angebornen Friedlichkeit des Inders gemäß einfach; Kriege kamen selten vor, und selbst während ihres Verlaufes war der Landmann vor Plünderungen und Störungen in seiner Arbeit sicher. Das Heer, dessen Stärke übrigens im alten Indien sehr bedeutend war, hatte eigene Ländereien; im Frieden mußte der Soldat selbst für sich sorgen, und im Kriege bekam er geringen Sold. Die Waffen wurden nach dem Kriege wieder in die königliche Rüstkammer abgeliefert. — Zum Kriegswesen gehörten auch Festungen, Wagenburgen, Streitwägen mit Wagenlenkern, Elephanten mit und ohne Thürme; ja es werden schon frühe gewisse Feuerwaffen erwähnt, namentlich eine Art großen Feuergeschützes, das bei Belagerungen oder bei Vertheidigung fester Orte gebraucht wurde. Die Aufstellung des Heeres in Schlachtordnung glich einigermaßen der Aufstellung der Figuren auf dem Schachbrette, welches indischen Ursprungs ist; doch gab es verschiedene Heeresordnungen, unter denen sich auch die keilförmige Phalanx findet.

13. Früheste Geschichte der Inder seit ihrer Einwanderung.

Die Inder besitzen keine eigentliche Geschichtschreibung, weder eine philosophische, noch eine aus unmittelbarer Anschauung oder Erlebniß hervorgegangene, weil sich ihr Geist wenig der Betrachtung der Wirklichkeit zuwandte, sondern nur der Contemplation und Beschauung der Vergangenheit. Eine brahmanische Geschichtschreibung ist auch darum nicht vorhanden, weil es für Kasten eigentlich keine Geschichte giebt, da sich an ihren Gesetzen und Zuständen nichts ändert.

Es hatten sich höchstens von den Stammvätern der brahmanischen Geschlechter Überlieferungen erhalten, die aber der Sagenzeit angehören. Ihre Nachkommen beschäftigten sich bloß mit der Betrachtung der frühesten Helden, ja lieber der Götter, und so wurden sie gleichgültig gegen die Gegenwart. Sie betrachteten lieber das Wunderbare und Unwirkliche, als das Natürliche und Wirkliche, und da sie an ein stetes Eingreifen der Götter in menschliche Dinge und Verhältnisse glaubten, so zogen sie auch keine scharfe Gränze zwischen Sage und Geschichte; daher auch ihr Mangel an Kritik. Ihr contemplatives, unthätiges Leben strebte nicht nach Beobachtung und Erkenntniß des Wechsels der Zustände, sondern nach reiner Befreiung von diesen und nach Erlangung einer ewigen Ruhe. Ihrem lieber nach dem Ewigen (wie sie sich es eben vorstellten) gerichteten Geiste entschwand die Gegenwart und ihre Bedeutung, oder sie erfaßten sie nur mit der Phantasie und gestalteten Alles im dichterischen Lichte.

Zu einer allgemeinen Geschichte des ganzen Landes erhoben sie sich vollends nicht, da ihnen das Bewußtsein eines Volksganzen abgieng, und so wie sich das indische Land und Volk in viele große und kleine Reiche theilte, so theilten sie diese wieder in einzelne Districte und Ortschaften, die sich alle um das Schicksal des allgemeinen Landes und Volkes nicht kümmerten. Daher kam es bei ihnen zu keinem Bewußtsein eines allgemeinen Vaterlandes. Wie sie keine allgemeine Beherrschung desselben kannten, sondern nur einzelne Herrschgebiete, so sind auch keine brahmanischen Specialgeschichten bekannt. Was sie aber an geschichtlichem Stoff bieten, das geben sie, wie sie ihn vorfanden, ohne etwas hinzuzudichten oder daran zu ändern.

Dagegen giebt es eine buddhistische Geschichtschreibung, wenn auch nicht im strengeren Sinne des Wortes. Schon die Geschichte ihres Buddha enthält Schilderungen eines wirklichen Lebens, wobei es freilich nicht ohne Wunder und willkührliche Behandlung abgeht, so daß die älteste Sûtra und die übrigen heiligen Schr ften der Buddhisten nicht ganz ohne historischen Werth sind. Übrigens zeugen weder die brahmanischen, noch die buddhistischen Schriften von einem Bewußtsein der Freiheit, ohne welches Geschichte nicht möglich ist. — Buddhistische Geschichtswerke im eigentlichen Sinne haben sich nur auf der Insel Ceylon erhalten, und das älteste davon, der Dipavança (eine Geschichte der buddhistischen Könige auf Ceylon) ist das bedeutendste. Der Mahâvança des Mahânama ist die verbesserte Ausgabe und Fortsetzung des Dipavança. Allein auch ihm fehlt die Kritik, und die Götter treten darin nicht selten ein. (Die darin enthaltene Geschichte geht bis auf das J. 302 n. Chr. und ist in der Pali-Sprache geschrieben.)

Was wir also von der frühesten Geschichte der alten Inder seit ihrer Einwanderung in die Halbinsel wissen, gehört großentheils der vorhistorischen Zeit an, und selbst da, wo sie deutlicher wird, ist sie noch Sagengeschichte. Ihre einheimischen Überlieferungen, namentlich die beiden oben beschriebenen Heldengedichte, der Râmâjana und der Mahâbhârata, zu denen noch Dynastieenverzeichnisse und andere Sagen von einzelnen Königen und heiligen Männern der Vorzeit kommen, fließen lange Zeit mit mythologischen Vorstellungen zusammen, von welchen abgesehen sich historische Andeutungen ergeben, davon die wichtigsten folgende sind:

In uralter Zeit herrschten im eigentlichen Hindustan zwei von einander unabhängige Königsgeschlechter, die Kinder der Sonne oder das von dem Sonnensohne Manu gestiftete Reich Kôçola, mit der schon oben genannten Hauptstadt Ajôdhjâ am obern Ganges und seinen Nebenflüssen, und die Kinder des Mondes oder das auf den Mondgott und seinen Sohn Buddha (Merkur) zurückgeleitete Reich, welches zuerst in Pratishthâna am Zusammenfluß der Jamuna und des Ganges, nachher weiter hinauf am Ganges in Hâstinapura seinen Sitz hatte.

Das Königsgeschlecht des Mondes theilte sich wieder in das Geschlecht der Kuru (Kâurava), die in Hastinapur —, und in das Geschlecht der Pandu (Pândava), die im jetzigen Delhi an der Jamuna herrschten. Diese beiden letztern führten jenen großen im Mahabharata beschriebenen Vernichtungskrieg, welcher „der Gränzstein" ist zwischen der älteren Zeit des Heldenthums mit seiner Sage und den späteren bestimmteren Erinnerungen.

Nach Besiegung der Kuru blieben die Pandu in der Herrschaft und theilten sich in der Folge auch in zwei Dynastieen, nach deren Erlöschung eine andere Pandudynastie um das J. 1500 v. Chr. durch einen Brahmanen Nasrao des Thrones beraubt wurde. Nasrao's Dynastie dauerte 500 Jahre, worauf wieder eine Brahmanendynastie, die des Birba, abermals 500 Jahre herrschte und von einer andern Brahmanendynastie abgelöst wurde, die bis zum Jahre 100 v. Chr. regierte, indem der letzte von einem Eroberer verjagt wurde, den jedoch 57 v. Chr. Vicramâditja I, König von Ugein in Malwah, wieder vertrieb.

Unter diesem Könige, der auch die eingedrungenen Scythen aus den nördlichen Landestheilen vertrieb, erhob sich Indien zur höchsten Blüthe, und sein Reich erstreckte sich wahrscheinlich auch über das Land der Sonnenkinder am obern Ganges, deren Reich sich, nach vielen Zertheilungen und nach einer langen Reihe von Dynastieen, um diese Zeit durch Empörungen aufgelöst hatte. Vicramaditja blieb im Kriege gegen die Fürsten im Dekhan, welche seine Oberherrschaft nicht anerkennen wollten, worauf sich sein Reich auflöste und andere Dynastieen emporkamen.

Übrigens waren noch in vielen andern Theilen Indiens gleichzeitige Herrschaften. So hatte das Reich Magadha (das heutige Behar) schon kurz vor dem oben erwähnten „großen Krieg" bedeutende Veränderungen in den Zuständen der indischen Völker verursacht, indem sein König Gârasandha verschiedene Fürsten des mittleren Indiens unterwarf und viele, vorzüglich im Duab, zwang, nach Westen, Süden und Osten zu flüchten. Zuletzt wurde er von den Pandu überfallen und ermordet. Nach dem großen Krieg und dem Sturze von Kuru stiftete einer der geflüchteten Kuru in jenem Reiche Magadha eine neue Dynastie, auf welche dann noch viele andere Dynastieen sich ablösten, bis dieses Reich 456 v. Chr. in zwei andere Reiche, Orissa und Bengalen, zerfiel.

Im südlichen Indien soll das erste Reich das der Pandjakönige in der Stadt Madhurâ gewesen sein und der aus dem nördlichen Indien kommende Stifter desselben der Kaste der Ackerbauer angehört haben. — Die Malabaren auf der Südwestküste setzen die Stiftung ihres brahmanischen Reiches in das Jahr 1176 v. Chr. Überhaupt breiteten sich brahmanische Ansiedlungen frühe über den Süden aus. Sie erreichten zuerst die Küsten und zwar, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst die südlichsten, vermuthlich auf dem Wege der Schifffahrt, da das Innere noch so unwegsam und ungastlich war: wie denn auch die Phönizier schon frühe (s. unten K. 9, 3) die indischen Erzeugnisse der Küste Malabar (Ophir) holten, so daß dieser Handel zugleich einen schon damals bestehenden Verkehr der nördlichen und südlichen Theile der indischen Westküste voraussetzt.

Von den alten Reichen am Indus und seinen Nebenflüssen (im Pendschab) treten zur Zeit Alexanders des Großen das Reich des Porus (Paurusha, d. i. Held) und das Reich des Taxiles (s. unten VI. 7, 1; VII. 1, 1.) —, nach Alexanders Tode das Reich der Prasier, d. h. der Ostländer am Jamunâ und am Ganges mit der Hauptstadt Palibothra hervor, wo sich 312 v. Chr. Sandracottus, eig. Kandragupta (indisch Siegfried), zum Herrscher aufwarf und gegen die macedonische Herrschaft in Baktrien einen glücklichen Aufstand bewirkte. Doch mußte er die Herrschaft der Seleuciden in Syrien anerkennen. Das Nähere davon zeigt der Verlauf der macedonischen Geschichte, so wie von der spätern indischen Geschichte noch weiter unten die Rede sein wird. (VI. 9, 4; VII. 1, 1. a. E.)

3. Kapitel. Die Äthiopen.

1. Der Priesterstaat Meroë. Baudenkmäler.

In dem von vielen Thälern durchstrichenen Hochlande, das von den Gebirgen von Habesch oder Abessynien aus sich durch das heutige Nubien gegen Ägypten hin abwärts senkt, und zwar in dessen steinigen und unfruchtbaren Hochebenen, vereinigen sich zwei mächtige, und drei kleinere, aber auch schiffbare Quellflüsse und bilden den Nil, der das Land nur an seinen Ufern befruchtet. Die heutigen Namen dieser Flüsse sind: Bah'r el Azrak (der blaue Nil), Sobat, Kiti (Tubirih), Bah'r el Ada (oder Abiad, der weiße Nil) und Keilak (Gula oder Kulla). In diesem Lande hat sich in früher Zeit gleichfalls ein merkwürdiger Priesterstaat ausgebildet und dort Cultur verbreitet.

Ursprünglich war dieses Land im Besitz halbwilder, der Negerraçe angehöriger Stämme, von denen einige längs den Ufern des Astabŏras (des heutigen Atbar, der in seinem obern Laufe Taccazzé heißt) als rohe wilde Jägervölker wohnten, welche noch heute dort unter dem Namen der Shangallas nach Jahrtausenden dieselbe Lebens- und Nahrungsart haben, wie alte griechische Nachrichten sie uns beschreiben; andere an der Küste des arabischen Meerbusens als völlig rohe Fischervölker lebten und daher von den Griechen Ichthyophagen genannt wurden; wieder andere als etwas gesittete Hirtenvölker unter Stammhäuptern die östlich vom Nil gelegenen Thäler und mächtigen Schluchten und Grotten des Gebirgs bewohnten und von den Griechen Troglodyten, d. i. Höhlenbewohner genannt wurden: wie es denn noch jetzt dergleichen Stämme dort giebt. — Im äußersten Südost-Ende von Äthiopien (im goldreichen Lande Sasu, vielleicht in der Nähe des heutigen Kap Gardafui, also im Lande der friedlichen Samalis) wohnten die von Herodot sogenannten Makrobier, welche wegen ihrer zum Seehandel geeigneten Lage bereits ein gesittetes Volk waren, das entweder wirklich dort einheimisch oder die Ansiedlung eines wahrscheinlich von Arabien herüber eingewanderten Volksstammes war.

In diese oberen Nilgegenden (so nahm man bisher an) kamen in unbestimmbar alter Zeit entweder aus Indien oder vom Nordufer des persischen Meerbusens her (wo auch bis gegen den Indus hin Kuschiten, d. i. Nachkommen von Hams ältestem Sohne wohnten) kuschitische Priester- und Kriegerstämme, die zwar von dunkler Farbe, aber von edler Gesichtsbildung waren und nicht der Negerraçe angehörten. Sie hatten jenes ihr asiatisches Heimathland (vielleicht wegen abweichender Religionsmeinungen, folglich als eine Secte) freiwillig oder gezwungen verlassen, und nachdem sie sich in diesem Lande, wahrscheinlich nach manchen Kämpfen mit den Ureinwohnern, eine neue Heimath errungen hatten, stifteten sie den äthiopischen Priesterstaat **Meroë**.

Der neueste Forscher äthiopischer und ägyptischer Culturüberreste, Lepsius, sucht (1844) nachzuweisen, daß wir in dem weitverbreiteten, vom 23° bis 15° nördlicher Breite in Ostsudan bis nach Abessynien wohnenden Volke der Bischariba die echten Äthiopen des einst blühenden Meroë wieder zu erkennen haben, deren Voreltern es waren, die einst jene Prachttempel

und Pyramiden erbaut und von Meroë aus das Nilthal bis Assuan beherrscht haben. Auch ihre Sprache habe sich als kaukasischen Stammes und zwar als ein höchst merkwürdiges Glied dieser Sprachenkette erwiesen, wodurch zugleich die asiatische Urheimath dieses Volkes, wie die der Ägyptier und Abessynier, außer Zweifel gesetzt sei. Die Verwandtschaft dieser Sprache mit der ägyptischen verläugne sich nicht, stehe ihr aber doch in der Grammatik und mehr noch im Wortsatz viel zu fern, als daß eine ursprüngliche so enge Verwandtschaft beider Völker vorausgesetzt werden dürfte, wie man bisher anzunehmen geneigt gewesen.

Das Gebiet dieses Priesterstaates lag zwischen dem östlichen Quellfluß des Nils (dem Bah'r el Azrak oder blauen Nil), dem obengenannten Atbar und dem eigentlichen Nil von seiner Entstehung aus der Vereinigung des Bah'r el Abiad (dem weißen Nil, bei den Alten Astapus genannt) mit dem genannten Bah'r el Azra, also in dem großen Thale des heutigen Sennaar. Meroë war also ein großes nicht ganz, aber doch großentheils von Flüssen umgebenes Land und hieß daher bei den Alten eine Insel.

Ueber den Ort, wo die gleichnamige Stadt Meroë gestanden hat, ist man jetzt auch im Reinen. Sie ist jedenfalls im heutigen District Shendy (Chandi), einer großen und fruchtbaren Ebene, zu suchen, wo noch jetzt viele Trümmer von Städten und Tempeln voll Sculpturen und wohlerhaltener Malereien, wie auch viele kleine Pyramiden gefunden werden, — während die am Nil, am Atbar, am Bah'r el Azrak und an deren Nebenflüssen gelegenen Tempelruinen eben so viele Überreste von Städten sind, welche zugleich als Handelsstädte die Handelsstraßen verbanden, die nach dem glücklichen Arabien (Yemen), nach Indien (Indopersien) und nach Babylonien führten.

Die neusten Reisenden haben bewiesen, daß die Stadt Meroë zwischen den Dörfern Assur und Tenedbey lag, wo zerstreute Tempelüberreste, deren Umfang 4000 F. beträgt, ihre ehemalige Lage bezeichnen. Östlich, südlich und nördlich von diesem Puncte liegen drei verschiedene Pyramidengruppen mit Bildwerken von großer Vollendung.

Die **Baudenkmäler**, die von diesem alten Staate Kunde geben, theilen sich in solche, die, wie in Indien, in Felsen gehauen oder die an Felsenwände angebaut sind, oder in solche, die frei stehen. Zu den letztern gehören die Pyramiden, welche entweder einzeln oder in Gruppen beisammen gefunden werden, alle aber weit kleiner sind, als die ägyptischen, und den „Character von heiligen Grabräumen" (Mausoleen) an sich tragen. Alle Palast- und Tempelruinen sind mit kunstreichen Sculpturen und noch frisch glänzenden Malereien bedeckt, die in den vordern, dem Volke geöffneten Räumen politische Darstellungen (z. B. Kämpfe, Friedensgesandtschaften, Triumphzüge mit Gefangenen und Beutestücken, Opferungen), in dem innern Heiligthum aber bloß Darstellungen des Cultus enthalten.

Die schönsten Tempelruinen befinden sich bei dem Dorfe Kalabsché, wo zwei Tempel waren, der eine über, der andere unter der Erde, von denen der unterirdische aus jener Zeit herrührt, wo Äthiopien und Meroë durch die ägyptischen Pharaonen besiegt worden; — ferner zu Asseboa (oder Sebu), wo sich der vollständigste Tempel findet, zu welchem ein prächtiges Thor in eine Allee von Sphinxen, von da in einen Säulenhof, aus diesem in eine be-

deckte Säulenhalle, deren Pfeiler Osirispriester vorstellen, und von da erst in das Innere des Heiligthums führt; — endlich zu Ipsambul, von dessen zwei äußerst merkwürdigen Felsentempeln (die wahrscheinlich zugleich Königsgräber sind) der eine 150 F. lang ist und in seinem Innern 30 F. hohe Riesenbilder der Osirispriester an den Pfeilern, sodann andere kolossale Figuren und eine Menge von Bildwerken enthält.

Alle diese Baureste beweisen eine große Ähnlichkeit des äthiopischen Religionscultus mit dem ägyptischen, so daß man bisher annehmen zu dürfen glaubte, daß Meroë ursprünglich seine Cultur nilabwärts verbreitet habe, und daß die ägyptischen Priesterstaaten ursprünglich Colonieen von Meroë seien; daß aber alsdann die in Ägypten weitergeführte Cultur wieder einen Rückeinfluß auf Meroë geübt, folglich zwischen beiden schon in frühen Zeiten eine Wechselwirkung Statt gefunden habe, welche zugleich durch die zeitweise Unterwerfung des einen Staats unter den andern gefördert worden sei. Allein Lepsius, der schon genannte neueste Forscher, der Ägypten und Äthiopien untersucht hat, erklärt, es stehe ihm unumstößlich fest, daß weder eine Urbildung äthiopischer Völker existirt habe, die der ägyptischen vorangegangen wäre, und daß es überhaupt keine andere, als eine erst spät von den Ägyptern entlehnte, sehr untergeordnete Cultur in Äthiopien gegeben habe.

Es könne (sagt er) nur von einer ägyptischen Kunst in äthiopischen Landen die Rede sein. Aus frühern Zeiten hätten sich allerdings in Äthiopien (bis zum Berge Barkal an der Südgränze in der Provinz Dongola) eine große Menge Bauwerke und Monumente aller Art, bis etwa 2300 v. Chr. zurückgehend gefunden: diese rührten aber entweder von ägyptischen Königen her, welche den untern Theil Äthiopiens seit jener Zeit erobert hatten und bis ins 12. Jahrhundert v. Chr. ununterbrochen besaßen, oder wären seit der äthiopischen Eroberung Ägyptens im 17. Jahrhundert v. Chr. von unabhängigen äthiopischen Königen (ägyptischer Bildung und wahrscheinlich auch ägyptischer Abkunft) erbaut worden. — Man müsse daher annehmen, daß der hohe äthiopische Ruhm, welcher traditionell zu den griechischen Schriftstellern (zuerst nur durch Vermittlung der asiatischen Küstenvölker) gedrungen war, sich wahrscheinlich aus der Zeit herschreibe, als die asiatischen Völker, welche Ägypten 500 Jahre lang beherrscht und die ägyptische Macht nach Äthiopien zurückgedrängt hätten, seit dem 17. Jahrhundert v. Chr. durch die aus Äthiopien zurückströmende ägyptische Völkergewalt wieder aus dem Lande getrieben worden seien".

2. Äthiopischer Religionscultus. Der Tempelstaat Ammonium. Handel- und Regierungsweise.

Die Religion der Äthiopen ruht gleichfalls auf astronomischem und astrologischem Grunde, und der Thierkreis, so wie die sieben beweglichen Sterne mit besonderer Hervorhebung von Sonne und Mond, sind auch hier in die mannigfaltigsten Beziehungen zu den Vorstellungen von der Götterwelt, wie zu dem, im Kreislauf des Jahres und der Monate sich bewegenden bürgerlichen und öffentlichen Leben des Äthiopen gesetzt. Was dem Inder Brahma oder Parabrahma ist, erscheint in der äthiopisch-ägyptischen Götterlehre als Jao, welcher als abstractes Wesen gleichfalls als unfaßbar zurücktritt, dafür aber unter dem Bilde der Sonne als Osiris (aus dem indischen sûryas, Sonne),

Sommersonne oder Gott des Lichts und Lebens, und als Serapis, Wintersonne oder Gott der Finsterniß und des Todes (gleich dem Ormuzd und Arihman des Zendvolks) angebetet wurde.

In letzterer Beziehung, wenn die Wintersonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, also nach jener Mythenlehre, Osiris sich zur Unterwelt wendet, übernimmt sein ihn tödtender Bruder Typhon (zu deutsch: Schlange) als der Gott alles Schädlichen und Bösen, die Herrschaft. — In Bezug auf die drei (viermonatlichen) Jahreszeiten erscheint dem Äthiopen die Sonne als Phtha, Kneph und Amun, welche drei Götter der indischen Trimurti (Brahman, Wischnu und Siwa) entsprechen.

Unter den zwölf Göttern, welche dem Thierkreise und hinwiederum in einer andern Verbindung als eine Siebenzahl von Göttern den Wochentagen, so wie den einzelnen Jahren einer siebenjährigen Periode vorstehen, tritt — außer Osiris — besonders der Planet Mars als Gott Moloch (zuweilen mit dem Typhon verwechselt), der Planet Mercurius als Thoth, der Mond als Isis hervor.

In der äthiopischen Trimurti war besonders dem Amun (auch Ammon-Ra der von den Griechen Jupiter Ammon genannt und mit einem Widderkopfe abgebildet wurde) der eifrigste Dienst gewidmet und seine Verehrung vorzüglich mit dem auf Astrologie beruhenden Orakelwesen in Verbindung gesetzt. Von ihm gieng besonders die Leitung der Wanderungen und die Gründung neuer Niederlassungen aus. Unter den Niederlassungen dieses Gottes waren die wichtigsten: 1. in Nubien selbst: der Amuntempel am Berge Barkal, östlich vom Nil bei dem heutigen Dorfe Merawé, mit den dazu gehörigen Pyramiden, wo noch in römischer Zeit der Sitz der damals hier herrschenden Königinnen war, die den Titel Candace (Apstg. 8, 27) führten; 2. in Ägypten: der mächtige Tempelstaat Theben, welcher ganz eine Schöpfung der Amun-Priesterschaft war; 3. in der libyschen Wüste, und zwar in der heut zu Tage sogenannten Oase Siwah: der wahrscheinlich von Theben ausgegangene Tempelstaat Ammonium, dessen weithin wirkendes Orakelwesen im ganzen Alterthum hochberühmt war.

Dieser Priesterort bestand (nach Diodor) aus einem Tempel (mit der Bildsäule des Gottes, die aus edlen mit Edelsteinen untermischten Metallen gegossen war); aus vielen ihn umgebenden, dorfartig bei einander stehenden Wohnungen der Priester und Tempeldiener, und aus einer in der Mitte liegenden Festung mit drei Mauern: innerhalb der äußersten Mauer befand sich der Königspalast, innerhalb der zweiten die Wohnungen der königlichen Familie und der Vorhof des Tempels mit dem heiligen Brunnen zum Waschen der Opferthiere, innerhalb der dritten Mauer casernirte die Leibwache des Königs.

Einerseits durch diesen Orakelcultus, welcher die sittlichen Bedürfnisse —, anderseits durch den Handel, welcher die sinnlichen Bedürfnisse befriedigte, wurde der empfängliche Theil der Ureinwohner, insbesondere die wandernden Hirtenvölker, für den Zweck des Staates gewonnen und durch die Kasteneinrichtung im Gehorsam gehalten, indeß die obgenannten barbari-

schen Stämme niemals — höchstens zum Theil vorübergehend — unterworfen wurden.

Der wichtige Handel, welchen Meroë und das in der Folge stets mit ihm durch gleiches Cultus- und Handelsinteresse verbundene Ägypten mit den Goldländern des östlichen Afrika, den Gewürzländern Indiens und dem Weihrauch-, Edelstein- und Spezerei-reichen Arabien unterhielt, verschaffte diesem altäthiopischen Staate frühe einen Reichthum und eine Macht, wodurch es ihm möglich wurde, an vielen Orten nicht bloß Städte, sondern ganze Reiche zu stiften (besonders Axum, Adule und Azab) und selbst ein halb Jahrhundert lang (von 734 bis 688 v. Chr.) Oberägypten zu beherrschen. Der König Tharako (in der Bibel Thirhaka) soll sogar einen Eroberungszug durch das Innere von Afrika bis zu den Säulen des Herkules (der Meerenge von Gibraltar) gemacht haben. (K. 4, 2.)

Die Regierung von Meroë war ganz in den Händen der Priesterkaste, die ihren König aus ihrer eigenen Mitte durch den Mund des Orakels erwählte und ihn in der völligsten Abhängigkeit von ihr zu erhalten wußte. Denn es war dieser Stellvertreter der Gottheit so von priesterlichen Satzungen und Formen eingeengt, daß er keine Regierungshandlung, selbst keinen Schritt im häuslichen Kreise, ja keine körperliche Verrichtung aus eigenem Willen vornehmen durfte, und daß er, wenn es die Constellation der Sterne (welcher sich wohl oft eigensüchtige Berechnung mag unterschoben haben) zum Wohle des Staates heischte, sich selber den Tod geben mußte. — Unter den Beherrschern von Meroë waren auch regierende Königinnen.

Die Kriegerkaste, die in den blühenden Zeiten Meroë's ein Heer von 250,000 Mann stellen konnte, vermochte sich dort nie zur herrschenden zu machen. — Von der Milde übrigens, womit die Priesterkaste ihre Herrschaft ausübte, zeugt der Ruf äthiopischer Frömmigkeit und Gerechtigkeit, der schon in den frühesten Zeiten bis zu den fernsten Völkern erscholl.

Der Staat von Meroë erhielt sich in dieser Einrichtung bis in die Zeit Ptolemäus des Zweiten, in welcher der äthiopische König Ergamenes (wie ihn Diodor nennt) mit Hülfe der Kriegerkaste 280 v. Chr. die Priestermacht brach und durch Einführung eines Militärdespotismus den Verfall dieses altberühmten Culturstaates herbeiführte.

4. Kapitel. Die Ägypter.

1. Lage des Landes. Verfassung des altägyptischen Priesterstaats.

Ägypten reichte in der Urzeit mit seinem Namen bis an die Gränzen Meroë's hinauf und bezeichnete zunächst das fruchtbare 2 bis 5 Meilen breite Thalland des Nils, das bei Syene (dem heutigen Assuan) unweit der Nil-Katarrhakten oder Nilfälle beginnt.

Über „die Namen Ägyptens" giebt Reinisch in einer historisch-etymologischen Untersuchung (Wien, 1859) nähere Nachweisung. Die Bibel nennt dieses Land Mizrajim: Miz-

rajim war aber ein Sohn Kam's oder Cham's, und Cham ist nach einigen Bibelstellen (z. B. nach Ps. 78, 51) auch der spezielle Namen Ägyptens; ja in Ägypten selbst ist Cham die einheimische Bezeichnung des Landes. Im Demotischen und Koptischen heißt er durchgehends Chemi oder Kemi (dazwischen auch Kam), und diese letztere Benennung ist selbst in der Monumentalschrift die bei weitem häufigste. Auch in der hieratischen Schrift kommt Kam als Bezeichnung für Ägypten vor. Der Name Cham oder Kam hat keinen theologischen Hintergrund, sondern bezeichnet „das dunkle Land", von der Farbe des Bodens. — Die Bezeichnung Mizrajim, auch Mâzor in der Bibel, (arabisch misr; ägyptisch misra, auch mesra; syrisch mezren) ist von den Phöniziern ausgegangen und in ganz Asien der einzige Namen für Ägypten. (Ursprünglich bezeichnet der Name Mizraim die nach Ramses dem Großen benannte Provinz Ramesse oder Arabia.) — Die Benennung Ägypten endlich, womit die Griechen das Land Cham oder Chemi bezeichneten, fand nachweislich nur als Volksname in der koptischen Sprache Eingang für und neben Cham und Chemi. Die erste Kunde, welche die Griechen von Ägypten bekamen, konnte nur eine durch die Phönizier vermittelte sein, welche an allen Inseln und Küsten des ägyptischen Meeres handelsthätig waren und (nach Herodot) zuerst ägyptische Waaren nach Argos brachten. Homer bezeichnet mit dem Namen Aigyptos sowohl das Land, als auch den Nilstrom. Später gebrauchten die Griechen diesen Namen nur für das Land; und zwar bezeichneten anfangs die in Ägypten seßhaften ionischen Griechen mit dem Namen Ägypten nur das Delta; allmählig dehnten sie ihn auf ganz Unterägypten (im Gegensatz von der Thebais) zuletzt auf das ganze Nilthal aus (mit Einschluß der Thebais. Die Stelle bei Herodot, daß die Thebais zuerst Ägypten genannt worden, besagt nur, daß die Thebais der erste Wohnsitz der Ägyptier war, was auch aus andern Berichten hervorgeht). — In Bezug auf die Entstehung des Namens Ägypten weichen die Ansichten sehr von einander ab. Die wahrscheinlichste Annahme ist, daß es (nach Manetho) ein Beiname des Sethôsis (welches der Familienname des großen Ramses war) gewesen ist, so daß dieser Name als Thronname auch auf das Land Ramesse (d. i. auf die Provinz Arabia) übergegangen sein mag, den die griechische Übersetzung mit dem Namen Aigyptos wiedergab, indem die Griechen dem von den Phöniziern gebrauchten Namen Aigafto die Form Aigyptos gaben.

Mitten durch dasselbe von Süden nach Norden strömt der Nil (gr. Neilos), in der Bibel bald Gipon, womit sein oberer Lauf durch Äthiopien —, bald Nehl (Nahal), womit sein Lauf durch die Thalenge —, bald Sihor genannt, womit seine dunkle Farbe zur Zeit der Überschwemmung bezeichnet wird. Nach seiner Entstehung aus dem blauen und weißen Fluß (K. 3, 1) zieht er in einem bald engern, bald weitern Thale herab bis an die südliche Gränze Ägyptens, wo er ein ihm vorgelagertes Granitgebirg durchbricht und in drei Fällen (wovon sich der erste bei der Insel Philä, der letzte bei der Insel Elephantine befindet) tosend sich in ein tieferes Stromthal stürzt und (von dem genannten Syene an) seinen Lauf durch Ägypten beginnt. Während der ihn in seiner ganzen Länge begleitende östliche Gebirgszug fast senkrecht vom Nil aufsteigt (weßhalb derselbe Mokattam, d. i. Felswand, heißt), ist der ihm westlich zur Seite hinziehende libysche Wall nur ein mäßiger Felsdamm, der das Thal größtentheils vor dem Wüstensande schützt.

Allmählig wird der enge Thalgrund weiter, da die Höhenzüge zu beiden Seiten zurücktreten. Hier hatte der Nil in der Urzeit, als das nachmalige Unterägypten noch Meeresboden war, seinen Ausfluß, wie denn noch gegen den Westen hin zwischen den Bergen der libyschen Wüste eine Schlucht, die einem wasserlosen Flußbette gleicht, sich hinzieht, durch welche er sich ins Meer ergoß. Nachdem

aber die Stein- und Erdmassen, die der Strom vom obern Ägypten her mit sich führte, mehr und mehr Land angeschwemmt hatten, und auch das Meer allmählig zurücktrat, so daß hier Sumpfboden entstand, theilte sich der Strom durch eine von ihm selbst gebildete Sandbank in zwei Hauptarme und bildete so mit der Meerufergränze ein großes Dreieck, das in Ähnlichkeit mit dem griechischen Buchstaben Δ (= D) den Namen desselben, Delta, erhielt, womit man Unterägypten bezeichnete, als es allmählig durch den Übergang aus dem Sumpfboden in Marschland und durch künstliche Entwässerungsanstalten zu einem reichen, menschennährenden, von noch fünf andern Nilarmen durchzogenen Fruchtboden herangediehen war, der die „Kornkammer der alten Welt" wurde.

Obgleich das Nildelta, nachdem jene beiden Hauptarme des Nil längst versandet sind und der Nil jetzt nur durch zwei Arme (bei Rosette und Damiette) ins Meer fließt, durch gränzenlose Vernachlässigung nicht mehr seiner ehemaligen Größe und Fruchtbarkeit gleichkommt, so ist es doch noch ein reichlich tragendes Land.

Der Nil war von jeher Ägyptens Ernährer und Erhalter. Denn da es in Ägypten selten regnet (in Oberägypten in 15—20 Jahren nur einmal), so würde das Land eine Wüste sein, wenn nicht der Nil durch sein jährliches Austreten über seine Ufer den Thalboden befeuchtete und durch den zurückbleibenden Schlamm befruchtete. Sein regelmäßiges Steigen (vom Anfang Augusts bis Ende Septembers) und Fallen (vom October bis zum Mai) hängt mit den, in den abessynischen Hochlanden regelmäßig eintretenden Regengüssen zusammen, durch deren Strömungen ihm auch die Bestandtheile zugeführt werden, die jenen düngenden Schlamm bilden, der auch dem Delta sein Dasein gab und denen überhaupt die allmählig steigende Erhöhung auch anderer Landestheile (im Süden z. B. alle 188 Jahre um einen Fuß) zuzuschreiben ist. Da der Nil in manchen Jahren nicht den zu einer vollen Überschwemmung gehörigen Höhenstand erreicht, wodurch alsdann Mißwachs entsteht, so wurde schon in den frühesten Zeiten ägyptischer Cultur Sorge getroffen, durch künstliche Bewässerung, besonders durch Dämme und Kanäle, das ausgetretene Nilwasser in die von seiner Gränze entfernteren Theile des Landes zu leiten und überhaupt das Wasser länger auf den Feldern zurückzuhalten, um jene Fruchtbarkeit zu fördern und zu erhöhen, durch welche eine leichte Ernährung jener großen Menschenmenge möglich wurde, welche Ägypten im Alterthum hatte. (Zu jenen Kanälen gehörte der 40 Meilen lange, mit dem Nil parallel laufende Josephskanal).

In der ältesten Zeit theilte man Ägypten in einen untern und einen obern Theil, und erst später findet sich durch eine Scheidung des ersteren auch die Bezeichnung eines mittlern Theiles. Der obere, als der natürlich früher bewohnte Theil (mit Inbegriff jenes mittleren), war ursprünglich von nomadischen Völkern besetzt, deren dunkle Farbe den Negerursprung anzeigte.

Allmählig wurde das Land, wahrscheinlich von Arabien her — dem frühern Verbreitungspuncte hamitischer Völker — durch Priestercolonieen besetzt, von welchen die Bildungsfähigeren unter jenen nomadischen Völkern unterworfen und nach Abstammung und Beschäftigungen kastenartig geordnet und beherrscht wurden. Die Verachtung, die nachher auf dem Hirtenstande ruhte, hatte ihren Ursprung eben in dem Bestreben jener ersten Landesgesetzgeber, die halbwilden Ureinwohner an den Ackerbau und dadurch an feste Wohnsitze zu gewöhnen, und ihnen den Gegensatz zu den, das Nilthal von beiden Seiten umgebenden, aller Bildung abgeneigten Nomadenstämmen recht fühlbar zu machen.

Lange glaubte man, daß die Cultur Ägyptens von Äthiopien, namentlich von Meroë, nilabwärts ausgegangen sei, und nach der Angabe des Diodor von Sicilien, der zu J. Cäsar's und August's Zeiten lebte, behaupteten dieß die Äthiopen selbst. Allein dieser Annahme widersprechen die neusten Forschungen entschieden, indem, wie oben II. 3, 1 erwähnt wurde, Lepsius, der neuste Untersucher dieser Streitfrage, aus dem von ihm genommenen Augenschein darthut, daß ägyptische Cultur mehrere tausend Jahre früher, als die äthiopische gewesen ist. Alle in Äthiopien befindlichen ägyptischen Denkmäler, welche weit hinauf bis Axum reichen, gehören spätern ägyptischen Perioden an.

Jeder neugegründete Tempel, um den sich eine Stadtgemeinde bildete, wurde Mittelpunct einer Priesterschaft, die über den ihr untergebenen Landesbezirk die Wohlthat einer vorher nicht gekannten geregelten Lebensordnung brachte. Anfangs hatte jede dieser Priesterniederlassungen in dem Bezirke, der zu ihrem Tempel gehörte, ihre eigene Herrschaft, welche von den Priestern durch einen, anfangs aus ihrer Mitte, nachher aus dem Kriegerstande gewählten König oder Pharao ausgeübt wurde, welcher jedoch von der aristokratisch-gegliederten Priesterkaste abhängig und ihr in allen seinen Regierungshandlungen bis in's Einzelnste verantwortlich war.

Der Name Pharao ist ein allgemeiner Königstitel und entstand aus dem Worte Pe-Ra, d. i. Stellvertreter des Sonnengottes (denn Ra bedeutet Sonne). Eben der Umstand, daß sich die Könige als Repräsentanten, ja Abbilder des göttlichen Wesens betrachteten, führte auch zur Vergötterung derselben bei ihren Lebzeiten. Sie bauten sich Tempel, in denen sie sich selbst anbeteten, wie z. B. der große Ramses den Felsentempel von Abu-Simbel baute, worin er entweder neben den drei großen Göttern sitzend und von ihnen umarmt, oder auch vor sich selber Opfer darbringend an den Wänden dargestellt ist.

Der älteste und merkwürdigste unter den ägyptischen Tempelstaaten ist der Tempelstaat Thebais mit der Hauptstadt Theben (dem hundertthorigen Thebä), von dessen Trümmerfelde unten die Rede sein wird. In Oberägypten liegt das oben erwähnte Syene mit den Nilinseln Elephantine und Philä. In Mittelägypten, in der Heptanomis, lag der Tempelstaat Memphis (Menfis, in der Bibel Moph) und die Ebene Arsinoë oder das heutige Fajum; — in Unterägypten fanden sich die wichtigen Tempelstädte This, Heliopolis (in der Bibel On), Bubastus, Tanais, Sebennytus, Saïs, Mendes, Pelusium. Alle diese und noch andere hierokratische Niederlassungen waren anfangs von einander unabhängig und unvereinigt, und als sie unter Einen Pharao vereinigt wurden, erschienen die Häupter der größern Tempeldistricte als Unterkönige.

Wie in Indien wurde auch allenthalben in Ägypten in diesen alten Priesterstaaten die Kasteneinrichtung, dieser „Schlüssel aller Künste und Wissenschaften der alten Welt", gefunden. Sie war in Ägypten sehr ausgeprägt, weil da der Priesterstand lange Zeit hindurch der unumschränkt herrschende war und die untern Kasten in strenger Unterordnung zu halten und dadurch die Reinheit seiner kaukasischen Abstammung zu bewahren wußte, indem er den Abscheu vor Vermischung mit der „unedlern", d. i. verwilderten Rasse der Eingebornen durch die Religion heiligte.

Denn von den beherrschten Kasten bezeugen auch hier Nachrichten der Alten sowohl, als auch Untersuchungen an den Mumien, daß sie dem eingebornen Negerstamme angehörten, während die Glieder der herrschenden Priesterkaste nach Gesichts- und Kopfbildung das Gepräge des kaukasischen, insbesondre indischen Stammes an sich trugen. Daraus ist nun nicht gerade auf Abstammung der Ägyptier von den Indern, aber doch auf nahe Verwandtschaft zwischen beiden zu schließen.

Auch im Character läßt sich eine Ähnlichkeit des alten Ägyptiers mit dem Inder nachweisen. Es findet sich bei ihm „dieselbe Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, dieselbe Abneigung gegen heftige Gemüthsbewegung, mit dem Streben, alle Sinneneindrücke fern zu halten", wie bei dem Inder; eben so eine gleiche Standhaftigkeit in Bewahrung seiner geheiligten Satzungen, in der er sich auch nicht durch die größten Qualen erschüttern ließ; eine gleiche „unkriegerische Weichheit"; ein gleicher durch religiöse Übungen und Ceremonieen durch's ganze Leben hindurch genährter Ernst, eine gleiche Geringschätzung des irdischen Daseins; eine ähnliche über das Ebenmaaß ins Ungeheuerliche und phantastische schweifende Einbildungskraft, die alles im Leben symbolisirt und allegorisirt. Die abweichenden Characterzüge, welche von den Griechen angegeben werden, wie z. B. Ränkesucht, Feindseligkeit und gränzenloser Stolz gegen Fremde, denen sie den (nachher auch den Griechen so geläufigen) Namen Barbaren gaben, gehören wohl der Zeit ihrer spätern Ausartung an, in die sie eben gerade erst durch Berührung mit Fremden verfielen.

Die Zahl der ägyptischen Kasten, deren ursprünglich vier gewesen sein mochten, vermehrte sich im Laufe der Zeit auf sieben.

Die Glieder der Priesterkaste waren im erblichen Besitze der Tempelgüter, von deren Einkünften sie lebten; sie trugen geschorenes Haupt und weißleinene Kleidung, beobachteten eine große Reinlichkeit und führten in Bezug auf Speise und Trank eine strenge Lebensweise. Unter ihnen fanden verschiedene Abstufungen Statt: die höhern Klassen betrieben das in ihren heiligen Büchern niedergelegte höhere (esoterische) Wissen; die andern gaben sich mit den practischen (exoterischen) Wissenschaften und Künsten ab, und unter ihnen fanden sich die Ärzte, Naturforscher, Astronomen, Richter, Baumeister.

Die Kriegerkaste hatte zwei Ordnungen: die der eigentlichen geschulten Kriegsmänner, 160000 M. stark, welche gegen den Feind gebraucht wurden, und die der Jungmannschaft, welche, 250000 M. stark, Kriegsvorübungen trieb und beim Könige die Wache hatte. Alle Krieger besaßen eine Art Soldatenlehen, bestehend aus Ländereien von je 12 Acker Landes meist in Unterägypten, das den Einfällen der äußern Feinde am meisten ausgesetzt war. Wurde der König aus dieser Klasse gewählt, so war dieselbe doch der Priesterkaste untergeordnet.

Die Kaste der Ackerbauer (oder nach Herodot der Rinderhirten) war dem Rang nach die dritte. Sie bestand wahrscheinlich aus den Pächtern auf den, den Priestern und Kriegern gehörigen, Ländereien.

Die Kaste der Gewerbtreibenden enthielt die Kaufleute, Künstler und Handwerker, deren technische Fertigkeit schon mehrere tausend Jahre v. Chr. einen hohen Grad erreicht hatte. Jeder durfte nur Ein Gewerbe treiben, das dann auf den Sohn übergehen mußte.

Die Kaste der Nilschiffer, dem Rang nach die fünfte, die sich schon frühe gebildet hatte und sehr zahlreich war.

Die Kaste der Dolmetscher, als die sechste, kam erst im 7. Jahrh. v. Chr. auf und bestand aus Griechen, welche zuerst vom König Psammitich (s. §. 2. a. E.) in das Land gezogen wurden, wo sie als Handlanger und Mäkler beim Verkehr der Griechen und Ägyptier dienten.

Die siebente und niedrigste Kaste war die der Schweinehirten, welche gleich ihren Thieren als unrein geachtet wurden, daher sie keinen Tempel betreten, noch durch Heirath mit andern Kasten sich vermischen durften.

Ein neuerer Forscher, Ampère, hat übrigens nachgewiesen, daß die Scheidung der ägyptischen Kasten nicht so schroff war, wie in Indien, wo sie noch mehr auf dem Rassenunterschiede beruhte; nur zwischen den niedern und höhern Lebensstellungen sei die Kluft so auffallend groß gewesen.

So mächtig die Priesterkaste Ägyptens durch den Besitz eigener Ländereien war, so ist doch das Verhältniß des Königs, wenn er der Kriegerkaste angehörte, zu den Priestern weniger abhängig gewesen, als in Äthiopien, weil die eigentlichen Ägyptier, als Eroberer des Landes, sich gegen die vielen eingebornen, auf beiden Seiten des Nilthallandes herumziehenden, bald ihnen unterworfenen, bald von ihnen wieder abgefallenen Nomadenstämme nur durch die eigentliche Kriegerkaste als Herren im Lande erhalten konnten.

2. Die altägyptischen Dynastieen (mit Inbegriff der Hyksos) bis Psammitich.

Die Quellen der ältern Geschichte Ägyptens bestehen theils in den Nachrichten, die uns die Griechen, und zwar Herodot, der im 6. Jahrhundert, und Diodor, der im 1. Jahrhundert v. Chr. lebte, aus ägyptischen Berichten geben; — sodann in den bei Eusebius und (aus Julius Africanus) bei Syncellus vorhandenen Fragmenten eines spätern ägyptischen Geschichtswerks, das der Oberpriester Manetho (*Μανεϑώ* oder *Μανέϑων*) von Sebennytus, auf Befehl des Königs Ptolemäus Philadelphus im 3. Jahrhundert v. Ch. aus Tempelverzeichnissen zusammengestellt und in griechischer Sprache geschrieben hat; — endlich in dem, was uns bis jetzt die Entzifferung der Hieroglyphen lehrte, durch welche wenigstens schon ein Theil der Angaben Manetho's bestätigt wurde.

Aus den 26 Dynastieen oder Königsgeschlechtern, die man aufführt, seien hier folgende Königsnamen und historische Momente hervorgehoben.

Übereinstimmend führen alle obgenannten Quellen den Mênês oder Mena aus der Stadt This als ersten König über Ägypten auf, den auch Herodot kennt. Er gab dem Nilstrom, der früher dicht an der libyschen Bergkette hinfloß, durch Abdämmung (bei dem jetzigen Kafr el Jat) eine Wendung und legte auf dem dadurch frei gewordenen Raume die neue Hauptstadt seines Reiches an, die den Namen Memphis (Menfis) bekam. Sie war zu Herodot's Zeit schon im Verfall und ihre Grundmauern sind längst vom Nilschlamm bedeckt.

Von Menes an herrschten 14 Dynastieen aus verschiedenen ägyptischen Tempeldistricten, von welchen in Ober- und Mittelägypten Elephantine, Theben (dessen Erbauer Busiris war), Herakleopolis und Memphis, — in Unterägypten Heliopolis (On), Bubastus, Tanais, Mendes, Sebennytus und Sais lagen.

Von dem vierten Könige der Dynastie des Menes Namens Menephis oder Mnei erwähnt Manetho, daß er mehrere Pyramiden gebaut habe. Dieser ältesten Königsreihe gehören überhaupt 60 Pyramiden als Königsgräber an.

In der dritten Dynastie wird Sesortasen oder Sesortosis I als Gründer der Heilkunde gepriesen; er hat wahrscheinlich auch das Kastenwesen gesetzlich geordnet, wobei bestimmt anzunehmen ist, daß „das Königthum ein priesterliches blieb". — In dieser Dynastie finden sich noch mehrere Pyramidenerbauer.

Die vierte Dynastie beginnt mit den zwei Brüdern Chufu, von denen der ältere, der berühmte Cheops (Saophis oder Suphis I) bei Giseh die zweitgrößte Pyramide baute und der jüngere ihn überlebende Bruder die größte Pyramide zu bauen anfieng, um sie zu seiner Grabesstätte zu machen. Er soll aus Baulust die Tempel geschlossen und die Leute zum fortwährenden Arbeiten gezwungen haben. Sein Tochterenkel, sonst Chefren, nach neuerer Entzifferung Schafra (Champhrês) genannt, vollendete sie. Der Nachfolger des letztern, Namens Menkêra I (der Mycerinus der Griechen, dessen Mumienleichnam sich im britischen Museum befindet, ist der Erbauer der dritten (kleinsten) Pyramide von Giseh. Er machte dem Druck, den die beiden ersten Könige durch Erpressungen und Frohnden zum Zweck des Baues jener Pyramiden auf das Volk ausübten, ein Ende, stellte den von ihnen durch Schließung der Tempel gestörten Gottesdienst wieder her und regierte mit Gerechtigkeit.

In der 6. Dynastie führte man bisher den Möris (Merira Pepi, auch Möris Apappus) als ersten König auf; er soll als 6jähriger Knabe auf den Thron erhoben worden sein und 100 Jahre regiert haben. Seinen Namen trägt auch der künstliche See Möris, dessen Erbauung bisher ihm zugeschrieben wurde, indem er das Nilwasser vermittelst eines 40 Meilen langen Kanals (des sog. Josephkanals) in das ehemals wüste Gebiet des Fajum leitete und es dort mit künstlicher Benützung eines schon vorhandenen See's durch riesige Dämme und Deichwerke sammelte, um dann durch Kanäle die Landschaft zu bewässern, so daß sie zu einer der fruchtbarsten der Erde gemacht wurde.

Lepsius aber schreibt die Anlage dieses Werkes einem spätern Könige, Amenemha (auch Amenemhe und Amunemha) aus der 12. Dynastie zu, der auch das Kanalsystem Ägyptens regulirt habe. (Über den See Möris, so wie über die Entstehung des Namens Möris s. unten Kap. 4, 4.)

Mit der 12. Dynastie beginnt die Glanzperiode Ägyptens, in welcher die Herrschaft der thebaischen Pharaone durch Erbauung der meisten Prachtdenkmale, selbst auch durch Eroberungen ihre Macht und ihren Ruhm weit über die Gränzen ihres Landes hinaus verbreitet hat. So drang Sesortasen I, welcher den Amenemha II zum Mitregenten hatte, in Nubien ein, wo ihn ein dort aufgefundenes Denkmal darstellt, wie ihm Gefangene, darunter Äthiopier, vorgeführt werden. Auch auf der sinaitischen Halbinsel findet sich sein Name eingegraben.

Sein Nachfolger Sesortasen II, auch Sesortosis, ist der von Herodot Sesostris genannte große und altberühmte ägyptische Herrscher, dessen sagenhaft ausgeschmückte Geschichte am ausführlichsten bei Diodor zu lesen ist. Auf seinen Namen scheint Alles gehäuft zu sein, was Großes und Merkwürdiges von verschiedenen Königen einer langen blühenden Periode ausgeführt wurde. Von ihm wird erzählt, daß er das ganze Land in zwölf Tempelbezirke (nach der Zahl

der 12 Gestirngötter des Himmels) und jeden Bezirk in drei Nomen oder Statthalterschaften, die ebenfalls besonderen herrschenden Göttern und ihrem herrschenden Cultus geweiht waren, eingetheilt und nach den drei Jahreseintheilungen des Thierkreises drei Hauptstädte bestimmt habe: Theben in Oberägypten, Memphis (Moph) in Mittelägypten, Heliopolis (On) in Unterägypten, so daß auch in Ägypten die politische Verfassung des Landes ein Abbild des Gestirnhimmels darstellte. Derselbe Sesostris eroberte als gewaltiger Kriegsfürst die Gebirgsgegenden Ägyptens bis zum rothen Meere, unterwarf einen Theil Libyens und machte mit einem ungeheuern Heere in einem 9jährigen Kriege Äthiopien zinspflichtig. Auch sandte er eine Flotte von 400 Schiffen zur Eroberung arabischer und indischer Küstenländer aus und soll auch einen Eroberungszug gegen die Scythen gemacht und Kolchis auf der Ostseite des schwarzen Meeres gegründet haben; ja er soll bis an den Ganges gedrungen, dann in Europa Thrazien durchzogen und von da mit einer unermeßlichen Beute nach Ägypten zurückgekehrt sein.

Wie viel auch davon übertrieben sein mag, gewiß ist wenigstens, daß Denkmale in Äthiopien seinen Namen tragen, und daß in neuster Zeit bei Beirut in Syrien in Felseninschriften sein Name entziffert wurde. Auf dem Grabmal eines seiner hohen Beamten zu Beni-Hassan ist er dargestellt, wie ihm 37 Repräsentanten überwundener Völker vorgeführt werden, die an ihrer weißen Hautfarbe als nördliche Nationen zu erkennen sind.

Der letzte König dieser 12. Dynastie war Ram-u-a Amenemha III (auch Ramares; bei Manetho: Lamares oder Lampares), der als Erbauer des Labyrinths und der dabei befindlichen Pyramide gleichfalls unter die glänzendsten Pharaonen Ägyptens gehört. (S. K. 4, 3.)

Nachdem das ägyptische Reich seit Menes 1070 Jahre bestanden hatte, brach unter dem letzten Könige der dreizehnten Dynastie, Namens Amentima (bei Manetho Timäus) von Nordosten her ein Völkerschwarm in Ägypten ein, welchem man daselbst den Namen **Hyksos** gab, d. i. (Könige-Hirten oder Hirten-Könige). Sie zerstörten Städte und Tempel, öffneten und entweihten die alten Gräber, tödteten die Einwohner oder machten sie zu Sclaven, breiteten ihre Herrschaft über Unter- und Mittelägypten aus und legten den thebaischen Königen in Oberägypten (aus der 14. Dynastie) Zinspflicht auf.

Die 14. bis 16. Dynastie umfaßte (nach Lepsius) die ganze Herrschaft dieser Hyksos, die ihren Königssitz zu Memphis und eine Hauptfestung oder festes Lager zu Avaris (bei Pelusium) hatten. Nachdem sie (von der Eroberung von Memphis an gerechnet) über 500 Jahre in Ägypten geherrscht hatten, erhob sich der thebaische König Amenophis II (aus der 17. Dynastie) gegen sie und fieng an, sie zu verdrängen. Mit ihm beginnt ein neues Reich. Sein Nachfolger Thutmosis oder Thetmes IV aus der 18. Dynastie war es dann, der die Hyksos nicht nur vollends aus Ägypten vertrieb, sondern auch das Nilthal von Nubiens Gränze an bis zu den Ausflüssen des Nils unter seiner alleinigen Herrschaft vereinigte.

Die Hyksos hält der jüdische Geschichtschreiber Josephus, der zur Zeit der Zerstörung Jerusalems lebte, für die Vorfahren seines Volks, und auch einige neuere Exegeten nehmen diese Hypothese an, und einer derselben (Hengstenberg) behauptet, die ganze Erzählung des Manetho sei eine aus ägyptischer Nationaleitelkeit hervorgegangene Entstellung des Aufenthalts der Israeliten in Ägypten, da weder Herodot, noch die Bibel der Hyksos erwähne und sich auch in den Inschriften keine nähere Andeutung finde weder von ihrem Eindringen ins Land, noch von ihrer Vertreibung. — In entgegengesetzter Weise unterscheiden andere neuere Forscher die Hyksos von den Israeliten, gehen aber in der Feststellung des Verhältnisses beider in dreifacher Weise auseinander. Lepsius z. B. giebt gar keine Berührung der Israeliten mit den Hyksos zu und behauptet, auf seine ihm eigenthümliche chronologische Auffassung gestützt, die Hyksos seien schon vor Abraham's und Joseph's Zeiten aus Ägypten wieder vertrieben worden. — Ein anderer Forscher sieht in dem neuen ägyptischen Könige, der die Israeliten zu drücken begann, den ersten Hyksoskönig. Dagegen nehmen noch die meisten Neuern an, daß die Israeliten unter der Hyksosdynastie in Ägypten eingewandert und von dieser begünstigt worden, und daß sie dann nach dem Wiederaufkommen einer national-ägyptischen Dynastie als Freunde und Schützlinge der vertriebenen Hyksos gehaßt und bedrückt worden seien. Die Hyksos selbst halten Einige für ein semitisches Nomadenvolk arabischer oder philistäischer oder kanaanitischer Abstammung, das nach der Unterwerfung des Landes sich später in die Sitten und Gewohnheiten der gebildeten Besiegten eingelebt habe: die leichte Aufnahme der Israeliten sei nur einem Pharao aus der Hyksosdynastie zuzutrauen. — Auch Bertheau, Lengerke, Knobel u. A. halten die Hyksos für einen mit den Israeliten verwandten Stamm. Das National-ägyptische im Hofleben zu Josephs Zeit erklären sie sich dadurch, daß die siegenden Hyksos sich damals bereits Cultur, Sprache, Sitte und Religion der unterjochten National-Ägyptier angeeignet gehabt hätten. Kurtz ist auch geneigt, ihnen semitischen Ursprung zuzugestehen, weil sie aus den Gegenden kamen, „wo die semitische Völkerbildung ihren Herd hatte, theils weil der Name der Stadt Avaris semitischen Klang" habe. (Über die sämmtlichen Hyksoshypothesen s. dessen Gesch. d. A. Bundes II. S. 172—203.)

In der Königsreihe der genannten 18. Dynastie, durch welche die Hyksos wieder aus Ägypten vertrieben wurden, hat bisher große Verwirrung geherrscht, welche neuerdings Lepsius durch Vergleichung der Denkmal-Inschriften mit dem Königsverzeichnisse Manetho's nach seinem chronologischen System in Ordnung zu bringen gesucht hat. Während Andere den Anfang dieser Königreihe in das Jahr 1630 v. Ch. setzen, beginnt sie bei ihm mit dem Jahr 1550.

In der 19. Dynastie folgt auf den König Sôthis I auch (Sethi oder Sethos um 1440) der Sohn desselben Ramses oder Ramasses II, ein großer und berühmter König, dessen Beinamen Sesôthis den Griechen wahrscheinlich Anlaß gab, ihn ebenfalls Sesostris zu nennen, zumal sowohl seine glänzenden Thaten denen des frühern Sesostris glichen oder sie noch übertrafen, als auch, weil die aus seiner Zeit herrührenden Prachtdenkmale von dem hohen Glanze und der Macht des wiederhergestellten Reiches zeugen, welches unter ihm nördlich bis Mesopotamien, südlich bis Äthiopien reichte, in das er eindrang. (Er lebte nach Lepsius um 1350 v. Ch.)

Die Trümmer seines Tempelpalastes in Theben bekunden durch ihre Darstellungen und Hieroglyphen-Inschriften die Kriege und Eroberungen, durch welche er in Afrika und in Asien seinen Ruhm und seine Macht ausbreitete. — Mit seinem Sohne Menephtha, welcher 1322 zur Regierung kam, beginnt eine neue ägyptische Aera. — Unter den Königen der 20. Dynastie, welche alle den Namen Ramses führen, ist einer, der bei Herodot Rhampsinit heißt, der Erbauer eines berühmten großen Schatzhauses, von dem sich viele fabelhafte Sagen erhalten haben. Auch er soll Eroberungen in Asien gemacht haben. — Der Begründer

der 22. Dynastie ist der in der Bibel vorkommende Pharao Sisak (in Ägypten Sesonkis), welcher 970 v. Ch. in Palästina einfiel und den israelitischen König Jerobeam demüthigte.

Nachdem schon nach dem Erlöschen der 19. Dynastie Ägyptens Glanz und Macht zu sinken angefangen hatte, erhielten mit der 25. Dynastie (nach 750 v. Chr.) äthiopische Könige in Ägypten auf 50 Jahre die Oberhand. Ihr erster König war Schebek I oder Sabakon. Sein Nachfolger Schebek II oder Sevichos (bisher Sethos oder Sathon genannt) war (nach der Angabe Herodots) jener Pharao, gegen den der assyrische Eroberer Sanherib sich aufmachte. Weil nun die von ihm beleidigte Kriegerkaste sich weigerte, ihm in den Streit zu folgen, so bildete er sich ein Heer aus den niedern Kasten und zog dem Feinde entgegen, hätte aber damit wenig ausgerichtet, wenn nicht Sanherib selbst sein Unternehmen plötzlich aufgegeben hätte (S. III. 7, 2).

Der dritte und letzte dieser äthiopischen Könige (um 700 v. Ch.) wird bei Manetho Tharako, in der Bibel Thirhaka, auf den Monumenten Terak, auch Tarkos genannt. (Nach 2. Kön. 19, 9 war es dieser König, gegen welchen sich Sanherib aufmachte.) Auf diese ganze unruhige Zeit der äthiopischen Herrschaft in Ägypten beziehen sich die Weissagungen des Propheten Jesaia.

Zur Abschüttlung des äthiopischen Fremdjochs bildete sich um das J. 673 v. Ch. die von Unterägypten ausgehende, von den Griechen sogenannte **Dodekarchie** oder vereinigte Herrschaft von zwölf Königen, die sich als Häupter von eben so vielen Tempeldistricten gemeinschaftlich in die Königsmacht theilten. Unter diesen Königshäusern nahm das saïtische den alten Königsitz Memphis wieder ein. (Dasselbe wird von Historikern, welche keine Dodekarchie annehmen, als 26. Dynastie bezeichnet (688—527 v. Ch.).

Bald jedoch geriethen die Dodekarchen in Uneinigkeit, und nachdem in dem daraus entstehenden Bürgerkriege (nach Andern in einem Kampfe mit den Äthiopen) der dritte König Necho I (auch Nechao oder Neku) gefallen war, so gelang es seinem Sohne **Psammitich** I (auch Psammetich; auf Inschriften Psamtik) sich mit Hülfe griechischer, besonders ionischer und karischer Söldlinge 650 v. Chr. zum Alleinherrn von Ägypten aufzuwerfen und die Priestermacht zu brechen. So wurde er der Wiederhersteller eines einheitlichen ägyptischen Reiches und Begründer einer ganz neuen Periode der ägyptischen Geschichte. Denn die von ihm gestiftete Militärherrschaft machte der eigentlichen Priesterherrschaft ein Ende. Doch wurde jene vom priesterlichen Einflusse gemildert, welchem nach, wie vor, das Leben der Ägyptier von der Geburt bis zum Grabe hingegeben war.

Psammitich's Verbindung mit Ausländern aber, denen er sogar Niederlassungen in Ägypten gestattete und einen Theil des Handels überließ, so wie seine Bemühungen, griechische Bildung sowohl, als auch griechische Handelsproducte nach Ägypten einzuführen, machte ihn bei den Priestern auf's tiefste verhaßt, und vergebens bemühte er sich, sie durch Tempelbauten zu versöhnen. Es brach eine Empörung gegen ihn aus, in deren Folge 240,000 Ägyptier aus der Kriegerkaste nach Nubien auswanderten, wo ihnen der König von Meroë die Provinz Tenesis (das heutige Gojam) zur Niederlassung anwies,

in der sie unter äthiopischer Oberhoheit einen eigenen Staat bildeten und ägyptische Cultur unter den dortigen äthiopischen Stämmen verbreiteten.

Psammitich wählte, um sich dem priesterlichen Einflusse zu entziehen, Sais zu seiner Residenz, und erhielt sich mit Hülfe seiner ausländischen Truppen auf dem Throne. Seinen Plan, Syrien zu unterwerfen, konnte er nicht ausführen; doch hatte er bereits die Stadt Asdod in Palästina erobert.

Sein Sohn, Pharao Necho II, machte Israel zinspflichtig, ließ durch phönizische Seeleute Afrika umschiffen, baute Flotten auf dem mittelländischen und rothen Meere und wollte beide Meere durch einen Kanal verbinden: er führte aber das Werk nicht aus, das erst später, unter macedonischer Herrschaft, wieder aufgenommen und vollendet wurde. Es ist aber seit 1000 Jahren wieder verfallen.

In unserer Zeit hat Lesseps, von Frankreich unterstützt, den Plan wieder aufgenommen, beide Meere durch einen Kanal (den Kanal von Suez) zu verbinden. Die Pforte aber, von England beeinflußt, vorenthält noch die Genehmigung.

Von dieses Necho weiterem Schicksale, so wie von dem Geschicke der letzten Könige Ägyptens bis zum Untergang der letzten ägyptischen Herrschaft durch die Perser siehe III. 8, 1 und 3; Kap. 9, 5.

3. Die ägyptischen Baudenkmäler: Tempel und Palastruinen, Obelisken und Pyramiden.

Die Denkmäler, aus deren fortgehender Untersuchung die Cultur des alten Ägyptens noch deutlicher zur Erkenntniß kommt, als dies selbst aus den Mittheilungen der Griechen möglich ist, bestehen in Bauüberresten und aus den darauf befindlichen Bildnereien und Inschriften, so wie in aufgefundenen Papyrusrollen.

Die ägyptische Baukunst hat weniger den Character des Schönen, als des Kolossalen und Ehrfurchtgebietenden und dabei doch einen großen Reichthum von Formen, der zur Bewunderung stimmt. — Zu den Bauüberresten, die zum Theil Alles übertreffen, was der menschliche Geist sich Grandioses denken kann, gehören vorzüglich die Ruinen von Palästen und Tempeln, die Obelisken und Pyramiden, die Ruinen des Labyrinth's, der künstliche (jetzt leere) See Möris und die Katakomben.

Unter den Tempel- und Palastruinen sind die wichtigsten das Ruinenfeld der einst hunderttorigen Stadt Theben in der oberägyptischen Landschaft Thebais. Die darin vorkommenden Riesenwerke der Baukunst werden dem König Osymandias (oder Memnon Ismander) zugeschrieben und rühren aus unvordenklicher Zeit. Merkwürdige Ruinen finden sich auch auf den Nil-Inseln Philä und Elephantine.

Zu den prachtvollen Palast- und Tempelruinen Thebens, welche das ganze zwei Meilen breite Thal einnehmen, gehören auf der rechten Seite des Nils die Tempel von Luxor und Karnak. Von dem 500 F. langen Tempel zu Luxor führte eine Allee von

600 kolossalen Sphinxen (von denen jetzt nur noch zwei Löwenfiguren mit Widderköpfen übrig sind) zu dem, eine halbe Stunde davon entfernten Tempel von Karnak, in dessen Nähe auch die Ruinen eines Palastes sind, dessen 318 F. langer und 159 F. breiter Hauptsaal 134 Säulen enthält, von denen einige so dick sind, daß ihre Capitäler 64 F. im Umfang haben. — Auf der linken Seite des Nils liegen die Ruinen des Palastes und Tempels von Medinat-Abou mit den kolossalen Bildsäulen des Osiris; südlich davon ist ein Hippodrom, d. i. eine Rennbahn von 6000 F. Länge und 3000 F. Breite; nordwestlich davon befinden sich diejenigen Tempelruinen, die man unter dem Namen Memnonium begreift, mit den beiden Memnonskolossen, d. i. 61 F. hohen, je aus Einem Granitblock gehauenen Bildsäulen des Königs Amenophis III, den die Griechen mit dem Memnon ihrer Mythen gleichstellten. Die nördliche dieser beiden sitzenden Statuen wird für die im Alterthum berühmte Memnonssäule gehalten, welche, wie die Griechen erzählen, bei den ersten Morgenstrahlen der Sonne jedesmal einen harmonischen Klang von sich gab: was vielleicht von der durch die Wärme erregten Ausdehnung der Luft herrührte, durch welche dann kleine lose Theilchen im Innern des Gesteins in Bewegung gesetzt wurden. — Weiter nördlich davon liegen die Ruinen des Palastes des Königs Osimandias, der mit dem genannten Amenophis III oder dem Memnon der Griechen eine und dieselbe Person war und von dessen riesiger Bildsäule noch Bruchstücke da herumliegen. Abermals weiter nördlich befand sich ebenfalls eine Allee von 200 kolossalen Sphinxen, die zu einem Tempel führte.

Alle ägyptischen Tempel, die größern, wie die kleinern, haben einen bestimmten Stil und beruhen auf einer Dreitheilung. Der ganze Bau bildet ein abgeschlossenes längliches Rechteck, dessen äußere Ummauerung keine Fenster hat. Das Portal oder der Haupteingang (auf der kürzern Seite) wurde durch zwei eben so breite, als hohe massive, Thürmen oder Wällen ähnliche Vorbauten, welche von den Griechen Pylonen genannt werden, gebildet. Durch jenen Eingang kam man in einen offenen, mit bedeckten Säulengängen umgebenen Hof, das Peristyl genannt, sodann in einen von Säulen getragenen bedeckten Saal, das Hypostyl genannt, in dessen Mitte von Oben durch Seitenfenster das auch vom Hofe aus hereinfallende Licht vermehrt wurde. Von da aus kam man in einen dritten Raum, in die dunkle Celle oder in das Heiligste, worin das Bild des Gottes oder der Göttin stand. — In den Säulenhof durfte das Volk gehen; in den Säulensaal gieng der Festzug der Priester und Vornehmen; das Heiligste durfte nur der opfernde König und wohl auch der oberste Priester betreten.

Die Obelisken waren 50 bis 180 Fuß hohe, aus einem einzigen Porphyr- oder Granitblock bestehende Spitzsäulen. Sie finden sich nur in Oberägypten und dienten bloß zu Inschriften, welche auf den Seitenflächen befindlich waren und über die Erbauung und Vergrößerung des Tempels, vor dessen beiden Pylonen je ein Obelisk stand, Auskunft gaben und daher auch den Namen des Königs enthielten, der dem Gotte dieses Heiligthum weihte. Auch vor Palästen standen Obelisken zu dem gleichen Zwecke.

Ein solcher Obelisk von 70 F. Höhe, und noch ein anderer, der vor einem Palaste zu Luxor gestanden war, sind 1834 nach Paris gebracht und dort aufgestellt worden. Schon unter den römischen Kaisern wurden mehrere ägyptische Obelisken nach Rom und Constantinopel gebracht und dort aufgestellt, in den spätern Zeiten der Zerstörung aber umgestürzt. In späterer Zeit aber wurden in Rom einige dieser umgestürzten Obelisken auf Befehl der Päpste, besonders unter Sixtus V, wieder aufgerichtet.

Die **Pyramiden** sind kolossale, von quadratischer Grundfläche ausgehende, oben stumpf-spitzig zulaufende, aus vier dreieckigen, genau nach den vier Weltgegenden gerichteten Seitenflächen construirte Gebäude. Die größten derselben finden sich nur in Mittelägypten und stammen aus der ältesten Zeit Ägyptens; die Pyramiden in Nubien sind weit kleiner. Sie kommen theils einzeln, theils in Gruppen vor. Die größte Pyramide ist die des oberwähnten Königs Cheops im NW. von Memphis: sie war ursprünglich 800 F. hoch, hat noch eine Höhe von 468 Pariser Fuß, und jede ihrer Seiten ist 716½ F. lang, ihre Grundfläche beträgt 72000 □ F. Herodot giebt an, daß an ihr 100000 Menschen beständig je drei Monate lang, 40 Jahre hindurch gearbeitet haben, nämlich 10 Jahre, um den Weg bis zur Stelle hin, wo man die Pyramide errichten wollte, zu bauen und auf demselben die Steine dahin zu schaffen, dann 10 Jahre, um die Substruction der Pyramide und deren unterirdische Gemächer zu bauen, endlich 20 Jahre, um die Pyramide selbst zu errichten, die von geglätteten, genau gefügten Steinen ist, deren kein einziger unter 30 F. mißt. — In ihrem Innern fanden die neuern Untersucher schmale Gänge, Zuglöcher und einige kleine Kammern; im Übrigen ist sie angefüllt. Die ganze Masse von ohngefähr 75 Mill. Cub. könnte (nach Ampère) das Material zu einer 6 F. hohen, 1000 Lieux langen Mauer abgeben. — Die zweitgrößte ist die des Chephren; sie ist 428 F. hoch.

Ältere, wie neuere Forscher, unter den letztern Belzoni, Minutoli bis Ampère und in neuester Zeit Lepsius, halten die Ansicht fest, daß die Pyramiden Königsgräber gewesen sind, und aus der ältesten Zeit herrühren: denn die kunstreichen Königsgräber in den Felsgebirgen gehören einer spätern Zeit an. Zum Beweis, daß sie die Bestimmung eines Grabdenkmals hatten, das jeder König sich baute, erwähnt man auch, daß der Chalife Mamun eine Pyramide habe öffnen lassen, worin man eine kostbar ausgestattete Mumie gefunden. Auch Rußegger stimmt bei, bemerkt aber, daß sich in den untersuchten Pyramiden noch wenige Mumien gefunden hätten.

Das Wort Pyramide leiteten die Griechen entweder von πῦρ, Feuer, oder von πυρός, Getraide, ab (daher Manche sie für Getraidemagazine nahmen und dabei an Joseph's Getraide- oder Kornkammern dachten). Rossi leitet es aus dem Hebräischen רָמָה, das Erhabene, her. Am wahrscheinlichsten kommt es, nach Ampère, von dem koptischen Wort Pi-rama, welches ein hohes, erhabenes Denkmal bedeutet. (Volney in seiner Reise nach Ägypten und Syrien 1783—85 erwähnt eines aramäischen Wortes bur-amit, das Todtenhöhle bedeute.)

Aus der Untersuchung der Cheopspyramide (der größten der drei Pyramiden bei Giseh, oberhalb der Nilinsel Rhoda) ergab sich Folgendes: An der Nordseite derselben befindet sich, wie auch bei den beiden andern Pyramiden, oben eine enge Öffnung, zu der man bei einigen, wegen des dort vom Winde aufgehäuften Sandes, bei andern auf einer, von den Untersuchern in die glatte Bekleidung hineingehauenen Treppe hinangelangen kann. — Von jener Öffnung aus führt in das Innere derselben ein Gang, der so niedrig ist, daß ein Mann nicht aufrecht darin stehen kann. Dieser Gang geht in schräg-gesenkter Richtung in das Innere der Pyramide hinab, und Wände und Boden an ihm sind so glatt, daß man hinabgleiten würde, wenn nicht neu hineingehauene Vertiefungen dem Fuße einen Halt gäben. Dieser

Gang, in den man auf Strickleitern hinabsteigt, setzt sich in einen senkrechten Schacht, der zum Theil durch sogenannte Kniee gebrochen ist, in die Tiefe der Pyramide fort.

Aus jenem gleichen Gang führt aber auch aufwärts eine durchbrochene enge Öffnung in einen andern emporsteigenden Gang, der dann in die sogenannte Gallerie der Kammer des Königs führt. Diese Gallerie steigt so steil hinan, daß es nur mit Mühe möglich ist, an den glattgehauenen Seitenvorsprüngen hinanzuklettern. In jener Kammer selbst steht der oblonge, vierseitige, stets deckellose, leere steinerne Kasten, den man Sarkophag nennt. Oberhalb dieser sogenannten Königskammer fand man neuerdings fünf Kämmerchen, eines über dem andern, deren Zweck vielleicht der war, die Decke der Königskammer von der Last der großen Steinmasse zu befreien. Eine andere Kammer hat man die Königinkammer benannt.

Außer dem oberwähnten nicht gehbaren Gang, welcher von der an der Nordseite befindlichen Öffnung in das Innere der Pyramide führt, und außer dem, von diesem Gang senkrecht in die Tiefe führenden Schacht, ist noch der von Herodot oben angegebene Weg besonders merkwürdig, der vom Nilthal aus, und zwar von da anfangend, wo die Gränze der Nilüberschwemmung ist, durch und über den Sand bis an die Pyramide führt. Diesen künstlichen Weg zur Pyramide des Cheops nennt Herodot (II, 124) „ein Werk, das nicht eben viel geringer ist, als die Pyramide selbst: denn seine Länge beträgt fünf Stadien, die Breite zehn Klafter (80 Fuß), seine höchste Höhe (d. h. da, wo der Sand, durch den er gieng, am tiefsten war), beträgt acht Klafter (48 Fuß); er ist von geglättetem Stein mit eingegrabenen Bildern“. Auf ihm wurden die Baumaterialien nach dem Platze hingeschafft, wo die Pyramide aufgebaut wurde.

Auf jene Thatsachen (die Nordseit-Öffnung, den Gang, den Schacht und den Weg) so wie auf die Angabe Herodots, daß das Wasser der Nilüberschwemmung durch einen Kanal in die Pyramide geleitet worden sei, worin der Nil (d. h. das Nilwasser) um eine (Art von) Insel geflossen sei, — gründete Forchhammer, der 1839 diese Pyramide untersuchte, seine 1843 veröffentlichte Ansicht, daß die Pyramiden, wenigstens die bei Giseh, als mächtige Cisternen oder Wasserbehälter gedient hätten. Er suchte nämlich zu zeigen, daß das bis an den Felsendamm hinangestiegene Nilüberschwemmungswasser vermittelst eines durch den Felsdamm hindurchlaufenden Kanals in den in den Felsdamm eingegrabenen Theil der Pyramide hineingeleitet und darin kühl aufbewahrt worden sei, um es daraus in der heißen Jahreszeit durch Röhren als einen frischen Labetrunk der Hauptstadt Memphis und andern nahe gelegenen Orten zuzuführen. Jener Weg zur Pyramide sei der Rücken oder die Überdachung jenes unterirdischen Kanals, der das Wasser ins Innere, d. h. in den unterirdischen Theil der Pyramide geführt. Der obere Theil der Pyramide habe die Bestimmung gehabt, die äußere, vom Nordwind gekühlte Luft durch jene einzige, oben an der Nordseite der Pyramide befindliche Öffnung in die Pyramide hinein und durch jenen schrägsenkrechten glatten Schacht, der noch mit vielen andern sich kreuzenden Gängen in Verbindung stehe, in die Tiefe des unterirdischen Felsraums ziehen zu lassen, damit der Luftzug das unten befindliche Wasser in stete Bewegung setzen und es vor Versumpfung und Verderbniß bewahren möchte. Noch hat aber diese Ansicht keinen der übrigen Forscher zu überzeugen vermocht. — In Betreff der Untersuchungen über das Innere der Pyramiden, besonders der größten unter ihnen, ist das Werk von Parring nach den Arbeiten, welche Colonel Vyse vornehmen ließ, das bedeutendste. Er glaubt übrigens, die Angabe Herodots von einem Kanal beruhe auf einer bloßen Volkssage.

Dreihundert Schritte östlich von der mittlern Pyramide von Giseh befindet sich die berühmte, aus dem Felsboden ausgehauene kolossale Sphinx, die jetzt vom Sande bis an den Kopf verschüttet ist, der aber 50 F. hoch herausragt und das Antlitz wahrscheinlich des Erbauers jener Pyramide darstellt.

Die innere Einrichtung der Pyramiden mag übrigens bei verschiedenen Pyramiden gar verschieden sein. So beschreibt Lepsius die von ihm untersuchte Pyramide von Meidum, die nahe am Josephskanal, nicht weit weg von der Überschwemmungsgränze, sich hoch erhebt, in folgender Weise: „Aus einer Schuttumhüllung, welche sie fast bis zur Hälfte, an

120 F. hoch, umgiebt, steigt thurmartig ein viereckiger, scharfkantiger Kern hervor, der sich nach Oben nur wenig verjüngt, nämlich in einem Winkel von 74°. In der Höhe von andern hundert Fuß folgt eine Plattform, auf welcher sich ein dünnerer Thurm von mäßiger Höhe erhebt, der wieder in der Mitte seiner flachen Oberseite die Reste einer dritten Erhebung trägt. Die Wände des Hauptthurms sind größtentheils glatt polirt, werden aber durch rauh gelassene Bänder unterbrochen, wovon der Grund zunächst kaum erklärlich schien. Bei näherer Untersuchung fand ich aber auch im Innern des halbzerstörten Bau's, der den Fuß umgiebt, geglättete, in gleichen Winkeln wie der Thurm aufsteigende Wände, vor welchen wieder andere Wände lagen, die wie Schalen aufeinander folgten. Zuletzt ergab sich mir, daß der ganze Bau von einer kleinen Pyramide ausgegangen war, die in Stufen von etwa 40 F. Höhe errichtet, und dann erst durch umlegte Steinmäntel von 15 bis 20 F. Breite nach allen Seiten zugleich vergrößert und erhöht wurde, bis man endlich die großen Stufen zu einer gemeinschaftlichen Seitenfläche ausfüllte und dem Ganzen die gewöhnliche Pyramidengestalt gab".

4. Das Labyrinth. Der See Möris. Die Katakomben.

Eines der merkwürdigsten Baudenkmale Ägyptens ist das **Labyrinth**, das, wie die neuern Untersuchungen ergaben, noch aus der Zeit des alten ägyptischen Reiches vor dem Einbruch und der Herrschaft der Hyksos herrührt. Als Erbauer desselben nennen die Griechen den König Möris, der auch den künstlichen See Möris angelegt habe. Allein Lepsius weis't nach, daß Amenemha III, der letzte König der 12. Dynastie, nicht nur das Labyrinth, sondern auch den genannten See angelegt oder wenigstens seine Dämme verstärkt habe, und daß es jedenfalls keinen König Möris gegeben habe. (Siehe oben Kap. 4, 2.)

Der genannte See lag im sogenannten Fajum, d. i. in einem von der libyschen Bergkette umschlossenen Thalbecken. Die von ihm noch vorhandenen 160 F. breiten Riesendämme gränzen den obersten Theil des Fajum-Beckens gegen die hinteren, tiefer gelegenen Theile ab. Dieser künstliche See, in dessen Bezirk ein schon vorhandener wirklicher kleiner See gezogen wurde, sollte die, während der Nilüberschwemmung einströmenden Wasser in der trockenen Jahrszeit wieder ausströmen, um die Ebene der Hauptstadt Memphis und die nächst anstoßenden Provinzen des Delta zu bewässern. — Lepsius glaubt nun, daß, weil der Name Möris weder auf Denkmälern, noch bei Manetho vorkomme, hier wieder eines der zahlreichen griechischen Mißverständnisse vorliege. „Die Ägyptier, sagt er, nannten den See Phiom en mere, d. i. See der Nilüberschwemmung; die Griechen nun machten aus mere (Wasser, das den See bildete) einen König Möris, der den See anlegte, und bekümmerten sich nicht weiter um den wahren Urheber Amenemha. Späterhin erhielt die ganze Provinz den Namen Phiom, d. i. der See, woraus der heutige Name Faiûm (Fajum) entstanden ist".

Das **Labyrinth** liegt in Mittelägypten, in der Nähe von Arsinoë (der Krokodilstadt), als ein ungeheurer Ruinenhaufe da. Herodot sah es noch unzerstört und nennt es ein fast übermenschliches Werk, das an Merkwürdigkeit die Pyramiden noch übertroffen habe. Es hatte 12 Höfe, deren Thore einander gegenüberstanden, 6 gegen Norden, 6 gegen Süden, und bestand aus 1500 oberirdischen und 1500 unterirdischen Gemächern.

Herodot sagt: „Von den Gemächern des obern Raums spreche ich nach eigener Anschauung, wie ich sie mit eigenen Augen durchgieng; aber von den unterirdischen habe ich mir nur sagen lassen. Denn die ägyptischen Aufseher wollten sie durchaus nicht zeigen, weil daselbst die Grüfte

der Könige — der Erbauer des Labyrinths — und der heiligen Krokodile sich befänden. — Man hat schon an den Ausgängen, welche (in dem oberirdischen Theile) sich durch die Zimmer, und an den Schlangengängen, welche durch die Höfe sich so ganz mannigfaltig hinziehen, sein größtes Wunder, wenn man aus einem Hof hineingeht in die Gemächer, und aus den Gemächern in Vorhallen, und in andere Höfe aus den Gemächern, an welchen die Decke, so wie die Mauerwand von Stein, und die Wand überall voll eingehauener Bilder ist. Auch ist jeder Hof außen mit Säulen umgeben, und von weißem, genau gefügtem Stein".

Das Ruinenfeld des Labyrinths in seinem jetzigen Zustande haben erst die Franzosen der ägyptischen Expedition wieder als solches erkannt, und seitdem wurde es öfters besucht und beschrieben. Alle neuern Forscher erkannten auch in den Ruinen noch das Labyrinthische und bestätigten in dieser Beziehung die Angaben der Alten (Herodot's und Strabo's).

Lepsius schilderte nach seiner ersten Besichtigung (1843) den Zustand desselben so: „Ich nahte mich dem Orte mit einer gewissen Furcht, daß wir eben nur, wie Andere schon gethan hatten, in der geographischen Lage des Ortes die Angaben der Alten zu bestätigen suchen müßten, daß jede Form des Bauwerks verwischt sein und ein unförmlicher Ruinenhaufen von jeder Nachforschung abschrecken möchte. Statt dessen zeigte sich sogleich bei der ersten oberflächlichen Besichtigung des Terrains eine Anzahl wahrhaft labyrinthisch verwirrter Räume, sowohl ober- als unterirdische, und die Hauptmassen der mehr als ein Stadium (nach Strabo) einnehmenden Gebäude traten für das Auge leicht auseinander. Wo die französische Expedition vergebens nach Kammern gesucht hatte, finden wir deren buchstäblich sogleich hunderte neben- und übereinander, kleine oft winzige (von 6 F.) neben größern und großen, mit Säulchen unterstützt, mit Schwellen und Wandnischen, mit Säulenresten und einzelnen Bekleidungssteinen, durch Corridore verbunden, ohne Regelmäßigkeit der Ein- und Ausgänge, so daß die Beschreibung von Herodot und Strabo in dieser Beziehung vollkommen gerechtfertigt ist. Die Disposition des Ganzen ist so, daß drei mächtige Gebäudemassen in der Breite von 300 F. einen viereckigen Platz umschließen, der an 600 F. lang, an 500 F. breit ist. Die vierte Seite, eine der schmalen, wird durch die dahinter liegende Pyramide begränzt, welche 300 F. im Geviert hat und daher nicht ganz bis an die Seitenflügel jener Gebäudemassen heranreicht. Ein schief durch die Ruinen gezogener Kanal schneidet gerade den besterhaltenen Theil der labyrinthischen Zimmer, nebst einem Theile des mittlern großen Platzes, der einst in Höfe getheilt war, ab". — Von diesen, im obern Stockwerk befindlichen, oben offenen Höfen oder Aulen, wie sie Herodot beschreibt, fand Lepsius keine Spur mehr. „Nur die Dimensionen des Platzes lassen vermuthen, daß er durch eine lange Mauer in zwei Hälften getheilt wurde, an welche sich die 12 Aulen von beiden Seiten anlehnten, so daß sich ihre Zugänge nach entgegengesetzten Seiten wendeten, und zunächst vor sich die breite Masse der unzähligen Kammern hatten". —

Über die Bestimmung des Labyrinths herrschten von jeher verschiedene Meinungen. Herodot gab ihm eine politische Bestimmung aus der Zeit der Dodekarchie oder Herrschaft der zwölf Könige, welche das Labyrinth als ein gemeinsames Denkmal hinterlassen hätten. — Ein Anderer legte ihm eine astronomische Bedeutung bei, indem die 12 größten Räume den 12 Zeichen des Thierkreises, die viermal neunzig Stufen den 360 Graden am Himmel, die 3000 Kammern dem größten siderischen Jahre und dem Cyclus der Seelenwanderung entsprächen — eine Erklärung, welche jedoch über die practische Bestimmung nichts aussagt. — Forchhammer hält das Labyrinth für eine, nur besonders gestaltete Cisterne mit doppeltem Stockwerk, welche den Nomos von Arsinoë, der während eines großen Theils vom Jahre alles fließenden Wassers entbehrt, mit Trinkwasser gespeis't habe. — Lepsius giebt kein entscheidendes Urtheil ab, sondern sagt bloß: „Die historische Feststellung des Erbauers ist bei weitem das wichtigste Resultat, daß wir überhaupt zu hoffen wagen durften". — Als Erbauer der bei dem Labyrinth stehenden Pyramide nennt er ebenfalls den Pharao Amenemha III, den schon genannten letzten König der 12. Dynastie, also des alten Reiches noch vor der Hyksos-

periode. Seine Namensschilder fand Lepsius in einer von hohem Schutt bedeckten Kammer der Pyramide; desgleichen auch auf den Fragmenten der mächtigen Säulen und Architraven, welche auf dem großen Platz der Höfe des Labyrinths ausgegraben wurden.

Außer diesen riesigen Denkmälern altägyptischer Baukunst, die theils dem Götterdienste, theils Staatszwecken, theils dem öffentlichen Nutzen gewidmet waren, sind insbesondere noch die **Katakomben** oder unterirdischen Begräbnißkammern näher zu betrachten. Diese befinden sich in den westlich vom Nil liegenden Felsgebirgen, welche von Grotten, Gängen und Kammern minenartig durchhöhlt sind und in ihren verschiedenartigen Räumen die bekannten Mumien, d. i. die durch Einbalsamirung aufbehaltenen Leichname der alten Ägyptier enthalten. (§. 7. a. E.)

Jede ägyptische Stadt hatte ihre Katakomben. Die reichsten und künstlichsten befinden sich in der Nähe (westlich) von Theben, in mehreren Reihen übereinander: die untern größern und schönern für die Reichen, die obern und ärmlicheren für das niedrige Volk. Diese tief in die Felsgebirge eindringenden Todtenbehausungen sind eben so riesenhafte und bewundernswürdige Bauten, als es nur immer die Pyramiden sind, und überdieß zugleich eine wahre „Niederlassung aller Künste und Wissenschaften des häuslichen Lebens der alten Ägyptier", indem alle Pracht und Zierrath nicht in den bürgerlichen Wohnungen, sondern (außer in Palästen) vorzüglich in diesen Todtengrüften angebracht wurde. Denn die Wohnungen der Lebenden nannten sie (nach Diodor) nur „Nachtherbergen", während sie diese Grabmäler als langdauernden Aufenthalt der an ihren Leib gebundenen Seele betrachteten und daher so unglaublich viele Mühe und Kosten auf deren Erbauung verwendeten.

Ihre genauere Untersuchung, welche zuerst Belzoni vornahm, ist mit Lebensgefahr verbunden, da diese Kammern und Gänge mit einer das Athmen erschwerenden Luft angefüllt sind, und jeder Fußtritt den feinen Mumienstaub in die Höhe treibt, der vollends dem Ersticken nahe bringt. „Gewöhnlich gelangt man durch 100 und 150 Fuß lange Corridore in die Kammern, wo die Mumien zu Tausenden aufgeschichtet sind, so daß nur ein schmaler Weg durch sie hindurch zu neuen Corridoren führt". Oft muß man sich 20 bis 30 Schritte durch zwei Fuß breite Räume zwischen Mumienhaufen durchwinden, so daß man „mit seinem Gesichte fortwährend mit den Gesichtern dieser alten Ägyptier in Berührung kommt". — Tiefer im Gebirge, in einem nur durch die Kunst des Meißels geöffneten, von schroffen Felsenmassen eingeschlossenen Thale, befinden sich die prachtvollen thebaischen Königsgrüfte, in verschiedenen Grotten von 50 bis 360 Fuß Tiefe. Jede Grotte bildet eine Reihe von Gallerieen, Kammern und Sälen, in deren einem, immer auf einer Erhöhung, der königliche Sarkophag aus Granit oder Alabaster steht. Einer davon enthält 2000 hieroglyphische Figuren. In den daranstoßenden Kammern sind Mumien, wahrscheinlich von Personen aus des Königs Umgebung. Alle Wände sind voll bildlicher Darstellungen aus dem Leben der Könige.

5. Altägyptische Bildwerke. Sprache und Schrift.

Die an den Mauern, Säulen, Wänden dieser Tempel, Pyramiden, Obelisken, Mumienkammern, Sarkophage ꝛc. angebrachten Sculpturen und Malereien, die in neuern Zeiten theils näher untersucht, theils neu aufgefunden worden sind, geben uns über das häusliche und öffentliche Leben der alten

Ägyptier eine genauere Kunde, als uns selbst die Griechen, deren Blicken das Innere dieser Denkmäler verborgen war, mittheilen konnten.

Diese Bildwerke (bei welchen aber den Figuren die Perspective abgeht, so wie ihnen auch nur die Profilstellung, dabei aber ein großer Farbenglanz eigen ist) enthalten theils Hieroglyphen, theils Abbildungen religiöser, politischer und häuslicher Gegenstände, namentlich von Gottheiten, Opfern, Prozessionen, Schlachten zu Wasser und zu Lande, Belagerungen, Waffen und Geräthe der verschiedenartigsten Verrichtungen im Hause, auf dem Felde, in den übrigen Gewerben und Künsten, die Musik mit eingeschlossen, so daß wir dadurch über das reich und vielfach ausgebildete, bis zum feinsten Luxus gehende häusliche Leben der uralten Ägyptier „besser unterrichtet sind, als über irgend ein anderes Volk der alten Welt", und die Ansicht immer mehr Begründung findet, daß zu einem großen Theile von Griechenlands späterer Cultur die ersten Muster in Ägypten zu suchen sind, welches bereits alle Seiten seines hohen Culturlebens schon hervorgebracht hatte, als Griechenland noch von pelasgischer Finsterniß bedeckt und Rom noch nicht gebaut war. Dagegen überragte nachher der Grieche, der Alles, was er von Andern überkam, auf geistreiche Weise um- und weiterzubilden verstand, durch die seiner Kunst eigenthümliche Schönheit seine orientalischen Lehrmeister bei weitem, und namentlich mußte der Ägyptier in der Darstellung der menschlichen Gestalt, worin er zurück war, es dem Griechen überlassen, hierin die ersten und bleibenden Muster aufzustellen.

Man sieht nämlich in jenen Bildwerken alle Beschäftigungen des Ackerbau's (vom Pflügen an bis zum Früchteeinsammeln), des Garten- und Obstbau's, des Weinbau's (sammt der Art zu keltern), der Viehzucht, der Jagd (mit Hunden und gezähmten Löwen), des Vogel- und Fischfangs dargestellt; ferner alle städtischen Gewerbe und Künste von der ersten rohen Bearbeitung des Holzes und der Steine an bis zu den feinsten Geräthen, den künstlichsten Arbeiten des Tischlers, Töpfers, Bildhauers, den feinsten Webereien in Linnen und Baumwolle; die Verfertigung des Glases, des Papiers (aus der Papyrusstaude), der Purpurfärbereien mit chemischen Beizungen. Ferner belehren uns die Abbildungen der Geräthe, daß es den Häusern der Vornehmen weder an Bequemlichkeit, noch an zierlicher und geschmackvoller Ausführung gefehlt habe, so wenig als dem geselligen Leben an Ergötzlichkeiten durch Brett- und Ballspiel, Musik und Schautänze, Feste und Gastmähler (woran selbst Frauen Theil nahmen) — selbst Stiergefechte kamen vor. Auch das Kriegswesen war höchst ausgebildet.

Denkmäler der altägyptischen Sprache haben sich nicht erhalten; die einzelnen Spuren, die von ihr in der entarteten Misch- und Mengsprache des heutigen Koptischen, das übrigens sich sogar noch in drei Dialecte (Mundarten) spaltet, gefunden werden, bedürfen noch näherer Forschung. Von der altägyptischen Schrift haben sich aber drei Arten erhalten, nämlich die hieroglyphische oder volle heilige Bilderschrift, die hieratische oder abgekürzte Bilderschrift und die demotische (auch enchorische) oder bürgerliche Schrift.

Mit der Entzifferung der beiden ersten Schriften hat sich schon das griechische und römische Alterthum beschäftigt, ohne daß uns ein Ergebniß davon zu Gute gekommen wäre, und seit dem Mittelalter ist vollends alle Kenntniß der Hiero-

glyphen verloren gegangen. Erst in neuern Zeiten, seit dem Einfalle der Franzosen in Ägypten und seit der Entdeckung der Inschrift von Rosette, aus der man ein Hieroglyphen-Alphabet ermittelte, war man mit Entzifferungsversuchen glücklicher. Und so brachte man denn bereits mehrere Namen von Gottheiten und Königen heraus und die Übereinstimmung der letztern mit mehreren Dynastieen des Manetho führte bereits zu einiger Aufhellung der Geschichte.

Der Engländer Thomas Young fand, daß nicht alle Hieroglyphen Worte oder Sätze durch Bilder bezeichneten, sondern auch bloße einzelne Laute oder Buchstaben der altägyptischen Schrift seien, wie denn Heeren dieß schon von der hieratischen Schrift vermuthet hatte. (Mehrere Hieroglyphen, umschlossen von einem Kreis oder einer Ellipse, enthalten, nach Young, einen Eigennamen). — Champollion führte dann die Hieroglyphen auf ein bestimmtes Alphabet zurück (z. B. eine Feder bezeichnet den Buchstaben a oder e; zwei Federn = ai oder ee; eine Blume mit zurückgedrehtem Styl bedeutet ein o; ein liegender Löwe den Buchstaben l u. s. w). Champollion theilt überhaupt die Bilder selbst in imitative oder nachahmende Zeichen von Dingen, die sich vollständig bildlich darstellen lassen, und in symbolische Zeichen von Dingen, die sich nicht abbilden lassen (z. B. zwei Hände, deren eine einen Schild, die andere einen Spieß hält, bezeichnen eine Schlacht; emporsteigender Rauch = Feuer; ein Auge = Wachsamkeit). Für Worte, die man weder nachahmen, noch symbolisch bezeichnen konnte, führte man dann die phonetischen oder Laut-Zeichen ein. Daher kommt es auch, daß oft ein und derselbe Buchstabe mehrere Zeichen hat, indem zuweilen ein Bild den Buchstaben bezeichnet, mit welchem dasjenige Wort anfängt, das seinen Begriff anzeigt, z. B. der Adler = a, weil das Wort Ahom, das im Altägyptischen Adler bedeutet, mit diesem Buchstaben anfängt; der Mund = r, weil das Wort „Mund" — wenigstens im Koptischen — mit dem r anfängt ꝛc. — Doch haben seitdem noch Gulianoff, Klaproth, Seiffarth und Lepsius andere Ansichten dagegen aufgestellt, die einander vielfach widersprechen und von der Schwierigkeit der Sache neuen Beweis geben.

Durch Abkürzung der Hieroglyphen entstand dann die hieratische Schrift, welche 500 Zeichen enthält und ebenfalls nur den Priestern bekannt war, welche damit ihre Tempelurkunden und wissenschaftlichen Werke schrieben.

Die demotische (oder auch epistolographische) Schrift diente zum täglichen bürgerlichen Verkehr; sie war eine Buchstabenschrift, die zum Theil hieratische Zeichen enthielt und wahrscheinlich nicht eine eigentlich einheimische war, weil die alten Ägyptier behaupteten, daß das Schreiben dem Gedächtnisse Abbruch thue. Sie ist wahrscheinlich erst später durch phönizische und jonische Seefahrer nach Ägypten gekommen, wie denn Plato sagt, daß Thot zu Naukratis (einem Sammelplatze auswärtiger, insbesondere phönizischer Seefahrer am westlichen Nil-Arm) der Urheber der ägyptischen Zahlen und Buchstaben gewesen sei.

Über das Bemühen, durch ein Bild das Hörbare sichtbar zu machen und so die einzelnen Laute anschaulich darzustellen, kamen die Ägyptier nicht hinaus. Erst ein mehr semitisches Volk (die wenigstens theilweise dazu zu rechnenden Phönizier) nahmen dem Alphabet seinen bildlichen Character, also seine Beziehung auf die abgebildeten Gegenstände, indem man die Willkühr in der Wahl einer Menge von Gegenständen, deren Wort denselben Anfangslaut hat, aufgab und eine kleine Zahl fester Zeichen einführte.

Diese letztere, die bürgerliche Schrift, kommt, vorzüglich auf den Papyrusrollen vor, welche sich alle bisher nur in den Mumienkammern vorfanden. Die größte von den Rollen, die man aufgewickelt hat, ist 28 Fuß lang und enthält auf 515 Columnen mehr als 30,000 Schriftzeichen. Der Name Papyrus ge-

hörte einer Wasserpflanze an, deren Schaft in dünne Blättchen zerlegt wurde, die an- und aufeinander geleimt, den Stoff gaben, auf welchen die Ägyptier schrieben.

Die **wissenschaftliche Bildung** in Ägypten, in deren Besitz nur die Priester waren, gieng zunächst aus dem Bedürfnisse des Landes hervor. Die Berechnung des Eintritts der Nilüberschwemmung machte die Astronomie nöthig; zu der durch die Überschwemmung alljährlich verrückten und neu zu bestimmenden Feldergränzen bedurfte man der Geometrie; die dem Klima eigenthümlichen Krankheiten erforderten den besondern Betrieb der Heilkunde. Außerdem zeugte die ägyptische Gesetzkunde, welche auf einem aus 8 Büchern bestehenden Rechtsbuche beruhte und bei deren Anwendung in der Rechtspflege schriftliches Verfahren Statt hatte, von einem hohen Bildungsgrade. Doch war ihnen die Redekunst, so wie auch die Poesie fremd, und jedenfalls der Betrieb mancher Wissenschaften bei ihnen beschränkt. Daher ist auch von der altägyptischen Literatur nur wenig bekannt, obgleich die Griechen einer Bibliothek im Osymandiaspalast zu Theben, so wie auch der (in griechischer Sprache geschriebenen) sogenannten Hermesbücher erwähnen, die aber aus der spätern alexandrinischen Zeit herrühren und aus deren astronomischen und kosmogonischen Inhalt Manche einen Zusammenhang des ägyptischen Wissens mit dem indischen darzuthun versuchten. Auf uns sind keine andern eigentlich ägyptischen Schriftreste gekommen, als die oberwähnten Papyrusrollen.

Weit reger war der Betrieb der technischen Thätigkeit, deren große Vollkommenheit, gleichwie bei den Indern, auch bei den Ägyptiern mit der Kasteneinrichtung zusammenhieng, indem jedes Gewerbe sich in Arbeiterabtheilungen spaltete, worin jeder Einzelne oder jede Familie immer eine und dieselbe Arbeit, ein und dasselbe Stück eines technischen Products machte und es natürlich auf diese Weise zu einer außerordentlichen Fertigkeit brachte, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzte.

Berühmt wurden dadurch vorzüglich die ägyptischen Waffenstücke und Kleiderstoffe, unter welchen letztern besonders der aus den feinsten Baumwollen- oder Linnenfäden gefertigte weiße Byssus schon im höchsten Alterthum sich auszeichnete; ferner verstanden sie gefärbte Glaszierrathen zu machen, Edelsteine zu schleifen, Leder zu pressen und mit einem besondern Firniß zu überziehen, Vergoldungen zu machen rc. — Aber eben diese mechanische Betreibung war auch der Grund, daß die ägyptische Industrie von der Stufe aus, die sie erreicht hat, nicht mehr weiter schritt, so daß alle späteren Producte derselben entweder nur auf einer Wiederholung des früher Geübten beruhen, oder ein Hinabsinken von der frühern vollkommenen Stufe bewiesen.

6. Altägyptische Religion. Thierdienst und höhere Götterlehre.

Spuren der Verwandtschaft mit indischer Cultur finden sich auch in der Religion der Ägyptier, obgleich diese zunächst als Thierdienst in die Augen fällt und darum von jeher Untersuchungen veranlaßt hat, wie dieses sonst so tiefsinnige

Volk auf eine solche, bis zum Wahnsinn gehende Ausartung religiöser Ideen gekommen sein möge? Die Meinung, daß zur Verehrung nützlicher Thiere die Dankbarkeit, zur Verehrung schädlicher die Furcht, zur Verehrung dieser und noch anderer Thiere überhaupt auch der Glauben an die Seelenwanderung angetrieben habe, ist zur Erklärung nicht ausreichend. Der Grund liegt tiefer, wiewohl jene Beziehungen Einiges mitgewirkt haben mögen.

Der Cultus der Ägyptier hat ebenfalls eine astronomische und astrologische Grundlage gehabt. So wie in Indien jedem der Gestirngötter eine gewisse Thierart heilig war, oder wie dort den heiligen Helden gewisse Thiere (insbesondere wilde) beigegeben wurden, — diese Thiere daher (besonders nach der buddhistischen Lehre) unverletzlich waren: so scheint die Heilighaltung fast der nämlichen Thiere auch auf die Ägyptier übergegangen, und hat sich, weil in dem Nilthale überhaupt nicht so viele Thierarten vorkommen, bei dem gemeinen Volke um so leichter zu einer vorherrschenden Vergötterung der Thiere gesteigert. Diese Thiervergötterung wurde von den Priestern anfänglich geduldet; späterhin, da ihnen selbst die tiefern Ideen des Gestirndienstes mehr und mehr abhanden kamen, sogar gefördert.

Der Umstand, daß unter den heiligen Thieren der Ägyptier manche waren, die in Ägypten nicht vorkommen oder daselbst ursprünglich nicht einheimisch waren, ist ein Beweis für den Zusammenhang des ägyptischen mit dem indischen Cultus. So wie in Indien der Löwe ein Götterbegleiter war, so ward er zu Leontopolis im Delta verehrt, obgleich sich dort schwerlich je Löwen aufhielten. Das Gleiche gilt vom Bären, der sogar jetzt, in dem verödeten Lande, nicht einmal diesseits der Nilwasserfälle vorkommt. Da in Indien der Ibis (dort ein prächtiger Vogel mit sehr weißem Gefieder, scharlachrothen Flügeln, Schnabel und Beinen, welche letztere so lang sind, daß der ganze Vogel 6 Fuß Höhe hat), ein beständiger Begleiter des Gottes Brahman ist, so wurde er auch im alten Ägypten, wohin man ihn aus Indien verpflanzte, heilig gehalten und darum nach seinem Tode einbalsamirt: denn dieser Mumien-Ibis ist von ganz anderer Art, als der jetzt am Nil lebende Ibis.

So wurden noch viele andere Thiere heilig gehalten, die nur in Indien, nicht aber in Ägypten einheimisch waren, z. B. der Sperber, der Affe, die Mehrzahl heiliger Insecten. Dasselbe gilt auch von der in Ägypten ausgestorbenen Lotosblume, die nur von Indien her nach Ägypten verpflanzt wurde, und hier, wie in Indien (wo sie, besonders die blaue in Kaschmir, viel schöner vorkommt) das Universum versinnbildlichte. (Ihre eßbaren bohnenähnlichen Samenkörner gaben Veranlassung zu dem mißverstandenen Verbot des Essens wirklicher Bohnen.)

Auch noch andere Thiere, die im religiösen oder häuslichen Leben des Inders heilig waren, kamen in Ägypten zur Verehrung und allmähligen Vergötterung, wie z. B. vor Allem der Stier, der, wie auch der Widder, in Indien zur Gestirnsymbolik gehörte; ferner die Katze und das Ichneumon, die beide in Indien als Hausthiere unverletzlich waren; das Krokodil, das in der indischen Götterlehre dem Todtenrichter Yamas beigegeben war; die Schlangen, die in der indischen Vorstellung sogar ein eigenes Paradies bewohnen, und deren Verehrung der

Ägyptier sogar auf den Aal ausdehnte; die Fische, von denen das altindische Gesetz nur wenige zu genießen erlaubte und deren sich der ägyptische Priester gänzlich enthielt, obgleich der Nil so vortreffliche liefert.

Wie weit die Ägyptier in göttlicher Verehrung der Thiere giengen, beweis't, daß sogar die unvorsätzliche Tödtung einer Katze oder eines Ibis mit dem Tode bestraft wurde; daß um einen todten Hund sich die ganze Familie, der er angehörte, kahl schor; daß man im Kriege mit eigener Lebensgefahr die Katzen zu retten suchte; daß viele dieser Thiere so gut, wie die Menschen einbalsamirt wurden; daß ganze Nomen oder Tempeldistricte mit einander in Feindseligkeit lebten, weil in dem einen die Katzen, in dem andern die Mäuse, in dem einen der Wolf, in dem andern das Schaf heilig gehalten wurde: denn nicht alle heiligen Thiere wurden in jedem Theile Ägyptens verehrt. Nur allein dem Stier (der den Osiris oder die Sonne bedeutet, wenn sie in das Zeichen des Stiers tritt und die Erde befruchtet) wurde unter dem Namen **Apis** die allgemeine und zugleich höchste Verehrung gewidmet.

Der heilige Apis, dessen Dienst zu Memphis war, mußte von schwarzer Farbe sein, ein weißes Dreieck auf der Stirne, einen halbmondförmigen Flecken auf der rechten Seite und einen käferförmigen Knoten unter der Zunge haben. Er wurde bei Festen in Prozession herumgeführt, und wenn er gestorben war, so herrschte allgemeine Trauer in Ägypten, bis ein neuer, eben so bezeichneter Stier aufgefunden war, worauf er mit Prozession eingeholt und ein allgemeines Freudenfest gefeiert wurde. Man glaubte, die Seele des Osiris sei in dem Stier, nach dessen Tod sie in den neuen Stier wandre.

Die **höhere Götterlehre** der Ägyptier ist nicht leicht zu entwirren, zumal sie durch spätern Fremdeneinfluß vielerlei Veränderungen erlitten hat. Man unterscheidet drei Göttergruppen. Die erste, älteste, zählte acht große, nur durch reines Denken erkennbare Götter, von denen die drei obersten eine Götterdreiheit bilden, nämlich: 1. **Kneph** oder Knuphis (Chnubis), als der höchste, das Verborgene an das Licht rufende Gott, 2. **Phtha**, als der eigentliche Schöpfer der Welt als Materie, unter dem Symbol des Feuers (wie nicht minder auch des Wassers), und 3. **Amun** (bei den Griechen Jupiter Amon), den man aber auch mit dem Kneph als Eins darstellte.

Amun ist mit dem Kopf eines Widders, des ersten Zeichens im Thierkreise, abgebildet. Er heißt auch Amun-Re d. i. Amon als Sonne. Sein Cultus war in Asien und Afrika sehr verbreitet, noch ehe der Osiriscultus aufkam.

Aus dieser ersten Götterreihe gieng eine zweite hervor, welche zwölf Götter enthielt und den zwölf Zeichen des Thierkreises entsprach. — Die dritte und letzte Göttergruppe enthielt fünf Götter, darunter sich Osiris, Isis und Typhon befanden, die auch bei den Äthiopen vorkamen.

Die Götter dieser drei Gruppen wurden aber nicht alle von allen Ägyptiern gleichmäßig verehrt, sondern die eine Landschaft hatte diesen, die andere jenen Gott zum Vorstand. Allen Ägyptiern gemeinsam war jedoch die Verehrung des Osiris (= Sonne, = Nil), d. i. der erzeugenden Grundkraft in der Natur, und seiner Gemahlin Isis (= Mond, = Erde) oder der befruchteten, Leben gebährenden Grundkraft in der Natur, obgleich beide nicht zu jenen beiden

obersten Götterordnungen gehörten, weil sie, obgleich Götter, doch durch menschliche Geburt, menschliche Schicksale theilten.

Osiris wird als der gute Gott vom Neide seines bösen Bruders Typhon verfolgt und getödtet, und zwar zweimal im Jahre: das erstemal im Frühjahr, d. i. von der ersten Saatzeit im März bis zur ersten Ärntezeit im Juli, von wo an dann Typhon herrscht und Menschen, Gewächse und Thiere von der Gluthhitze leiden, und Isis, d. i. das Land, nach Erquickung lechzt. Endlich erwacht Osiris, welcher unterdeß im fernen Äthiopien im Felsenbette des Nils geweilt, wieder und stürzt „schäumend und brausend über die Katarrhacten ins ägyptische Land hinab, und überschwemmt es mit seinen segensreichen Wassern, und in tausend Kanäle zerrissen wird der heilige Leib des Gnadenstroms; Isis sammelt die Stücke und begräbt sie da und dort im Lande. Wenn nun Ägypten ganz unter den Wassern liegt, dann naht die dunkle Zeit, die Tage nehmen ab, die Sonne tritt in das Zeichen des Scorpions (im November). Alle Hoffnungen sind unter den Wellen begraben: der zweite Tod des Osiris erfolgt: allgemeines Klagen durchtönt das Land, Isis sucht den gestorbenen Osiris. Aber mit dem 6. Januar (den 11. des ägyptischen Monats Tybi) beginnt die Jubelperiode: Osiris ist gefunden, d. h. die Sonne hat das Dunkel überwältigt und steigt wieder aufwärts". — Dem Typhon, als dem Repräsentanten alles Schädlichen in der absterbenden Natur, dessen Name „Schlange" bedeutet, war das Krokodil, als Sinnbild eines gefräßigen Gewürms (insbesondere der Schlange) geheiligt. — Das lebendige Symbol des Osiris war der obererwähnte Stier Apis, und die Isis wurde, unter Beziehung auf diese Symbolisirung ihres Gatten, auch mit Kuhhörnern abgebildet.

7. Ägyptische Seelenlehre. Verfall der Verfassung seit Psammitich.

Der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode in einem seligen Reiche der Todten, Amenthes genannt, in welchem Osiris unter dem Namen Serāpis als Todtenrichter herrschte, geht theils aus den, bei den Mumien liegenden Papyrusrollen, welche häufig vollständige Sammlungen von Gebetsformeln enthalten, theils aus den an den Wänden der Grabkammern befindlichen Darstellungen von den Wanderungen der Seele durch die Regionen der Unterwelt hervor.

Es wird von den Griechen erzählt, daß über jeden Gestorbenen, selbst über Könige, ein Todtengericht von 40 Kastengenossen gehalten worden sei, welches erst den Lebenswandel des Verstorbenen zu untersuchen gehabt und sich in seinem Urtheile nach dem Verhalten gerichtet habe, das dieser im Leben gegen die Priester und ihre Anordnungen beobachtet hatte. Wurde sein Leben in obiger Hinsicht vorwurfsfrei befunden, so wurde er der Bestattung für würdig erklärt. Wahrscheinlich hat aber zur Annahme eines solchen Todtengerichts Lebender über den Verstorbenen die Lehre der Ägyptier Veranlassung gegeben, daß die abgeschiedene Seele ein Todtengericht vor Osiris selbst zu bestehen habe, der ihm nach der Beschaffenheit seines Wandels auf Erden den Aufenthalt im Amenthes anweist oder verweigert. Der Zurückgewiesene mußte die traurige Wanderung durch Thierleiber antreten, und durfte erst nach 3000jähriger Läuterung wieder in einen Menschenleib zurückkehren.

Auf ägyptischen Wandgemälden sieht man öfters ein solches Todtengericht abgebildet: neben dem zu richtenden Todten steht nämlich Anubis (der Hermes der Griechen) als Todten-

bestatter mit einer Schreibtafel, auf welcher die Tugenden und Sünden des Verstorbenen verzeichnet sind, um über seine Aufnahme in den Amenthes zu entscheiden. — Doch darf man den sittlichen Gehalt dieses Gerichts nicht allzuhoch anschlagen, weil die in den obenerwähnten, auf Papyrusrollen vorkommenden Gebete nur solche „Sündenbekenntnisse" enthalten, die im Grunde nur „Tugendbekenntnisse" sind, wie z. B. Ich habe weder den König, noch meinen Vater verunehrt; ich habe nicht die Unwahrheit geredet; ich habe nichts Verbotenes gegessen, keine Ceremonien unterlassen u. s. w. — Zur wahrhaftigen Erkenntniß der Sünde gehört freilich ein höheres Licht, als die Weisheit der Ägyptier enthielt! —

Die ägyptische Seelenwanderung folgt übrigens, wie die indische, aus der Vorstellung, daß Alles, was aus der Weltseele ausgeflossen, wieder in dieselbe zurückkehren müsse, wenn es zuvor von allem Materiellen, zu dem es herabgesunken war, gründlich gereinigt sei.

Mit dem Glauben an die Fortdauer der Seele hieng auch die Sorgfalt für die Erhaltung des Leichnams zusammen, den man daher durch Einbalsamirung (Mumisirung) unverweslich zu machen suchte. Diese Mumien wurden in den oben beschriebenen Todtenkammern beigesetzt.

Die Einbalsamirung geschah gewöhnlich mit einer Art des Berg-Asphalts, das auf persisch Mum heißt und zu diesem Zwecke nach Ägypten eingeführt wurde. Daher der Name Mumien, welcher nicht ägyptisch ist. — Die näher untersuchten Mumien haben zum Theil auf der linken Seite unter der Achselgrube eine Öffnung, die sich bis in den Unterleib erstreckt, theils sind sie auch ganz unversehrt. Die bloß mit Asphalt angefüllten sind bräunlich, schwer, geruchlos, und zerbrechen nicht leicht; die mit einer Mischung von Asphalt und balsamischen Harz angefüllten sind leicht und zerbrechlich, und geben einen Wohlgeruch, wenn man etwas davon auf Kohlen wirft; — die, bei welchen auch salzige Substanzen (Natrum) mit angewandt wurden, haben eine schwärzliche, pergamentartige Haut, etwas entstellte Gesichtszüge, wenig Haare. — Alle diese haben an mehreren Körpertheilen Vergoldungen.

Die Mumien, bei denen man keinen Einschnitt gewahrt, wurden durch Einspritzung salziger Stoffe behandelt, und haben fast keine menschlichen Gesichtszüge mehr; bei manchen derselben wurde noch eine Asphaltsorte eingebracht. Solche Mumien sind die gemeinsten und haben einen widerlichen Geruch. — Alle Arten von Mumien sind künstlich in 15 bis 20 Binden eingewickelt, die mehr oder minder fein sind, und von denen eine über die andere gelegt ist. Auch das Gesicht decken mehrere Stücke Leinwand als eine Art Maske. Die Binden sind gewöhnlich mit Hieroglyphen bemalt. — Die Mumien der Vornehmeren finden sich in Doppelsärgen, so nämlich, daß ein Sarg aus auf einander gelegter Leinwand von einem Sarge aus Sykomorus- oder aus Cedernholz umschlossen und dieser mit einem Gypsüberzug umgeben ist, welchen Hieroglyphen zieren. Die Gestalt der Särge ist wickelpuppenartig.

Die altägyptische Lebensweise in Religion, Sitte und bürgerlicher Verfassung erhielt seit Psammitich's Umwälzung, also seit 650 v. Chr., durch die nahe Verbindung mit griechischen Lebenselementen wesentliche Veränderungen, wiewohl im Ganzen, ungeachtet der despotischen Regierung seiner Könige, der Einfluß der Priester noch fortherrschend blieb, der sich besonders durch die fortbestehenden Kasten zu erhalten wußte.

Ungeachtet aller Wirrnisse, in welche Ägypten von da an fiel, erhielt sich die Kasteneinrichtung, wenn auch nicht mehr ganz in der angegebenen Zahl, durch die persische, griechische und römische Zeit hindurch; ja die Römer konnten in der Folge den ägyptischen Volksgeist nur dadurch wieder einigermaßen beleben, daß sie die alte Kastenverfassung benutzten, wie denn auch wirklich nur durch dieselbe sich die ägyptische Kunst und Wissenschaft erhalten konnte. Während bei den

Mysterien der Priester fortwährend eine sogenannnte reinere, speculative Religionslehre vorgetragen wurde, verlor sich, wie schon Pindar andeutet und Herodot bemerkt, der Volkscultus in die schauder- und gräuelhaftesten Götzengebräuche.

5. Kapitel. Die Chaldäer oder Altbabylonier.

Das Land zwischen dem Euphrat und Tigris, diesen zwei großen aus den armenischen Gebirgen entspringenden Strömen, ist im Norden rauh und gebirgig, in den mittlern und untern Gegenden eine fruchtbare Ebene, welche in der Bibel Sinear, bei Profanschriftstellern in ihrem oberen Theile — dem mittleren Stromlande — Mesopotamien, in ihrem südlichen Theile — dem untern Stromlande — Babylonien hieß. Dieser letztere Landestheil war von jenem an dem Puncte, wo die beiden Flüsse sich am meisten einander nähern, durch die medische Mauer getrennt.

Bei der Beantwortung der Frage, ob die nach der Sprachen- und Völkerscheidung im alten Sinear zwischen dem Euphrat und Tigris wohnen gebliebene Bevölkerung die Cultur, welche dort frühe schon bestand, beibehalten und bewahrt habe, oder ob sie nach dem durch die eingetretene Verwirrung etwa entstandenen Verluste jener früheren Cultur in der Folge von Außen her einen neuen Anstoß erhalten habe, — muß man zuvörderst die im gebirgigen Norden jenes Landes (in Arrhapachitis) wohnenden, jedenfalls in Rohheit verfallenen, räuberischen Chaldäerstämme von denjenigen Chaldäern ausscheiden, welche — in der Bibel Chasdim genannt — von jeher in den erwähnten mittleren und untern Gegenden jener Stromlande wohnten.

Auch diese letzteren mußten (wenn man die von dem chaldäischen Priester Berosus oder Berossus, der im 3. Jahrhundert v. Chr. schrieb, aufbewahrte Landessage in Betracht zieht) von einer früheren Cultur, wie sie vor der Völkerscheidung Statt hatte, herabgesunken sein und sollen später dann vom Meere her durch ein „Fischthier" Namens Oannes, d. h. wohl durch eine, aus fremdem Lande auf Schiffen über die südliche Meergränze herkommende Colonie, die Elemente einer neuen Bildung wieder empfangen haben. Und wirklich erhellet aus Andeutungen der heiligen Schrift sowohl, als auch griechischer Schriftsteller, daß diese Chaldäer (Babylonier) ihre erneuten Bildungseinrichtungen — sei's durch Vermittlung des Carawanenhandels oder (was mit jener Sage übereinstimmt) der Schifffahrt — über den persischen Meerbusen herauf, sei's aus dem südlichen Arabien oder aus Indien, erhalten haben.

Wenigstens hat der Name Oannes Ähnlichkeit mit dem Namen Sâvanna, der ein Beiname des indischen Meergottes Varunas war. — Nur versetzt Berosus jene durch „Oannes" gebrachte Cultur in die vorsündfluthliche Zeit, in welcher 10 Könige über dieses Land geherrscht hätten; von der Sündfluth an bis zur Zeit der Eroberung Babyloniens durch den Perser Cyrus nimmt er sieben Dynastieen an.

Jener **Nimrod**, ein Sohn des Kusch (Äthiopiens, auch Indiens) und Bruder Mizraim's (Ägyptens), den die Bibel mit dem Beinamen „gewaltiger Jäger

vor (d. i. im Angesicht oder wider) Jehovah" bezeichnet, ist vielleicht nichts anderes, als der aus der Kriegerkaste hervorgegangene Führer einer kuschitischen, d. i. ägyptisch-äthiopischen Priestercolonie, die entweder von dem, alle Niederlassungen leitenden Orakel des Amun dahin ausgesendet worden war, oder vielmehr in Folge einer sectirerischen Auflehnung (denn Nimrod bedeutet „Empörer") wider die übrige Priesterschaft, von Äthiopien oder Ägypten ausgewandert und nach Babylonien gezogen ist, woselbst sie den Dienst des Bel (Belus, in der Bibel Baal, d. i. Herr, darunter die Sonne verstanden ist) eingeführt hat. Er hatte in dem von Nimrod beherrschten Babylon (d. i. Hof des Baal), und zwar auf jener von den Noachiten begonnenen Thurmstätte seinen Tempel, der zugleich Sternwarte war.

Dieser chaldäische Bel (bei den Indern Heli, bei den Griechen Helios, bei den keltischen Druiden Belenus, altnordisch Bal-der) ist in der einen Auffassung mit dem äthiopischen Jao (= Brahma), in der andern mit dem äthiopisch-ägyptischen Amun (Jupiter-Ammon) ein und derselbe. — Der Belusthurm, dessen Grundlage oben (I. 4, 1.) näher angegeben ist und an dessen Stätte noch mächtige Ruinen zu sehen sind, hatte nach der Beschreibung der Alten die Form eines Vierecks, davon jede Seite eine halbe Viertelstunde lang war. In der Mitte des auf einem großen Hügel stehenden, (gegen 200 F. hohen), noch vorhandenen Unterbaus stand ein viereckiger Thurm mit acht Absätzen, um deren jeden rings herum ein Aufweg mit Ruhebänken gieng. Auf dem letzten Thurmabsatze erhob sich erst der eigentliche Tempel mit einem gepolsterten Sitz und einem goldenen Tisch, jedoch ohne irgend ein Bild. — Die jetzt daliegenden Trümmerhaufen mit den großen Massen verglaster Ziegel führten ehehin auf die Muthmaßung, man habe in diesen Trümmern die Überreste des babylonischen Thurms der Bibel vor sich. Allein die systematischen Untersuchungen des gelehrten englischen Obersten Rawlinson kamen zu folgendem Ergebniß. Er stieß bei den von ihm im Herbst des Jahres 1854 veranstalteten Ausgrabungen auf verborgene Nischen eines blosgelegten Mauerwerks und entdeckte zwei große Cylinder, die so gut erhalten sind, wie sie „vor länger als dritthalbtausend Jahren von Nebucadnezar in diesem Versteck niedergelegt worden waren". Aus den Keil-Inschriften dieser Cylinder entzifferte Rawlinson, daß der Tempel, dem jene Trümmer angehören, ursprünglich vom König Merōdach-adan-akhi am Schluß des 12. Jahrhunderts v. Chr., wahrscheinlich zur Feier seines Siegs über den neuassyrischen König Tiglath-Pilesar I, erbaut worden; daß er nachher zerfiel und deshalb von Nebucadnezar um 580 v. Chr. fast ganz neu wieder aufgebaut worden. Aus diesen Inschriften geht ferner hervor, daß dieser Bau der „Tempel der sieben Sphären" hieß und dem chaldäischen Planetensystem gemäß angelegt war. Zu dem Ende standen 7 Stockwerke übereinander und jedes trug die dem besondern Planeten, dem er gewidmet war, zukommende Farbe, welche den Ziegeln eingebrannt war. Daraus war zu schließen, daß die Verglasung der Ziegel, die dort herumliegen, nicht durch einen zerstörenden Brand entstanden, sondern absichtlich so gemacht war. Das sechste, dem Planeten Mercur geweihte, blau verglaste Stockwerk war einem langen und starken Feuer ausgesetzt worden, um diese Farbe herauszubringen. „Diesem Schlackenaufsatz verdankt man auch die vergleichungsweise Erhaltung des Gebäudes, dessen untere Stockwerke dadurch vor den Einflüssen der Witterung geschützt wurden, während er zugleich ein festes Fußgestell für das oberste Stockwerk bot, so wie auch für den Altar, der wahrscheinlich die Spitze krönte".

Die Ruinen dieses Thurms führen heute noch den Namen „Birs-Nimrud", d. i. Nimrodsburg. Es ist überhaupt diese Ruinenmasse, ihrem Grundbau nach, das einzige Baudenkmal, das, noch dazu nur zum Theil, von der Macht der Altbabylonier zeugen kann. Denn da es in diesem ebenen Lande an Felssteinen fehlt, und alle Bauten aus gebranntem Thon, den man mit Erd-

harz (Asphalt) verband, errichtet wurden, so konnten sie — in ihrem Total-Zusammenhalt — der Zerstörung der Zeit und der Menschenhände nicht so leicht widerstehen, wie die Steinbauten in Indien, Äthiopien und Ägypten, obwohl die einzelnen Ziegel- oder Backsteine, die man dort mit einer auf ihnen befindlichen Keilschrift findet, sehr dauerbar waren.

Der eigentliche Vater der Entzifferung der Keilschrift ist der Deutsche Grotefend, und Lassen führte diese Kenntniß weiter, durch seine Entzifferung persischer Inschriften, worin auch Burnouf Verdienste hat. Die eigentliche Begründung dieses neuen Zweiges der Philologie aber verdankt man dem obgenannten Rawlinson, brittischem Residenten in Bagdad. Dieser gelehrte Forscher gab über die Methode seiner Entzifferung vor einigen Jahren in der „Kön. Asiatischen Gesellschaft" zu London persönlich folgende Mittheilung: „Den ersten Schlüssel zur Lesung der assyrischen Keilschrift habe ihm die Inschrift des Darius Hystaspis bei Besitun gegeben, welche neben diesem in persischer Sprache geschriebenen Edict eine gleichlautende Übersetzung desselben in assyrischer, beziehungsweise babylonischer Schrift und Sprache enthält. Seitdem habe er viele tausend Keil-Inschriften studiert und analysirt, nicht bloß Felsen-Inschriften, die in wenigen Zeilen eine königliche Bekanntmachung enthalten, sondern ausführliche Urkunden, architectonische Berichte, wissenschaftliche Vorschriften, Gebete, Anrufungen, die ganze Geheimlehre chaldäischer Religion und Philosophie. In allen wesentlichen Puncten sei das Babylonische bloß ein altes Hebräisch, von gleichen Wurzeln, einem ganz analogen grammatischen Bau, mit einem sehr ähnlichen Conjugationssystem und größtentheils identischem Wörterschatz. Die große Schwierigkeit, das Babylonische und Assyrische zu lesen und zu verstehen, liege erstens in der außerordentlichen Zahl der angewandten Schriftzeichen, unter denen man bloß an Vocalbezeichnungen über 300 zählt, sodann in ihrer verschiedenen Bedeutung, indem ein und derselbe Schriftzug oft zur Bezeichnung von 6 oder 7 verschiedenen Silben angewandt wird". Bereits konnte Rawlinson 3000 bis 4000 Monogramme registriren, glaubt aber, daß wenigstens 20000 solcher Zeichen im Gebrauch waren, und bis diese alle bestimmt gelesen seien, könne man die Sprache noch nicht vollkommen bemeistert heißen. — Seine Forschungen bestätigten bereits viele Angaben der heil. Schrift. Mancher Chaldäismus in den ältesten Büchern der Bibel, besonders in den poetischen Stücken, der bisher den Hebräisten als Neuerung im Text erschienen, sei fortan mehr als ein Archaismus zu betrachten, wie er vielleicht schon im Munde Abraham's und seiner Zeitgenossen gelebt. — An Rawlinson schloßen sich Hinks und Oppert in Bezug auf assyrische Keilschrift an.

Neben dem Bel, als Sonnengott, wurde die Baaltis als Mondgöttin, welche als Symbol der gebärenden Naturkraft den Namen Menî, auch Mylitta führte, verehrt und ihr ein äußerst sinnlicher Cultus gewidmet, welcher auf die Sittlichkeit der Babylonier den verderblichsten Einfluß hatte.

Die Chaldäer hatten denselben Gestirndienst, wie die Ägyptier, den sie nur, insbesondere was den astrologischen Theil desselben betrifft, genauer ausbildeten und mit mannigfaltigem Aberglauben vermischten. Besonders wurde der Aberglauben der Nativitätstellerei bei ihnen stark getrieben, indem sie annahmen, daß die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Menschen auf Glück und Unglück, Leben und Tod des Neugebornen Einfluß hätten. So waren ihnen die Planeten Jupiter und Venus wohlthätige, Mars und Saturn verderbliche Mächte, Merkur je nach seiner Stellung von bald gutem, bald bösem Einflusse. Mit Beziehung auf Sterndeuterei war überhaupt der ganze Tempeldienst eingerichtet. — Jedem Gestirn des Thierkreises, wie der Planetenreihe, stand

ein besonderer Gott vor, der seinen eigenen Cultus und seine eigenen Priester hatte, die vom Ertrag der Tempelgüter lebten.

Alle Wissenschaft und Kunst war natürlich auch hier in den Händen eines erblichen Priesterstandes, der Kaste der Mager (oder Magier), die auch vorzugsweise Chaldäer (oder Chasdim) hießen und von welchen ungewiß ist, ob sie mit den vorzoroastrischen Magiern des Zendvolks in einigem Zusammenhang standen. Eben ihre astronomischen Kenntnisse nannte man vorzugsweise die chaldäische Wissenschaft.

Die Babylonier verstanden übrigens zuerst (?), wie Herodot sagt, eine Mittagslinie zu ziehen und den Sonnenstand oder die Tagesstunde zu bestimmen. Auch hatten sie Sonnenuhren und wußten nicht nur, daß 223 Mondserneuerungen beinahe 19 Sonnenjahre ausmachen, sondern erfanden auch, zur Ausgleichung des noch bleibenden Unterschiedes „eine astronomische Periode von 600 Jahren", und was dann noch als kleiner Unterschied blieb, multiplizirten sie mit 6, um ihn durch Division noch kleiner zu machen. — Sie hatten auch ein festes System der Maaß- und Gewichtseintheilung. Auch die Buchstabenschrift hatten sie aus ihrem frühern Stammlande mitgebracht.

Die treffliche Bodencultur dieses Landes reicht in die früheste Zeit hinauf (I. 4, 1.), hat aber durch die Ankunft jener neuen Beherrscher gewiß noch viele Verbesserungen erfahren. Der im Westen das Land begränzende Euphrat, dessen Gewässer wegen seiner flachen Ufer leicht überströmen, und der östlich tiefer liegende Tigris mit seiner reißenderen, nur zu gewissen Zeiten austretenden Strömung machten mannigfache Wasserbauten nöthig, um den Anbau der zwischenliegenden Ebenen theils durch Dämme und Deiche vor Verheerung zu sichern, theils viele und große Kanäle und künstliche Seen zu ermöglichen. Daher gehörte dieses Land zu den fruchtbarsten und reichsten Ländern der Erde.

Der Fleiß, mit dem die Babylonier ihrem Boden seine üppigen Erzeugnisse abgewannen, führte sie auch zu einer hohen Ausbildung der Gewerbe, unter denen die Leinwand- und Wollenwebereien, so wie die Purpurfärbereien obenan stehen, so daß chaldäische oder babylonische gefärbte Gewänder und fein gewobene Teppiche im ganzen Orient berühmt waren. Zu jenem Bodenertrag und diesem Gewerbfleiß kam die glückliche geographische Lage des Landes — zwischen zwei schiffbaren Strömen und deren Verbindung mit dem persischen Meere und durch dasselbe mit dem Indus, so wie durch Karawanenzüge mit dem Mittelmeere — so daß sich frühe ein lebhafter Handelsverkehr mit andern Ländern, namentlich mit Armenien, Persien, Bactrien und Indien, mit Kleinasien, Syrien und Phönizien, mit Arabien, Ägypten und Äthiopien bildete, und Babylonien ein Stapelplatz für die aus dem Osten und Süden in den Westen wandernden Waaren wurde, dadurch der Reichthum und die Macht der Chaldäer hoch stieg.

Die Vorzüge dieses, von der Natur so begünstigten Landes überdauerten selbst die verheerendsten Kriegszüge und Bedrückungen späterer Eroberer, und erst als durch die Europäer (mittelst der Auffindung des Seeweges nach Indien) der große Welthandel aus einem Landhandel zu einem Seehandel wurde, sanken die Städte, die dort im Laufe der Zeit nach einander geblüht haben, dahin.

Der Glanz des zuerst dort gestifteten Staates, den man das altbabylonische Reich nennt, dauerte bis zu einer unbestimmten Zeit, in welcher die Einfälle der kriegerischen Stämme der nördlichen und östlichen Gebirgsgegenden seinen Bestand erschütterten, bis es (nach Berosus mit dem Ausgang der fünften „arabischen" Dynastie) seine Unabhängigkeit an die Assyrier verlor und eine von Unterkönigen regierte Provinz Assyriens wurde. Zwar machte sich einer dieser Unterkönige, Nabonassar (in der Bibel Merōdach-Báladan) 747 v. Chr. unabhängig. Als er aber von einem Andern ermordet, und dieser wieder von dem (neu-) assyrischen Könige Sanherib besiegt und gefangen worden war, blieb Babylonien von 711 v. Chr. an unterworfen, bis es nach dem Sturze des assyrischen Reichs wieder als ein selbstständiges „neubabylonisches" oder „chaldäisch-babylonisches" Reich hervorgieng. (III. 8.)

6. Kapitel. Die Alt-Assyrier.

Die Assyrier, welche ursprünglich dem semitischen Stamme angehörten, hatten anfänglich ihre Sitze in Sinear (Mesopotamien oder Babylonien), waren aber vor der einbrechenden Macht des Nimrod (K. 8.) an den Ober-Tigris und Ober-Euphrat gewichen und hatten dort wahrscheinlich mit noch andern Völkerstämmen, namentlich indo-persischen, vermischt, unter ihrem Führer Assur neue Sitze gegründet, die im W. und S.W. an Mesopotamien, im O. an Medien und im S.O. an Susiana gränzten, also das heutige Kurdistan umfaßten. Obgleich Gebirgsland (denn es ist von einem Zweig des Taurus, dem Zagrus (jetzt Zaghrosch) durchzogen, gestattete es doch wegen seiner vielen, zum Stromgebiet des Tigris gehörenden Flüsse in seinen mannigfaltigen Thalebenen theilweise einen sehr ergiebigen Anbau. — Da also diese Alt-Assyrier dort wahrscheinlich mit noch andern Völkerstämmen untermischt waren, so enthielt auch ihre Religion und Sprache gemischte Bestandtheile.

So hatten sie unter ihren Göttern einen Gott der Finsterniß, Namens Nibehas, der auf medopersischen Ursprung (= Arihman), und einen Gott Adrammelech (Feuerkönig = Moloch), der auf babylonisch-ägyptischen Ursprung deutet, während ihre Planetengottheit ♀ Anahid dasselbe ist, was bei den Ägyptiern Mendes, bei den Babyloniern Meni oder auch Mylitta (Derkéto), bei den Phöniziern Astarte und bei den Persern Mithras bedeutet.

Aus diesem Anfang erwuchs Assyrien allmählig durch Eroberungen zu einem großen Reiche, als dessen Gründer Ninus und Semiramis angeführt werden, die aber wohl, wie bei allen alten Priesterstaaten, mythisch aufzufassen sind. Ninus, Sohn des Sonnengottes Bel, erscheint als Stifter der Stadt Ninive, die er am Tigris aus der, auf seinen Eroberungen in Babylonien und Armenien, in Medien und Bactrien gemachten Beute erbaut haben soll. Seine Ermordung durch seine Gemahlin Semiramis, einer Tochter der vorhin genannten Göttin Meni; die Regierung der Semiramis für ihren unmündigen Sohn Ninyas; ferner die Bemühungen dieser Königin um die Verschönerung Babylon's, Ekbatana's und anderer Städte, so wie um die Verbesserung in den Einrichtungen

ihres weiten Reichs durch Kunststraßen, Kanäle, Dämme rc.; endlich ihre Eroberungszüge in Afrika und Asien, von denen der letzte, aber verunglückte, gegen Indien gerichtet war, — alle diese sagenhaften Momente scheinen das Unterliegen der Priesterherrschaft des Bel und den Sieg und die Ausbreitung der Priesterherrschaft der Göttin Meni oder Mylitta zu bedeuten.

Durch Ninyas, welchem Semiramis zuletzt die Herrschaft übergeben mußte, worauf sie verschwand, scheint die Priestermacht gebrochen und die Herrschaft weltlicher Könige in Assyrien aufgerichtet worden zu sein, unter welcher die frühere ohnedieß geringere Cultur dieses Volkes vollends zurückblieb, und kriegerische Rohheit, verbunden mit einer durch Menschenopfer verunstalteten Religion, keine höhere Richtung zuließ.

M. Niebuhr setzt den Anfang der Machtperiode Assyriens nach Berosus in das Jahr 1273 v. Chr., in welche Epoche auch erst die Gründung Ninive's durch Ninus und Semiramis gehöre. Denn daß diese Hauptstadt keine ältere Gründung ist, gehe aus glaubhaften Zeugnissen hervor, was auch ihre Lage beweise. „An der Gränze von Gebirg und Ebene, an dem Scheidepuncte der Hauptstämme Vorderasiens gepflanzt, an einem dominirenden Puncte, dem Kreuzwege zwischen Kleinasien, Syrien, Babylonien, Medien, Armenien, und in einer Örtlichkeit, welche die Umschanzung der ganzen herrschenden Nation gestattete, trägt Ninive den unverkennbaren Stempel einer Hauptstadt, welche ein großer Eroberer gründete, um von dort aus die Zügel seines Reichs zu halten, — nicht den Stempel einer alten Stadt, die erst zum Mittelpunct eines Reiches erwuchs". Ninive ist „der Schlußstein des Werks eines großen Eroberers" und seine Gründung gleichzeitig mit der des großen Reiches. — Der Umfang dieses Reiches erstreckte sich über Sinear (bis zum Meere) nebst dem Tiefland am Tigris und um Susa (also über Elam), über das Gebirgsland des Zagros, über das gesammte Medien, über Armenien, Kappadocien und Syrien bis zum Fluß Halys. In der Mitte dieses Ländergebietes lag das Stammländchen Assur an den Abhängen des Zagrosgebirgs bis zum Tigris hinab, ein Bezirk, der sammt seinem nächsten Zubehör kleiner war, als jedes der obgenannten unterworfenen Länder. Ob noch andere Länder den Niniviten botmäßig waren, ist eben so ungewiß, als die Nord- und Ostgränze des oben angegebenen Länderumfangs am Schlusse der vorgedachten Periode. Und diesen Umfang hatte das Reich noch, als es im ersten Viertel des 8. Jahrhunderts v. Chr. in das klarere Licht der Geschichte eintrat. Sehr wahrscheinlich jedoch ist es, daß sich jene Eroberungen der Semiramisperiode im ersten Sturme noch weiter über die angegebenen Gränzen hinaus, z. B. westlich auch über Vorderkleinasien, östlich über den Indus bis Bactrien, nördlich über die Kaukasuslande, südlich noch tiefer in Syrien hinab erstreckt haben, daß aber beim Nachlassen des ersten Eroberungssturms (ganz der Natur asiatischer Reiche gemäß) die äußersten Glieder, deren Verband um so loser war, als sie von der Hauptstadt entfernter lagen, verloren giengen.

Die mit Ninyas beginnende Despotenherrschaft zählt dreißig auf einander folgende Könige, alle aus der Dynastie des Ninyas, meist weichliche, in der Unthätigkeit des Palastlebens vegetirende Fürsten, von denen der letzte, Namens Tonoskonkoleros, zubenamt Sardanapal I (eigentlich Sardanapallos) einem Aufstande erlag. Überdrüssig nämlich eines so weichlichen Gebieters und angereizt durch den babylonischen Priester Belĕsys, brachte der medische Statthalter Arbaces (Arbakes) die Meder und Babylonier zu einer Empörung. Dreimal von dem sich ermannenden Sardanapal zurückgeschlagen, wollte Arbaces die Unternehmung aufgeben, ließ sich aber von Belesys zu einem nochmaligen Ver-

suche gegen die Stadt Ninive selbst bereden. Dieser gelang und Sardanapal's Herrschaft nahm 888 v. Chr. ein Ende.

Gieng auch das Reich dadurch noch nicht eigentlich zu Grunde, indem Assyrien und Babylonien, vereinigt, als „neuassyrisches Reich" unter Belesys und dessen Nachfolgern fortbestand: so wurde es doch durch die Abtrennung Mediens geschwächt, welches unter Arbaces sich als ein unabhängiges, durch Baktrien und andere Nebenländer verstärktes Reich herausbildete. Den wichtigsten der sogenannten neuassyrischen Könige werden wir in der Geschichte Israels (III. 7, 2 ff.) begegnen.

Einige glauben jedoch mit Recht, kein eigentliches neuassyrisches Reich annehmen zu müssen, weil ein solches auf einem Irrthume des griechischen Geschichtschreibers Ktesias beruhe, der die oben angegebene Schwächung des assyrischen Reichs unter Sardanapal I mit der völligen Auflösung desselben unter Sarak, den man auch Sardanapal II heißt, verwechselt habe (III. 8, 2.). Versteht man indeß unter der Benennung „neuassyrisches Reich" bloß den oben bezeichneten Dynastieenwechsel, verbunden mit der Abtrennung Mediens, so kann man gegen diese Bezeichnung nichts einwenden. — Der Name Sardanapal wird übrigens auf Monumenten gewöhnlich Assur-adon-pal oder Assar-don-pal oder Assar-danapal gelesen. Es liegt darin der Character der Herrschermacht und bedeutet so viel als Großherr von Assur, wenn gleich es auch vorkam, daß einige assyrische Könige der ältern, wie der neuern Dynastie diesen Namen als Einzelnamen führten. — Nach Rawlinson gab es eine obere und eine untere assyrische Königsdynastie. Mit der Thronentsetzung des assyrischen Königs Phul durch Tiglath-Pilesar II 774 v. Chr. sei die obere Dynastie nach einer Dauer von 526 Jahre erloschen, und mit diesem Tiglath-Pilesar die untere Dynastie eingetreten. S. unten III. 7, 1.

7. Kapitel. Die Alt-Meder.

Medien gränzt westlich an die assyrischen und armenischen Gebirge, östlich an das kaspische Meer (Parthien und Hyrkanien), nördlich an den Araxes (einen Nebenfluß des Kyrus, der in das kaspische Meer fließt) und südlich an Persien. Sein nördlicher Theil (später Klein-Medien, jetzt Aderbeidschan genannt) war gebirgig, kalt, unfruchtbar und nur von räuberischen Stämmen bewohnt, unter welchen Marder, Caspier, Cadusier, Geten genannt werden; der südliche Theil, Groß-Medien, dagegen enthielt herrliche Weidetriften und war reich an Getreide und Früchten (darunter Citronen und Pomeranzen, die von dort nach Europa kamen): daher Medien schon in der frühesten Zeit einen lebhaften Karawanenhandel trieb, durch den es um so reicher wurde, da die großen Handelsstraßen durch seine Gränzen liefen. Besonders berühmt waren die durch feinen Stoff und prächtige Farben im ganzen asiatischen Alterthum ausgezeichneten medischen Gewänder.

Das in sechs Stämme getheilte Volk der Meder war ein Bruderstamm des Zendvolks, der Inder und der Perser, also ein Zweig des arischen Urvolks (II. 1, 1. und 2, 1). Daher heißt Medien in der Sanskritsprache Arjaka, woraus das neuere Irak entstanden ist; auch enthielt es ein Gebiet mit Namen Ariana, und noch nennen die Armenier das medische Volk Ari, d. h. Arja, und

ihr Land Arikh, d. i. Arjaka. Im Norden des Landes herrschte die Zendsprache, im Süden die Pehlwisprache, ein Dialect der Sanskrit, vor. Vermöge dieser Stamm- und Sprachverwandtschaft hatten die Meder die nämliche Religion, wie das ihnen am nächsten stehende Zendvolk, nämlich nicht nur alle Grundzüge des Sabäismus, sondern auch Zoroaster's Lehre und Staatsverfassung (K. 1.), welche schon lange vor der Einführung einer weltlichen Despotie Eingang bei den Medern gefunden haben muß.

Schon frühe kam aber das Land in die Abhängigkeit der altassyrischen Könige, von denen es durch eigene Statthalter (Satrapen) regiert wurde. Nachdem es sich 888 durch Arbäces (K. 6.) von den Alt-Assyriern befreit hatte, bestand es eine Zeit lang als ein selbständiges Reich, welchem unter andern Nebenländern nicht nur das Stammland der Perser, sondern auch die Alt-Baktrer oder das Zendvolk untergeben war, dessen Priesterkaste (die Magier) von da an im altmedischen Reiche die herrschende wurde, wenn auch ihre Macht durch die von Arbaces eingeführte Kriegerherrschaft gebrochen erscheint.

Diese von Arbaces gegründete, durch die Priestermacht beschränkte Monarchie, welche wahrscheinlich nur in einer Art Richteramt über die sechs medischen Stämme bestand, scheint unter seinen Nachfolgern in Verfall gekommen zu sein. Diesen führte ein von dem damaligen Richter-König **Deïoces**, auch Artäus genannt, beleidigter vornehmer Perser noch mehr dadurch herbei, daß er einen Theil des Perserstammes zum Abfall brachte, mit den nördlich im Gebirge wohnenden, wilden Kardusiern (Karduchiern) in Medien einfiel, den Deïoces schlug und das ganze Land verwüstete.

Die dadurch entstandene Verwirrung scheint hierauf Deïoces dahin benützt zu haben, daß er sich, ohne auf einen Widerspruch der übrigen medischen Stammeshäupter zu stoßen, mit einer Leibwache umgab und die feste Herrscherburg und Stadt Ekbatäna gründete. So kam's, daß von da an (710 v. Chr.) **Deïoces** zu einer unumschränkten Königsgewalt in Medien gelangte, und wohl nur aus dieser Ursache von Herodot erster König der Meder genannt wird.

Nach Rawlinson's Conjectur (welcher M. Niebuhr beistimmt) ist Deïokes = Astyages = Ashdahak, und bedeutet keine einzelne Person, sondern es wird damit nur „der medische König im Allgemeinen" bezeichnet. — Der vorige Herrschersitz der medischen Könige war wahrscheinlich Baktra in der zu ihrem Reiche gehörigen Provinz Baktrien, wohin auch der Zendavesta den gewöhnlichen Sitz der ehemaligen Könige des Zendvolks legt. — Die Stadt Ekbatäna (jetzt Hamadan) mit ihrer Burg lag in der reizenden, vom Orontes her bewässerten Ebene. Eine Plattform und eine einzige Säule, nebst zwei Tafeln mit Keilschrift, sind heut zu Tag die einzigen Spuren seiner einstigen Größe. Eine andere Stadt Mediens war das in der Geschichte des Tobias vorkommende Rhages (Rhagä), berühmt durch seine Pferdezucht im nisäischen Gefilde. Gaza galt als Sommerresidenz — Phraata (auch Proaspa genannt) als Winterresidenz der nordischen Könige. Der älteste Herrschersitz derselben war wahrscheinlich Bactra in der zum medischen Reiche gehörigen Provinz Bactrien, wo noch früher auch die iranischen oder Zend-Könige ihren Sitz gehabt hatten.

Des Deïoces Sohn, **Phraortes** (pers. Frawartish), brachte den Perserstamm wieder in eine Art von Abhängigkeit von Medien und machte einen Versuch, Assyrien zu erobern, büßte aber sein Leben bei einem Angriff auf die Stadt

Ninive ein. Sein Sohn Kyaxares I (pers. Uwa-kschatara), welcher sich die westlichen Nachbarvölker bis zum Flusse Halys in Kleinasien unterwarf, während die Ostländer, insbesondere Iran, von den Scythen verheert wurden, war es, welcher nach Vertreibung der Scythen sich mit dem babylonischen Unterkönig Nabopolasar verband und im Jahre 625 v. Chr. diesem neuassyrischen Reiche ein Ende machte (III. 8, 1).

Mit dem Namen Scythen bezeichnete man die zahlreichen kriegerischen Völkerstämme, die in dem heutigen Südrußland bis nach der Tartarei und Tübet hin wohnten. Durch die auch in Scythien wohnenden Massageten vorwärts gedrängt, zogen sie in der Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. über den Jaxartes (jetzt Sir), vertrieben die am kimmerischen Bosporus (der jetzigen Straße von Kaffa) wohnenden Kimmerier, und machten von da Streifzüge in's südliche Asien.

8. Kapitel. Die Alt-Perser.

1. Stammsitz. Die persischen Stämme.

Das südlich von Medien gelegene Stammland der Perser, die selber sich Artäer nannten und ein Zweig des arischen Urstamms waren, heißt bei den Griechen Parsis, in der Bibel Elam, noch jetzt Fars oder Farsistan und war von den alten Landschaften Susiana, Medien, Karmanien und dem persischen Meerbusen umgränzt. In seinem nördlichen Theile ist es ein wildes Gebirgsland, voll steiler Höhen und tiefer Schluchten, dazwischen aber auch voll schöner Matten und Triften, welche gegen Nordosten eine größere Ausdehnung und ein milderes Klima haben und in den grünen, fruchtreichen Ebenen der Flüsse Araxes (jetzt Bendemir) und Kyrus (jetzt Kur) den überraschendsten Anblick gewähren; während gegen den Süden des Landes herab das Gebirg absteigt und die Hochebenen und Steppen sich zuletzt in heiße Wüsten verlieren: so daß also die Natur dieses Landes sich theils für das herumziehende Hirtenleben, theils für das stetige Ackerbauleben eignet.

Nach diesen beiden Beschäftigungen theilte sich denn auch das Stammvolk der alten Perser: vier Stämme von ihnen lebten nomadisch, waren aber auch zugleich tapfere Reiter; drei andere Stämme (darunter der Stamm der Germanier) trieben Ackerbau; und noch drei, über jenen beiden stehende Stämme enthielten durch Grundbesitz und Geburtsadel bevorzugte Geschlechter. Der vornehmste darunter war der Stamm der Pasargaden, dessen edelstes Geschlecht, das der Achämeniden, dem Volke seine Könige gab, welche aus den drei herrschenden Stämmen nicht nur ihre Hofumgebung bildeten, sondern auch alle ihre Heeres- und Reichsbeamten wählten, so daß also eigentlich von diesen drei edlen Stämmen das Geschick und die Geschichte des nachmaligen persischen Reichs abhieng.

Daß die alten Perser Stammverwandte des Zendvolks, so wie der Meder waren, ist schon berührt worden (II. 1, 1). Bei den Wanderungen des Zendvolks und seiner Ansiedlung am Dschihun ward erwähnt, daß verschiedene Stämme desselben theils in andern westlichen Landschaften sich ansiedelten, theils ihrer

Nomadenweise treu blieben. Zu jenen gehörten die oben geschilderten medischen Stämme, die allmählig durch Landbau und Handel reich wurden und mit dem brüderlichen Zendvolk anfangs in Handelsverbindung blieben, bis sie nach dem Untergang des altassyrischen Reichs als selbständige Macht das Zendvolk in sich aufnahmen. Zu diesen, dem Nomadenleben treu gebliebenen ehemaligen Stämmen des Zendvolks nun gehörten die genannten zehn persischen Stämme, die von den Alten als ein abgehärtetes, dauerhaftes Bergvolk geschildert werden.

Aus dieser Verwandtschaft erklärt sich auch die leichte Verschmelzung sowohl der Meder und Baktrer (des Zendvolks), als auch der Meder und Perser, so wie die baldige Annahme ihrer Religion, die von den Baktrern auf die Meder, von diesen auf die Perser übergieng.

Das Bergvolk der Perser war sammt den Medern und Baktrern oder östlichen Iraniern (II. 8.) frühe unter die Oberhoheit des altassyrischen Reichs, und späterhin nach dem Untergang desselben in die Oberhoheit des 888 durch Arbaces (II. 7.) gestifteten medischen Reiches gekommen. Von diesem blieb es, mit Ausnahme einer vorübergehenden Lostrennung im kardusischen Kriege (K. 7.), bis zu der Zeit abhängig, in welcher es durch Cyrus seine selbständige und übermächtige Weltstellung einzunehmen anfieng, von der unten (III. 9.) weitere Rede sein wird.

2. Medopersischer Cultus. Staatseinrichtung.

Aus allen Nachrichten des Alterthums erhellt, daß von den Medern nun die ganze religiöse und politische Einrichtung auf das persische Reich übergieng, in welchem das medische Volk durch den Geist der vom Zendvolk überkommenen Priesterkaste der Magier stets das geistig bedeutendste blieb. Daher heißt auch das neuentstandene Reich ein medisch-persisches, indem zwar der medische Priesterstamm den Haupteinfluß auf die persischen Staatsangelegenheiten erhielt, aber der persische Stamm (der ungeachtet dieser mit ihm vorgehenden religiös-politischen Veränderung doch gar manche seiner vorigen Sitten und Gewohnheiten fortbehielt) stets der äußerlich herrschende war.

Was nun zunächst den medo-persischen Cultus betrifft, so beruht derselbe ganz auf der Lehre Zoroaster's, und es findet sich hier derselbe Naturdienst, insbesondere der Gestirndienst des Thierkreises und der Planeten (z. B. der Sonne, des Mondes, der ♀ als Mithras 2c.) dieselbe einfache bildliche Darstellung derselben, dieselben astrologischen Beziehungen auf die öffentlichen und privaten Geschäfte des Lebens, wie dort. Nur mochte die durch eine lange Zeit hindurch gegangene Überlieferung so wie eine Beimischung babylonischer (also ägyptisch-äthiopischer) Elemente den altzoroastrischen Cultus in einigen Stücken verändert haben. Vorherrschend war bei den alten Persern die Verehrung des heiligen Feuers (Licht-Äthers), des Sinnbildes der schaffenden Kraft

der Gottheit, woraus selbst Ormuzd hervorgieng, und welchem noch die spätern persischen Könige ein tägliches Opfer brachten. Nach dem Feuer erst kam die Verehrung der Sonne, nach deren Aufgang auch das Antlitz gewendet werden mußte, und zu deren Dienst beständig auch heilige Rosse von weißer Farbe gehalten wurden.

Auch die Staatseinrichtung, die schon bei den Medern durch den Einfluß der Magier ihre größere Ausbildung erhalten hatte, läßt auch im persischen Reiche den Hofstaat des Königs mit seinem religiös-politischen Ceremoniel, nach dem Muster des medischen, als ein Abbild des himmlischen Ormuzdreiches erscheinen. Die Wächter dieses Hofceremoniel's waren die Priester, welche dadurch — gegenüber der despotischen Gewalt des Königs, der das ganze Land und Volk als Eigenthum ansehen und behandeln durfte, — einerseits die gekränkten Rechte der Nation vertraten, anderseits selbst, als die angemaßten Vertreter der Gottheit, ihre Hierarchie aufrecht zu erhalten suchten.

So wie um den Lichtthron des Ormuzd die sieben höchsten Lichtgeister (Amschaspands) stehen, so ist, wie ehemals in Baktrien, nun auch der persische König, als der abbildliche Stellvertreter der allmächtigen Gottheit, von sieben obersten Hofbeamten umgeben, die jene Lichtgeister vorstellten, während das göttliche Gesetz selbst, nach welchem er Recht zu sprechen hatte, durch einen höchsten priesterlichen Rath repräsentirt war, der, aus Richtern, Wahrsagern, Zeichendeutern 2c. bestehend, über alles, was der König that und vornahm, zu wachen und alle vom Volk an ihn kommenden Gesuche nach dem strengsten Recht zu beurtheilen hatte.

Nur brachte es das im persischen Staate vorhandene Übergewicht des Despoten mit sich, daß diese Räthe und Richter sich selbst vor dessen Macht beugen und vor seinen Strafen zittern mußten, die er besonders dann mit Strenge, ja mit Grausamkeit über sie verhängte, wann sie sich eine Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Auch band sich der König nicht immer an ihren Ausspruch, wenn dieser seiner Neigung nicht entsprach, so daß sie ihren Rath nicht selten diesen Neigungen anzupassen suchten, um ihre Hofstellen, die sie gewöhnlich lebenslänglich bekleideten, nicht zu verlieren. Wie denn einst, als der (weiter unten vorkommende) König Kambyses sie fragte, ob eine Heirath mit seiner Schwester nach dem Gesetze erlaubt sei, ihre Antwort dahin ausfiel: „es gäbe zwar kein Gesetz, das eine solche Heirath beföhle; aber es sei ein Gesetz vorhanden, daß der König der Perser thun könne, was ihm beliebe". So wurde die durch des Königs Allmacht jeden Augenblick gefährdete Herrschaft des göttlichen Gesetzes zur Heuchelei und das ganze Regierungssystem zur offenbarsten Lüge.

Eben wegen dieses weltlichen Despotismus konnte die zoroastrische Staatslehre nicht nach ihrem ganzen Umfange bei den Persern Anwendung finden, was sich auch noch aus dem Umstande ergiebt, daß sich bei den Persern keine eigentliche Kasteneinrichtung ausgebildet findet, in so fern zwar ein, noch

dazu nicht geschlossener Krieger- und Ackerbauerstand, jedenfalls aber keine eigentliche Handwerkskaste vorhanden war, die freilich bei einem erobernden Volke, wie es die Perser waren, nicht wohl entstehen konnte.

3. Das Hoflager des Perserkönigs.

Zum Hoflager des Königs, dessen Palast die Pforte oder das Thor hieß, gehörte auch ein zahlreiches Heer, das meist aus Reiterei bestand und nach Völkerschaften abgetheilt war, worunter natürlich die eigentlichen Perser den ersten Rang einnahmen und insbesondre die königliche Leibwache der „Unsterblichen" bildeten.

Mit dem durch die Beute der Eroberungen steigenden Luxus mehrte sich die Zahl der nach Rangstufen geordneten Hofdiener, so daß täglich 15,000 Menschen von des Königs Tische speis'ten. Die höhern Hofbedienten hießen, weil sie meist aus dem Stamm der Pasargaden genommen wurden, „Verwandte des Königs", und auch sie wurden von Jugend auf im strengsten Ceremoniel erzogen, — wie denn überhaupt alles, was über die Sitten und die Lebensweise der Perser von den Alten berichtet wird, sich nur auf die herrschenden Perserstämme, nicht auf die übrigen ihrer Herrschaft unterworfenen Völker bezieht, die man sich gewöhnlich unter dem Namen Perser vereinigt denkt.

Zum Hofe des Königs gehörte auch die schon bei den Medern vorkommende Einrichtung des Harem's, den die herrschende Sitte der Polygamie nöthig machte. Die im Harem befindlichen, aus den verschiedenen Provinzen des Reiches entnommenen Weiber mit den ihnen vorstehenden Eunuchen machten die allernächste Umgebung des Königs aus, und verschafften sich dadurch auf dessen Person großen Einfluß, der, je schwächer der Fürst war, desto leichter in eine Art Vormundschaft ausartete, vermöge deren sie mit dem Regenten die Regierung in die Hand bekamen und nicht selten den Thron nach Willkühr besetzten.

Die Eifersucht und Herrschsucht steigerte sich oft unter den Gliedern des Harems zu solcher Höhe, daß das Innere eines solchen Hofes oft das abschreckendste Bild menschlicher Leidenschaften gewährte. Unter diesen Weibern wurde eine als die rechtmäßige Gemahlin angesehen und behandelt, und mußte als solche meist aus dem königlichen Geschlechte der Achämeniden sein, obgleich das Beispiel der Esther beweis't, daß auch Ausnahmen von dieser Regel gemacht wurden, wie denn überhaupt Esther's Geschichte uns in das Innere eines solchen Harem's, seiner Etikette und seiner Ränke einen belehrenden Blick thun läßt.

Der Erstgeborne der Hauptgemahlin sollte der Thronfolger sein; aber die ganze Haremseinrichtung machte gar oft die Thronfolge unsicher; auch wurde durch den Harem im Grunde der Staatsrath entbehrlich, der eben dem Einflusse der begünstigten Gemahlin, oder der Königin-Mutter, oder der Eunuchen, in Unterwürfigkeit sich fügen mußte.

Das Hofleben des persischen Königs trug, von einer andern Seite betrachtet, noch einigermaßen das Bild des ehemaligen, nur jetzt „auf den höchsten Gipfel des Luxus getriebenen Nomadenlebens" an sich, welches sich darin zeigte, daß der Hof in den drei verschiedenen Jahreszeiten seinen

Aufenthalt wechselte, und den Frühling zu Ekbatana, den Sommer in Susa, den Winter in Babylon zubrachte, um nicht nur stets den Genuß eines milden Himmelsstriches, sondern auch einer, in der Wanderung selbst liegenden Veränderung zu haben. Solche Umzüge glichen bei dem unermeßlich großen Hofgefolge förmlichen Heereszügen, durch welche die Provinzen, welche durchzogen wurden, nicht wenig litten, indem diese die täglichen Bedürfnisse jenes Gefolges durch Lieferungen der besten Landeserzeugnisse befriedigen mußten.

4. Altpersische Landesverwaltung. Satrapenregierung.

Da das ganze Land, so weit es die Eroberungen der Perserkönige umfaßten, als Eigenthum des Königs betrachtet wurde, so zwang man die besiegten Völker zu Geldtributen, welche alle, sammt den Einnahmen aus den Regalien (z. B. aus den Bewässerungs- und Fischereizöllen, aus eingezogenen Gütern Bestrafter und aus freiwilligen Geschenken der Unterthanen) in die Privatkasse des Königs floßen, aus der er seinen Günstlingen Geschenke reichte. Nur die Provinz Parsis war von allen Tributen frei. Der Unterhalt des Königs, des Hoflagers und des Heeres wurde nicht aus dieser Kasse bestritten, sondern aus den Naturalabgaben jedes Landesbezirkes, die einem jeden nach Maaßgabe seiner Fruchtbarkeit auferlegt waren. Mit denselben wurden auch die Hofdiener besoldet (oder eigentlich beköstigt), mit Ausnahme der Vornehmsten, welche Anweisungen auf Ortschaften, Städte oder Ländereien erhielten, aus denen sie ihre Einkünfte auf Lebenszeit bezogen. — Der auf diese Weise am Hoflager zusammenströmende Überfluß an den besten Landeserzeugnissen hatte daher auch jene Üppigkeit und Schwelgerei zur Folge, wodurch die Perser nachher so „berüchtigt" wurden.

Die Provinzen wurden von Satrapen (sanskr. Kshatrapâs) oder Statthaltern verwaltet, von denen jeder eine dem königlichen Hofe nachgebildete Hofeinrichtung hatte und auch in ähnlicher Weise, wie der König aus dem ganzen Lande, seine Geld- und Natural-Einkünfte aus den verschiedenen Theilen seiner Provinz zog und davon jährlich eine gewisse Summe in den königlichen Schatz abliefern mußte. Auch diese Satrapen, welche gewöhnlich Brüder, Schwiegersöhne oder sonstige Verwandte des Königs waren, lebten in der größten Üppigkeit, wie denn z. B. dem Satrapen von Babylon die Einkünfte von vier Ortschaften bloß zur Fütterung seiner indischen Jagdhunde dienten.

Die Satrapenregierung, welche dem persischen Reiche mit allen großen Despotenreichen gemein war, hatte bei den Persern im Anfange „den Vorzug der Trennung der Civil- und Militärgewalt": für gute Verwaltung und fleißigen Anbau des Landes hatten die Satrapen, für die Sicherheit des Landes eigene Befehlshaber der in den Provinzen vertheilten königlichen Truppen zu sorgen, — so daß, so lange diese Trennung bestand, Ordnung und Wohlstand gedieh. — Die Rechte des Königs am Hofe eines jeden Satrapen wurden durch einen königlichen „Schreiber" (Commissär) gewahrt, durch den die königlichen

Befehle an den Satrapen gelangten; Widerspenstigkeit gegen diese Befehle von Seite des Satrapen wurde mit schneller Hinrichtung bestraft. Alle Jahre untersuchte ein besonderer königlicher Bevollmächtigter an der Spitze eines Heeres die Verwaltung der Satrapen und verfuhr mit ihnen nach Befinden.

Als aber nach und nach die Satrapenmacht nicht nur durch die Vereinigung der Civil- und Militärgewalt, welche den Weg zu Empörungen bahnte, sondern auch durch die Vereinigung mehrerer Satrapieen unter Einem Statthalter in's Übermäßige stieg, war eine Überwachung dieser übermüthigen Beamten nicht mehr möglich: sie thaten nun, was sie wollten und schloßen sogar mit Ausländern nach Gefallen Verträge, weßhalb des Reiches Verfall unaufhaltsam hereinbrach, wie sich dieß weiter unten im Verlauf der griechischen Geschichte zeigen wird.

5. Persisches Kriegswesen.

Die ursprüngliche Nomadennatur der Perser zeigte sich auch in ihrem **Kriegswesen**, indem ihre Heere größtentheils aus Reiterei bestanden und ihre Heereszüge durch das Mitschleppen von Weibern, Kindern und aller beweglichen Habe das Aussehen von Wanderungen hatten. Da sie ihre Provinzen durch Eroberungen bekamen, so konnten sie dieselben nur durch große Truppenbesatzungen erhalten, die von den Provinzen ernährt werden mußten. In jeder Provinz waren Truppen für das platte Land und Besatzungen in den Städten aufgestellt. Jene, nicht diese, waren alljährlich strengen Musterungen unterworfen, behufs welcher das Land nach den Musterplätzen in Militärdistricte eingetheilt war. Diejenigen Musterungen, die auf dem, der Hauptstadt nahen Musterplatze abzuhalten waren, wurden vom Könige selbst, die auf den übrigen Musterplätzen von einigen dazu abgeordneten Feldherren gehalten. — Die Zahl der Heere war bedeutend, da jeder Unterthan kriegspflichtig war; und die Zusammenziehung großer Heere geschah ziemlich schnell. Außer diesen Heeren hatte nicht nur der König, sondern auch jeder Satrape seine Haustruppen.

Ursprünglich bestanden sämmtliche Truppen wohl nur aus den Persern; allmählig nahm man auch Miethvölker dazu, insbesondre tapfere Nomadenstämme, z. B. Hyrkanier, Parther, Saker, späterhin vorzüglich die gewandten Griechen, — eine Gewohnheit, durch die allmählig der kriegerische Muth der alten Perser in Abnahme kam. In außerordentlichen Fällen der Noth erfolgte ein allgemeines Aufgebot durch's ganze Reich, und die Zusammenziehung der verschiedenartigsten Völkerschaften mit ihrem Familienwesen und Gepäcke, so wie ihre Vorwärtsbewegung und ihre endliche Aufstellung gab eines der ungewöhnlichsten und verwunderlichsten Schauspiele. (V. 3, 1.)

Von den merkwürdigen Bauresten der alt-persischen Zeit und von der aus ihren Sculpturen und Inschriften (der Keilschrift) hervorgehenden Richtigkeit der oben angegebenen Züge des persischen Religions- und Regierungswesens so wie von den weitern Geschicken dieses Volks und seiner Könige wird sowohl in der israelitischen, als auch besonders in der griechischen und macedonischen Geschichte das Nähere beigebracht werden.

9. Kapitel. Die Phönizier.

1. Abstammung. Landesbeschaffenheit. Städteeinrichtung und Städtebund.

In den Gegenden zwischen dem Euphrat und dem Mittelmeere bis hinab an die arabische Gränze wohnten ursprünglich syrische Stämme, die dem großen aramäischen Völkerstamme angehörten, der ein Zweig des semitischen war. Die Bewohner der Mittellande oder der weiten und fruchtbaren Ebenen (wozu auch die fruchtbare Thalebene Hohlsyrien oder Cölesyrien zwischen dem Libanon- und Antilibanon-Gebirge gehörte) trieben Acker- und Weinbau, und nach Beschaffenheit des Bodens auch Viehzucht, besonders Schaafzucht, und hatten daher einen mehr friedlichen Character, obgleich die Beherrscher einzelner darin befindlicher kleiner Staaten, wie namentlich des fruchtbaren Damascus, späterhin zuweilen auch erobernd aufzutreten suchten.

Die südlichen, Arabien sich nähernden Ebenen Syriens nahmen den Character von Wüsten an, in denen bloß Nomaden ohne feste Sitze umherzogen, so daß nur das mitten in der Sandwüste liegende Thadmor (oder Palmyra) als frühester Sammelplatz der indischen und persischen Karawanen, welche nach den Küstenstädten des Mittelmeers zogen, einen frühbewohnten, fruchtbaren Culturplatz darboten.

Dagegen waren die Bewohner der schmalen Küstenlande des Mittelmeers nicht nur vermöge ihrer durch das Meer bedingten Lebensart, sondern auch großentheils durch ihre Abkunft von ihnen verschieden. Denn schon frühe waren diese Küsten von hamitischen, insbesondre kananitischen, Völkerstämmen bewohnt (denn Sidon heißt in der mosaischen Völkertafel der erste Sohn Kanaans). Sie waren höchstwahrscheinlich vom persischen Meerbusen hergekommen, hatten sich mitten unter jener syrischen Bevölkerung niedergelassen, und gewannen durch ihre vorherrschende practische Regsamkeit, die Herrschaft nicht nur über die semitische Umgebung, sondern auch, in dieser Verbindung mit ihr, über das Meer. Dieß ist das im ganzen Alterthum hochberühmte Volk der **Phönizier**, die also auf diese Weise bald dem semitischen, bald dem kanaanäischen (oder hamitischen) Völkerstamme beigezählt werden, und nicht bloß den Küstenstrich am Libanon, sondern auch südlich davon den westlichen Theil Palästina's bis hinab gegen Arabien bewohnten.

Ihr Land, der schmale Küstenstrich am Libanon, war eines der kleinsten der alten Welt, nur etwa 25 Meilen lang und höchstens 4 bis 5 Meilen breit, arm zwar an Früchten, aber reich an Buchten und Häfen für die Schifffahrt, so wie an kostbarem Bauholz, das der Libanon abwarf, ein Waldgebirg, das Phönizien durchziehend zum Theil Vorgebirge in's Meer entsendet, theils sich in seinem Nebenzweige, dem Antilibanon, östlich nach Syrien hineinzieht. Diese Landesbeschaffenheit machte seine Bewohner schon frühe zu einem seefahrenden Handelsvolk, das jene Küsten und die nahe davorliegenden In-

seln mit unzähligen Städten und Anlagen seines Kunstfleißes besetzte, unter denen von Norden nach Süden Arädus, Tripolis, Byblus, Berytus (Berothah, jetzt Beirut), Sidon (jetzt Saida), Sarepta, Tyrus die wichtigsten waren, so daß schon der Anblick des, einer „ununterbrochenen Stadt“ gleichenden Küstenstriches, in Verbindung mit den vielen Häfen und mächtigen Flotten „den höchsten Begriff von dem Reichthum, der Macht und dem unternehmenden Geiste seiner Bewohner erwecken“ mußte.

Die Entstehung der phönizischen Städte war indeß eine allmählig aufeinander folgende; eine war von der andern eine Colonie und als die älteste von allen wird **Sidon** mit ihrem unverwüstlichen Hafen genannt. Von ihr dann ward (nach einer von Herodot mitgetheilten phönizischen Priesternachricht um das Jahr 2740 v. Chr.) durch Gründung des Herkulestempels die Stadt **Tyrus** (in der Bibel Zor) gestiftet, die späterhin jene ihre Mutter an Macht und Glanz übertraf und wiederum die Gründerin anderer Colonieen wurde. Doch ist zu bemerken, daß der Glanz von Sidon und Tyrus, so wie der eigentliche, von diesen Hauptstädten ausgehende Welthandel zu der Zeit, als Ägypten bereits seine höchste Blüthe unter Sesostris erreicht hatte, noch nicht vorhanden war.

Wie überhaupt Syrien in der ältern Zeit nie zu Einem Staate vereinigt war, so waren auch die Phönizier nicht unter Einem Oberhaupte, sondern jede Stadt mit ihrem Umgebiet war unabhängig von der andern und hatte einen erblichen König an ihrer Spitze, dessen Gewalt durch einen, aus den vornehmsten Geschlechtern bestehenden Stadtmagistrat, so wie auch wohl durch eine mächtige Priesterklasse beschränkt war, und dessen Einkünfte aus dem Handel floßen.

Das Bedürfniß gemeinsamer Vertheidigung gegen Angriffe von Außen trieb aber frühe die phönizischen Städte zu Bündnissen untereinander, und zu gewissen Zeiten machten sie einen großen **Städtebund** aus, an dessen Spitze als Vorort zuerst Sidon, nachher Tyrus stand. In solchen Bundesverhältnissen standen nachher auch die Colonieen, welche von Phönizien ausgehend in fremden Ländern gegründet wurden.

2. Handels- und Gewerbsthätigkeit der Phönizier.

Der Handel der Phönizier war theils Seehandel, theils Landhandel. Ihr Seehandel gieng ursprünglich aus der Seeräuberei hervor oder war mit ihr verbunden, indem die Phönizier zuerst die Inseln und Küsten der Griechen heimsuchten, ihnen Kleinigkeiten verkauften und dabei Kinder raubten, um sie in Asien als Sclaven zu verkaufen. Später, als die Griechen selbst ein Seevolk wurden, brach der Verkehr zwischen beiden so ziemlich ab, und die Phönizier, den Griechen ausweichend, richteten ihre Blicke weiter über die Meere, um den bei ihnen zusammenströmenden Waaren in fernen Ländern Absatz zu verschaffen.

Ihre Kauffahrteischiffe hatten in der Regel eine becherrunde Form (γαῦλος). Ihr großes Waarenschiff wird in der Bibel Tarsisschiff genannt. Als Begleitschiffe der Waarenschiffe dienten die Ruderschiffe (βάρκαδες, Barken). Außer diesen hatten sie auch Kriegsschiffe. Die Segelfertigkeit ihrer Schiffe war weit größer, als sie gewöhnlich angenommen wird. Movers in seinen phönizischen Alterthümern III, 8. weist nach, daß, während bei den Hellenen 1000 Stadien auf eine Tag- und Nachtfahrt als durchschnittlich galt, für die Phönizier 1300 Stadien als Normalmaaß einer Tag- und Nachtfahrt anzunehmen war. Sie fuhren also schneller, als die venetianischen Galeeren im Mittelalter. Daher der Vorsprung der Phönizier vor den Griechen, was weite Seefahrten betrifft.

Den Landhandel, der bedeutend war, betrieben sie durch Zwischenhändler, meist Nomaden. Er gieng südlich (nach Arabien, Palästina, Ägypten, Äthiopien, östlich nach Syrien, Babylonien und Ostindien, nördlich nach Assyrien und den Kaukasusländern.

Die Verbindung zwischen den Euphratländern und dem Mittelmeere wurde durch drei Handelsstraßen unterhalten: 1) durch die Königsstraße, welche Damascus, Hamath, Ribla und Thapsakus berührte; 2) durch die Straße über Thadmor durch die Wüste; 3) durch die Straße, welche von Ägypten durch die syrische Wüste nach dem untern Euphrat führte. Längs der erstern Straße lagen die wichtigen Städte Edessa, Nisibis, Haran u. a. — Besonders lebhaft war der phönizisch-arabische Karawanenhandel; ebenso der phönizisch-ägyptische: denn Ägypten war in der ältern Zeit nicht so abgesperrt, als man annahm, wenn auch die ägyptische Regierung den Fremdenverkehr sorgfältig überwachte. Die Handelssperre, welche Psammitich aufgehoben haben soll, scheint (nach Niebuhr und Movers) ein zum Vortheil der Phönizier eingerichtetes Privilegium gewesen zu sein.

Zu den durch den See- und Landhandel in den phönizischen Städten sich aufstapelnden Waaren fremder Länder kamen noch überdieß die Erzeugnisse, welche der eigene Kunstfleiß der Phönizier hervorbrachte. Von diesen Erzeugnissen nahmen schon im hohem Alterthum die phönizischen **Webereien** und **Färbereien**, namentlich die schönen sidonischen Gewänder und der **prächtige** tyrische Purpur, den ersten Platz ein. Andere wichtige und berühmte phönizische Producte waren **Glaswaaren**, schön gearbeitete Geräthschaften und Putzsachen aus Bernstein, Gold und Elfenbein.

Unter Purpur hat man sich aber nicht bloß jene hochrothe Farbe vorzustellen, welche man aus dem Safte der Purpurschnecke gewann, deren beste Gattung an den phönizischen und südlichen Küsten des Mittelmeers durch Köder gefangen wurde; sondern es gab auch violetten Purpur aus einer andern Art von Schalenthieren, die namentlich an den italischen und sicilischen Ufern gefangen wurden; ferner schwarzen Purpur aus Muschelthieren besonders des atlantischen Oceans; endlich blauen, gelben, weißen und gemischten Purpur aus Muschelthieren anderer Gattung. Doch gab es auch Färbereien, zu denen man Färbekräuter gebrauchte. Es wurden alle Arten von Stoffen, vorzüglich aber Wolle gefärbt. — Die vorzüglichsten Färbereien waren zu Tyrus, die vorzüglichsten Webereien zu Sidon, obwohl natürlich andere Städte dergleichen Arbeiten auch fertigten.

Zur **Glasbereitung** nahm man den Sand oder das Nitrum, das sich im südlichen Phönizien am kleinen Küstenflusse Belus fand, der am Fuße des Berges Carmel entsprang. Ihre wichtigsten Glashütten waren zu Sidon und Sarepta; doch wurde das Glas weniger zu Trinkgeschirren verwendet, als um damit Wände und Decken auszulegen.

Unter den fremden Producten, die zu einem Theile unter phönizischen Händen Bearbeitung erfuhren, befand sich Gold aus Arabien und Spanien; feine Wolle

aus Syrien und Arabien (wo das Fettschaaf zu Hause ist), Weihrauch, Myrrhen, Zimmet, Cassia, Laudänum (ein wohlriechendes Harz), Balsam, Salben, Ebenholz, Edelsteine ꝛc. aus Arabien; Baumwollenstickereien und Getreide aus Ägypten; Elfenbein aus Indien und Äthiopien; Bernstein von der Nordsee; Waizen, Rosinen, Öl, Wein aus Palästina und Syrien; Pferde aus Arabien, seltene Thiere aus Indien, fertige Kleider, ungefärbte Stoffe aus Babylonien. Sclaven und Sclavinnen, auch Kupfer, aus den Kaukasusländern.

Ein wichtiger Theil des phönizischen Handels war der Sclavenhandel. Hauptmarktplätze für Sclaven waren in Syrien und in Griechenland (besonders auf der Insel Delos). — Silber als Geld war in der ältesten Zeit auf die semitische Welt (auf Phönizien und die Nachbarländer) beschränkt. Dieser Geldverkehr war, je näher an Phönizien, desto älter, allgemeiner und unbeschränkter, — je weiter im Osten oder Westen von diesem Centralpuncte des alten Handels entfernt, desto später erscheint Silber als Tauschmittel.

Die Phönizier hatten „das bedeutende national-ökonomische Verdienst, die Silberwährung eingeführt zu haben". — Silber in großer Menge fand man nur in Tartessus; von da brachten aber die Phönizier solche Massen in den Verkehr, daß sich das Silber eine Zeit lang zum Gold wie 1 : 20 verhielt, während im Alterthum das normale Verhältniß das von 1 : 10 war. Später kam durch die Phönizier auch das Ophirgold in Verkehr. (Movers a. a. O.) — Auch das aus Babylonien stammende Gewichtssystem verbreitete sich (wie Böckh nachgewiesen) durch die Phönizier zu den Völkern Westasiens.

Im phönizischen Handelsstande waren drei Klassen von Kaufleuten zu unterscheiden: 1) solche, die auf die Dauer einer Jahreszeit reis'ten, 2) solche, die ein oder mehrere Jahre lang auf Reisen giengen, 3) Niederlassungen von Kaufleuten in der Fremde (oft an fernen Küsten, wo sie in den Handelsstädten theils Geld- und Wechslergeschäfte trieben, theils Rheder oder Schiffseigenthümer (*ναύκληροι*), theils Großhändler (*ἔμποροι*), theils Kleinhändler oder Krämer (*κάπηλοι*) waren. Die Rheder und Großhändler allein bildeten eigene Gilden.

3. Phönizische Colonieen.

Die Aussendung phönizischer Colonieen hatte wohl schon frühe Statt, da der Verkehr mit so vielen Völkern, besonders mit uncultivirten, dadurch geregelt und gesichert werden mußte. In der Regel wurden sie also zunächst, um die Handelsverbindung mit den fremden Ländern zu erweitern, ausgesendet; oft aber hatten sie den Zweck, sich in guter Weise desjenigen Theils der Volksmasse zu entledigen, welcher in großen Handelsstädten so leicht zu Empörungen und gewaltsamen Staatsumwälzungen geneigt ist.

Der Unterschied zwischen den Colonieen der alten Priesterstaaten und den Colonieen der Handelsstaaten liegt darin, daß es jenen ursprünglich hauptsächlich (oder wenigstens zugleich) um Verbreitung ihrer Religionsansichten und der damit zusammenhängenden Sittigung roher Stämme — diesen bloß um Erweiterung ihrer Handelsvortheile und der zu diesem Zwecke nöthigen Civilisirung roher Völker —, beiden aber zugleich dabei um Erlangung der, ihre Interessen sichernden und bewahrenden Oberherrschaft über ihre Umgebung zu thun war. Die Anlegung von Pflanzstätten des Handels konnte daher nicht ohne Tempelgründungen Fortgang gewinnen; doch war die daraus etwa hervorgehende sittliche und wissenschaftliche

Bildung dem Kaufmann als solchem mehr ein untergeordneter, von ihm weniger beobachteter Zweck, da das Ziel seiner Civilisationsbestrebungen mehr die Erweckung des Luxus und der sinnlichen Bedürfnisse, als eine auf Mäßigkeit gegründete sittliche Ordnung war.

Vortheilhafter dagegen unterscheidet sich die schöpferische Thätigkeit handeltreibender Völker wesentlich von der mehr zerstörenden, höchstens auf Vergrößerung abzielenden Thätigkeit militärischer Despotenstaaten: denn wenn Occupationen der letztern meist von dem Verfalle der bürgerlichen Freiheit und nicht selten der Cultur begleitet waren, so gieng doch aus den Colonieen von Handelsstaaten eine gewisse bürgerliche Freiheit und Bildung hervor, die dann zugleich wieder eine erneuernde und belebende Rückwirkung auf das Mutterland hatten, oder wenigstens den Geist des Mutterlandes, wenn auch nach dessen leiblichem Untergange, noch in ferne Zeit hinaus bei sich erhielten. — Dieß war auch der Fall mit den phönizischen Colonieen.

Die Richtung des phönizischen Colonieensystems gieng von Osten nach Westen rund um die Inseln und Ufer des Mittelmeers, die sie allmählig mit unzähligen Küstenstädten besetzten. Die frühesten Colonieen, deren Gründung zwischen 1500 und 1000 v. Chr. fiel, legten die Tyrier auf den östlichen griechischen Inseln an, darunter Cypern mit der Hauptstadt Citium (worauf sich der Ausspruch des Propheten Jesaias 23, 21. bezieht), dann **Kreta**, Rhodus, Thasos für sie die wichtigsten waren.

Als der griechische Volksstamm mächtiger wurde und jene Inseln nebst den Küsten Vorderasiens und Italiens in Beschlag nahm, pflanzten sich die Phönizier auf Sizilien und Sardinien, vorzüglich aber auf der mittlern Nordküste Afrika's (dem jetzigen Tunis) an, wo unter ihren vielen bortigen Pflanzstädten Uttika die älteste war, die spätere und bedeutendste aber **Karthago** wurde, welches Dido, die Schwester des tyrischen Königs Pygmalion, stiftete, die vor diesem ihrem Bruder mit den Schätzen ihres von ihm gemordeten Gatten dorthin floh. (880 v. Chr.) Von dem mächtigen Handelsstaate, der sich aus dieser Gründung entwickelte, wird in der römischen Geschichte weiter die Rede sein.

Weiter westlich besetzten sie die balearischen Inseln; vor allem aber trachteten sie in **Spanien** Fuß zu fassen, dessen Gold- und Silberreichthum das Hauptziel ihrer Wünsche und Anstrengungen war. Hier in Spanien besetzten sie „die südlichen Theile des jetzigen Andalusiens, außerhalb und innerhalb der Meerenge von der Mündung des Anas (Guadiana), zu beiden Seiten des Bätis (Guadalquivir's), bis an die Gränzen von Granáda und bis Murcia", mit vielen Pflanzstädten, unter denen die Namen **Tartessus** (im A. T. Tarschisch, Tarsis, mit welchem Namen aber auch zugleich der ganze phönizische Besitz in Spanien bezeichnet wurde) und **Gades** (gestiftet 1100 v. Chr.) hervorleuchten. Insbesondere wurde diese Inselstadt Gades (auch Gadir, jetzt Cadix, auf der Westspitze der Insel Leon) ein Hauptstapelplatz der Phönizier und durch ihre feste und geschickte Lage eine der merkwürdigsten Städte der Erde.

Bei der Ankunft der Phönizier in Spanien lag dort das Silbererz so zu Tage, daß die Einwohner es nur zu schürfen brauchten, und daß sie, weil sie ihm wenig Werth beilegten, ihre gewöhnlichen Geräthschaften daraus verfertigten. Nachdem die Phönizier alle dergleichen Vorräthe an Silber und Gold gegen andere Waaren eingetauscht hatten, fiengen sie selbst an, **Berg**-

werke anzulegen und durch Sclaven auf Gold, Silber, Zinn, Blei, Eisen (Ezech. 27, 12.) graben zu lassen. Außerdem zogen sie noch Wein, Öl, Wachs, feine Wolle und Südfrüchte aus diesem Lande.

Daß die Phönizier noch weiter außer den Säulen des Herkules kamen, dort noch manche Inseln, z. B. Madeira und die kanarischen Inseln besetzten und nicht nur zu den Kassiteriden (Zinninseln) an der Südwestspitze von England und zu den Bernsteinküsten der Ostsee vordrangen, sondern auch sogar, nach Herodot's Zeugniß, auf Betrieb des ägyptischen Königs Necho (im 6. Jahrhundert v. Chr.) vom arabischen Meerbusen aus in drei Jahren Afrika umschifften, ist ohne ausreichende Gründe angezweifelt worden.

Was den Bernstein betrifft, den sie von der jetzigen preußischen Ostseeküste geholt haben sollen, so hat C. O. Müller in seinem Werke über die Etrusker nachgewiesen, daß dieses Fossil von dorther auch im Wege des Landhandels durch Germanien und mittels der Etrusker in Oberitalien nach Griechenland gekommen sei. Auch Freih. v. Ankershofen weis't (1856) nach, daß der Bernstein zu Kaiser Nero's Zeit von der Ostsee in gerader Linie südlich über Carnuntum (in Oberpannonien am südlichen Ufer der Donau, dem jetzigen Haimburg, $5^1/_2$ M. östlich von Wien) bezogen wurde.

Daß die Phönizier sogar über den Ocean nach Amerika gekommen wären, widerstreitet allerdings der Natur der Schifffahrt des Alterthums, die nur Küsten- und Inselfahrt war. Doch wäre eine Verbindung mit diesem Welttheil durch eine dazwischen liegende Insel möglich gewesen, und als solche nennt die Sage die Insel Atlantis, wenn sie je bestanden hat, deren früher Untergang oben (I. 4, 2.) berührt wurde.

Die auf der mexicanischen Goldküste aufgefundenen Ruinen von Tempeln, Palästen und Pyramiden von orientalischem, insbesondre altägyptischem und phönizischem Character deuten auf einen einstigen Zusammenhang mit der alten Welt. (S. I. 2, 3. a. E.) — Die den Handelsstaaten eigenthümliche Eifersucht trieb die Phönizier zu jener Handelspolitik, vermöge deren sie ihre nach entfernten Gegenden gerichteten Schifffahrten in ein tiefes Geheimniß hüllten, indem sie andere Schiffer durch abschreckende Mährchen von jenen Gegenden abzuhalten suchten. — Dieselbe Eifersucht führte auch oft zu Kriegen mit den Nachbarn ihrer Colonieen, wiewohl die alten Phönizier deren weniger, als ihr Tochterstaat Karthago, zu führen hatten. Ihre Kriege führten sie durch Miethstruppen, die sie in fremden Ländern, besonders in Asien, warben.

Aber auch den arabischen und persischen Meerbusen befuhren sie mit ihren Schiffen, wiewohl nicht so ungestört wie das Mittelmeer. Von der Spitze des arabischen Meerbusens aus gieng eine regelmäßige phönizische Schifffahrt nach Ophir (III. 5, 2.), unter welchem Namen nicht bloß die Südlande an den arabischen und ostafrikanischen Küsten, sondern auch noch vorzüglich der nördliche Theil der Küste Malabar im Westen von Ostindien zu verstehen ist, — während ihre Schifffahrt auf dem persischen Meerbusen nur nach Ostindien gieng.

Daß in 1. Kön. 9, 28. unter Ophir Ostindien zu verstehen ist, weist die neueste Forschung Benfey's und Lassen's aus den Namen der dorther geholten Producte nach, indem die hebräischen Formen derselben auf sanskritische zurückgeführt werden, und auch der Geograph Ritter erklärt sich für diese Annahme. Es geht dieß auch schon aus der dreijährigen Dauer der Ophirfahrt hervor. (Movers versprach nachzuweisen, daß Ophir in Afrika gelegen gewesen, ist aber durch den Tod daran verhindert worden.)

Auf diese Weise kamen die phönizischen Handelsstädte zu großen Reichthümern, so daß in der Folge Jesaias mit Recht sagen konnte: „Ihre Kaufleute sind Fürsten und ihre Krämer die Vornehmsten im Lande". —

Die Abhängigkeit der Colonieen vom Mutterlande war im Grunde sehr gering, weil das phönizische Colonialsystem zu ausgedehnt und die Entfernung der meisten Colonieen zu groß war. Bloß Handelsverbindungen und gemeinschaftliche Verehrung der Nationalgottheiten durch Opfer und Feste, die von den Gesandten der Pflanzstädte in der Mutterstadt dargebracht wurden, war das Band, das beide Theile einigte.

4. Phönizischer Nationalcultus.

Der gemeinschaftliche Cultus, welcher nicht nur die Städte im Mutterlande unter einander, sondern auch die fernen Colonieen mit dem Mutterlande in einer gewissen Verbindung erhielt, war der Baalsdienst: denn als höchste Nationalgottheit verehrten sie den babylonischen Baal oder Bel, der die Sonne in ihrem stärksten Lichte und in ihrer höchsten zeugenden Kraft darstellt und dessen Verehrung sich von Tyrus aus überall hinverbreitete, wohin tyrischer Einfluß reichte. Da „Baal" Gattungsname ist, so wird er durch ein hinzugefügtes, gewöhnlich von dem Ort oder Volk seiner Verehrung hergenommenes Beiwort zu einem Sondergott: z. B. Baal-Beryt (d. h. der zu Berytus verehrte Baal), Baal-Peor, Baal-Hammon, Baal-Sebus u. s. w. Auf diese Weise gab es viele Baalim.

Die zweite Manifestation dieses höchsten Gottes, in der er als ein Mittelwesen erscheint, durch das er auf die Welt einwirkt, und das übrigens von gleich hoher Eigenschaft mit ihm ist, kommt unter dem Namen Melkarth (d. h. Stadtkönig) vor und wurde von den Griechen auch der tyrische Herakles (= röm. Herkules) genannt.

Der Name Herakles bedeutet einen Sonnengott, Sonnenhelden, oder die durch den Thierkreis eilende Sonne, die als bald unterliegender, bald siegender Kämpfer die mannigfaltigsten mythologischen Vorstellungen erweckte. Die Mythe von Herakles (Hercules-Belus) kam den Phöniziern (von Seite ihrer hamitischen oder kanaanäischen Abstammung) aus Ägypten: denn alle Stimmen des Alterthums vereinigen sich in der Annahme, daß der ägyptische Herakles der älteste sei. Dort hieß er Som oder Chom (auch Baal-Chijun), Sohn des Amun, und dort kam auch die Vermenschlichung dieses Gottes zuerst vor, indem schon die nachher allwärts vorkommenden Grundzüge seines Wesens (seine Stärke, seine Reisen über die Erde, seine Kämpfe mit wilden Thieren, seine Bewaffnung mit Keule und Löwenhaut), den Mythus desselben schmücken. Von dort aus verbreitete sich sein Cultus und die mit diesem zusammenhängende Bildung durch Völkerzüge zunächst nach Kreta und Phönizien, von wo aus er dann durch Colonieen nach allen Richtungen hinkam, so daß also, außer von einem ägyptischen und thebaischen, auch von einem kretischen, tyrischen, griechischen, lydischen und sonst verschieden nationalen Herakles oder Herkules die Rede ist; sogar von einem indischen, in welches Land er durch die Phönizier mittels der Schifffahrt (durch das arab. und pers. Meer) allerdings hätte kommen können, wenn nicht die dem „Herakles" zu Grunde liegende Idee einer Sonnen-Incarnation überhaupt selber aus dem asiatischen Orient stammte, von wo sie auch die celto-germanischen Völkerstämme nach dem Occident brachten. — Überall bei allen Völkern, die den Heraklescultus angenommen haben, wurde der Heraklesmythus nationalisirt und

seiner religiösen, sittlichen und politischen Bedeutung eine historisch-locale und persönliche Beziehung gegeben. (S. IV. 2, 3.) — So wie der tyrische Herkules als Chom das erhaltende Prinzip darstellt, so tritt er als zerstörendes unter dem Namen Moloch auf, in welcher letztern Eigenschaft ihm Menschen, besonders Kinder, geopfert wurden, die man dem glühenden Metallbilde in die Arme zu legen pflegte.

Da auch die Verbreitung des Handels der Phönizier und ihrer Schifffahrt, so wie die damit zusammenhängende Civilisation jener (westlichen) Völker unter den Auspizien jenes ihres Nationalgottes geschah, so erklären sich daraus alle jene dichterischen Sagen von den Zügen des tyrischen Herkules, der von Kreta aus durch Nordafrika zu der Meerenge von Gibraltar und Ceuta (die beiden Säulen des Herkules) gelangt, nach Gades übersetzt, von da aus Hispanien bewältigt (aus dem er Geryons Rinder fortführt) und endlich seinen Rückweg über Gallien, Italien, Sizilien und Sardinien nimmt.

Alle von der Sonne ausgehenden einzelnen Lichtkräfte findet man auch bei den Phöniziern als theils wohlthätige, theils schädliche Gottheiten personificirt und verehrt. Das Gleiche geschah mit den abwechselnden Erscheinungen der Sonne in den verschiedenen Zeiten des Jahres und Tages, z. B. der Frühlingssonne (= Adonis), der Wintersonne (Baal-Beryt). Auch die Himmelskörper, welche von der Sonne ihr Licht erhalten, wurden als Gottheiten verehrt, darunter besonders der Mond unter dem Namen Astarte oder Astaroth (Astoreth), auch Baaltis, die als weibliche Gottheit mit der griechischen Venus Erycina und mit der babylonischen Mylitta übereinkam.

Die Verehrung derselben war, namentlich bei den Tyriern, mit dem verderblichsten Lasterdienst verbunden. Welch' einen schädlichen Einfluß überhaupt der Baals- und der Astartedienst auch auf das Volk Israel hatte, zu dem er besonders durch die tyrische Fürstin Jesébel kam, wird sich weiter unten zeigen.

Der phönizische Cultus hatte auch auf andere Völker einen großen Einfluß, und selbst die Griechen wurden unläugbar davon berührt. Aber auch umgekehrt trugen zur Religion der Phönizier die Götzendienste verschiedener andever Völker, mit denen sie in Verkehr kamen, nicht wenig bei, indem sie fast in jedem Lande, das ihre Schiffe berührten, andere Götter kennen lernten und viele derselben bei sich einführten, daher ihr Götterdienst ein sehr gemischter war. Und so wenig die Phönizier, als ein bloß auf Gewinn bedachtes Handelsvolk, sich mit Wissenschaften beschäftigten, indem von ihnen die Astronomie nur behufs der Schifffahrt und die Schreibekunst meist mit Bezug auf den Handelsverkehr getrieben und weiter ausgebildet wurde, so daß selbst die Existenz ihres Geschichtschreibers Sanchuniáthon und seines verloren gegangenen kosmogonischen Werkes in Zweifel gezogen wird: so gering war auch ihre Neigung zu eigener Aufstellung oder ernster Verarbeitung von Religionsideen. Im Leben selbst wenigstens zeigten sie einen von tieferer Sittlichkeit, besonders von Treue und Glauben entfernten, der Üppigkeit und dem Wohlleben des Reichthums ergebenen, ja im Astartedienst dem niedrigsten Laster fröhnenden Sinn, und nur ihr reger Unternehmungsgeist, der ihnen den Welthandel des Alterthums in die Hände gab und dem so viele Küstenländer ihre erste Bildung verdanken,

machte sie zu einem so berühmten Volk, dem man allerdings von dieser Seite die Bewunderung nicht versagen kann.

10. Kapitel. Blick auf die noch übrigen Culturstaaten des heidnischen Alterthums im Orient.

Noch können in der Reihe der alten Culturvölker die Chinesen aufgeführt werden, deren ungeheures Reich gegenwärtig 250,000 Quadratmeilen und eine Menschenmenge von mehr als 333 Millionen umfaßt. Dieses Reich enthält nämlich an völlig unterworfenen Ländern: das eigentliche Kaiserthum China (seiner größten Ausdehnung nach 1200 geogr. Meilen lang) mit seinen vielen Provinzen, das Mandschu-Gebiet, die Dsungarei und die kleine Bucharei; an zinspflichtigen Ländern: die eigentliche Mongolei, die Kalmükei, das Land der Kirgiskosaken, einen Theil des Landes Burut; endlich an Vasallen- oder Schutzländern: das Königreich Korea, das Königreich Lieu-kieu, Tübet und Butan.

Da es hier mehr eine allgemeine Welt- als Völkergeschichte gilt, so mögen bei diesem Volke, dessen frühere Geschichte ohnedies so dunkel ist, folgende wenige Andeutungen genügen.

Die Geschichte der eigentlichen Chinesen verliert sich gleichfalls in eine mythische Zeit, in welcher, nach ihrer Einwanderung von dem Westgebirge Kuenlun her, zwei Dynastieen genannt werden, unter deren erster der Erfinder der chinesischen Buchstabenschrift Fo-hi gelebt haben soll, und zwar zur Zeit der großen Überschwemmung, welche, ihrer Überlieferung nach, fast in dieselbe Zeit fällt, in welche von Moses die Sündfluth gesetzt wird. Im Jahr 2207 v. Chr. beginnt mit der Dynastie Hia, in deren Regentenreihe der berühmte Kaiser Yao vorkommt, eine etwas lichtere Zeit.

Die Stifter der dritten Dynastie dieser Periode, Tschinn-ung und Wu-wang 1122 v. Chr. sollen (nicht lange nach Troja's Zerstörung) mit einer Colonie aus dem Westen (man vermuthet aus Ägypten) nach China gekommen sein. Die für uns rein historische Zeit der Chinesen kann man erst vom Jahre 771 v. Chr. an rechnen, weil von da an die, bei den Begebenheiten unter der Dynastie Tong-tseu mit angeführten Sonnenfinsternisse auch chronologisch mit unserer Zeit übereinstimmen. Unter dieser Dynastie zerfiel das Reich in viele kleine Königreiche, welche häufige Kriege mit einander führten.

Von dem hohen Alter der Chinesen zeugt eine sehr frühe, in vielen Beziehungen hoch getriebene Cultur. Besonders regten die vielen und großen Wasserwege, welche ihr Land vor andern Ländern auszeichnet, schon äußerst frühe ihren Gewerbfleiß und ihre Handelsthätigkeit bis zu einem hohen Grade an. Doch ist ihre Cultur, die sich ohnedieß mehr auf das Materielle, als auf das Ideelle bezog, theils während fortgehender Kämpfe der verschiedenen Dynastieen bald mit einheimischen Fürsten, bald mit den eindringenden Tartaren und Hunnen, theils aber durch die Einseitigkeit der natürlichen Anlagen des chinesischen Volks selbst, schon sehr frühe auf der einmal gewonnenen Stufe stehen geblieben und nun gleichsam verknöchert.

Nicht einmal dadurch erhob und erweiterte sich die Cultur dieses Volks über die einmal gezogenen Gränzen, daß sich dem, durch den Dienst von Millionen Götzen erzeugten tiefen Sittenverderbniß die pantheistische Staatsreligion des Kong-fut-seu (Confucius, geb. 550, gest. 477 v. Chr.) entgegen- oder vielmehr nur zur Seite stellte. Zwar enthält diese Religion eine reinere Sittenlehre, und alle Gebildeten, mit dem Kaiser an der Spitze, huldigen ihr; da aber jene Sittenlehre doch nur auf eine bloß irdische Glückseligkeit abzielt, und die ihr beigegebene Glaubenslehre nichts als eine bloße Natur- und Schutzgeister-Verehrung ist, die noch dazu weder einen eigenen Cultus, noch eigene Priester hat: so kommt es, daß jeder Chinese, der sich zu der Lehre Kong-fu-tseu's bekennt, sich von ihr, wegen ihres Mangels an positivem Gehalt, nicht ausgefüllt fühlt, und daher noch nebenher entweder dem Fo-Dienst, d. i. der Götzenlehre des Buddha (s. II. 2, 8.) oder dem Tao-Dienst ergeben ist, d. i. der Götzenlehre des Tao, deren Gründer Laokiun oder Laotseu gegen das Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. lebte und manche Lehren des Judenthums, die er von den in der babylonischen Gefangenschaft lebenden Juden aufgegriffen hatte, in die Masse seiner heidnischen Irrlehren gemengt hat.

Dazu kommt, daß die Chinesen, gleich wie die Japanesen und Tübetaner, schon frühe eine ununterbrochen strenge Abgeschlossenheit gegen den Völkerverkehr beobachteten, und somit einen weltgeschichtlichen Einfluß auf die übrigen Völker des Alterthums weder selbst übten, noch ihn von diesen (mit Ausnahme des aus Indien zu ihnen gekommenen Buddhaismus) empfiengen: weßhalb denn auch bei einer allgemeinen Betrachtung des vorchristlichen Weltschauplatzes diese Völker mehr in den Hintergrund gestellt werden. — Auf die Chinesen indeß wird in der Darstellung der neuern Geschichte wieder zurückgeblickt werden.

In allen Staaten des orientalischen Alterthums war das Göttliche, das in ihnen ohnedieß, durch rein äußerliche Auffassung mannichfach entstellt, sich als falsch erwies, allmählig in den Händen späterer Priester, die der ursprünglichen gottesdienstlichen Beziehungen nicht mehr kundig waren, vollends zu einem aller Liebe und alles Erbarmens unfähigen, bloß mechanisch-waltenden Gesetze geworden, und alsdann, nach dem Übergang der vollen Hierokratieen in Despotieen, zu einer völlig todten Form erstarrt. Dabei hatte es sich durch Beimischung der Ausgeburten der niedrigsten Sinnlichkeit und der zügellosesten Willkühr, deren sich namentlich jene irdischen Repräsentanten der Gottheit schuldig machten, unter dem leeren Scheinbilde der Wahrheit zuletzt zur wahnsinnigsten Verkehrtheit und abscheulichsten Lüge gestaltet.

Nur um der, in diesen meist sabäischen Religionen niedergelegten, wenn auch sehr verkümmerten Reste ehemaliger Wahrheit willen war jenen Völkern des Orients ein gewisser Grad bildenden Einflusses auf die Gestaltung der Weltbegebenheiten eingeräumt.

Daß jene Staaten, selbst noch in ihrem Verfall, einzelne nicht geringe Vortheile für die allgemeine Bildung des Menschengeschlechts abwarfen, zeigte das in der Folge durch Eroberung so mächtig angewachsene Perserreich, in welchem so viele, in andern Reichen zerstreute Bildungselemente gleichsam zusammengeführt wurden, damit, was an guten Keimen darin lag, noch einmal befruchtend wirken sollte, — wiewohl das überwiegend Falsche doch nur der äußern Bildung diente, die dann durch Erhöhung des sinnlichen Genusses nur um so schädlichere Folgen für den Orient nicht bloß, sondern auch für den Occident hatten.

Wie aber der Mensch, je weiter er sich von der wahren Quelle des Lebens entfernt, desto mehr in Verfinsterung des Herzens und Geistes dahin gegeben wird, hat die bisherige Darstellung der alten Culturvölker und ihrer Götzendienste gezeigt; und wie trostlos vollends das Elend derjenigen Völker ist, die außer dem Bereiche der Geschichte liegen, ja bis zu welcher thierischen Rohheit und Stumpfheit viele derselben herabgesunken sind, ist gleichfalls oben (B. I. K. 5, 2.) angedeutet worden.

Weil denn auf diese Weise alle Heidenvölker in der Macht der Sünde und des Irrthums dahinlebend den Weg des Friedens verloren, und selbst im semitischen Stamme Eber's (I. 5, 2.) der Rest des Lichtes wahrer Heilserkenntniß mit dem Rauch und Dunst des Irrthums sich zu trüben angefangen hatte, so wäre nothwendig die Erkenntniß des lebendigen Gottes ganz von der Erde verschwunden, wenn der erlösende Gott sich nicht selbst einen Mann und in demselben ein Volk als sein Eigenthum erwählt und ausgesondert hätte, dem er sich in seinem Wesen offenbarte, und das er durch besondere Führungen und Vorbereitungsanstalten heranzuziehen sich herabließ, damit aus ihm in der Fülle der Zeit der verheißene Trost der Erlösung kommen und das Licht der Erkenntniß auf die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzenden Völker überströmen könnte.

Drittes Buch.

Das Volk Israel und dessen Nachbarreiche, insbesondere das babylonische und persische Weltreich.

---

1. Kapitel. Israel als Familie oder die Patriarchenzeit.

1. Vorblick auf die Bedeutung und Aufgabe des Volkes Israel.

Nachdem die verkehrte Richtung, welche die Entwicklung des ersten Menschengeschlechts hinsichtlich des ihm zugedachten Erlösungsheils eingeschlagen hatte, durch ein allg emeines Gericht abgeschnitten worden war, damit nicht Alles

verloren gehe, und nachdem auch die Nachkommen des aus dem Untergang geretteten zweiten Stammvaters in ihrer Totalität durch abermalige Abirrung sich zur positiven Ausrichtung des göttlichen Heilsplans — wenn nicht absolut (da es nicht alle und jede Empfänglichkeit verloren hatte), doch relativ — untauglich erwiesen hatten und selbst Sem's Geschlecht im Ganzen den Andrang des heidnischen Wesens nicht hatte widerstehen können, so wurde zum dritten Mal die Anbahnung des Heils in einem auserwählten Stamme begonnen, jedoch nicht, wie die beiden vorigen Male, sogleich im Anfang mit universalem Character, sondern zuerst in den Schranken des Particularismus, — eines Particularismus aber, der geeignet war, zu der von Gott versehenen Zeit in einen, die ganze Menschheit umschließenden Universalismus überzugehen.

Das Werkzeug oder der Träger dieser Heilsentfaltung sollte zunächst das aus dem neu Erwählten entspringende Judenthum sein, das von nun an mit seiner Entwicklung dem sich fortentwickelnden Heidenthum gegenüber gestellt ward, um einerseits abgesondert von demselben zuerst in sich selbst für seine Aufgabe der Heilsreinigung und Heilsausbildung zu reifen, anderseits in mannigfaltiger äußerer Berührung mit dem Heidenthum theils dasselbe für das auch diesem zugedachte Heil zu gewinnen, theils von demselben diejenigen Bildungsformen, die ihm namentlich zur symbolischen Darstellung der ihm geoffenbarten Wahrheit nöthig waren, ja selbst auch einen „Anstoß und Antrieb zu reicherer Entfaltung seines religiösen Bewußtseins" zu bekommen.

Die in Sinear begonnene und von dort aus weitergeschrittene gemeinsame Urcultur hatte sich längst schon dem Völkerstamme, welchen das Geschlecht angehörte, aus dem der von Gott auserseheue Stammvater der Israeliten hervorgieng, mitgetheilt und war in ihren verschiedenen Hauptseiten entwickelt. Als die Familie Israel zu einem Volk heranwuchs, erfuhr es zuerst ägyptischen, darauf phönizisch-babylonischen, alsdann persischen und zuletzt griechisch-hellenistischen Einfluß, und wenn es auch selbst häufig dem Weltgeiste dieser heidnischen Völker unterlag, so traten doch stets wieder unter der göttlichen Zucht die ihm eigenthümlichen geistlichen Gaben hervor. Denn während von den Heiden aus „die Gefäße für das zukünftige Heil" entlehnt wurden, sollte das Heil selbst „allein von den Juden kommen".

2. Abraham's Berufung. Das Land Kanaan.

Die durch Noah's Mund ergangene prophetische Segensverheißung Gottes über Sem sollte zunächst an einem der drei Söhne des Semiten Tharah (Terach) ihre beginnende Bestätigung finden, und um das Jahr 2000 v. Chr. die Erwählung Abraham's, eines reichen Hirtenfürsten, der erste nähere Schritt zur Ausführung des von Gott für die Rettung des Menschengeschlechts entworfenen Heilsplanes sein. Von Jehovah oder dem „HErrn" selbst berufen, aus seiner größtentheils schon in's Heidenthum versunkenen Verwandtschaft auszugehen, „in ein Land, das er ihm zeigen werde", und mit der Verheißung getröstet, daß er solle „ein großes Volk" werden und daß „in ihm alle Geschlechter der Erde sollten gesegnet werden", — zog dieser „Freund Gottes" (damals noch Abram, d. i. hoher Vater geheißen), im Glauben gehorchend, aus Meso-

potamien nach Kanaan, wo er die weitere Verheißung Gottes empfieng, daß dieses Land ein Eigenthum seiner Nachkommen werden solle.

Abram war der zehnte in der Reihe der Patriarchen seit der Fluth. Seinen Beinamen Ibri leiten Einige von einem Patriarchen Eber her, zu dessen Stamm Tharah gehörte. Andere nehmen ihn für die Bezeichnung, welche Abraham, als Ibri, der Jenseitige, d. i. der aus dem Lande jenseit des Euphrats Herübergekommene, von den Kanaaniten bekommen hat, wovon dann seine Nachkommen als Söhne Eber's, Ebräer, benannt wurden. — Die Berufung Abram's und seiner Nachkommen war eine Bevorzugung, aber eine solche, die „mit der Entsagung und Selbstverläugnung anfieng, die im weitern Verlaufe eine Strenge der Zucht und Bevormundung, eine Unnachsichtlichkeit und Strenge der Gerichte entfalten mußte, wie sie bei keinem andern Volke gefordert zu werden brauchte. Sie legte ein Joch auf den Hals des auserwählten Volkes, wie es jedem andern Volke unleidlich und unerträglich gewesen wäre: sie forderte eine Disposition des Characters, die nicht Jedermanns Ding ist".

Das Land **Kanaan** oder Palästina war im Norden von der mit Cedern bewachsenen Gebirgskette des Libanon (deren höchste Spitze der 10,000 F. hohe Hermon ist) und seinen Ausläufern, im Westen vom Mittelmeer, im Osten von der syrischen und im Süden von der arabischen Wüste begränzt. Durch diese seine inselhafte Lage inmitten dreier Welttheile war dieses Land so recht eigentlich von Gott ausersehen, um das Volk Israel bei dem besonderen Erziehungsplan, den Gott mit ihm vorhatte, gegen störende Einflüsse fremder heidnischer Völker abzuschließen und dabei doch in der Folge dem von demselben ausgehenden Heile einen leichtern und schnellern Eingang in die übrige Welt zu sichern.

Von Norden nach Süden wird Kanaan von dem Flusse **Jordan** (bei den Arabern Scheria, auch Scheriat el Kabir genannt) durchströmt, der aus drei (nach Andern aus vier) Quellbächen des (Anti-) Libanon entspringt, dann durch den See Merom und den See Genezareth (oder das galiläische Meer, auch See Tiberias genannt), fließt, und zuletzt in das sogenannte todte Meer sich ergießt. Daß erin früherer Zeit, als an der Stelle dieses Asphaltsee's noch das fruchtbare Thal Siddim mit fünf Städten, darunter Sodom und Gomorrha, bestand, erst im rothen Meere, und zwar im älanitischen Meerbusen geendet haben soll, ist neuerdings durch Robinson als unmöglich nachgewiesen worden, da einige Meilen von diesem Meerbusen sich eine Wasserscheide zwischen ihm und dem todten Meere befindet. Und für Robinson's Nachweis spricht auch die Entdeckung Lynch's von dem höchst ungleichen Niveau beider Meere. — Das **todte Meer**, vulkanischen Ursprungs, liegt (nach Lynch's Untersuchungen) mit seinem Spiegel unter dem Niveau des Mittelmeers: es ist 9 deutsche Meilen lang und an 2 Meilen breit, und mit fast senkrecht aufsteigenden Uferfelsen umgeben; Unfruchtbarkeit und Todtenstille ringsumher. Die Salzmoräste an seinen Ufern mit den aus ihnen aufsteigenden Wasserdünsten und der brennenden Hitze machen die Gegend ungesund. Doch ist die Luft nicht so verpestet, wie man bisher gefabelt hat. Die in diesem Salzsee versunkenen Städte lagen wahrscheinlich in der südlichsten Hälfte desselben. Die nördliche, ungleich tiefere Hälfte war ohne Zweifel schon vor der letzten großen Veränderung des Thalbodens vorhanden und ist wahrscheinlich ein das ganze Thal tränkender und befruchtender Süßwassersee gewesen, der beim Einbruch jener Katastrophe durch Übersättigung mit Salzgehalt in das nunmehrige Salzmeer umgewandelt wurde.

Der **Jordan** theilt das Land der Länge nach in zwei Hälften, von denen die eine, das Westjordanland, ein Gebirgsland mit drei Flächen (der Hügelebene Galiläa's, der Ebene Jesreel und einer zwischen dem Gebirg Ephraim und dem Gebirg Juda eingeschlossenen Hügel- und Thalebene) ist und ausschließlich mit dem Namen Kanaan bezeichnet wurde, — die

andere Hälfte, das Ostjordanland, gleichfalls aus einem Gebirgsland, aber mit ausgedehnten Hochebenen besteht, welche treffliches Weideland bieten.

Obgleich dieses Land nur höchstens 31 Meilen lang und 20 Meilen breit ist, so vereinigt es doch die verschiedensten Abstufungen des Klima, von der Tropenhitze des Jordanthals am galiläischen Meer über Jericho bis zur Nordwinterkälte auf den Hermonhöhen und in dem östlichen Höhenzug der Wüste, und bot zu jener Zeit in seinen warmen Thalebenen einen Reichthum an herrlichen Früchten dar, insbesondere an Waizen, Wein, Feigen, Oliven, Honig rc., wie es denn auch voll von wasserreichen Viehweiden, schönen Cypressen-, Palmen- und Eichen-Waldungen und lieblichen Auen war.

Damals aber war dieses Land von kanaanitischen Stämmen bewohnt, die zum Theil in vielen festen Städten wohnten und eine durch Handelsverkehr mit Phönizien, Arabien und Ägypten bereits gehobene Cultur besaßen, die jedoch von vielerlei, aus einem höchst verderbten Planetengötterdienst herrührenden Lastern entstellt war.

Unter jenen kanaanitischen Stämmen werden die Hethiter (eig. Hettiter), Jebusiter, Amoriter, Heviter, Pheresiter (eig. Pherissiter) und Kanaaniter (im engern Sinne) hervorgehoben. Die letztgenannten wohnten theils in der Meeresniederung (der Name Kanaan bedeutet Niederung), theils im Jordanthal, und trieben vorzugsweise Handel. Mitten unter jenen kanaanitischen Stämmen befanden sich aber auch noch verschiedene andere für Ureinwohner Kanaans gehaltene Völker, die zum Theil altarabischen Ursprungs waren. Da die Kanaaniter, vom persischen Meerbusen herkommend, nach und nach auf friedlichem Wege einwanderten und sich neben den semitischen Ureinwohnern niederließen, so nahmen sie allmählig semitische Sprache und Sitte an, gewannen aber doch durch wiederholte Zuwanderungen das Übergewicht über die ursprüngliche Bevölkerung, so daß ihr Name die „allgemeine, auch sie mit umfassende Bezeichnung aller damaligen Bewohner Palästina's wurde".

Die im Südwesten des Landes wohnenden kräftigen und cultivirten Philister enthielten zwei aus hamitischem Blute stammende Bestandtheile. Der eine derselben, die Kasluchäer (aus Kolchis?), wanderte zuerst in Kanaan ein und bekam hier den Namen Philistäer, d. i. Einwanderer, wovon dann Kanaan nachher auch Philistäa (hebräisch Peleschet) oder Palästina (vom Griechischen *Παλαιστίνη* sc. *Συρία* genannt wurde. Der andere, später eingewanderte Bestandtheil waren die auch aus hamitischem Blute stammenden Kaphtoräer, welche, den genaueren Forschungen nach, von der Insel Kreta (im A. T. Kaphtor genannt) herkamen und wahrscheinlich, als die an Zahl geringeren, mit in den Gesammtnamen der Philistäer einbeschlossen wurden.

Während Abram unter den heidnischen Einwohnern dieses Landes sein Nomadenleben fortsetzte, durch welches er von ihrem nähern Umgang geschieden bleiben konnte, verkündete er ihnen dabei „den Namen des HErrn". Denn sie sollten keine Entschuldigung haben, wenn ihnen einst, nach Ablauf einer mehr als 400jährigen Frist Jehovah das Land nehmen und es Abraham's Nachkommen, die unterdeß in fremdem Lande dienen sollten, geben würde.

Weil Abram im Verhältniß zu den Einwohnern, wie zu seinem Neffen Lot, sich als einen eben so gerechten und uneigennützigen, wie als thatkräftigen und furchtlosen, weil „stets vor dem HErrn" wandelnden Mann erprobt hatte, wurde ihm, dem bis dahin kinderlosen, von dem HErrn in näherer Offenbarung nicht nur fortwährender Schutz, sondern auch ein Leibeserbe und in demselben eine zahllose Nachkommenschaft verheißen. Und obschon hochbetagt, glaubte doch Abram und der HErr „rechnete es ihm zur Gerechtigkeit".

Im Glauben an diese Verheißung, aber nicht frei von Ungeduld über das Ausbleiben der Erfüllung, gab Sara, Abram's gleichfalls betagte Frau, einer eingerissenen Zeitgewohnheit gemäß, dem Abram ihre ägyptische Magd Hagar zur Nebenfrau. Aber den aus dieser eigenwilligen Verbindung gebornen Ismael konnte der HErr nicht als den „Sohn der Verheißung" anerkennen, obwohl er ihn um Abram's willen zum Stammvater eines großen, aber wilden Volkes, der Ismaeliten (von denen die arabischen Beduinen kommen) bestimmte.

Nachdem Abram nach abermaliger Erneuerung des Bundes, wobei sein bisheriger Name in den Namen Abraham, d. i. „Vater der Menge, gewandelt wurde, durch das Bundeszeichen der Beschneidung, das sein Geschlecht und Volk von allen andern Völkern absondern sollte, als das Werkzeug der Begründung des Reiches Gottes auf Erden bestätigt war, erhielt er durch Sarah den Sohn der Verheißung, Isaak, bei dessen Geburt sich's offenbarte, daß „fleischliche Ansprüche vor Gott nichts gelten und nur seine freie Gnade dem Menschen alles verleihe". Daher Abraham ihn nur als Gottes Eigenthum ansehen sollte und veranlaßt wurde, durch die selbstverläugnende Bereitwilligkeit zur Hingabe des einzigen Sohnes ein Vorbild der großen „Liebesthat Gottes" selbst abzugeben, durch welche die einstige Erlösung der Menschheit wirklich sollte vollbracht werden.

3. Isaak. Jakob und seine Söhne. Joseph's Erhöhung. Das Haus Jakob in Ägypten.

Nachdem Abraham nach einem, an Beweisen großer Glaubenstreue reichen, Leben in seinem 175. Jahre gestorben war, trat sein Sohn Isaak in dasselbe Bundesverhältniß zu Jehovah. Zwar war er kein Mann der Thatkraft, zeigte aber im Dulden und Leiden, im Stillesein und Hoffen seine Größe und Stärke, mit der er die ihm entgegenstehenden Hindernisse überwand. Er machte bei der Geburt seiner mit Rebecca erzeugten Zwillingssöhne Esau und Jacob die gleiche Erfahrung von der „unbedingten, freien Verfügung Gottes über seine Gnadengaben", indem nicht der ältere, sondern der jüngere den Segen der geistlichen Erstgeburt, und späterhin nach einem heißen Überwindungskampfe den neuen Namen Israel (Gottesstreiter) bekommt, und damit als der Träger und Bewahrer der göttlichen Heilsverheißungen beglaubigt wird.

Die nähern Züge, welche der heilige Bericht von Jacob's Führungen giebt, sind im Wesentlichen folgende: Ohne zu wissen, daß Rebecca die Verheißung erhalten hatte, daß der Jüngere, Jacob und sein Stamm, über den Älteren, Esau und seinen Stamm, Herr werden, also in das Bundesverhältniß zu Jehovah treten sollte, hatte der alte, blindgewordene Isaak vor, seinem älteren Sohne Esau den Erstgeburtssegen zu ertheilen. Da wußte Rebecca (in der von der Angst erzeugten Meinung, die Erfüllung der göttlichen Verheißung herbeiziehen zu müssen) es durch List dahin zu bringen, daß Jacob diesen Segen erhielt. — Weil aber nun Esau wegen dieses Betrugs seinem Bruder nach dem Leben trachtete, schickte Rebecca den Jacob, um ihn diesen Nachstellungen zu entziehen, mit des nichts ahnenden Isaac's Bewilligung zu ihrem Bruder nach Mesopotamien. — Der geängstete, über seine Mitschuld betrübte und über seine Zukunft besorgte Jacob wird unterwegs vom HErrn durch die Verheißung getröstet, daß durch ihn der Völkersegen kommen solle.

Von seinem Oheim Laban aufgenommen, diente er ihm 14 Jahre um Rahel und Lea und 6 Jahre um einen Antheil an dessen Heerden. Erst nachdem ihm von Lea die Söhne

Ruben, Simeon, Levi und Juda und von zwei Nebenfrauen die Söhne Dan, Naphthali, Gad, Asser, Isaschar und Sebulon geboren worden waren, gebar ihm Rahel ihren ersten Sohn, den Joseph. Hierauf kehrte Jacob, durch die Sorgen und Prüfungen eines schweren Berufsdienstes und Hausstandes geläutert, auf des HErrn Weisung nach Kanaan zurück.

Unterwegs erfährt er, daß sein Bruder Esau ihm mit 400 Bewaffneten entgegenziehe; die Angst treibt ihn tief in's Gebet und im Ringen mit dem HErrn obsiegend, erhält er den Namen Israel und findet beim Zusammentreffen mit Esau dessen Herz zur Versöhnung gewendet. Vor jenem mit Gott ringenden Glaubenskampfe war Jacob's Leben nur ein Kampf des selbstvertrauenden und selbstgenugsamen Menschen gegen Gott mit den Waffen der eigenen Kraft und Klugheit, und „eben so sehr ein Kampf Gottes gegen Jacob mit den Waffen der Zucht und Gnade, der Geduld und Langmuth". Von diesem Ringen im Gebet an aber giebt er alles Vertrauen auf seine eigene Kraft und Klugheit, die bis dahin der Anker seines Lebens war, auf und „wirft sich Gott und seiner Verheißung in die Arme". — Noch während der Rückkehr in die Heimath, bei Bethlehem, stirbt Rahel über Benjamin's Geburt, und als Jacob in Hebron ankam, findet er zwar noch seinen Vater, aber nicht mehr seine Mutter am Leben.

Nach seines Vaters Tode lebte Jacob, gleich seinen Vätern, als Fremdling im Lande, dessen künftigen Besitz der HErr auch ihm für seine Nachkommen bestätigt hatte. — Unter seinen zwölf Söhnen wurde Joseph, als der frömmste und für die Offenbarungen Gottes offenste unter ihnen, durch ein von der Sünde seiner Brüder herbeigeführtes Ereigniß bestimmt, das Heil aus dem engern Kreise der Familie in den weitern eines aus ihr hervorwachsenden Volkes überzuleiten, und zwar eines Volkes, dem der HErr, ebenfalls nicht aus Verdienst, sondern aus Gnaden das Amt eines Völkermissionärs aufzutragen für gut fand.

Denn durch Joseph, der in seinem von der tiefsten Erniedrigung zur höchsten Erhöhung fortgehenden Leben ein Vorbild auf Den sein sollte, welchen schon Abraham im Glauben gesehen hatte, wurde das Haus Jacob's, der Verkündigung des HErrn gemäß, aus dem Lande der Verheißung hinweg nach Ägypten geführt, zunächst um dort eine Zuflucht vor Hungersnoth zu finden, weitergehend aber um in der Fremde zu einem Volk und als solches durch mancherlei Geschicke zu seiner künftigen Bestimmung vorbereitet zu werden.

Es war zur Zeit der Hyksosherrschaft (II. 4, 2.), da Joseph mit einer ismaelitischen oder, was gleichviel ist, midianitischen Karawane, an welche ihn seine Brüder verkauft hatten, nach Ägypten, dem gebildetsten Lande der damaligen Welt, kam. Denn in der Berührung mit diesem Volke sollte das israelitische Volk an allen Vortheilen der damaligen Bildung Theil nehmen und doch in der schärfsten Scheidung von jenem seine Eigenthümlichkeit bewahren.

Der gewöhnlichen Annahme nach regierte damals der dritte Hyksos-Pharao Osirtasen II; Lepsius setzt den Einzug der Kinder Israel nach Ägypten, abweichend von der ältern Rechnung erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr. — Die Hungersnoth, welche Joseph vermöge der ihm verliehenen prophetischen Gabe dem Pharao voraussagte, entstand durch das Ausbleiben des Regens (in den tropischen Gegenden, d. i. in den abessynischen Alpen und im äthiopischen Binnenlande) und der von ihm abhängenden Nilüberschwemmung, die, wenn sie auch nur in geringem Grade unvollständig ist, das ganze Land in die größte Noth versetzt. Man hat Beispiele von Hungersnöthen in Ägypten, die entsetzliche Gräuel mit sich führten (so

daß z. B. Ältern ihre Kinder aßen). Zugleich erstrecken sie sich mit auf die Nebenländer Ägyptens, zuweilen bis tief in Syrien hinein.

Die Erhöhung Josephs zum Großwessir, welche ihm sein Rath, der von ihm geweissagten Hungersnoth durch Anlegung von Vorrathshäusern zu begegnen, zu Wege brachte, war nur dadurch möglich, daß Joseph vorher durch Aufnahme in die ägyptische Priesterkaste mittels Bekleidung mit dem weißen Byssus und durch Beilegung eines ägyptischen Namens nationalisirt und durch seine Verheirathung mit Asnat, der Tochter des Oberpriesters von On (dem späteren Heliopolis, wo damals das wichtigste Priestercollegium war) der vornehmsten Kaste einverleibt wurde. Es war der Eintritt in diese Kaste für Joseph nöthig, nicht weil er etwa active Priesterdienste zu verrichten gehabt hätte, sondern weil er zur Staatsverwaltung berufen war.

Die eintretende Hungersnoth war in der Hand Gottes das Mittel, auch die ganze Familie der Erzväter, die damals aus 70 Seelen bestand, nach Ägypten zu bringen. In Kanaan hätte diese Familie nicht Raum gehabt, zu einem Volke zu erwachsen, und hätte sich in der Folge leicht unter die abgöttischen Einwohner verloren; in Ägypten dagegen, wo ihr durch Joseph's Vermittlung die beträchtliche Landschaft Gosen zugewiesen wurde, bekam sie vollen Raum zur Ausbreitung, und durch den religiösen Abscheu der Ägyptier vor dem Hirtenleben ward es vor einer allzugenauen Vermischung mit diesen, wenn auch noch so gebildeten, doch von einer lebendigen Gottesoffenbarung entfernten Anbetern der Natur und ihrer Kräfte bewahrt.

Gosen lag im nordöstlichen Theile Ägyptens und bestand theils aus fettem Weideland, theils aus fruchtbarem Ackerbauland: jenes erstreckte sich bis zur Landenge Suez oder der Gränze der arabischen Wüste; dieses fand sich besonders am pelusischen und tanitischen Nilarm und enthielt die Hauptstadt Raemses, von der auch Gosen oft „das Land Raemses" genannt wurde; ihr späterer Name ist Heroonpolis, und nach dem Zeugnisse der französischen Expedition lag sie zwischen dem pelusischen Arm des Nils und den bittern Seen, und zwar im Nordwest dieser Seen, an einem Orte, der jetzt von den Arabern Abu-Keischeid genannt wird. — In diesem Lande sollte und wollte die Familie Jacob's nur in der Weise der Fremdlingschaft wohnen. Die Brüder Joseph's selbst erbaten sich von Pharao nur die Erlaubniß, als Beisassen auf unbestimmte Zeit in Ägypten sich aufhalten zu dürfen, in dem Bewußtsein, daß Ägypten „nicht das Land ihrer Heimath und Zukunft" werden könne. — Seit der Einwanderung Abraham's in Kanaan bis zu der Aufnahme seiner Nachkommen in Ägypten waren nun 215 Jahre verflossen.

4. Joseph's Staatsverwaltung in Ägypten. Jacob's und Joseph's Tod.

Nach dem Einzug des Hauses Israel in Ägypten begann Joseph die durchgreifenden Staatseinrichtungen, durch welche das Land Ägypten jene geregelte Ordnung erhielt, welche von der folgenden ägyptischen Sage dem Sesostris (II. 4, 2.) zugeschrieben wurde und die Bewunderung noch weit späterer Zeiten erregte.

Joseph verschaffte nämlich dem Pharao durch Kauf von dessen Unterthanen das Eigenthumsrecht an ihren Ländereien, das die Könige, weil Ägyp-

ten kein erobertes Land war, von Anfang an nicht gehabt hatten. Nur den Priestern ließ er die ihnen gehörigen Tempelländereien, außer welchen sie vom Könige auch noch einen Unterhalt bekamen. Hierauf wurde das Land an die frühern Eigenthümer erbpachtweise ausgetheilt und ihnen dafür der fünfte Theil des (übrigens ungemein reichlichen) Ertrags als Erbzins auferlegt. Nur der Kriegerkaste wurde dieser Pachtzins erlassen, indem das Pachtgut als Sold betrachtet wurde, dabei aber Krongut blieb. Erst in späterer Zeit verwandelte sich dieses Pachtverhältniß wieder in ein „jedoch beschränktes Eigenthumsrecht". Diese Verfassungsänderung wurde von dem Volke darum mehr als eine Wohlthat, denn als ein Nachtheil empfunden, weil durch die Stärkung der Königsmacht die Priestergewalt beschränkt wurde und doch jene zugleich nur in einer Art von hausväterlichem Schutzregiment bestehen sollte.

Von einer eigentlichen Leibeigenschaft ist daher nicht die Rede, sondern nur von einer Lehnsabhängigkeit. — Ein weiterer Vertheidigungsgrund jener Reformmaßregel liegt auch in den „eigentlichen Verhältnissen der ägyptischen Agricultur, die nur dann gedeihen und die etwaige Mißgunst der Umstände möglichst unschädlich machen kann, wenn die Befruchtungsmaßregeln unter die Macht und Pflicht eines Einzigen concentrirt werden". (Das Nähere in Hengstenberg's Beiträgen III, 543 nach Michaud.) „Gerade der damals vorauszusetzende Mangel eines consequent durchgeführten Bewässerungssystems, wie es nur von der Regierung ausgeführt werden kann, macht die Angabe eines 7jährigen Mißwachses um so glaublicher, und nicht ohne Grund schreibt die Tradition, die noch jetzt den Hauptkanal Josephskanal nennt, dem Joseph die erste Einrichtung eines solchen Systems zu". (Kurtz.)

Nachdem Jacob noch siebzehn Jahre lang sich der Liebe seines Sohnes Joseph hatte freuen dürfen, nahm er dessen Söhne Ephraim und Manasse in die Zahl seiner Erben auf, und vertheilte bei seinem Sterben durch den Geist seiner Weissagung das verheißene Land im Voraus unter seine Söhne, indem er jedem Stamme sein Geschick im Grundzuge verkündete und insbesondere dem Juda mit dem Erstgeburtsrechte die künftige Königswürde und den Vorzug zusprach, daß er und sein Stamm als Repräsentant und Vorkämpfer seiner Brüder den zukünftigen Schiloh — Ruhe, Heil und Frieden — erringen werde, — eine Weissagung, die der Ausgangs- und Anhaltspunct für die immer deutlicher sich entfaltende Idee des persönlichen Messias ist.

Ein und siebenzig Jahre darauf schließt mit dem Tode Joseph's (der durch den Befehl, seinen Leichnam einst nach Kanaan mitzunehmen, zugleich die Erinnerung seiner Stammgenossen an das den Vätern verheißene Erbe rege erhalten wollte) die Geschichte Israel's als Familiengeschichte, in welcher uns die Erzväter als „zwar von der Sünde angefochtene und ihr öfters unterliegende, aber auch als gegen sie kämpfende und siegende, dabei unter Kampf und Sieg in der Heiligung zunehmende Menschen" erscheinen und somit unser innigstes Mitgefühl in Anspruch nehmen.

Mit Joseph's Tod schließt die Patriarchenzeit, als die Zeit der durch Jehovah's Willen, Weisheit und Macht geschehenen Erwählung, Berufung und Verheißung, so wie der Erziehung des Volkes Gottes zum Glauben an seine Bestimmung, zum hoffenden Ergreifen des verheißnen zukünftigen Heils und

zum willigen Gehorsam gegen die Führungen Gottes. So wie der patriarchalische Cultus bei seiner großen Einfachheit doch schon einige, wenn auch nur wenige Formen und Gebräuche (z. B. das Anrufen des Namens des Herrn, das Errichten von Altären zu diesem Zweck, die noachitischen Gebote, Reinigungen, Gelübde, Zehnten und die Beschneidung) in sich faßte, die dann in der nachherigen mosaischen Gesetzgebung wieder vorkommen und neu bestätigt wurden, eben so ist auch die Cultur der Patriarchen keineswegs eine roh nomadische gewesen; vielmehr wurde ihnen die nomadische Lebensweise nur durch die Umstände aufgedrungen: in der That hatten sie nach ihrer Gesinnung und Sitte schon einen Grad von innerer Cultur, und nahmen an den Vortheilen, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten der sie umgebenden, ihnen äußerlich in der Civilisation voranstehenden Völker Theil. Jener Grad ihrer besondern Bildung zeigte sich nicht bloß in ihren tiefreligiösen Anschauungen, sondern auch in der höhern Achtung vor der Persönlichkeit des Weibes, in der aufopfernden Liebe zur Gattin; selbst das in einer frühen Abirrung wurzelnde polygamische Verhältniß hatte bei ihnen nicht sowohl in der Willkühr des Mannes, als vielmehr in der Unfruchtbarkeit des rechtmäßigen Weibes und in dem Streben nach Erhaltung der Familie seinen Grund.

2. Kapitel. Die Ausbildung Israel's zu einem Volk.

1. Israel's Vermehrung und Bedrückung in Ägypten.

In Gosen erwuchsen nun Jakob's Nachkommen während der vier folgenden Jahrhunderte zu einem großen Volke von fast dritthalb Millionen Seelen heran. Ein Theil von ihnen setzte in den östlichen Weideländern allerdings das patriarchalische Hirtenleben fort; ein Theil aber trieb in den fruchtbaren Landstrecken zwischen dem pelusischen und tanitischen Nilarm Acker- und Gartenbau ganz in der von den Ägyptern erlernten Weise, wie denn aus allen Andeutungen hervorgeht, daß sich die Israeliten allmählig die weltlichen Vortheile der ägyptischen Bildung und Gesittung ganz aneigneten und durch Handel und Wandel mit und unter ihnen zu einem bedeutenden Grad von Wohlstand gelangten.

Denn schon zur Zeit des Pharao, der Joseph's Zeitgenosse war, waren alle jene Erfindungen und Künste, Gewohnheiten und Lebensgenüsse in Ägypten vorhanden, die man 1500 Jahre später noch, jedoch mit fremden Elementen vermischt, dort vorfand. Daher findet sich schon in jener frühen Zeit auch unter den Israeliten die Kunst, in Gold und Silber zu arbeiten, Edelsteine zu schneiden, Leder und feines Gewebe zu bereiten, die Buchstabenschrift zu handhaben 2c.

Von ihren Stammeshäuptern und Ältesten (nicht von einem besondern Priesterstande) regiert, lebten sie übrigens ohne ein Volksheiligthum und ohne öffentliche Gottesverehrung und hielten sich bei den oben III. 1, 3. a. E. angegebenen Formen und Gebräuchen hauptsächlich an die den Vätern gegebene Verheißung und an die auf dieselbe gegründete Hoffnung des einstigen Besitzes von Kanaan.

Da sie jedoch bei ihrer großen Vermehrung allmählig auch in den ägyptischen Städten sich ansäßig machten, ja zum Theil auch in der Ägyptier Häusern wohnten und von ihnen zu manchen Geschäften sich brauchen ließen, so nahmen sie bei aller sonstigen Geschiedenheit von ihnen dennoch sehr viel von der ägyptischen Denk- und Lebensweise an, wurden weichlich und genußsüchtig, ja nahmen sogar mehr oder weniger Theil an deren Götzendienst und verfielen so in eine geistige Knechtschaft, die bald auch durch die leibliche gestraft wurde.

Denn als durch das Wiederaufkommen einer neuen und zwar echt-ägyptischen Dynastie die Wohlthaten längst vergessen waren, welche Joseph den Ägyptiern erwiesen hatte, fiengen die neuen Herrscher an, das sich täglich mehrende Volk der Israeliten (zumal sie ein Gränzland inne hatten, wo es sich leicht zu Ägyptens gefährlichsten Feinden, den Wüstenvölkern, hätte schlagen können), durch schwere Dienste theils beim Bauen von festen Städten, Tempeln, Palästen, Kanälen, theils beim Bewässern der Felder (in der Zeit nach der jedesmaligen Aussaat) zu drücken, und als es sich auch unter dem Druck noch ausbreitete, sogar durch Tödtung der männlichen Kinder seiner Vermehrung ein Ziel zu setzen. So mußte es vollends ein knechtisch gesinntes, zur Widerspenstigkeit geneigtes Volk werden, das gerade zur Ausführung der göttlichen Heilsgedanken am untauglichsten und unwürdigsten schien.

Einer der Erforscher ägyptischer Denkmale (Rosellini, gest. 1844) fand in Theben unter Andern ein Grabgemälde, worauf dargestellt ist, wie Nichtägyptier von Zuchtmeistern (Frohnvögten) bei der Ziegelarbeit beaufsichtigt werden. Diese Arbeiter haben unverkennbar jüdisches Gepräge in Gesicht und Haltung; wenn auch bei den meisten die Bärte fehlen, so rührt das daher, daß fremde Knechte die Gewohnheiten der Ägyptier (z. B. auch die, daß sie sich schoren) annehmen mußten. — Auf diesen ägyptischen Wandgemälden kommen auch Abbildungen vor, wo Arbeiter, platt auf den Boden gelegt, durch die Stockschläge der Frohnvögte zur Arbeit angetrieben werden.

2. Mose's Berufung.

Aber der HErr gedachte daran, was er ihren Vätern geschworen hatte, und um des Segens willen, der von Israel auf alle Geschlechter der Erde kommen sollte, beschloß er sie durch seine starke Wunderhand aus der Knechtschaft Ägyptens heraus und in das ihnen verheißene Land zu bringen. Zur Ausführung dieses göttlichen Rathschlusses ward gegen das Jahr 1500 Moses (eig. Moseh) ausersehen, der als ungemein schönes Kind durch seine glaubensstarke Mutter Jochebed vor dem ihm bestimmten Tode bewahrt, durch Gottes vorsehende Fügung am königlichen Hofe erzogen und in aller Weisheit der Ägyptier gelehrt, in seinem 40. Jahre sich das Unglück seines Volkes zu Herzen nahm und, zuerst aus eigenem Feuer die Befreiung desselben von dem ungerechten Drucke beabsichtigend, im Zorn an einem Ägyptier einen unvorsätzlichen Todtschlag begieng, der ihn zur Flucht in die Wüste Midian veranlaßte.

Die Scene von der Findung Mosis am Nil durch die Tochter Pharao's findet in den aufgefundenen alten Wandgemälden darin ihre Bestätigung, daß auch dort vornehme Frauen mit ihren Dienerinnen am Nil sich waschend dargestellt sind: denn die Ägyptierinnen waren bei weitem nicht so eingeschränkt, wie die Frauen im übrigen Orient. — Daß Mose in alle

Weisheit der Ägyptier eingeweiht wurde, mußte ihm in der Folge zu seinem Führeramte nützlich sein, hinderte ihn aber nicht, sich nachher nur desto mehr von der innersten Gemeinschaft mit dem heidnischen Wesen derselben geschieden zu fühlen.

In Midian fand Mose bei dem Fürstpriester Reguel Aufnahme und bekam dessen Tochter Zipporah zum Weibe. Nach abermal 40 Jahren, nachdem er durch Brechung alles Eigenwillens und alles Vertrauens auf eigene Kraft, sowie durch stille Gewöhnung an ein geduldig ausharrendes Aufmerken auf den Willen Gottes zu einem tauglichen Werkzeug desselben geworden war, ward er von dem erscheinenden Gott, der sich ihm als der treue Bundesgott seiner Väter ankündigte und sich selber Jehovah benannte, zum Retter und Führer seines Volkes berufen und ihm sein Bruder Aaron als „Mund" oder Dolmetscher zur Seite gestellt.

Freudig nimmt ihn sein Volk, dem er sich als Gottes Gesandten beglaubigte, auf; aber die Weigerung Pharao's, es ziehen zu lassen, muß erst eine Reihe von Prüfungen für die im Glauben erst zu stärkenden Israeliten, so wie von bittern Demüthigungen für die übermüthigen Ägyptier und ihren König bringen, worin Jehovah, „deß die ganze Erde ist", beweis't, daß er auch mitten im Ägyptenlande der Herr sei, an dessen Stelle mit Unrecht die eingebildeten Götter Ägyptens gesetzt worden.

Allerdings hatten die Thaten Gottes bei den sogenannten ägyptischen Plagen, mit Ausnahme der zehnten, „in der natürlichen Beschaffenheit Ägyptens ihre Grundlage und standen in naher Beziehung zu den dort gewöhnlichen Naturerscheinungen:" das Wunderhafte daran aber bleibt dennoch, und besteht darin, daß diese Strafgerichte auf Mosis Wort eintraten und aufhörten, und dabei die Geschiedenheit zwischen Ägypten und Israel deutlich in's Licht trat.

Vor der letzten Heimsuchung der Ägyptier und ihres verstockten Königs, — die, weil dieser dem HErrn den „erstgebornen Sohn", nämlich sein Volk Israel, vorenthielt, in dem Sterben der ägyptischen Erstgeburt bestehen sollte, — empfängt Israel in der Einsetzung des Passah-Opfers, und in dem Befehl, fortan seine Erstgeburt dem HErrn zu weihen, d. i. zum Dienst desselben hinzugeben, nicht nur das Pfand seiner Verschonung und das Siegel seiner Erwählung, sondern auch das geistliche Vorbild auf das künftige, in Ewigkeit gültige Opfer, das der erlösende Gott selbst einst für sein Volk darbringen wollte, welches durch seine Sünden, dem strengen Rechte nach, gleichfalls solche Strafe verdient hätte, aber durch seine verschonende Gnade derselben überhoben ward.

3. Der Auszug aus Ägypten.

Schwer betroffen von der entsetzlichen Strafe des Verlusts seines Erstgebornen und Thronfolgers, gestattete Pharao den Israeliten das Land zu verlassen, und so zogen sie mit ihrer Habe und mit dem kostbaren Gute aus, das ihnen die Ägyptier auf ihre Forderung gerne mitgaben, theils weil Manche derselben schon vorher den Gott Israels hatten ehren, jedenfalls alle ihn fürchten lernen und daher froh waren, ein Volk los zu werden, um dessentwillen sie waren so hart heimgesucht worden.

Von Raëmses, dem Hauptausgangspuncte aus, gieng der Zug unter Mose's Führung zuerst südwestlich auf Heliopolis zu. „Alle auf diesem Striche wohnenden reisefertig harrenden Israeliten schloßen sich an, ein Jeder, wenn der von Nordosten herwogende Zug seinem Wohnorte nahe kam. Zuletzt ergoß sich das gesammte Volk (nach Josephus) über die Stätte, wo später das ägyptische Babylon stand, nach Bezatin", wo eine sandige Ebene ist, von der aus der Zug sich ostwärts in das nachher sogenannte „Thal der Verirrung" wandte, das in 26 Stunden nach dem rothen Meere führt. Neun Stunden von Bezatin war Suchoth (Sukkot) ihr erstes und 8 Stunden weiter Etham ihr zweites Nachtlager. Bei Etham ist die Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Meerbusen von Suez. Statt von hier aus nun auf der noch heute üblichen Karawanenstraße nach Suez zu gehen „und von da den gewöhnlichen Weg um das Nord-Ende des Meerbusens nach dem Sinai zu nehmen", wendeten sie sich auf göttlichen Befehl südlich, am arabischen Meerbusen herunter gen Pi-Hagiroth in der Meeres-Ebene Bede, von wo aus nur ein sehr schmaler Gebirgspaß nach Suez führt, der leicht gesperrt werden kann. Hier nun hatten die waffenlosen Israeliten vor sich im Osten das Meer, rechts und links Gebirg und hinter sich das heranrückende mächtige Heer der Ägyptier. (S. Karl v. Raumer's Zug d. Isr. durch d. Wüste).

Andere (wie Kurtz und zum Theil Tischendorf) nehmen zwar auch Raemses (= Belbeis) als den Auszugspunct an, lassen aber die Kinder Israel die Nordspitze des arabischen Meerbusens umziehen, und in der Voraussetzung, daß damals, wie es wahrscheinlich sei, das Nordende des Meerbusens viel weiter nördlich bis zu den Dünen von Arbek, welche mit Belbeis ungefähr in gleicher Richtung liegen, sich erstreckt habe, lassen sie den Zug von da nach Suez gehen, so daß Sukkot, als erste Lager-Station, in der Mitte der Straße dahin lag, Etham aber, als zweiter Lagerplatz, nördlich von Suez „am Ende der Wüste" auf den Arbekdünen — zwischen den Bitterseen und dem Krokodilsee — gelegen war, worauf der Durchgangspunct durch's Meer bei Suez in mehr südöstlicher Richtung erfolgte.

Schon hatte es den Pharao (der in Tanis residirte) gereut, sie ziehen gelassen zu haben, und als er von jener ihrer plötzlichen Wendung nach dem Süden erfuhr, glaubte er, sie hätten sich verirrt und er könne sie nun in seine Hand bekommen, und jagte ihnen mit einem Heere und den Wagenstreitern seiner Leibwache nach. Sie waren verloren, wenn ihnen nicht Gott in wundermächtiger Weise den Durchgang durch's rothe Meer möglich gemacht und durch Pharao's Untergang sich als den Herrn aller Herren erwiesen hätte.

Dem vorhin angegebenen letzten Lagerplatze der Israeliten bei Pi-Hagiroth gegenüber ist das Meer von Westen nach Osten etwa drei deutsche Meilen breit. In demselben machte der die ganze Nacht hindurch wehende scharfe Ostwind eine breite Straße, so daß das Meer, vom fortwährenden Winde aufgehalten, „auf beiden Seiten stand." Auf diese Weise konnte das geängstete eilende Volk gar wohl hier in Einer Nacht, also in 10 bis 12 Stunden, den Durchzug durch das 6 Stunden breite Meer bewerkstelligen und gegen Morgen, als Pharao ankam, schon das jenseitige Ufer erreicht haben.

Von da an hätten die Israeliten auf dem geraden Wege nach der Gränze Kanaans, da wo die Philister (ein in der Vorzeit von Kreta dort eingewanderter Volksstamm) wohnten, nur drei Tagereisen gehabt; aber theils weil sie zur Bekämpfung so kräftiger Feinde noch zu schwächlich waren, theils weil sie erst eine Religions- und Volksverfassung bekommen sollten, mußten sie südlich nach dem Gebirge ziehen, das in dem zwischen den Ufern der beiden Meeresarme liegenden Theile des peträischen Arabiens liegt, um sich da erst von den Banden des ihnen anklebenden Heidenthums und seines Sündendienstes losmachen zu lassen.

Der Sinai, oder auch das Gebirg Horeb genannt, hat unter seinen vielen schwärzlichen, öden Gipfeln drei besonders hohe und berühmte, von denen der vordere nördliche, jetzt Horeb genannte, nach neueren Untersuchungen für den Berg der Gesetzgebung gehalten werden muß, weil nur vor ihm eine schöne weite, von erhabenen dunkeln Bergen umschlossene Ebene sich ausbreitet, wo ohne Zweifel das Volk gelagert war. Das südliche Ende des Gebirges heißt zwar heut zu Tag der Berg des Mose (Dschebbel Musa), aber von ihm aus ist kein Theil der Ebene zu sehen. Der südwestlich davon liegende Gipfel, der St. Katharinenberg, ist der höchste und mißt 8000 Fuß.

3. Kapitel. Ausbildung Israels zu einer Kirche durch die mosaische Gesetzgebung.

1. Das h. Sittengesetz. Das bürgerliche und peinliche Recht.

Hier am Sinai (oder dem heutigen Horeb) schließt Jehovah durch Mose einen feierlichen Bund mit dem Volke seiner Wahl, erbietet sich ihm als König und Herr und verspricht, es sich zu einem heiligen Volk und priesterlichen Königreich zu machen, wenn sie sein Eigenthum sein wollten. Darauf offenbart er ihnen unter eindrucksvollen Umständen seinen heiligen Willen in dem Sittengesetz der zehn Gebote, als dem Kern der ganzen Verfassung, zu dem die übrigen noch folgenden Ritual- und Civilgesetze nur als nähere Entfaltung sich verhielten.

Denn die Ritual- und Cermonialgesetze, sowie die bürgerlichen Gesetze, die man von den Sittengesetzen zu unterscheiden pflegt, sind (wie einer unserer tieferen Schriftforscher nachgewiesen hat) im Grunde genommen „theils Versinnbildlichungen (Symbolik), theils practische Anwendungen der in den zehn Worten" enthaltenen Verhältnisse des Menschen zu Gott und zu seinem Nächsten, und waren bestimmt 1. dem Volke in jeder Lebenslage, in jeder „Bewegung der Natur und des menschlichen Verkehrs" seine Abhängigkeit von dem lebendigen Gott fühlen zu lassen, 2. es von allem heidnischen Wesen und Einfluß auf das gründlichste zu scheiden und abzusondern, und 3. es „durch das Unbefriedigende alles sinnlichen Dienstes, durch die schwere Last aller dieser bildenden und erziehenden Satzungen auf die Zeit der Erfüllung hinzuweisen", für deren reingeistige Einwirkung es in seinem jetzigen Zustande durchaus noch nicht empfänglich war.

Das Sittengesetz, das die Bestimmung hat, zur Erkenntniß der Sünde zu führen, ist nicht nur wider alle Thatsünde gegen Gott und den Nächsten, sondern auch gegen den Quell aller Sünde, die böse Lust selbst, gerichtet. Indem also dadurch keines der Gebote nur äußerlich, sondern vielmehr ganz innerlich und geistig aufgefaßt sein will, bezieht sich zugleich ein jedes unmittelbar auf Gott, oder ist aus dem Verhältniß zu ihm hergeleitet.

Mit dem Sittengesetz selbst stehen zunächst die bürgerlichen Gesetze im innigsten Zusammenhange und leiten sich im Wesentlichen daraus her. Sowohl das Personen- und Sachenrecht, als auch das peinliche Recht fließet aus dem obersten Artikel der Grundverfassung, daß Jehovah, der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, ganz besonders der oberste König und Herr dieses seines Volkes und Landes ist.

Daher sind im **Personenrecht** alle Bundesglieder gleich vor Gott und es läßt bei gebornen Israeliten keine eigentliche Sclaverei und selbst keinen tiefgehenden Standesunter-

schied zu. In erster Beziehung fehlen dem israelitischen Knechte die zwei Hauptmerkmale der im Heidenthum völkerrechtlichen Sclaverei: daß nämlich dem heidnischen Herrn die Gewalt über Leben und Tod seines Sclaven, sowie das Eigenthumsrecht an dem, was der Sclave erwarb, zustand. Der Stand der Knechtschaft, der bei den Israeliten entweder auf Kauf oder freiwilliger Untergebung beruhte, war dadurch gemildert, daß Leib und Leben des Knechts unter dem Schutze der Gesetze stand; daß er mit seinem Erwerb sich loskaufen konnte, daß er im siebenten oder Sabbathjahre freigegeben werden mußte, wenn er nicht freiwillig in der Knechtschaft bleiben wollte, ja daß der freiwillig gebliebene im Hall- oder Jubeljahre, das alle 50 Jahre eintrat, wieder in den freien Stand übertreten mußte; daß er wöchentlich einen vollen Ruhetag hatte und überhaupt sich einer durch die Gesetze gebotenen menschlichen Behandlung, ja bei seiner Freilassung gesetzlich einer Unterstützung zu erfreuen hatte, um sich häuslich einrichten zu können. — Nicht-israelitische Knechte, die entweder durch Gefangenschaft oder Kauf oder Geburt erworben wurden, konnten zwar niemals gesetzlichen Anspruch auf Freiheit machen (wenn sie ihnen nicht geschenkt wurde), standen jedoch in Bezug auf Leben und menschliche Behandlung unter dem Schutze der Gesetze.

In Bezug auf sonstigen Standesunterschied hatte Israel wohl einen durch Geburt geschlossenen Priesterstand, aber dieser durfte kein Landeigenthum besitzen. Doch war durch das Gesetz für eine künftige Königswürde bereits vorgesehen.

Im **Sachenrecht** erscheinen alle Israeliten nur als Verwalter und Haushalter Jehovah's, der allein Obereigenthümer des Landes ist: daher jeder Israelite sein Grundstück nicht veräußern, sondern nur die Nutznießung auf eine gewisse Zeit verkaufen konnte, weil im Jubeljahre, also in jedem 50sten Jahre alles Grundeigenthum wieder an seinen ursprünglichen Eigner, dem es der HErr bei der ersten Landesaustheilung gegeben, zurückfallen mußte, wodurch verhindert wurde, daß keine große Ungleichheit des Besitzes, die meist zur Unterdrückung des ärmeren Theils führt, entstehen konnte. Aus demselben Grunde war unter den Israeliten die Zinsforderung verboten, und im Jubeljahr trat völliger Erlaß aller Schuldforderungen ein, wie denn auch in jedem Sabbathjahr das Feld nicht bestellt, sondern der freiwillige Ertrag desselben den Armen überlassen bleiben sollte.

Im **Criminalrecht** (peinlichen Recht) galt der Grundsatz der Wiedervergeltung, die aber nur von der Obrigkeit, als der Stellvertreterin Gottes, ausgehen sollte, und wobei natürlich der Beschädigte die buchstäbliche Genugthuung erlassen oder Schadensersatz dafür annehmen durfte. Nur die Blutrache, als ein im Orient tief eingewurzeltes Übel, sollte vorerst bloß enge beschränkt werden. — Das höchste Verbrechen war die Abgötterei, die als Majestätsverbrechen und tiefste Verletzung der theokratischen Verfassung angesehen und daher mit dem Tode bestraft wurde. — Todesstrafe war auf Lästerung der Stellvertreter Gottes, nämlich der Ältesten, Richter und Ältern, ferner auf den Raub eines Israeliten, auf Ehebruch, — endlich auf Mord (absichtlichen Todtschlag), als einer Verletzung des Ebenbildes Gottes im Menschen, gesetzt. Für die von der Blutrache verfolgten Mörder waren sechs levitische Freistädte bestimmt, wo sie so lange Schutz fanden, bis sie der absichtlichen Tödtung überwiesen wurden, worauf sie erst zur Strafe ausgeliefert werden durften. — Die Strafe wegen verletzten Eigenthums bestanden in ein- oder mehrfachem Schadensersatz. — Alle übrigen bürgerlichen Gesetze beziehen sich auf rein unparteiische Nächstenliebe.

2. Das Ritualgesetz. Die Stiftshütte. Der Priesterstand.

Die Ritualgesetze, als eine verkörpernde Darstellung des in den vier ersten Geboten ausgedrückten Verhältnisses zwischen Gott und seinem Volke, das dadurch seiner Abhängigkeit von ihm bei allen Schritten und zu allen Zeiten sich

bewußt werden und bewußt bleiben sollte, bezogen sich theils auf das Heiligthum, theils auf die Opfer, theils auf die Priester.

Vor allem galt es, durch Aufstellung eines (einzigen) Volksheiligthums die Israeliten von dem knechtenden Dienst roher Naturkräfte, an den sie sich in Ägypten gewöhnt hatten, abzuziehen und sie durch alle darin und daran vorkommenden Sinnbilder und heiligen Handlungen für die Zeit heranzubilden, wo anstatt der Hütte oder des Tempels die Gemeinde Gottes selbst „ein heiliger Tempel im HErrn sein und zu einer Behausung Gottes im Geist" erbauet werden sollte, wenn sie anders sich in ausharrendem Gehorsam seiner erziehenden Leitung hingeben würde.

Die Stiftshütte, die nur von den Priestern, nicht von dem Volke betreten werden durfte, der Offenbarungsort Jehovah's (auch Haus des HErrn), bestand aus zwei Abtheilungen: 1) dem Allerheiligsten oder der eigentlichen Wohnung Gottes, wo die Bundeslade (zur Aufbewahrung der Gesetztafeln) mit dem auf ihr ruhenden Sühndeckel oder Gnadenstuhl, dem eigentlichen Erscheinungs- oder Thronplatze der Herrlichkeit des HErrn, stand; und 2) aus dem Heiligen, das von jenem durch den Vorhang geschieden war und worin der siebenarmige Leuchter, als Sinnbild des durch Gottes Geist in der Gemeinde entzündeten Lichts und heiligen Lebens —; der Räucheraltar mit dem täglich angeordneten und im Wohlduft aufsteigenden Räucherwerk des Gebets —; endlich der Tisch der (ungesäuerten) Schaubrode und der neben denselben stehenden Schalen mit Wein, dem Sinnbild ununterbrochener Darbringung gottgefälliger Tugenden befindlich war.

Der vor diesem Heiligthum liegende, nur für die dienstthuenden Leviten zugängliche Vorhof enthielt 1) den viereckigen Brandaltar, auf dem durch das Opfern eines Thiers „sinnbildlich alle Sünde erst ertödtet werden mußte, ehe im Heiligthum die irdische Gemeine mit der himmlischen zu einem heiligen Dienste sich vereinigen konnte"; 2) das eherne Becken zur Reinigung des Opfers und der damit beschäftigten Priester.

Das Bedürfniß des abgefallenen Menschen, sich Gott wieder zu nähern, das bei allen heidnischen Culturvölkern des Alterthums nur durch Vermittlung eines Priesterstandes befriedigt werden konnte, sollte auch bei dem israelitischen Volke an eine solche Vermittlung geknüpft sein, jedoch mit dem Unterschiede, daß der heidnische Priester des Orients den Menschen, der die Gesetze, welche sich auf die natürliche, nach den starren Gestirnverhältnissen unabänderlich geregelte Ordnung des Lebens beziehen, übertreten hat, wieder mit der verletzten Ordnung des Ganzen zu versöhnen bemüht ist, während der von Jehovah verordnete israelitische Priester die vom Menschen verlassene Gemeinschaft mit dem lebendigen, zwar gerechten, aber auch barmherzigen Gott zu vermitteln hatte, indem jene Gemeinschaft, so wie sie nur durch die Sünde gestört wird, so auch nur durch Sündenreinigung und durch die dadurch ermöglichte Heiligung wieder hergestellt werden sollte.

Nicht Bewahrer einer geheimen, bloß im Priesterstand fortgepflanzten Weisheit und Kunst, sondern Ausleger und Vollstrecker der auch dem Geringsten im Volk zugänglichen Lehren und Gebote Gottes sollten Israels Priester sein; und ihre äußerliche Scheidung von dem übrigen Theile des Volks nur auf so lange bestehen, als die Zeit der Vorbereitung dauerte, und die ganze von Gott als heiliges Priestervolk bezeichnete Gemeinde durch

die von Gott beabsichtigte Erlösung und damit verbundene volle Ausgießung seines Geistes zur Freiheit der Kinder Gottes hinangewachsen sein würde. Der israelitische Priesterstamm Levi, den sich Jehovah anstatt der Erstgeburt, die jeder Israelite dem Gott Israels schuldete, aussonderte, sollte nicht den andern Stämmen übergeordnet sein, und das äußere Vorrecht, das ihm für die Entziehung seines verwirkten Erbtheils eingeräumt wurde, ihn „eben so sehr demüthigen, als erheben".

3. Die Opfer. Die Reinigungsgesetze. Die heil. Festzeiten.

Während sämmtliche Leviten mit Ausnahme der Nachkommen Aaron's, nur die niedern Dienste am Heiligthum zu verrichten hatten, sollten aus Aaron's Geschlechte die Priester genommen werden und Einer unter ihnen durch Salbung der **Hohepriester** sein, dessen Amt es war, jährlich Einmal, am großen Versöhnungsfeste, als Mittler die allgemeine Sühne des Volkes mit Gott zu vollziehen, und zwar dadurch, daß er, nachdem er durch ein Sündopfer zuerst sich gereinigt hatte, für des Volkes Sünden opferte und dann mit dem Blute des Sündopfers durch den Vorhang in das Allerheiligste gieng, um den Gnadenstuhl damit zu besprengen, zum Zeichen, daß die stellvertretende Hingabe des Opfers von dem HErrn als „rechtfertigend" angenommen werde: — alles zum Vorbild auf die Zeit, da der wahre göttliche Mittler und Versöhner, als ewiger Hohepriester und ewiggültiges Opfer zugleich, eine ewige Erlösung stiften und „das wechselnd vergängliche Priesterthum sündiger Menschen aufgehen sollte in das ewige Priesterthum" des mit dem dreifachen Amte eines Hohenpriesters, Propheten und Königs durch den Geist ohne Maaß von Gott gesalbten und gesendeten Erlösers.

Die **Opfer** überhaupt zerfielen rücksichtlich ihrer Bedeutung 1. in Brandopfer für Übertretungen sittlicher und ritualer Gebote, worin des Sünders ganzes Verhältniß zum HErrn hergestellt und die völlige Hingabe des sündigen Menschen versinnbildlicht wurde; 2. in Sündopfer, durch welche einzelne Sünden verschuldeter Schwachheit und Unwissenheit gesühnt wurden, und 3. in Schuldopfer, durch welche zunächst für unwissende und unverschuldete Verletzungen der ewigen Ordnung Gottes gleichsam eine Erstattung geleistet, doch auch öfters zugleich eine wirkliche, mit der unbewußten Verschuldung verbundene Sünde gesühnt, dabei jedoch der Begriff der Schuld (debitum) vor dem Begriff der Sünde hervorgehoben wurde.

Jedes dieser Opfer, das der Einzelne brachte, hatte die vorbildliche Versöhnung des bußfertigen Sünders durch den stellvertretenden Tod eines unschuldigen Sündopfers zum Zweck, so daß der levitische Opferdienst mit Recht ein verdecktes, „in Bilderschrift geschriebenes Evangelium" genannt werden kann, das seiner Zeit in's unverdeckte Licht treten sollte durch die Erscheinung des urbildlichen Versöhners, dessen Geist alsdann jeden wahren Genossen des Gottesreiches befähigen würde, im Glauben an seinen auch für ihn gestorbenen Heiland das Opfer eines geheiligten Lebens täglich und unabläßig darzubringen.

Die Speis- und Trankopfer schloßen sich unmittelbar an die Brand- (nicht an die Sünd-) opfer an und drückten darum nicht die Darbringung guter Werke, sondern nur den Willensentschluß zu einem heiligen Leben aus, zu welchem die im vorangegangenen Sühnopfer geschehene Hingabe verpflichtete. — Dank- oder Friedensopfer endlich brachte man für Wohlthaten, die Gott erwiesen hatte oder noch erweisen sollte, und so wie ihnen ein Sühnopfer vorausgehen mußte, so mußte ihnen eine Opfermahlzeit nachfolgen, zum Zeichen der hergestellten Friedensgemeinschaft mit Gott, deren sich der versöhnte Mensch nun als Tischgenosse Gottes zu freuen habe.

An die Opfergesetze schloßen sich die Reinigungsgesetze, denen die Beziehung auf bloß leibliche Zustände und Verhältnisse, ganz besonders auf den Anfang und das Ende, das Entstehen und Vergehen des irdischen Lebens zum Grunde liegt, welche, obwohl sie in der menschlichen Natur liegen, doch als im Zusammenhang mit der Sünde (im allgemeinsten Sinne) stehend gedacht, folglich für befleckend, für verunreinigend gehalten wurden. In dieser Ansicht von der Verunreinigung des Menschen durch diese physischen Zustände lag symbolisch die erst im Neuen Bunde klarer hervortretende Lehre, nach welcher das von Gott ursprünglich gut geschaffene „Fleisch" durch die im Geiste (d. i. im Willen) entstandene, in und am Fleische sich äußernde Sünde „zum Zunder sündlicher Begierde wird." Daher sollten die Reinigungsverordnungen den Menschen wieder in die durch die geringste Befleckung gestörte Gemeinschaft mit Gott versetzen und so zugleich Erziehungsmittel sein, um das Bewußtsein der Schuld, den Abscheu vor der Sünde, das Bedürfniß der Entsühnung und überhaupt die Sehnsucht nach völliger Erlösung von allem Übel stets wach und lebendig zu erhalten. Deßwegen durfte der Israelite während der Zeit dieser Verunreinigung besonders nicht mit dem Heiligthum in Berührung kommen. Nicht also eine diätetische oder eine politische, sondern eine ethisch-religiöse Rücksicht lag bei sämmtlichen Reinigungsgesetzen zum Grunde.

Um das Bewußtsein des Bundes mit Gott zu wecken und zu beleben, waren die heiligen Feste angeordnet, die sich vorzüglich nach dem Laufe des Mondes bemaßen und bei deren Eintritt oder Dauer die Siebenzahl vorherrscht. Allen Fest- und Ruhetagen lag die Bedeutung der Rückkehr aus der Veränderlichkeit und Beweglichkeit des irdischen Daseins in die unveränderliche selige Ruhe des göttlichen Lebens und Seins zu Grunde. Diese Feste bestanden aus einem „jährlichen Festkreis und aus einem 50jährigen Sabbathkreis". Der erste enthielt die allwöchentlichen Sabbathe, die Neumondsfeiern, von denen jedoch nur die siebente ein gebotener Ruhetag war; sodann die drei Hauptfeste, nämlich das Passahfest, mit welchem das Kirchenjahr anfieng, das Pfingstfest, mit welchem das Frühärntefest und später das Gedächtnißfest der Gesetzgebung auf Sinai verbunden wurde, und das siebentägige fröhliche Laubhüttenfest, das an das Wanderleben in der Wüste erinnern und zugleich als Spätärntefest zur Freude und zum Dank stimmen sollte; endlich das ernsteste Fest des mosaischen Cultus, der Versöhnungstag, der zugleich für das ganze Volk eine Fastenzeit war. Seine Bedeutung, so wie auch die Bedeutung des Sabbathjahrs und des Jubel- oder Halljahrs, welche beide in den

50jährigen Festkreis fielen, wurde oben bereits angegeben. — Wo eines oder das andere dieser Feste mit dem Eintritt eines Naturwechsels zusammentraf, lag ihm nicht eine heidnische Naturanbetung und damit verknüpftes sinnliches Freuden- oder Schmerzgefühl zu Grunde, sondern das Bestreben, die irdischen Gaben mit dankender Erinnerung an Gott, den Geber, zu heiligen.

4. Scharfer Unterschied zwischen dem israelitischen und heidnischen Cultus.

Die so in's Einzelne gehende mosaische Gesetzgebung beweis't, daß für ein Volk, das, wie das israelitische, so lange Zeit unter der, bis in die geringsten Verhältnisse ausgebildeten Gesetzgebung Ägyptens gelebt hatte, eine „einfache" Gesetzgebung gar nicht mehr an der Zeit und am Orte gewesen wäre. Die, jedoch nur ganz äußerliche, Ähnlichkeit mancher israelitischen Cultuseinrichtungen mit ägyptischen ist nach genauester Forschung zwar nicht zu läugnen; aber sie ist einerseits nur eine theilweise, anderseits war sie eine gewissermaßen nothwendige, also absichtliche.

Eine theilweise Ähnlichkeit findet sich z. B. in der innern Eintheilung (nicht Ausschmückung) des Tempels, in der weißen Farbe des Priestergewandes, dem Symbole der Reinheit; in dem hohenpriesterlichen Urim und Thummim (Schildlein des Lichts und Rechts oder der Offenbarung und Wahrheit); in den Cherubim, die zwar leise an die Sphinxe erinnern, aber bei Mose solche Wesen bedeuten, welche „auf der höchsten Stufe des geschöpflichen Lebens stehend und das vollkommenste geschöpfliche Leben in sich vereinigend, die vollkommenste Offenbarung Gottes und des göttlichen Lebens sind"; ferner in einem Theile der, auf sittlich-religiösem (keineswegs auf diätetischem) Grunde ruhenden Speisegesetze, die jedoch bei den Ägyptiern auf der Ansicht einer wesentlichen Unreinheit der Thiere beruhten, bei den Israeliten dagegen nur im Sinnbilde die Unreinheit bezeichnen, deren ja nur der Mensch fähig ist; ferner in den Reinigungsgesetzen, welche die Sittenreinheit symbolisiren, und in welchen, bei aller äußerer Ähnlichkeit mit ägyptischen und andern heidnischen Reinigungen, ein desto größerer und entschiedenerer innerer Gegensatz obwaltete; und so noch in einigen andern Beziehungen.

Absichtlich zugleich war die äußere Ähnlichkeit in manchen dieser Cultusstücke darum, weil die noch auf so sinnlicher Stufe stehenden Israeliten nicht so plötzlich aus allem Zusammenhang mit den gewohnten äußern gottesdienstlichen Anschauungen herausgerissen werden konnten, ohne Gefahr zu laufen, daß sie Alles wegwarfen und dann noch schneller und tiefer, als sie es ohnedies oft thaten, in Abgötterei fielen.

Auch konnte diese nur auf der Oberfläche haftende Ähnlichkeit nicht schaden: „je ursprünglicher, selbständiger und einzigartiger die mosaische Religion in Bezug auf den Geist war, desto weniger hatte sie es nöthig, mit schlauer Ängstlichkeit jede äußere Berührung mit der Religion anderer Völker zu vermeiden, desto freier konnte sie sich die vorhandenen passenden Formen aneignen, desto unbefangener die Vortheile benutzen, welche die Gewohnheit darbot".

In allen seinen innern Beziehungen stand der Gottesdienst der Israeliten so streng und schneidend von allem Heidnischen geschieden da, daß der spätere röm. Geschichtschreiber Tacitus sagen konnte: „Moses gab ihnen neue und allen andern Sterblichen entgegengesetzte Gebräuche; unheilig ist bei ihnen alles, was bei uns (Römern) heilig ist, und wiederum erlaubt bei ihnen, was bei uns verboten ist."

Diese um das göttliche Wort gestellte Schranke des Ritualgesetzes sollte übrigens nur für die Zeit der Unmündigkeit gelten und dann nicht sowohl fallen, als vielmehr aus dem Schattenhaften in das Wesenhafte übergehen, wenn die Zeit der Erfüllung und aufgedeckten „Klarheit im Angesichte des HErrn" kommen würde.

Wie tief das sinnliche Israel noch im Heidnischen stack, als es jene theokratische Verfassung bekam, zeigt sein, gleich nach geschlossenem Bunde erfolgter Abfall zum ägyptischen Stierdienst, und wenn es sich auch unter dem Stierbilde nur seinen Jehovah zu denken sich vornahm, so war dies doch die erste Stufe zu der späterhin von ihm begangenen tieferen Abgötterei. Sollte es daher vom Rande des Verderbens zurückgezogen werden und seinen Vorzug vor andern Völkern nicht verlieren, so mußte das Strafgericht dafür allerdings furchtbar sein, um eine desto längere gehörige Nachwirkung zu thun. Der Erfolg war Umkehr und um derentwillen Erneurung des Bundes mit dem HErrn, der nun auf dem Weiterzuge nach dem gelobten Lande selber in der Feuer- und Wolkensäule ihr steter Führer und Wegweiser sein wollte.

Nichts desto weniger wurde es dem Volke Israel fortwährend schwer, sich an die theokratische Ordnung zu gewöhnen, insbesondere sich der Führung des unsichtbaren Gottes zu überlassen und dabei den Weg der Selbstverläugnung zu gehen. Seinem eignen trotzigen und verzagten Herzen hatte es, (bei Gelegenheit des Berichts der vorausgesandten Kundschafter über die Gefährlichkeit der Einnahme des Landes) die Strafe eines (noch 38-, im Ganzen also) 40-jährigen Zuges durch die Wüste zuzuschreiben, während welches das alte widerspenstige, in Ägypten verwöhnte Geschlecht aussterben sollte, damit dem neuheranwachsenden, an Gottes Ordnung besser gewöhnten Geschlechte die Einnahme und Behauptung des verheißenen Erbes besser gelingen könnte.

4. Kapitel. Israel in Kanaan als theokratischer Freistaat.

1. Eroberung und Vertheilung Kanaans.

Gegen das Ende dieser Straf- und Erziehungszeit überschritt das während derselben ziemlich geläuterte Volk, nach Umgehung des Landes und Gebirges Edom, die Gränzflüsse Sared und Arnon und eroberte von den Amoritern und Moabitern das Ostjordanland, das sich alsdann die heerdenreichen Stämme Ruben, Gad, und halb Manasse von Mose erbaten. Nun schied nur der Jordan noch die Einwanderer von dem eigentlichen Verheißungslande. Aber auch Mose sollte, wie ihm einst bei einem Glaubensfehltritte von Jehovah bedeutet worden war, nicht hineinkommen. Daher ermahnte er jetzt, da die Zeit gekommen war, daß er von hinnen scheiden sollte, das Volk noch einmal zur Bundestreue, warnte es insbesondere vor jeder, im Gesetze schwer verbotenen Vermischung mit den Kanaanitern, vollendete dann sein Gesetzbuch und übergab es den Ältesten des Volks zur Bewahrung und Befolgung.

Nachdem der große und „getreue Knecht Gottes" — vom Berge **Nebo**, einer Spitze des Pisgagebirges, aus — das heilige Land, gleichsam als ein Schattenbild des himmlischen, in das er nun übergehen sollte, von Ferne gesehen hatte (wie überhaupt „die Gottesmänner des alten Bundes alles Verheißene nur von Ferne sahen"), starb er, 1451 v. Chr. in noch frischer, vom Alter ungeschwächter Kraft „nach dem Worte des HErrn", oder wie es in einer alten buchstäblichen Übersetzung lieblich heißt: „an dem Munde des HErrn".

Sein **Grab** erfuhr Niemand: denn „nicht seine Gebeine, sondern seine Schriften" sollte man verehren, in denen Derjenige bereits vorbildlich zu finden ist, der nachher gesagt hat: „Wenn ihr Mosi glaubetet, so glaubetet ihr auch mir: denn er hat **von mir** geschrieben. So ihr aber **seinen Schriften nicht glaubet**, wie werdet ihr **meinen** Worten glauben?" — Eben durch das vorbildliche Mittleramt das ihm zu Theil worden war und durch die außerordentliche Offenbarung, die sich daran knüpfte, durch seinen standhaften Muth in den größten Gefahren, durch seine unermüdliche Thätigkeit im beschwerlichsten Amte, durch seine Geduld mit dem widerspenstigen Volke, durch seine große, stets zur Fürbitte bereite Liebe zu demselben, durch seine unbestechliche Gerechtigkeit, so wie durch seinen brennenden Eifer für die Ehre Gottes erwies er sich als einen der **größten und erhabensten Charactere der Geschichte**.

Unter **Josua**, Mose's geweihtem Nachfolger im Führer- (nicht im Propheten-) Amte erfolgte nach einem siebenjährigen Kampfe mit den Einwohnern des Westjordanlandes und nach Unterwerfung von 31 kanaanitischen Fürsten die **Einnahme Kanaans**, wodurch theils die göttliche Verheißung erfüllt, theils das Strafgericht Gottes über die heidnischen Einwohner, deren Sündenmaaß voll war, vollzogen, theils die Absonderung Israels von andern Völkern, **zum Zweck seiner besondern Erziehung zu einem Missionsvolke**, besser zu Stande kommen sollte. Denn alles, was Gott an Israel von Anfang an gethan, geschah **zugleich für alle Völker**, auf welche von Zion aus die Lichtstrahlen der ewigen Wahrheit fallen sollten. Zwar wurden durch Israels Verfassung „nicht menschliche Wissenschaften, noch schöne Künste" im Volke befördert, was man wohl für einen Mangel ansehen mag, den aber die Betrachtung mindert, „daß dieß kleine Volk am Saum eines großen Welttheils seine Eigenthümlichkeit sonst nicht bewahrt haben" und den „großen Einfluß auf die Gestaltung der Welt niemals gewonnen", ja die ganze „Geschichte einen andern Gang genommen haben würde." Denn seine ganze Verfassung war darauf berechnet, daß „Israel eine Weltleuchte" werden und als solche zwar „nicht **mit** der Welt, aber **in** der Welt stehen sollte".

Durch den Besitz Kanaans verwandelte sich der bisherige theokratische Nomadenstaat in einen **theokratischen Ackerbaustaat**, in welchem unter einem Hohenpriester, als geistigem Haupte und Mittler, das Volk durch seine Stammältesten und Familienhäupter nach dem Gesetze Jehovah's „theokratisch-patriarchalisch-republikanisch" regiert wurde.

Die **Vertheilung des Landes** erfolgte durch das Loos und entsprach den im Gesichte des sterbenden Jacob vorgekommenen Andeutungen von der Beschaffenheit der zwölf Landestheile. Jeder Stamm hatte den ihm zugewiesenen Theil erst noch **vollends** zu erobern. — Unter den sie umgebenden heidnischen Völkerschaften sollten nur die **Kanaaniter, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter**, als reif zum Gericht, im eigentlichen Sinne ausgerottet werden.

2. Die Richterzeit. Samuel's Prophetenschulen.

Weil aber das, des Kampfes zu bald müde Volk, dem empfangenen Gebote zuwider, nicht alle jene Völker vertrieb, so wurden ihm diese abwechselnd bald zum Strick der Verführung, bald zur Straf- und Zuchtruthe. Das Wohnen unter diesen in Lastern verderbten Heiden führte nämlich viele Israeliten zunächst zum Wohlgefallen an dem fleischeslustigen Götzendienste derselben, dadurch zu ehelichen Verbindungen und diese zuletzt zum völligen Abfall von Gott, zur Abgötterei.

So oft nun ein oder der andere Stamm oder auch mehrere zugleich in diese Sünde fielen, gab Gott sie in die Knechtschaft desjenigen Volkes hin, mit dessen Göttern sie gebuhlt hatten. Sobald sie aber unter dem feindlichen Drucke nach dem HErrn seufzten, erbarmte er sich ihrer und erweckte bald aus diesem, bald aus jenem Stamme einen muthigen Glaubenshelden, der sie im heiligen Kriege von ihren Feinden erlöste und wieder zur verlassenen Bundesgemeinschaft zurückbrachte.

Solche Befreier hießen Schophetim oder **Richter**, weil sie nach wieder eingetretenem Frieden als außerordentliche „Handhaber der Rechte Gottes" (denn das gewöhnliche Richteramt hatten fortwährend die Stammältesten) in wichtigen Fällen das Volk nach dem heiligen Gesetz richteten, ohne gerade äußere Amtswürde zu besitzen. Nach dem Tode eines solchen Richters, bestand nur das Richteramt der Ältesten fort, und weil jeder Stamm für sich sein Wesen trieb und keine, für alle Stämme geltende sichtbare Oberbehörde die allgemeine Ordnung handhabte: so entstand oft große Unordnung, während welcher wieder da und dort im Lande götzendienerisches Treiben überhand nahm, das dann abermals Unterjochung des einen oder des andern Stammes oder auch mehrerer Stämme zur Folge hatte, aus der nur wieder ein von Gott erweckter Richter retten konnte.

Nur in den Zeiten solcher Rückkehr zur Bundesordnung unter dem Friedensregimente eines Richters hatte Israel eine glückliche Zeit, weil da das Gesetz Gottes, wenn auch niemals vollständig, doch noch am unmittelbarsten, ohne sehr störenden Zwischentritt menschlicher Willkühr, regierte und die theokratische Freiheit am wenigsten angetastet war, um die sie sich nur zu oft selber durch Abfall brachten, weil sie das Glück derselben nicht zu ertragen verstanden, so daß im Ganzen doch die Priesterschaft und die Religion in großen Verfall gerieth.

Die Richter- oder Heldenzeit Israels, als die zweite Bildungsperiode oder das Jünglingsalter dieses Volks, umfaßt nach gewöhnlicher Annahme 450 Jahre, die sich aber, weil mehrere Richterregierungen und Unterjochungsperioden auf der West- und Ostseite gleichzeitig waren, auf 299, also auf etwa drei Jahrhunderte zurückführen lassen.

Von den ersten 12 auf einander folgenden Richtern waren Athniel, Ehud, Samgar, Barak (mit der Richterin Deborah), **Gideon**, Jephtha, Simson die wichtigsten. Nur ein einziger von den Richtern, Gideon's Sohn Abimelech, maßte sich Königsgewalt (über Sichem) an, gieng aber zu Grunde. — Von den Völkern, in deren Gewalt bald das ganze Volk,

bald nur ein Theil desselben kam, sind es die Syrer, Phönizier (Sidonier), Midianiter, Moabiter, Ammoniter, Amalekiter, Kanaaniter, vorzüglich aber die streitbaren Philister, die ihnen am meisten zu schaffen machten. Die letztern waren zwar (ihrem einen Bestandtheile nach S. Kap. 1, 1.) ein zunächst aus Kreta eingewanderter Volksstamm; weil aber die Kretenser selbst ihren hamitischen Ursprung aus Ägypten nahmen, so wird auch den Philistern (1. Mos. 10, 13) ägyptischer Ursprung zugeschrieben. Sie hatten das Land von der ägyptischen Wüste (östlich vom Nil) an längst der Küste hin bis hinauf gegen Phönizien inne, hatten fünf feste, miteinander verbündete Städte (Askalon, Gaza, Asdod, Gad, Ekron), von denen jede unter einem Könige stand, und trieben Handel und Seeräuberei.

Der letzte und wichtigste unter allen Richtern war **Samuel**, 1140 v. Chr., der nicht sowohl außerordentlicher Richter, als vielmehr (nach 5. Mos. 7, 8—13) gesetzmäßig verordneter Oberrichter oder „Vorsteher des theokratischen Obergerichts über Israel" war, — eine Würde, die er nicht dem Priesteradel, auch nicht dem Feldherrnverdienst, sondern dem Ansehen zu danken hatte, in welchem er — nicht als Hohepriester, was er nicht war, sondern, — als erster Prophet dem Amte nach stand. Durch die Kraft seines theokratischen Glaubenseifers und seiner Prophetengabe, wurde Israel nicht nur aus der langen Dienstbarkeit der Philister befreit (wiewohl er selbst dabei das Schwert nicht führte), sondern auch der theokratische Bund des Volkes mit Gott erneuert und allenthalben Ruhe und Ordnung im Lande hergestellt. Er beförderte durch öftere Volksversammlungen den Gemeinsinn und die Eintracht unter den Stämmen, steuerte dem Götzendienst, und brachte das mosaische Gesetz durch Ermahnung und Beispiel zur möglichst lebendigen Anwendung, so daß er deßhalb mit Recht neben Mose als der Hauptvertreter Israels und als einer der größten und heiligsten Männer dieses Volks erscheint.

Ein ganz vorzügliches Verdienst in dieser Beziehung um Israel und das Reich Gottes erwarb er sich durch Stiftung von **Prophetenschulen**, d. i. von Lehr- und Erziehungs-Anstalten (Seminarien), in welchen jüngere, zum Theil auch schon ältere, durch Geist und Character sich auszeichnende Männer gemeinschaftlich wohnten und lebten, und durch gemeinsamen Unterricht (zu welchem auch Musik und Gesang, insbesondere aber Unterweisung im Gesetze gehörte) zur Erweckung und weitern Ausbildung des theokratischen Geistes herangebildet und so eher befähigt wurden, Propheten zu werden, d. h. von Gott die Gabe des Weissagungsgeistes zu empfangen, der ihnen natürlich von Menschen nicht mitgetheilt werden konnte.

Denn Propheten waren Männer, die, im vertrauten Umgange mit Gott stehend, von ihm Offenbarungen erhielten und dieselben dem Volke und seinen nachmaligen Königen zu verkündigen den Auftrag hatten. Sie hatten den besondern Beruf, Israel von den Abwegen der Abgötterei und Zuchtlosigkeit zur verlassenen Bundesgemeinschaft zurückzuführen, es mit den Heilsabsichten Gottes bekannt zu machen und besonders auf das Reich des Messias oder Erlösers hinzuweisen. (K. 6, 2.).

Es wurden aber keineswegs alle Propheten in solchen Pflanzschulen gebildet, sondern manche traten auch ohne eine derartige Vorbildung aus Anregung des

Geistes einzeln und besonders auf. Durch die Prophetenschulen kamen aber die sonst vereinzelt stehenden Propheten in einen theokratischen Zusammenhang.

Dem durch Samuel in diese Bahn geleiteten Geiste der Weissagung verdankte Israel seine Neubelebung als Nation und die tief in das Leben der Menschheit eingreifende Wirkung seines geistigen Culturstaates. Durch Samuel wurde Israel zunächst zu der Erkenntniß geführt, daß der lebendige Gott seine Gegenwart „nicht an die mit Händen gemachte Bundeslade heftet, sondern daß er seine Wohnung nimmt in lebendigen Trägern und Zeugen seines Volkes", an denen es diesem Volke sieben Jahrhunderte hindurch nicht fehlen sollte.

5. Kapitel. Israel als theokratische Monarchie.

1. Saul's und David's Regierung.

In der letzten Zeit der gerechten und uneigennützigen Amtsverwaltung Samuel's wurde jedoch das ohnedies zu den Sitten und der Lebensweise der Heiden leicht sich neigende Volk der reinen Theokratie überdrüßig, und weil noch dazu die Söhne Samuel's, die derselbe in seinem hohen Alter zu Unterrichtern gesetzt hatte, ohne ihres Vaters Wissen, das Recht beugten, so forderte das Volk, anstatt des unsichtbaren, einen sichtbaren König nach Art der sie umgebenden Heiden. Nicht daß sie einen König forderten, — denn das Aufkommen dieser Würde war schon im theokratischen Gesetze vorgesehen worden (5. Mos. 17, 14—20) — sondern der ungeistliche, selbstsüchtige Beweggrund ihrer Forderung betrübte den Samuel, weil darin eine völlige Mißkennung ihres Verhältnisses zu Jehovah lag. Er glaubte daher sie warnen zu müssen, indem er ihnen das Bild des mißbrauchten Königthums vorhielt. Da sie sich aber von ihrer Forderung nicht abbringen ließen, so geschah es, daß unter Gottes Zulassung durch die Salbung des Benjaminiten Saul der theokratische Freistaat Israel sich 1095 in eine **theokratische Monarchie** umwandelte, durch welche das Volk in seine dritte Bildungsperiode, in die der höhern äußern Culturentwicklung, eintrat.

Dadurch, daß der König nicht aus einem fremden Volke sein, daß er sich der Prachtliebe, der Anhäufung von Schätzen und der Vielweiberei enthalten, nach dem theokratischen Gesetze selbstverläugnend regieren und daher fleißig im Gesetzbuche lesen und forschen sollte, waren die Gränzen angegeben, durch die sich ein König Israels von einem heidnischen zu unterscheiden hatte, um nicht, wie dieser, in Despotismus zu verfallen. In einer solchen theokratischen Monarchie konnte sich die königliche Gewalt mit der priesterlichen wohl vertragen. Da aber dennoch auch Übergriffe der einen Gewalt in die andere vorauszusehen waren, so war für eine Vermittlung beider durch das vom Königthum und Priesterthum unabhängige Amt der Propheten, als der Wächter der Theokratie, weislich gesorgt. Zugleich sollte auch die Fortdauer der Stammverfassung, folglich die Vertretung des Volks durch seine Stamm-

häupter, die willkürliche Macht des Königs beschränken. Nichts desto weniger stellte sich die Idee des theokratischen Königthums in wenigen Repräsentanten desselben nur annähernd dar, während sie bei den meisten nur zu sehr in ihr Gegentheil umschlug.

Da schon dieser erste, im Eigenwillen geforderte König von der theokratischen Verfassung abwich und in weltlich-selbstsüchtige Politik verfiel, so wurde sein Haus von Gott nicht bestätigt, sondern David, der Sohn Isai's, aus dem durch die Verheißung bezeichneten Stamme Juda, erwählt und durch eine lange Prüfungszeit, während welcher er in seinem Verhältniß zu dem, ihn bis auf den Tod verfolgenden Saul die lauterste Gottesfurcht bewies, zur Regierung Israel's vorbereitet. Nach dem Tode Saul's, der nach dem Verlust eines entscheidenden Treffens gegen die Philister in der Verzweiflung sich selber den Tod gab, wurde im Jahr 1055 v. Chr. David, König von Juda (und Benjamin), und sieben Jahre darauf König von ganz Israel, nachdem nämlich Isboseth, ein Sohn Saul's, den sich die übrigen zehn Stämme zum König gesetzt hatten, durch Verrath seiner eigenen Diener, ermordet worden war.

Er eroberte Jerusalem von den Jebusitern und machte diese Stadt durch Erbauung der Burg Zion zum festen Regierungssitz und durch Aufstellung der Bundeslade und Einrichtung des Gottesdienstes daselbst zum Mittelpunct des Nationalcultus. Indem er fortfuhr, die „Kriege des HErrn" gegen die übrigen Heiden ringsumher zu führen, befestigte er sein Reich im Innern durch Bezwingung der Philister, der Moabiter, Ammoniter und Amalekiter, so wie durch ein Bündniß mit Hiram, dem König von Tyrus, und erweiterte es nach Außen gegen Süden durch die Unterwerfung und Einverleibung Idumäas (Edom's), gegen Nordosten durch Besiegung der Syrer, deren Hauptstadt Damaskus er eroberte, desgleichen durch die Eroberung der dem Könige von Nisibis diesseits des Euphrats gehörenden Länder: so daß sich David's Reich von Thapsakus (Thipsach) am Euphrat bis Berytus (Beiruth) am Mittelmeer, und von Baalbeck in der syrischen Wüste bis Ailah am rothen Meer erstreckte.

David's theokratisch-monarchisches Regiment war fern von aller Despotie: er behielt die Stammfürsten bei, beließ den Geschlechtsältesten ihre Rechte und bestellte Richter und Amtleute aus den Angesehensten in den Städten. — Zwölf seiner erprobtesten Kampfhelden, darunter Joab, Abisai, Benaja u. a., hatten die Führung des großen, bloß aus Fußvolk und zwar aus 300,000 M. bestehenden Nationalheeres, das er auch im Frieden, jedoch ohne Druck für das Volk, unterhielt, denn von den 12 Heeresabtheilungen stand immer nur je eine einen Monat lang im Jahre unter den Waffen. Die Krongüter ließ er auf seine Rechnung verwalten und jeder Zweig seiner Ökonomie stand unter besondern Verwaltern und Aufsehern.

Held im Glauben, wie im Kriege, groß als König, Prophet und Dichter, Muster herzlicher Demuth im Glück, aufrichtiger Bußfertigkeit im Fall und frommer Ergebung im züchtigenden Unglück, war er durch alles dies ein „Mann nach dem Herzen Gottes". Und weil ihm sein ganzes Leben hindurch vor Allem die Ehre Gottes und das Wohl seines Volkes als Ziel vor Augen stand und er selbst in seinen leidenschaftlichen Abirrungen davon auf das zurechtweisende Wort des

HErrn merkte, erhielt er, als Vorbild und Vermittler des messianischen Königthums, die Gnadenverheißung eines Nachkommen, der lange nach seinem Tode geboren werden und deß „Stuhl ewig bestehen" werde. Daher der zu erwartende Messias von der ganzen Reihenfolge der Propheten als „David's Sohn" bezeichnet wurde, theils weil er leiblich von ihm abstammen, theils die Vollendung dessen darstellen sollte, was David nur in unvollkommener Andeutung war.

2. Salomo's Regierung.

Nach vierzigjähriger Regierung hinterließ David Israel im Zustande herrlicher Blüthe und gesicherter Ruhe, so daß 1015 v. Chr. Salomo's Regierung, die er im 18. Lebensjahre antrat, das irdische Vorbild des künftigen Friedensreiches werden konnte. Unter diesem Könige, deß Name selbst „Friedreich" bedeutet, hatte Israel seine goldene Zeit, in welcher „Juda und Israel sicher wohnten, ein jeglicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum". Salomo selbst, dessen sich die göttliche Weisheit als ihres Mundes bediente, ward sowohl durch die reichen Gaben seines Geistes, als auch durch die Macht und Pracht seiner Herrschaft für die umliegenden Völker nah und fern der Gegenstand höchster Bewunderung.

Zunächst vor Allem war er darauf bedacht, zur Befestigung und Verherrlichung des Gottesdienstes den Tempelbau zu unternehmen, zu welchem sein Vater schon einen unermeßlichen Schatz gesammelt und andere Vorbereitungen getroffen hatte. Zu dem Ende erneuerte er das Bündniß mit dem König Hiram von Tyrus, der ihm die dazu nöthigen Künstler, Bauleute und Baumaterialien gegen Öl, Wein, Getreide und andere Landeserzeugnisse lieferte, und in sieben Jahren stand, nach dem Grundrisse der Stiftshütte, der Tempel da, den Salomo selbst in seinem feierlichen Weihgebete als ein „Bethaus für alle Völker" bezeichnete, darin sie anbetend dem Gotte Jehovah sich nähern könnten. Dadurch wurde dem Privatcultus, der leicht in Götzendienerei übergieng, eine Schranke gesetzt.

Die große Belebung der Kunst und des Handels unter Salomo und der von ihm entwickelte orientalische Glanz und Reichthum in seinem Hofleben brachte zwar ihm und dem Volke großen Ruhm, führte aber auch den Keim zur baldigen Vergänglichkeit dieser Herrlichkeit mit sich, so daß wenigstens die Hälfte seiner Regierung nur eine scheinbar beglückende war. Denn sowohl durch die Entfaltung des Luxus, als auch durch den Betrieb des Land- und Seehandels, so wie durch die Einrichtung eines stehenden Reiterheeres, brachte er das Volk, das weder ein Handelsvolk, noch ein Kriegs- oder Eroberungsvolk werden sollte, auf eine andere Bahn seiner ihm von Gott gesetzten Bestimmung.

So baute er sich in Jerusalem einen prächtigen Palast mit einem berühmten Thron, einen Palast für seine Gemahlin (die eine ägyptische Königstochter war), eine Gerichtshalle &c.; ferner einen Sommersitz am Fuße des Libanon und andere Lustschlösser; desgleichen Reiterkasernen

in verschiedenen Städten; er befestigte Baalbek, legte Thadmor (an der arabischen Gränze) neu an und baute andere Städte. — Die Mittel dazu gewährten die Einkünfte der Krongüter, die regelmäßigen Abgaben der Unterthanen, die Tribute der zinspflichtigen Völker, besonders aber der Handel, den Salomo auf eigene Rechnung mit dem Auslande trieb, zu welchem Zweck er in Gemeinschaft mit den Phöniziern jährlich von Ezeongeber am arabischen Meerbusen aus ein Schiff nach Ophir (d. i. an die ostindische Küste Malabar III. 5, 2.) aussandte, das dem Könige Gold, Silber, Edelsteine und andere Kostbarkeiten und Seltenheiten brachte.

Seine nahe Verbindung mit Ägypten verschaffte ihm Pferde, wie denn allein das ägyptische Theben ihm 40,000 lieferte, die er theils zur Aufstellung eines Heeres von 12,000 Reitern und 1600 Streitwagen, das immer doppelt so viele Pferde bedurfte, verwendete, theils zu dem Alleinhandel brauchte, den er mit Pferden trieb.

Der größte Verderb aber für den König, wie für das Land lag in der gesetzwidrigen Haltung eines Harems von 700 Frauen, die alle heidnischer, meist fürstlicher Abkunft waren und ihre verschiedenartigen fremden Götzenculte üben durften, wodurch es kam, daß sie zuletzt das Herz des Königs selbst zur Abgötterei neigten, dem dadurch die große Bestimmung Israels, „unter den Weltvölkern ein priesterliches Reich des lebendigen Gottes zu seyn", völlig entschwand. Zwar erkannte er am Ende noch die Eitelkeit aller seiner Bestrebungen, aber die schlimmen Folgen derselben für sein Volk konnte er nicht hindern.

Noch bei seinen Lebzeiten entstand daher eine bedeutende Unzufriedenheit in den entfernteren zehn Stämmen, die von dem Wohlstand und Reichthum, der in der Hauptstadt und deren Umgebungen sich häufte und zu dem sie selbst so viel steuern mußten, keinen so großen Genieß hatten, als sie ansprechen zu können glaubten. Ein kühner Ephraimite, Namens Jerobeam, stiftete sogar eine Empörung, flüchtete sich aber, als Salomo ihn in seine Gewalt zu bekommen suchte, nach Ägypten, um dort des Königs Tod abzuwarten. Auch mußte Salomo noch erleben, daß Reson, ein Diener des obgenannten Königs von Nisibis, einen Theil von Syrien mit Damaskus losriß und dort ein Reich stiftete, das späterhin Israel sehr gefährlich wurde. Nur wegen der dem David gegebenen Verheißung einer beständigen Thronfolge entgieng Salomo's Haus der auf den Bundesbruch gesetzten Verstoßung; aber ohne Ahndung sollte es doch nicht bleiben und diese in Schwächung des königlichen Hauses bestehen.

6. Kapitel. Israels Verfall.

1. Theilung des Reichs. Die Könige im Reiche Israel oder Ephraim.

Als nach Salomo's Tod sein einziger, 41jähriger Sohn Rehabeam den Thron bestieg, erklärten auf der zur Huldigung anberaumten Versammlung zu Sichem die Ältesten der zehn Stämme, mit dem aus Ägypten zurückgekehrten Jerobeam an der Spitze, dem Könige ihren Gehorsam nur unter der Bedingung, wenn er ihnen Erleichterung des bisherigen Abgabendrucks gewähren würde. Weil aber Rehabeam, in thörichter Verblendung die weiseren Rathschläge älterer Räthe hintansetzend, jene Forderungen auf eine despotisch-übermüthige Weise zurückwies, fielen die zehn Stämme von ihm ab und wählten sich in der Person Jerobeam's ihren eignen König. So entstand 975 v. Chr. die Theilung des Reiches Israel in das Reich Juda und in das Reich Ephraim

(oder Israel im engern Sinn), — eine Theilung, welche das kaum hundert Jahre lang bestandene Glück des Volkes zerstörte und die einander feindlich abgekehrten Theile dem Untergange zuführte. Denn beide Staaten lebten von nun an häufig im Krieg miteinander, und indem jeder sich durch fremde Hülfe das Übergewicht zu verschaffen suchte, zogen sie sich Angriffe von Außen zu, denen sie am Ende erlagen.

Die schlimmste Folge dieser Trennung aber war die Auflösung der religiösen Gemeinschaft und gottesdienstlichen Einheit. Denn weil alle Leviten und viele andere gesetzestreue Israeliten aus dem Zehnstämmereiche sich in das Reich Juda zogen, bei welchem der Mittelpunct des Jehovahdienstes war, so richtete Jerobeam, aus verwerflicher Politik, im Norden und Süden seines Reiches (zu Dan und zu Bethel) den ägyptischen Stierdienst ein, um durch diese Art religiöser Befriedigung sein Volk von einer nähern Gemeinschaft mit Juda (wozu besonders die Festreisen nach Jerusalem Veranlassung gaben) und dadurch vom Abfall abzuhalten. Wenn nun gleich dieser Götzendienst nach 1. Kön. 16, 31—33 von dem unsittlicheren (phönizischen) Baalsdienst unterschieden wird, so bereitete er doch auch diesem nachher den Eingang und richtete, als „die Sünde Jerobeam's" fort und fort sich vererbend, das Reich Ephraim 134 Jahre früher zu Grunde.

Nur für das Reich Juda hatte diese Trennung das Gute, daß unter frommen Königen das mosaische Gesetz nun leichter als vorher in genauere Ausübung gebracht und im Ganzen besser gewahrt werden konnte, obwohl das böse Beispiel der Nachbarschaft bald auch auf Juda verderblich wirkte, so daß oft auch hier auf lange Zeit der wahre Gottesdienst ganz darniederlag.

Während übrigens alle 20 aufeinanderfolgende Könige von Ephraim Götzendiener waren und die meisten Dynastieen schon im zweiten Gliede ausgerottet wurden, hatte doch Juda in einer eben so großen Reihe von Königen, die noch dazu alle von David abstammten, mehrere aufzuweisen, welche die Ehre Jehovah's auf's ernstlichste wahrnahmen und den Untergang des Reiches länger aufhielten.

Im Königreiche Ephraim oder Israel wurde schon Jerobeam's Dynastie im zweiten Gliede vertilgt, indem dessen Sohn Nadab von Baesa ermordet wurde. Als nach vielfachen durch Empörungen und Ermordungen bezeichneten Unruhen die Krone an den achten König, an **Ahab**, den Sohn Amri's, des Erbauers der Hauptstadt Samaria, kam, wurde durch ihn und sein ruchloses Weib **Jesebel**, eine Tochter des Königs von Sidon, der mit den abscheulichsten Lastern verbundene phönizisch-babylonische Baalsdienst eingeführt und jeder wahre Diener Gottes, deren das Reich Ephraim doch noch viele im Verborgenen hatte, auf das wüthendste verfolgt.

Doch entgieng Ahab's ungerechtes Haus dem verdienten Untergange nicht: Ahab selbst fiel im Streit wider die Syrer; sein Sohn und Nachfolger Joram wurde von Jehu enthront und sammt den übrigen 70 Söhnen Ahab's getödtet; Jesebel wurde von demselben aus dem Schloßfenster hinabgestürzt; seine Tochter Athalja, die Gemahlin des Königs Joram von Juda, welche den Baalsdienst in Juda eingeführt hatte und darauf ausgieng, das davidische Geschlecht zu vertilgen, wurde in einem von dem Hohenpriester Jojada geleiteten Aufstande getödtet 877 v. Chr. (siehe unten §. 2.). — Jehu stürzte zwar den Baalsdienst, befolgte aber, gleichwie auch die drei Nachfolger aus seinem Hause, die Politik Jerobeam's I. — Unter Jerobeam II, dem letzten

Könige aus Jehu's Dynastie (825—784), hob sich das Zehnstämmereich durch Herstellung seiner alten Nord- und Ostgränze. Darauf aber wurde dieses Reich fortwährend durch innere Parteiungen zerrissen.

2. Die Könige im Reiche Juda. Die Propheten.

In **Juda** hatte sich schon Rehabeam dem Götzendienst ergeben. Dafür strafte ihn Gott durch den ägyptischen König Sisak, der 971 v. Chr. in Juda einfiel und Jerusalem sammt dem Tempel plünderte. Das Götzenwesen, das auch sein Sohn trieb, wurde von **Assa** (955—914) abgestellt, der auch einen Angriff der Ägyptier abtrieb, die dann unter äthiopischer Herrschaft auf lange Zeit sich ruhig verhielten. — Eben so gottgefällig regierte **Josaphat** (918—891), der sich besonders die Unterweisung des Volks im Gesetze durch die Priester und Leviten, so wie die Gerechtigkeitspflege durch Errichtung kleinerer Gerichte in allen Städten angelegen sein ließ; nur war er so unbedachtsam, daß er, um sich gegen Syrien zu schützen, eine Blutsfreundschaft mit Ahab's gottlosem Hause durch die Vermählung seines Sohnes Joram mit der oben (in §. 1.) genannten Athalja eingieng, durch welche nicht nur der Baalsdienst in das Land Juda kam, sondern auch David's Haus und die ganze Messiashoffnung in die Gefahr des Erlöschens kam: denn sie brachte alle Glieder dieses königlichen Stammes um, bis auf den 6jährigen Knaben Joas, den seine Tante Joseba rettete und bei sich verbarg, bis ihn ihr Gatte, der Hohepriester Jojada, in einem von ihm gegen Athalja geleiteten Aufstande aus der Verborgenheit hervorzog und auf den Thron setzte. (2. Chron. 23.)

Dieser **Joas** (877—838) schaffte sodann mit Hülfe jenes seines kräftigen Oheims, den Baalsdienst wieder ab und stellte den Tempel- und Jehovah-Dienst wieder her, ohne jedoch den übrigen Bilderdienst tilgen zu können. Nach Jojada's Tode ließ er da und dort dem Götzendienst wieder Eingang und veranlaßte sogar die Ermordung des gerechten Hohenpriesters Zacharias an heiliger Stätte. Zuletzt ward er selbst von seinen Dienern ermordet. — Sein Sohn Amazia regierte im Geiste des Gesetzes, reizte aber den König von Ephraim zu einem Einfall in sein Land. — **Usia** (auch Asarja genannt), Sohn des vorigen (811—759), war lange Zeit ein besonders frommer und darum siegreicher König, der die abgefallenen Philister wieder zum Gehorsam und die verlornen Häfen am rothen Meere wieder an sich brachte; zuletzt aber griff er in die geistlichen Rechte ein und wollte (wider das göttliche Gesetz) die Hohenpriesterwürde mit dem Königthum verbinden: da ward er aussätzig, so daß er die Regierung seinem Sohne Jothan überlassen mußte. — Diesem letzteren folgte der gottloseste König in Juda, **Ahas** (742—728), der sogar den kanaanitischen, mit Menschenopfern verbundenen Molochdienst einführte. Sein Sohn **Hiskia** (728—699), stellte jedoch diesen Gräuel wieder ab und führte mit Ernst sein Volk wieder zu Jehovah zurück. (**Von Ahas und Hiskia ein Weiteres K. 7, 1.**)

Der sittlichen und bürgerlichen Zerrüttung in beiden Reichen zu steuern, ließ es Gott zu keiner Zeit an Hinweisungen auf den verlornen Heilsweg fehlen. **Propheten** (K. 4, 2.), von Gottes Geist getrieben, traten mit der größten Furchtlosigkeit vor König und Volk hin und redeten ohne Ansehen der Person, bald furchtbar drohend, bald freundlich milde, je nachdem sie den Verächtern Gottes seine Strafgerichte oder den Bußfertigen seinen Trost und seine Hülfe zu verkünden hatten. Da der Geist der Wahrheit sie erfüllte, so widerstanden sie jeder Verfolgung, mit welcher sie von gottlosen Königen und boshaften Götzenpriestern und falschen, vom Lügengeiste erfüllten Hofpropheten bedrängt wurden, und selbst der Martyrertod, den die meisten zu erleiden hatten, konnte sie nicht abschrecken. Sie hatten „das Schicksal dessen, den sie verkündeten und dem sie den Weg bereiteten".

Von diesen Propheten, welche von dem Untergange des Reichs geweissagt haben, sind besonders wichtig Elias der Thisbiter, der, ausgerüstet mit gewaltiger Geisteskraft und eben so großem Muth im Handeln, als Freimuth im Reden, an beide Reiche gesandt ward und vorzüglich gegen Ahab's und Jesebel's und ihrer Baalspriester Gottlosigkeiten zu kämpfen hatte. Er ist als der Stellvertreter des alten Bundesgesetzes anzusehen, das er durch seinen mächtigen Feuereifer herzustellen trachtete. — In seine Fußtapfen trat sein Schüler und Amtsnachfolger Elisa, der als „Aug' und Wächter Israels" und seiner Theokratie seine Wirksamkeit ganz besonders den Prophetenschulen zuwandte; er lebte unter den Königen Joram, Jehu, Joahas, und starb unter dem Könige Joas. Sowohl Elias, wie Elisa wirkten nicht durch Schriften, sondern bloß durch Reden und Handlungen, durch die es ihnen aber gelang, auf eine Zeitlang die Heiligkeit des Jehovahgesetzes in voller Kraft wieder geltend zu machen und dem tyrannischen Übermuth abgöttischer Könige einen kräftigen Damm entgegenzusetzen.

Zwischen den Jahren 740—800 wirkte der Prophet Jesaia unter den Königen Usia, Jothan, Ahas und Hiskia, und verkündigte am ausführlichsten und bestimmtesten die Erscheinung des Messiasreiches: daher er der Evangelist des alten Bundes genannt wird. Amts- und Zeitgenossen von ihm waren Hosea, Amos und Obadja. — In den letzten Zeiten Juda's lebten Ezechiel, Jeremias u. a. (K. 8, 2.). Ja, als Juda selbst kein Königthum mehr hatte, so hatte es doch noch ein Prophetenthum, „das von keinem Schlage der feindlichen Weltmacht erreichbar, unangetastet und unversehrt durch den Feuerofen des Nationaluntergangs hindurch wandelte" und die Wiederauferstehung des Volkes von seinem Falle anbahnte.

7. Kapitel. Das neu-assyrische Reich.

1. Untergang des Reiches Israel oder Ephraim.

Die von den Propheten verkündeten Strafgerichte blieben nicht aus, und die neu-assyrische Macht (II, 8.) war es, welche, zunächst an dem so tief verderbten Zehnstämmereich das Strafamt zu vollziehen hatte.

Schon der assyrische König Phul (so heißt er in der Bibel, in der Keilschrift Phulukh, in der Septuaginta Phuloch) hatte 773 Syrien sowohl, als Ephraim mit Krieg überzogen und sich von dem israelitischen Könige Menahem nur durch Geld zum Abzug bewegen lassen. Und als einige Zeit darnach der israelitische König Pekah in Verbindung mit dem Könige Rezin von Syrien dem jüdischen Könige Ahas den Krieg ankündigte, erkaufte sich dieser die Hülfe des assyrischen Königs Tiglath-Pilesar (auch Pileser) II, Phul's Nachfolgers (aus der untern Dynastie s. o. II, 6, a. E.), der 740 nicht nur das syrische Reich, das sich über die Wüste hinaus bis an's rothe Meer ausgedehnt hatte, eroberte, sondern auch das Ostjordanland und den Norden Kanaans (Naphthali) zu seinem Reiche schlug, die Einwohner nach Assyrien (an das kaspische Meer) hinwegführte, und sowohl Ephraim, als Juda zinspflichtig machte. So war die assyrische Herrschaft in Mesopotamien und Syrien wieder befestigt und sogar bis an die Gränze Ägyptens erweitert.

Achtzehn Jahre darauf, als eben kurz zuvor die Einladung des frommen Königs Hiskia von Juda an die zehn Stämme, sich mit ihm zu einer allgemeinen Aufrichtung des Bundes mit Jehovah, die er mit den Seinigen vornahm, anzuschließen, von mehreren jener Stämme war verlacht worden, zog Tiglath-Pilesar's Nachfolger, der assyrische König Salmanasar (hebr. Schalmaneser = Sargon = Sargina) wider den israelitischen König Hosea, der ihm den Tribut verweigert hatte. Zwar fügte sich Hosea wieder, suchte aber bei dem ägyptischen Könige Sabako (Schebek; in der Bibel So oder Seve genannt) Hülfe wider Assyrien. Da rückte Salmanasar vor Samaria, eroberte es nach dreijähriger Belagerung und schleppte die vornehmsten Einwohner der Stadt und des Landes 772 in die assyrische Gefangenschaft, nachdem das Zehnstämmereich ungefähr 250 Jahre bestanden hatte.

Salmanasar's Zug gegen Israel oder Ephraim kostete auch den Phöniziern ihre Unabhängigkeit. Sidon sowohl, als Tyrus, dessen Hauptseemacht gerade auf einem Zug gegen das von ihm abgefallene Cypern begriffen war, huldigten ihm; doch rettete sich der Kern der Tyrier in die Inselstadt Tyrus, wo sie sich mit nur 12 Schiffen gegen die aus 60 Schiffen und 800 kleinen Fahrzeugen bestehende feindliche Flotte, welche Salmanasar von der ganzen Küste zusammengetrieben hatte, fünf Jahre lang vertheidigten.

Salmanasar's Regierung war „eine sehr glanzvolle. Unter ihm hat das Reich von Ninive wohl auf dem höchsten Gipfel der Macht nach seiner Wiedererhebung und vor seinem Falle gestanden". (M. Niebuhr.) Seine Heere kamen sogar bis an die Gränze Ägyptens: denn auch Gaza wurde von ihm unterworfen, so daß ihm Ägypten offen lag. Und da ihm auch das Mederland großentheils und selbst ein Theil von Elam gehorchte, desgleichen das nördliche und südliche Mesopotamien unterworfen war, so konnte er seinem Sohne Sanherib das Reich mit dem Bewußtsein übergeben, daß er und sein Vorgänger es zu größerer Macht gebracht hatten, als es seit 500 besessen hatte.

Die weggeführten Israeliten des Zehnstämmenreichs ließ Salmanasar (dem Urtext von 2. Kön. 17, 6 zufolge), „wohnen in Halah (Chalach) und am Habor (Chabor), dem Flusse in Gosan, und in den Städten der Meder". — Was ist aus ihnen geworden? haben sie sich unvermischt erhalten oder sich unter die Völker Asiens spurlos verloren? — Der englische Reisende Grant glaubte (1841) in demjenigen Theile der heute sogenannten nestorianischen Christen, welche nebst einer Anzahl neben ihnen lebender und mit ihnen stammverwandter Juden in einer abgeschlossenen Gebirgsgegend Kurdistans (Altassyriens oder Chaldäa's) wohnen, unvermischt erhaltene Nachkommen jener in die assyrische Gefangenschaft geführten, bisher für verloren geachteten Israeliten der 10 Stämme endeckt zu haben. Zu dieser Behauptung bestimmten ihn folgende Gründe:

1. Das Halah (das alte Calah in Mos. 10, 11) im eigentlichen Assyrien sei gleich mit dem heutigen Hatarah, nordwestlich von den Ruinen Ninive's und zum Theil noch von Nestorianern besetzt; — 2. Habor heißt noch jetzt ein Fluß, der oberhalb Ninive's (so wie der große und kleine Zab unterhalb) in den Tigris fließt; — 3. Gosan oder Gozan sei gleichbedeutend mit Zozan (spr. Dschosan), worunter die Nestorianer eine assyrische Hochgegend mit Weideplätzen verstehen, durch welche obgenannte Gebirgsflüsse strömen; — 4. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus (im 1. Jahrh. n. Chr.) sagt, zu seiner Zeit hätten die 10 Stämme ihre Wohnung noch jenseits des Euphrats; und der Kirchenvater Hieronymus (im 5. Jahrh. n. Chr.) weiß sie noch in den Städten und Gebirgen Mediens, und noch heute behaupten die im tiefern Asien wohnenden Juden, die Mehrzahl der 10 Stämme befände sich noch in den chaldäischen Sitzen, wohin sie gefangen geführt worden; — 5. Die Sprache jener nestorianischen Gebirgsstämme sei noch die gleiche, nämlich die eigentliche syrische, welche wahrscheinlich ehemals in dem an Syrien gränzenden und mit ihm oft eng verbunden gewesenen Zehnstämmereiche schon gesprochen worden und die jetzt nirgends sonst als Volkssprache mehr gesprochen werde, als eben nur in jenen Gebirgen Assyriens und Mediens; — 6. Jene Nestorianer selbst nennen sich „Söhne Israel's" und werden auch Nazaräer (welchen Namen nur Judenchristen führten) genannt; — 7. Die Nestorianer sowohl, als die neben ihnen wohnenden Israeliten geben sich gegenseitig ihre gemeinschaftliche Abkunft zu, hassen aber einander, diese, weil jene zum Christenthum (das schon die Apostel Thomas, Matthäus, Thaddäus und Bartholomäus in den obern Gegenden jenseits des Euphrats und Tigris gepredigt haben) übergegangen, — jene, weil diese beim Judenthum geblieben sind. Beider Gesichtszüge seien einander auffallend ähnlich. — 8. Jene Nestorianer bringen noch (levitische) Dankopfer durch das Schlachten von Thieren an Kirchenthüren und Bestreichung der Oberschwelle mit Blut; eben so auch Erstlingsopfer und haben noch viele andere Gebräuche (z. B. das Nasiräergelübde, Speiseunterschiede, Enthaltung von Schweinefleisch, Neumondsfeier, Trauer in Sack und Asche 2c.) die sie selbst als Überreste ihres frühern Gottesdienstes betrachten; — 9. Die Namen bei jenen Nestorianern sind meist alttestamentlich; die Familie ihres Patriarchen leitet sich aus dem Stamme Naphthali her; jeder nestorianische Gebirgsstamm führt noch den Titel Melec oder Malek (König), wie das bei den alten Israeliten der 10 Stämme der Fall war; und so erinnern noch viele ihrer Sitten und Gewohnheiten an alt-israelitische Gebräuche.

Ist dem Allem so, so wäre Hos. 1, 10. 11 und 18. an jenen Nestorianern in Erfüllung gegangen, worin ihnen frühe Aufnahme in den Gnadenbund versprochen worden, doch so, daß sie lange einer eigentlichen Lebenszeit im Glauben ermangeln würden. Zwar ist in den Jahren 1841—43 durch den Einfall der (mahommedanischen) Kurden in ihr so geschlossenes Gebirgsland wenigstens ihre politische Unabhängigkeit und Geborgenheit, die sie seit dritthalbtausend Jahren her bewahrt hatten, vielleicht auf immer verloren gegangen — wohl aber nur deßhalb, um nachher durch christliche Sendboten eine höhere Freiheit zu gewinnen.

Obige Darstellung Grants ist übrigens vielfach angefochten worden. Doch gaben Andre im Allgemeinen zu, daß die westliche Küste des caspischen Meeres oder das eigentliche Grusien in den dortigen Israeliten sowohl, als auch in den nestorianischen Christen ein Überrest der unvermischten zehn Stämme zu finden sei: „diese Nestorianer allein sprechen

das Syrische, das dort nie einheimisch gewesen; sie nennen sich selbst Söhne Israels und behaupten, von ihnen seien die drei Magier zu Jesu gekommen, und zwar aus der Stadt Urmiah, wo auch Zoroaster geboren wurde und lebte, den sie einen Schüler des Propheten Jeremias nennen". Sie nahmen das ihnen (nach der Angabe der Kirchenväter) von den obgenannten Aposteln gebrachte Christenthum leichter auf, „weil sie an Christi Kreuzigung keinen Theil genommen, also seine Person nicht so haßten, auch der in Matth. 27, 25 ausgesprochene Fluch nicht auf ihnen lastete".

2. Juda assyrisches Vasallenreich.

Nun bestand nur noch das Reich Juda, das, wiewohl es im Allgemeinen fester an Gottes Gesetz hielt, doch von nun an für jedesmaliges Abweichen davon stärkere Züchtigungen erfuhr, seit die großen Mächte vom Euphrat und Tygris oder vom Nil her seinen Boden zum Kampfplatz ihrer herrschsüchtigen Strebungen machten.

Die Unruhen, in welche Assyrien nach Salmanasar's Tode (716) unter dessen Nachfolger Sanherib (hebr. Sancherib; griech. Sanacharibos) durch den Abfall der Provinz Babylonien (II. 5, 2.) verwickelt wurde, hatten schon den frommen König Hiskia von Juda (§. 1.) bewogen, sich der von seinem Vater gegen Assyrien eingegangenen Zinspflichtigkeit zu entziehen. Nach zehn Jahren aber zog Sanherib aus, auch ihn zu bestrafen und zugleich das mit Juda verbündete Ägypten zu erobern.

Es herrschte in jener Zeit in Ägypten die äthiopische Dynastie, welche nach neueren Forschungen drei Könige zählte. Den Pharao, gegen welchen Sanherib auszog, nennt Herodot Sethon oder Sethos; neuere Entzifferungen nennen ihn Schebek II oder Sevichos, als den ersten jener äthiopischen Könige. Nach der Bibel (2. Kön. 19, 9) war es Thirhaka, den neuere Forschungen als den letzten jener drei äthiopischen Könige angeben, und welchen Manetho Tharako, die Monumente aber Terak, auch Tarkos, nennen, (wie schon oben II. 4, 2. erwähnt wurde.) Er regierte zu Memphis.

Schon hatte Sanherib die Küstenstädte der Philister erobert und stand vor der letzten jüdischen Gränzfeste Pelusium, als er vor dem heranrückenden ägyptischen Heere fliehen mußte (weil, wie die Sage berichtet, unzählige Feldmäuse in der Nacht zuvor die Bogen und Schildriemen seiner Kriegsleute zernagt hatten, diese also den Kampf nicht würden haben bestehen können.) Auf seinem Rückzuge belagerte er Jerusalem, mußte aber durch ein plötzliches Sterben in seinem Lager bewogen, eiligst die Belagerung aufheben und sich mit dem Reste seines ungeheuern Heeres unverrichteter Sache in sein Land zurückziehen, wo er nach der Wiedereroberung Babylons (II. 5, 2.) und dem Verluste Mediens von seinen beiden älteren Söhnen im Tempel seines Götzen Nisroch 696 ermordet wurde.

Der plötzliche Schlag, den Sanherib's Eroberungsübermuth von Jerusalem durch die Hand Gottes erlitt, war „einer der größten Wendepuncte in der Geschichte". Von da an neigt sich die Herrschaft der Semiten ihrem Ende zu und ihre Zeit erfüllt sich. Zugleich erhebt sich in Asien der arische Stamm, um seinen Beruf zu erfüllen, den Orient und den Occident sich gegenseitig zu eröffnen. So ist mit diesem Moment das Anbrechen des Endes der Starrheit bezeichnet, in der bis dahin das Menschengeschlecht trotz aller Wanderungen und Kriegszüge gefangen lag. — Wie sich von nun an äußerlich die neue Gestaltung der Welt vorbereitet, so ist dieser Moment

der Anfang einer innerlichsten Entwicklung, welche die künftige Erscheinung des Heilands und einstige Aufnahme des Evangeliums vorbereitet. Der todte Glaube der Juden, schon vorher durch Bedrängniß geweckt, ward durch diese göttliche Hülfe zum vollen Leben gerufen. Der Messias wurde von Sanherib's Zug an mit großer Zuversicht erwartet, nachdem Gott so sichtlich und wunderbar geholfen". (M. Niebuhr).

Sanherib's jüngster Sohn Eserhaddon (im Hebr. Eser-chadon; im Griech. der Septuaginta Asordan), welchen er zum Statthalter von Babylon eingesetzt hatte, stellte zunächst die Ordnung im Reiche wieder her, und seine ganze meist glückliche Regierung gewährt „das Bild einer restaurirenden Herrschaft, wie sie manchmal nach dem Beginn des Verfalls eines Reiches auftritt und das Fortschreiten der Auflösung eine Zeitlang aufhält, ohne den Lauf der Dinge zurückwenden zu können". Unter ihm hatte Juda seinen letzten Zusammenstoß mit Assyrien.

Denn als in Juda Hiskia's Sohn, Manasse, durch eine despotisch grausame und unsinnig-abgöttische Regierung sein Land schwächte, sandte Eserhaddon ein Heer gegen ihn, das ihn gefangen nach Babylon schleppte (681). Nachdem dieser Schlag ihn zu bußfertiger Gesinnung gebracht hatte, durfte er wieder in sein Reich zurückkehren.

Dieser Eser-Haddon schickte in die zum Theil entvölkerten Länder und Städte des zerstörten Reiches Ephraim heidnische Colonisten aus Babylonien und Persien, die sich in der Folge, als sie von der Religion der neben ihnen wohnenden Juden Manches angenommen hatten, unter dem Namen Samariter für Jacob's Nachkommen ausgaben, weßhalb zwischen den Juden und ihnen ein tiefer Haß entstand, mit dem Unterschied jedoch, daß die Juden ihre Gemeinschaft flohen, um deren Ansprüchen an Gleichstellung zu entgehen, die Samariter aber sich an die Juden drängten, um deren Anerkennung als Religionsgenossen zu erlangen.

Dem verderblichen Götzenwesen, das auch Manasse's Sohn Ammon während einer zweijährigen Regierung in Juda wieder stark befördert hatte, wurde unter seinem trefflichen Nachfolger Josias (642—611) aus Veranlassung eines besondern Vorfalls auf eine Zeitlang ernstlichst gesteuert. Man fand nämlich bei einer Reparatur des Tempels, welche er durch die Leviten vornehmen ließ, an einem verborgenen Orte das Gesetzbuch Mosis in der Urschrift wieder, welches von den Priestern Jehovah's in den frühern Verfolgungen, die sie von den gottlosen Königen und Götzenpriestern hatten erleiden müssen, wahrscheinlich absichtlich verborgen worden war, um es vor dem Untergange zu retten. Der Hohepriester Hilkia ließ es sogleich durch den „Schreiber" (Sopher, d. i. Staatssecretär) Saphan dem Könige überbringen, welcher nach Anhörung der im 28. Kapitel des 5. Buch Mosis auf Israels Abfall von Gott gelegten Drohungen so erschrack, daß er seine Kleider zerriß und auf eine prophetische Bestätigung jener Drohungen sogleich eine gottesdienstliche Reformation vornahm. Alle Götzendenkmäler im Lande wurden vertilgt, die fremden Götzenpriester getödtet, der Tempel gereinigt und das Passah seit langer Zeit wieder mit Ernst gefeiert.

Konnte nun wohl das bald nachher rasch sinkende Reich der Assyrer für Juda nicht mehr gefährlich sein, so vermochte doch selbst der theokratisch-gesinnte Eifer eines Josias den auch für Juda näher und näher rückenden Fall nicht mehr auf-

zuhalten, da dieses Land in dem Kampfe, der sich von jetzt an zwischen zwei andern Mächten erhob, in das schwerste Gedränge kam.

8. Kapitel. Das babylonische Weltreich.

1. Assyriens Untergang und Gründung des chaldäisch-babylonischen Reichs. Juda in ägyptischer Zinspflicht.

Unter Eserhaddon's Sohn und Nachfolger Samuges begann das entscheidende Sinken des assyrischen Reichs: denn unter ihm giengen schon verschiedene nördliche Provinzen an das unter Phraortes (Frawartish) mächtig aufstrebende Medien verloren. — Dem Samuges folgte sein Bruder Kinneladan (auch Kiniladan; Assardanpal), unter welchem sich von allen Seiten die Gewitter gegen Assyrien näher zusammenzogen.

Allein noch einmal, als eben Phraortes in das Innere Assyriens bringen wollte, gieng über Assur noch ein letzter Sonnenstrahl des Glücks auf, indem Kinneladan in der letzten Schlacht den Phraortes schlug und dieser dabei umkam. Allein dieser Sieg schob die Niederlage Assyriens nur einige Zeit auf. Denn bald darauf kam des Phraortes Sohn Kyaxares (Uwakshâtra) mit dem ganzen Aufgebot seiner Macht und belagerte Ninive.

Indeß noch einmal schien es, als ob das Reich durch ein besondres Ereigniß gerettet werden sollte. Denn in Medien fiel eine Horde Scythen ein, so daß Kyaxares die Belagerung aufhob, um den Feind aus seinem Reiche zu treiben. Er wurde aber dort geschlagen und mußte 28 Jahre lang scythische Oberherrlichkeit ertragen.

Als die Scythen damit umgiengen, auch in Assyrien einzufallen, setzte Kinneladan in die Provinz Babylonien einen Unterkönig, Namens Nabupolassar, und hielt dadurch die Scythen von einem Einfall ab. Nach Kinneladan's Tode folgte dessen Sohn als letzter assyrischer König, der durch die Namen Sarak, Tonos Konkoleros und Sardanapal II bezeichnet wird. (S. oben II. 6. am E.)

Nachdem sich in Medien Kyaxares — ungeachtet der scythischen Oberhoheit — erholt und ein neues Heer geschaffen hatte, dehnte er ungestört sein Reich vor der Hand gegen Westen bis an den Halys aus. Dort stieß er auf die neu emporgekommene lydische Macht unter Alyattes, mit dem er einen fast sechsjährigen Krieg führte, bis eine während der letzten Schlacht eintretende Sonnenfinsterniß beide Theile erschreckte und zum Frieden geneigt machte. (Es ist dieß dieselbe Sonnenfinsterniß, welche von Thales den Ioniern auf den 30. Sept. dieses Jahres 585 vorausgesagt worden war.)

Unterdeß waren in Assyrien die Unterkönige mächtig geworden, und unter ihnen trachtete besonders Nabupolassar in Babylonien, nach Unabhängigkeit, die er mit Hülfe des Kyaxares zu erringen hoffte. Er vermittelte daher jenen lydisch-medischen Frieden, welcher durch eine Verschwägerung des lydischen und

medischen Königs zu Stande kam, die in einer Vermählung der Tochter des Alyattes mit des Kyaxares' Sohne, dem Astyages des Herodot, bestand, dessen persischer Name Darius (Medus) war. In diesem Frieden verpflichtete man sich gegenseitig, den Halys als Gränze zwischen dem lydischen und medischen Reiche zu achten.

Zu gleicher Zeit wurde ein Bündniß zwischen Kyaxares und Nabupolassar zum Untergange Ninive's geschlossen und durch eine Vermählung des Sohnes Nabupolassar's, Namens Nebucadnezar (Nabukodrussur) und der Tochter des Kyaxares (Amuhea) besiegelt. Auch wurde schon damals unter beiden eine Theilung des assyrischen Reichs festgestellt.

Es begann nun der gemeinschaftliche Krieg gegen Ninive, dessen König Sardanapal II (Sarak) jedoch anfangs zwei Angriffe tapfer zurückschlug und die Verbündeten zum Rückzug zwang. Stolz auf diesen seinen Sieg über die Meder, feierte Sardanapal (nach Diodor) ein Fest und ließ seinem Heere Wein im Überfluß geben. In diesem sorglosen und trunkenen Zustande wurde es von dem medischen Feldherrn überfallen und in die Stadt zurückgedrängt. Ja Kyaxares überwältigte in der Nacht die äußern Vertheidigungslinien und bemeisterte sich der ganzen Stadtumgebung. Nun machte des Königs Bruder einen Ausfall, ward aber geschlagen und von der Rückkehr in die Stadt abgeschnitten.

Allein der König, im Vertrauen auf eine alte Weissagung, daß Ninive nicht eher untergehen solle, als bis der Fluß (Tigris) „der Feind der Stadt" geworden sei, trotzte auf den Schutz seiner Mauern und seiner reichen Vorräthe. Nach einer zweijährigen Belagerung aber trat im Frühjahr des dritten Jahres der Tigris, von langandauernden Regengüssen angeschwellt, über seine Ufer, riß einen großen Theil der Mauern nieder und überschwemmte theilweise die Stadt. Da sich der König auf diese Weise den Feinden preisgegeben sah, verzweifelte er an seiner Rettung und wollte den Untergang seines Reiches nicht überleben. Er ließ einen Scheiterhaufen errichten und verbrannte sich und seine Frauen und Schätze sammt dem Palaste. Mag der letzte Großherr des zum Untergang reifen assyrischen Reiches als Regent erbärmlich gewesen sein, so starb er wenigstens für seine Person einen „königlichen Tod", nachdem er den Stoß so gewaltiger Mächte, wie Medien und Babylonien nicht ohne Muth ausgehalten hatte. — Es erfolgte nun die völlige **Zerstörung Ninive's**, die man in das Jahr 625 v. Chr. setzt.

So gieng in Erfüllung, was 115 Jahre vorher der Prophet Nahum 1, 10; 2, 7. 9.) geweissagt hatte: Wie vom Saufen berauscht, werden sie verzehrt werden; die Thore an den Wassern werden geöffnet und der Palast wird untergehen (im hebr. Urtext: zerschmelzen). Ninive ist wie ein Teich voll Wasser; mit überströmender Fluth macht er dem Ort ein Ende. Es wird dieß Unglück nicht zweimal kommen", d. i. Ninive wird nie mehr wieder erstehen. — Auch der Prophet Zephanja hatte geweissagt: „Ninive wird Er öde machen und dürre, wie eine Wüste, daß die Thiere drinn Rast halten". — Und so öde und leer lag und liegt es seit mehr als 2400 Jahren bis auf den heutigen Tag!

Die **Ruinen von Ninive** am Tigris bei Chorsabad im Paschalik Mossul wurden im J. 1844 durch die Ausgrabungen des franz. Handels-Consuls **Botta** zum erstenmal seit so vielen Jahrtausenden in genaue Untersuchung genommen. Eine Reihe von Hügeln mit Bruchstücken von Backsteinen und Marmorplatten sammt Inschriften läuft bis Chorsabad hin, welches wahrscheinlich auch eine königliche Burg war, die am Ende der Stadt lag. Das große Viereck, das man bisher gewöhnlich für die ganze Stadt Ninive nahm, ist bloß die große Hofburg gewesen, während sich die Stadt selbst bis Chorsabad hin erstreckte in einer Länge von drei Karawanenstunden, und also „jetzt erst begreiflich wird, wie der Prophet Jonas drei Tage lang in dieser Stadt habe umherwandeln können" (Jon. 2, 3. 4.), die an zwei Millionen Einwohner hatte.

Die jenes große Viereck einnehmenden Ruinen der großen Hofburg liegen auf einer 40 F. hohen, aus ungebrannten Backsteinen gebauten Terrasse, die mit einer aus Quadern bestehenden Strebemauer eingefaßt und unterstützt ist. Auf dieser Terrasse erhob sich der Palast mit Wänden aus Backsteinen, welche mit von Sculpturen überdeckten Marmorplatten bedeckt sind. Die vier Façaden des Palastes hatten sechs Eingänge.

Der große monumentale Eingang, der die Mitte der südlichen Façade bildet, ist mit sechs kolossalen geflügelten Stieren mit Menschenköpfen und zwei kolossalen Männerfiguren, welche Löwen in ihren Armen ersticken, geziert. Auch von den andern Eingängen haben einige sechs, andere nur zwei solcher geflügelter Stiere. Sie sind keine Statuen, sondern Haut-reliefs, und nicht nur von großer Schönheit, sondern auch ganz unbegreiflich gut erhalten, gerade, als ob sie eben aus der Werkstätte des Bildhauers kämen. Sie haben meist fünf Füße, wodurch sie „beim perspectivischen Verschwinden des einen oder des andern Fußes dem Blicke des sie von der Seite Besehenden noch immer vier Füße darbieten". Die zwei mittleren Stiere bilden mit ihrer Vorderseite die Thürpfosten des Eingangs und mit ihren Seiten die Wände der Tiefe des Thorwegs. Jeder dieser Stiere wiegt über 500 Centner. (Nur den Kopf von einem derselben bis an den Tigris zu ziehen, waren vier Büffel nicht im Stande.) Zwischen ihnen fand man im Thorwege zwei bronzene Löwen, welche durch lange Stangen in den Boden befestigt waren und die einen Ring auf dem Rücken trugen. Nur einer derselben wurde ganz gefunden, vom andern nur Reste. (Die Ringe scheinen bestimmt gewesen zu sein, eine Stange zu tragen, an welcher die Ringe, die den Vorhang hielten, der den Eingang des großen Saales schloß, hin und her geschoben werden konnten, um den Vorhang zu öffnen oder zu schließen. Dieser Saal, in welchen jene Thore führen, enthält 150 F. Länge.

Im Ganzen hatte der Palast 14 Säle. Die innern Wände derselben sind alle mit dünnen Alabasterplatten bekleidet und mit Bildwerken und Inschriften bedeckt. Die Inschriften, die gleichsam einen Theil der Reichsannalen ausmachen, sind aus der Keilschrift. Solcher Inschriften enthält die Ruine über 200, die eine Gesammtlänge von 2500 Metres betragen. Botta hat sie mit feuchtem Papier abgeklascht, um einen vollkommenen Abdruck davon zu haben. Sie harren bereits in Paris ihrer Entzifferung entgegen.

Die Bildwerke verrathen keine Spur griechischer Kunst und sind doch voll Geist und Schönheit in der Ausführung. Sie enthalten treffliche Abbildungen von Schlachten, Festungseroberungen, Jagden, Trinkgelagen 2c. Eines dieser merkwürdigen Basreliefs stellt die Belagerung einer Inselstadt dar: das Meer ist mit Schiffen bedeckt, Leute sind mit Herbeischaffung von Holzstämmen beschäftigt, welche zur Errichtung eines Dammes dienen; das Wasser ist mit Seethieren aller Art, Fischen, geflügelten Seepferden 2c. angefüllt. — In den meisten Darstellungen kommt eine Hauptfigur als Herrscher vor, die Tiara auf dem Haupte, „die Stirne kurz und vorspringend, die Augenbrauen dicht und zurückgezogen. Haare und Bart wallen schlicht auf Schultern und Brust, wo sie sich dann in mächtigen Locken aufringeln". Die prächtige Kleidung besteht aus einer reich verbrämten Tunica. „Diese Gestalt erscheint bald kämpfend, bald Feinde vor sich hertreibend, bald beim Mahle auf einem Stuhle sitzend, bald im festlichen Aufzug einen Wagen mit vier nebeneinander gespannten Pferden lenkend, zwischen welchen noch eigens ein, durch seine Größe hoch über das Viergespann ragender Diener schreitet". Eben so

kehrt in der Nähe des Königs die Gestalt seines bartlosen Waffenträgers in der Regel wieder. Auch erscheint unter diesen Abbildungen eine Göttergestalt, die in der Rechten eine schlangenförmig gekrümmte Waffe führt und mit der Linken einen sich sträubenden Löwen an sich hinaufzieht. — Weibliche Figuren kommen, mit Ausnahme einer einzigen, die ein Kind emporhebt, nirgends vor.

Unter einigen Ziegeln des Fußbodens fand man ausgemauerte Behälter, angefüllt mit kleinen thönernen und emaillirten Menschen- und Thierfiguren; desgleichen auf dem Fußboden ganze Reihen von großen irdenen Gefäßen, die mit Menschengebeinen angefüllt sind. Es scheint, daß der Palast vor seiner Zerstörung rein ausgeplündert worden war: denn man fand bis jetzt weder Geschmeide, noch Werkzeuge, ausgenommen ein Stück von einem bronzenen Kriegswagenrad. — Auf der Südseite des Palastes stand ein Tempel aus harten geschwärzten Steinen. Er war größtentheils zerstört, da spätere Generationen die vom Feuer unbeschädigten Theile abgerissen zu haben scheinen, um die Bausteine zu benützen. Daher ist auch vom Palaste kein Theil ganz unbeschädigt geblieben, als die großen Thorwege mit ihren prächtigen Stieren.

Nicht lange nachher hat der Engländer **Layard**, 8 Stunden davon, am Einfluß des großen Zab in den Tigris in einem künstlichen Hügel, der dort Nimrud heißt, zwei Königspaläste ausgegraben, davon der eine nach Anlage, Bildwerken und Inschriften dem Palast von Chorsabad gleicht, der andere aber, in welchem man sogar viele Waffen, Gefäße und Geräthe aus Bronze und Elfenbein fand, aus einer noch frühern Zeit zu stammen scheint. Unter den dort aufgegrabenen Merkwürdigkeiten befanden sich besonders ein gigantischer Löwe, Löwen mit Menschenköpfen, geflügelte Löwen, liegende Sphinxe, Randverzierungen mit Hieroglyphen, gemalte Zimmer, Gräber mit Vasen u. a.

Auch in den Ruinenhügeln von Kalah-Scherghat und von Kujjundschik, welche gleichfalls im Zab-Tigris-Delta liegen, und an Umfang denen von Nimrud gleichen, wurden durch Layard Ausgrabungen unternommen und auch dort Tempelpaläste mit ähnlichen Alterthümern entdeckt, woraus sich ihm ergab, daß die Bauüberreste zu Nimrud (als die ältesten), zu Kujjundschik und zu Chorsabad zusammengenommen einen Theil der großen Stadt Ninive ausmachten, indem jeder der aufgefundenen Königspaläste oder Palasttempel der Mittelpunct eines besondern Stadtviertels gewesen zu sein scheint, das in einer andern Zeit erbaut worden und einen andern Namen hatte. Das vierte Viertel oder vierte Eck des Stadtumfangs war das zu Karamless. „Jedes Viertel war zu einer Zeit eine königliche Residenz, von einer Mauer und von Festungswerken umgeben und enthielt wahrscheinlich mehr Jagdgründe (Parks) und Gärten, als feste Wohnungen. Der Raum aber zwischen diesen vier Quartieren wurde von Privathäusern eingenommen, welche inmitten von Gärten, Baumanlagen und Kornland standen." — Daher kommt die oben angegebene Größenangabe im Propheten Jonas, welche genau der Angabe des Diodorus Siculus entspricht, der den Umfang der Stadt auf 480 Stadien, also auf 12 deutsche Meilen angiebt, von denen 4 Meilen auf eine Tagereise gerechnet wurden.

Mit dem Sturz des assyrischen Reiches trat Babylonien wieder unabhängig auf und die im Jahr 625 v. Chr. durch Nabopolassar gegründete neubabylonische Herrschaft, die den Anfang des chaldäisch-babylonischen Reiches bezeichnet, umfaßte zuerst, außer Mesopotamien, noch Phönizien, Syrien und Israel (oder Ephraim).

Diese in den Ländern am Euphrat und Tigris erfolgten Veränderungen nun wollte sich aber auch eine andere Macht im Süden zu nutz machen, um sich gegen Norden hin weiter auszudehnen. Diese Macht war Ägypten. Dort war nämlich (schon kurz vor dem jüdischen König Josias) im Jahre 650 v. Chr. aus der Dodekarchie die Alleinherrschaft Psammitich's (II. 4, 3.) hervorgegangen,

durch welche Ägyptens innere Kraft gebrochen erscheint, so daß sein Nachfolger, Pharao Necho (Neku, auch Nekao), des Josias Zeitgenosse, sich nach Außen theils durch Erweiterung des Handels — mittels einer, jedoch unausgeführt gebliebenen Verbindung des rothen Meeres mit dem mittelländischen —, theils durch Eroberungen in Asien wieder zu stärken suchte.

Daher machte sich Pharao Necho mit einem großen Heere aus Ägypten nach dem Euphrat auf und war eben auf dem Durchzug durch Palästina begriffen, als ihm daselbst Josias entgegentrat, um ihn aufzuhalten, weil derselbe von Ägypten mehr fürchtete, als von Babylon und den Neutralitätszusicherungen Necho's nicht traute. Aber Necho besiegte ihn südwestlich am Gebirge Karmel im Thale von Megiddo 611 v. Chr. Josias starb zum großen Leidwesen seines Volkes an der in der Schlacht erhaltenen Wunde: Jerusalem wurde vom Sieger erobert, Juda gebrandschatzt und zinspflichtig gemacht; Josias' Sohn und Nachfolger Joahas (Jhoachas; auch Sallum genannt) wurde als Gefangener nach Ägypten geschleppt und dagegen dessen älterer Bruder Eliakim unter dem Namen Jojakim (Jhojakim) zum Könige von Juda eingesetzt. Dieser hatte jedoch an Ägypten nur eine kurze Stütze. Denn Pharao Necho wurde auf seinem Weiterzuge von der babylonischen Macht, die Nabopolassar, damals krank, unter seinem Sohne Nebucadnezar (hebr. Nebuchadnezar; babylon. Nabukudrussur; armenisch Nabuchodonosor) ihm entgegenwarf, 606 v. Chr. in der entscheidenden Schlacht bei Karchemisch (Circesium), einem festen Platz am Euphrat, so völlig geschlagen, daß er sich wieder nach Ägypten zurückziehen mußte, wo er 601 v. Chr. starb. (§. 5.)

2. Juda's Untergang. Die babylonische Gefangenschaft.

Durch diesen Sieg erhob Nebucadnezar Babylon zur ersten Weltmacht: denn nun drang er ohne Aufhalt vor, um Alles im Südwesten zu unterwerfen. Zunächst zog er durch Syrien nach Juda, das von nun an den Babyloniern zinsbar wurde und schon von diesem Zeitpunct rechnet sich die siebenzigjährige babylonische Gefangenschaft der Juden.

Als Nebucadnezar bereits an der Gränze Ägyptens stand, erhielt er die Botschaft vom Tode seines Vaters. Da nun in dem neugegründeten babylonischen Reiche die Thronfolge noch nicht gesichert war, ließ er sein Heer zur Beobachtung Ägyptens zurück und eilte mit einer kleinen Begleitung auf untergelegten Rennkameelen binnen acht Tagen nach Babylon zurück, fand aber dort Alles in guter Ordnung und bestieg den Thron seines Vaters.

Während er sich der Befestigung seines Reiches nach Osten hin widmete und die dortigen Gebirgsvölker, bei welchen nach dem Abzug der Scythen noch Verwilderung herrschte, zur Anerkennung seiner Autorität brachte, hielten seine Feldherren im Westen Ägypten in Schach und Syrien in Ruhe. Deßungeachtet wagte es, drei Jahre nach Nebucadnezar's Thronbesteigung, der König Jojakim von

Juda sich im Vertrauen auf Ägypten aufzulehnen und den Tribut an Babylon zu verweigern. Daher ließ Nebucadnezar durch Streifhorden sein Land verwüsten, und da der König dabei umkam, und auch der Sohn desselben, Jojachim (Jhojachin; Jechonja) im falschen Vertrauen auf das doch so geschwächte Ägypten im Abfall beharrte, so zog Nebucadnezar selbst herauf und belagerte Jerusalem. Nach der Übergabe der Stadt führte er den König und die vornehmsten Einwohner (darunter den Propheten Ezechiel) sammt den Tempelschätzen mit sich nach Babylon.

Hierauf gerieth Nebucadnezar in einen Krieg mit Medien, wo unterdeß sein Schwiegervater Kyaxares gestorben und ein Thronwechsel eingetreten war. Eben so hatte er einen Krieg mit den unruhigen Elamitern (Ostpersern) zu führen. Beide Kriege beendete er siegreich. Auch in Ägypten, wo auf Necho die friedliche Regierung Psammitich's II gefolgt war, erhob sich Pharao Hophra und fieng einen Krieg mit Babylon an. Weil sich nun auch der schwache Zedekia in Juda von Ägypten gewinnen ließ und, die Warnungen des Propheten Jeremia nicht achtend, von Babylon abtrünnig wurde, so erfüllten sich endlich die Drohungen Gottes: Jerusalem wurde von Nebucadnezar erobert und zerstört; der König Zedekia, der sich vergebens durch die Flucht zu retten suchte, mußte alle seine Kinder hinschlachten sehen, wurde dann geblendet und in Ketten nach Babylon abgeführt; der Tempel sammt dem Königspalast wurde verbrannt, die heiligen Tempelgefäße mitgenommen, und alle Einwohner der Stadt, so wie noch viele von dem Lande wurden im Jahr 588 v. Chr. in die babylonische Gefangenschaft geführt, und über das übrige Volk im Lande, das bloß noch aus Wein- und Ackerbauern bestand, ein Statthalter gesetzt.

Den Untergang Jerusalems und seiner Könige und die Gefangenschaft des Volkes hatte, außer mehreren frühern Propheten, besonders der unter den letzten fünf Königen lebende Prophet Jeremia verkündigt und sich dadurch den Haß seiner Landsleute zugezogen, so daß er, als Zedekia wider dessen Warnungen mit dem Abfall umgieng, von den Fürsten Juda's ergriffen, gestäupt und in einen Kerker geworfen wurde. Dieses Gefängniß wurde aber gerade die Ursache seiner Rettung bei der schrecklichen Zerstörung der Stadt, die so vielen das Leben kostete. Nebucadnezar gab ihn sogar frei und empfahl ihn dem Statthalter zur Fürsorge. — Jeremias, der den Fall des Reiches auf's tiefste mitempfand, blieb freiwillig bei den Armen im Lande zurück, um sie zu trösten und zu berathen. Als nachher jener Statthalter, der Gedalja hieß und selbst von jüdischer Herkunft und zwar aus dem Geschlechte David's war, nach einer kurzen wohlthätigen Wirksamkeit auf Anstiften eines ammonitischen Fürsten von dem Haupt einer jüdischen Partei ermordet wurde, und ein Theil der Juden aus Furcht vor der Strafe nach Ägypten auswanderte, wurde Jeremia, der ihnen dieses Vorhaben widerrieth, von ihnen wider seinen Willen mitgenommen. Er starb bald darauf in Ägypten, nachdem er den Untergang Ägyptens und anderer Reiche geweissagt hatte, die nachher alle durch Nebucadnezar fielen. Auch der letzte Rest der Bewohner Juda's wurde vollends nach Babylonien versetzt.

Dort aber, im Innern Asiens, saß nun das von seinem Bundesgott abgefallene Volk „weinend an den Bächen Babylons, wann es an Zion gedachte". Denn die Weissagungen der Propheten hatten sich schrecklich an ihm erfüllt; sein

Gott hatte ihm gezeigt, daß er ein heiliger und gerechter Gott ist, der seiner nicht spotten läßt. Doch selbst in dieser Strafe sollten sie ihn als den barmherzigen und gnädigen Gott kennen lernen, der nur Gedanken des Friedens über sie hätte und nicht des Leides. „Denn — also hatte er ihnen (durch Jeremia) verkündigen lassen, — so ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen und will euer Gefängniß wenden". Und Juda machte es nicht wie Ephraim, sondern schlug in der Verbannung in sich: Ein Schrei der Buße durchdrang die Gedemüthigten und ein Jeder bekannte: „der HErr ist gerecht denn ich bin seinem Munde ungehorsam gewesen. Höret alle Völker und schauet meine Schmerzen"! Und weil Juda nicht bei der Reue stehen blieb, sondern vertrauensvoll wieder das Antlitz seines Gottes suchte, so sollte es bald ihn auch wieder als den ewigtreuen erfahren dürfen. Nicht minder sollte sein Aufenthalt in Babylonien auch für die Heiden eine Zeit vorlaufender Heimsuchung Gottes sein, darin eines Manchen Herz und Geist aus dem Munde der Jehovahdiener Samenkörner höherer Gotteserkenntniß und bessere Hoffnung für eine kommende Zeit des Heils aufnehmen und im Stillen weiter verbreiten sollte.

Die in der babylonischen Gefangenschaft befindlichen Juden hatten es im Äußern nicht so schlimm; mehrere vornehme jüdische Jünglinge hatte Nebucadnezar (schon seit seinem ersten Zuge gegen Juda) an seinem Hof erziehen lassen und sie zu Statthaltern in verschiedenen Provinzen des Reichs gemacht: ja einer darunter, der durch seine Gottesfurcht und Weissagungsgabe ausgezeichnete **Daniel** (ein Zeitgenosse des gleichfalls in der babylonischen Gefangenschaft am Flusse Chebar lebenden Ezechiel's) bekam noch vor jener Zerstörung Jerusalems den höchsten Einfluß auf den König und auf die Regierung des ganzen babylonischen Reichs. Denn, weil Daniel, was kein Magier konnte, dem Nebucadnezar einen Traum (der diesem entfallen war und worin ihm in einem Bilde die Geschicke der vier großen Weltreiche gezeigt wurden, nach welchen dann „Gott vom Himmel ein ewiges Königreich aufrichten" würde) allein anzugeben und zu deuten vermochte: so erhob Nebucadnezar den Daniel zum obersten Reichsfürsten, und bekannte bei dieser, wie bei noch einigen andern Gelegenheiten, daß Israels Jehovah „der Gott über alle Götter und ein Herr über alle Könige" sey.

3. Nebucadnezar's Eroberung von Tyrus. Einnahme von Ägypten. Babylon auf dem Gipfel seiner Macht.

Indessen fuhr Nebucadnezar fort, die babylonische Macht auszudehnen. Auf seinen mehrmaligen Zügen nach dem Westen hatte er zwar Phönizien schon größtentheils eingenommen und Sidon zerstört: nur hatte ihm seit 13 Jahren die Stadt **Tyrus** bei jedem Versuche kräftig widerstanden, bis er sie endlich 585 eroberte und zerstörte. Da ward das Wort der Weissagung (Jes. 23.) erfüllt: „Wer hätte es gemeint, daß es Tyro, der Krone, so gehen sollte"? — Aber freilich nur „die vor dem HErrn wohnen, werden ihr Kaufgut behalten".

Diejenigen Einwohner von Tyrus, die Nebucadnezar in seine Gewalt bekommen konnte, wurden, wie die andern Phönizier nach Babylon versetzt. Doch war ein Theil der Tyrier wieder nach der Inselstadt geflohen, die sich nachher unter dem Namen **Neu-Tyrus** so mächtig erhob, wie die zerstörte Mutterstadt:

indessen scheint sie, wenn auch nicht die babylonische, doch nachher die persische Oberhoheit erkannt zu haben.

Die Reihe ihrer Regenten giebt Berosus an und sagt, der tyrische Oberpriester habe nachher manchmal denjenigen, dem die Tyrier den erledigten Thron geben wollten, wie z. B. einen Marbal 2c., aus den nach Babylonien weggeführten angesehenen tyrischen Familien kommen lassen müssen.

Hierauf drang Nebucadnezar in Ägypten ein, eroberte mehrere Städte, züchtigte den Pharao und verpflanzte einen Theil der Einwohner in's Innere seines Reiches. Auch bezwang er die an Ägypten gränzenden Staaten, namentlich Ammon und Moab, und soll sogar an der Nordküste Afrika's bis zu den Säulen des Herkules vorgedrungen sein. Aus allen diesen glücklichen Eroberungszügen brachte er ungeheure Beute nach Babylon, dessen alte Größe und Pracht durch ihn nicht nur hergestellt, sondern noch um Vieles erhöht wurde. Er besaß nun eine so große Macht, daß er im Herrscherstolz sich allzusehr überhob und darum in Wahnsinn verfiel, in welchem er wie ein Thier sich gebeerdete und Gras aß, bis er nach sieben Jahren wieder zu sich kam und demüthig erkannte, daß „Jehovah der Höchste und alles sein Thun Wahrheit und Recht" sei. Während seines Wahnsinns regierte seine Gemahlin Nitokris, welcher viele der bedeutenden Wasserbauten (Dämme, Kanäle 2c.) am Euphrat zugeschrieben werden.

Die letzten neun oder zehn Jahre seiner Regierung scheint Nebucadnezar im Frieden verlebt zu haben. Er regierte überhaupt 43 Jahre lang über Babylonien und war einer der gewaltigsten Fürsten, die Asien je gesehen hatte, und der Glanz seiner Macht so groß, als er seit der mythischen Zeit noch nie gewesen war.

„Sein Name erfüllte die Welt, und wie sein Ruf edle Griechen unter seine Fahnen zog und in allen Häfen des Abendlandes erscholl, so gewiß haben ihn auch die Weisen am Indus vernommen. Als die Griechen im Orient herrschend wurden, fanden sie (nach Strabo) seinen Namen berühmt, als den eines Welt-Eroberers. — Nebucadnezar ist auch mehr gewesen, als ein gewöhnlicher orientalischer glücklicher Eroberer. Er hat ein Reich, das seinem Vater (in dessen letzten Lebensjahren) aus dem Erbe eines schon ganz zerfallenen Staates zugefallen war und aus den verschiedensten Elementen bestand, mit einer Hausmacht consolidirt, die keine erbliche Tradition für seine Dynastie hatte, und hat es so fest gegründet, daß unter seinen Nachfolgern kein Abfall Statt fand, bis das ganze Reich ein Ende nahm; ja so fest, daß die Gewohnheit des Gehorchens, zu der er die unruhigsten Völker gezwungen hatte, dem Eroberer Babylons das ganze übrige Reich ohne Schwertstreich unterwarf.

Die Schwierigkeiten der Lage seines Landes, eingeklemmt zwischen zwei mächtigen Reichen und durch häufige Aufstände im Innern beunruhigt, wußte er siegreich zu überwinden. Auch erscheint er weise und nach orientalischem Maaßstab menschlich. Wenn er auf seiner Höhe vom Hochmuth bis zum Wahnsinn ergriffen wurde, so kann das bei einem Mann, der den wahren Gott nicht hatte und den seine Höflinge als Gott prießen, nicht verwundern". — Jeremias und Daniel bezeugen seine ungewöhnliche Bedeutung. „Man kann nach Allem, was wir von seinen Kriegszügen wissen, ihn nicht als „Eroberer aus Lust" beurtheilen. Seine Kriege wurden zur Sicherung seines väterlichen Erbes geführt und um Ägyptens Anschläge zu vernichten. Wir sind gewohnt, ihn als grausamen Verfolger Juda's zu betrachten: aber seine Züge gegen Jerusalem sind sämmtlich durch Wortbrüchigkeit der Könige Juda's und durch ihr beständiges Intriguiren mit Ägypten veranlaßt; denn er konnte unmöglich dulden, daß Ägypten in Juda festen Fuß fasse". (M. Niebuhr a. a. O.)

In diese letzten Friedensjahre Nebucadnezar's fällt wohl ein großer Theil jener staunenswerthen Vertheidigungsbauten, welche die Griechen der Semiramis zuschreiben. Die unermeßlichen Bauten zur Regulirung der Landesbewässerung und zur Bewahrung des Landes vor Stromüberschwemmungen, welche er schon vorfand, führte er in ausgedehntester Weise fort. Besonders großartig waren die Vertheidigungswerke, mit denen er im weitern Umkreise das eigentliche Babylonien, und im engern Umkreise die Hauptstadt selbst umfaßte. Das zur Vertheidigung so sehr günstige natürliche Terrain des eigentlichen Babyloniens wurde von ihm durch künstliche Vertheidigungslinien noch besser geschützt, unter andern durch die von ihm erbaute gewaltige medische Mauer, die vom Euphrat bis zum Tigris 12 Meilen lang ist, und zunächst zur Vertheidigung des großen Stau-Beckens bei Sippara diente.

Babylon, die Altstadt lag am rechten Euphratufer: er erbaute ihr gegenüber, auf der andern Uferseite eine Neustadt, so daß dann die ganze Hauptstadt selbst nicht mehr vom Kernlande abgeschnitten werden konnte. Beide Stadttheile befestigte er ringsherum, auch nach der Wasserseite mit ungeheuern Mauern und Thürmen. In jedem der beiden Stadttheile hatte er einen vertheidigungsfähigen königlichen Palast; beide standen nahe am Ufer des Euphrat. Neben dem einen Palast befanden sich die berühmten hangenden (d. i. terrassenförmig angelegten) Gärten der Semiramis, von denen Andre behaupten, Nebucadnezar habe sie seiner Gemahlin Nitokris zu Ehren angelegt. Diese beiden Stadttheile waren durch eine prächtige, über den Euphrat gehende Brücke verbunden; östlich von derselben, in der Nähe des Flusses, stand der Belustempel (II. 5.), der, gleich den Palästen, zur selbständigen Vertheidigung eingerichtet war. Die ganze Stadt bildete, nach Herodot, ein Viereck, davon jede Seite drei deutsche Meilen lang war, und faßte zwei Millionen Einwohner. Die mit einem Wassergraben umgebene Stadtmauer war 200 Ellen hoch und 50 breit, (die Elle zu 1½ griech. Fuß gerechnet) so daß sechs Wagen auf ihr bequem neben einander fahren konnten: sie war mit 250 Thürmen versehen und hatte 100 eherne Thore. An den vier Ecken befanden sich, wie in Ninive, feste Burgen oder Citadellen, die einer selbständigen Vertheidigung fähig waren. Der innere Flächenraum war rechtwinklig mit so vielen Straßen durchkreuzt, daß 625 kleine Gevierte entstanden, die aber nicht alle mit Häusern bedeckt waren, sondern zum großen Theil auch Gärten und bebaute Felder enthielten.

Ehe aber Nebucadnezar die Befestigung der Stadt auf den Wasserseiten vollendet hatte, wurde er krank und starb. Die Chaldäer priesen ihn noch lange Zeit hindurch wie einen Gott. Im Propheten Ezechiel (Kap. 32, 11 ff.) ist in einem gewaltigen Bilde der Eindruck geschildert, den seine Herrschergewalt auf die ihm unterworfenen Völker machte.

Nach Nebucadnezar's Tode (561 v. Chr.) fieng die babylonische Macht an, wieder zu sinken. Sein Sohn und Nachfolger Evilmerodach (Evil-Marudach), der dem gefangenen jüdischen Könige Jojakim wieder die Freiheit gab, wurde schon im zweiten Jahre seiner Regierung 558 von seinem Schwager Neriglisar (Nerigalsarussur) getödtet. Dieser gerieth mit den Medopersern in Krieg und rief den König Krösus von Lydien zu seinem Schutze herbei, wurde aber 555 in einer Schlacht gegen den medischen König Astyages getödtet. Sein Nachfolger Laborosoarchod (Naburussuurkud), noch ein Knabe, wurde schon nach acht Monaten von den Großen des Reichs, das einen Mann brauchte, aus dem Weg geräumt, und nach gemeinsamem Beschluß einer der Verschwornen, Naboned (Nabunit, auch Labynet), ein Verwandter des Königshauses, auf den Thron gesetzt. Wie unter diesem und seinem Sohne und Mitregenten, dem in der Bibel genannten Belsazar (hebr. Belschezer), Babylons Macht durch die medo-persische zusammenbrach, wird unten in Kap. 9, 3 erzählt werden.

9. Kapitel. Gründung des persischen Weltreichs.

1. Untergang des medischen Reiches.

In dem medischen Reiche, das neben dem babylonischen bisher fortbestanden hatte, war nach dem Tode des Königs Kyaxares I. (K. 8, 1) der Sohn desselben, Astyages, zur Regierung gekommen. (Der Name Astyages ist übrigens, nach M. Niebuhr, allgemeiner medischer Königsname; der Sondername dieses Königs ist bei den Griechen ganz verloren.) Derselbe führte in seinem Serail ein weichliches Leben, weßhalb sich das bis dahin den Medern gehorchende kräftige Urvolk der Perser gegen ihn erhob und sich von Medien losriß. Der Abfall geschah durch Cyrus, der in der Bibel Kores oder Koresch, im Persischen Khurush heißt, (ein Name, der vom persischen Worte Khur, Sonne, kommt, also Stellvertreter des Sonnengottes, gräcisirt Kyros, während sein eigentlicher Name, nach Strabo, Agradátos war). Dieser besiegte im Jahr 560 v. Chr. die Meder bei Pasargädä, eroberte Ekbatäna und bekam den Astyages selbst in seine Gewalt, in der er ihn bis an dessen Lebensende bei sich behielt.

Die Meder haben nachher höchstwahrscheinlich die bei Herodot vorkommende Erzählung von einer Blutsverwandtschaft des Königs Cyrus mit dem medischen Königshause erfunden, um sich für den Verlust ihrer Freiheit mit dem eitlen Troste zu beruhigen, daß sie ja nur unter einem andern Zweige ihrer Dynastie, nicht unter einem fremden Herrscher ständen.

Die Grundzüge der Erzählung, wie Herodot sie mittheilt, sind diese:

Dem Astyages, der keinen Sohn hatte, habe es geträumt, aus seiner einzigen Tochter Mandáne wüchse ein Weinstock, der sich über ganz Asien ausbreite. Dieser Traum wiederholte sich ihm auch noch unter einem andern Bilde. Weil nun seine Magier denselben dahin deuteten, daß Mandane's künftiger Sohn sein Königthum bedrohe, so habe er seine Tochter an einen Perser von zwar edler Herkunft, aber unbedeutender Macht, Namens Kambyses, verheirathet, und den Sohn, den sie diesem nachher gebar, einem vertrauten Hofbeamten, Harpägos, zu tödten befohlen. Dieser habe das Knäblein einem Hirten im Gebirge zum Aussetzen gegeben, der es aber auf den Rath seines Weibes, an der Stelle eines, von ihr so eben todt geborenen Kindes, als das seinige aufzog.

Als der Knabe in seinem 10. Jahre einst bei einem Spiele mit andern Dorfknaben, worin diese ihn zum König machten, einem der mitspielenden Knaben, dem Sohne eines angesehenen Mannes, Streiche geben ließ, weil derselbe ihm, dem Spielkönige, nicht gehorcht hatte: so habe sich der Vater des Geschlagenen bei Astyages darüber beklagt. Astyages habe dann bei der Untersuchung der Sache an dem Benehmen und der Gesichtsbildung des beklagten Knaben seinen Enkel, und bei näherer Nachforschung aus den Aussagen des Hirten, so wie des Harpagus, die Art erkannt, wie derselbe am Leben geblieben. Zur Strafe habe er den Sohn des Harpagus tödten und dem nichts ahnenden Vater zur Speise vorsetzen lassen, so daß dieser von da an lange mit stillen Rachegedanken umgegangen sei.

Nachdem hierauf die Magier erklärt, daß Astyages von dem Cyrus nichts mehr zu befürchten habe, da jener Traum durch das Königsspiel in Erfüllung gegangen sey, so habe Astyages nun den Knaben nach Persien seinen Ältern zurückgeschickt, wo er alsdann in Allem, was einem edlen Perser zukam, unterrichtet und erzogen worden sei und bald alle Andern an Tugend und Tapferkeit übertroffen habe. Weil aber Astyages durch Willkühr und Grausamkeit den Medern

mehr und mehr lästig wurde, so habe jener Harpagus sein langgehegtes Rachegefühl dadurch befriedigt, daß er insgeheim durch einen (in einen Hasen genähten) Brief den Cyrus in Persien aufforderte, sich der medischen Herrschaft zu bemächtigen, wozu er ihm behülflich sein wolle.

Darauf habe Cyrus die tüchtigsten Perser versammelt und ihnen erklärt, sein Großvater habe ihn zu ihrem Heerführer gemacht: ein jeder von ihnen solle sich am folgenden Tage mit einer Sichel einfinden. Mit dieser hätten sie dann den ganzen Tag hindurch ein mit Dornen bewachsenes Feld reinigen müssen, worauf er sie dann wieder auf den folgenden Tag bestellte, an dem er ihnen sodann einen Schmauß gegeben habe. Auf die Frage, welcher von beiden Tagen ihnen am besten gefallen habe, sei natürlich die Antwort zu Gunsten des zweiten Tages ausgefallen, worauf er ihnen lauter solche gute Tage versprochen habe, wenn sie mit ihm die Freiheit Persiens vom medischen Joche erkämpfen würden. Mit Jubel hätten sie sich für die Unabhängigkeit erklärt. Als nun Astyages von dieser feindlichen Bewegung erfahren, habe er das medische Heer gegen Cyrus ausgesendet, in der Verblendung aber dem Harpagus die Führung desselben übergeben, der dann mitten in der Schlacht zum Cyrus übergieng, worauf das übrige Heer die Flucht ergriff.

2. Untergang des lydischen Reiches.

Unterdessen aber war König Krösus von Lydien, dessen Reich von der kleinasiatischen Küste Kariens bis östlich an den Fluß Halys reichte, zu Gunsten seines Schwagers Astyages im Anzuge; ja er hatte schon den Gränzfluß überschritten und verheerte Kappodocien. Daher wendete sich Cyrus zunächst gegen die Lydier in Kleinasien. (Denn in diesen Zeitpunct ist des Cyrus Zug nach Lydien zu setzen, wenn man mit dem Propheten Daniel und dem griechischen Geschichtschreiber Xenophon in Übereinstimmung bleiben will).

Die ursprüngliche Landschaft Lydien lag in Vorderkleinasien am ägäischen Meer und war von den Landschaften Mysien, Phrygien und Karien umgeben. Die Ureinwohner hießen Mäonier und hatten sich den Lydiern unterwerfen müssen. Die Lyder oder Lydier gehörten dem karischen Stamm an und standen zuerst unter der Dynastie der Atyden und Herakliden (s. d. griech. Gesch.), sodann nach ohngefähr 727 (nach Andern 700) v. Chr. unter der Dynastie der Mermnaden, die mit Gyges beginnt, der die ionische Stadt Kolŏphon eroberte. — Sein Sohn Ardys eroberte die ionische Stadt Priēne, hatte aber das Unglück, daß sein Land und seine Hauptstadt Sardes (gr. Sardeis) von einem asiatischen Nomadenvolke, den Kimmeriern, verheert wurde, die sich auch noch unter seines Sohnes Regierung im Lande erhielten und erst von seinem Enkel Alyattes 628 vertrieben wurden. Dieser führte mit Kyaxares I von Medien je einen fünf- bis sechsjährigen Krieg, den, wie oben III. 8, 1 gedacht wurde, ein Friedensvertrag beendete, worin der Halys zur Gränze beider Reiche gemacht wurde. Eine Heirath zwischen des Kyaxares Sohne Astyages und des Alyattes Tochter Aryene besiegelte diesen Frieden.

Alyattes eroberte hierauf die ionische Stadt Smyrna, und machte, gleich allen seinen Vorgängern, einen vergeblichen Versuch auf die mächtige ionische Stadt Milet, die dann endlich nach seinem Tode 571 sein Sohn Krösus (Kroisos), nebst fast allen ionischen und äolischen Pflanzstädten Kleinasiens, in seine Gewalt bekam. Derselbe vereinigte auch das von den kleinasiatischen Küstenflüssen Mäander und Marsyas durchströmte, damals aber weit über seinen ursprünglichen Umfang ausgedehnte uralte phrygische Reich mit dem lydischen und brachte so fast ganz Kleinasien bis an den Halys (jetzt Kisil-Irmak) unter seine Herrschaft, so daß Lydien damals als das mächtigste und blühendste Reich in Asien und Krösus als der reichste König galt. Kleinasien enthielt nämlich folgende Landschaften: im Westen: Bithynien, Mysien, Lydien, Karien, Aeolis, Jonien und Doris; im Süden: Lycien, Pamphilien, Pisidien, Isaurien und Cilicien; im Norden: am schwarzen Meere:

Pontus, Paphlagonien, Kappadocien; im Innern: Phrygien, — und alle diese Landschaften, mit Ausnahme von Lycien und Cilicien, beherrschte Krösus.

Zu dem Kriege mit Cyrus, bestimmte ihn eine Antwort des von ihm reich beschenkten delphischen (und thebaischen) Orakels, die dahin lautete, „er werde, wenn er den Halys überschritten habe, ein mächtiges Reich umstürzen." Indem er nun nicht daran dachte, daß darunter auch sein eigenes gemeint sein könne, unternahm er, ungeachtet der Warnung eines verständigen Lydiers, den verhängnißvollen Zug, auf dem er zugleich seine Eroberungen ausdehnen wollte.

Die nun erfolgende Schlacht (bei der kappadocischen Stadt Pteria, nach Xenophon bei Thymbra) blieb wegen der gleichen Tapferkeit beider Theile unentschieden, und als Cyrus am folgenden Tag den Kampf nicht erneuerte, zog Krösus, der dies für Furcht halten mochte, nach Sardes zurück, wo er sein Heer entließ, in der Absicht, ein halbes Jahr darauf mit Hülfe der Ägyptier, Babylonier und Spartaner, den Krieg fortzusetzen. Aber Cyrus, der ihm nachgezogen war, erschien so rasch vor Sardes, daß Krösus eben nur noch Zeit hatte, an der Spitze seiner, übrigens damals noch durch ihre große Tapferkeit berühmten lydischen Reiter sich ihm entgegenzuwerfen. Cyrus besiegte ihn durch eine List (indem er auf des Harpagus Rath seine vorderste Heeresreihe mit Reitern zu Kameel besetzt hatte, wodurch die Pferde der lydischen Reiter scheu wurden), eroberte dann die Stadt und Burg Sardes und machte durch Gefangennehmung des Krösus dem lydischen Reiche ein Ende.

Die Stadt Sardes, die sich tapfer vertheidigte, wurde dadurch gewonnen, daß ein Perser den Zugang zur steilsten Seite der für unüberwindlich geltenden Burg fand, weil da keine Wachen ausgestellt waren. Bei der hierauf erfolgten Einnahme der Burg drang ein persischer Krieger in das königliche Gemach, wo Krösus mit seinem taubstummen Sohne sich aufhielt. Als jener mit gezücktem Schwert auf den König, der nach dem Verluste seines Reichs mit Gleichgültigkeit seinem Tode entgegensah, losgieng, löste dem taubstummen Sohne die Angst das Zungenband, daß er schrie: „Mann, tödte den Krösus nicht"! und von diesem Augenblicke an die Sprache behielt.

Als Krösus vor den Cyrus geführt wurde, befahl dieser einen Scheiterhaufen zu errichten und den gefangenen König mit 14 jungen Lydiern zu verbrennen. Da, auf dem Scheiterhaufen, im Angesichte des Feuertodes, rief Krösus aus: O Solon, Solon, Solon! Hierüber vom Cyrus befragt, was dieser Ausruf bedeute, erzählte endlich Krösus, daß dieser griechische Weltweise (B. IV. K. 7, 6.) ihm einst bei einem Besuche, wobei er ihm seine Schätze gezeigt habe, auf die Frage, wen er für den Glücklichsten halte, wider sein Erwarten nicht ihn genannt hätte, sondern zuerst einen gewissen Tellus aus Athen, der als glücklicher Vater in seinem hohen Alter einen schönen Tod für's Vaterland gestorben wäre; alsdann zwei Brüder aus Argos, Kleobis und Biton, die in Folge einer schönen Handlung der Kindesliebe in einen seligen Todesschlummer gefallen seien. Als er, Krösus, über diese Antwort unwillig geworden sei, habe Solon geantwortet, daß er vor dem Tode keinen Menschen glücklich preisen könne. An dieses Wort, das er damals nicht verstanden habe, erinnere er sich jetzt und müsse es in seiner vollen Wahrheit anerkennen. — Auf diese Mittheilung gedachte Cyrus, daß auch er ein Mensch sei, und daß Macht und Stand weder vor der Vergänglichkeit, noch vor der göttlichen Vergeltung schütze: er schenkte daher dem Krösus das Leben und behielt ihn von nun an in seiner nächsten Umgebung. Dafür wurde Krösus einer seiner treusten Rathgeber und war auch späterhin dem Sohne des Cyrus noch ein treuer Warner.

Cyrus ließ nun Lydien als persische Provinz durch Statthalter verwalten und namentlich durch den Harpagus auch die karischen und griechischen Küstenstädte Kleinasiens seiner Herrschaft unterwerfen. Er beließ ihnen ihre

Verfassung und setzte nur einen persischen oder medischen Aufseher in jede Stadt, um seine königlichen Rechte zu wahren.

Nur die Einwohner der Städte Teos und Phokäa wanderten lieber aus, um sich nicht unterwerfen zu müssen. Jene gründeten dann Abdēra auf der thrazischen Küste; aber ihre Nachkommen, die Abderiten, geriethen in den üblen Ruf der Albernheit, den sie durch's ganze Alterthum behielten; diese, die unternehmenden Phokäer, landeten, einem Theile nach wenigstens, nach mehrfachen mißlungenen Versuchen, sich anzusiedeln, in Südgallien und brachten die von ihnen 100 Jahre früher schon gegründete Pflanzstadt Massilia (das heutige Marseille) empor.

Als bald nach seiner Entfernung Lydien einen Versuch der Empörung machte, und Cyrus die Lydier alle in Sclaverei wegführen lassen wollte, rieth Krösus, um sein Volk wenigstens vor der Vernichtung zu bewahren, dem Cyrus, den Lydiern lieber durch Einführung einer weichlichen Lebens- und Erziehungsweise, nämlich durch Kleiderüppigkeit, Musik und Krämerei, ihre bisherige Männlichkeit und Tapferkeit zu nehmen, dann würden sie nicht mehr an Empörung denken. Cyrus befolgte den Rath und mit der auf diese Weise zunehmenden Weichlichkeit verlor dieses Volk auch alle Sehnsucht nach der ehemaligen Freiheit und Selbständigkeit.

3. Babels Fall.

Hierauf wendete sich Cyrus wieder nach Medien, wo unterdeß der Sohn des Astyages, Kyaxares II, im Buch Daniel Darius Medus genannt, sich noch in der Herrschaft zu erhalten gesucht hatte. Cyrus fand sich mit ihm dadurch ab, daß er dessen Schwester (nach Andern: dessen Tochter) heirathete und ihm, da derselbe ohnedies keine Söhne hatte, den ruhigen Besitz von Medien überließ, beide nun aber in ein Bündniß gegen Babylonien zusammentraten, das mit Krösus verbündet gewesen war und wo Naboned mit seinem Sohne Belsazar (K. 8, 3.) das Regiment führte.

M. Niebuhr in s. Geschichte Assur's und Babels weis't nach, daß die historischen Angaben im Buche Daniel von den profangeschichtlichen chronologischen Angaben nur scheinbar abweichen und gar wohl mit ihnen zu vereinigen seien. Schon im Beginn der babylonischen Dynastie (Nabupolassar's) seien Spuren einer medischen Oberhoheit über Babylon vorgekommen und diese sei auch nach Mediens Unterordnung unter die babylonische Herrschaft nie aufgehoben worden. Denn Nabupolassar sei von Kyaxares I mit dem Lande Babylonien, allerdings in höchst milder Form, d. h. ohne Tributauflage belehnt worden und dieses Verhältniß habe bis auf Weiteres fortgedauert, wie auch die vorhandenen Auszüge aus dem persischen Geschichtschreiber Ktesias Babels nicht als eines damals schon selbständigen Reiches erwähnten, sondern es als eine fortwährend dem Mederkönige unterworfene Provinz betrachteten, und Nebucadnezar habe, so lange der alte Kyaxāres (I), der sein Schwiegervater war, lebte, aus Pietät an diesem Verhältnisse nichts geändert. Erst nach Kyaxares' (I) Tode habe Nebucadnezar die medische nominelle Oberherrlichkeit aufgehoben; deßungeachtet aber habe der nun unterworfene Mederkönig Astyages (der Sohn jenes Kyaxares) fortgefahren, sich als Oberkönig von Babylonien zu betrachten, so daß also der persische Geschichtschreiber Ktesias, der nur die medische Auffassung kannte, von seinem Standpuncte aus Recht gehabt habe, wenn er Babel bis zuletzt als unterthänig betrachtete. Dadurch erhält das Buch Daniel ein ganz neues Licht, in so fern sich dort der medische Unterkönig Darius (Medus, den man auch

Kyaxares II nennt) als Oberkönig de jure ansieht und durch seine, in Verbindung mit Cyrus vollzogene Eroberung Babylons nur ein nicht aufgegebenes Recht zur Geltung brachte. (Übrigens hält Niebuhr den Belsazar der Bibel als gleichbedeutend mit Evilmerodach, während Rawlinson nach seinen Untersuchungen der Keilinschriften den letzten babylonischen König Naboned (Nabunit) nennt, der diesen, seinen Sohn Belsazar (Belscharedsar) nur zum Mitregenten annahm.

Nachdem Cyrus an der Spitze der verbundenen Meder und Perser die den Euphrat und Tigris verbindende sogenannte medische Mauer, welche schon von Nebucadnezar zum Schutze gegen die Meder aufgeführt worden war, überschritten hatte, rückte ihm Naboned mit einem Heere entgegen, wurde aber geschlagen und warf sich (nach der Angabe des Berosus) mit einer kleiner Schaar in die Feste Borsippa („die Stadt des babylonischen Thurms, welche nach der Vermuthung Oppert's und Rawlinson's ein besonderer Stadttheil Babels war). Nun gaben die Babylonier den Kampf im freien Felde auf (Jer. 51, 30.) und zogen sich von allen Seiten in ihre große, wohlbefestigte Stadt zurück, wo Belsazar die Vertheidigung leitete. Hinter ihren starken Mauern, die zugleich sehr große Fruchtfelder nebst Vorrath auf 20 Jahre einschloßen, glaubten sie der Belagerung spotten zu können und dachten daher an keinen Ausfall. Denn auch die Flußseiten waren gedeckt, weil Naboned gleich im Beginne seiner Regierung die durch Nebucadnezar's Tod unterbrochene Stadtbefestigung wieder aufgenommen und die Mauern, welche beide Stadthälften gegen die Flußseite einschloßen, vollendet hatte.

Schon hatte die Belagerung fast zwei Jahre lang gedauert, als es dem Cyrus endlich gelang durch Ableitung des durch die Stadt fließenden Euphrat mitten durch das seichte Flußbett (Jes. 50, 35.) mit seinem Heere in die Stadt einzudringen und durch Eroberung der Burg und Ermordung des Königs im Jahr 536 v. Chr. dem chaldäisch-babylonischen Weltreiche ein Ende zu machen. So gieng das Wort des HErrn, das er zuvor durch seine Propheten (Jes. 47, 1. und Jer. 50, 51.) hatte verkünden lassen: „Herunter, du Tochter Babylon, setze Dich in den Staub!" in Erfüllung. Hierauf verlegte Cyrus seinen Regierungssitz nach Babylon und vollendete so die Gründung der persischen Weltmonarchie.

Die nähern Umstände der Einnahme der Stadt und Burg sind folgende: Cyrus, der endlich erkannte, daß ein Sturm auf die Stadt nicht zum Ziele führen werde, beschloß sie mit Hülfe des Wassers zu nehmen, weil auch Ninive durch das Wasser gefallen war. Er ließ einen Theil des Heeres vor Babel und befahl, wenn man das Wasser des Euphrat so tief fallen sähe, daß man hindurchwaten könne, durch das Flußbett in die Stadt einzudringen. Mit dem andern Theil des Heeres zog er nach Sippara, wo sich das große Stau- und Bewässerungs-Becken befand, das zu dem Zwecke gebaut war, den Spiegel des Euphrat zu senken. Dort leitete er, nach Herodot, durch einen Kanal das Wasser vom Euphrat in das Becken, und baute (nach Polyänus) quer durch den Euphrat einen Damm, durch welchen das Euphratwasser in größerer Menge in das Becken gedrängt wurde. Weil nun das Wasser im Becken durch die vielen aus ihm führenden Kanäle einen so starken Abfluß in das Land hinein und nach dem Tigris hin hatte „daß eine kurze Zeit lang die Coupirung und die Einfassungsdämme des Beckens vor Zersprengung oder Überfluthung gesichert waren: so war der Euphrat-

spiegel wenigstens auf einige Stunden gesenkt". Dieß war der Moment auf den die Truppen von Babylon warteten, um mit dem Durchwaten zu beginnen.

Belsāzar hielt die Einnahme der Stadt für unmöglich und erwartete am wenigsten von der Wasserseite her einen Angriff, weßhalb auch die Wasserthore nicht geschlossen waren. Eben feierte er in der Hofburg mit seinen Großen ein Fest, das zu den Sakäen gehörte, die immer mit einem abscheulichen Saufgelag verbunden waren. Im trunkenen Übermuth ließ er die von Nebucadnezar erbeuteten goldenen und silbernen jüdischen Tempelgefäße herbeibringen, und alle seine Hofdiener und Kebsweiber zum Hohn daraus trinken, während sie Götzenlieder dazu sangen. Plötzlich sah der König an der Wand die innere Fläche einer sich bewegenden Hand, welche die Worte „Mene, Mene, Tekel, Upharsin" hinschrieb, so daß Jedermann, wenn auch nicht die Hand sehen, doch die Worte lesen konnte. Erschrocken darüber ließ der König seine Wahrsager und Zeichendeuter kommen und versprach dem, der diese Worte deuten könne, reiche Gaben und die höchste Fürstenstelle.

Da sie es nicht vermochten, rieth ihm die Königin-Mutter, er solle den jüdischen Propheten Daniel, der bei seinem Großvater wegen seiner Weisheit und Weissagungsgabe so viel gegolten habe, die Deutung versuchen lassen. Der herbeigerufene Daniel, der unter dieses Königs Regierung ganz in der Zurückgezogenheit gelebt hatte, hielt zuerst dem Könige sein übermüthiges gottloses Betragen auf's ernstlichste vor, und deutete sodann die Schrift dahin, daß seine Regierungszeit gezählt und vollendet sei, und daß, weil er gewogen und zu leicht befunden worden, sein Reich zertheilt und den Medern und Persern werde gegeben werden. Getroffen im Gewissen erhob Belsazar den Daniel „zum Dritten nach ihm". Aber noch in derselben Nacht, während der Fortdauer des Gelags, drangen die Meder und Perser an beiden, acht Meilen von einander entfernten Enden Babels durch die Euphratthore (Jes. 45, 1) in aller Stille in die Stadt und, unter Nachahmung des Jubelgeschreis der Schwelgenden, in den Palast ein, wo sie den König mit allen seinen Großen niedermachten (Dan. 5, 30.) und auch dadurch die durch Jeremia früher verkündeten Worte erfüllten: „Ich will ihre Fürsten, Weisen, Herren, Hauptleute und Helden trunken machen, daß sie einen ewigen Schlaf schlafen!" (Jer. 50, 29. 30; 51, 57.) Überhaupt ist die Übereinstimmung zwischen den weissagenden Andeutungen der Propheten Jesaia und Jeremia über die Einnahme Babylons mit den einzelnen Zügen in den Erzählungen Herodot's und Xenophon's äußerst merkwürdig. (Jesaias aber weissagte 160 Jahre vor der Einnahme Babylons, 250 Jahre vor Herodot und 350 Jahre vor Xenophon.)

Naboned, der sich bis dahin in Borsippa gehalten hatte, ergab sich nun ohne Widerstand und gieng in's Exil nach Karmanien, wo ihm Cyrus ein Fürstenthum anwies. Denn Cyrus, ein humaner und edelmüthiger Herrscher, war den Besiegten gnädig, indem er sich, wie in Medien, so nun auch in Babylonien, als Nachfolger im Reich ansah. Die Stadt blieb unversehrt und selbst die Festungswerke wurden nicht zerstört. Nur die medische Mauer ließ Cyrus einreißen.

Der Glanz und die Herrlichkeit der Stadt selbst erhielt sich noch lange unter den persischen Königen; aber aus Babel selbst gieng nie wieder ein Reich hervor, und auch der übrige Theil der Weissagungen der Propheten des alten Bundes erfüllten sich dennoch im Laufe der Zeit ganz. Denn wenn auch Alexander der Große den Glanz der Stadt zu erhalten suchte, so hörte sie doch unter den Seleuciden auf, eine Hauptstadt zu sein und „gieng nachher gleichsam in neue Hauptstädte über: Seleucia, Ktesiphon, Bagdad wurden aus den Ziegeln von Babylon erbaut". (M. Niebuhr.) Erfüllt ist schon seit vielen Jahrhunderten das Wort des Jesaias (13, 19 ff.): „Also soll Babylon, das schönste unter den Königreichen, die herrliche Pracht der Chaldäer, umgekehrt werden von Gott, wie Sodom und Gomorrha, daß man hinfort nicht mehr da wohne, noch bleibe für und für; daß selbst die Araber keine Hütten daselbst machen und die Hirten keine Hürden da aufschlagen, sondern Zihim (Wüstenthiere) werden da lagern, und die Häuser voll Ohim (Uhu's) sein und Straußen (Trappen) werden da wohnen und Feldgeister hüpfen und Schakale in ihren Ruinen heulen und Drachen (wilde Hunde) in den Schlössern der Lust".

4. Rückkehr der Juden aus Babylon.

So lange der schon bejahrte Darius Medus lebte, überließ Cyrus ihm die Regierung von Babylonien, und bei diesem Darius bekleidete Daniel wieder die höchste Reichsbeamtenwürde und trug durch seine Weisheit und Frömmigkeit bei, daß derselbe dem lebendigen Gott Israels die Ehre geben lernte. Erst nach des Darius Tode scheint Cyrus die Alleinherrschaft angetreten zu haben, die sich über Persien, Medien, Babylonien, Kleinasien, Syrien, Phönizien und Palästina erstreckte, und nun noch erweitert werden sollte. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung erfüllte sich, was bereits fast 200 Jahre zuvor Jehovah durch den Mund des Jesaia (45, 13.) hatte in den Worten verkünden lassen: „Ich habe ihn, den Kores, erweckt in Gerechtigkeit und alle seine Wege will ich eben machen: er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen loslassen, nicht um Geld, noch um Geschenke, spricht der HErr Zebaoth!“ Denn auch Cyrus schützte die Religion der Juden, zu welcher sein parsischer Lichtdienst ihn eher sich neigen ließ, als der gröbere babylonische oder ägyptische Götzendienst, den der Perser haßte; ja Cyrus wurde so sehr für Jehovah und dessen Verehrer gewonnen, daß er die Juden durch ein königliches Ausschreiben zur Rückkehr in ihr Land aufforderte und ihnen alle Tempelgefäße, 5400 an der Zahl, herausgab und sie sonst noch durch freiwillige Gaben unterstützte. — Gesetzt auch, es geschah dies von Cyrus Seite zugleich aus Politik, weil er etwa aus Juda wieder eine festere Vormauer gegen Ägypten machen wollte, so war Cyrus doch in Gottes Hand das Werkzeug zur Wiederherstellung Israels.

Doch nur 42,360 Personen (nicht Familien), aus den Stämmen Juda, Benjamin und Levi, benützten vorerst diese Erlaubniß und zogen unter Anführung Serubabel's, eines Stammfürsten aus davidischem Geschlechte, der die Würde eines persischen Statthalters oder Landpflegers bekleidete, und des Hohenpriesters Josua in ihr verödetes Vaterland zurück, wo sie sich nach Herstellung der Geschlechtsregister, gleich an den Wiederaufbau des Tempels machten. Der Grund wurde unter allgemeinem Lobpreisen Gottes gelegt und unter Thränen des Schmerzes derer, die den alten Tempel noch gesehen hatten. Nun aber kamen die Samariter herbei und wollten auch Antheil am Tempelbau und an den neuen Einrichtungen haben. Sie wurden aber, als heidnischen Ursprungs, (K. 7, 2.) von den Juden, welche fürderhin jedes heidnische Element von sich ausgeschieden wissen wollten und um des zu erwartenden Messias willen die Aufgabe hatten, ihre Geschlechtsregister rein zu erhalten, von aller Theilnahme zurückgewiesen. In gehässigem Grimm darüber suchten sie nun, den Aufbau zu hindern, was ihnen in der letzten unruhigen Zeit von Cyrus' Regierung dadurch gelang, daß sie einige Räthe am persischen Hofe bestachen, so daß der Befehl zum Einstellen des Baues ertheilt wurde. Ähnlicher Ränke bedienten sie sich bei des Cyrus nächsten Nachfolgern, indem sie die Juden als Aufrührer schilderten, die nach Herstellung ihrer Stadt wieder von Persien abfallen würden. So kam es, daß der Bau 15 Jahre lang eingestellt blieb. (§. 8.)

Um nun die Gränzen seines Reiches gegen Norden hin, wo unruhige nomadische Steppenvölker zu beiden Seiten des kaspischen Meeres wohnten, zu sichern, machte Cyrus einen Zug gegen die Massageten, deren Königin Tomyris seinen Antrag um ihre Hand zurückgewiesen hatte, weil sie wohl seine Absicht, sich ihres Landes zu bemächtigen, durchschaute. Dieser Zug fiel aber unglücklich

für ihn aus, indem er dabei sein Leben verlor, sei's unmittelbar in der Schlacht, sei's in Folge einer dabei erhaltenen Wunde. Er starb 529 v. Chr. im 30. Jahre seiner Regierung.

Nach Herodot bekam Cyrus bei dem ersten Zusammentreffen mit den Massageten am Gränzflusse Jaxartes (Araxes) ihren Anführer, den Sohn der Tomyris, durch List gefangen, der dann, obgleich ihn Cyrus frei gab, aus Scham sich selbst entleibte. Da rückte Tomyris selbst mit ihrer ganzen Heeresmacht heran und verschaffte sich in einer furchtbaren Schlacht, worin beide Theile mit äußerster Tapferkeit fochten, Sieg und Rache, indem sie den Kopf des gefallenen Cyrus in einen mit Blut gefüllten Schlauch steckte, damit er sich darin sättigen könne. Dieser letzte Theil der Erzählung ist aber nicht wahrscheinlich. — Nach Ktesias fiel Cyrus im Kriege mit den Derbikern (am untern Oxus), denen Inder zu Hülfe kamen, deren einer ihn tödtlich verwundete. Zwar eilte der Sakerkönig Amorgas zu seiner Hülfe herbei und besiegte die Feinde, aber Cyrus starb an seiner Wunde, nachdem er seinen ältesten Sohn Kambyses zum Nachfolger ernannt hatte. Dieser ließ den Leichnam nach Persis bringen und zu Pasargadä beisetzen. — Nach Xenophon starb Cyrus ruhig auf seinem Bette und wurde zu Pasargadä bestattet. — Sein Grabmal wurde noch Alexander dem Großen gezeigt (B. VI. 6. 2.). Es enthielt die Inschrift: „O Mensch! ich bin Cyrus, der den Persern die Oberherrschaft errang und über Asien gebot: beneide mich nicht um dieses Grab!" Er war bei seinen Persern wie ein Vater geliebt wegen seiner Milde und Gerechtigkeit, und auch bei den Propheten heißt er „der Gerechte vom Aufgang".

5. Kambyses' Regierung. Sturz der Pharaonenherrschaft in Ägypten.

Kambyses, der dem Cyrus auf dem Throne folgte, ließ die nordische Unternehmung seines Vaters fallen und richtete seinen Eroberungsblick nach Ägypten, Babyloniens altem Feinde, dessen Reichthum ihn lockte und an dessen König Amāsis er zugleich eine Beleidigung rächen wollte.

In **Ägypten** war nämlich auf Pharao Necho (K. 8, 1.) dessen Sohn Psammis oder Psammitich II 601 v. Chr. und auf diesen Apriës, der in der Bibel Pharao Hophra heißt, um das Jahr 595 v. Chr. gefolgt. Dieser letztere führte mit dem, nordwestlich von Ägypten gelegenen griechischen Pflanzstaat Kyrene einen so unglücklichen Krieg, daß dadurch beinahe die ägyptische Priesterkaste vollends aufgerieben worden wäre. Daher empörten sich die Ägyptier unter Anführung des Amāsis gegen ihn, und da er sich mit seinen griechischen und karischen Söldnern bei Momemphis nicht halten konnte, sondern gefangen und getödtet wurde: so erhoben die Ägyptier 569 v. Chr. den **Amasis** auf den Thron der Pharaonen, welchen derselbe sodann nach Sais verlegte.

Obgleich Amasis, weil er weder aus der Priester-, noch aus der Kriegerkaste war, diese beiden wichtigen Kasten gegen sich hatte, so gelang es ihm doch, wenigstens die Priester (durch den Bau von großartigen Tempeln u. dgl.) zu gewinnen und durch verschiedene wohlthätige Einrichtungen das Land zu einer hohen Stufe des Wohlstandes zu erheben. Die Griechen begünstigte er mehr wie irgend ein König vor ihm, so daß er ihnen nicht nur große Handelsfreiheiten und erweiterte Niederlassungen, sondern auch Freiheit ihres Götterdienstes durch Erbauung

griechischer Tempel in seinem Lande gewährte und selbst auch große Geschenke nach Griechenland an dortige Tempel sandte.

Um so mehr verschmähte es die ägyptische Kriegerkaste, ihn anzuerkennen, und was von ihr noch vorhanden war, wanderte vollends nach Meroë aus. Daher war Amasis, gleich seinen Vorgängern genöthigt, seine Sicherheit griechischen Miethsoldaten anzuvertrauen. Dadurch aber war der Pharaonenthron sowohl, als auch das Land, einem Angriff von Außen völlig bloß gegeben. Dieß zeigte sich deutlich, als Kambyses seinen Zug gegen Ägypten unternahm, dessen vernichtende Wirkung aber Amasis nicht mehr erlebte.

Nach Herodot hatte Amasis den Kambyses auf folgende Weise gereizt: ein ägyptischer Augenarzt, welchen Amasis einst dem Cyrus auf dessen Bitte gesendet und der sich ungern von seiner Familie getrennt hatte, rieth nachher aus Rache dem Kambyses, des Amasis Tochter zur Ehe zu begehren, damit Amasis, wenn er sie gäbe, einen gleichen Trennungsschmerz, wie er, oder wenn er sie nicht gäbe, den Zorn des Kambyses empfinden möchte. Amasis wagte nicht, die Werbung abzuschlagen, sandte aber, statt seiner eigenen Tochter, die Tochter seines Thronvorgängers nach Persien. Diese aber entdeckte dem Kambyses den Betrug, der dann sogleich den Krieg gegen Ägypten beschloß und bei der Expedition durch den Phanes, einen aus dem Dienst des Amasis geflohenen griechischen Anführer, unterstützt wurde.

Sechs Monate vor der Ankunft des Kambyses in Ägypten starb Amasis nach 44jähriger Regierung, und sein Sohn und Nachfolger Psammenit stellte sich vergebens an den Gränzen des Landes den durch Phönizien, Palästina und die arabische Wüste herandrängenden Persern entgegen. Er wurde bei Pelusium geschlagen und zog sich in seine wohlbefestigte Hauptstadt Memphis zurück, während dem Sieger bereits die Libyer und Kyrenäer mit Geschenken huldigten. Memphis konnte sich nicht halten: Kambyses eroberte die Stadt und machte durch Vertilgung des Königshauses im Jahr 525 v. Chr. der Pharaonenherrschaft ein Ende, so daß von nun an Ägypten persische Provinz wurde.

Weil Psammenit's Söldner, welche die Stadt vertheidigten, den persischen Herold, der den Nil herauffahrend die Stadt zur Übergabe aufforderte, sammt seiner ganzen Schiffsmannschaft, wider alles Völkerrecht, ermordet und die zerstückten Leichname von der Mauer aus höhnend den Feinden gezeigt hatten, so wüthete Kambyses mit desto größerem Grimm gegen die Besiegten. Psammenit und die andern gefangenen vornehmen Ägyptier mußten, zehn Tage nach der Eroberung, zusehen, wie zuerst ihre Töchter, 2000 Jungfrauen mit des Königs Tochter an der Spitze, in Sclavinnentracht mit Wasserkrügen vor ihren Vätern vorbeizogen, um nach Sclavenweise Wasser zu holen. Alles weinte: nur Psammenit nicht. Als darauf 2000 vornehme ägyptische Knaben von gleichem Alter mit dem dabei befindlichen Sohne Psammenit's, mit Stricken um den Hals und Zäumen in dem Munde, vorüber und zum Tode geführt wurden: so blieb Psammenit mitten unter dem Jammer der Übrigen, noch immer thränenlos. Als er aber einen seiner Freunde und Tischgenossen, einen Greis, dem man alles genommen hatte, als Bettler vorübergehen sah, fieng er vor Schmerz an, laut zu weinen. — Auf des Kambyses Befragen, warum er bei dem Anblick seiner Kinder nicht geweint habe, antwortete Psammenit: das Unglück dieser sei zu groß, als daß er darüber weinen könnte; seines Freundes Geschick aber eigne sich ganz zum Weinen. Gerührt befahl Kambyses, Psammenit's Sohn zu schonen; dieser aber war zuerst hingerichtet worden: daher Kambyses nun den Vater gelinder behandelte und ihm eine Statthalterschaft zudachte. Als aber Psammenit nachher die Ägyptier gegen ihren neuen Herrscher aufzuwiegeln suchte, ließ Kambyses ihn ebenfalls tödten und zwar durch Trinken von Stierblut.

6. Des Kambyses verunglückter Zug nach Äthiopien und Ammonium.

Nach völlig befriedigter Rachsucht, wobei er es nicht zu kleinlich fand, den zu Sais ruhenden Leichnam des Amasis schmählich zu beschimpfen, faßte Kambyses den Plan, nun auch nicht nur Oberägypten und den Tempelstaat Ammonium in der libyschen Wüste, sondern auch Äthiopien zu erobern.

Von Theben, der alten Hauptstadt Oberägyptens, entsandte er eine Heeresabtheilung von 50,000 Mann nach der Oase von Ammonium, um das dortige weltberühmte Orakel zu zerstören und die Einwohner in die Sclaverei wegzuführen; und drang er selbst nilaufwärts gegen Äthiopien. Aber schon auf dem fünften Tagemarsch giengen in der unwirthbaren Wüste die Lebensmittel aus, und als er dennoch vorwärts drängte, mußte man loosweise den zehnten Mann schlachten und essen, um sich des Hungers zu erwehren. Da sah sich Kambyses genöthigt, mit großem Verlust nach Theben zurückzugehen, und weil auch sein nach Ammonium entsandtes Heer spurlos in der Wüste verschwunden war, indem es wahrscheinlich von Sandwirbeln verschüttet wurde, so langte er endlich voll Unmuth und Ingrimm wieder in Memphis an, gerade an einem Tage, an welchem die Einwohner ein großes Freudenopferfest begiengen, weil sich nach langem Harren wieder ein Apis oder Stiergott (II. 4, 6.) vorgefunden hatte, der eben in jubelndem Festaufzuge durch die Stadt geführt wurde.

In dem Wahne, die Ägyptier jubelten über sein Unglück, ließ er sogleich die Stadtvorsteher, ungeachtet ihrer ihm gemachten Erklärung, hinrichten, stieß selbst den Stier mit dem Dolch in die Hüfte, daß er starb, ließ die Priester geißeln und alle unmittelbaren Festtheilnehmer um's Leben bringen. So lange er sich in Ägypten aufhielt, ließ er nicht ab, den ägyptischen Götterdienst zu verhöhnen, indem er Tempel entheiligte, Bilder verbrannte, Särge öffnete und ähnliche Handlungen der Unmenschlichkeit verübte. Auch an seinen eignen Persern ließ er seinen despotischen Übermuth aus, so daß seine Grausamkeit zum Sprüchwort wurde.

So ließ er seinen Bruder Tanyoxarkes oder Smerdis, den er als Statthalter in Susa zurückgelassen, durch einen dahin gesandten Vertrauten, Namens Prexaspes, tödten; seine eigene Gattin, die Schwester jenes Smerdis, mißhandelte er zu Tode; und als ihm Prexaspes sagte, daß die Perser meinten, er sei aus Trunksucht wahnsinnig, wollte er einen Beweis seiner gesunden Vernunft dadurch geben, daß er sich anheischig machte, mit einem Pfeil dem in der Ferne stehenden Sohne desselben das Herz zu durchschießen, was er denn auch wirklich sogleich that. Auch ließ er zwölf vornehme Perser lebendig begraben. — Mag auch der Haß der ägyptischen Priester, von denen Herodot diese Nachrichten hat, Vieles übertrieben haben, (wie denn neuere Forschungen den Kambyses von den ihm Schuld gegebenen argen Tempelverheerungen frei sprechen): so liegt doch in seiner ganzen übrigen Handlungsweise Grund genug für ein in seiner Religion so tief gekränktes Volk, einen solchen unklugen Despoten des Wahnsinns zu zeihen. — Obgleich nun Ägypten eine Satrapie des persischen Reiches wurde, und die Perserkönige dem Lande öfters Satrapen von ägyptischer Abkunft gaben, so war doch die Religion ein bleibendes Hinderniß einer engern Verbindung Ägyptens mit Persien.

7. Kambyses' Tod. Der falsche Smerdis. Darius Hystaspis.

Gern hätte Kambyses auch einen Zug gegen Karthago unternommen; aber dieser Plan scheiterte an der Weigerung der Tyrier, ihm die dazu nöthigen Schiffe zu stellen. Endlich kehrte er (nach Herodot) auf die Nachricht von der Empörung eines Magiers in Susa zu Gunsten der medischen Herrschaft, wieder nach Babylonien zurück, wo er bald darauf an einer Wunde starb, die er sich selbst unversehens an der Hüfte mit dem Schwerte beibrachte, als er (nach Ktesias) mit demselben zum Zeitvertreib ein Stück Holz behauen, oder (nach Herodot) sein Pferd besteigen wollte. (Überhaupt weichen diese beiden griechischen Geschichtschreiber in Bezug auf die nähern Umstände der Eroberung Ägyptens, der Ermordung Smerdis', des Todes des Kambyses und der darauf folgenden Thron-Usurpation sehr von einander ab.)

Nach seinem Tode bemächtigte sich ein Magier, Namens Sphendadátes, der Regierung. Zu dieser Kühnheit hatte ihm Kambyses selbst, ohne es zu wollen, Mittel und Gelegenheit gegeben. Er hatte ihn nämlich an die Stelle jenes seines Bruders Smerdis', den er in dem Verdacht, als strebe er nach der Krone, heimlich hatte tödten lassen, zum Statthalter von Susa gemacht und ihn, weil er große Gesichtsähnlichkeit mit Smerdis hatte, für den Gemordeten ausgegeben, um seine Mutter Amytis, die jenen Smerdis besonders geliebt hatte, nicht zu kränken; wiewohl diese dennoch bald hinter die Sache kam und im Schmerz sich selbst vergiftete.

Da Kambyses keinen Sohn hatte, so konnte es nun jenem Magier, bei seiner Zurückgezogenheit in's Innere des Serails, leicht gelingen, unter dem falschen Namen Smerdis für den Bruder des Kambyses gehalten und als Thronfolger vom Volk anerkannt zu werden, zumal er sich dasselbe durch einen dreijährigen Steuernachlaß und Erlassung des Kriegsdienstes geneigt machte.

Allein Kambyses hatte noch auf dem Sterbebette dreien seiner Vertrauten den wahren Hergang entdeckt und sie ermahnt, die Herrschaft ja nicht wieder an die Meder gelangen zu lassen. Zwei von ihnen aber hielten es lieber mit dem Betrüger; der dritte jedoch machte das Heer mit der Sache bekannt, und sogleich traten sechs vornehme persische Kriegsfürsten in eine Verschwörung zusammen, um den Magier und seinen Anhang zu stürzen. Und da so eben der Statthalter von Persis, Darīus, des Hystaspes Sohn, ein Achämenide, also ein Verwandter des altpersischen Königshauses, nach Susa kam, um dem neuen Könige seine Huldigung zu erweisen, so machten jene ihn, aus Achtung theils vor seiner Abkunft, theils vor seiner jugendlichen Entschlossenheit, mit der Lage der Sache und ihrem Vorhaben bekannt.

Jetzt schloßen sich auch jene beiden andern Vertrauten an sie an und mit ihrer Hülfe drangen die Sieben bewaffnet in die innern Gemächer des Palastes, tödteten den Pseudo-Smerdis oder Sphendadátes und viele ihm anhängige Magier und erhielten für diese That den Beifall der übrigen Perser. Darauf

beriethen sie sich, wem sie die Regierung geben sollten, und da sie sich nicht vereinigen konnten, überließen sie die Bestimmung einer Art von Loos, durch welches 522 v. Chr. Darius Hystaspis (d. i. Sohn des Hystaspes (bab. Vashtaspa); in der Bibel Darjawesch; bab. Darijazar) auf den Thron von Persien erhoben wurde, auf dem er sich sodann durch eine eheliche Verbindung mit des Cyrus Tochter Atossa (und deren Schwester, so wie auch mit der Tochter des Otánes, des mächtigsten unter jenen sechs übrigen Stammfürsten) befestigte.

Darius soll durch folgende List seines Stallmeisters zur Königswürde gekommen sein. Da nämlich ausgemacht worden war, man wolle an einem bestimmten Tage der aufgehenden Sonne (die von den Persern göttlich verehrt wurde) entgegen reiten, und wessen Pferd dabei zuerst wiehern würde, der solle König sein: so führte jener Stallmeister das Pferd des Darius den Tag vorher auf einen Platz, über welchen der Zug gehen mußte und ließ es dort in Gesellschaft anderer Pferde reichlich Futter genießen, so daß, als am bestimmten Morgen die sieben Fürsten über diesen Platz ritten, das Pferd des Darius, in Erinnerung der hier genossenen Freuden, zuerst zu wiehern anfieng, worauf sogleich die andern Fürsten von den Pferden sprangen und dem Darius als Könige huldigten.

Dennoch hatte Darius anfangs dem Übermuth einiger Großen entgegen zu treten, was er aber stets mit Kraft und Klugheit that. Am meisten Mühe machte ihm aber eine schon länger her durch die Umtriebe der Magier vorbereitete Empörung der Stadt Babylon, deren sich Darius erst nach einer fast zweijährigen Belagerung und nur durch die aufopfernde List des jungen Persers Zopýros, des Sohnes eines jener sechs Stammfürsten, wieder bemächtigen konnte.

Dieser, von der Liebe zum Volksruhm der Perser angetrieben, schnitt sich selbst Nase und Ohren ab und trat vor Darius mit der Erklärung, er wolle ihm die Stadt verschaffen: er werde nämlich in diesem Zustande zum Feinde übergehen, und vorgeben, er sei von dem Könige also verstümmelt worden und böte ihnen deßhalb aus Rache seine Dienste an. Mit der Mannschaft, die man ihm alsdann anvertrauen werde, wolle er dann einige Ausfälle machen, die ihn Darius solle gewinnen lassen; wenn ihm dann die Babylonier ihre ganze Macht anvertrauen würden, dann wolle er ihm durch Öffnung der Thore die Stadt in die Hände spielen. — Die List gelang. Darius, wieder Herr der Stadt, machte alsdann aus Dankbarkeit den Zopyrus zum Satrapen von Babylon und überließ ihm auf Lebenszeit die königlichen Einkünfte der Provinz. Die Stadt aber mußte schwer büßen: ihre festen Mauern sammt den Thoren wurden größtentheils niedergerissen und 3000 der vornehmsten Einwohner gekreuzigt.

Darius gab hierauf dem ganzen persischen Reiche durch Eintheilung desselben in zwanzig Satrapieen (zu denen jedoch Parsis nicht gerechnet wurde), so wie durch Festsetzung regelmäßiger Geld- und Naturalabgaben (welche an die Stelle der bisher gewöhnlichen unbestimmten Geschenke traten) jene festere Verwaltungseinrichtung, von der schon (II. 8, 2 bis 4.) das Genauere angegeben worden ist und die sich mehrere Jahrhunderte lang erhielt.

8. Wiederherstellung des jüdischen Staats unter persischer Oberhoheit.

Im Geiste seines Volks und seiner Vorgänger in der Herrschaft strebte Darius nun ebenfalls nach weitern Eroberungen. Zuerst sandte er von Ägypten aus ein Heer ab, um die kyrenäische Nordküste Afrika's, welche Kambyses nicht hatte

erreichen können, zu unterjochen; allein gleichfalls vergebens. Das Heer wurde mit Verlust zurückgeschlagen. Nachdem er hierauf durch die Stromfahrt (den Periplus) des Kariers Skylax den Indusfluß und die Verbindung desselben mit dem indischen Meere hatte untersuchen lassen, unterwarf er sich durch ein ausgesandtes Heer den westlichen Theil Vorderindiens.

Wie er alsdann seine Angriffswaffen nordwestlich wendete, wird unten in der griechischen Geschichte (V. 1.) weiter berichtet werden. Hier sei nur noch erwähnt, daß Darius es war, der schon im zweiten Jahre seiner Regierung den Juden, welche seit 15 Jahren durch die verläumderischen Anklagen der Samariter (K. 7, 2.) am Weiterbau ihres Tempels gehindert worden waren, erlaubte, ihren Tempel vollends auszubauen, und ihnen dazu die königlichen Renten der Provinz Judäa anwies mit dem ausdrücklichen Beisatze, „damit sie in diesem Tempel dem Gott des Himmels opfern und für des Königs Leben und Haus bitten könnten". Sechs Jahre darauf (516 v. Chr.) war das Gotteshaus zu Jerusalem vollendet und wurde durch ein feierliches Passahfest eingeweiht.

Acht und fünfzig Jahre darnach (458 v. Chr.), unter des Darius zweitem Nachfolger Artaxerxes Longimanus oder Langhand (in der Bibel Arthasasta, d. i. großer König genannt, mit welchem Beinamen auch der falsche Smerdis bezeichnet ist), kehrte eine zweite jüdische Colonie unter Esra's Anführung aus Babylon nach Jerusalem zurück.

Esra (aus Aaron's Geschlecht), den die Juden einen zweiten Moses nennen, in so ferne die Wiedereinrichtung des levitischen Gottesdienstes und die Wiederbegründung des israelitischen Bürgerthums das Werk seines treuen Eifers war, fieng damit an, daß er viele seit Serubabel's Abgang eingerissene Mißbräuche hob und insbesondere auf Entlassung der heidnischen Weiber drang, um die Reinheit der jüdischen Abstammung zu erhalten. Und als nachher Nehemia vom Könige Darius, bei dem derselbe das hohe Amt eines Mundschenken verrichtete, die Erlaubniß erhielt, in der Eigenschaft eines Statthalters über Judäa nach Jerusalem zu gehen, um nun auch die Stadt als solche wieder herzustellen (445 v. Chr.), so wirkten diese beiden weisen jüdischen Männer für das Wohl des religiösen und bürgerlichen Gemeinwesens 12 Jahre lang in schönster Vereinigung. Trotz schwerer Hindernisse, die ihnen Judäa's Feinde, namentlich die Samariter unter ihrem Oberhaupt Sanballat, noch bereiteten, wurde von den, Tag und Nacht in Kleidern und Waffen stehenden Juden die Stadt wieder aufgebaut und alsdann der erneuerte jüdische Staat streng nach der mosaischen Verfassung wieder eingerichtet. Vor der deßwegen anberaumten Versammlung wurde das Gesetzbuch Mosis vorgelesen und von Esra erklärt, wobei das Volk vor Schmerz über seinen Abfall von Gott und vor Freude über seine Wiederannahme laut weinte, so daß Nehemia und Esra dasselbe trösten mußten.

Nachdem Nehemia noch manche wohlthätige Anordnung getroffen, namentlich nach vorgenommener Zählung der Einwohner des Landes die Stadt Jerusalem

mit dem zehnten Theil der Gesammtzahl bevölkert und alles Ausländische verbannt hatte, mußte er nach Babylon in sein voriges Amt zurückkehren, durfte aber nach einer Reihe von Jahren (unter dem König Darius Nothus) abermals als Statthalter nach Jerusalem gehen, wo er die unterdessen wieder eingerissenen Mißbräuche kräftig abstellte, und unter Anderm sogar des Hohenpriesters Sohn Manasse, der sein heidnisches Weib, Saneballat's Tochter, nicht entlassen wollte, des Landes verwies. Derselbe gieng nach Samarien, wo nun auf seinen Rath Saneballat selbst einen Tempel auf dem Berge Garizim baute und den Manasse zum Hohenpriester der neuen samaritanischen, den jüdischen Gottesdienst nachäffenden Religion einsetzte.

Bei der Sorge und Bemühung, den jüdischen Tempelstaat streng nach der mosaischen Verfassung einzurichten, erfreute sich Nehemia der prophetischen Leuchte Malcachi's, mit welchem die 700jährige Reihe der alttestamentlichen Propheten schließt, und der Mund der heiligen Verkündiger von der Menschwerdung des Erlösers auf 400 Jahre verstummt. Denn in den von Esra gesammelten (kanonischen) Schriften des alten Bundes und in der von ihm angeordneten Vorlesung und Erklärung derselben in den Synagogen (oder religiösen Versammlungen, welche im Exil aufgekommen waren und nun auch in Judäa allenthalben eingerichtet wurden), sollte von jetzt an das jüdische Volk eine hinreichende Gelegenheit haben, den so lange her verkündigten Messias in lebendiger Hoffnung zu halten und die Merkmale sich stets zu vergegenwärtigen, an welchen es denselben bei seinem wirklichen Eintritt erkennen könnte.

So hatte denn das babylonische Exil einen großen Zweck der göttlichen Vorsehung erfüllt. Denn einerseits wurde durch diese Strafe Gottes das jüdische Volk so tief in seinem Gewissen erschüttert, daß es sich seit dieser Zeit mit dem innigsten Abscheu von allem und jedem Götzendienste fern und mit der größten Ängstlichkeit an das Gesetz und den Dienst Jehovah's hielt; anderseits hatte diese Zerstreuung der Juden die Erkenntniß des wahren Gottes auch über die Gränzen Kanaans hinaus in die Heidenwelt gebracht und wenn auch nur in einzelnen Saamenkörnern ausgestreut. Mit der Wiederbringung dieses Volkes in sein Land wurde sowohl das Wort der Verheißung an das bußfertige Israel, als auch die Bedingung erfüllt, unter der es seine fernere Bestimmung vollenden sollte.

Damit aber das Heil, welches von dem im Volke der Juden erstehenden Welterlöser kommen sollte, in reicherer Fülle unter die Heiden dringen könnte, bereitete sich in der Berührung des Morgenlandes mit dem Abendlande, die sich durch des Darius Eroberungsversuche nach Nordwesten hin einleitete, ein neues Förderungsmittel vor, indem nun auf den größeren Schauplatz der Geschichte das Volk der Griechen tritt, dessen vorherrschender Sinn für die lebendige Bewegung individueller Freiheit sowohl, als auch dessen geistiggewandte Sprache als überleitende Vermittlung für jenes Heil zu dienen bestimmt war.

Viertes Buch.

Griechenlands Alterthum bis zu den Perserkriegen.

8. Kapitel. Griechenland's Boden.

1. Allgemeine Beschaffenheit des Landes.

Die südöstlichen Ausläufe Europa's, die das geistig-klare Urvolk der Griechen bewohnte, hatten gleich Anfangs wegen ihrer von der Natur so überaus begünstigten Lage (in der Mitte der gebildetsten Länder dreier Welttheile) den aus Asien kommenden Nachkommen Japhet's bei ihrer Ausbreitung nach dem Westen hin die frühesten Wohnsitze geboten. Denn die griechische Volkssage bezeichnet den Japhet mit dem Namen Japĕtos (Vater des Prometheus), und die mosaische Völkertafel führt unter den Kindern Japhet's den Stammvater der Joner, welche unter die ursprünglichen Einwohner Griechenlands gezählt werden, mit dem Namen Javan, d. i. Jaon (ältere Form von Jon), sowie unter den Söhnen dieses letztern solche Namen auf, welche auf die Bewohner von Dodona in Epirus, von Elis im Peloponnes, von Citium auf Cypern rc. hinzudeuten scheinen.

An der ersten Gestaltung Griechenlands haben einen wesentlichen Antheil nicht nur erderschütternde Meeresfluthen, zu denen die menschliche Erinnerung in Sagen (von der ogygischen Fluth, vom Streite Poseidon's mit der Athene, von Länder- und Inselzertheilungen rc.) hinanreicht, sondern auch vulkanische Zerstörungen, die gleichfalls in Sagen (von dem Kampf der Giganten mit den Himmelsgöttern, von Bergaufthürmungen und Waldbränden rc.) nachklingen.

Dem griechischen Festlande geben zwei von Nordwest nach Südost streichende hohe Gebirgszüge seine Grundbildung.

Der westliche Gebirgszug scheidet zunächst Epirus und Thessalien von einander und enthält weiterziehend die Berghöhen des Pindus, des Oeta, des Parnassus, des Helĭkon, bis er mit dem Vorgebirg Sunium in Attika endet. Der östliche weniger zusammenhängende Gebirgszug wird durch die Berge Olympos, Pelĭon, Ossa angedeutet und setzt sich gewissermaßen durch die Insel Euböa fort. Diese beiden Hauptzüge sind da und dort durch querlaufende Bergzüge wie durch Brücken verbunden, von denen gegen Osten hin die kambunischen Berge und der zum Meerbusen von Volo hinziehende Othrys, gegen Westen hin die keraunischen Berge, das Tymphegebirg u. a. die namhaftesten sind.

Die südliche Halbinsel ist, einige Thäler und Küstenstriche abgerechnet, ganz mit Gebirgen bedeckt; die östliche größere Hälfte ist rauhes Hochland, die westliche, mildere, hat mehr Abdachungen und vereinzelte Gebirge. Der eigentliche Gebirgsknoten ist der 7200 Fuß hohe mit Schnee bedeckte Kyllēne, der in drei Hauptrichtungen seine Glieder durch die Halbinsel hindurch zum Theil bis ans Meer streckt und durch sie mehrere fruchtbare, mit vielen Flüssen bewässerte Thalebenen begränzt.

Alle diese Gebirge mit ihren vielzackigen Klippen, schroffen Felsen, zerrissenen Schlünden, wilden Thalschluchten, so wie anderseits mit ihren sanften Matten, anmuthigen Anhöhen, fruchtbaren Hochlanden und lachenden Thalgründen, verbunden mit den vielen Buchten und Anfahrten, Landzungen und Vorgebirgen, zertheilten und zerrissenen Küsten geben dem ganzen Lande das Gepräge mannigfaltiger Abwechselung, vielgetheilter Sonderung und formenreicher Gestaltung, und es ist, als ob sich dieses Bild einer, durch die regellose und unstäte Bewegung des Wassers und Feuers geschaffenen, und nach ihrer Vollendung einen so reichen Wechsel der Anschauung, wie der Benützung, bietenden Landesnatur nachher auch in dem beweglichen Wesen, regsamen Leben und veränderlichen Sinn seiner Bewohner ab- und ausgedrückt habe.

Nicht minder hat zugleich der meist reine, klare Himmel, der sich mit heiterm Glanz und tiefer Bläue über diesen reichen Wechsel von schauerlich erhabenen und lieblich reizenden Naturformen des griechischen Festlandes und Inselbereichs ausspannt, in allen seinen verschiedenartigen Bewohnern jenen heitern Sinn harmonischer äußerer Lebensgestaltung geweckt und gereift, der die alten Griechen vor allen andern Völkern ganz besonders auszeichnet.

2. Die besondern Theile Griechenlands. Die Landschaften Nordgriechenlands.

Um den Charakter und das demselben gemäße Thun und Geschick dieses Volkes besser zu begreifen, ist es nöthig, die oben im Allgemeinen angegebene Beschaffenheit seiner Landestheile etwas näher zu betrachten.

Im äußersten Norden der Donauhalbinsel, jenseits der Nordgränze Griechenlands, lag in der unmittelbaren Nähe des Isters, d. i. der Donau ein von Triballern, Geten und andern kriegerischen Völkern bewohnter Landstrich, der im spätern Alterthum den Namen Mösien erhielt, dessen Südgränze ein hoher, die Insel von N. W. nach O. durchlaufender Gebirgszug bildet, davon der Scardus, der Orbelus und der Hämus (der heutige Balkan) Theile sind. In den Verzweigungen dieses Gebirgszugs liegen von einander geschieden drei Landschaften, die zu verschiedenen Zeiten mit Griechenland in Berührung und besondere Beziehung gekommen sind: 1. Thrazien oder die Lande am Bosporus, an der Propontis und am Hellespont, sammt dem Chersones, mit den kriegerischen Odrysern, Päonen, Brygern und andern Völkern; — 2. das fruchtbare Macedonien, von welchem im weitern

Verlauf der Geschichte näher die Rede sein wird; — 3. das gebirgige Illyrien mit seinen rauhen barbarischen Völkern.

Das griechische Festland zerfällt in drei Haupttheile, in Nordgriechenland, Mittelgriechenland und in die südliche Halbinsel.

Nordgriechenland wird von dem 7—8000 F. hohen Pindus (der Wasserscheide zwischen dem jonischen und ägäischen Meere) in zwei Hälften getheilt, davon die westliche die Landschaft Epirus, die östliche die Landschaft Thessalien enthält.

Epirus, im Norden, durch das unwirthbare Gebirg Keraunia, im Westen durch das jonische Meer und im Süden durch den ambracischen Meerbusen begränzt, war der Muttersitz einer Anzahl nachher wichtig gewordener griechischer Völkerstämme, die aber in der Folge nach dem Süden zogen und ihre Sitze andern, über jenes Gebirg herüberkommenden barbarischen Völkern überließen; einige von diesen, die sich dann mit zurückgebliebenen Ureinwohnern vermischten, können als Halbbrüder der Griechen angesehen werden, obwohl auch sie allmählig ganz entarteten; wie denn überhaupt die epirotischen Völker die unerfreuliche, rauhe Natur ihres Gebirgslandes nicht verläugneten. Das Land theilte sich in Chaonia, Thesprotia und Molossis.

Unter den Flüssen dieses Landes sind der Arachthus und Achelōus (jetzt Aspropotămus) zu bemerken, so wie auch der durch den See Acherusia fließende Achĕron sammt dem Kokȳtos (Cocytus), welche beide letztere von der Mythe in die Unterwelt versetzt wurden. — Unter den Städten ist Ambracia am jetzigen Meerbusen von Arta und zwar am Eingang des Vorgebirgs Actium zu nennen, und Dodōna mit seinem uralten Orakel des Zeus (V. 5, 2.) war hochberühmt.

Thessalien, nach vier Seiten sehr bestimmt begränzt, am meisten im Westen vom Pindus (und zwar vom Lakmon bis zum Thymphrestus), von welchem der leicht überfluthende Penēus (Peneios, jetzt Salambria) herabströmt und im Thallande noch mehrere andere Flüsse in sich aufnimmt.

Gegen Osten soll das Land einst ganz geschlossen und seine Mitte ein See ohne Abfluß gewesen sein, bis ein Erdbeben den Olympus und Ossa von einander riß und dem Wasser einen Ausgang verschaffte, so daß nach dessen Abfluß nur jene Flüsse und zwei kleine Landseen zurückblieben und die fruchtreiche Landschaft Aeŏlis hervortrat, die zuerst von den einwandernden Thessălern besetzt wurde.

Im Norden ist Thessalien von Macedonien durch die kambunischen Berge geschieden, deren östliche 6000 F. hohe, im Winter mit Schnee bedeckte Spitze der mächtige, „weit wurzelnde" **Olympus** ist, der, bis einige tausend Fuß an's Meer reichend, für die einst an seinem Fuße wohnenden und „zu seinem Gipfel wie zum Göttersitz aufschauenden hellenischen Stämme" ein (jedoch nicht immer) schützendes Bollwerk war. Er war nur an zwei Stellen überschreitbar, nämlich durch eine Straße über den Bergrücken und durch das an seinem südlichen Fuße gelegene 5/4 Stunden lange Thal **Tempe** (jetzt Lykostŏmo), das durch die Ausmündung des Peneus zwischen dem Olymp und dem südlich anstoßenden kegelförmigen 5000 F. hohen Ossa gebildet wird, und im ganzen Alterthum wegen seiner Schönheit besungen wurde, die in der aus Luft und Stau-

nen gemischten Empfindung bestand, welche seine lachenden Matten und schaurigen Felsenhöhen auf das Gemüth hervorbrachten.

Auf der Ostseite zieht sich das Gebirg längs der Küste hin, bis im Süden der Pelĭon mit dem Ossa zusammentrifft. — Die Südgränze endlich bilden die achäischen Berge mit ihrem östlichen Theile, dem schon genannten Othrys, dessen Höhe den herrlichsten Ausblick in die thessalische Südlandschaft gewährt.

Zwischen diesen achäischen Bergen und dem, der Küste des achäischen Meeres zulaufenden 4000 F. hohen Ötagebirg entlang liegt die Hohllandschaft der Dolŏper, Änianer und Malier, in welcher durch ein reizendes Thal der Sperchīus (Spercheios) fließt, unweit von dessen Mündung zwischen einem Felsvorsprung und dem Meere der nur wagenbreite Paß Thermopylä befindlich ist, welcher seinen Namen von warmsprudelnden Quellen hat und als das Thor von Griechenland betrachtet wurde. Er war nach der Seeseite hin dadurch geschützt, daß ihm wegen der Seichtigkeit des Meeres daselbst keine Flotte nahe kommen konnte; dagegen bot er auf der Landseite wegen mehrerer anderen über das Gebirge führenden Pässe weniger Schutz.

Thessalien war ein zum Ackerbau, wie zur Viehzucht gleich geeignetes Land. Seine volk- und städtereichen Landschaften Pelasgiōtis, Thessaliōtis, Estiäōtis und Phthyōtis sind die frühesten Schauplätze der griechischen Heldenzeit. Unter seinen Städten zeichneten sich besonders das nördliche und das südliche Larissa, Phthia (Achill's Geburtsort) Pherä, Pharsālus und Jolkos als Dynastensitze aus. Der Reichthum dieses Landes mochte aber mit Ursache sein, daß nachher, während die übrigen Griechen theils bleibende Werke des Geistes schufen, theils bewunderte Thaten der Vaterlandsliebe verrichteten, die Thessaler meist nur der groben Genußsucht dienten, deren Folge Anarchie, Tyrannei und Unterjochung war.

3. Die Landschaften Mittelgriechenlands.

Der mittlere, zum südlichen Meer sich hinstreckende Landstrich Griechenlands führte den besondern Namen Hellas. Zwischen Epirus und dem nordwestlichen Theile desselben bildet der ambracische Meerbusen (jetzt Meerb. v. Arta) zwischen Thessalien und dem nordöstlichen Theile Mittelgriechenlands der malische Meerbusen (jetzt Meerbusen von Zeitun) die Gränzscheide. Die nördliche Scheidewand zwischen Hellas und Thessalien bildet theils der Öta, theils (gegen N. O. hin) der Parnaß.

Vom ambracischen Meerbusen quer nach Osten herüber bis zum Pindus (hier eigentlich Thymphrestus genannt) gab es keine eigentliche Naturgränze zwischen Hellas und Epirus, weil die von Epirus herunterstreichenden Gebirgszüge sich durch diesen Theil von Hellas fortsetzen und auch über's Meer nach den westlichen Inseln sich verzweigen und besonders Ithaka und Kephallenia zu gebirgigen Eilanden machen.

Innerhalb Hellas lagen neun Landschaften, drei westliche, zwei mittlere, vier östliche.

1. **Akarnanien**, 45 Quadratmeilen groß, die westlichste Landschaft von Hellas, gebirgig mit hafenreichen Küsten, flachen Weidestrecken und dem fruchtbaren Thallande des Achelous, mit der Stadt Stratus und dem Vorgebirg Actium.

2. **Ätolien**, ohngefähr 72 Q. M. groß, zum Theil durch einen Auslauf des Thymphrestus von Akarnanien westlich, und östlich durch einen Auslauf des Öta von Doris und dem ozolischen Lokris geschieden, war in seinem nördlichen Theile rauh, unwirthlich und zu geselligem und politischen Verkehr nicht gut geeignet; in der Mitte lag Thermon, der Sitz des Panätolion, d. i. der ätolischen Bundesversammlung.

3. **Das ozolische Lokris**, 12 Q. M., durch den Parnaß und die Landschaft Phocis von dem östlichen Lokris geschieden, war, als gebirgig mit nur wenig fruchtbaren Niederungen, dem Verkehr mit den angränzenden Landschaften sehr entzogen, zumal die Einwohner meist wild und räuberisch waren. Doch hat sein am korinthischen Meerbusen gelegener Seehafen Naupaktus (jetzt Lepanto) sich bis in unsere Zeit seine Berühmtheit erhalten.

4. **Doris**, etwa 4 Q. M. groß, eine hügelige Hochfläche zwischen dem Öta und Parnassus, mit 4 Städten, die durch den Namen der Tetrapolis zusammengefaßt werden.

5. **Phocis**, 38 Q. M. groß, berühmt durch den Parnaß, an den die Sage die Anfänge neuen Lebens nach der deukalionischen Fluth knüpft: er ist 7500 F. hoch und hat gegen Doris zu eine mäßige, gegen das östliche Lokris hin eine schroffere Abdachung, an der die Ebene von Elatēa liegt, durch welche der Hauptpaß nach Böotien und Attika führt. An dem südwestlichen Abhang dieses Berges lag **Delphi** (jetzt Kastri) mit seinem berühmten Orakel, wohin von dem Küstenorte Kirrha aus vier Stunden weit die heilige Straße führte, die sich zuletzt in zwei Wege theilte, von denen der eine über das krissäische, durch einen Fluch verödete Feld (V. 10, 3.) gieng, auf welchem kein Baum wachsen durfte.

Das Heiligthum des dem Apollo Pythius geweihten **delphischen Orakels** mit seinen zahllosen Meisterwerken der Kunst und kostbaren Weihgeschenken so vieler Völker, Städte und Könige, lag 1200 F. hoch über dem Meere in einer Thalschlucht zwischen zwei noch 800 F. hoch sich erhebenden Felsenwänden, zwischen denen sich die Quelle Kastalia herab ergoß, während etwas weiter westlich die Quelle Kassōtis durch das Heiligthum selbst floß. In dieser Thalschlucht war ein merkwürdiges, alle Laute verstärkendes Echo, das die heiligen Schauer der Umgebung erhöhte. Die Stadt selbst zog sich zwischen den Felsen theaterartig hinab bis zum Flusse Pleistos. Oberhalb der Stadt, auf einer breiten Felsplatte, stand der Tempel. Vom Tempel aus führte dann ein Stufenpfad auf die Spitze jener Felswände, auf deren Höhe sich eine waldbewachsene Fläche mit einem See und mit der erhabenen Grotte Korykion befindet, bis wo hinauf die Schaaren der begeisterten Wallfahrer, so wie der Besucher der pythischen Spiele zu wallen pflegten.

6. **Das östliche Lokris**, etwa 8 Q. M. groß, längs dem Euripus oder der Meerenge, durch welche Böotien von der Insel Euböa getrennt wird, war fruchtbar und bevölkert; der nordöstliche gebirgige Theil lag am Berge Knemis und hieß daher epiknemidisches Lokris; der südöstliche, zum Meer sich senkende Theil enthielt die Hafenstadt Opus und hieß daher das opuntische Lokris.

7. **Böotien**, 58 Q. M. groß, eine feuchte und fruchtbare Thalebene, ehemals ein mit Wasser gefüllter Bergkessel, der sich nicht völlig entleeren konnte, weßhalb sich im Westen noch viele Seen befinden, die, wenn die Winterregen die Flüsse (besonders den am Parnaß entspringenden Cephissus oder Kephissos) anschwellen, die ganze Thalebene dann in einen großen See verwandeln, den die Alten Kopāis nannten. Natur und Kunst gaben ihm unterirdische Abflüsse, die man Katabothren nannte. — Rund um dieses Seeland liegen, außer dem Knemis, noch andere Berge mit zwischen befindlichen Ebenen. Unter ihnen liegt im Südwesten des kopaischen See's der 5300 F. hohe Musenberg **Helikon** mit den Dichter-Quellen Hippokrēne und Aganippe.

Im nordwestlichen Theile Böotiens lag am Flusse Cephissus die uralte Stadt Orchomēnos, welche der Mittelpunct eines in der frühesten Zeit ganz Westböotien umfassenden Staates war. Im südöstlichen, von dem Asōpus bewässerten Theile des Landes, welcher sich vom korinthischen bis zum euböischen Meerbusen erstreckt und im Süden vom rauhen 3900 F. hohen **Kithäron** und von dem 4000 F. hohen Parnes begränzt ist, lag die siebenthorige Hauptstadt **Theben**; wie denn überhaupt Böotien die meisten berühmten Städte, z. B. Plataä, Tanāgra, Leuktra, Chäronēa rc. aufzuweisen hat, in deren Nähe zu verschiedenen Zeiten sich die Geschicke von ganz Griechenland entschieden haben. Die feuchte Luft aber und die regnerischen, nicht selten Eis und Schnee bringenden Winter scheinen, ungeachtet der großen Fruchtbarkeit des Bodens, auf den Geist seiner zahlreichen Bewohner einen trübenden und drückenden Einfluß gehabt zu haben: denn in geistiger Hinsicht standen sie bei den übrigen Griechen nicht im besten Rufe.

8. **Attika**, fast 41 Q. M. groß, war nach der Beschaffenheit des Bodens und der Luft, so wie den Geistesanlagen seiner Bewohner nach, das gerade Gegentheil von Böotien. Über das wasserarme, nicht sehr fruchtbare, landzungenartige Land breitet sich der reinste Ätherhimmel aus, unter dessen gesundem und belebendem Einflusse das „geistreichste und heiterste" Volk sich die Anerkennung der Mit- und Nachwelt zu erringen wußte.

Attika ist größtentheils gebirgig und nur gegen Eleusis hin Thalland. Unter seinen Berghöhen ist der 2700 F. hohe honigreiche Hymettus sowohl seiner Form, als der Aussicht nach, die er ostwärts bis zu den ionischen Inseln gewährt, der schönste. Nördlich von ihm verdankte der Pentelikon seinem Marmor —, südlich von ihm das Gebirg Laurium seinen Silbergruben einen nicht geringen Ruhm. Gegen die Südspitze hin gab das hohe Vorgebirg Sunium mit seinem weithin glänzenden Minerventempel der Gebirgsreihe, so wie dem Lande eine großartige Gränze, die auf das vom Meer her gerichtete Auge einen überraschenden Eindruck machte.

Wenige, aber krystallhelle Bäche (darunter der Ilissus und der Cephissus) entströmen den mit Wald und duftenden Kräutern bedeckten Höhen, und da, wo die Ebenen beginnen, gewährten unabsehliche Wälder von kräftigen Olivenbäumen durch ihren Ertrag den fleißigen Bewohnern ausreichenden Lebensbe-

darf, welchen sodann das von zwei Seiten den attischen Boden umfluthende Meer durch den Seehandel, zu welchem es einlud, nicht sowohl ergänzte, als vielmehr zum reichsten Überfluß steigerte.

Alles Leben, das in Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft sich regte, vereinigte sich in dem Pallas-beschützten **Athen** mit seinen drei Buchtenhäfen Phalēron, Munychia und Piräeus (Peiraieus) von denen der letztere der größte und sicherste war. — Westlich von Athen lag das, durch den Tempel und die Mysterien der Demeter (Ceres) berühmte Eleusis. Unter den übrigen Städten sind noch Marăthon und das feste Dekeleia (Dekelēa oder Dekelīa) hervorzuheben.

9. **Megăris**, 16 Q. M. groß, an zwei Meeren (dem korinthischen und saronischen Meerbusen) gelegen, ein wenig fruchtbares Land, von unwirthlichen Gebirgen durchzogen, welche das Land am Anfang des Isthmus (der Landenge, welche Hellas mit der südlichen Halbinsel verbindet) gewissermaßen schließen und nur durch zwei leicht zu sperrende Verbindungsstraßen dem Verkehre mit dem Isthmus öffnen, so daß man auf dem einen dieser Wege (einem schmalen Felssteige längs der saronischen Bucht) von der Stadt Megăra aus in acht Stunden nach Korinth kommen konnte.

4. Die Landschaften des Peloponnes.

Der **Peloponnes**, heut zu Tag Morēa, eine Halbinsel, welche durch den schmalen Isthmus mit Hellas zusammenhängt, und ebenfalls, wie dieses, neun Landschaften enthält.

1. **Korinthia**, etwa 12 Q. M. groß, nordwestlich am korinthischen, südöstlich am saronischen Meerbusen, mit drei Häfen, von deren einem aus (dem Hafen von Kenchreä am saronischen Meerbusen) die Verbindungsstraße über den Isthmus gieng. Da man die Handelsschiffe von dem einen Meerbusen in den andern über den Isthmus schaffen mußte, was sehr beschwerlich war, den Korinthern aber Zoll einbrachte, so machte man schon frühe Versuche, den Isthmus zu durchstechen, kam aber nie damit zu Stande. — Auf dem zu Korinth gehörenden Theile des Isthmus liegt vereinzelt, gleich einer „Vorburg des Peloponnes", der 2800 F. hohe Fels Akrokorinthus mit seiner prachtvollen, entzückenden Aussicht, auf welchem eine feste Burg die am westlichen Fuße desselben liegende reiche und bevölkerte Gewerb- und Handelsstadt **Korinth** zu schützen bestimmt war.

2. **Sikyonia**, 5 Q. M. groß, westlich von Korinthia, hat im Südwesten den Kyllene zur Gränze und ist westlich durch einen andern Berg und ein Flüßchen von Achaja geschieden. Das Land ist zum größten Theil eine Niederung, die vorzüglich vom Asōpus bewässert wird und die schön und festgelegene Burg und Künstlerstadt Sikўon (Sycium) zur Hauptstadt hatte.

3. **Phliasien**, kaum 3 Q. M. groß, eine fruchtreiche, rings von Gebirgen umgebene Niederung am obern Asopus, von dessen Thale aus man südlich durch eine enge Schlucht nach Sikyonien, westlich durch einen engen Felspaß nach Argos kam. Die Hauptstadt hieß Phlius.

4. **Achaja**, 38 Q. M. groß, ein wenig fruchtbares, gebirgiges Land mit schmalen Küstenflächen, theils rauhen Nordwinden, theils brennender Sonnenhitze ausgesetzt, wie auch den Verheerungen durch Erdbeben. Von den zwölf alten Städten, die in der Folge durch ihre gesetzliche Ordnung sich auszeichneten, waren Dyme, Pallēne und Paträ (jetzt Patras) die wichtigsten. Die alte Hauptstadt Helīke versank 373 v. Chr. in Folge eines Erdbebens in's Meer.

5. **Elis**, mit Pisātis und Triphylien, 46 Q. M. groß, gehört zur westlichen Abdachung des peloponnesischen Gebirgs. Das nördliche Elis, halb Berg-, halb Thalland, gränzt gegen Arkadien hin an verschiedene Waldberge, unter denen der Erymanthus der bedeutendste ist, und hat Elis am Penēus (Peneios) zur Hauptstadt. — Durch die Landschaft Pisatis, die mehr Berg- als Flachland ist, fließt der Alphēus (Alpheios); nahe an ihrer Hauptstadt Pisa lag der heilige Bezirk, welcher **Olympia** hieß und durch die olympischen Spiele, so wie durch das Nationalheiligthum des olympischen Zeus und durch die größten Kunstdenkmale (Tempel, Altäre, Bildsäulen, Haine und Kampfplätze) verherrlicht war. (S. K. 5.) — Im Süden von Elis war das waldige Triphylien, wo einst das vom Nestor beherrschte Pylos lag.

6. **Messenien**, 49 Q. M. groß, mit anmuthigen, meist fruchtbaren Ebenen und schönbewaldeten Berghöhen voll reicher Quellen und Flüsse, unter denen der nur 100 Stadien (fünf Stunden) weit zum Meer strömende Pamisos der wasserreichste im Peloponnes ist. An die Bergvesten Ithōme und Ira (Eira) knüpfen sich die frühesten Heldenerinnerungen des Landes. Die Stadt Pylos ist das jetzige Navarin.

7. **Lakonien** (Lakonika), 87 Q. M. groß, wovon aber nur das 20 Q. M. betragende Flußthal des Eurōtas angebaut werden konnte, das übrige Land dagegen seiner Gebirge wegen schroff und rauh war, wie seine Bewohner. Auf jenen drei Landesgränzen bilden Gebirge eine natürliche Landwehr, durch welche nur Engpässe in's Land hereinführen, die alle oberhalb der Stadt Sparta zusammentreffen und die Landesvertheidigung erleichterten. — Von dem freundlichen Messenien trennte es der hochragende Taygētus, der höchste Gebirgszug im Peloponnes, von dessen 5000 F. hohen Gipfeln ein großer Theil der Halbinsel überblickt werden kann. — An den Ufern des lorbeerbedeckten Eurōtas lag das landbeherrschende **Sparta** „ohne Mauern, ohne Thore, bloß von seinen Männern beschützt". Von seinen Denkmälern ist nichts mehr übrig und selbst der Ort war lange streitig, wo die alte Heldenstadt gelegen. — Eine Meile davon lag das, durch sein Orakel berühmte Amyklä mit seiner Burg alt-achäischer Könige.

8. **Argōlis**, über 61 Q. M. groß, ist südlich durch Berge von Lakonien, in welches ein Küstenpfad vor Lerna vorbei hineinführte, nördlich aber durch einen Bergrücken von Korinthien geschieden, in welches eine enge Straße durch die höhlenreiche Schlucht, worin einst der von Herkules (Herakles) erlegte nemeische Löwe haus'te, über Nemea führte. Westlich gränzt es an Arkadien, und östlich war sein halbinselförmiger Theil vom Meere umschlossen, welches

zwischen der westlichen Seite dieser Landzunge und Lakonien den argolischen Meerbusen bildet. An der innersten Bucht dieses Meerbusens befindet sich das meiste Flachland mit den durch ihre alten Heldenerinnerungen berühmten Städten Mikenä (wo noch das sogenannte Schatzhaus des Atreus befindlich ist), Argos, Tirņns, Kleonä, Nauplia, sammt ihren Überresten der ältesten Baukunst, den sogenannten cyclopischen Mauern oder Bauten, die aus übereinander gelegten massenhaften, ungleich behauenen Felsstücken ohne Mörtelverbindung bestehen und deren innere Räume gewölbartig sind. — Der nordöstliche Theil dieser Halbinsel war von dem Gebirge Arachnäon bedeckt, an dessen Südabhange sich das Gebiet von Epidaurus hinstreckt, woran sich die Gebirgslandschaften von Trözēne und Hermiōne schließen, bei welcher letztern Stadt sich eine so grausige Schlucht befand, daß man sie für den Eingang in die Unterwelt hielt. — Bei dem obgenannten Lerna war ein schlammiger See mit ungesunder Ausdünstung, an welchem Herkules die lernäische Hydra (Schlange) erlegte.

9. **Arkadien,** $90\frac{1}{2}$ Q. M. groß, in der Mitte der Halbinsel, rings umgeben von allen vorhin genannten acht Landschaften und wegen seiner immer grünen, frischen, matten- und kräuterreichen Alpennatur von den alten Dichtern als reizendes Hirtenland hochgefeiert. In dieser Landschaft concentrirt sich gleichsam der Character des ganzen Peloponnes.

Gegen Argolis, Achaja und Lakonien ist es durch Gebirge gesperrt und nur gegen Südwesten geöffnet, wo sich längs der östlichen Bergwände von Orchomenos hin eine Ebene über Mantinēa und Tegéa gegen Lakonien erstreckt, auf deren Kampfgefilden die Geschicke der ganzen Halbinsel entschieden wurden. — Westlich davon, zwischen dem Berg Mänalion (Mänälus) und dem Lykaion (Lycäus), in einer Fläche, wohin die Sage die ältesten Sitze der Arkäder verlegt, lag das spätere Megalopŏlis. — Im nördlichen Hochlande bildete der Kyllēne die nordöstlichste, der Erymanthus die nordwestlichste Bergspitze, und die dazwischen liegenden Gebirgswände, die dem Durchbruche des Wassers am meisten widerstanden, enthalten viele Katabothren (unterirdische Abzüge) oder ließen da, wo die Bergwasser nur wenig Abzug haben, Seen entstehen, unter denen der stymphalische durch die Mythe von Herkules bekannt ist, der dort die gefährlichen Vögel verscheuchte. — Am Berg Erymanthus entspringt der Fluß Erymanthus. Der Hauptfluß des Landes, der Alpheios (Alphēus), entspringt im arkadischen Süden bei Asea, tritt bei seinem nordwestlichen Laufe eine kurze Strecke vor Olympia in die Landschaft Elis und eilt dann westlich dem Meere zu.

5. Die Inseln des griechischen Archipelags.

Da, wo sich zwischen dem Chersonēsus und der kleinasiatischen Nordwestküste das Meer zum ägäischen Busen erweitert, beginnt das Meergebiet, welches die Griechen als das ihre betrachteten.

Gleich westlich vom Chersonēs boten die Inseln Lemnos (mit seiner Siegelerde), Imbros, Samothrāke (mit seinem Geheimdienst) und Thasos (mit seinen Goldgruben) durch ihre Häfen gute Schifferstationen. Weiter westlich streckt die reiche thrazische Halbinsel Chalkidīke (Chalcidice) ihre drei Landzungen ins Meer, von denen die erste (Lemnos gegenüber) Akte hieß und das Vorgebirg Athos enthielt. — Von der westlichsten Landzunge (Pallēne) aus gelangt man in den thermaischen Meerbusen (jetzt M. von Salonichi), dessen westliche Küste erst vom Ausflusse des Penēus an zum eigentlichen Griechenland gehörte. — Zwischen der Südspitze dieser ganzen Küste (dem Kap Sepias) und der Insel Skiāthos fuhr man vor dem pagasetischen Busen (jetzt M. von Volo) vorbei durch die Meerenge von Thessalien und Euböa in den malischen Meerbusen (jetzt Golf von Zeitun).

Die lange Kūsteninsel Euböa (jetzt Negroponte) enthielt die Stadt Chalcis, wo der Eurīpus (der schmalste Theil der euböischen Meerenge) so schmal wird, daß er durch eine Brücke, welche Chalcis mit der gegenüber auf dem Festlande liegenden Stadt Aulis verband, gesperrt werden konnte; südlich davon liegt die Stadt Eretria. Von Euböa's Südspitze aus, so wie auch vom attischen Kap Sunium aus, geht mitten durch's ägäische Meer gleichsam ein Inselweg nach Kleinasien hinüber, weil Insel auf Insel die Überfahrt erleichtert.

Zur Inselgruppe der **Cycladen** gehörten die Insel Delos mit dem uralten Heiligthum der Artemis und des Apollon, das fruchtbare, dem Dionysos oder Bacchus heilige Naxos, Paros mit seinen unerschöpflichen Marmorbrüchen, Antipăros mit seiner Wunderhöhle, Andros, Tenos, Keos, Syros, Kythnos mit ihren reichen Saatfeldern und fetten Weiden, Serīphos, Siphnos mit seinen Gold- und Silberadern.

Unter den **Sporaden** sind nördlich Skyros, südlich, an die Cycladen sich anschließend, das schöne Thera mit den vulcanischen Gestalten seines Gebirgs zu nennen.

Südlich von Thera liegt, gleichsam die Cycladen beherrschend, die querhin und lang gestreckte Insel **Kreta** mit ihrem dreifachen Gebirg, aus dessen Mitte der 7200 F. hohe Ida hervorragt, mit ihrem milden Klima und ihrer an den Orient mahnenden üppigen Fruchtbarkeit, deren Erzeugnisse im Alterthum am meisten geschätzt waren. Ihre Hauptstadt hieß Knossus, die Residenz des Königs Minos, mit dem von Dädălus erbauten Labyrinth.

Im saronischen Meerbusen zwischen Attika und Peloponnes lag nördlich, nahe dem Festlande, die Insel Salămis mit der Stadt gleiches Namens und deren berühmten Hafen, und südlich davon die gebirgige Insel Ägīna, die früher, als Athen ein Sitz der Kunst- und Handelsmacht war, und nachher lange mit Athen um die Seeherrschaft stritt. — Östlich vom Peloponnes im myrtoischen Meere, vor der argolischen Landzunge, liegen die kleinen Inseln Tiparēnus und Hydrēa (jetzt Spezzia und Hydra mit ihren kühnen seekundigen Bewohnern). — Am Eingang in den lakonischen Meerbusen lag die reizende

der Venus geweihte, jetzt ganz verödete Insel Kythēra mit dem Tempel der Venus zu Paphos.

Im ionischen Meere, vor der Mündung des korinthischen Meerbusens und längs der Westküste von Hellas und Epirus, liegen als meerbeherrschende Bollwerke die Inseln Kephallenia (bei Homer Same, jetzt Cephalonia), Zakynthus, (jetzt Zante) und Ithăka (jetzt Theaki), und nördlich davon die einst seemächtige Phäakeninsel Kerkȳra (Corcȳra, bei Homer Scheria, nunmehr Korfu), die noch jetzt sich ihres Hafens und ihrer Schiffe rühmt.

Von den kleinasiatischen Inseln wird weiter unten (K. 4, 2. 3.) die Rede sein.

So groß die Mannigfaltigkeit und Abwechselung in diesen Landschaften und Eilanden mit ihrer herrlichen Mischung der Jahreszeiten, mit ihrer meist reinen, von Meer und Winden gekühlten und bewegten Luft, und mit ihren Herz und Sinn erhebenden Aussichten war: so mannigfaltig und abwechselnd waren auch die Erzeugnisse des Bodens, die derselbe entweder von selbst gab, oder die ihm der emsige Thätigkeitstrieb und die sorgsame Pflege der Bewohner abzugewinnen wußte, da allerdings die Natur in vielen Theilen des Landes erst um ihre Gaben angesprochen sein wollte, aber dann auch nicht unterließ, den Fleiß reichlich oder wenigstens hinreichend zu lohnen. Die Fruchthöhen mit ihrer Blumen- und Kräuterfülle, mit ihren Lorbeer- und Myrtenhainen, mit ihrem Cypressen und Platanenschmuck, die Waldgebirge mit ihrem mannigfaltigen Wild, die Frucht-Auen mit ihren Oliven, Reben und Feigen, die Seen und Buchten mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an Fischen und Schildkröten, selbst der Erdschooß mit seinem Erz, Eisen und Marmor — alle diese Naturvorzüge boten den Bewohnern dieses Landes eben so viel Quellen der Lebenserhaltung, als des Lebensgenusses dar, die sie wohl zu benützen wußten.

2. Kapitel. Griechenlands Urbewohner.

1. Die Pelasger.

In diesem von der Natur so zertheilten Lande, welches eben deßwegen nicht für eine allgemeine Herrschaft bestimmt, desto mehr aber für die Freiheit der einzelnen Stämme und Individuen sowohl, als auch für den mannigfaltigsten Verkehr mit andern Ländern so günstig ausgestattet war, wohnten im Anfang seiner Geschichte zwei Völkerzweige oder Volksgeschlechter nebeneinander, die zum großen indogermanischen Sprachstamme (B. I. K. 4.) gehörten. Es waren dies die Pelasger und die Hellenen, von denen die ersteren, der Zeit und Entwicklung nach, früher in Griechenland auftraten, ohne jedoch ein von den letztern wesentlich verschiedenes, ihnen fremdartig entgegengesetztes Geschlecht zu sein.

Die alten Pelasger waren neben den thrazischen und illyrischen Völkerstämmen, die den übrigen Südosten Europa's eingenommen hatten, ein weit ver-

breitetes Geschlecht, das sich sogar auch noch weiter westlich über einen Theil von Italien verzweigte, wo die Urgeschichte der Römer sie wieder nennt. Sie hießen wohl ursprünglich Pelarger, weil sie in früher Zeit aus ihren Gebirgssitzen in die Ebenen, namentlich meist in eine am Meer gelegene Frucht-Ebene (die man in Thessalien und im Peloponnes Argos nannte) herabgestiegen waren.

Neuere Sprachforscher weisen nach, daß der Name *Πελασγοί* indogermanisch sei und gleich den Namen *Γραῖκοι* (Graeci) die „Alten" bedeutet habe, indem Potts das Wort von *πάρος γεγαῶτες* ableitet, aus dem sanskritischen Worte puras und pura = *πάρος* d. i. vormals, und der Endung g'a oder g'â d. i. geboren, welche bei Compositis vorkommt, wie denn auch in den indischen Veden das purâg'â uralt bedeutet. Das Griechische *ἀγρός*, Ackerfeld oder Flur, hängt mit dem Sanskritischen âg'ras, Fläche, Flur, im Gegensatz von Berg, zusammen.

Hier in diesen Ebenen trieben sie Ackerbau und brachten in einem einfachen Naturdienst ihren Berg- und Feldgöttern unblutige Opfer; sie bauten zu ihrer Vertheidigung Burgen mit jenen gewaltigen Mauern, die schon oben (§. 4.) als cyclopische näher angegeben wurden, und bewiesen sich sonst in Kunst und Schrift nicht unerfahren: so daß sie, im Vergleich mit den barbarischen Gebirgsbewohnern, ihrer mildern, geordneten Sitten halber, als ein „besseres, ehrwürdiges" Geschlecht erschienen, das nur von einem spätern, in Sitte und Art umgewandelten Zeitalter mißverständlich und ungerechter Weise als roh bezeichnet wurde. Ihre Ursitze hatten sie theils in einzelnen Gegenden von Epirus, Thessalien und Böotien, theils vorzüglich im Peloponnes, besonders im gebirgigen Arkadien.

Neben und unter ihnen fanden sich in vorhellenischer Zeit, noch andere, theils einfache, theils gemischte, zum Theil seßhafte, zum Theil schwärmende Völker, z. B. Leléger in Hellas und im Peloponnes, Kureten, zuerst in Ätolien, dann in Akarnanien, Kaukonen im westlichen Peloponnes, Karer, die allein nachher als besonderer Volksstamm (in Kleinasien) übrig blieben; ferner die mythischen Kentauren und Lapithen in Thessalien, die (historischen) Dryopen ebendaselbst, u. a. Ein Theil von ihnen mochte mit den Pelasgern geschlechtsverwandt sein; die von gemischter Abkunft hatten jedenfalls die äußere Lebensart mit ihnen gemein.

Mit den Pelasgern zuweilen verbunden erscheinen die mythischen Thraker mit dem Dienst der Musen am Parnaß und Helikon. Ein Theil dieser Thraker wohnte auch am Olymp in Piërien. Die ältesten Dichter dieses Musencultus sind Orpheus, Musäus und Thamyris. Auch die eleusinischen Mysterien (IV. 5. 6.) haben ihren Ursprung bei den mythischen Thrakern. Aber nicht nur in Mittelhellas vom Thal Tempe an bis Delphi und von da durch Böotien, Attika und Euböa herab fanden sie sich, sondern auch in Kleinasien (in der Umgegend von Teria), so daß auch das, zwischen diesen beiden Endpuncten liegende Land bis an den Olympus herab, das damals noch nicht unter dem Namen Macedonien hervortrat, als thrakisch galt. — Auch in die Sitze dieses altthrazischen, wie in die des pelasgischen Geschlechts, drängten sich bald aus dem Norden herab barbarische Stämme zwischen ein; und als vollends der, den mythischen Thrakern, so wie den Pelasgern verwandte hellenische Stamm sich entwickelte, „lösten sich die Thraker, wie die Pelasger in Hellenen auf." Die spätern historischen Thraker (im nördlichen Thrazien) sind barbarischen Ursprungs und weniger zahlreich, als die mythischen.

Die nähere Betrachtung der verschiedenen, theils geschlechtsverwandten, theils durch äußere Sitte und Lebensart, wenn auch locker verbundenen, doch nicht fremdartig einander entgegengesetzten Völker der griechischen Urzeit hat zu dem Ergebniß geführt, daß „ursprünglich Ein großes, mannigfach verzweigtes Völkergeschlecht, aus welchem als der edelste Stamm die Hellenen nachher emporwuchsen, von Kreta und Karien an, die asiatische Westküste hinauf (die Troer mit eingeschlossen) bis zum Hellespont, dann im südlichen Thrazien und östlichen Macedonien über den Pindus hin, durch Epirus bis Akrokeraunia" verbreitet gewesen zu sein scheint.

2. Fremde Einwanderer: Kekrops, Kadmus, Danaus, Pelops.

Frühe schon läßt die Vorgeschichte Griechenlands zu dem darin wohnenden Urvolke auch fremde Einwanderer nach einander hinzukommen. Zuerst kam, um das Jahr 1500 v. Chr. Kekrops (Cecrops) aus Sais in Ägypten und ließ sich in Attika nieder, wo er, als Schwiegersohn und Nachfolger des attischen Königs Actäus, die Burg von Athen Kekropia baute, den Dienst des Zeus und der Athene anordnete und durch Einführung regelmäßiger Ehen eine der wichtigsten Staatsgrundlagen erzielte. Er wurde der Stammvater einer attischen Königsreihe. Ohngefähr um dieselbe Zeit kam Kadmus aus Phönizien, der Sohn des Königs Agēnor von Sidon, brachte den Dionysos- (Bacchus-) Dienst und phönizische Schrift mit und legte durch Erbauung der Burg Kadmēa den Grund zur Stadt Theben, die erst von seinem vierten Nachfolger, dem sangreichen Amphion ausgebaut wurde, was die Sage mit dem Ausdruck berichtet, es hätten sich nach den Tönen seines Saitenspiels die Steine zu Thebens Mauern von selbst zusammengefügt.

Etwa acht Jahre später landete Danäus aus Oberägypten mit seinen fünfzig Töchtern in Argolis und brachte den Cultus der Athene und Aphrodite (Venus) mit. Er stiftete zu Argos eine neue Dynastie und wurde der Ahnherr des in der Sage durch seine Thaten verherrlichten Perseus und seines zu Argos, Tiryns und Mykenä herrschenden Heldenstammes, zu welchem insbesondere Herakles (§. 3.) gehörte. — Endlich im 14. Jahrhundert v. Chr. kam Pelops aus Phrygien, der Sohn des von den Trojanern vertriebenen Königs Tantălus von Sipy̆lus mit phrygischen und lydischen Ansiedlern und gab durch die Einnahme von Elis und durch die Ausbreitung seines Herrscherstamms über Argos und Lakonien der Halbinsel den Namen Peloponnes. Er und seine Nachkommen, die Pelopiden Atreus und Thyĕstes (seine Söhne) und Agamemnon und Ägysthos (seine Enkel) haben theils durch ihre Gräuelthaten, theils durch ihre unglücklichen Schicksale den griechischen Dichtern reichen Stoff zu ihren Tragödien gegeben. (K. 3, 3.)

Griechenland lag in zu günstiger Nähe am Orient, und die Küstenbewohner des westlichen Asiens, so wie des nördlichen Afrika's hatten schon in frühester

Zeit einen viel zu regen Unternehmungsgeist, als daß sie nicht einzelne Fahrten und Wanderungen auch nach den griechischen Inseln und Küsten sollten versucht haben. Daß nun jene Einwanderungen, deren Thatsache feststeht, gewisse Bildungselemente mitbrachten, welche einen unverkennbaren Einfluß auf die geistige und sittliche Lebensgestaltung der Griechen äußerten und insbesondere der religiösen Naturanschauung und dem darauf gegründeten Götterdienst der pelasgischen Ureinwohner eine orientalische Beimischung und Grundlage gaben, ist nicht zu läugnen (IV. 5).

Derjenigen Alterthumsforschung, welche bei der ursprünglichen Bildungsentwicklung des griechischen Geistes dem frühesten Einflusse ausländischer Bildungselemente keinen wesentlichen Antheil zuerkennt, trat in neuerer Zeit am entschiedensten Ludwig Roß (seit 1834 Oberconservator der gr. Alterthümer in Athen, dann Prof. der Otto-Universität daselbst, seit 1845 Prof. d. A. in Halle, † 1859) mit dem Versuche des Nachweises entgegen, daß „nach einer sorgfältigen Betrachtung der noch vorhandenen uralten Denkmäler in Griechenland, so wie bei der nicht mehr zu umgehenden Beachtung der Werke ägyptischer, asiatischer und etrurischer Kunst eine ganz andere Lehre über die Geschichte und Bildung der Hellenen nach allen Beziehungen berechtigt sei und Platz greifen müsse." „So deuten (heißt es im Vorwort zu seinem Archiv archäologischer, philol. histor. und epigraph. Abhandlungen) die Denkmäler Griechenlands in der weitesten Ausdehnung, von der Buchstabenschrift bis zu den riesigsten Bauwerken, theils auf Ägypten, theils auf Kleinasien, theils auf die phönizische Küste mit ihren Binnenländern noch heute zurück. Und zu diesem Zeugnisse, das wir mit unsern Augen zu fassen, mit unsern Händen zu greifen vermögen, gesellt sich die übereinstimmende, uralte, und in den ältesten uns erhaltenen Quellen beziehungsweise gleichzeitige Überlieferung des Volkes selbst, um welches es sich hier handelt. Mit welchem Rechte verwerfen wir die schriftlichen Urkunden da, wo die Monumente für sich allein sprechen? Mit welchem Rechte setzen wir lieber bei den Griechen eine erdichtete, als eine wahre Kenntniß ihrer Vorzeit voraus und ziehen die beliebigen Phantastereien des Einen oder des Andern — — der klaren, sichern, organisch in sich zusammenhängenden Überlieferung vor, welche allein die Folge der Erscheinungen auf dem Gebiete der polit. Geschichte, der Literatur und der Kunst genetisch aus einander zu erklären vermögen?" (S. Karl Keil in Jahn's neuen Jahrb. Dec. 1859.)

Es legt übrigens die neueste Forschung die Vermuthung nahe, daß die aus Ägypten und Kleinasien gekommenen Einwanderer zum großen Theil selber von — in noch früherer Zeit nach Ägypten und Kleinasien ausgewanderten Griechen abstammten, welche demnach in die alte Heimath ihrer Vorfahren nur eine verwandte, mit Culturstoffen des Auslands vermehrte Bildung zurückbrachten, welche darum in Griechenland leicht aufgenommen und dort noch mehr verwerthet wurde.

Nichtsdestoweniger konnte dieser fremde Einfluß, so weit es ein Fremder war, die ursprünglich kräftige und selbständige Natur des griechischen Volkes oder seine eigentliche Nationalität nicht umwandeln oder gefährden, sondern nur mannigfaltig anregen und zur Entwicklung bringen, wie denn dieß am frühesten auf Kreta (K. 4, 2.) und nachher in andern Theilen Griechenlands sich zeigte. So ist namentlich die griechische Sprache, — welche, wenn jene fremden Einflüsse überwiegend oder auch nur gleichkräftig gewesen wären, am ersten eine Veränderung erlitten haben würde, — wie jede andere Ursprache, ein echtes, reines Wurzelgewächs, und seine Gleichartigkeit macht sich selbst noch in den mundartlichen Abwandlungen geltend. Dasselbe gilt überhaupt von dem Character der alten Griechen, der, was ihm von Außen

zukam, entweder mit seiner Eigenthümlichkeit durchdrang oder wenigstens mit einem schönen Außengewand umgab.

Mit Recht bemerkt E. Curtius in seiner griech. Geschichte: „Der Griechen erste geschichtliche That ist der Ausbau ihrer Sprache, und diese erste geschichtliche That ist eine künstlerische. Denn als ein Kunstwerk muß von allen Schwestersprachen die griechische betrachtet werden wegen des in ihr waltenden Sinnes für Ebenmaaß und Vollkommenheit der Laute, für Klarheit der Form, für Gesetz und Organismus. Wenn wir von den Hellenen nichts besäßen, als die Grammatik ihrer Sprache, so wäre dieß ein vollgültiges Zeugniß für die außerordentliche Begabung dieses Volks, das sich mit schöpferischer Kraft das sprachliche Material angeeignet, alles Stoffliche mit Geist durchdrungen, nirgends todte Masse übriggelassen hat".

3. Die Hellenen.

Von den Pelasgern, nicht dem Ursprung und innersten Wesen nach, sondern nur der Lebensrichtung und vorherrschenden Thatkraft nach, verschieden war der unter ihnen emporwachsende Stamm der Hellenen. Die ursprünglichen Sitze derselben verlegt die Sage nach Thessalien, wo ein „rosse-nährendes Argos" (in der §. 2. angegebenen Bedeutung von Frucht-Ebene) als „die Wiege des Heroenthums" bezeichnet wird. Der zum freien, kühnen, unstäten Leben des Kriegs und der Jagd geneigte Hellenenstamm scheint sich zu den pelasgischen, und den diesen ähnlichen Stämmen verhalten zu haben wie „thatendurstige, ritterliche Helden und Fürstengeschlechter mit ihrem Gefolge von Dienstmannen" zu ihren seßhaften, friedlich den Geschäften des Landbaus nachgehenden Stamm- und Gaugenossen. Die allmählige Überwältigung des Pelasgischen von dem Hellenischen ist daher nicht als ein Aufdringen fremder Oberherrschaft, sondern als ein Emporkommen des Stärkeren und Innenkräftigeren über das Schwächere und minder Edle in einem und demselben zusammengehörigen Ganzen zu betrachten.

Als Stammvater der Hellenen nennt die Sage den Hellen, den Sohn des thessalischen Lelegerfürsten Deukalion und der Pyrrha, jenes allein aus der Fluth geretteten Paares, das, der griechischen Sage zufolge, nach dem Abflusse des Gewässers auf dem Parnaß gelandet war und dann die Gegend bevölkerte. Zwei Söhne Hellen's, Äolus und Dorus und seine beiden Enkel Achäus und Ion (Söhne des von seinen Brüdern nach Attika verdrängten Xuthus) waren die Stammväter der vier hellenischen Hauptvölker, der Äoler, Dorer, Achäer und Joner.

Der Sinn der deukalionischen Sage ist, daß nach der Abmündung des thessalischen Binnengewässers die Bergbewohner auf die, aus ihm auftauchende thessalische Ebene hinabstiegen. Die Roßzucht, wodurch nachher diese thessalische Ebene (oder Argos, ein Name, der sich dann auf andere ähnliche Ebenen z. B. auf die achäische im Peloponnes übertrug) berühmt wurde, hängt mit der Adelsherrschaft oder dem Ritterthum zusammen, welches durch jene Abkömmlinge Hellen's dargestellt ist, aus denen Heldenmänner wie: Aktäon,

Peleus, Achilleus, (Achilles) ꝛc. bald als einzelne Kämpfer, bald mit einem Gefolge von Freiwilligen, die zuweilen zu Kriegsschaaren heranwuchsen, auf Kriegsthaten und Beute auszogen und sich unter den pelasgischen Stämmen Fürstenthümer und Herrschaften erkämpften. Viele dieser Heroen, sowohl aus dem Geschlechte der Hellenen, als auch aus dem Geschlechte der obengenannten Eingewanderten, preis't die Dichtkunst als besondere Wohlthäter ihres Landes, das sie von wilden Thieren oder frevelhaften Menschen reinigten, wie namentlich eine Menge solcher Thaten auf den, aus Danaus' Stamme entsproßten Herakles (Herkules) gehäuft wurden, der dadurch als das Ideal einer „siegreichen, durch Mühe und Drangsal nicht gebeugten, sondern zu den Göttern erhobenen Heldenkraft" erscheint.

Die Hauptzüge der durch die Poesie reich ausgeschmückten Herakles-Fabel sind folgende: Herakles, Sohn des Gottes Zeus und der Alkmene, der Gemahlin des Amphitryon, Königs von Tiryns, eines Enkels des Perseus (§. 2.), zeigte schon in der Wiege (dem Schilde seines Vaters) seine übermenschliche Kraft dadurch, daß er zwei Schlangen, welche Zeus' eifersüchtige Gemahlin Hera (Juno) gegen ihn ausgeschickt hatte, mit den Händen erstickte. Zum Jüngling herangewachsen, überwindet Herakles am Scheidewege des Lebens die Versuchung des Lasters und widmet sich der Tugend. Auf dem von ihm gewählten Wege ist er bei allen seinen Bestrebungen, die Welt vom Schädlichen und Verderblichen zu befreien, den beständigen Verfolgungen Hera's ausgesetzt, wird aber von der Göttin Pallas Athene beschützt. Dafür, daß er Theben von einem Tribut befreite, erhielt er die Tochter des dortigen Königs zur Gemahlin, die ihm acht Kinder gebar. Als er aber einst in einem Anfall von Raserei Gattin und Kinder erschlug, verpflichtete ihn das Orakel zur Sühnung zwölf Jahre lang dem Persiden Eurystheus zu dienen, der die dem Herakles gebührende Herrschaft von Tiryns, aus welcher Amphitryon eines unvorsätzlichen Mordes wegen vertrieben worden war, an sich gebracht hatte.

Auf Hera's Geheiß legte ihm nun König Eurystheus die berühmten zwölf Arbeiten auf. Sie bestanden entweder in Bekämpfung wilder schädlicher Thiere: des nemeischen Löwen (dessen Haut ihm dann zur Bekleidung diente), der lernäischen Hydra, des erymanthischen Ebers, der stymphalischen Vögel, des kretischen Stiers, der Rosse des thrazischen Königs Diomēdes; oder in Erwerbung kostbaren Besitzes: des Gürtels oder Wehrgehenks der Amazonenkönigin Hippolyte, der Rinder des dreiköpfigen Geryon, der goldenen Äpfel der Hesperiden; oder in Ausführung anderer übermenschlicher Thaten: der Reinigung des Augīasstalles, des Fangs der schnellfüßigen Hindin Diana's (Artemis), der Heraufholung des, den Eingang in die Unterwelt bewachenden dreiköpfigen Hundes Cerberus — bestanden. Außer diesen gebotenen Arbeiten werden noch viele andere freiwillig von ihm unternommene erzählt. Doch der Held hat auch seine schwachen Stunden, wo er in Weichlichkeit versinkt und eine Zeitlang im Dienste der lydischen Königin Omphăle weibliche Arbeiten verrichtet. Eben so bringt ihn die Untreue gegen seine neue Gemahlin Dejanīra in die gräßlichste Leibesnoth, die ihm der Centaur Nessus aus Rache durch ein vergiftetes Gewand bereitet, und den Schmerzen dieser Giftqual entgeht er nur dadurch, daß er auf dem Berge Öta freiwillig sein Leben durch den Feuertod endet, der ihn aller irdischen Schlacken entkleidet, worauf er dann, in den Götterhimmel aufgenommen, die Unsterblichkeit erlangt und, mit Hera versöhnt, die Tochter derselben, die Göttin der Jugend, Hebe, zur Gattin erhält.

Von der Bedeutung der Züge und Fahrten des Herakles, so wie daß der Mythus desselben nicht ein ursprünglich griechischer, sondern ein in Griechenland nationalisirter orientalischer Mythus ist, wurde schon II. 9, 4. gesprochen.

Der anfangs bloß Einem Stamme oder Geschlechte angehörige Name Hellenen bestand — während der Name der Pelasger allmählig zurücktrat, —

nur neben andern Stammesnamen, mit denen zuweilen alle griechischen Stämme zusammengefaßt wurden, eine Zeitlang fort, bis er allmählig auf alle griechischen Stämme als Gesammtnamen übergieng.

So wie der Name Hellas ursprünglich nur eine thessalische Gegend (sammt einer gleichnamigen Stadt) am Enipeus, die an das pelasgische Argos (Ebene) zwischen Pharsālus und dem phthiotischen Thebä und Pthia gränzte, bedeutete; so bezeichnete der Name Hellenen anfangs nur die Myrmidonen in Thessalien, die Mannen des Achilleus; auch mag das alte Heiligthum in Dodona (IV. 5.), das die Spartiaten Hella nannten, und die dort wohnenden Helloi mit den Hellenen in einem gewissen Verhältniß gestanden haben. Noch Homer bedient sich, wenn er die Gesammtheit der Griechen bezeichnen will, abwechselnd der Namen Achäer, Danăer, Argeier, während er nur die Myrmidonen Hellenen nennt. Daß nun nachher der Einzelname Hellenen allmählig Gesammtname wurde, veranlaßte wohl zuerst der durch Homer's Dichtung erhöhete und verbreitete Ruhm des Myrmidonenfürsten Achilleus, als des „Edelsten aus der Blüthenzeit des ritterlichen Volksthums" (K. 3, 2.), ferner der Einfluß gewisser „Aussprüche des delphischen Orakels, in denen der hellenische Name vorkam," endlich vielleicht auch das Ansehen des mit dem delphischen Heiligthum in Verbindung stehenden Amphiktyonenbundes (denn der Name Amphiktyon gehörte ursprünglich einem andern Sprößling des Deukalion an): so daß zuerst der Dichter Hesiŏdus den Namen Hellenen auf alle Stämme des griechischen Volkes bezog. Als sodann vollends die olympischen Spiele (bei welchen die Richter vielleicht gleich Anfangs Hellenodīken hießen) alle griechischen Stämme zusammenführten, und nun auch Archilŏchus, der Nationaldichter für diese Festspiele, das Wort Hellenen als Gesammtnamen gebrauchte, so bekam er von da an allgemeine Geltung.

Der Name Griechen (Graikoi), den die spätere Dichtung von Graikos (Gräcus) dem Sohne des Thessălos, des Stammvaters der Thessalier, ableitet, war der frühere Name des Hellenenstammes, als derselbe noch in Epirus (in der Nähe Dodona's) wohnte. Von der Zeit an aber, wo die Hellenen in Thessalien auftraten, verschwand der Name Graikoi aus Griechenland ganz, und erst in späterer Zeit findet er sich wieder und zwar in Italien, wohin er vielleicht durch pelasgische Auswänderer oder überhaupt durch den frühen Verkehr zwischen Epirus und den alten Etruskern kam, von welchen die Römer ihn vernahmen, die dann immer den Namen Graeci für den Namen Hellenen gebrauchten. (In Betreff des Namens *Γραῖκοι* s. K. 2, 1.)

3. Kapitel. Die Heroenzeit.

1. Ausbreitung der hellenischen Stämme.

Die Zeit der Umwandlung des altpelasgischen Zustandes durch die Herrschaft hellenischer Adels- und Fürstengeschlechter läßt sich nicht genau bestimmen. Die genannten vier hellenischen Stämme drängten sich, bei ihrem Hinausstreben aus ihren Ursitzen, in die meisten pelasgischen Sitze ein, und breiteten sich sowohl in Bergländern, von wo aus sie Kriegsfahrten in die Ebenen machten, als auch an den Küstenländern aus, wo sich ihre kriegerische Thatkraft meist in Seeräubereien bekundete.

Die mächtigsten und am weitesten verzweigten hellenischen Stämme in dieser Zeit waren die Äōler und die Achäer; die anfangs minder bedeutenden und erst später am meisten hervorragenden waren die Dorer und die Jōner.

Die **Äōler** wohnten ursprünglich im Thallande des Peneios und zu ihnen gehörten die Böotier, die Minyer, welche letztere in und bei Orchomēnos und am kopaischen See, bei Jolkos in Thessalien, auch auf Lemnos und in Lakonien wohnten. Unter dem Namen Äoler begriff man nach ihrer Weiterverbreitung auch im Allgemeinen die meisten Heroenfürsten, z. B. den Sisyphus in Korinth, Salmōneus in Elis, Neleus in Pylos, die Äakiden &c.

Die **Achäer** wohnten zuerst an beiden Seitenabhängen des achäischen Gebirgs in Thessalien, das die Flußthäler des Peneios und Spercheios trennte: zu ihnen gehörten die Myrmidonen. Es gab auch den Äolern verwandte Achäer in Argolis und Lakonien, welche Pelops in diese vorher pelasgischen Sitze geführt haben soll, und aus ihnen ragte der Heldenstamm der Atriden (§. 2.) hervor. Der Name Achäer war auch manchmal Gesammtname des Heroenvolkes.

Die **Dorer** wohnten Anfangs im thessalischen Hellas, zogen dann aus Hestiäotis an den Pindus, dann an den Öta und in das Gebirgsland Doris, das von ihnen den Namen bekam; sie hatten etwas in sich Abgeschlossenes, Rauhes, aber Kernhaftes.

Die **Joner** scheinen ihre ursprüngliche Heimath an der Ostküste des ionischen Meeres gehabt zu haben; von da zogen sie ostwärts, dann besetzten sie die peloponnesische Nordküste und breiteten sich über den Südwesten von Arkadien, einen Theil der argolischen Landzunge, über Attika und Euböa aus, und waren besonders dem Schifferleben zugethan. Die Joner wurden daher, von den Phöniziern lernend, schon frühe ein Seefahrervolk und sollen schon im 16. und 15. Jahrhundert v. Chr. auf manchen Monumenten der Ägyptier als im Nillande wohnend bezeichnet seyn. Auf ihren Fahrten nach dem Westen haben sie, wie auch E. Curtius annimmt, ihre eigene bereits hoch entwickelte Cultur ihren europäischen Stammgenossen mitgetheilt und diesen dadurch den Hauptanstoß zu einer selbständigen Entwicklung gegeben. (Vergl., was oben K. 2, 2. bei Kadmus, Danaus, Pelops bemerkt wurde. Denn Joner waren auch in Phönizien und Ägypten angesiedelt.)

Die heroische Zeit zählt aber noch viele andere Völkerschaften (darunter Ätōler, Lokrer, Phokäer, Athener, Kreter &c.), von denen es unbestimmt bleibt, welche von ihnen als pelasgisch und welche als hellenisch anzusehen sind. — Diese so vereinzelten, von Heroen gestifteten oder geführten Stämme treten — gemäß der Natur des Landes und seiner, durch die hellenischen Wanderungen noch vergrößerten Gebietszerstückelung, so wie auch dem stets nach individueller Freiheit strebenden hellenischen Character gemäß — anfangs meist vereinzelt und ohne Verbindung unter einander auf.

Auch die Unternehmungen vereinzelter Stämme knüpfen sich nur an die Namen der Heroen, deren ritterlicher, zu abenteuerlichen Thaten in der Heimath und in der Fremde geneigter Character dem ganzen Zeitalter seinen Namen gab, in welchem eben sowohl Züge der Rohheit, als der edlern Menschlichkeit sich mischten.

2. Unternehmungen vereinigter Heroen: Der Argonautenzug. Die Sieben gegen Theben.

Als die erste gemeinsame, in's Ausland unternommene Heldenthat wird der Argonautenzug genannt, der nach Kolchis an der Ostküste des schwarzen Mee-

res gerichtet war und theils Seeräuberei, theils Handelsvortheile zu bezwecken schien. Er wurde von der griechischen Dichtung jeder Gattung und jedes Zeitalters mannigfaltig ausgeschmückt.

Der Hauptinhalt der (von Apollodor, einem spätern griechischen Schriftsteller, aus zerstreuten Sagen zusammengestellten) Geschichte dieser Fahrt ist folgender: Zu Iolkos, einer Stadt der Minyer in Thessalien, herrschte Pelĭas, der seinem Bruder Äson die Regierung entrissen hatte. Als nachher Äson's Sohn, **Jason**, von seinem Oheim die Regierung zurückforderte, versprach dieser, ihm seine Forderung zu gewähren, wenn er zuvor eine, ihm (dem Pelias) vom Orakel gestellte Aufgabe für ihn lösen und eine Seefahrt nach Kolchis unternehmen würde, um das daselbst im Besitz des Königs Äētes befindliche goldene Vließ oder Fell des Widders zu holen, auf welchem Phrixus, ein Königssohn aus Orchomenos, der Hauptstadt der Minyer, mit seiner Schwester Helle, um der sie verfolgenden Stiefmutter zu entkommen, über das Meer geschwommen war und (nachdem Helle dabei in das Meer gestürzt, das nach ihr den Namen Hellespont bekam) die kolchische Küste erreicht hatte.

Jason, dazu bereit, ließ durch des Phrixus Sohn Argos ein 50rudriges Schiff, die Argo genannt, bauen, und forderte alle Helden seiner Zeit zur Theilnahme an dieser Fahrt auf. Unter den vielen Heroen, die sich dem Zuge anschloßen und die man Argonauten, d. i. Argoschiffer nennt, waren Herakles, die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux, Theseus und sein Freund Pirithŏus, Telămon und Peleus, Orpheus, die berühmtesten. Die Fahrt gieng von Iolkos aus zuerst nach Lemnos, an den thrazischen Küsten hin bis zum Hellespont hinauf nach der südlichen Küste der Propontis und von da an die mysische Küste von Kleinasien, wo Herakles, seinen jungen Begleiter Hylas, der von Quellnymphen entführt worden war, aufsuchend, zurückblieb und als er ihn nicht fand, nach Argos zurückkehrte. Bei der Weiterfahrt erhielten die Argonauten zu Salmydessus in Bithynien von dem blinden Seher Phineus guten Rath, und nach verschiedenen Abenteuern kamen sie vor dem Thermōdon und Kaukasus vorüber zum Flusse Phasis im kolchischen Lande, wo sich Jason mit Hülfe der Medēa (Medeia), der Tochter des dortigen Königs Äētes, das goldene Vließ verschaffte.

Äētes nämlich hatte dieses ihnen nur unter der Bedingung geben wollen, wenn einer unter ihnen das dem Könige von Hephaistos geschenkte Paar wilder, unzähmbarer Stiere mit ehernen Füßen und feuerschnaubenden Mäulern in den Pflug spannen, ein Stück Land pflügen und es mit Drachenzähnen besäen würde. Da entschloß sich Jason dazu und nachdem ihn die mit Zauberkräften ausgestattete Medea mit prometheischer Salbe unverwundbar gemacht hatte, vollzog er glücklich das Wagestück. Als sodann nach der Drachenzähnesaat bewaffnete Männer aus dem Boden sprangen, warf er auf Medea's Anweisung ein Felsstück unter sie, worauf sie sich unter sich selbst bekämpften und es ihm nun leicht wurde, sie zu besiegen. Als Äētes das Vließ dennoch nicht ausliefern wollte, schläferte Medea durch einen Zaubertrank den Drachen ein, der das goldne Vließ bewachte, schaffte die gewünschte Beute in's Schiff und begleitete den Jason und seine Gefährten auf der Flucht. Äētes verfolgte sie zwar und holte auf dem Meere die Argonauten ein; allein Medea tödtete ihren jungen Bruder Apsyrtos, den sie mitgenommen hatte, und streute den zerstückelten Leichnam auf der See aus. Während

Äëtes sich mit dem Sammeln der Gliedmaßen aufhielt, entkamen die Argonauten. Die Unthat der Medea erregte jedoch den Zorn des Zeus, der die Rückfahrt der Argonauten zu einer sehr beschwerlichen machte.

Bei der Rückkehr läßt die dichterische Sage die Argonauten lange in der Irre herumfahren und selbst in's tyrrhenische und sicilische Meer gerathen, bis sie über Korkyra, Kreta und Ägina wieder durch den Euripus in Jolkos einliefen, nachdem sie die ganze Fahrt in vier Monaten vollendet hatten.

Es ist, als ob jeder Dichter, die Sage von dieser Wunderfahrt erweiternd, die geographischen Kenntnisse seiner Zeit darin hätte niederlegen wollen. Homer übrigens kennt nur einen Jason auf Lemnos, dessen Sohn Tauschhandel mit den Griechen vor Troja trieb und mit den Trojanern sowohl, als mit den phönizischen Sidoniern in Handelsverbindung stand, so daß man glauben sollte, jene viel früher fallende Fahrt nach dem Pontus könnte eher von fremden, namentlich phönizischen Seeleuten, als von Minyern unternommen worden seyn, — wenn nicht schon verschiedene pelasgische Stämme der Urzeit auch von dem Homer als frühe kühne Seefahrer bezeichnet und selbst die Hauptstadt der (hellenisch-äolischen) Minyer, das böotische Orchomenos, von ihm an Glanz und Reichthum dem ägyptischen Theben gleichgesetzt würde.

Eine andere, bald nachher eintretende Unternehmung mehrerer Heroen, der **Krieg der Sieben gegen Theben**, beschränkt sich auf die Heimath und hat bloß in einem Familienzwist ihren Grund, der weiter zurück auf das von den griechischen Dichtern vielfach benützte tragische Schicksal des Königs Ödĭpus führt.

Der König Laïos von Theben hatte nämlich, um die Erfüllung eines Orakelspruchs, der ihm den Tod vom eignen Sohne weissagte, abzuwenden, seinen ihm von seiner Gemahlin Jokaste gebornen Sohn Oedipus auszusetzen befohlen. Der damit beauftragte Sclave aber gab das Kind einem Hirten, und durch diesen kam es an den Königshof von Korinth, wo es erzogen wurde. Herangewachsen, wollte Oedipus seine Herkunft erfahren, und weil ein Orakel ihm rieth, sein Vaterland zu meiden, verließ er Korinth, das er für sein Vaterland hielt, und gieng nach Theben. Unterwegs begegnete er in einem nach Delphi führenden Engpasse seinem von ihm unerkannten Vater und erschlug ihn im Streit über dem Ausweichen.

In Theben angekommen befreite er das Land von der verderblichen Sphinx durch Lösung ihres Räthsels und erhielt den Thron von Theben und mit ihm zugleich die Hand der Königswittwe, in der er, ohne es zu wissen, seine Mutter heirathete. Als nun wegen dieser Schuld Unheil über das Land kam und durch einen Seher das schreckliche Geheimniß seines Schicksals kund wurde, erhängte sich Jokaste; Oedipus aber blendete sich und irrte, von den Thebanern und seinen eignen Zwillingssöhnen verstoßen, an der Hand seiner Tochter Antigŏne als Bettler umher, bis er nach Kolōnos in Attika kam, wo er bei Theseus Schutz und zuletzt im Haine der Eumeniden oder versöhnten Furien ein ruhiges Grab fand.

Seine Söhne aber, von des Vaters Fluch getroffen, giengen durch ihre Herrschsucht zu Grunde.

Eteŏkles und Polyneikes (Polynīces), die Söhne des Ödipus, hatten sich nämlich dahin verständigt, daß jeder abwechselnd ein Jahr lang Theben regieren sollte. Eteokles aber wollte nach dem Ablauf seines Jahres die Regierung nicht an seinen Bruder abtreten; daher sich dieser um Hülfe an den König Adrastos von Argos wandte, der ihm seine Tochter zur Gattin gab und dann mit noch fünf andern Fürsten zusammt dem Polynīkes auszog, um Theben zu erobern, worin Eteokles sich wohlverschanzt hatte. Noch ungewandt in der Kunst, feste Plätze zu erobern, mißlang ihnen der Sturm auf die Stadt, und um ihre Sache zum Entscheid zu bringen, verabredeten beide feindlich erhitzte Brüder einen Zweikampf, in welchem aber beide zugleich fielen. In dem darauf erfolgten Ausfall ihres Oheims Kreon

aus der Stadt kamen auch die übrigen belagernden Fürsten bis auf Adrast um, der sich nur durch die Flucht rettete.

Erst die Söhne der Gefallenen, die Epigŏnen, welche zehn Jahre darauf als Rächer ihrer Väter mit einem starken Heere gegen Theben auszogen, eroberten die Stadt und plünderten sie, worauf dann des Polyneikes Sohn die Herrschaft über Theben erhielt.

3. Der trojanische Krieg.

Solche kleine Versuche von Verbindungen zu gemeinschaftlichen Zwecken mußten vorausgehen, um jene viel größere und in ihren Folgen weiter reichende gemeinschaftliche Unternehmung möglich zu machen, welche der **Zug gegen Troja** bezeichnet, mit dessen Beherrschern die Griechen schon mehrmals in feindliche Berührung gekommen waren, so daß jede andere, als die von der Sage angegebene Veranlassung einen gleichen Ausbruch der Feindseligkeit zur Folge gehabt hätte. Der trojanische Krieg, 1194—1184 v. Chr., hervorgegangen aus dem ganzen gesellschaftlichen Zustande Griechenlands, der einer Umformung entgegengieng, brachte nicht nur das Heldenzeitalter zu seiner höchsten Blüthe, sondern war auch sowohl durch seinen glücklichen Ausgang, als auch durch den über ihn nachher ausgegossenen Lichtglanz homerischer Dichtkunst bestimmt, „den Nationalgeist der Hellenen" mächtig zu entzünden.

In Troja (oder Ilion), der Hauptstadt der kleinasiatischen Landschaft Troas, herrschte **Priămos**, der Sohn des von Herakles erschlagenen Königs Laomĕdon. Sein Sohn **Păris** (auch Alexander genannt) besuchte einst den König **Menelāos** in Sparta (welcher aus Pelops' Geschlecht abstammte), und mißbrauchte das heilige Gastrecht so, daß er die Gattin seines edlen Wirthes, die durch ihre Schönheit berühmte **Helĕna**, nicht ohne ihre Einstimmung, nebst vielen Schätzen in seine Heimath entführte. Ueber diesen Schimpf und Frevel empört, verband sich Menelaos mit seinem Bruder **Agamemnon**, dem Könige von Mycenä, der unter allen Griechen im höchsten Ansehen stand.

Von beiden zu einem Rachezug nach Asien aufgefordert, versammelten sich — zum Theil auch von dem Geiste der Abenteuerlust und von der Begierde nach Beute getrieben — unter besonderer Mitwirkung des klugen Königs **Odysseus** (Ulysses) von Ithaka und des Fürsten Diomēdes von Argos, fast alle Fürsten und Fürstensöhne Griechenlands, ein jeder mit seinen Mannen und Schaaren in so großer Anzahl, daß sie auf 1006 Schiffen aus dem Seehafen von Aulis (in Böotien) ausliefen. Doch mußte zuvor, um die Götter zur Sendung eines günstigen Fahrwindes zu bestimmen, Agamemnon auf priesterlichen Rath seine Tochter **Iphigenīa** (Iphigeneia) der Göttin Artĕmis (Diana) zum Opfer weihen, von welcher sie aber durch eine Hirschkuh ersetzt und in einer Wolke nach Tauris (der heutigen Krim) entrückt wurde.

Außer den schon genannten Fürsten ragten unter den übrigen besonders noch der alte **Nestor** aus Pylos durch seinen weisen Rath, Idomĕneus aus Kreta, Ajax und Teucer (Teukros), Telamon's Söhne aus Salămis, Ajax, Oïleus' Sohn aus Lokris, Philoktet aus Thessalien, vor allen aber **Achilleus**, der Mirmydonenfürst aus Phthia in Thessalien, mit seinem Freunde Patroklos durch Tapferkeit und Heldensinn hervor. Dem Agamemnon selbst gehorchten die Fürsten als ihrem Anführer, ohne sich jedoch in ihrem freien Willen und in der Selbstleitung der Ihrigen beschränken zu lassen.

Aber auch die Trojaner waren gerüstet, ihre Stadt wohl befestigt, die Zahl ihrer Bundesgenossen aus den benachbarten Theilen Kleinasiens nicht unbeträchtlich, und an dem edlen

Hektor, Priamus' ältestem Sohne, hatten sie einen, den Griechen an Tapferkeit und Gewandtheit völlig gewachsenen Führer. Dieser Umstand, so wie der Mangel an Lebensmitteln, welche sich die Griechen theils durch Ackerbau im thrazischen Chersonēs, theils auf Plünderungsfahrten nach benachbarten Küsten und Inseln verschaffen mußten; desgleichen ihre Unerfahrenheit in der eigentlichen Kriegskunst, welche in Bezug auf Belagerung fester Plätze und auf Zusammenwirkung ganzer Massen noch in der Kindheit war, — machen es begreiflich, daß der Krieg sich in die Länge zog. Dieser bestand, auch wenn er am lebhaftesten betrieben wurde, ohnedieß nur in vereinzelten Angriffen ohne gemeinsamen Plan, so daß selbst die Feldschlachten sich meist in bloßen Einzelkämpfen darstellten, bei welchen die Kämpfer vom Streitwagen herab einander mit Speeren und, wenn diese verschossen waren, wohl auch mit Feldsteinen warfen.

Auch ein zwischen Agamemnon und Achilleus über einen Beuteantheil entstandener Zwist, in Folge dessen Achill aus Groll sich alles Kampfes enthielt, verzögerte die Entscheidung. Diese rückte erst näher, als im zehnten Jahre der Belagerung Hektor einst des Achilles Freund Patroklos im Kampfe getödtet hatte, und nun Achill sich wüthend wieder zum Kampfe aufmachte, um seinen Freund zu rächen. Hektor entgieng seiner Rache nicht: er durchbohrte ihn mit dem Speer, schleifte ihn, mit den Fersen an seinen Wagen gebunden, dreimal um Troja's Mauern und ließ den dadurch ganz entstellten Leichnam unter freiem Himmel liegen. Um denselben zur Bestattung zu bekommen, die eine heilige Pflicht der Religion war, begab sich der alte Priamus, nur von einem Diener begleitet, in der Nacht aus der Stadt herab in das Zelt des Achilleus und bat unter Thränen um den Leichnam seines Sohnes gegen ein mitgebrachtes Lösegeld. Gerührt gab Achill ihn heraus und gewährte zur Bestattungsfeier den Trojanern einen neuntägigen Waffenstillstand.

Obgleich im fortgesetzten Kriege Achill von Păris durch einen Pfeilschuß getödtet wurde, so kam doch endlich, nachdem Odysseus und Diomedes verkleidet das Palladium oder Stadtheiligthum (ein schützendes Bild der Göttin Pallas) aus der Stadt entwendet hatten, für Troja der Tag des Untergangs. Eine neue List des Odysseus führte zu ihrer Einnahme, nachdem zuvor noch Păris von Philoktet mit einem Pfeile des Herkules getödtet worden war. Auf des Odysseus Rath nämlich schifften sich die Griechen ein, als wollten sie auf die Eroberung der Stadt verzichten, ließen aber ein kolossales hölzernes Pferd zurück, in dessen gehöhltem Bauche eine Schaar Bewaffneter versteckt war. Von einem zurückgebliebenen, schlau sich verstellenden Griechen, Namens Sinon, überredet, daß dieses Pferd ihnen statt des ihrer Stadt geraubten Palladiums vom Himmel gesendet worden sei, zogen die Trojaner das Pferd in die Stadt. In der Nacht ließ Sinon die Bewaffneten aus dem hölzernen Versteck heraus, und zugleich rückten die von den Schiffen zurückgekehrten Griechen in die geöffnete Stadt, die nun von Mord erfüllt und durch Feuer zerstört wurde. Priamus und seine noch übrigen Söhne wurden getödtet, seine Gemahlin, die greise Hekăbe (Hekuba), und ihre Töchter sammt Hektor's Gattin Andromăche mit andern edlen Trojanerinnen als Sklavinnen unter die Sieger vertheilt, Helena aber, die Ursächerin des Unheils, von Menelaos wieder angenommen. Nur einer kleinen Schaar Trojaner unter Anführung des Änēas gelang es, sich durch die Flucht zu retten und in Italien eine neue Heimath zu finden. (Die Stadt Troja selbst wurde nachher von Mysiern und Phrygiern wieder aufgebaut und späterhin von äolischen Griechen besetzt.)

Nach der Eroberung Troja's traten die Sieger mit vielen erbeuteten Schätzen die Rückkehr nach Griechenland an. Auf dieser Rückkehr aber giengen viele Schiffe sammt der Mannschaft zu Grunde; andere wurden in ferne Länder verschlagen und manche Helden mußten Jahre lang in der Irre unter vielen Drangsalen umherstreifen, bis sie die Heimath wieder fanden. Die meisten von denen, welche heimkamen, trafen Unordnung und Unglück im Hause. Die Sagen und

Mähren von den Schicksalen jener heimkehrenden Helden gaben nachher den Dichtern ebenfalls reichen Stoff zu anziehenden Darstellungen, die man Nostoi oder Rückfahrten nannte.

Das schrecklichste Unglück traf den heimgekehrten Agamemnon. Er wurde von seiner untreuen Gattin Klytämnestra und ihrem Verführer Ägysthos (dem Sohne seines Oheims Thyestes) zu Mycenä bei einem Mahle, nach Andern beim Bade umgebracht. Empört über diese Unthat rächte zehn Jahre darnach sein Sohn Orestes (der von seiner ältern Schwester Electra heimlich zu ihrem Oheim, dem König von Phocis, geflüchtet und dort mit dessen Sohne Pylădes auferzogen worden war) den Tod seines Vaters dadurch, daß er mit Hülfe seines Freundes Pylades seine Mutter Klytämnestra sowohl, als den Ägysthos ermordete. Doch verfolgten von nun an die Eumeniden (Furien) den Muttermörder, bis ihm endlich Entsühnung zu Theil wurde, worauf er späterhin als König von Argos, Mycenä und Sparta in seinem 90. Jahre starb. (Siehe die Behandlung dieser Sage von den Tragikern V. 11, 2.)

Am berühmtesten sind die Irrfahrten des heimkehrenden Odysseus. Er wurde noch zehn Jahre lang an verschiedenen Küsten (von Thrazien, Afrika, Sicilien) umhergetrieben und hatte vielfaches Ungemach und wunderbare Abenteuer zu bestehen. Zuletzt ließ ihn Alkinŏos, der König der Phäaken auf Scheria (Korfu), an welche Insel er sich aus einem Schiffbruch schwimmend gerettet hatte, auf einem Schiffe nach seiner Heimath Ithaka bringen, deren Küste er schlafend erreichte. Unerkannt von seinem alten treuen Heerdenaufseher Eumaios aufgenommen, erfuhr er von demselben, welch' eine große Verwirrung während seiner Abwesenheit in seinem Hause geherrscht habe und noch herrsche. Eine große Anzahl von Edlen der Insel bewarben sich nämlich seit Jahren um die Hand seiner Gattin Penelŏpe, weil Jedermann den Odysseus todt glaubte. Nur die treue Gattin dachte sich seine Rückkehr noch möglich und suchte die ungestümen Freier dadurch zurückzuhalten, daß sie erklärte, ihre Entscheidung erst dann von sich geben zu wollen, wenn sie ein angefangenes Gewebe vollendet haben würde, an welchem sie indeß jedesmal in der Nacht das wieder auflöste, was sie am Tage gewoben hatte.

Der Übermuth der sie bedrängenden Freier gieng so weit, daß sie täglich im Hause des Odysseus zusammenkamen und durch Schmausereien seine Habe verzehrten. Weil nun Telemăchos, Odysseus' junger Sohn, dieß nicht länger hatte mit ansehen können, so hatte er sich heimlich aufgemacht, um in der Fremde bei den aus Troja zurückgekehrten Freunden seines Älternhauses (bei dem alten Nestor in Pylos und bei Menelaos in Sparta) Kunde von dem Leben seines Vaters einzuziehen. Eben als Odysseus bei dem treuen Hirten Eumaios Aufnahme gefunden hatte, langte wenige Tage darauf auch Telemach, von seiner Reise zurückkehrend, bei dem Eumaios an, wo dann sein Vater sich ihm zu erkennen gab. Odysseus machte nun, von beiden unterstützt, dem Unfug der Freier dadurch ein Ende, daß er in Gestalt eines Bettlers in sein Haus gieng und die frechen Freier, die dort eben wieder bei Schmaus und Spiel beisammen waren, mit eigner Hand durch Pfeilschüsse erlegte, darauf sich seiner treuen Penelope und seinem alten Vater Laërtes zu erkennen gab und wieder den Besitz seiner Rechte antrat.

Die beiden herrlichen alten Dichtungswerke, von denen das eine, die Ilias (oder Iliăde), den Kampf vor Troja —, das andere, die Odyssee, die Rückkehr des Odysseus schildert, und als deren Urheber Homer (IV. 8, 1.) gepriesen wird, geben das treueste, lebendigste Bild der Cultur und Lebensart, der Sitten und Gebräuche, so wie auch der geographischen Verhältnisse in der griechischen Heroenzeit; und wenn auch alles, was die Dichtung dazu gethan hat, hinweggedacht wird, so bleibt doch jedenfalls ein Kern zurück, welcher unbestreitbar geschichtliche Wahrheit in sich schließt.

4. Kapitel. Die dorische Wanderung.

1. Stammsitze und Staatenveränderungen auf dem griechischen Festlande.

War der Kampf der Helden vor Troja der Gipfelpunct des heroischen Zeitalters, so war die Heimkehr der Helden von da mit den daheim vorgehenden Zerrüttungen der Wendepunct desselben. Denn schon 60 Jahre nach Troja's Falle begann eine Stämme- und Völkerwanderung, die, von den Nordgränzen Griechenlands ausgehend, allmählig und stoßweise nach dem Süden zu sich fortsetzend und zuletzt die Südspitze des Peloponnes erreichend, eine völlige Umwandlung der bis dahin im Mutterlande bestandenen Lebens- und Staatenformen herbeiführte und allen Theilen des hellenischen Volksganzen jene Sitze und Stellungen anwies, worin sie sich fast die ganze Folgezeit hindurch behauptet haben, so daß von dieser größeren Wanderung an, gegen welche alle früheren nichts als bloße „Wechsel der Sitze" waren, die eigentliche historische Zeit für Griechenland andämmert.

Den Anfang dieser großen Wanderung machte das Eindringen der thesprotischen Thessäler aus Epirus über den Pindus in das alte Äolis, wo sie nach Unterwerfung eines Theils der Äöler und nach Vertreibung der äolischen Böoter einen neuen Staat gründeten, der den Namen Thessalien bekam. Die vertriebenen Böoter setzten sich sodann in dem nunmehrigen Böotien fest, wo sie auch Orchomenos (K. 1, 3, 7. K. 2.) abhängig machten; die vor ihnen daraus weichenden Pelasger wanderten zum Theil nach Attika und später nach den nordöstlichen Inseln, so wie auch nach Lakonien aus.

Nach diesen Vorboten erfolgte nun weitergreifend im Jahr 1104 v. Chr. die dorische Wanderung, die von den Dorern ausgieng, welche den Herakles als Stammheros verehrten. Sie geschah unter der Anführung der sogenannten Herakliden, eines Adelsgeschlechtes, das vielleicht den Cultus des Herakles besorgte und sich daher (ohne aus dem Peloponnes, wo Herakles heimisch gewesen, zu stammen) zur Befestigung seiner Herrschergewalt eine mythische Abstammung von diesem Halbgott beilegte. Von den Herakliden Temĕnos, Kresphontes und Aristodēmos geführt, fuhren diese Dorer mit einer Flotte von Naupaktos (jetzt Lepanto) aus, über den korinthischen Meerbusen nach dem Peloponnes, besiegten zunächst den Herrscher von Argos (einen Enkel Agamemnon's), eroberten allmählig den größten Theil der Halbinsel und gründeten darin neue Staaten. Bei der Vertheilung des eroberten Landes bekamen des Aristodemos' Söhne Eurysthĕnes und Prokles Lakonien, Temenos Argolis, Kresphontes Messenien und der mit jenen Herakliden verbundene Ätöler Oxўlos die Landschaft Elis.

Die nächste Folge dieser Bewegung war, daß ein großer Theil der von den Dorern überwältigten lakonischen Achäer nach der Nordküste des Peloponnes, dem nachher sogenannten Achaia, auswanderten und die dort wohnenden Jōner vertrieben, welche sich sodann in Attika Wohnsitze schufen.

Dreißig Jahre später eroberten die Dorer auch Korinth, darauf, von da über den Isthmus dringend, das bis dahin mit Attika verbunden gewesene Megăris; ihr Versuch aber, sich Athens zu bemächtigen, scheiterte. — Im Peloponnes wurde nur Arkadien von den durch die dorische Einwanderung bewirkten Veränderungen wenig betroffen, indem es bloß gegen Lakonien hin einige Gebietsminderung erlitt; seine pelasgischen Bewohner blieben nach wie vor unvermischt.

2. Auswanderungen in die Fremde. Die griechischen Colonieen im Allgemeinen.

Aber der Stamm der Hellenen sollte sich noch weit über die Gränzen seines Stammlandes ausbreiten. Denn bei der allgemeinen Aufregung so vieler Völker aus allen ihren Sitzen verließen Viele von denen, welche ihre bisherige Herrschaft nicht mit der Dienstbarkeit vertauschen, oder welche lieber angestammten Herrschern, als eingedrungenen Fremden dienen wollten, ohne Zaudern ihre natürliche Heimath, die für sie keinen Reiz mehr hatte, und suchten in der Fremde eine sichere Stätte der Freiheit, die ihnen allein ein glückliches Dasein zu versprechen schien. Und nicht bloß in der Zeit des ersten Gefühls ungewohnter Bedrängniß zog es sie hinaus aus der heimathlichen Umgebung, sondern einige Jahrhunderte hindurch dauerte der einmal angeregte Trieb zu Auswanderungen, zu denen der dorische Einfall den ersten äußern Anstoß gegeben hatte.

Selbst Viele aus dem Stamme der Eroberer, denen bei rasch sich mehrender Bevölkerung entweder der Raum auf dem Festlande zu eng, oder bei entstehenden Bürgerzwisten die Anmaßung der herrschenden Parteien zu drückend wurde, wanderten aus, um in andern Ländern bessern Raum zum Fortkommen überhaupt, insbesondere aber zur Gründung neuer Gemeinwesen zu finden. Denn jedem Hellenen war gleichsam eine besondere Gabe politischer Gestaltenschöpfung verliehen, wodurch es ihm überall, wohin er kam, gelang, allem Fremdländischen bald das eigenthümliche Gepräge des Vaterländischen aufzudrücken. — Endlich wirkte auch bei Vielen die durch die frühere Bekanntschaft mit dem Ausland geweckte und durch den Zauber der Dichtung genährte Lust an Abenteuern mit, sich desto leichter vom Vaterland zu trennen und auf Wanderungen über Meer (wie sie unläugbar auch in der Heroenzeit schon stattgefunden) sein Glück zu suchen.

So entstanden eine Menge neuer hellenischer Colonieen oder Gründungen von Pflanzstädten nicht nur auf den Inseln, sondern auch auf den Küsten des mittelländischen Meeres.

Diese Colonieengründung ist nach der Art und Weise ihres Ausgangs vom Vaterlande eine dreifache. In der ersten Zeit, vom Ende des 12. bis Ende des 11. Jahrhunderts v. Chr., zogen die ganzen Stämme mit ihren Anführern als Vertriebene vom Heimathland aus, (wie z. B. ein Theil von den Äolern, Minyern, Dorern, Jonern), ließen sich auf den Inseln des ägäischen

Meeres und auf Kleinasien nieder, und entfremdeten sich, wenn nicht in religiöser, doch in politischer Hinsicht mehr oder weniger ihren Verwandten in der Heimath.

In die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts v. Chr. fallen zum Theil die vom delphischen Orakel geleiteten Auswanderungszüge aus dorischen und äolischen Stadtgemeinden von Hellas nach dem Westen des Mittelmeeres hin, wo die neuen Pflanzstädte ein gewisses Verwandtschaftsverhältniß fortpflanzten. — Zuletzt endlich entstanden Colonieen auch dadurch, daß man einen Theil der Bürgerschaft mit der Absicht aussendete, in einem überseeischen Lande den Besitz oder den Handel (auch die Handelsverbindungen) oder die Macht der Mutterstadt zu erweitern, — wie das schon vorher bei den Phöniziern der Fall war, die nun mehr und mehr vor den Griechen zurückwichen.

3. Colonieen auf den östlichen Inseln, auf Kleinasien, in Thrazien und am Pontus.

Die Auswanderungen, welche zunächst nach den Inseln des ägäischen Meeres und auf die kleinasiatische Westküste gerichtet waren, giengen von dem äolischen, dem ionischen und dorischen Stamme aus.

Die äolische Auswanderung, 1125 v. Chr. von böotischen Äolern aus Thessalien ausgehend, denen sich auch peloponnesische Achaier anschloßen, veranlaßte die Gründung der äolischen Colonieen 1089 v. Chr. sowohl auf der Insel Lesbos, als auch auf der gegenüberliegenden nordwestlichen Küste Kleinasiens, welche daher den Namen Äolis bekam, und deren zwölf politisch-verbundene Städte die auf Lesbos gelegene Stadt Mitylēne (welches eigentlich Mytilēne geschrieben werden sollte) als Vorort erkannten.

Die Insel Lesbos, welche den Eingang zum Meerbusen von Smyrna beherrscht, hatte den üppigsten Fruchtboden und das herrlichste Klima, und seine vorhin genannte Hauptstadt war durch Macht und Herrlichkeit hochangesehen. Äolische Tochterstädte an der troischen Küste und am Berge Ida waren besonders Adramyttion und das durch seinen Waizen berühmte Assos. Die Insel Tenĕdos mit ihrem sichern Hafen war als Schlüssel zum Hellespont ebenfalls wichtig.

Durch die ionische Auswanderung 1004 v. Chr., welche von den aus dem Peloponnes durch die Achäer nach Attika vertriebenen Ionern ausgieng und an der auch verschiedene andere hellenische Völkerschaften theilnahmen, entstanden die ionischen Colonieen. Sie befanden sich sowohl auf einem Theile der Cycladen, als auch vorzüglich auf dem mittleren Theile der Westküste Kleinasiens (nämlich dem südlichen Lydien und nördlichen Karien) von da an Jonien genannt, so wie auf den ihr zunächst gelegenen Inseln Samos und Chios.

Zu den frühesten ionischen Niederlassungen gehörte die Insel Delos und die um sie herumliegenden, vorher von Karern und Phöniziern bewohnten Cycladen mit ihren trefflichen Naturerzeugnissen. — Über die südlichen Cycladen und Sporaden breiteten sich minysche, alt-achäische, dorische Ansiedler aus. — Von der schönen Insel Thera aus, die sich gegen Afrika hinneigt, zogen Minyer

nach der Küste des libyschen Meeres und gründeten hier 631 v. Chr. das durch seine Rosse und Rinder berühmte, durch seinen Handel angesehene Kyrene. In Ägypten selbst erhielten Ionier von Kleinasien 630 v. Chr. unter Psammitich und 550 v. Chr. unter Amāsis zu Naukrătis das Recht der Handelsniederlassung (III. 9, 5.).

Die mittlere Westküste Kleinasiens, das eigentliche Ionien, erfreute sich mit den dazu gehörigen (früher von Karern, Kretern u. a. besetzt gewesenen) Inseln des heitersten und mildesten Himmels, so wie der günstigsten Lage am Meere. Ioniens zwölf blühende Pflanzstädte waren ebenfalls politisch mit einander verbunden und hatten ein gemeinschaftliches Heiligthum, das Panionion, auf dem Vorgebirg Mykăle. Die wichtigste Pflanzstadt darunter war das auf der ionischen Küste gelegene mächtige Milet (Milētos) mit 5 Häfen (und einem sechsten, Panormus, bei einem Apollotempel am Vorgebirge Poseidīon (Poseideion), welchem gegenüber die Insel Patmos liegt). Milet wurde die Mutter von 80 Pflanzstädten und kühne milesische Schiffer waren die ersten, welche sich in die insellose Wasserwüste des schwarzen Meeres hinauswagten.

Dem waldigen Vorgebirg Mykăle gegenüber liegt die nahe Insel Samos mit ihrer hohen Bergspitze, der höchsten des ägäischen Meeres, mit ihrem Reichthum an herrlichen Früchten und mit ihrer trefflichen Handelslage, wodurch sie schon frühe zu hoher Bedeutung gelangte, wie denn auch die Samier die ersten Griechen waren, welche die Säulen des Herkules (die Straße von Gibraltar) passirten. — Zwischen ihr und der weinreichen paradiesischen Insel Chios lag an einem schön gewölbten Meerbusen die zum Verkehr mit dem Innern des Landes so wohlgelegene Stadt Ephēsus am Flusse Kaÿstros, welche daher späterhin ein Weltstapelplatz wurde; nördlich davon Kolŏphon und Teos; noch weiter nördlich, auf einer Halbinsel, Klazomĕnä. — In dem Golf zwischen Chios, Lesbos und dem festen Lande liegt zu innerst Smyrna mit seinem herrlichen Hafen; gegen die nördliche Gränzscheide hin lag Phokäa; landeinwärts, südlich von Ephesus, Magnesia am Mäander.

Die dorische Auswanderung, von Dorern aus dem Peloponnes und aus Megăra ausgehend, richtete sich nach dem Südwesten von Kleinasien, und gründete die dorischen Colonieen, zu denen die Landschaft Doris auf dem kleinasiatischen Festlande und die Inseln Rhodus und Kos gehörten.

Schon in uralter Zeit, lange vor der dorischen Wanderung, waren (vielleicht von ihren thessalischen Sitzen aus) Dorer nach der fruchtbaren Insel Kreta gezogen, wo auch schon andere griechische Stämme, namentlich Achäer sich niedergelassen hatten. Ein bis zwei Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege hat ein König in Knossus, der weise Minos, die Einwohner von Kreta, unter denen das dorisch-achäische Wesen die Oberhand erhalten hatte, durch eine im Alterthum hochberühmte Verfassung vereinigt, die in ihren Grundzügen viel Ähnlichkeit mit der spätern lykurgisch-spartanischen Gesetzgebung (IV. 6.) hat. Minos, dessen nähere Lebensumstände meist der Sage angehören, dehnte seine

Macht auch über die Inseln des ägäischen Meeres aus und verjagte die Seeräuber aus diesen Gewässern. Nach ihm folgten eine Reihe von Königen auf Kreta, bis zuletzt das Königthum demokratischen Einrichtungen weichen mußte. — Der Character der Kreter ist indeß in der „historischen" Zeit durch „Trug, Lüge und schändliche Gewinnsucht" entstellt (Tit. 1, 12.).

Um das Jahr 1051 v. Chr. kamen Dorer aus dem Peloponnes nach der herrlichen, durch eine reine, immer heitere Luft, durch die edelsten Früchte und durch treffliche Häfen ausgezeichneten Insel **Rhodos**, die vorher gleichfalls von Karern und Phöniziern besetzt gewesen war. — (Zu den, durch den Verkehr mit dem nahen Festlande früh aufblühenden Städten dieser Insel kam erst gegen das Ende des 5. Jahrhunderts v. Chr. die handelsmächtige Gesammtstadt Rhodus — „das Genua der alten Welt" — mit ihrem Koloß, einem Leuchtthurm in Form einer kolossalen Menschengestalt aus Erz, hinzu). — Von den nahen dorischen Inseln erhielt nur Kos, mehr wegen seiner Heilmittel, als wegen seines Weines, einige Bedeutung.

Schon um dieselbe Zeit ward auf dem Festlande die Stadt **Halikarnassos** (der nachmalige Geburtsort des griechischen Geschichtschreibers Herodot) von Auswanderern aus Argos und Trözēne (auch Trözēn), und das sicher gelegene Knidos erbaut, — anderer hellenischer Ansiedelungen in jener Gegend nicht zu gedenken.

Die äußerste Gränze hellenischer Ansiedlungen im Osten war die orientalisch-üppige Insel Kypros (Cyprus), die jedoch größtentheils unter phönizischer, zeitweise auch unter ägyptischer Herrschaft stand. Von Städten hellenischen Ursprungs darauf sind Salamis, Neu-Paphos, von phönizischem Ursprung Alt-Paphos, Amäthus und Citium (Kittion) zu nennen.

Von vielen der genannten Pflanzstädte giengen auch diejenigen Ansiedlungen aus, welche an der thrazischen Küste, in der Propontis (d. i. in dem asowischen Meer) und rund um die Küsten des Pontus (schwarzen Meeres) waren, wo sie mitten unter barbarischen Völkern der verschiedensten Abkunft die Segnungen einer menschlichen Bildung verbreiteten.

Von den hellenischen Städten Kleinasiens aus, so wie auch von den nördlichen Inseln des ägäischen Meeres aus wurden die thrazischen Küsten mit wohl 40 Städten bepflanzt. Die wichtigsten waren folgende: auf der Halbinsel Chalcidĭce: Stagīra, Potidäa und Olynth; zwischen da und dem Chersonnes: Abdēra, Amphipŏlis, Sestos (wo die kürzeste Überfahrt nach Abȳdos in Kleinasien war) und Kallipŏlis (jetzt Gallipoli), wo auch eine Überfahrt nach Lampsăkos war; an der Propontis: Cyzicus (Kyzikos) auf einer mit dem Festland durch Brücken verbundenen Insel mit dem, auf dem Berge Dindўmus gelegenen Tempel der phrygischen Göttermutter Kybēle (Göttin der Erde oder Natur), Perinthus und vor allen am Bosporus das unübertrefflich gelegene Byzanz (Byzantion) mit dem gegenüber liegenden Chalcēdon, beide von Megärern gegründet.

Rund **um den Pontus** lagen zumeist milesische Pflanzstädte in den Gebieten der Skythen, Bastarner, Sarmaten und anderer barbarischer Völker, unter denen die Hellenen durch Klugheit und Macht sich zu behaupten und dadurch das vorher durch seine Unwirthlichkeit verrufene Meer (den Pontus Axīnus) zu einem gastfreundlichen (Pontus Euxīnus) zu machen wußten. Unter den Städten des Pontus wurden durch herrliche und sichere Lage und daher durch Macht und Reichthum berühmt: Herakleia, Sinōpe, Kerasunt, Trapēzunt (erst in römischer Zeit mächtig hervortretend), Dioskurias (auf dessen Markt an 300 Sprachen vernommen wurden), Phasis, Tanaïs (an der Mündung des gleichnamigen Flusses, der jetzt Don heißt), Olbia u. a.

Von den wichtigsten dieser griechischen Pflanzstädte im Osten werden im Laufe der Geschichte die Umstände ihrer historischen Bedeutung näher angegeben werden.

4. Die griechischen Colonieen in den westlichen Theilen des Mittelmeers.

Gegen den Westen hin wurden zunächst die Küsten und Inseln des ionischen Meers —, dann weiter hin, jedoch auch schon frühe, die Küsten von Sicilien und Unteritalien, so wie von Gallien und Hispanien mit hellenischem Staatenleben und Bildungswesen befruchtet, so daß die übrigen Bewohner jener Länder in der hellenischen Geistesüberlegenheit und thatkräftigen Gewandtheit ein nachahmungswerthes Muster erkannten.

Die **Küsten des ionischen Meeres**, von da an gerechnet, wo hellenische Bevölkerung aufhörte, suchte sich besonders Korinth durch Pflanzstädte anzueignen, unter denen Ambrakia (jetzt Arta), weiter nördlich Apollonia und Epidamnus (Dyrrhachium) zu nennen sind, welches letztere (als Ort der Überfahrt nach Italien) besonders für den spätern Weltverkehr wichtig wurde.

Auf dem, durch Klima und Fruchtbarkeit reichgesegneten **Sicilien** pflanzten die Griechen unter andern: Leontini, ausgezeichnet durch seine Waizenfruchtebenen; Katăna (jetzt Catania), berühmt durch des Charondas sittenstrenge Gesetzgebung; Syrakus, die wichtigste aller griechischen Colonieen, gegründet 735 v. Chr. von korinthischen Ansiedlern und berühmt durch seine beiden, durch die Insel Ortygia getrennten, für den Handel so günstig gelegenen Häfen, so wie durch den merkwürdigen Wechsel seiner Geschicke, die selbst einen wesentlichen Theil der Weltgeschichte bilden; ferner Gela mit seinen getreidereichen Feldern; Agrăgas (Agrigent) mit seinem Reichthum an Getreide, Wein und Öl; Selīnus, Zankle, Segesta, Himēra, u. a.

In **Unteritalien** besonders blühten so viele reiche hellenische, namentlich achäische Pflanzstädte, daß es sich den stolzen Namen Großgriechenland beilegte (indeß doch wohl nur im Gegensatz gegen andere vereinzelt liegende italische Pflanzstädte). Unter den dortigen hellenischen Städten, deren Anlegung zwischen 750 und 650 v. Chr. fällt, ragen vorzüglich folgende hervor: Heraklēa am Siris, der Berathungssitz der griechischen Städte Unteritaliens, so lange sie noch

frei waren; das reizend gelegene Sybăris, das durch seinen Seehandel reich und mächtig, aber auch durch seine Schwelgerei und Üppigkeit zum Sprüchwort wurde; das mächtige Kroton mit seiner gesunden Luft, der Sitz des pythagoreischen Bundes (IV. 8, 4.), der Aufenthalt ausgezeichneter Ärzte und die Vaterstadt Milo's, des berühmtesten Athleten oder Wettkämpfers; ferner Lokri Epizephyrii, d. i. das westliche Lokri, berühmt durch die (älteste schriftliche) Gesetzgebung des Zaleukos (660 v. Chr.) mit ihrer ernstsittlichen Richtung, deren Strenge ihr Urheber sein eigenes Leben zum Opfer brachte (indem er zur Strafe, daß er, wider das Gesetz, aus Vergeßlichkeit mit den Waffen in der Volksversammlung erschien, sich selbst tödtete, um dem Gesetze die Kraft zu erhalten); weiter das die Meerenge bei Sicilien beherrschende Rhegion (Rhegium); das am schönsten gelegene Kyme (Cumä), die älteste aller griechischen Pflanzstädte im Westen, berühmt durch das Orakel der weissagenden Sibylla; Neapolis, auch Parthenŏpe genannt, im Alterthum von keiner großen Bedeutung; das wohlgelegene Tarentum, das erst 300 Jahre nach seiner Gründung bedeutend wurde; das schöne Păstum u. a.

An der gallischen Südküste gründeten die rüstigen Phokäer (III. 9, 2.) Massilia (auch Massalia, jetzt Marseille), hochbegünstigt durch seinen herrlichen Himmel und seinen Verkehr mit gallischen Völkerstämmen, daher Mutter anderer Pflanzstädte daselbst. — An der hispanischen Küste erscheint (gegen die Meerenge hin) Mainake als die gegen Westen am entferntesten gelegene hellenische Pflanzstadt.

So hat denn hellenische Thatkraft im Laufe einiger Jahrhunderte die Küsten fast aller Theile des mittelländischen Binnenmeeres von Spanien an bis in den innersten Pontus mit den glücklichstgelegenen Gründungen bedeckt, so daß nachher Cicero mit Recht sagen konnte, „es sei allen diesen (damals) barbarischen Ländern gleichsam ein hellenischer Saum angewebt".

Wo aber Hellenen hinkamen, dahin trugen sie aus den Mutterstaaten die befruchtenden Keime griechischer Bildung. Und da sie nicht, wie die Phönizier, bloß kaufmännischen Gewinn im Auge hatten, sondern ihrem vorwiegenden Hange zum Genuß auch eine reiche Anlage zum Edlen und Schönen beigesellt war: so blühte überall, neben Handel und Gewerbe, auch Kunst und Wissenschaft empor und goß über jeden Gewinn und Ertrag materieller Thätigkeit eine Fülle von geistigem Reiz aus, der das eigentliche Ziel hellenischer Bestrebungen zu sein schien.

Nichts desto weniger konnte aber die Stärke dieser höheren Neigungen da, wo Macht und Reichthum sich zusammendrängte, die dadurch nur um so mehr wachsende sinnliche Lust vor Übermaaß bewahren, geschweige sie dämpfen, und unter der Fülle des reizendsten und nicht selten geistigsten Genusses barg sich der Wurm des Verderbens, durch welchen selbst die mächtigsten und reichsten Pflanzstädte, oft nur um so schneller, zu Grund giengen.

In den griechischen Colonialstädten, besonders in den westlichen floßen Reichthümer noch unerschöpfter Länder zusammen, und da man dort schnel-

ler erwarb, so wollte man sich auch des Erworbenen in schnellem, reichlichem Genuß erfreuen. Es war daher das Leben daselbst glänzender, mannigfaltiger, rascher und üppiger als im Mutterlande. Die Macht mancher Städte war so groß, daß z. B. Sybaris im J. 560 gegen Kroton ein Heer von 300,000 M. in's Feld gestellt haben soll, und daß es bei seinen Festzügen 5000 prunkvoll gekleidete Reiter aufführte, während Athen in seiner besten Zeit nur 1200 Reiter aufzuweisen hatte. Der Luxus und Sinnengenuß war so groß, daß im Kalender von Tarent mehr Fest- und Schmaustage verzeichnet waren, als Werktage, und daß es von den Agrigentinern hieß, sie schmausten, als wenn sie am andern Tage zu sterben, und bauten, als wenn sie ewig zu leben gedächten. Dem schnellen Wachsthum folgte aber auch ein schneller Verfall. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts, als das Mutterland sich auf der Höhe seiner Kraft befand, war die Macht der westlichen Colonieen zum größten Theil gebrochen. (Curtius a. a. O. Grote II. K. 22.)

5. Kapitel. Hellenisches Leben und Wesen.

1. Naturanlage der Griechen. Characterverschiedenheit der hellenischen Stämme. Bürgerlich-häusliches Leben.

Der Character des hellenischen Volkes, welcher schon in der heroischen Zeit etwas unverkennbar Eigenthümliches hatte, prägte sich erst durch die dorische Wanderung und durch die von ihr veranlaßten Veränderungen in einer mehr bestimmten Weise aus, in welcher sich Heimathliches und Ausheimisches und in beidem wieder Stamm- und Ortseigenthümliches näher unterscheidet.

War dem Griechen der heroischen Zeit, bei aller Beweglichkeit und Abenteuerlust, doch eine gewisse „Anspruchlosigkeit und Nüchternheit", eine liebenswürdige Einfachheit und Unbefangenheit eigen, so trat durch die heftigen Erschütterungen jenes Völkergedrängs und der sie begleitenden Strebungen und Gegenstrebungen eine erhöhte „Reizbarkeit" hervor, die einerseits ein rasches Handeln, dadurch Reibungen, diese aber bei steigender Kraftentwicklung ein starkes Selbstgefühl erzeugten, anderseits eine hohe „Empfänglichkeit für Schmerz und Lust" nährten, die eben so leicht in Thränen ausbrach, als sie sich gern in jeden Lebensgenuß versenkte, welchen dann ein angeborner Sinn für Schönheit, Maaß und Tact zum Theil zu veredeln, jedenfalls zu steigern wußte. Daher gesellten sich zu den Tugenden, die aus jenen Quellen floßen, im hellenischen Character der nachheroischen Zeit die nahangränzenden Untugenden des Neides und Hasses, der Habsucht und Grausamkeit, des Mangels an Bescheidenheit und Demuth so wie des Mangels an Zartheit gegen das weibliche Geschlecht.

Von den beiden Hauptstämmen, welche vor, wie nach der Heroenzeit die nämlichen Sitze behaupteten, hatten die pelasgischen Arkäder den manneskräftigen Character eines kernigen Gebirgsvolks mit dem ihm eigenen Sinn

für Tonkunst; die Alt-Athener aber einen frugalen, nüchternen, dabei bis zur Leichtgläubigkeit gutmüthigen, zur Ruhe und zum Frieden geneigten Sinn, der bis zum sechsten Jahrhundert v. Chr. weder die Vortheile der nahen See benützte, noch zur Kunst und Wissenschaft sich geneigt zeigte. Wozu späterhin der athenisch-ionische Character sich entfaltete, wird im Verlauf der Geschichte sich zeigen.

Von denen, welche durch die dorische Wanderung die Heimath wechselten, waren die Achäer bei regem Freiheitssinn doch die einfachsten und stätigsten; die Arkarnanen, ozolischen Lokrer und Ätöler entwickelten geringen Sinn für reges Staatsleben, waren dagegen, besonders letztere, roh und raubsüchtig; selbst die Eleer (Einwohner von Elis), dem herrschenden Theile nach meist ätolischer Abkunft, neigten zur Herrschsucht, späterhin zum Trunk und zur Lüge. — Von durchaus unedlen Anlagen waren die (der Abstammung nach nur halbhellenischen) Thessäler nach der Heroenzeit, zu Treulosigkeit, Üppigkeit und gröbstem Aberglauben geneigt; trotzig und grob die faustkräftigen Böoter (äolischen Stamms), doch nicht ohne Sinn für Tonkunst.

Der tüchtigste Character war dem Dorer verliehen, der von Natur zwar rauh und wenig mittheilsam, aber einfach und wahr, „stätig und bedachtsam, treu der ererbten Sitte, gegen Neues spröde", kräftig und gediegen war: so daß er etwas „Überwältigendes" hatte und zu dem, welchem er sich beimischte, etwas Festes hinzubrachte (z. B. bei den Argeiern), aber auch da, wo er sich, wie in Sparta, zur höchsten Strenge steigerte, das Bild schroffer Einseitigkeit gewährte, das uns späterhin in der Geschichte entgegen tritt.

Im Gegensatz von ihm erscheint der Ionier beweglich und regsam, rüstig und schaffend, dem Heitern und Schönen zugewandt, weich und leicht zugänglich, aber auch in seiner Ausartung leichtsinnig und neuerungssüchtig, unstät und wankelmüthig bis zur Untreue und Unlauterkeit.

Auch die Korinthier, anfangs kräftig und erfindungsreich, verloren in Folge ihres Fremdenverkehrs und Reichthums bald ihre dorische Natur. — Die heitern und ruhigen Sikyonier hatten besonderen Sinn für Malerei. — Die Megärer, anfangs rührig und thätig, galten nachher für übermüthig und dünkelhaft.

Die obberührten Untugenden des Griechen traten am meisten in den Colonieen hervor, wo der hellenische Character durch den Einfluß fremder Örtlichkeit und ausländischer Zumischung, so wie durch die Verführungen des Überflusses und der Herrschaft zu „Frevelmuth" und wüstem Sinnengenuß mannigfaltige Veränderungen und Abweichungen von der angestammten Art erlitt, besonders in den Gegenden des europäischen Westens. Dennoch aber verwischte sich auch hier die wesentliche Eigenthümlichkeit des Hellenen so wenig wie seine Sprache.

Vorzüglich in dieser seiner, durch die Nationalpoesie stets lebendig erhaltenen Sprache (Kap. 2, 2.), die sich — Dialectverschiedenheiten abgerechnet — allenthalben gleich blieb, hatten die Griechen der verschiedensten und fernsten

Länder ein dauerndes Band geistiger Gemeinschaft und Verbindung; und wie innenkräftig der Lebenskeim ihrer Sprache war, sieht man daraus, daß sie sogar bei dem später eintretenden Verlust hellenischer Selbständigkeit zur „Weltsprache des Ostens“ wurde.

Der bürgerliche Sinn der Hellenen gieng aus einer Vermittlung der persönlichen Freiheit und des Vaterlandsgefühls hervor, insofern nach der Auflösung des patriarchalischen Regiments sich die Freiheit des Subjects entwickelte, aber dabei sich in's Ungemessene verloren hätte, wenn nicht das Vaterland, d. h. das auf dem Boden der Heimath in Politik, Religion und Bildung begründete Zusammenleben Gleichgearteter, mit seinen Gesetzen dem Freiheitsstreben der Individuen Ziel und Schranke gegeben hätte. Dadurch wurde, was die subjective Laune der Freien und Gleichen auseinanderzureißen schien, doch noch zusammengehalten.

Eine wesentliche Schranke des allzuweitgreifenden Freiheitstriebes bildete „die Abgränzung der Familien im Genusse des Privatrechts und in der Ausübung der religiösen Pflichten“. Daß sich übrigens die höhergestellten Freien allzu unabhängig und alleinherrisch bewegten, davon lag der Grund nicht nur in der tiefen Unterordnung der Sclaven unter den Herrenstand, sondern auch in der eigenthümlichen Unterordnung der Frauen unter die Männer. Die hellenischen Frauen hatten nur im heroischen Zeitalter, obgleich auch da das Band der Ehe nicht allzufest war, noch den Ruhm häuslicher Tugenden, insbesondre der Sittenreinheit, und waren deßhalb geehrt. Unter allen Stämmen räumte der dorische den Frauen einen Platz in der öffentlichen Erziehung und überhaupt eine lebendigere Mitwirkung im öffentlichen Leben ein. Getragen von dem Selbstgefühl des dorischen Stamms und doch nicht aus den Schranken stiller Überlieferung tretend, bewahrten sie länger „die Einfalt des Glaubens und der Seelengröße und durften noch alle Formen der musischen Kunst üben“. (Kap. 6, 3.) — Bei den lockern, gesangliebenden Äoliern hatten die Frauen sogar eine noch freiere, mitgenießende Stellung. Bei den allem Zwang abgeneigten, gern ungebunden lebenden, wankelmüthigen Jonern aber erfuhren die Frauen eine traurige Zurücksetzung hinter die Hetären, d. h. hinter kunstfertige, in Tanz, Musik und feiner Buhlerei geübte Mädchen, welche eine Art eigenen Stand bildeten, der nicht als entehrend galt, aber allmählig, besonders in Athen, wo sie mit ihrem Geist so manchen einflußreichen Mann zu fesseln wußten, durch ihre raffinirte Verfeinerung des Gesellschaftslebens, so wie durch ihre Menge das Glück des Familienlebens ganz untergruben.

Diese Zurücksetzung der Ehefrauen gieng in Attika so weit, daß diese nicht nur mit höherer Bildung unvertraut blieben, sondern auch als bloße Haushälterinnen durch ihre Abgeschiedenheit von jeder Bildungsgelegenheit in geistige Unmündigkeit und Beschränktheit verfielen, die sich bei Vielen in der abergläubischen Gesinnung, ja sogar in veralteter Sprechweise zeigte. Kein Wunder demnach, daß in Athen das eheliche und häusliche Verhältniß in den Zeiten des Staatsverfalls bis zur tiefsten Entartung herabsank, an der indeß hauptsächlich die Männer Schuld waren.

2. Die Religion der Griechen. Pelasgischer Naturdienst.

Weniger einigende Kraft, als das Stamm- und Vaterlandsgefühl und die Sprache, hatte die Religion der Hellenen, insofern sie keine ausschließliche Nationalgottheit, keine heiligen Bücher, keine herrschende Priesterschaft und kein ausschließliches Nationalheiligthum hatten. Nichts desto weniger trat die Religion in einer Form auf, die, weil sie aus des Griechen innerstem Wesen kam und nur ihm eigenthümlich war, ihn dennoch allenthalben, wo er hinkam, mit seinen Stammgenossen in mannigfaltige Beziehung setzte.

In der alt-hellenischen Religion sind zunächst pelasgische und hellenische Elemente zu unterscheiden. Die Religion der ältesten Einwohner Griechenlands, der Pelasger, war ein Naturdienst, in welchem die Verhältnisse des menschlichen Lebens mit den Beschäftigungen und Segnungen des Ackerbaus in Beziehung gesetzt waren. Ihren Natur- und insbesondere Feldgottheiten dienend und von denselben das Gedeihen ihrer Heerden und Saaten erflehend führten sie ein ruhiges, in sich still verlaufendes Leben. Dieser Naturdienst hieng durch die Nähe der asiatischen Küsten mit dem Orient zusammen, aus welchem sich namentlich vorderasiatische Culten durch die Vermittlung der Küstenbewohner über Rhodus und Kreta, über die Cycladen und längs den thrazischen Küsten nach Griechenland verpflanzt haben mögen. Dieser pelasgische Naturdienst zeigte besonders in dem uralten Cultus der Kabīren Spuren orientalischen Ursprungs.

Unter dem Namen Kabiren („mächtige" Wesen, zusammenhängend mit dem arabischen Worte chabar, groß) verstand man die sieben Planetengötter in männlicher und weiblicher Auffassung und in verschiedenen Combinationen mit Hinzurechnung eines achten ihnen übergeordneten Wesens (= dem äthiopischen Phtha, dem dodonäischen Zeus 2c.), als dessen Ausfluß sie gedacht wurden. An ihrer Spitze standen Kabīra (die Tochter des Meergottes Proteus) und Kabīros (der griechische Feuergott Hephaistos), von denen jene der ägyptischen Isis, als der im nächtlichen Dunkel zeugenden Erde, dieser dem ägyptischen Osiris oder Amun, als dem leuchtenden und wärmenden Lichte des Himmels, entsprach. Die Kabiren gehören also einem Religionssystem an, nach welchem durch das Feuer (den Feuergeist) sowohl im Äther, als auch auf der Erde und im Meere, die erste Belebung und Gestaltung der Dinge bewirkt wird.

Die Kabirenlehre war allen pelasgischen Stämmen gemeinschaftlich und daher weit verbreitet. Als die Pelasger sodann von den Hellenen (den äolischen Thessälern) unterdrückt und verdrängt wurden, suchten sie ihren Naturcultus vor Entheiligung und vor dem Eindrang fremder Vorstellungen durch Geheimhaltung zu verwahren, — ein Bestreben, das allenthalben die Veranlassung zu den Mysterien gegeben hat. Auf diese Weise hielt sich denn auch der Kabirendienst als Geheimlehre in Theben, besonders aber auf der Insel Samothrāke, wohin er, so wie auch nach den Inseln Lemnos und Imbros, in frühester Zeit über die troischen Städte von Phönizien aus gekommen war. Die samothrakischen Mysterien waren hochberühmt im grauen Alterthum und von Vielen aufgesucht, die von einer tieferen Sehnsucht getrieben wurden. Merkwürdig ist, daß Jeder, der die Weihe suchte, vorher seine Sünden bekennen und sich vom Sühnepriester (Koës, Sühner, hebräisch chozek) entsühnen lassen mußte.

Nach Schelling sind die sieben Kabiren ein Götterrath, der sich in Zeus, der alles hervorbringenden und alles leitenden höchsten Macht, auflös't (und nicht von ihm ausfließt). Sie sind Kräfte, welche die höheren Götter zur Wirkung bringen; aber sie wirken nicht einzeln, sondern in unauflöslicher Folge und Verbindung, und durch sie wird das Überweltliche in die Wirklichkeit versetzt". — Die Weihe beabsichtigte „nicht Aufschlüsse über die Welt zu ertheilen, sondern sich mit den andern Eingeweihten und mit den Göttern zu verbinden, gewissermaßen selbst Kabir zu werden. Das Sinnbild für den Götterrath, so wie für den Bund der Geweihten ist die verbundene Bewegung der Planeten". Daher die anwesenden Eingeweihten sich bei den Händen faßten, einen Kreis schloßen und dabei Hymnen singend im Tanze sich bewegten.

Außerdem gehören noch andere Culte dem pelasgischen Naturdienst an, wie z. B. der Cult des Berghöhen-Zeus, des thrazischen Dionysos, der Demēter und Kora, des dorischen Apollo, der böotischen, attischen und arkadischen Athene, der arkadischen Artemis, der Hestia, des Hermes, des Pan u. a. Unter diesen Göttern verehrten die Pelasger als höchste Gottheit den Leben- und Frucht-Geber Zan = Zeus (= ägypt. Amun), der schon in ältester Zeit zu Dodōna in der gesegneten epirotischen Landschaft Hellopia den Hauptsitz seiner Verehrung hatte; wie denn überhaupt dieses Dodona ein Mittelpunct für pelasgische Bevölkerung des nördlichen Griechenlands war. Dort war eine diesem Gott geweihte Eiche (nicht Buche), in deren Stamm man ihn wohnend dachte und aus deren Wipfelrauschen seine Offenbarungen von den Priestern und Priesterinnen (einer Art Sibyllen) erdeutet wurden. Das Orakel zu Dodona hatte daher (nächst dem, mit ihm in mythischer Verwandtschaft stehenden Ammonsorakel in Libyen) im frühesten griechischen Alterthum die größte Berühmtheit und weiteste Verbreitung, und selbst als das Hellenenthum aufkam und die Gegend um Dodona mehr dem Barbarenthum anheimfiel, erhielt es sich noch neben dem delphischen Orakel fort und fort in Ansehen, so daß es bis in die spätern Zeiten in den wichtigsten Angelegenheiten nicht ungefragt blieb.

3. Hellenische Religionsanschauung.

Als die Pelasger von den Hellenen theils unterdrückt, theils verdrängt waren, traten die pelasgischen Naturgottheiten zurück und blieben mit ihrer Symbolik theils nur noch Gegenstand der Mysterien (§. 5. u. 6.) oder erfuhren eine dem hellenischen Geist angemessene Umbildung (§. 4). Denn der Hellene faßte seine Götter weniger als Naturgeister, als vielmehr als sittliche, dem Innern des Menschen analoge Begriffe. Die hellenischen Götter sind nicht reale Symbole übersinnlicher Ideen, sondern bloße als Individuen gefaßte Begriffe, personificirte, plastisch gewordene Gedanken. Alles, was der Hellene in sich, im Innern seines Gemüthes, und um sich, in der Natur, erschaute, faßte sein plastisch-formender Sinn sogleich als lebendiges Bild in individueller Gestaltung, so daß einerseits die sittlichen und geistigen Regungen seines Innern sich ihm in gewissen Göttergestalten darstellten, anderseits ihm alle Theile der ganzen Natur göttlich belebt, ja selbst die Gegenstände seiner örtlichen Umgebung (wie Land und Meer, Fluß und Au, Baum und Fels, Berg und Quell) als eben so

viele lebendig-göttliche Individuen erschienen, die sich entweder in Liebe gegenseitig anzogen oder in Haß abstießen. Daraus entstanden oft ganze Orts-Genealogieen, zu denen dann, weil der Grieche auch die Abkunftsverhältnisse seiner verschiedenen Volksstämme personifizirte, die Stamm-Genealogieen hinzukamen, die dann zuletzt „in wirkliche Königsreihen übergiengen".

Da nun die einzelnen Gaue und Stämme nicht selten eine verschiedene Auffassung der nämlichen Gedankenbeziehungen hatten, auch die pelasgischen Religionsideen noch fort und fort in den hellenischen Begriffskreis hineinspielten und pelasgische Göttermerkmale an hellenische sich anschloßen: so fehlte es natürlich dem Ganzen an Einheit und Zusammenhang; und weil man daher das Unverständliche und Mangelnde durch neuerdachte Mythen zu erklären und auszufüllen suchte, so entstand eine nur um so größere Verwirrung, so daß in der griechischen Götterwelt, wie im griechischen Character selbst, zwar eine ungemeine reiche Mannigfaltigkeit und große Freiheit in der Zusammen- und Nebeneinanderstellung der religiösen Begriffe und Ideen, aber nicht das Prinzip der Einheit und Stetigkeit waltet und von einem geschloßenen Religionssystem nicht die Rede sein kann.

Steht nun aber auch aus diesem Grunde der innere Gehalt der griechischen Religion niedriger als manches andere (symbolische) Religionssystem des höhern Alterthums, so steht dagegen die Form derselben desto höher. Denn die reiche dichterische Phantasie des Hellenen umkleidete alle Vorstellungen des Göttlichen mit dem Gewande der Schönheit und mit dem Ausdruck des Anmuthigen und Heitern, so daß man seine Religion eine „Religion der Schönheit" genannt hat. Darum wußte sie sich auch eine so weite Verbreitung im Raum (bis in den äußersten Westen Europa's) und eine so lange Dauer in der Zeit zu sichern. Dieß hätte sie indeß doch nicht in diesem Grade vermocht, wenn sie nicht ein, obgleich mangelhaftes und irriges, doch lebendig religiöses Bewußtsein des alten Griechen voraussetzte, welches seinem dichterisch und bildnerisch individualisirenden Geiste einen solchen Antrieb gab, daß die durch seine Kunst beseelten Götterformen eine welthistorische Bedeutung bekamen. Denn die Form der griechischen Religion und ihrer Gebilde ist allerdings für die Sinne so schön gewesen, daß wir sie (mit Herder zu reden) noch „in ihren Trümmern und Scherben" bewundern.

So lange der Glaube an diese Götterwelt noch lebendig war, fehlte es auch nicht ganz an sittlich guten Folgen, deren keine positive Religion, so lange sie mit aufrichtigem Herzen geübt wird, gänzlich entbehrt. „Wie die ganze Natur dem Griechen eine große Gesammtheit göttlicher Wesen war; wie er alle natürlichen Vorzüge, alle Fertigkeiten und Künste als unmittelbare Geschenke eines Gottes ansah, und jedes Geschäft, jeden Stand unter den theilnehmenden Schutz und die Leitung eines Gottes stellte: so stand gleichermaßen alles Rechtliche und Sittliche in den Lebensverhältnissen der einzelnen, der Familien, der Staaten in innigster Verbindung mit der Religion und im unmittelbaren Bezug auf das Göttliche".

„Jene heiligen Rechte der Gastfreundschaft und des Schutzes flehender Unglücklichen, ihre Sicherheit an heiligen Örtern; der Glaube an Furien und Strafen, die auch den unvorsätzlichen Mörder verfolgten und mit dem ungerechten Blut den Fluch über ein ganzes Land brachten; die Gebräuche der Entsündigung und Götterversöhnung, die Stimme der Orakel, die Heiligkeit des Eides, des Herdes, der Tempel, der Gräber u. s. w. waren Meinungen und Anstalten, die ein rohes Volk bändigten und halbwilde Menschen allmählig zur Humanität bildeten". (Herder.)

Im Allgemeinen liegt allen poetischen und reflectirenden Religionsansichten und geheiligten Instituten des Hellenen ein sehnendes Suchen nach Gott zum Grunde, und wenn ihm auch alle Versuche, diesem Sehnen und Suchen ein Genüge zu thun, mißlangen, so hatte er doch in der ältern bezugsweise bessern Zeit theils das Gewissen zum Antrieb, theils gab ihm das aus dem Gewissen entsprungene, in verschiedenen religiösgeheiligten sittlichen Ordnungen und Einrichtungen sich darstellende Bewußtsein des Rechten und Unrechten oder Guten und Bösen einen gewissen Halt, — Einrichtungen, die sich wenigstens bis zu der Zeit erhielten, wo „der Menschengeist, im eigenen Suchen des lebendigen Gottes befriedigungslos erschöpft, als ein Gnadengeschenk von Oben das erhält, was er als ein von seinem Ursprung zeugendes Postulat zwar immer vor Augen hatte, aber nie es sich selber zu geben vermögend war".

In diesem Sinne hat C. Friedr. v. Nägelsbach die religiösen Anschauungen des Hellenenvolks in Bezug auf die homerische Welt in ihrem Zusammenhange mit tiefem Verständniß entwickelt, sie in objectiver Gliederung des Gegenstandes dargestellt und aus den homerischen Gedichten nachgewiesen. — Ausgehend von der Quelle des heidnischen Gottesbewußtseyns in jenem, dem gottverwandten Menschengeiste eingepflanzten Bestreben „Gott zu suchen, ob er ihn finden möchte" (Apstg. 17, 27), erkennt der Darsteller der „homerischen Theologie" in den, auf der Entwicklungsstufe des Suchens hervorgebrachten Schöpfungen des Menschengeistes ein Gedoppeltes: 1. „den Ausdruck des für den innern Menschen vorhandenen Bedürfnisses einer wesentlich über den Menschen erhabenen Gottheit, und 2. die Unfähigkeit des Menschen, aus sich selbst eine Gottheit zu schaffen, die nicht unmittelbar wieder mit der Menschlichkeit geschlagen wäre", so daß auf das Emporheben der Gottheit über den Menschen stets zugleich ein Herabsinken der Gottheit in das Menschliche folgt.

Dieß wird in folgenden Puncten nachgewiesen: Die Götter der homerischen Welt haben in Beziehung auf ihre leibliche Natur einerseits die gewöhnliche Menschengröße, anderseits eine kolossale, gigantische Größe; sie sind nahrungsbedürftig und genießen unsterbliche Nahrung; sind im Raum beschlossen und erheben sich über die räumlichen Schranken; — in Beziehung auf ihre geistige Natur sind sie allwissend und doch im Wissen beschränkt; sind allmächtig und doch auch von beschränkter Macht; erheben sich als selige Wesen über Zeit und Raum, über des Lebens Mühe und Noth, und fühlen sich doch leiblich und sittlich gebunden und sind mit Plage und Mühsal, mit Sorge und Elend behaftet; — sie werden als heilig angesehen (eine Heiligkeit, die sich jedoch nur in Bestrafung des Unrechts und Frevels äußert), und doch erscheinen sie selbst oft als verführende, boshafte, das Glück der Menschen beneidende, unversöhnliche und nur nach Laune versöhnbare, selber der bösen Lust, der Furcht und andern Leidenschaften und Gemüthsbewegungen unterworfene Mächte.

Nichts desto weniger bedarf der homerische Heide eine wesentlich vom Menschen verschiedene, über die Schranken des Todes unbedingt hinausgehende Gottheit: denn erst „Unsterblichkeit macht den Gott zum Gott" und diese bezeugt der Gott dadurch, daß er auch den Menschen unsterbliches Wesen mittheilen kann. Mit dieser Unsterblichkeit ist ewige Fortdauer der Leiblichkeit verbunden, welche durch den Genuß unsterblicher Speise ununterbrochen forterhalten werden muß, also nicht auf sich selbst beruht, sondern von Außen her bedingt ist.

Da die Götter die Urheber und Lenker des Völker- und Staatengeschicks sind und in den Fortgang der menschlichen Handlungen mit persönlichem Antheil eingreifen, so haben sie die Weltregierung in Händen. Sie verleihen auch jedem einzelnen Menschen die leiblichen und geistigen Anlagen, walten im Hause und in der Familie, sind Herren über Leben und Tod der Menschen; auch bethören sie ihnen den Sinn und strafen die Frevler mit Verderben.

Das Wissen von der Gottheit kommt dem (homerischen) Menschen aus seinem Verkehr mit ihr. Dieser Verkehr mit der Gottheit ist in Homer's Epopöen schon in der Abnahme begriffen, ja er war zur Zeit des Dichters schon erloschen, der sein Wissen von der Gottheit durch die Überlieferung erhalten hat und „es mit Hülfe der Muse fixirt". — Dieser Überlieferung gemäß erscheint im Homer der persönliche Verkehr der Gottheit mit dem Menschen: 1. bald als unsichtbare, bald als sichtbare Annäherung, bald in der eigentlichen Göttergestaltung, bald in verwandelter; der Mensch seinerseits erkennt den erscheinenden Gott entweder unmittelbar oder mittelbar, bald aus Wundern und Zeichen, bald aus einer nicht an ein Zeichen gebundenen Offenbarung durch Träume, Ahnungen, Gebetserhörungen, endlich auch unvermittelt aus den Werken der Gottheit, in den Geschicken und Fügungen des Lebens und im Gang der Ereignisse. Diese letztere Offenbarungsart ist dem homerischen Menschen die zuverlässigste, so daß also das homerische Heidenthum in seiner höchsten Erkenntnißstufe sich mit der untersten Erkenntnißstufe der christlichen Wahrheit berührt, die mit der Erkenntniß Gottes aus seinen Werken beginnt.

Die Gottheit offenbart aber weder Lehre noch Gesetz: beides schöpft der homerische Mensch aus dem durch den Volksglauben bestimmten und gebildeten Gewissen, und aus dieser Beschaffenheit des Gewissens heraus gestaltet sich das Verhältniß des Menschen zur Gottheit oder die subjective und objective Gottesfurcht.

Die subjective Pietät gegen die Gottheit beruht auf dem Abhängigkeitsgefühl, welches der Mensch vorzüglich durch Opfer, diesem Hauptstück des priesterlichen, politischen und häuslichen Lebens, sodann durch Vertrauen und Gebet (meist durch Bitt-, seltener durch Lob- und Dankgebet) bethätigt. Die Erhörung des Gebets beruht aber gleichwohl nur auf der subjectiven Willkühr der Götter, weßhalb denn auch die Ergebung in den göttlichen Willen nur unvollständig, ja oft mit einem Widerstreben des Menschen verbunden ist, also entweder nur in Resignation besteht oder gar in ein Schelten und Zürnen auf die Gottheit übergeht. Es kann demnach bei dieser Pietät, die von Seiten der Götter keine Liebe voraussetzt, zu keiner Liebe zu Gott kommen, die nur das Christenthum kennt.

Die objective Pietät oder die moralische Gesinnung kommt bei dem homerischen Menschen 1. aus dem oben bezeichneten Gewissen und äußert sich in der sittlichen Entrüstung über das Unrecht, in der Scheu vor andern Menschen und in der Furcht vor dem göttlichen Zorn; 2. kommt sie aus der sittigenden Kraft der als göttlich anerkannten Satzungen und geheiligten Institute (des Ehestands, Staats-, Civil- und Völkerrechts), als eben so vieler Schranken der Zucht und Sitte, deren Nichtachtung am Ende zur ungezügelten Herrschaft der natürlichen Selbstsucht führt. Weil aber in dieser Hinsicht die Götter selbst nicht heilig sind, so kann es auch bei dem Menschen in Bezug auf moralische Gesinnung zu keiner durchgreifenden Heiligung der Sinne und Gedanken kommen, wie sie das Christenthum kennt und fördert.

Da der homerische Mensch den Begriff der echten Heiligung nicht in rechtem Umfange kennt, so ist bei ihm auch der Begriff der Sünde ein vom christlichen verschiedener, in so fern ihm Sünde nur das ist, was der Entwicklungsstufe des sittlichen Bewußtseyns, auf der er steht, widerstreitet. Das Sündliche kommt ihm vorzugsweise mehr nur durch die Störungen der von den Göttern begründeten sittlichen Ordnung zum Bewußtseyn. Zur Sünde oder zum Verstoß gegen die Götter und die sittlichen Ordnungen kommt der Mensch durch die Ate d. i. durch die Sinnenbethörung (oder Verwirrung des Bewußtseyns, Störung des Normalzustandes der natürlichen Besinnung), die selbst zur Thorheit, zur Schuld wird. Diese Bethörung wird von der Gottheit geschickt, so daß im Grunde der Mensch keine Schuld hätte,

wenn „das ehrliche Gewissen des Menschen" diese Selbstrechtfertigung gelten lassen könnte und nicht doch die Quelle der Sünde in seinem Ich suchte.

Dieses Ich aber ist sich sein eigenes, dem göttlichen Gesetz entgegengesetztes Gesetz, und äußert sich zunächst in einer gedoppelten, dem homerischen Menschen nicht als Sünde, sondern als Tugend vorkommenden Form: 1. als Ehrgefühl oder Bewußtseyn seines sittlichen Werthes, das sich in der Scheu vor der Schande bekundet, — 2. als Selbstgefühl, das sich in der Freude am gerechten Lob und im Ruhm der eignen Tüchtigkeit ausspricht. Überschreitet aber das Ich diese ihm noch erlaubte Linie, so verfällt es in grobe Selbstsucht, die neben und außer sich nichts weiter anerkennt, nur ihren persönlichen Vortheil verfolgt und sich selbst als höchstes Gesetz geltend zu machen sucht. Zuletzt steigert sich der selbstische Wille durch Nichtachtung des göttlichen Willens und der sittlichen Ordnung zur Hybris d. i. zum frevelnden Übermuth (Frevelmuth), und diese Sünde ist nicht eine von Außen an ihn kommende Bethörung, sondern des Menschen eigenste That.

Hierdurch aber kommt der Mensch als Sünder mit der göttlichen Weltordnung, folglich mit den Göttern und mit dem allgemeinmenschlichen Bewußtseyn über sie in Widerstreit. Will er die Götter nicht wider sich haben, muß er die Sünde meiden. Dieß geschieht einerseits durch die Betrachtung des Wesens und des Beispiels der Götter, durch die Furcht vor ihrem Zorn und durch die stille (demüthige) Unterwerfung unter ihre Verhängnisse, — anderseits durch die Scheu vor dem sittlichen Bewußtseyn Anderer (vor der öffentlichen Meinung, als dem Volksgewissen), durch die Achtung vor den geheiligten Ordnungen, Zuständen und Rechten, und vor seinem eigenen sittlichen Gefühl und Gewissen.

Dem Meiden der Sünde steht gegenüber das Thun des Guten und Rechten: dazu treibt ihn der Gedanke an die Götter, an seinen von ihnen empfangenen Beruf, an die geheiligten Verbindungen, in denen er als Mensch, Bürger, Gatte, Sohn, Bundesgenosse, Freund lebt; treibt ihn ferner die Rücksicht auf die öffentliche Meinung und die Sorge für seinen guten Ruf bei der Nachwelt.

Da nun die Sünde in der homerischen Theologie eben sowohl passiv aus der Bethörung, als activ aus der Selbstsucht kommt, so ist auch die Zurechnung der Sünde eine gedoppelte, indem sie als Schuld in jenem Falle den Göttern, in diesem Falle dem Menschen angerechnet wird.

Das Schuldbewußtseyn verfällt aber der Nemesis oder göttlichen Strafgerechtigkeit, da die Götter die Rächer des Bösen sind. Diese Strafgerechtigkeit ist ihrem Wesen nach sowohl eine vergeltende, als auch zugleich eine die Abschreckung Anderer bezweckende. Da nun die göttliche Strafe in dem Menschen das Bewußtseyn der göttlichen Gerechtigkeit wecken soll, so wird, wenn er sich als strafwürdig erkennt, in ihm das Verlangen nach Sühnung rege. Die Sühne aber besteht 1. in der sofortigen Unterlassung und wo möglich im Gutmachen des Vergehens, 2. im Opfern mit mündlich dargebrachtem Ausdruck der Sühnegesinnung und in den damit verbundenen Gebeten und Gelübden.

Mit dem Opfer, das für die Sünde gebracht wird, ist jedoch der Begriff der Sündentilgung nicht verbunden, sondern das Sündopfer ist, wie jedes andere Opfer, nur eine Anerkennung der göttlichen Macht und Ehre und ein Bemühen, die Götter zur Gnade zu bewegen. Daher liegt auch in dem Opfern und Beten des homerischen Menschen keine sichere Gewähr der Sündenvergebung; für ihn giebt es nur eine Möglichkeit, aber keine Gewißheit der Vergebung: gewiß nur ist die Strafe der Götter für die Sünde, ungewiß aber die von der Laune der Götter abhängende Vergebung. „Des Menschen Leben ist bei Homer ein Leben ohne Gewißheit der Gnade". (Siehe die nähere Aus- und Beweisführung dieser homerischen Grundanschauungen bei C. Friedr. Nägelsbach a. a. O.)

Die Religion der Griechen im Ganzen hatte übrigens drei Stützen: das Herkommen, die Dichter Homer und Hesiod, und den Staat. Das Herkommen war darum eine wesentliche Stütze, weil die Griechen kein Religionsgesetz-

buch hatten, sondern das Conglomerat ihrer religiösen Vorstellungen sich durch Handhabung und Anschauung der Cultusgebräuche fortpflanzte. Homer und Hesiod gaben in so fern einen Glaubensanhalt, als zunächst in den homerischen Gedichten die Götter meist in schönen gefälligen Gestalten und in plastisch ausgeprägten Persönlichkeiten dem menschlichen Gemüthe nahe gestellt und durch Hesiod in eine innere Verbindung gebracht wurden.

Homer hat allerdings bei seinem Volke die griechische Götterwelt in ihrer menschlich-belebten Gestaltung und Thätigkeit schon vorgefunden: denn frühere griechische Dichter und Sänger, die umherziehend die verschiedenen Mythen dem Volke vortrugen, vor allen die Dichter aus dem sangreichen Stamme der Thraker (der damaligen Anwohner des Olymps in Pierien an der Gränze zwischen Thessalien und Macedonien) hatten die Vorstellungen von den olympischen Göttern längst schon im griechischen Volke so verbreitet, daß dieses Göttersystem bereits zum vorherrschenden geworden war. Homer aber (K. 8, 1.) trieb mit dieser Götterwelt ein noch freieres und weit äußerlicheres Phantasiespiel, so daß durch ihn die Götter zwar plastisch bestimmter ausgeprägt und dadurch den Sinnen gefälliger erschienen, ihre größere Vermenschlichung aber auch zum Mißbrauch mehr Veranlassung geben mußte, — wie denn die ihm nachbildenden Homeriden (K. 8, 1.) in leichtfertiger Dichterlust und Dichterlaune noch weiter giengen und der Würde und dem Adel der Götter gar vielen Abbruch thaten.

Dieser willkürlichen Richtung suchte hierauf Hesiod durch seine Theogonie (Götterabstammungslehre) zu steuern, durch welche er Einheit und Zusammenhang in die Verwirrung mittels Annahme mehrerer aufeinander folgenden Göttermonarchieen — des Eros, des Uranos, des Zeus — zu bringen und die göttlichen Mächte aus der allzuvertrauten Stellung zum Menschen mehr in eine geheimnißvolle Ferne zu rücken sich bestrebte. Zugleich eröffnete er eine höhere Aussicht in ein Leben nach dem Tode. Dadurch ward sein Werk eine Art poetischer Glaubenslehre, die obgleich von keinem Staate gesetzlich gemacht, doch auf die Glaubensvorstellungen der Griechen einen unberechenbaren Einfluß hatte.

Auch ihm folgte ein Reihe von Dichtern, welche die einzelnen Mythenkreise weiter ausbildeten und in ihren Göttergeschichten eine größere Ehrfurcht und Sittlichkeit an den Tag legten, als die leichtfertigen Dichter der vorangegangenen Periode. Indeß hatte die Götterbehandlung Homer's zu breiten Boden gewonnen, als daß sie hätte in den Hintergrund gedrängt werden können.

Die dritte, mehr äußerliche Stütze war der Staat, indem nämlich bei der Ausbildung des öffentlichen Lebens nach der dorischen Wanderung die Religion mit ihren verschiedenen Culten förmlich zu einem wesentlichen Bestandtheil der Staatseinrichtungen wurde, der als solcher der politischen Macht untergeordnet ward, wobei man es nur darin versah, daß man es bei dem strengen Wachen über den eingeführten religiösen Anordnungen an einer Lebendigerhaltung der innern Bedeutungen fehlen ließ, so daß die Religion allmählig zur todten Form wurde. So lange jedoch die Pietät gegen die Götter,

welche der Staat forderte, im Leben des Volks von selbst noch vorhanden war, war auch die Religion selbst hinwiederum eine heiligende Stütze für den Staat und seine Einrichtungen, ja erschien in manchen Beziehungen ihm übergeordnet und schuf sogar Einrichtungen, wie die der Orakel und Amphiktyonieen, durch welche die Religion nicht selten einen überwiegenden Einfluß sich zu bewahren wußte, wiewohl sie freilich späterhin grade durch diese Institute dem Staate zu dienen gezwungen war.

4. Der olympische Götterkreis.

Nach hellenischen Begriffen hat sich die Welt von selbst gemacht, sich aus dem „dunkeln Urgrund" an das Licht zur bestimmten Bildung emporgerungen und dann aus sich heraus die Götter erzeugt. Nach der Vorstellung der Griechen war der Mensch anfangs der Gewalt der Naturmächte preisgegeben, denen er durch einen Naturcultus zu dienen sich getrieben fühlte. Erst mit der Entwicklung des Selbstbewußtseins erkannte er weitergehend andere, über der Materie stehende, ihn beherrschende sittliche Mächte, die er nun zu seinen Göttern machte. Aus jener ersten Vorstellung heraus gestaltete sich ihm die Vorstellung eines frühern, von den ungefügen Naturgewalten ausgehenden Weltregiments, an dessen Stelle nachher eine andere Maaß und Sitte setzende Götterregierung trat. Jenes erste Weltregiment besaß Kronos und sein Geschlecht, die Titanen, welche nach Homer vom Okeanos und der Thetis (von denen jener als unpersönlich, diese als persönlich gedacht wurde, daher man ihr den Helios als persönlich männlichen Gott zur Seite gab), nach Hesiod aber vom Uranos und der Gäa — als dem Allvater und der Allmutter — abstammen. Dieses frühere Göttergeschlecht nun wurde von dem nachfolgenden sittlich höhergestellten, in den Tartarus gestürzt.

Die auf jene pandämonistische Weltanschauung folgende polytheistische Weltanschauung stellt sich in dem olympischen Götterkreis dar. Dieser besteht aus freien, auf sich selbst beruhenden Göttern, die als ein Ausschuß der übrigen niederer stehenden unter dem Vorsitz des unbeschränkten Götterkönigs Zeus seinen Rath (Senat) bilden. Als Wohnsitz dieser obern Götter dachte man sich den Berg Olymp, der mit seiner Spitze in das Himmelsgewölbe (den Uranos) hineinragt. Frühe schon wurden die verschiedenen Nationalgottheiten der einzelnen Stämme in einen Götterkreis vereinigt, dem die auch im Orient vorkommende Zwölfzahl zum Grunde liegt. An der Spitze dieses überweltlichen oder olympischen Göttersenats steht ein Obergott, an dessen Persönlichkeit sich „der Begriff eines höchsten Gebotes" und höchster Willensmacht knüpft, und zu welchem die übrigen Götter in dem Verhältniß der Abhängigkeit stehen, so daß sich allerdings durch dieses olympische Göttersystem eine Art „monotheistischer Tendenz hindurchzieht". Auch kann sogar die Spur eines „namenlosen, selbst ohne bestimmte Persönlichkeit gedachten Wesens" nachgewiesen werden. An dieses neutrale Wesen hielt sich nachher die

Philosophie, und die Annahme der Wirkungen eines solchen unbestimmten göttlichen Wesens in Ahnungen, Mahnungen, Winken 2c. kam selbst im Volksglauben vor und gab den Begriff der Deisidämonie.

Folgendes nun sind die zwölf obern Götter mit ihren Attributen:

Zeus, auch Dis, in äolischer Mundart Deus oder Dews (Sanskr. Dewas) ist (nach dem zuerst für Kreta ausgebildeten Mythus, welcher von dem ägyptischen und pelasgischen in einigen Beziehungen verschieden ist) der Gott des Äthers oder Himmels und darum auf Höhen und Bergspitzen thronend. Nachdem dieser Gott die vorangegangene Götterordnung seines Vaters Kronos gestürzt und die nach der Herrschaft der Welt strebenden Titanen (geistigen Weltkräfte, mit denen die von ihm später bekämpften Giganten oder Erdriesen, d. i. materiellen Naturkräfte nicht zu verwechseln sind) bestraft hatte, bemächtigte er sich der Weltregierung, die er mit einer gewissen Freiheit und Planmäßigkeit handhabt. Unter ihm stehen die übrigen Götter, deren jeder seinen bestimmten Wirkungskreis und seine „ihm daraus zukommende Ehre" hat. Obwohl er aber das höchste, mächtigste, weiseste Wesen, der König und Vater der Götter und Menschen ist, so ist doch seine Macht nicht Allmacht, seine Weisheit nicht Allwissenheit: denn über und unter der Erde giebt es noch Vieles, wohin seine Macht nicht reicht. Das ganze Reich des Bösen und des Todes, obwohl es ihm und den übrigen olympischen Göttern nichts anhaben kann, steht ihm mit feindlicher, von ihm nicht zu überwältigender Willkühr gegenüber. Diese selbständig waltende, eigenkräftig zerstörende Macht, die immer in seinen Weltplan hineinspielt, sich ihm widersetzen und seine Absichten durchkreuzen konnte, faßt der Hellene mit dem abstracten Begriffe des Schicksals, das er Moira oder Aisa, auch Heimarméne nannte, und welches nichts ist als eine Art Alles bestimmender und regierender Nothwendigkeit. Daher bestand die Vorstellung des Hellenen von Gott in einem beständigen Schwanken zwischen einer göttlich freien Willensmacht und einer unabänderlichen Schicksalsmacht oder Macht der Nothwendigkeit, und je nachdem der Mensch gestimmt war, oder je nachdem die Umstände sich fügten, herrschte bald die eine, bald die andere dieser beiden sich entgegengesetzten Grundansichten vor. Bei Homer ist der Vater und König der Götter dem dunkeln Wesen der Moira bald untergeordnet, bald gleich gesetzt. (Erst von Späteren wurde Zeus über das Schicksal gesetzt.) In der Überordnung der Moira über die Götterwelt liegt „ein Versuch, das Bedürfniß des Menschengeistes nach monotheistischer Weltanschauung zu befriedigen", — ein freilich ohnmächtiger Versuch, da die Moira seinem religiösen Bewußtsein ein unlebendiges, unpersönliches, nicht erfaßbares Etwas ist, ihm also auch keine Befriedigung gewährt, daher er immer wieder zu Zeus, als einem persönlichen Gotte zurückkehrt, wenn gleich diesem Gotte die Absolutheit des Willens und der Persönlichkeit abgeht.

Als Gott des Himmels steht ihm Blitz und Donner, Sturm und Wind zu Gebot, daher er mit dem Blitzstrahl in der Rechten und auf einem Adler reitend (oder auch in Ruhe sitzend mit dem Scepter in der Hand, die Blitzstrahlen auf dem Schooße und den Adler neben

sich zu den Füßen) abgebildet wird; er übt Recht und Gerechtigkeit; als Zeus Horkios hört er Eide und bestraft den Meineid; als Zeus Xenios nimmt er sich der Schutzflehenden, der Hülfsbedürftigen, der Fremdlinge 2c. an. Von ihm als Zeus Herkeios leitete man die Wohlthaten eines sichern Wohnorts, der Heimath, des Herdes und der Familie ab, und sein Bild stand auf einem Hausaltar am äußersten Thore des Hofes. Bei wichtigen Vorfällen, welche des Hauses Ehre und Wohl berührten, wurden an diesem Altare Schwüre und Zeugnisse abgelegt. Desgleichen wurde er als höchster Stadtkönig und Stadtbeschützer verehrt. Auch hat Zeus noch andere Beinamen, wie: der Retter (Sotēr), der Befreier (Eleutherios) 2c. Sein Palast ist auf der höchsten Spitze des Olymps. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere; Eichen und Buchen waren ihm heilig. Viele Könige und Helden leiteten ihre Abkunft von ihm her; daher ihm die Mythen neben seiner Hauptgattin viele Nebengattinnen gaben.

Seine Gattin und zugleich Schwester ist Here oder Hera, (Herrin, von heros, lat. herus, Herr) Tochter des Kronos und der Rhea. Sie war früher eine pelasgische Gottheit und als Princip des weiblich empfangenden Naturlebens unter dem Namen Dione dem dodonäischen Zeus oder Zan (§. 2.) zugesellt. Durch die Hellenen wurde sie sodann aus einer Naturgottheit in sinnlicher und sittlicher Auffassung (mit zum Grunde liegender Beziehung auf die Vermählung des Himmels und der Erde) zur Gattin des hellenischen Zeus und dadurch zur Himmelskönigin, der die Localgötter widerstrebend wichen (was die Mythe als Streit zwischen ihr und den andern Göttern darstellt). Als gesetzliche Gattin des Zeus ist sie sodann die Göttin der Ehe oder gesetzlich-ehelichen Verbindung und als solche die Wächterin über die Heiligkeit der Ehe und Feindin ehelicher Untreue. Bei ihren Opfern wurde die Galle der Thiere nicht mitgeopfert, sondern neben dem Altar begraben, weil zwischen Ehegatten kein Zorn und keine Bitterkeit Statt finden soll. Sie hat gebietende Augen, eine Ehrfurcht heischende Schönheit, stolzen Wuchs, erhabenen Gang und weiße Arme und wird außerdem mit Diadem und Scepter abgebildet und ihr der Pfau, als Symbol des leuchtenden Sternenhimmels beigegeben.

Ihr Cultus war einer der verbreitetsten. Als Gründerin eines geordneten ehelichen Lebens war sie zuweilen auch Schutzgöttin des ganzen Staats, wie in Argos. An den ihr geweihten Festen (Heräen) fuhr an der Spitze der Procession von Männern und Frauen die Oberpriesterin auf einem mit zwei weißen Stieren bespannten Wagen. Als Götterherrin hatte sie in ihrem Gefolge die Horen oder Göttinnen der Jahrszeiten und Stunden, die Hebe oder Göttin der Jugend und die ihre Befehle ausrichtende Iris.

Die spielende Dichtung läßt den Zeus zuerst mit mehreren andern weiblichen Gottheiten eine Verbindung eingehen, nämlich mit der Diana, Metis, Themis, Eurynōme, Demēter, Mnemosyne; dann erst tritt seine Ehe mit Hera ein, und selbst während dieser letztern tritt er (zum großen Verdrusse der Hera) wiederum mit vielen andern weiblichen Gottheiten des Himmels und der Erde in ein nahes Verhältniß. Unter jenen ist besonders die Demēter oder Gäa hervorzuheben, die schon bei Homer in engster Verbindung zu Zeus gedacht ist. Demeter ist die Mutter Erde als Urheberin der Nahrung und des Getreides; und weil mit dem Ackerbau auch Sitte und gesetzliche Ordnung zusammenhängt, so ist sie zugleich Gesetzgeberin (Thesmophōros), Friedensspenderin und Familienbeschützerin. Durch ihre mit Zeus erzeugte Tochter Persephōne (Proserpīna), die von dem Gotte der Unterwelt geraubt wurde, hat sie Beziehung zur Erdtiefe und erscheint eben dadurch auch als ein chthonisches

d. i. unterweltliches Wesen. Ihre beiden größten Feste waren die Thesmophorien und Eleusinien (§. 6.) Es wurden ihr Schweine, Stiere, Kühe und Früchte geopfert. Sie wird mit einem Ährenkranz oder einem Band um das Haupt, und mit Ähren oder einer Fackel in der Hand abgebildet. — Einige führen sowohl die (pelasgische) Hera, als auch die Demeter auf die ägyptische Isis zurück. (Demeter und Persephone gehören, gleichwie Aïdes und Dionysos, zum nicht-olympischen Götterkreis.)

Die übrigen Glieder der olympischen Götterfamilie sind (mit Ausnahme von zweien) Kinder des Zeus und als solche Ausflüsse seines persönlichen Wesens.

Unter ihnen ragt besonders Pallas (Pallas Athene, auch Athenaia, auch bloß Athene) hervor, die geliebteste Tochter des Zeus von seiner frühern Gemahlin Metis (der Verständigkeit). Sie erscheint theils als eine friedliche, theils als kriegerische Göttin. In ersterer Beziehung lehrt sie alle Künste des Friedens, von den weiblichen insbesondere das Weben, Spinnen, Sticken, von den männlichen die nützlichen Gewerbe, daher ihr Beiname Ergáne oder Ergátis; ferner die bildenden Künste und überhaupt jede Geschicklichkeit, selbst auch die Heilkunst (Hygieia). Da alle diese Künste und Fertigkeiten aus dem Nachdenken entsprangen, so sagt der nachhomerische Mythus, sie sei aus Zeus Haupte in voller Kriegsrüstung entsprungen, und erhebt sie zur Göttin der Weisheit und des Verstandes. In so fern auch der Krieg Klugheit erfordert, leidet und entscheidet sie als Kriegsgöttin auch den Kampf, nicht aber, wie Ares, mit roher Kraft, sondern mit Klugheit und Ruhe. Als solche wird sie mit Helm, Harnisch und Lanze abgebildet. — Wegen aller dieser Beziehungen ist daher auch ihr Gesichtausdruck männlich-ernst, und sie wird als stets jungfräuliche Göttin verehrt, die erhaben über alle weibliche Schwäche ist.

Von den Thieren ist ihr die Eule, von den Pflanzen der Ölbaum heilig. Der Hauptort ihrer Verehrung war Athen, wo ihr Dienst „mit der Landescultur, mit der Staatseinrichtung, mit der Mythologie" Attika's (dem dortigen Erichthonius oder Erechtheus, mit Hermes, Poseidon, Hephaistos ꝛc.) auf das innigste verwachsen war. Dort war sie als Vorsteherin der Phratrien (attischen Gemeinden) zur Vorsteherin des Staates selbst geworden. In Athen wurde auch ihr glänzendstes Fest, die **Panathäneen**, mit Stieropfern, Fackelrennen, gymnischen und musischen Übungen gefeiert.

Apollon (Apollo), Sohn des Zeus (Himmels oder Tags) und der Leto (Latōna, Göttin der Nacht) ist nach Homer 1. der Gott mit Bogen und Pfeil oder der Gott der strafenden und rächenden Gewalt, der „Verderber" (wie sein Name Apollon besagt), der Leben zerstörende, Pest und Sterben sendende Gott. Kann er dieses, so kann er auch das Gegentheil und darum ist er 2. der das Übel oder Unglück abwehrende, Menschen und Heerden beschützende, rettende und heilende Gott, insbesondere der Gott der Heerden und Hirten. — Als Zeus geliebtester Sohn, der mit seinem Vater in beständiger Willensübereinstimmung ist, verkündet er den Menschen die Satzungen des Vaters und darum ist er auch 3. Gott der Weissagung, der auf Befragung antwortende Gott, besonders wenn es Gründung von Städten und Colonieen galt. Und da seine Antworten in Versen ertheilt wurden, so ist er zugleich 4. Gott der Dichtkunst, des Ge-

sangs und des Saitenspiels und als solcher Anführer der neun Musen oder Musagétes, — so daß sich also verschiedene Beziehungen in dieser Gottheit vereinigen.

Bei Homer erscheint Apollo nur als Bogenschütze, als Gott der Tonkunst und als Seher. Als Bogenschütze ist er auch Todesgott, welcher Jünglingen (so wie seine Schwester Artemis Jungfrauen), die in der Blüthe der Kraft stehen, mit geräuschlosen Pfeilen einen schnellen Tod sendet. Als Gott der Ton- und Dichtkunst wird er mit der Laute dargestellt, spielend und singend im Kreise der Musen bei den olympischen Mahlen, so wie auch bei Festen der Menschen, wenn auch andere Götter daran Theil nehmen. Als Seher wählte er sich am Parnaß unweit einer Quelle, bei welcher er die Schlange Python erlegte, einen Platz und gründete das delphische Orakel, wobei er sich leuchtend und flammend als Gott zeigte und mittelst des heiligen Dreifußes die Weihung vollzog. — Einige Forscher geben diesem Gotte ägyptischen Ursprung und fassen seine Bedeutung als Sonnengott mit dem Beinamen Phoibos (Phöbus) d. i. der Leuchtende, auf dessen Altar ewiges Feuer brannte. Andere führen ihn auf den Norden zurück und geben ihm als einem rein dorischen Gott seinen ältesten Sitz in Tempe, worauf er (d. h. sein Cultus) nach Delphi, sodann, durch Auswanderung, nach Kreta, von da nach Kleinasien, Böotien und Attika, durch die dorische Wanderung aber nach dem Peloponnes gekommen und durch das Ansehen des delphischen Orakels zum hellenischen Nationalgott geworden sei. Jedenfalls war er ursprünglich eine Naturgottheit, in der sich die erhaltende und zerstörende Naturkraft darstellte; allmählig drängte der hellenische Geist diese Auffassung in den Hintergrund und gab ihr eine ideale Umbildung, in welcher sich die Begriffe von Ordnung und Gesetz, Kunst und Wissenschaft vereinigten. In Abbildungen erscheint er bald kämpfend (z. B. die Schlange Python erlegend), bald im Hochgefühl des Sieges dastehend, bald vom Kampf ausruhend, bald die Laute spielend, das Haupt mit dem Lorbeer bekränzt &c.

Artĕmis, die Zwillingsschwester Apollon's, mit ihm auf der Insel Delos (Ortygia) geboren. Als dorische Artemis in ihrer Verbindung mit Apoll ist sie ebenfalls die Repräsentantin der Leben erhaltenden sowohl, als zerstörenden Kraft, indem sie wie Apoll sowohl Seuchen und Pest mit ihren Pfeilen sendet, als auch den Menschen (besonders dem weiblichen Geschlechte, so wie den kleinen Kindern) und den Thieren helfend und heilend beisteht; daher kommt ihr Name Artemis, d. i. die unversehrt erhaltende, die folglich auch Eintracht und Frieden stiftet, Städte und Häfen schirmt und Fruchtbarkeit des Feldes und des Viehs verleiht. Unter den Thieren nimmt sie sich vorzüglich des Wildes an und erscheint als Göttin der Jagd und des Waldes, und in dieser Eigenschaft ist sie besonders eine arkadische Naturgottheit, und zwar ohne jene ethische Beziehung und ohne Verbindung mit Apoll. Ihr Gefolge sind alsdann Nymphen, Hirsche, Hunde; und Berge und Flüsse sind ihr heilig. Sie ist, wie ihr Bruder, unvermählt, und als Feindin aller Unreinheit straft sie die Verletzung des Keuschheitsgelübdes mit äußerster Strenge.

In ihrer Beziehung zu Apoll als Sonnengott ist Artemis auch die Mondgöttin und wird als solche mit Fackel und Halbmond abgebildet. Die Vergleichung ihrer Strahlen mit Pfeilen führte, wie Einige annehmen, darauf, sie zur Jagdgöttin zu machen. — Verschieden von der arkadischen Artemis ist die taurische Artemis, an deren Altar die spartanischen Knaben gegeißelt wurden, und die ephesinische Artemis, deren Cultus auf kleinasiatischem Boden ureinheimisch und in der frühern Zeit von grausamem Character war. — Als tödtende Göttin führt sie den Namen Hekāte, die Fernhintreffende, und reiht sich dann den unterweltlichen Göttern an.

Nach spätern idealen Abbildungen wird sie schlank, leichtfüßig, ohne volle Formen, mit aufgebundenem Haar, hochgeschürzt, mit Köcher und Pfeil und mit der ihr geweihten Hirschkuh dargestellt.

Gott des Wassers war Poseidon, Zeus' Bruder, der mit seinem Dreizack die Erde erschüttert und mit seiner Gemahlin Amphitrite auf einem, von Meergöttern gezogenen Muschelwagen, mit einem Gefolge von Meergöttern, Delphinen ꝛc. über die Wogen fährt. Er hält mit seinem Element die Erde zusammen; unter seinem Schutz stehen die Inseln und Seehäfen; ihm zu Ehren wurden die isthmischen Spiele (§. 8.) gefeiert.

Gott des Feuers in und auf der Erde war Hephaistos, (Hephästus) ein Sohn des Zeus und der Hera, dessen Verstoßung aus dem Himmel auf die Erde die Abstammung des irdischen Feuers von dem himmlischen andeuten soll. Er ist Vorsteher aller Künste, deren Werke durch Feuer bereitet werden, und insofern ist er vorzugsweise der Gott der Bildnerei in Erz, auch in Thon: daher besonders die Schmiede, Metallarbeiter und Töpfer seine Feste (die Hephästieen und Chalkeen) mit Fackellauf feierten. Ihm selber wurden die kunstvollsten Arbeiten zugeschrieben, z. B. der Donnerkeil des Zeus, die Geräthe des Himmelspalastes, der Schild des Achill, der Schild des Herakles, der Wagen des Helios oder Sonnengottes ꝛc. Seine Werkstätte verlegte man in's Innere feuerspeiender Berge, z. B. auf Lemnos, auf den liparischen Inseln, in den Ätna, wo er mit seinen Knechten, den Kyklopen, schmiede.

Ebenfalls ein Sohn des Zeus und der Hera ist Ares, der Gott der Mannhaftigkeit, der persönlichen Tapferkeit im Krieg, daher Gott des Kriegs, der wilden Schlachten, der rohen Kriegswuth und als solcher schrecklich, stürmisch, verderblich. In seinem Gefolge ist die Eris, die Göttin der Zwietracht, desgleichen die Furcht und der Schrecken. Sein Dienst wurde daher nicht so eifrig betrieben; er fand sich vorzüglich in Theben und in Sparta.

Ein anderer Sohn des Zeus von der Maja war Hermes, der Gott der Beredtsamkeit, insbesondere der Rede, die Vortheil bringt, daher der schlauen Beredung, der List und Verschlagenheit, überhaupt dann aller nützlichen Erfindungen und Künste, in denen sich ein scharfer, practischer Verstand kund giebt. In dieser Eigenschaft kommt er mit dem ägyptischen Thot oder Thaut überein. Ihm schrieb man daher auch die Erfindung der Buchstabenschrift, der Sprachenkunde, der Arithmetik, der Astronomie und aller andern Wissenschaften, auch der Musik und Ringkunst, ferner des Handels, so wie des damit verbundenen Gewinns (selbst des Betrugs) zu. In letzter Eigenschaft war er auch Schirmer der Märkte, Häfen und Landstraßen, daher seine Bildsäulen (die Hermen) allenthalben auf Märkten und an Wegen, auch in Paläſtren (Ringschulen) zu finden waren. — Als Auftrag-verrichtender Bote der Götter hatte er deren Rath und Befehl den Menschen mitzutheilen, diese zu führen, auf Reisen zu geleiten und Schaden von ihnen abzuwenden: auch standen die Heerden und Ärnten unter seinem Schutze. Endlich hatte er als Psychopompos das Amt, die

abgeschiedenen Seelen in die Unterwelt zu führen und gehört von dieser Seite auch zu den unterweltlichen Göttern.

Er wird abgebildet als unbärtiger Jüngling mit Flügeln an den Füßen oder Sohlen und am Haupt oder Hut, mit einem Beutel in der einen und dem Schlangenstab in der andern Hand, in gewandter Stellung, mit feinem, klugem Gesichte, als die „ideale Vereinigung von körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit".

Hestia (Vesta), die Schwester des Zeus, die jungfräuliche Göttin des häuslichen Herdes, des Mittelpunctes, der die Familienglieder in traulicher Geselligkeit vereinigte; daher Stifterin des häuslichen Glücks und als solche die Begründerin der Cultur und Gesittung. Daher war ihr in jedem Hause der Herd heilig, auf dem ein immerwährendes Feuer unterhalten wurde. Ohne ihr zu opfern, wurde nichts Wichtiges in der Familie vorgenommen. Sie wurde dadurch auch Vorsteherin aller Opfer, wobei sie stets zuerst und zuletzt angerufen ward. Da der Herd den Fremden und Verfolgten zum Schutz diente, so wurde sie auch Göttin der Gastfreundschaft und der Schutzflehenden. — Aus dem Familienleben gieng der Dienst der Hestia in das Leben des Staats über, der unter ihrer Obhut stand. In allen Prytaneen oder Rathhäusern hatte sie in einem besondern Heiligthum ihr Standbild und ihren heiligen Herd mit dem ewigbrennenden Feuer, dem Symbole des Gemeinsinns und der Bürgereintracht. Daher nahm man bei Stiftung von Colonieen ein am Stadtherde angezündetes heiliges Feuer mit in die neuen Sitze, gleichsam als „Lebensflamme für den jungen Staat". Demnach war der Cultus der Hestia von wesentlich sittlicher Bedeutung.

Die eilfte Gottheit endlich im olympischen Götterkreise war **Aphrodite**, die Göttin der Liebe und der Schönheit, die aus dem Schaum des Meeres geborne Tochter des Zeus, die Gemahlin des Hephaistos, mit ihrem Gefolge der Charitinnen oder Göttinnen der Anmuth und ihrem Sohne, dem Knaben Eros, der auf ihr Geheiß Liebe erregt und beschwichtigt. — Sie wurde als Veranlasserin der Ehe auch die Schützerin derselben, und so als Urheberin des aus gegenseitiger ehelicher Liebe und Treue hervorgehenden Glücks angesehen, in welcher Beziehung man ihr die Schwalbe und die Schildkröte als Symbole der Häuslichkeit beigab. Als Göttin vergeistigter, gesetzlicher Liebe hatte sie den Beinamen Urania, die Himmlische, und als solche genoß sie auch an manchen Orten einen reinen Dienst, wie denn der Aphroditentempel zu Ägira in Achaja von keinem Manne betreten werden durfte, und zu Sicyon selbst das weibliche Geschlecht nur am Eingang betend stehen bleiben mußte. — Frühzeitig aber schon wurde von Vielen die Gränze der in der Idee dieser Göttin liegenden Zartheit und Züchtigkeit überschritten und sowohl die Vorstellung von ihr, als auch der Dienst derselben in die niedere Sinnlichkeit herabgezogen. Dadurch wurde sie auch zur Göttin der sinnlichen, ungesetzlichen Liebe mit dem Beinamen Pandēmos. Als solche kommt sie mit der phönizischen Astarte überein, und ihr Dienst, der am eifrigsten auf der Insel Kypros (Cypern) betrieben wurde, fand sich in sittlicher Hinsicht mit allen den Nachtheilen verbunden, welche das

durch die Religion geheiligte Laster in einem besonderen Grade mit sich zu führen pflegt.

Als zwölfte Gottheit des höhern Rangs ist vielleicht Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, aufzuführen, mit welcher Zeus die Dike, die Göttin des Rechts zeugte.

5. Die mittlern und niedern Götter. Der Cultus. Das delphische Orakel.

Außer diesen höhern Göttern nahmen die Hellenen auch eine Menge mittlerer Gottheiten an, die den Hofstaat und die Dienerschaft jener Kronidendynastie bildeten. Zu diesen gehören 1. die minder individualisirten, zum Theil schon erwähnten Genien, welche eine oder die andere Hauptgottheit begleiten, wie z. B. die Hebe, die Horen, welche dem Zeus, die Eleithyien, welche der Ehegöttin Hera, die Musen, welche dem Apollo, die Charitinnen, welche der Aphrodite, die Iris, welche als Dienerin der Himmelsbeherrscherin Hera beigegeben sind; — 2. die von der ersten pandämonistischen Weltordnung noch zurückgebliebenen, in Zeus' Weltordnung mit aufgenommenen Naturmächte als eben so viele Naturgottheiten.

Solche sind: Helios, der leuchtende Sonnengott, Eos, die Göttin der Morgenröthe, Gäa, die Göttin der Erde; Nyx, die Göttin der Nacht; Hypnos, der Gott des Schlafs; Thanatos, der Gott des Todes; die Keren oder Todesarten als Göttinnen; ferner die Wassergottheiten, und zwar als Meergötter, wie die Amphitrite, die Thetis, der Meergott Nereus und die Nereiden; Phorkys; Leukothea rc.; als Flußgötter, an die sich die Quellnymphen oder Najaden schließen, von denen die Oreaden oder Bergnymphen, die Dryaden, Baumnymphen, die Nymphen des Waldes und der Triften verschieden sind; — die Luftgottheiten, wie Äolus und seine verschiedenen Winde: Boreas, Notus, Eurus rc.; endlich die mancherlei Ortsgottheiten aus uralter Zeit.

Im Gegensatz mit diesen Naturgottheiten stehen die allegorischen Gottheiten oder Personificationen von sittlichen Begriffen und seelischen oder sonstigen unkörperlichen Zuständen, als Gottheiten ohne wirkliche, bleibende Persönlichkeit, wie z. B. der Friede, das Glück, die Treue, die Scham, die Furcht, die Rache oder Strafgerechtigkeit (Nemesis, Göttin des strengen Maaßes) mit den drei Erinnyen oder Eumeniden als strafenden Göttinnen des bösen Gewissens.

Man ahnete überall in der Natur und im Menschen die Wirkung von etwas Göttlichem, und war auch diese Ahnung einerseits mit dem Pantheismus verwandt, so schloß sie doch anderseits den Begriff eines bloßen Zufalls gänzlich aus.

„Überhaupt ist unter allen Völkern der Vorwelt — außer demjenigen, welches bestimmt war, ein höheres Licht in seinem Schooße aufgehen zu sehen — kein anderes, dessen Religion relativ-edlere und schönere sittliche Elemente enthält (allerdings mitten in der Entartung des angeerbten Verderbens), als das uns verwandte Volk der Griechen, in welchem sich alle Kräfte des Leibes und der Seele mit eigenthümlicher innerer Lebensfülle, nicht gehindert durch äußere Einwirkungen in der glücklichsten Harmonie bis zur vollendeten Reife ausbildete". (Zell.)

Nach jenen mittlern Gottheiten kamen die Heroen oder Halbgötter, d. i. vergötterte Menschen, oder Idealmenschen, deren Tugend, Stärke, Geist, Schön-

heit ꝛc. über das gewöhnliche Maaß giengen und die dann als Göttersöhne gedacht und entweder Stammväter ganzer Geschlechter, wie Herakles, Achilleus, Theseus u. a., oder als Vorsteher einzelner Gemeinden, Stände und Innungen verehrt wurden.

Die eigentliche griechische Götterwelt erhielt übrigens eine starke Vermehrung durch die Annahme fremder Götterculte: denn der Grieche mißachtete zwar die andern Völker als Barbaren, aber vor ihrem Götterthum hatte er nichts desto weniger Ehrfurcht, und weit entfernt, andern seine Götter aufdringen zu wollen, nahm er vielmehr fremde Götter gerne an und knüpfte Heimisches daran, ohne jedoch dadurch das Wesen derselben ganz aufzulösen oder zu verwischen.

Neben dem Cultus der zwölf oberen Götter fand sich daher unter andern früher vorhandenen Culten besonders der aus Vorderasien und Thrazien schon in uralter Zeit nach Griechenland verpflanzte Natur-Dienst des Dionysos oder Weingottes (Bacchus) vor, dessen mystische Formen auf Orpheus zurückgeführt werden. Sein ältester Mittelpunct in Griechenland war das kadmeische Theben, dann die Insel Euböa und Naxos, und bald wurde er in allen griechischen Ländern und Colonieen vorzüglich da aufgenommen, wo Weinbau war.

Den Orgien dieses Cultus lag, wie allem Naturdienste, die Freude bei der Wiederbelebung der Natur im Frühling und die Trauer bei dem Absterben der Natur im Winter zum Grunde, nur besonders angewandt auf die Erzeugung des Weines, — also, daß sich bei der Begehung der verschiedenen Feste dieses Gottes jene beiden Empfindungen mit der erregtesten Leidenschaftlichkeit aussprachen: wilde, rauschende Fröhlichkeit zur Zeit der Weinlese; rasender Schmerz um den sterbenden, in die Unterwelt gehenden Gott zur Zeit des kürzesten Tages; endlich erneuerte Freude beim Wiedernahen dieses Gottes im Frühlingsschmucke zu der Zeit, da man „des Gottes jüngste Gabe, den neuen Wein der letzten Lese“ zu genießen pflegte. (Von seiner düstern, den Gedanken an die Unterwelt und an den Tod zugekehrten Seite wird daher der Dienst des Dionysos auch zu den Culten der chthonischen oder unterweltlichen Gottheiten gerechnet, gleichwie der Dienst der Demeter und Kora (oder der Ceres und Proserpina, s. §. 6.)

Die Feste selbst, **Dionysien** genannt, theilt man 1. in die kleineren, ländlichen, die zur Zeit der Weinlese in jedem attischen Dorfe durch lärmende Umzüge, Gesänge, Chortänze, Mummereien, dramatische Vorstellungen, Schmäuse und andere Ergötzlichkeiten gefeiert wurden; 2. in die lenäischen, die als Kelterfest im Wintersonnenstillstand; — 3. in die Anthesterien oder Frühlingsdionysien, die als Fest des jungen gegohrenen Weines im Frühlingsbeginn — und 4. in die großen Dionysien, die nach volleingetretenem Frühling zur Rosenzeit gefeiert wurden. Die drei letztgenannten Feste waren der Stadt Athen (und den ionischen Colonieen) eigenthümlich, und die Lenäen insbesondere mit öffentlichen Gastmalen und dramatischen Festspielen verbunden, in welchen die Geschichte des Gottes dargestellt wurde. — Zur Zeit dieser Lenäen wurde in Böotien, namentlich bei Theben, und in mehreren andern griechischen, besonders äolischen Staaten, so wie auf vielen Inseln, bei nächtlicher Weile zwischen Bergen die aus Thrazien stammende trieterische Dionysosfeier von

Chören schwärmender Frauen und Jungfrauen, Mänaden (Bacchantinnen) genannt, auf eine wilde, schaurig-ekstatische Weise begangen.

Zum Götterdienst oder Cultus überhaupt gehörten: geweihte Stätten und Plätze, Tempel, Altäre, Bilder; Opfer, Weihgeschenke, Gebete, Reinigungen und Kasteiungen, Feste mit feierlichen Umzügen und Tänzen. — Manche Tempel und Heiligthümer waren mehreren Götter zugleich gewidmet; es gab sogar (zu Orneä in Argolis) einen Tempel für alle Götter und in Athen einen Altar für den unbekannten Gott.

Die Opfer insbesondere waren dem Zwecke nach theils Sühnopfer, theils Bitt- und Dankopfer, und wurden von den Priestern entweder im Freien auf Bergen und in Hainen, oder in Tempeln bei den verschiedenen Götterfesten und Festspielen dargebracht.

Dem Gegenstande nach waren sie entweder blutige oder unblutige. Die blutigen waren in der frühesten Zeit auch Menschenopfer (wobei dem Blute der Edelsten und Reinsten, besonders dem von Jünglingen und Jungfrauen, die le Sühnungskraft zugeschrieben wurde); nachher gab es bloß Thieropfer (wiewohl zuweilen auch noch in der spätern Zeit Menschenopfer vorkamen). Die Zahl der Thiere bei Einem Opfer belief sich zuweilen gegen 100 oder gar 1000; solche Opfer nannte man Hekatomben. Meist waren die Opfer mit Gastmahlen verbunden; daher man die Zahl der Opferthiere gern auch nach der Menge der Gäste richtete. So große Opfer hatten oft auch den Character der Fleischspenden an das Volk. Die Opfernden hatten Kränze auf dem Haupte und in den Händen, und auch das Opferthier war bekränzt. Die unblutigen Opfer bestanden in Darbringung von Speise und Trank, von Blumen, von Weihrauch, von Lorbeer- und Eichenkränzen.

Den Willen der Götter suchte man theils aus den Eingeweiden der Opferthiere, theils aus dem Flug und der Stimme der Vögel, theils aus Lufterscheinungen, theils endlich aus Träumen zu erfahren. In allen wichtigen, öffentlichen und privaten Angelegenheiten nahm der Staat, wie der Einzelne seine Zuflucht zu den Orakeln, aus deren nicht geringer Zahl das des pelasgischen Zeus zu Dodōna (§. 2.) das älteste —, das des pythischen Apollo zu Delphi das berühmteste war.

Das delphische Orakel gehörte zunächst dem hellenischen Stamm an, ohne hellenischen Ursprungs zu sein. In der ältesten Zeit soll es andern Göttern geweiht gewesen sein als dem Apollo. Die Einführung des Apollo, als Vorstandes, scheint von Kreta gekommen zu sein, von wo aus die Stadt Krissa bei Delphi gegründet wurde, und auch die früheste Priesterherrschaft für dieses Orakel sich herleitet. Als sich zum Schutze des Heiligthums die delphische Amphiktyonie (§. 9.) aus den umliegenden Völkerschaften bildete, hatte zuerst Krissa die Oberaufsicht über dieses Religionsinstitut. Durch frevelhafte Eingriffe aber in die Heiligthümer und in die Rechte der Amphiktyonen verfiel Krissa in Strafe, wurde zerstört, sein Gebiet verflucht und seine Einwohnerschaft zu Tempelsclaven gemacht.

Bei der neuen Ordnung erhielt dann die Stadt Delphi jenes Vorrecht der Oberaufsicht, und aus einer Anzahl seiner edlen Familien, die ihre Abstammung vom Deukalion (K. 2, 3.) ableiteten und einen immerwährenden Aufsichtsrath zur Besorgung der laufenden Angelegenheiten des Orakels bildeten,

wurden durch das Loos die fünf Hauptpriester des Gottes gewählt, die den Cultus leiteten, während die andern Tempelbeamten unter verschiedenen Titeln (Basileus, Prytanen, Räthe 2c.) die übrigen Geschäfte führten. Delphi mit seiner aristokratisch-theokratischen Verfassung, seinem großen Tempelgebiet, seiner zahlreichen Priesterschaft, seinen vielen Tempelsclaven, seinen Reichthümern an Opfergaben und Weihgeschenken, die ihm aus griechischen und nichtgriechischen Ländern zuströmten, hatte mitten in hellenischer Umgebung fast „orientalischen Character", und es war kein Wunder, daß seine Einwohner bei dem Zudrang so vieler Fremden, die, um einen Orakelspruch zu empfangen, beständig ab- und zugiengen und starken Markt- und Handelsverkehr veranlaßten, reich und dadurch übermüthig, so wie aus Veranlassung fortwährender Opferschmäuse schwelgerisch wurden.

Die Lage Delphi's ist oben (K. 1, 3, 5.) beschrieben. Der große Tempel der Orakelstätte stand mitten in einem weitläufigen, von einer Mauer (mit vielen Durchgängen) umschlossenen Tempelhofe, in welchem — um den Tempel herum — mehrere kleine Tempel, dann die Reihe der Schatzhäuser (Thesauren) der einzelnen Staaten mit ihren Weihgeschenken und eine Menge von Statuen und solchen Weihgeschenken standen, die in den Schatzhäusern keinen Platz fanden. Im Tempel selbst war der Altar des Poseidon, die Bildsäulen des Zeus, des Apollo und der Schicksalsgöttinnen. Im Innersten des Tempels (dem Adyton), wohin nur Wenige drangen, stand die goldne Bildsäule des Apollo; im etwas vertieften Hintergrunde befand sich die Höhle oder der Erdschlund (das Chasma), aus welchem eine kalte Gasart stieg, wodurch die Pythia, eine weibliche Seherin, wenn sie auf dem über dem Schlunde stehenden, mit Lorbeer umwundenen goldenen Dreifuß saß, in einen Zustand der Begeisterung oder Verzückung gerieth, in welchem sie ihre Weissagungen von sich gab.

Die Pythia mußte eine geborne Delphierin sein und durfte den Tempel nie wieder verlassen. In der frühesten Zeit war eine jugendliche Jungfrau dazu genommen worden; bald aber wurde zu diesem Amte nur eine 50jährige Jungfrau gewählt, die stets von reinem Wandel seyn mußte. Wenn sie, nach vorbereitenden Opfern, Festen und Reinigungen, in ihrem langen Schleppgewande und mit wallendem Haare den Dreifuß bestieg, so nahm sie zuvor von einem Lorbeerbaume, der in der Nähe jenes Schlundes stand, ein Blatt und that aus der Quelle Kassotis, von der ein Arm durch das Heiligthum floß, einen Trunk. Die Verzückung, in die sie auf dem Dreifuß gerieth, soll zuweilen so heftig gewesen seyn, daß unmittelbar der Tod darauf folgte. Die Aussprüche, die sie in diesem Zustande that, wurden, wenn sie nicht selbst dieselben in Versen gab, von eigens dazu angestellten Dichtern in's epische Versmaaß gebracht. Diese Antworten waren kurz und in den meisten Fällen zweideutig und räthselhaft. — Da der Andrang der Fragenden groß war, zumal das Orakel nur alle Monate sprach, so entschied das Loos über die Reihenfolge. Eben deßwegen wurden allmählig auch drei Pythien nöthig.

Es gab keine irgend wichtige Begebenheit oder Unternehmung im öffentlichen, wie im privaten Leben, wobei man nicht zuvor den Rath des Orakels einholte. Alle Staaten hatten ihre genaue Beziehung zu Delphi und holten sich von dort Bestätigung für bürgerliche und religiöse Einrichtungen. Daher übte das Orakel einen unermeßlichen Einfluß auf das sittliche, wie nationale Leben der Griechen. Doch nahm es bei politischen Verwicklungen häufig Partei und war nicht selten der Bestechung zugänglich. Überhaupt trat an die Stelle des frühern „einfach väterlichen Sinnes", mit dem man Trost- und Rathsbedürftigen genügen wollte, gar häufig gewinnsüchtig berechnende Schlauheit. Deßungeachtet

erhielt sich das Orakel in Ansehen, selbst noch in den Zeiten des tiefsten Verfalls der Religion. Denn die Neigung, die Zukunft durch ungewöhnliche Mittel zu erforschen, ist dem natürlichen Menschen zu eigen, als daß oft selbst der Gebildete, geschweige der Ungebildete, ihr widerstehen könnte.

So wie die Pythia oder Manto (Seherin) nur an Orakelsitzen vorkam, so waren die Sibyllen weissagende Frauen, die an andern Orten, zum Theil auch umherwandernd, den Fragenden die Zukunft zu deuten sich berufen glaubten. Sie kommen schon in der „asiatischen Mythenbildung" vor. Das Alterthum zählt deren zehn, wovon etwa die Hälfte hellenische und darunter die erythräische und die italisch-cumäische Sibylle die berühmtesten waren. Von den Sibyllen, scheint es, muß man andere herumziehende Wahrsagerinnen, deren es unzählige gab, wohl unterscheiden.

6. Die Unterwelt. Die eleusinischen Mysterien.

In Bezug auf die Vorstellungen einer Fortdauer nach dem Tode sind bei den Griechen verschiedene Perioden der Ausbildung dieser Lehre anzunehmen. Nach Homer (K. 8, 1.) lebt die Seele (Psyche, verschieden von dem denkenden und wollenden Geist) in dem öden, freudelosen, dämmerigen Hades (Aïdes, d. i. im Unsichtbaren) fort, und zwar als Schatten ohne Körper, doch mit derselben Gestalt, denselben Neigungen und Beschäftigungen, die sie im Leben hatte. Nur wenige der Edelsten kamen gleich vom Erdenleben aus in das von ewigen Früchten prangende Elysium oder elisäische Gefilde, das man sich am äußersten Erdrand im Westen dachte. — Eine Vergeltung für alle Guten nach dem Tode auf den Inseln der Seligen tritt erst seit Hesiod (K. 8, 1.) hervor.

Anfangs verschieden vom Hades oder Schattenreiche war der Tartarus, den man sich in den Tiefen der Erde und als den Aufenthalt der Nacht und alles dessen, was die Nacht gebiert oder birgt, also auch des Schlafes und Todes, des Kummers und der Furcht ꝛc. dachte. Später vereinigte sich die Vorstellung von Hades und Tartarus überhaupt in dem Begriffe der Unterwelt, zu welcher die Seelen, deren Leibern die Erdbestattung zu Theil geworden war, von dem Fährmann Charon über den Fluß Acheron oder acherusischen See gesetzt werden, um dann vor dem obersten Todtenrichter Minos ihr Urtheil zu hören.

Nur wirkliche Götterfeinde mußten schwere Strafe büßen, wie z. B. Tantălus ewigen Hunger und Durst leiden mußte, so daß das Wasser unter ihm zurückwich, wenn er trinken, und die Fruchtzweige sich emporzogen, wenn er nach ihnen greifen wollte; oder wie Ixion, der, auf ein stets sich umschwingendes Rad gebunden, es dulden mußte, daß ihm Geyer beständig die Leber abfraßen, die ihm immer wieder nachwuchs.

Mit der weitergehenden Entwicklung der Idee einer sittlichen Vergeltung nach dem Tode (besonders durch die Lehren der Mysterien und der pythagoreischen Philosophie K. 8, 3.) schied sich der Vergeltungsort (Hades oder Erĕbus) im Innern der Erde in zwei Regionen, in das Elysium und in den Tartarus. Hatte Minos das Urtheil gesprochen, so durfte die Seele des Guten den Weg rechts über den silberklaren Lethestrom, aus dem sie Vergessenheit der Erden-

leiden trank, nach dem Elysium einschlagen, wo der Gott der Unterwelt Pluto (oder Aïs, auch Aidōneus) mit seiner Gemahlin Persephōne thronte, und wo unendliche Freuden bei ewigem Frühling ihrer warteten. Die Seele des Schuldigen mußte den Weg links hinab nach dem tiefen, von einem Feuerstrom umgebenen, Tartarus antreten, vor dessen Eingang ihr der Richter Rhadamanthus nach Verhältniß ihrer Vergehungen die Art der Strafe bestimmte, die sie zu leiden hatte; worauf sie von den (drei) Eumeniden (Furien) nach dem Ort der Qual getrieben wurde, die zugleich geistig und körperlich empfunden ward.

Mit den tiefern Fragen nach dem Grund aller Dinge, nach dem Verhältniß des Menschen zu den Göttern, insbesondere nach dem Zustand der vom Leibe geschiedenen Seele, über welchen der Volksglaube im gewöhnlichen Götterdienste keine Aufschlüsse gab, beschäftigten sich die Mysterien, in welchen, wie oben (K. 5, 2.) bei den pelasgisch-samothrakischen, die Gebildeteren Nahrung und Trost für ihren suchenden Geist zu finden meinten. Ein ähnliches, auf der eben dargelegten hellenischen Götteransicht beruhendes, wiewohl mit pelasgischem und ägyptischem Geheimdienst mehr oder weniger zusammenhängendes Institut waren die eleusinischen Mysterien.

Die fruchtbaren Ebenen um Eleusis hatten in den frühesten Zeiten zum Ackerbau und zur Verehrung der chthonischen oder unterirdischen Gottheiten, vornehmlich der Demēter (Ceres §. 4.) und ihrer Tochter Persephōne (Proserpīna) eingeladen. Zu diesem Gottesdienst war nachher, auch schon frühe, der Cult des Dionȳsos (Bacchus §. 4.) durch thrazische Ansiedler im benachbarten Böotien gekommen, und beide Culte haben sich allmählig in äußerer und innerer Beziehung vereinigt und gewissermaßen „durchdrungen".

Anfangs war die Theilnahme an diesen gottesdienstlichen Gebräuchen nur auf Eleusis und die benachbarten Orte beschränkt; nachher dehnte sie sich auf ganz Attika, von da über Jonien und die Inseln und selbst über die Urbevölkerung im Peloponnes aus. Die Entstehung des eleusinischen Festes ruht auf alt-attischen Sagen, zunächst auf der Sage von der Ankunft der ihre Tochter Persephone suchenden Dēmēter in Eleusis.

Die Demeter-Fabel, welche nichts ist, als eine Einkleidung der Ideen des Aussäens, Absterbens, Keimens und Auferstehens des Getreide-Samens in einer Frucht, ist folgende: Demeter's Tochter Persephōne (auch Kore oder Kora d. i. Jungfrau genannt) spielte auf der nisäischen Wiese mit Meernymphen und wurde von Pluto, dem Gotte der Unterwelt, entführt. Voll Schmerz darüber verläßt Demeter den Olymp, um ihre Tochter zu suchen, und kommt im Frühjahr auch nach Eleusis, wo sie in Gestalt einer alten Frau dem Königshause dient, und so, vor den Unsterblichen verborgen lebend, der Natur ihre Mitwirkung entzieht. Bald jedoch wird sie als Gottheit erkannt und befiehlt den Einwohnern, ihr einen Tempel zu bauen, den sie zu ihrem Sitze wählt. Weil indeß ihre Verborgenheit viele Störungen in der Natur veranlaßt hatte, so brachten die obern Götter einen Vergleich zwischen ihr und Pluto zu Stande, demgemäß Persephone in der fruchtbaren Zeit des Jahres bei den überirdischen, in der winterlichen Zeit aber bei den unterirdischen Göttern zubringen sollte. Dadurch versöhnt, kehrte Demeter wieder zu den Göttern in den Olymp zurück und hinterließ dem gastfreundlichen Eleusis die Brotfrucht und ihre Mysterien.

Die Mysterien ihres Cultus vertraute sie daselbst theils dem Könige und seinen Töchtern, theils einigen Edlen. Namentlich wurde dem Triptolĕmus die erste Aussaat zahmer Feldfrucht in Attika und die Stiftung der Eleusinien zugeschrieben. Das wichtigste unter jenen Adelsgeschlechtern aber war das der Eumolpiden, deren Ahnherr Eumolpus, aus Thrazien stammend, vielleicht schon den Dienst des Dionȳsos (der in Eleusis Jacchos genannt wurde) mit dem Dienst der Demeter (oder Ceres) verband. Ein Krieg dieses Eumolpus mit dem König Erechtheus von Athen über Erbansprüche führte zu einer Vereinigung, nach welcher die Regierung des attischen Staates bei Erechtheus, d. i. bei Athen und seinen Staatsgewalten —, dagegen der Vorsitz über die eleusinischen Mysterien und das Gericht über die damit zusammenhängenden Angelegenheiten bei den Töchtern des Königs von Eleusis und bei Eumolpos, d. i. bei den von ihnen sich ableitenden Geschlechtern bleiben sollte. Das Opfervorrecht bei den Eleusinien aber wurde den athenischen Königen eingeräumt, und als nachher Athen seine Könige verlor, gieng dieses Recht auf den Archon über, der deßwegen den Titel Basileus, d. i. König beibehielt. Auch das attische Geschlecht des Keryx (die Keryken) bekam das Recht, eines der höhern Ämter der eleusinischen Weihe zu bekleiden, so daß die Eumolpiden und Keryken meist allein genannt werden, wenn von dem höhern Rath der eleusinischen Weihen die Rede ist, an welchem auch noch andere Adelsgeschlechter Theil hatten.

Seitdem die Eleusinien zu einem wichtigen athenischen Staatsinstitut geworden waren, wurden sie theils in Athen, theils in Eleusis begangen. Von den zu diesem Cult in beiden Städten befindlichen Gebäuden waren die in Eleusis die ältesten und wichtigsten. Sie erhielten auf des Perikles Betrieb durch den Baumeister Iktīnus eine so prächtige Einrichtung, daß sie zu den schönsten Werken der griechischen Kunst gehörten.

Sie bestanden in einem Tempel des Triptolĕmus, einem Tempel der Artemis (Propyläa) und einem des Poseidon, in dem Kallichŏros-Brunnen und dem rarischen Felde mit der Tenne des Triptolemus. Das Hauptheiligthum indeß war der uralte Tempel der Demeter; der kunstreichste und größte aber war das eigentliche Mysteriengebäude mit seinen Maschinerieen. Das eleusinische Gebäude in Athen lag an der nordwestlichen Ecke der Burg. Zur Verbindung zwischen den beiden Heiligthümern von Eleusis und Athen diente die 4 Stunden lange heilige Straße, über welche in der ersten Hälfte unsers Octobers die Jacchosprozession von Athen nach Eleusis gieng, und welche auf beiden Seiten reich mit Kunstwerken, Gebäuden und Denkmälern besetzt war.

Demeter, Persephone (Kora) und Jacchos blieben nun zwar bei dem eleusinischen Cultus die Hauptgottheiten; doch veränderten sie allmählig ihre innere Bedeutung. Denn durch das Hinzukommen des thrazisch-phrygischen Göttersystems der Rhea Kybĕle, der Hekäte und des Dionysos-Zagreus wurde Demeter zur allgemeinen Mutter-Natur, Kore zur Hekate und Artemis, Jacchos zum orphisch-thrazischen Dionysos. (Später mischten sich auch Ideen des ägyptischen Isisdienstes darunter). Als sodann die plastisch-concreten Göt-

tergestalten in abstracte Allegorieen sich auflösten, so machte sich diese Änderung auch in den Eleusinien geltend.

Das Fest der Eleusinien war ein gedoppeltes im Jahre: das kleinere im Frühling in der Vorstadt Agra am Ilissus, zum Andenken an die Rückkehr der Persephone zu den obern Göttern (wodurch das Aufsprossen des Samenkorns aus der Tiefe der Erde an's Licht versinnbildet wurde) und an deren Vereinigung mit dem im Lenzschmuck prangenden Dionysos; dann das größere Fest zwischen der Ärnte und Saatzeit, das bedeutendste in Attika, ja in ganz Griechenland.

Am ersten Tage des Festes wurden (nach Preller) lärmende Umzüge gehalten und die Neueinzuweihenden mit den Bedingungen der Aufnahme bekannt gemacht. Am zweiten Tage wurden die Reinigungen mit Seewasser am Meergestade vorgenommen; am dritten wurde den beiden Göttinnen geopfert und wahrscheinlich auch dem Herakles, Kastor und Pollux und dem Hippokrates Opfer gebracht, und zwar jedesmal in Athen selbst. Sie waren alle mit Opferschmäusen und Festzügen verbunden. Am sechsten gegen Abend wurde der große Jacchoszug auf dem heiligen Weg von Athen nach Eleusis vorgenommen. Der Zug mit dem Bilde des Jacchos bestand aus den Priestern, den obrigkeitlichen Behörden und der paarweise und schweigend gehenden Schaar der mit Myrten und Epheu bekränzten Mysten (Eingeweihten) mit Ackergeräthen und Fackeln, unter Jacchosrufen und bacchischen Tänzen, bis man in Eleusis ankam, wo die nächtliche Fackelfeier (das Suchen der Demeter nach ihrer Tochter bedeutend) auf der thriasischen Ebene an der Küste des eleusischen Meerbusens begann. Am siebenten Tage wiederholte sich eben daselbst diese Nachtfeier, bei der die Mysten den geheimnißvollen Mischtrank bekamen, der den Übergang von der Trauer zur Freude bildete. — Die nun folgenden Festgebräuche fanden wahrscheinlich im Innern des heiligen Mysteriengebäudes Statt, wo auch die eigentliche Weihe der Neuaufzunehmenden vorgenommen wurde. Das ganze Fest schloß am neunten Tage mit einer Wasserspende.

(Nach Wachsmuth war der dritte Tag ein Festtag, an dessen Beschluß Kuchen von Sesam und Honig gegessen und der Mischtrank getrunken wurde; auf den fünften und sechsten fiel der Fackelzug; in der Nacht auf den siebenten wurden die geheimen Weihen vorgenommen; am siebenten erfolgte die Heimkehr unter Neckereien an der Brücke über den Cephissus; am achten scheint eine Nachweihe für die zu spät Gekommenen Statt gefunden zu haben und am neunten ein Fruchtopfer, durch Ausschüttung zweier irdener Gefäße nach Morgen und Abend hin, dargebracht worden zu sein.)

Zuerst ließ man sich in die kleinern Mysterien einweihen; dann, noch in demselben Jahre, in die großen, und erst ein Jahr darauf erhielt man die letzte und höchste Weihe, die Epoptie oder Anschauung, so daß also eine gewisse „Stufenfolge der Gebräuche, Anschauungen und Aufschlüsse vom Einfacheren zum Tieferen damit verbunden" war. Mysten hießen eigentlich diejenigen, welche die großen Mysterien zum erstenmal begiengen, Epopten diejenigen, welche die letzte Vollendung bekamen.

Bei der Einweihung in die kleinern Mysterien wurden Reinigungen und Sühnungen vorgenommen und ascetische (Buß-) Übungen bis zum Eintritt in die großen Mysterien auferlegt. Bei der Einweihung in die großen Mysterien wurden die Reinigungen und Sühnungen erneuert, und zwar wurden höchstwahrscheinlich die Mysten an einem andern Orte des Weihgebäudes, als die Epopten, jedoch zu gleicher Zeit, eingeweiht. Den Mysten wurde bloß die heilige

Geschichte in gewissen Darstellungen vorgeführt; die Epopten aber gelangten, wie ihr Name sagt, an einem besondern Ort (im Anakterion oder Telesterion) mehrere Tage hindurch zur gewissen Anschauung, die ihnen in Form eines heiligen Drama mit größter Pracht und Majestät gegeben wurde.

Diese mimisch-symbolischen Auffassungen, die mit Hymnengesang, Ausrufungen und liturgischen Vorlesungen verbunden waren, wurden von dem Hierophanten, dem Dadüchos und dem Hierokeryx besorgt. Der Hierophant (d. i. Offenbarer der heiligen Geheimnisse) stellte dabei den Weltschöpfer (den Demiurgen) vor. Er war aus dem Geschlechte der Eumolpiden, mußte ohne Makel und Gebrechen, dabei unsträflichen Wandels und mit schöner Stimme begabt, doch bereits bejahrt seyn, und trug ein Diadem und herabwallendes Haar; er hatte den Vorsitz bei allen eleusinischen Feierlichkeiten und war der vornehmste Priester in Attika. Der Dadüchos war der Oberste der Fackelträger und der zweitvornehmste Priester. Der Hierokeryx oder heilige Herold, aus der Familie der Keryken, stellte dabei den Hermes vor und war der drittvornehmste Priester.

Es scheint, daß die Epopten zuerst unter allerlei Schrecknissen in bildlicher Weise (gleichsam durch die Schrecknisse des Tartarus) in Irrgängen und finstern Orten herumgeführt und, nachdem sie viel Schrecken und Schauer ausgestanden hatten, plötzlich vom Licht umstrahlt (gleichsam in die elysischen Gefilde eintretend) von einer freundlichen Gegend aufgenommen wurden, wo sie schöne Stimmen und heilige Gesänge hörten und herrliche Tänze und Erscheinungen von Göttern sahen, und endlich in einen besonderen Ort eintraten, wo ihnen Symbole von Segnungen und Geheimnisse der eleusinischen Gottheiten und eine Art von Reliquien gegeben wurden. Entweihung der Mysterien durch Ausplaudern, Begehung am unrechten Ort, Verspottung, wurde mit Todesstrafe und Vermögensverlust gebüßt.

Allen diesen Gebräuchen lag eine Wechselbeziehung der Ideen von der segnenden Fruchtbarkeit des mütterlichen Erdbodens und von der Furchtbarkeit des Todes, dessen Bereich man sich in der Erdtiefe dachte, so wie die Ahnung und Hoffnung einer Lebenserneuerung nach dem Tode zum Grunde. Da es an einer klaren Auffassung dieser Ahnung und Hoffnung fehlte, so kleidete man sie in andeutende Symbolik ein.

Die eigentlichen Todesmächte, Aïdoneus (Pluto) und Persephone, sammt ihrem dunkeln Reiche waren anfangs mit einem schrecklichen Grauen umgeben; allmählig erschienen sie zugleich auch segnend, dadurch daß sie den Todten in ihrem Schooße wie das Samenkorn bergen und dann, „wenn sie das erstorbene Samenkorn im neubelebten Halme wieder an das Licht emporsenden, auch für die ihnen anvertraute Saat der Todten eine ahnungsvolle Hoffnung gewähren".

Man kann aus verschiedenen Stellen der Alten nachweisen, daß bei den Eingeweihten die Hoffnung eines Lebens nach dem Tode und der Glaube an eine Vergeltung im Jenseits durch diese Mysterien angeregt wurde, eine Anregung, die jedoch stets nur in symbolischer Weise geschah: denn dem Bildungsstande eines Jeden blieb es überlassen, sich das Geschaute nach seinen Begriffen zurecht zu legen. Daher es auch bei gar Vielen an einer gröberen, abergläubischen Auffassung nicht fehlte, daß z. B. nach dem Tode die Eingeweihten, bloß als solche, schon der Vorzüge und Genüsse des Elysiums theilhaftig würden, die Nichteingeweihten aber des elendesten Zustandes gewärtig sein müßten. Indeß ist man aus Äußerungen der Alten, wie z. B. aus der des Redners Isokrates, der sagt: „die Eingeweihten hätten eine fröhliche Hoffnung für

des Lebens Ende und für alle Ewigkeit" — zu schließen berechtigt, daß durch diese Mysterien in die düstere Nacht des Heidenthums ein tröstlicher Dämmerschimmer ewiger Wahrheit fiel, der manchem edlen Gemüthe die Bangigkeit der Todesfurcht, unter der das ganze Heidenthum seufzte, etwas weniger schwer und drückend machte. Alles, was nachher die Philosophie in dieser Beziehung mit mehr Sicherheit zu hoffen wagte, hat sie mittelbar aus den Überlieferungen dieser alten Mysterien.

So lange die Herzen der Griechen noch vom alten Götterglauben erfüllt waren, und die Kunst in ihrer schönsten Blüthe demselben noch diente, wurden auch die Eleusinien am heiligsten und würdigsten „unter dem Zudrang von ganz Griechenland" gefeiert, und selbst die Geistvollsten fühlten sich durch sie erhoben. Als der Unglaube einriß, nahm die Begeisterung ab, jedoch nur in Vielen aus den gebildeten Ständen; dennoch erhielt sich die Feier der Eleusinien, aus denen im Laufe der Zeit der Geist längst ganz entschwunden war, bis in's 5. Jahrhundert n. Chr., also bis zum völligen Siege des Christenthums, vor dessen klarem Sonnenlichte erst der trübe Dämmerschein der eleusinischen Fackel erlosch.

Ein mit den Eleusinien in Verbindung gebrachtes, gleichfalls uraltes Fest waren die **Thesmophorien**, die in unserm Monat October, jedoch nur von Ehefrauen begangen wurden und sich auf die von der Demeter durch den Ackerbau eingeführte Ordnung des bürgerlichen, insbesondere des ehelichen Lebens bezogen. Auch dieses Fest wurde theils zu Athen, theils zu Eleusis und zwar drei oder fünf Tage hindurch gefeiert, an deren erstem von vornehmen Frauen, Thesmophoriazusen genannt, in feierlichem Zuge die Satzungstafeln (als Sinnbilder) auf den Häuptern nach Eleusis getragen wurden. Der mittelste Tag dieser Festzeit war ein Trauertag, worauf dann in Athen die Frauen baarfuß im Zuge einem Wagen, auf dem sich „ein Korb mit mystischen Symbolen" befand, nach dem Thesmophorion folgten. Bei der Hauptfeier kam „das Hüttenbauen", dann eine Art Tanz mit „Niederkauern", und die „Verfolgung" vor.

Daß der vom Orpheus und Musäus (Musaios) aus Thrazien herrührende Dionysoscultus — namentlich in den eleusinischen Feiern — als eine, für das fremdnationale Bedürfniß zugerichtete, durch willkührlich phantastische Zuthaten verunstaltete Darstellung oder Nachbildung des an 500 Jahre ältern mosaischen Cultus sey, haben G. J. Voß (1641), L. Thomassin, D. Huetius, D. Clasen und Andere schon früher behauptet, und in neuester Zeit hat W. Freymüller in einer ausführlichen Gelegenheitsschrift (Landshut b. Zabuesnig 1858) im Allgemeinen den Einfluß des Judenthums auf das sittliche und religiöse Leben der Griechen und insbesondere den Zusammenhang der orphischen Mystik und des Dionysoscultus sammt dem ihm angehörigen Mythenkreise mit den mosaischen Religionsgebräuchen nachzuweisen und zu zeigen versucht, daß die eleusinischen und ihnen ähnliche Mysterien unter der Hülle heidnischer Festgebräuche Überreste echter Weisheit und Funken des nur gebundenen und verborgenen göttlichen Lichts gewesen seyen, um bei diesem Heidenvolke die Hoffnung und Erwartung eines kommenden Heils, wenn auch noch so kümmerlich, in einzelnen Seelen zu wecken und zu erhalten.

7. Politisches Leben der Hellenen. Ursprüngliches Gauverhältniß. Gesondertes Städteleben.

Staaten, als politische Vereine, bei denen Gewährleistung gegenseitiger Rechte und Pflichten stattfindet, kannte der Hellene im heroischen Zeitalter noch

nicht, in welchem der Fürst, als Haupt der von ihm regierten Gemeinde, vorzugsweise die Merkmale des Staats in sich vereinigte, ohne daß die Gesammtheit eng zu einem Körper verbunden gewesen wäre. Noch weniger gab es schon Staatenvereinigungen. Sich vollends zu eigentlicher politischer Einheit zu erheben, konnte den in so viele Stämme Vereinzelten nicht beifallen, ungeachtet des Gemeinsamen in Sprache, Religion, Regierungs- und Sinnesart.

Das Auftreten einer Gesammtheit gegen eine andere hatte zunächst bei erlittenen öffentlichen Beleidigungen und Entschädigungsforderungen Statt, wobei Heilighaltung des Gesandtenrechts, Vertretung des Ganzen durch öffentlichen Zweikampf, Vertheilung der Kriegsbeute, gemeinschaftliche Lösung der Gefangenen, Friedens- und Freundschaftsbündnisse, Waffen- und Festgenossenschaften zu gegenseitigem Beistand und Verkehr — als Anfänge zu politischen Vereinigungen hervortraten.

Die erste größere Vereinigung veranlaßte der trojanische Krieg, worin sämmtliche Griechen zu gemeinsamem Handeln sich verstanden; aber zu einer dauernden Gemeinschaft kam es auch dadurch noch nicht. Doch umschlang in der Heroenzeit alle Genossen eines Stammes, bei aller ihrer Uneinigkeit im Einzelnen, unverkennbar ein gewisses brüderliches Band, das auf dem Gefühle gemeinsamen Zusammenlebens in Gauen beruhte. Dieses aber löſ'te sich nach der dorischen Wanderung auf, weil das Gauverhältniß, in welchem das Leben der Griechen vor dieser Wanderung sich bewegte, nach derselben in ein sich vereinzelndes und von einander sonderndes Städteleben sich umwandelte.

Denn von nun an strebte jede, noch so kleine Genossenschaft nach Selbständigkeit, und indem sie „jede abhängig machende Pflicht verschmähte", verlor sie den Sinn für größere Einigungen. Daher entstanden nun eine Menge von Städten, die theils an die alten Akropolen (Burgen) sich anlehnten, theils gleich mit jenen Burgen erstanden und in ihren durch Mauern selbständig sich zusammenhaltenden Gemeinden eben so viele Staaten darstellten. So kam es, daß, — während aus der orientalischen Weltansicht das geschlossene, abgegränzte Kastenwesen und die strenge Unterordnung unter ein allgemeines geistliches oder weltliches Oberhaupt mit unbeschränktem Willen hervorgieng, — die hellenische Weltansicht zu den mannigfaltigsten, in vollkommener Freiheit neben einander bestehenden Stände- und Städte-Einrichtungen führte.

Selbst wo unter Stammesgenossen ein Städtebund zu Stande kam, hinderte derselbe nicht, daß unter einzelnen Gliedern zuweilen alte Fehden fortbestanden. Auch das Band der Pietät zwischen Mutterstädten und den von ihnen ausgegangenen Töchter- oder Pflanzstädten war nicht stark genug, um auf lange zu halten. Zwar bestanden mancherlei Bräuche, durch welche man die Anhänglichkeit der Töchterstädte an ihre Mutterstadt (Metropolis) zu unterhalten suchte: man nahm z. B. aus dem mutterstädtischen Prytaneion (Prytaneum) oder Staatsheiligthume das heilige Feuer, das dort brannte, dazu die Götter der Heimath, oft auch wohl Priester mit, holte Führer von dort zu neuen

Pflanzstädten, sandte zu gewissen Festfeiern der Mutterstadt Chöre ꝛc. zur Theilnahme dahin und gab bei manchen andern Gelegenheiten Beweise der Achtung gegen die Mutterstadt; aber mit dem Wachsthum der Tochterstadt trat Versäumniß der verwandschaftlichen Pflichten, dann Gleichgültigkeit, zuletzt Entfremdung ein. Denn die Bürgerschaft der Pflanzstädte war in der Regel zu gemischt, die Entfernung zu groß, die neue Heimath zu geräumig, schön und üppig, als daß die Sehnsucht nach der verlassenen alten, einfachen Heimath so lebhaft hätte sein und das Bedürfniß politischer Verbindung mit der Mutterstadt hätte rege erhalten können; daher diese sogar oft über den Undank der über sie emporgekommenen, trotzig und gewaltthätig sie behandelnden Tochter zu klagen hatte.

8. Politische Vereine. Gastrecht. Festgemeinschaften und Festspiele.

Bei dieser tief gehenden Vereinzelung und Zertheilung ließ sich aber doch das Bedürfniß der Einigung nicht ganz abweisen, und so drängte denn theils das Gefühl der Anschließung des Menschen an den Menschen, insbesondere an den Stamm- oder Gesinnungsverwandten, theils staatskluge Überlegung frühe zu Annäherungen, die zu kleinern oder größern Vereinigungen führten und die getrennten Theile etwas näher verbanden.

Die erste und natürlichste Art solcher mehr sichtbaren Verbindungen war das Band der Gastfreundschaft (Xenie), das schon in den ältesten Zeiten des Königsthums zwischen Einzelnen aus verschiedenen Gauen oder Städten bestand, und vermöge dessen jedes Familienglied solcher Verbundenen von dem andern zu jeder Zeit gastlich aufgenommen, unterstützt und geschützt wurde. Neben diesem Privatgastrecht bestand, ebenfalls schon im heroischen Zeitalter, ein öffentliches Gastrecht, das sich besonders an die Person des Fürsten knüpfte, der alle Fremden eines andern Staates oder Landes, welche Herberge und Hülfe suchten, insbesondere aber Gesandte und Abgeordnete fremder Staaten oder Völker, gastlich bei sich aufnahm. Das Gastrecht war zugleich Sache der Religion und darum heilig.

Mit dem Aufhören des heroischen Fürstenthums gieng die Pflicht der Ausübung des öffentlichen Gastrechts auf die sich bildenden Gemeinden über. Zwar nahm überhaupt die Pietät des Gastrechts durch den Stolz ab, der dem neuen scharf sich abgränzenden Staatsbürgerthum gegen Fremde eigen war, und gieng sogar, wie bei Sparta, in Ungastlichkeit über: dennoch bestand in den meisten Staaten nicht nur das Privatgastrecht noch lange in schöner Übung fort, sondern es bildete sich auch ein Staatsgastrecht (Proxenie) aus, d. h. ein Gastrecht, das der Staat im Namen aller an Bürgern derjenigen fremden Staaten übte, die auch seinen Bürgern ähnliche Freundlichkeit im Verkehr erwiesen, und späterhin wurden in fremden Staaten einzelne Bürger als Proxenoi ernannt, welche unsern heutigen Consuln ähnlich waren, die, obwohl dem fremden Staate angehörig, doch bei ihm denjenigen Staat vertreten, der sie ernannt hat, um seinen Bürgern, die dahin kommen, Schutz angedeihen zu lassen.

Ein anderes engeres, mehr sichtbares Band, durch welches das hellenische Volk oder eine Anzahl seiner Theile sich wenigstens zeit- und theilweise einig fühlte und erkannte, waren die **Festgemeinschaften** (Panegyreis), die mit ihren Anfängen auch schon in die Heroenzeit hinaufgehen.

Die Festgemeinschaften nahmen ihrer Natur nach entweder nur eine theilweise, oder eine allgemeine Theilnahme in Anspruch. Jenes waren die **Amphiktyonieen**, indem oft mehrere benachbarte Städte zum Schutze eines ihnen gemeinsamen Tempels oder Heiligthums in eine Festgemeinschaft zusammentraten, bei welcher durch Abgeordnete der verbundenen Gemeinden über die Angelegenheiten zunächst des Tempels (in Betreff der ihm zugehörigen Güter, Besitzungen und Rechte), sodann wohl auch über andere, zuweilen selbst politische, Angelegenheiten berathen wurde. Solche Amphiktyonieen waren z. B. die delphische Amphiktyonie für die Cycladen, die apaturische der asiatischen Joner, die triopische für die sechs dorischen Städte in Asien und auf Rhodos, die böotische, spartanisch-messenische u. s. w.

Zu denjenigen Festgemeinschaften, welche eine mehr oder weniger allgemeine Theilnahme erfuhren, gehörten die unzähligen heiligen **Festspiele**, unter welchen die olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen einen Nationalcharacter annahmen. Unter diesen waren die **olympischen Spiele** bei weitem die bedeutendsten. Sie gehörten vorzugsweise dem ganzen hellenischen Volke an, und kein Barbar, d. i. Nichtgrieche durfte daran Theil nehmen. Zunächst für Wettkämpfe körperlicher Kräfte von den Achäern gestiftet, haben sie in ihren Anfängen schon vor der dorischen Wanderung bestanden, sich aber nachher durch Iphĭtus, König von Elis, und Lykurgus, Gesetzgeber in Sparta, erneuert und überhaupt durch dorischen Einfluß weiter ausgebildet.

Sie haben ihren Namen von dem in der Landschaft Elis am Flusse Alphēus (Alpheios) gelegenen heiligen Tempelbezirk Olympia, der aus zwei gesonderten Theilen bestand. Der eine Theil enthielt den mit einer hohen Umfassungsmauer umgebenen Hain Altis, worin rechts beim Eingangsthor der heilige wilde Ölbaum (von dem die Zweige zu den Siegeskränzen durch die Hand eines Knaben mit einem goldenen Messer geschnitten wurden,) und in einiger Entfernung von diesem Baume der schon erwähnte prachtvolle Zeustempel, endlich weiter zurück in der Höhe das Pelopium oder Heiligthum des Pelops und ein mächtiger Zeus-Opferaltar stand, von dem aus sich der Opferrauch frei über die Häupter der Festversammlung hinziehen konnte. Der andere Theil des großen Waldbezirks zwischen der Altis, dem Berg Kronos und dem in den Alphēus sich ergießenden Flüßchen Kladeios breitete sich die Ebene aus, auf der die Festspiele unter dem Vorsitz von Kampfrichtern und vor den Augen einer unermeßlichen Menge (bloß männlicher) Zuschauer aus allen Ländern griechischer Zunge auf zwei besonders dazu eingerichteten Bahnplätzen gefeiert wurden. Die eine Bahn, der Hippodrŏmos, war für das ritterliche Wettrennen zu Pferd und zu Wagen bestimmt, die andere Bahn dagegen, das 300 Schritte lange Stadion (lat. Stadium), sowohl für das Pentāthlon d. i. für die fünf Kampfübungen im Wettlaufen zu Fuß, im Ringen, im Faustkämpfen, im Werfen mit dem Diskus (der Wurfscheibe) und mit dem Speer, als auch für das Pankratīon d. h. für eine Verbindung des Ringens mit dem Faustkämpfen.

Die Spiele dauerten fünf Tage hindurch, an deren letztem die Sieger unter dem Zujauchzen der Zuschauer mit einem Ölkranze bekränzt wurden, worauf dann Opfer, Umzug und Festmahl die Feier schloß. Sieger in irgend einem jener

Kämpfe zu sein, galt für die höchste irdische Ehre, deren Glanz auch auf die Vaterstadt des Siegers zurückstrahlte, und zuweilen von Sängern, wie Pindar, verewigt wurde (K. 8, 1.). Bei der Rückkehr in die Heimath wurde der Sieger von einem Triumphzug empfangen, und in Athen erhielt er die Proëdrie d. i. die Auszeichnung durch Vorsitz und lebenslängliche Speisung im Prytanēum. — In späterer Zeit traten auch Wettkämpfe in der Musik und Dichtkunst hinzu, desgleichen Ausstellungen von Werken der bildenden Kunst.

Mit der Feier dieser Spiele, die dem Zeus geweiht waren, war eine Befriedung, d. i. eine Art Gottesfrieden verbunden, indem während dieser Zeit im ganzen Peloponnes die Waffen ruhen mußten, ja die Landschaft Elis selbst war, auch außer der Festzeit, gleichsam als heiliges Land vom Kriege ungefährdet (bis auf die Zeit der thebanischen Einfälle unter Epaminondas). — Nach diesen Spielen richtete sich vom Jahre 776 v. Chr. an (in welchem man die Sieger aufzuzeichnen anfieng) die griechische Ära oder Zeitrechnung, indem die Zeit irgend einer Begebenheit nach dem Jahre einer Olympiade, d. i. eines vierjährigen Zeitraums bestimmt wurde.

Die **isthmischen Spiele**, die dem Poseidon (Neptun oder Meergott) zu Ehren in einem Fichtenhaine auf dem korinthischen Isthmus gefeiert wurden, waren gleichfalls schon vor der dorischen Wanderung von den Ionern (nach ihrer Ausbreitung über den Isthmus) zur Amphiktyonie mit Athen gestiftet, und wurden nachher dorisch unter korinthischer Verwaltung.

Die **nemeischen Spiele**, die in einem Cypressenhaine bei Nemea in Argolis gehalten wurden, waren anfangs für den dorischen Kriegsadel bestimmt und dem Herakles geweiht. — Die isthmischen, wie die nemeischen Spiele wurden alle zwei Jahre gefeiert, und man rechnete auch nach Isthmiaden und Nemeaden.

Die **pythischen Spiele** bezogen sich Anfangs auf das delphische Orakel unter Aufsicht des Amphiktyonenraths und bestanden ursprünglich in einem Gesangwettstreit zum Preis des delphischen Apollo. Nachher dehnten sie sich auch auf andere Wettkämpfe aus, die man auf der zwischen Delphi und Kirrha gelegenen Ebene Pytho vornahm, und wurden seit 586 v. Chr. auch alle vier Jahre begangen.

Im 7. Jahrhundert v. Chr. waren die **delischen Festspiele** zu Ehren des Apollo Delius und der Artemis auf der Insel Delos, dem Versammlungsplatze aller Ioner durch das ganze ägäische Meer, eben so glänzend, als die olympischen, rücksichtlich der Mannigfaltigkeit und Schönheit sowohl der Leibesübungen, als auch der geistigen Genüsse. Sie wurden alle vier Jahre gefeiert und auch Weiber und Kinder durften ihnen beiwohnen. Diese delischen Festspiele nahmen unter der persischen Herrschaft ab und wurden erst später, als Athen die Meerherrschaft gewann, wieder belebt, ohne jedoch die frühere Heiligkeit und Herrlichkeit wieder zu erlangen.

Die vier Festspiele, welche im Peloponnes und seiner nächsten Nähe gefeiert wurden, und von denen auf jedes Jahr eines fiel, bildeten eine Periode oder einen Cyclus, und wer bei allen vieren Preise erlangt hatte, bekam die beneidenswerthe Benennung Periodonīkes. — Merkwürdig war bei diesen Spielen die vollkommene Gleichheit der Person, die stets genaue Beobachtung der festgesetzten Ordnung von Seiten aller Theilnehmer, die selbst-auferlegte Unterwerfung der ungeheuern Volksmenge unter wenige, blos mit Stäben versehene Diener der Ordnung, so wie die Heilighaltung des Gottesfriedens während des ganzen

Festmonats, den eigene in die verschiedene Staaten herumgesandte Herolde verkündigten. Friedensverträge zwischen Städten wurden besonders fest und heilig gehalten, wenn man auf dem Festplatze Säulen errichtete, auf denen der Vertrag als Inschrift stand, wie denn überhaupt der ganze Eindruck der Festzeit in den Griechen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Brüderlichkeit erweckte.

9. Gaugenossenschaften und Bundesversammlungen. Waffenvereinigungen.

Die vielen festlichen Kampfspiele, für welche die Hellenen leidenschaftlich eingenommen waren, zumal sie mit ihrer Neigung zur Ruhmsucht sowohl, als zur Genußsucht stimmten, gaben zwar viele Gelegenheit zu genaueren persönlichen Bekanntschaften und Freundschaften, konnten aber doch zu keiner eigentlichen politischen Einigung führen, noch auf die Förderung von Freiheit und Selbständigkeit wesentlichen Einfluß äußern. Das Streben nach diesen politischen Gütern gieng in etwas regerem Grade von den Genossenschaften und dem mit ihnen verbundenen Bundesrath aus: doch traf der Vortheil davon immer nur einzelne Landschaften.

Gewöhnlich waren es zwölf Städte (eine Zahl, die einen astronomischen Hintergrund hat und schon bei den ältern ägyptischen Tempeldistricten vorkam), welche zu einer nähern politischen Vereinigung zusammentraten, wie z. B. die zwölf ionischen Städte in Kleinasien, deren Gemeinde- oder Bundesrath bei Gelegenheit einer jährlichen Festgemeinschaft, dem Panionion auf Mykäle, zusammenkam und über gemeinsame Angelegenheiten sich berieth. — In ähnlicher Weise waren die zwölf äolischen und die zwölf achäischen Städte schon frühe verbündet.

Doch da diese Genossenschaften keine gegenseitige Vertretung bewirkten, und vom Bundesrathe keine entscheidende Vermittlung durch Rechtssprüche ausgieng: so konnte selbst die äußerste Gefahr nur auf kurze Zeit eine Eintracht im Handeln herstellen.

Nur der **delphische Amphiktyonenrath** verschaffte sich einen größeren politischen Wirkungskreis und Einfluß. Der Amphiktyonenbund zu Delphi war gleichfalls schon in der vordorischen Zeit entstanden, da noch das Verhältniß der Stämme und noch nicht der Städte vorwog: denn nur Stämmen, als solchen, war die Theilnahme daran zugestanden. Anfangs war es nur eine gewöhnliche Amphiktyonie, wie die andern auch, also eine mit einem religiösen Feste verbundene Gemeinschaft der benachbarten Stämme zum Schutze des Heiligthums. Allmählig entwickelte sich durch Hinzutritt anderer Stämme und durch Beschickung mittels Stammvertretern eine Bundesversammlung zur gemeinsamen Berathung und gegenseitigen Hülfsleistung, vielleicht zunächst gegen dorischen Einfluß gerichtet, der in den olympischen Spielen seinen Anhaltspunct hatte.

Die Zahl der Stämme war anfangs gleichfalls zwölf und umfaßte die Thessäler, Böoter, Dorer, Jöner, Perrhäber, Magneter, Lokrer, Ötäer, phthiotischen Achäer, Malier, Phokäer und Dolöper. Nachher traten nur noch die Arkäder, Ätöler und Akarnanen hinzu. Die Vertreter dieser Bundesstaaten hießen Pylagoren, auch Hieromnemonen, und jeder Bundesstaat hatte zwei Stimmen. Die Versammlung dieser Vertreter war im Frühjahr zu Delphi, im Herbst bei Thermopylä. Bei religiösen Anlässen berief man auch die betreffenden Volksgemeinden zu einer großen Rathsversammlung.

Der Amphiktyonenbund bildete sich aber nie weder zu einem allgemeinen Gerichtshof für innere Streitigkeiten, noch zu einem „Gesammtrath aller Hellenen" gegen äußere Feinde, also nicht zu einer allgemeinen Nationalversammlung aus, und seine Beschlüsse waren meist nur religiöser und völkerrechtlicher Natur.

Das vom Amphiktyonenrath abhängige delphische Orakel (K. 1, 3.) das im 9. und 8. Jahrh. v. Chr. das größte Ansehen hatte, hätte viel zur Einigkeit der Hellenen untereinander beitragen können: aber einmal war es nicht bloß für die Hellenen bestimmt, sondern auch fremde Nationen fanden bald Zugang und Antheil: sodann gieng des Orakels Trachten nie dahin, mit reger Sorge für das Gemeinwohl zu wirken. So wie es meist nur zu Parteizwecken gebraucht wurde, wollte es auch in der Regel keinen Einfluß auf ein allgemeines, einträchtiges Handeln und Vernehmen unter den hellenischen Staaten üben, und war durch die Unklarheit und absichtliche Geschraubtheit seiner Antworten eher geeignet, den Fragenden in seinen parteiischen, oft sogar unredlichen Absichten zu unterstützen, um sich selbst in seinen Vortheilen nicht zu gefährden.

Nur das Orakel zu Olympia zeichnete sich vor den andern großen Anstalten dieser Art dadurch aus, daß es „über Kriege der Hellenen mit Hellenen keinen Spruch that", während das delphische sich daraus kein Gewissen machte und überhaupt sehr bestechlich war.

Die den Hellenen inwohnende Fehdelust und das damit verbundene Streben nach Macht und Herrschaft führte auch wohl zu vielen Einungen, deren Zweck einzig auf ein gemeinschaftliches Handeln gerichtet war. Sie waren entweder dauernde, von Geschlecht zu Geschlecht fortgehende, und umfaßten meist die zu einer Landschaft gehörigen Bewohner; oder sie waren vorübergehende, von den Zeitumständen gebotene Waffen- oder Bundesgenossenschaften (Symmachieen) zum Angriff oder zur Vertheidigung.

Ähnlich in seinem Zwecke, aber verschieden in seiner Verpflichtung war die Hegemonie, d. i. diejenige Waffeneinigung, in welcher ein Bundesstaat sich über die anderen erhob, und die Leitung der Bundesangelegenheiten an sich nahm, so daß auf sein Aufgebot die anderen Folge leisteten. Wie dieses Verhältniß auch zur Unterdrückung und Knechtung der andern Mitglieder führen konnte, wird sich im Verlaufe der Geschichte zeigen.

10. Hellenische Staats- und Regierungsformen. Das Königthum in der Heroenzeit.

War nun demnach das Volk der Hellenen nicht zur Darstellung eines in Einheit zusammenhaltenden Ganzen geschaffen, so war seine politische Bedeutsamkeit desto größer in Schöpfung mannigfaltiger politischer Formen, die nicht bloß sich aufeinander folgten, sondern, obgleich sich auseinander entwickelnd, doch zugleich in ihrer Mannigfaltigkeit nebeneinander bestanden.

In der Heroenzeit zwar war die Regierungsform durch alle griechische Staaten gleichartig: in allen herrschte das Königthum. In den ursprünglichen Familiengenossenschaften, zu denen wohl von Anfang schon Opfergemeinschaft hinzutrat, unterscheidet sich frühe der Herrenstand und der Stand des niedern Volkes.

Den Herrenadel knüpft die Sage an Göttergeschlechter, und zwischen ihm und den Gemeinen war eine, die Reinerhaltung des Blutes beabsichtigende Kluft. Der Adel wohnte in Burgen, das Volk auf dem platten Lande (Demos). Die zum Demos oder Volk Gehörigen waren die Mannen (Laoi) des Adels, und hatten Antheil an der öffentlichen Rechtspflege und an der öffentlichen Versammlung. — Dieser Rechte untheilhaftig waren die Sclaven, welche theils Kriegsgefangene, theils Erhandelte waren, und die Fremden, welche letztere jedoch unter dem Schutze des heiligen Gastrechts und der Befriedung standen, besonders wenn sie aus ihrer Heimath Vertriebene waren.

Die Geschlossenheit des Herren- oder Adelstandes war aber keine kastenartige; wie überhaupt, außer dem Adel und Volk, keine weitere Ständeverschiedenheit hervortrat. Oberpriesterthum war mit dem Fürstenthum verbunden, dies letztere vorzugsweise kriegerischer Natur; und eben so war der Krieger und Ackerbauer nicht von einander geschieden: „bloß die Waffengattung schied zwischen Adel und Gemeinen". — Kunst und Geschicklichkeit gab ein besonderes Ansehen, aber kein Standesrecht.

Aus dem Herren- oder Adelstand ragte Einer durch „Trefflichkeit" (mochte diese nun in der Weisheit des Alters, oder in der Tapferkeit, oder im Reichthum oder in Jugendkraft, Schönheit &c. bestehen) als Fürst oder König hervor, und schon in vorgeschichtlicher Zeit haftete dem Fürsten- oder Königthum Erblichkeit an. Weil man sich das Fürstengeschlecht in Verwandschaft mit den Göttern dachte, so waren persönliche Kraft und Stattlichkeit wesentliche Eigenschaften des Fürsten, und das Recht der Erstgeburt war nicht gerade allgemein. Sein Einkommen bestand in Ehrengeschenken und im Ertrag eines ihm zustehenden öffentlichen Grundstücks, seine Macht in dem größern Ansehen und der größern Verehrung, die ihm wie einem Wesen höherer Art gezollt wurde. Er war Kriegsanführer, Opfervorsteher und Oberpfleger des Rechts. Dieses Recht — als Inbegriff der von der Weisheit des Fürsten ausgehenden Gebote, die sich durch den Gebrauch zu Gesetzen ausbildeten, — war übrigens nicht ein für Alle gleiches, sondern bestand beim Fürsten in einer „Erhabenheit über den Rechtsstand der Niedern", die jedoch beschränkt war innerlich durch die Rücksicht einerseits auf die Strafe der Götter für Frevelmuth und Verletzung des Gottesrechts, anderseits auf das Lob oder den Tadel der öffentlichen Meinung; äußerlich aber auch durch einen aus den Edlen bestehenden Rath, zu welchem der König in dem Vertrauensverhältniß eines Familienältesten zu den Seinen stand, und mit welchem er sich erst berieth entweder allein, oder in Gegenwart des niedern Volkes. (Ein solcher König war Odysseus auf Ithaka, Theseus in Attika.)

Das niedere Volk hatte bei den allgemeinen Versammlungen kein Stimmrecht, äußerte aber seine Willigkeit durch Zujauchzen und enthielt sich alles Eingreifens in das Recht der Höhergestellten.

11. Übergang zur Aristokratie in den neuern Staatengründungen. Fürstenadel, Kriegsadel, Priesteradel, Geschlechtsadel.

Mit dem Aufstreben des Herrenstandes gegen die Fürsten (wovon schon Regungen in der Odyssee vorkommen) sank die Macht des Königoder Fürstenthums. Als sich durch die dorische Wanderung und in deren Folge durch die Gründung neuer Staaten die alten Stamm- und Gaugenossenschaften lös'ten, gieng auch die heroisch-monarchische Staatsverfassung allmählig entweder in Aristokratie oder in gemäßigte Demokratie über. Die beginnenden Wanderungen rissen die Stämme aus ihrer Heimath los und lockerten das Band, das zwischen den Erbfürsten und ihren Mannen bestanden hatte, indem diese Mannen nun mit größeren Ansprüchen hervortraten, so daß sich der Fürst ihre freiwillige Folge durch Rechtseinräumungen erkaufen mußte; — oder die Wanderschaar stellte sich unter Führer, mit denen sie nicht durch Sitte und Recht oder Erinnerungen der Väter zusammenhieng, sondern denen, als ihren Kriegsfürsten, sie als gemischtes Kriegsgefolge mit Ansprüchen auf Beute und Belohnung gehorchte.

Bei der Gründung der neuen Staaten dauerten jene Anforderungen fort: das ehemalige Recht des Fürsten wurde mehr und mehr geschmälert, und der Geburts-, wie der Gefolg-Adel trat immer kühner seinen Fürsten entgegen, bis der faustrechtliche Geist der Zeit sich gänzlich gegen das Königthum wandte, und dieses entweder nach dem Tode seiner Inhaber, oder auch durch gewaltsame Ermordung oder Vertreibung derselben nach und nach allenthalben entweder gänzlich aufgehoben wurde, oder nur dem Namen, nicht der That nach fortbestand.

Nun entstand Herrschaft des Adels oder Aristokratie, als eine durch die Gunst des Zeitgeistes und der Umstände fest begründete Regierungsform. Der Adel ruhte auf dem Erbrecht der Geburt, und in ihm unterscheidet sich noch lange Fürstenadel (gleichsam hoher Adel), wie z. B. die Kodriden und Alkmäoniden in Athen, die Prokliden und Agiden in Sparta, die Neleïden in Milet, die Bacchiaden in Korinth, die Aleuaden in Thessalien; oder uralter Kriegsadel (aus den ehemaligen Vertrauten der Fürsten), oder Priesteradel (bei dem sich gewisse heilige Künste z. B. die Sehergabe oder die Arzneikunde fortpflanzten, wie die Eumolpiden in Athen und Eleusis, die Asklepiaden in Epidaurus und Kos) oder ein bei Gründung neuer Staaten entstandener Geschlechtsadel.

Der Adel auch in den neugestifteten Staaten ruhte auf Grundbesitz, auf Waffenehre, (d. i. dem Vorzug des Gebrauchs einer edlern Waffengattung) und auf der Erblichkeit dieser beiden Vorzüge.

Der Adel oder Landeigenthümer wohnte in der Stadt und hatte auf den Grundstücken seine Bauern, die ihm Zins gaben. — Der Waffenehre nach war der Adelige Ritter; Adel und Reiterei war daher in vielen Staaten dasselbe, und in Sparta, das lange keine Reiterei, sondern nur schweres Fußvolk hatte, führte die adelige Jugend doch den Rittertitel (Hippeis). — Kraft der Erblichkeit des Gutsherrn- und Ritterstandes waren die Adeligen hochbürtig (Eupatriden oder Eugeneis). — Die Priester hatten nur die Opferbesorgung und standen überall unter den Königen. Nur durch Orakel hatten sie bedeutenden politischen Einfluß.

12. Das niedere Volk oder die Gemeinfreien. Übergang zur gemäßigten Demokratie.

Den Edlen, als den durch Erziehung zur innern und äußern Tüchtigkeit Gebildeten, als den Wackern und Ersten, räumte das Volk lange Zeit hindurch gerne und ohne es anders zu wissen, den politischen Vorzug ein, in welchem es keine Anmaßung erblickte, weil es in der alten Aristokratie auch wirklich noch den bessern Gehalt erkannte.

Als aber allmählig auch außer dem Geburtsadelstande in Staaten, wo nicht alles Grundeigenthum schon vertheilt und Handelsgelegenheit gering war (wie z. B. in Sparta) in der minderberechtigten Volksklasse sich Einzelne durch Waffentüchtigkeit und Wohlstand emporhoben; als vollends Erwerb und Gewinn durch Handel, insbesondere Seehandel, wozu der Grieche von Natur so sehr neigte, leichten Reichthum und dieser Ansehen brachte, suchte sich der Stand der Reichen dem Geschlechtsadel an die Seite zu setzen, so daß in manchen Staaten Schatzung nach dem Vermögen ohne Rücksicht auf Geburt als Maaßstab der Bevorrechtung zu gelten anfieng, und Reichthum allein den Herrenstand begründete. Dadurch entstand die Timokratie oder Herrschaft der durch Geld oder Reichthum hervorragenden Vornehmen.

Das niedere Volk (die Gemeinfreien) war in Staaten, die durch Einwanderer ungemischt blieben, Jahrhunderte hindurch sich gleich; in Staaten aber, wo die eingedrungenen Eroberer den Herrenstand bildeten, trat es in eine Art von Dienststand (wenigstens Mittelstand) verschiedenen Grades — nach oben hin bis an die Gränze des vollen Bürgerthums, nach unten hin bis an die Gränze der Leibeigenschaft.

Leibeigenschaft also entstand in Folge einer Unterwerfung durch Gewalt oder Vertrag: bei der durch Vertrag entstandenen gab es jene verschiedenen Abstufungen der Dienstbarkeit. — Der eigentliche Sclavenstand gieng aus dem Kauf hervor und umfaßte nur Menschen nichthellenischer Abkunft, die daher nie zum hellenischen Bürgerthum gelangen konnten, auch wenn sie Freigelassene wurden, in welchem Fall sie in Athen in die Klasse der Metöken oder bloßen Schutzbürger traten.

Da demnach die Hellenen im Innern ihres Staatslebens nichthellenische Bestandtheile nie zuließen, so behielt das hellenische Volksthum

stets etwas Eigenthümliches und Kräftiges, das außerdem sich mehr oder weniger verwischt hätte.

Unter den Gemeinfreien ist, besonders bei Seestaaten, der eigentliche Demos, bei Landstaaten (wo der Ackerbau die Grundlage bildete) der Stand der Landbewohner zu unterscheiden. Die Landbewohner, in Sparta Periöken genannt, wohnten auf dem Lande in einem untergeordneten Verhältnisse zur Landeshauptstadt und blieben deßhalb länger in ländlicher Einfachheit und Einfalt, ohne höhere Ansprüche. Sie sind nicht mit den Hörigen, noch weniger mit den Leibeigenen zu verwechseln, wenn sie auch da und dort von dem herrschenden Stande mit Spottnamen belegt wurden, wie z. B. in Sikyon mit dem Namen Knittelträger, Schaafpelzträger, anderwärts Staubfüßler ꝛc. — Die Glieder des Demos, d. h. die Gemeinfreien in Seestaaten lebten als Handwerker, Fischer, Seeleute ꝛc. in der Hauptstadt in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem Adel, und Einzelne unter ihnen kamen durch ihre Theilnahme am Handelsgewinn nach und nach zu Vermögen und dadurch in den Stand, höhere Ansprüche an den Staat zu machen und allmählig zur Herrschaft emporzustreben.

Die Ansprüche des Demos auf Theilnahme an der Regierung traten aber nur stufenweise im Laufe der Zeit hervor. Von der Weigerung und von dem Widerstreben gegen die Anmaßungen des Herrenstandes gieng der Demos über zu bestimmten Forderungen; mit jeder neuen Rechtseinräumung ward er kühner und erweiterte seine Ansprüche und Forderungen, bis es ihm gelang die alte Aristokratie zunächst mehr oder weniger in beschränkte Demokratie umzuwandeln, mit der jedoch nicht der republikanische Begriff zu verbinden ist.

13. Tyrannis und Oligarchie. Unbeschränkte Demokratie, Ochlokratie.

Die Mischung der Aristokratie und gemäßigten Demokratie, so wie die Übergänge in einander waren mannigfaltig, und der Gegensatz beider läßt sich am besten aus der nähern Geschichte Sparta's erkennen, in welchem sich das hellenische Staatsleben nicht nur in regelmäßigen, sondern auch in unregelmäßigen Formen einerseits der Tyrannis und Oligarchie, anderseits der unbeschränktesten Demokratie und Ochlokratie, am deutlichsten ausgeprägt hat.

Wenn nämlich das niedere Volk gegen den höhern Stand aufzutreten anfieng, so geschah dies gewöhnlich unter einem Demagogen, d. i. Volksführer, dem es sich vertrauend hingab. Hatte nun dieser einen so überwiegenden Einfluß auf das Volk, daß dieses sich seiner Führung blindlings überließ, so wurde er leicht zum Alleinherrn oder Tyrannen (im griechischen Sinne des Worts), der, so lange er bei dem Kampfe gegen die Aristokratie keine, auf Recht und Religion beruhenden Gesetze des Staats- und Volkslebens antastete, oft ein großer Wohlthäter des Volkes war.

Es ist übrigens die ältere Tyrannis (vor den Perserkriegen) von der nachher vorkommenden zu unterscheiden. Die ältere Tyrannis war eine unbe-

schränkte Alleinherrschaft, die in Zeiten der Zerrüttung des Adelstandes, welcher in sich selbst in Zwietracht lebte oder mit dem Volk in Kampf gerathen war, sich an die Stelle verantwortlicher Obrigkeiten meist mit List oder durch einen Gewaltstreich setzte und vom Volke (bei welchem die Anhänglichkeit an die Einheit der Regentenmacht, an das milde Regiment des ehemaligen Erbfürstenthums noch nicht ganz erloschen war) gerne geduldet und unterstützt wurde. Denn ohne nach dem Rechtsanspruch der so entstandenen Tyrannis zu fragen, ehrte das Volk den Alleinherrn vorzüglich dann, wann er unparteiische Rechtspflege schützte, Achtung gegen das Eigenthum zu erhalten wußte, Weisheit in seinen richterlichen Aussprüchen zeigte, leutselig und unbestechlich war und unermüdete Sorge für das Bürgerwohl an den Tag legte.

Bei dieser Tyrannis der ältern Zeit kommen allerdings schon einzelne Ausartungen in Zwingherrschaft vor, die sich durch willkürliche Härte, grausamen Druck, Verachtung alles menschlichen und göttlichen Rechts kund gab. Doch verhielt sich diese Erscheinung noch als Ausnahme zur Regel und konnte dem Worte Tyrannis noch keine schlimme Nebenbedeutung aufdringen.

Solche Tyrannen der ältern Zeit, abgesehen von ihren guten oder schlimmen Eigenschaften, waren z. B. Cypsĕlus und Periander in Korinth, Theagĕnes in Megara, Klisthĕnes und Pisistratus in Athen, Polykrătes auf Samos, Pittăcus auf Lesbos, Phalăris und Theron zu Agrăgas (Agrigent), Gelon und Hieron von Syrakus u. a.

Die durch die Tyrannis geschwächte Aristokratie der Geburt konnte sich gegen den umsichgreifenden demokratischen Geist nicht halten und verlor im feindlichen Kampfe mit ihm die alte Tüchtigkeit und Reinheit ihrer Gesinnung, an deren Stelle nun „Argwohn, Furcht, Rachlust und zwingherrisches Wesen“ trat; ja selbst an der Zahl der Geschlechter nahm sie, im Vergleich mit dem sich stets mehrenden Demos, immer mehr ab. — Auch der durch Reichthum oder verdienstliche Auszeichnung emporgekommene Adel oder Stand der Vornehmen (Timokraten) konnte bei seiner meist selbstsüchtigen, ungediegenen Gesinnung in der Meinung des Volkes nicht fest wurzeln und war noch mehr als der Geburtsadel dem Neid und Hasse des Volks ausgesetzt, so daß er, obgleich aus dem Volke hervorgegangen, sich in eine feindliche Stellung gegen das Volk brachte und immer würdeloser und unlauterer wurde. Das Bestreben nun des also umgewandelten Herrenstandes, sich durch alle Mittel, besonders durch Gewalt und Bedrückung, über die Menge zu erheben und über ihr zu erhalten, bezeichnet man durch das Wort Oligarchie oder Herrschaft Weniger, welche der Demos als Menge oder Vielheit sich gegenüber stehend dachte.

Die ältere Tyrannis, welche durch Herabdrückung des Adels eine allgemeine bürgerliche Gleichstellung bezweckte, hielt sich mit Hülfe des damals noch gediegeneren Demos so lange in ihrer Gewalt, als sie nicht gegen das Bürgerthum gekehrt war. Als aber das durch den Erfolg der Perserkriege gesteigerte Selbstgefühl des Demos die ehemaligen Schranken der Demokratie durchbrach, und diese sich durch das ungestüme Streben der Menge nach allgemeiner Theilnahme an der Regierung in eine unbeschränkte Demokratie umwan-

delte, bildete sich allmählig (besonders nach dem peloponnesischen Krieg) einerseits eine **Ochlokratie** oder Pöbelherrschaft aus, bei welcher ohne Rücksicht auf Verdienst und persönliche Tüchtigkeit Jeder ohne Ausnahme zur Theilnahme am Regiment für fähig erklärt, den Demagogen der überwiegendste Einfluß auf das öffentliche Wesen eingeräumt und alles gesetzlich und sittlich Bestehende dem schwankenden Wechsel der Volksleidenschaften und der Volkslaune preißgegeben ist.

Aus der dadurch entstehenden Zerrüttung des Bürgerthums gieng dann anderseits die jüngere Tyrannis hervor, die nicht, wie die ältere, für das Bürgerthum auftrat, sondern, sich meist auf Söldnermacht stützend, ohne Sinn für das Gedeihen des Bürgerthums und ohne Rücksichtnahme auf Gesetz und Herkommen, eine völlig staatsfeindliche Richtung nahm, bei welcher Verrath und Bürgerkrieg, Austreibung der Gegner und Söldnerwirthschaft an der Tagesordnung war und alles wahre Volksthum nothwendig untergehen mußte.

Von allen diesen verschiedenen Staats- und Verfassungsformen wird im Verlauf der hellenischen Geschichte, deren Hauptmomente sich am füglichsten an Sparta und Athen anknüpfen, das Nähere vorkommen.

6. Kapitel. Sparta.

1. Lykurg's Gesetzgebung.

Wo die Dorer hinkamen und neue Staaten gründeten, bildeten sie als der erobernde Theil den bevorzugten, edleren Stand, welcher in beständiger kriegerischer Haltung blieb, mit einem Kriegsfürsten oder Heerkönig an der Spitze, der die Eroberung geleitet hatte, während den alten Einwohnern des Landes, wenn sie nicht auswanderten, als Besiegten geringere Rechte gelassen wurden. Die am schärfsten hervorspringenden Merkmale des Dorischen finden sich an dem vorherrschenden spartanischen Staate, an welchem die andern dorischen Staaten des Festlandes einen „festen Anhalt" hatten.

Der Umstand, daß die Dorer bei der Eroberung Lakoniens an den — der Anlage und Zahl nach starken — achäischen Einwohnern ein kräftig widerstrebendes Element zu bezwingen hatten, steigerte, durch das Bemühen sich zu behaupten, ihren ursprünglich rauhen Character zur Schroffheit und Härte, welche von der rauhen Natur des eroberten Landes noch begünstigt wurde. Aus dieser Eigenthümlichkeit hervorgehend und wieder auf sie zurückwirkend, erscheint die **Gesetzgebung Lykurg's** (888 v. Chr.) als eine Staatseinrichtung, welche einerseits die ungefügen und wilden, mit sich selbst stets im Widerstreit lebenden Kräfte der Dorer, die hier den Namen Spartiaten bekamen, sittlich ordnete und gesetzlich regelte, anderseits aber ihnen durch allzuweit gehende Beschränkung eine gewisse einseitige Richtung gab.

Lykurg (Lykurgos), ein Proklide (d. i. aus dem Geschlechte des Prokles), der jüngere Sohn eines spartanischen Königs, (ein Zeitgenosse des jüdischen Königs

Josaphat und des Propheten Elias) trat, als sein älterer regierender Bruder Polydektes in einem Aufstande umgekommen war, die Regierung von Sparta an, legte sie aber als die Wittwe des Ermordeten acht Monate darnach einen Sohn, Namens Charilaus, gebar, zu Gunsten des Nachgebornen, der Einreden seiner Freunde ungeachtet, wieder nieder. Weil ihn aber dennoch seine Feinde eigennütziger Absichten auf die Herrschaft zeihten, so gieng er auf zehn Jahre außer Landes auf Reisen.

Auf diesen besuchte er zuerst Kreta, machte sich dort mit der Gesetzgebung des Minos näher bekannt, und veranlaßte daselbst den berühmten Weisen und Dichter Thaletas, nach Sparta zu gehen, um durch seine Gesänge und Rathschläge den leidenschaftlichen, rohen Sinn seiner Landsleute zu mildern. Bei der Bereisung der griechischen Colonieen in Kleinasien lernte er in Jonien Homer's Dichtungen kennen und nahm sie, weil er von ihnen einen veredelnden Einfluß auf den Character der Spartaner hoffte, in Abschrift mit. — Auch in Ägypten soll er gewesen seyn, wiewohl dieß nicht verbürgt und überhaupt seine ganze Lebensgeschichte mit der Sage verwebt ist.

Da indeß in Sparta beständiger Unfrieden herrschte, so kehrte er auf Bitten seiner Mitbürger dahin zurück und suchte der herrschenden Verwirrung durch eine auf den dorischen Character berechnete Verfassung ein Ende zu machen. Damit sie aber leichtern Eingang fände, ließ er sich vom delphischen Orakel einen billigenden Spruch ertheilen, der seinem Vorhaben eine göttliche Weihe gab. Die Einführung der neuen Verfassung gieng daher, ungeachtet eines starken Widerstrebens der Reichen, die sich den ihnen zugemutheten Einschränkungen nicht fügen wollten, allmählig durch.

2. Die Spartiaten, Periöken und Heloten. Beschränkung der Bedürfnisse und des Verkehrs mit dem Ausland.

Die Grundzüge der lykurgischen Verfassung, die darauf ausgieng, den Willen aller auf das Wohl des Ganzen hinzurichten, können nur aus spätern Quellen zusammengestellt werden, da sie in keinem Rechtsbuche niedergelegt waren. Sie bestehen in Folgendem:

Nur die Spartiaten, als Abkömmlinge der Eroberer, hatten das volle Bürgerrecht, welches einem jeden unter ihnen freien Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gewährte. Diese vollberechtigten Bürger theilten sich, nach der Geburt, zuerst in drei (dorische) Phylen, diese in 30 Oben, die sich dann wieder in Triakaden bis herab zu den einzelnen Familien theilten.

Die Abkömmlinge der besiegten achäischen Einwohner, die um die Stadt herum und auf dem Lande wohnten und darum Periöken (auch Lacedämonier hießen), waren zwar persönlich, aber nicht politisch frei, hatten also bei öffentlichen Angelegenheiten keine Stimme, und fühlten sich, wenn sie es auch noch so gut hatten, doch wie Fremde. Übrigens theilten sie mit den Spartanern die Ehre, das Land zu vertheidigen.

Grote in seiner Geschichte Griechenlands weis't mit Recht die täuschende Annahme zurück, daß Lakonien mit Einem Schlage erobert worden und die Landvertheilung erst nach der Einnahme von ganz Lakonien zu Stande gekommen sei. Das lykurgische System habe sich zunächst

nur auf Sparta und dessen unmittelbares Umgebiet, getrennt von dem übrigen Lakonien, bezogen; im Eurotasthal hinab waren die Gränzen der ersten Spartanerherrschaft nur schmal und reichten nicht einmal bis Amyklä hinab. Die allmählige Eroberung des übrigen Lakoniens mit neuen Ländereien und Unterthanen, und die daraus hervorgehende Bildung der Periökenklasse erfolgte erst nach der Einführung des lykurgischen Systems, und dauerte, mit Teleklos beginnend, an 300 Jahre.

Leibeigene waren die **Heloten**, welche ursprünglich die Bewohner der von den Dorern bei der Einwanderung besiegten und zerstörten Seestadt Helos gewesen sein sollen; in der Folge gieng diese Benennung auf alle Leibeigenen in Lakonien über. Ihnen kam keinerlei persönliches Recht, noch gesetzlicher Schutz zu, indem sie blos als Staatseigenthum betrachtet wurden und als Sache zu dem Grundstücke gehörten, das jeder Spartiate bekam. Doch folgten sie im Kriege als Waffenknechte ihren Herren, und treuer Waffendienst brachte Manchem die Freilassung und das Halbbürgerthum zuwege.

Nach Andern ist der Name Helot gleichbedeutend mit Kriegsgefangener. Die Heloten lebten in ländlichen Dörfern (als glebae adscripti) ihre Ländereien bebauend und den Pacht an die Herren in Sparta bezahlend; sie erfreuten sich dabei einer Heimath, hatten Familien und gegenseitig nachbarliche Gefühle, getrennt von den Ansichten der Herren. Sie wurden nie außerhalb Landes verkauft und wahrscheinlich gar nicht verkauft, da sie nicht sowohl den Herren, als dem Staate angehörten, der von ihnen beständig Kriegsdienste verlangte und ihre Tapferkeit oder Thätigkeit durch Freiheitsbewilligung belohnte". Sie hatten das Bewußtseyn griechischer Abstammung und das Recht, den griechischen Dialect zu sprechen, — standen also höher als die Sclaven anderwärtiger Staaten und in keiner Weise niedriger, als irgend eine ländliche Bevölkerung Griechenlands. Aus diesen Gründen standen auch die Spartaner in beständiger Furcht vor Helotenaufständen, und überwachten daher die Heloten durch ein strenges Beaufsichtigungssystem, durch die Krypteia, indem kriegsfähige Jünglinge bewaffnet das Land durchstreiften und die gefährlichsten Heloten sogar heimlich ermorden durften. (Aristoteles und Plutarch gehen zu weit, wenn sie annehmen, es sei eine absichtliche jährliche Ermordung von Heloten angeordnet worden, um sie einzuschüchtern.)

Das ganze lakonische Gebiet war Eigenthum des Staats, d. h. der Spartiatengemeinde. Der den Spartiaten zufallende Antheil wurde in 900 Grundstücke (Kleren) getheilt, davon jede Familie (Oikos, Haus) einen solchen Kleros oder Loostheil zur freien Benützung bekam. Der andere, in 30,000 Grundstücke getheilte Landestheil wurde den Periöken gegen Erbzins zur Bewirthschaftung überlassen. Zu einem Oikos gehörten oft mehrere (kleinere) Familien, die an Einem Kleros Theil hatten. — Weder ein Spartaner, noch ein Periöke durfte seinen Loostheil durch Kauf, Tausch oder Vertheilung veräußern, weil sonst dadurch der Bestand des Staates gefährdet worden wäre. — Die Helotenfamilien, welche den Grundstücken der Spartiaten zugetheilt waren, mußten ihnen das Land bauen und einen bestimmten Ertrag aller Producte liefern; was alsdann etwa übrig war, durften die Heloten für ihren eigenen Unterhalt behalten.

So Plutarch und nach ihm viele Neuere. Grote aber bemerkt, daß die Angabe obiger Loostheile eben so wahr sein kann, als sie unerwiesen ist; wenigstens lasse sich nicht belegen, daß Lykurg die Unveränderlichkeit des Verhältnisses beider Zahlen, also eine fortbestehende Gleichheit des Besitzthums im Sinne gehabt. Selbst die frühesten Nachrichten weisen auf sehr reiche Familien in Sparta hin, deren Vorhandenseyn mit der Idee einer Körperschaft von Bürgern, deren jeder nicht mehr, als was zum frugalen Unterhalt von sechs Personen gehört,

besessen habe, nicht in Einklang zu bringen sei. Die Bereicherung einzuschränken oder die Verarmung zu verhindern, lag nicht in der Absicht des spartanischen Gesetzgebers, und dieß macht ihm Aristoteles zum Vorwurf. Der Concentration des Vermögens in wenigen Händen stellte sich wenigstens kein gesetzliches Hinderniß entgegen. Was Plutarch von untheilbaren und unveräußerlichen Loosen oder Parcellen des Besitzes spreche, gehöre der Einbildung oder den schwärmerischen Reform-Ideen des spätern spartanischen Königs Agis III. an. (S. VII. 6, 3.) Was dagegen Lykurg that, die Folgen des einst eintretenden ungleichen Besitzes zu vermindern, bestehe in der Auflegung einer rigorösen Sittenzucht, die den Reichen, wie den Armen traf, was eben, nach des Thucydides Ausdruck, „das besondere Geschenk" gewesen, das Lykurg den Griechen gegeben habe.

Um die Sitteneinfalt zu erhalten, sollte jedem Überfluß und jedem unnöthigen Bedürfniß der Eingang versperrt und der Verkehr mit dem Ausland nur auf das Nothdürftigste beschränkt sein. Daher durfte kein Spartiate im Besitze von Gold- oder Silbergeld sein, damit er nicht beim Streben nach Gewinn und Reichthum das Wohl des Staates seinem Privatvortheil hintansetzen möchte. Daher war ihm nur Eisengeld zu führen erlaubt, welches im Auslande keinen Werth hatte. Nur bei den Periöken, welchen der Betrieb der Gewerbe und des Handels zufiel, mochte zum Betrieb des Handels nach dem Auslande Geld aus edeln Metallen vorgekommen sein.

Aller Aufwand in Kleidung, Geräthe und Nahrung war verboten. Und damit Keiner sich an Üppigkeit oder Schwelgerei gewöhnen möchte, wurden gemeinsame öffentliche Mahlzeiten in besonderen Speisehäusern angeordnet. Sie hießen Phiditien (Sparmahle) oder Syssitien (Zusammenspeisungen). Die Zahl der an einem Tische speisenden Männer war fünfzehn, und jeder mußte einen monatlichen Beitrag von Mehl, Wein, Käse, Feigen und Geld geben. Das Hauptgericht war die berühmte schwarze spartanische Suppe, welche Blut unter ihren Bestandtheilen hatte und nur Solchen schmecken konnte, die sich, wie die Spartaner, starke Leibesbewegung machten. — Sich für diese einfache Kost zu Hause zu entschädigen, war nicht gestattet. — Von Hausgeräthen durften auch nur solche gebraucht werden, die bloß mit Axt und Säge (und keinen andern Werkzeugen) gefertigt waren.

3. Spartanisches Familienleben und Erziehungswesen.

Auch das Innere des Familienlebens war dem Gemeinwesen untergeordnet. Die Ehe wurde nur als politische Einrichtung betrachtet. Sowohl die Eingehung dieser Verbindung, als auch die Erziehung der Kinder, welche als dem Staate gehörig angesehen wurden, ward vom Staate so überwacht, daß die Freiheit des Einzelnen sich dem Staatszwecke fügen mußte.

Die Kinder wurden nur bis zum siebenten Jahre den Ältern gelassen; dann wurden sie auf Staatskosten in öffentlichen Erziehungshäusern für den Zweck des Staates erzogen. Die Erziehung war streng, und suchte besonders Gehorsam gegen Vorgesetzte, Bescheidenheit im ganzen Benehmen, Ehrfurcht gegen das Greisenalter, Verständigkeit im Urtheilen, Kürze und Bündigkeit in der Rede,

Abhärtung des Leibes gegen Schmerzen und Beschwerden, Mannhaftigkeit, kriegerischen Muth und Tapferkeit bis zur Todesverachtung, Aufopferung von Gut und Leben für's Vaterland zu erzielen.

Eine eheliche Verbindung, aus welcher bestimmt keine gesunde, kräftige Nachkommenschaft zu erwarten war, wurde, als dem Ganzen nachtheilig, vom Staate nicht zugegeben. — Töchter erbten nicht, wo Söhne vorhanden waren, und fehlten diese, so wurden die Erbtöchter vom Staate verheirathet. Ausländerinnen zu heirathen, war nicht gestattet.

Neugeborne Kinder wurden von dazu bestellten obrigkeitlichen Personen untersucht, und mißgestaltete, schwächliche Kinder ohne Erbarmen zum Verhungern ausgesetzt (meist in eine Kluft am Berge Taygetus geworfen). — Bei den Kindern, die der Auferziehung für werth befunden wurden, begann gleich von vorn herein die strengste Abhärtung in Bezug auf Bedeckung, Kleidung, Ernährung und ganze leibliche Haltung.

In den öffentlichen Erziehungshäusern standen sie, nach dem Alter abgetheilt, unter Aufsehern und hatten Unterricht und Spiel gemeinschaftlich. Der Unterricht bestand in Leibesübungen, Lesen, Schreiben, Gesang und Verstandesübungen. — Zu den Leibesübungen gehörte auch das kalte Baden im Flusse Eurotas, aus dessen Schilf sie sich ihr tägliches Lager bereiteten. Selbst ihre Spiele, unter denen der kriegerische Tanz zu erwähnen, zielten auf Übungen des Leibes und der Sinne ab.

Von Staats wegen wurden oft Kämpfe zwischen zwei Jünglingsschaaren (jedoch ohne Waffen) angestellt, wobei sich die Kämpfer unter den Augen der Behörden mit äußerster Wuth schlugen. Eben so wetteiferten Jünglinge in standhafter Ertragung grausamer Geißelhiebe, die ihnen vor dem Altare der Artemis Orthia ertheilt wurden, und mancher ließ sich, ohne einen Laut des Schmerzens von sich zu geben, zu Tode geißeln, theils um dadurch der Göttin ein angenehmes Opfer zu bringen, theils um sich in den Augen der Ältesten seines Stammes als unbesiegbar zu erweisen. Noch in den letzten Zeiten Sparta's war dieser Geißelwettstreit üblich, und der Anblick einer solchen Scene entsetzlich.

Über die Erziehung der weiblichen Jugend in Sparta finden wir bei einigen der Alten widersprechende Angaben. Xenophon und Plutarch stellen die spartanischen Frauen als würdige Genossinnen ihrer Männer dar.

Als Mädchen und Jungfrauen erhielten sie, gleich den Knaben und Jünglingen, eine abhärtende Erziehung. Sie wurden im Laufen und Ringen geübt, trugen daher nur eine leichte, kurze und an dem Ende auf beiden Seiten aufgeschnittene Tunika, die einen großen Theil des Körpers unbedeckt ließ. Ihren Wettkämpfen wohnten Jünglinge und Männer bei, so wie auch Frauen und Jungfrauen Zuschauerinnen bei den Kämpfen der Jünglinge waren, zur Aufmunterung der Tapferen und zur Demüthigung der Feigen, ohne daß ein solches Nahestehen beider Geschlechter einen sittlichen Anstoß gab oder unsittliche Folgen hatte. — Die Verheirathungen wurden in Sparta nicht so frühe erlaubt, wie in vielen andern griechischen Staaten, jedenfalls erst in einer Lebensperiode, die man für die Vollkommenheit der Nachkommenschaft für zuträglich erkannte. Selbst wenn die Ehe geschlossen war, blieb die Frau noch einige Zeit bei ihren Ältern und durfte ihren Gatten nur verstohlen und auf kurze Zeit besuchen. Geheime Intriguen verheiratheter Frauen waren in Sparta unbekannt. Das Heirathen aus Liebe und echte eheliche Zärtlichkeit war

in Sparta gewöhnlicher als in Athen, „obgleich Eifersucht ein Gefühl war, dem man sich in Sparta weder überließ, noch es anerkannte, während sie in Athen heftig und allgemein war".

Wenn Aristoteles an den Spartanerinnen seiner Zeit Streben nach Reichthum, Luxus und Weichlichkeit tadelt, so mochte solche Abirrung nur bei Frauen von hohem Rang und Vermögen vorgekommen sein; Lykurg's Institutionen hatten daran keinen Theil: vielmehr bezeugt das Alterthum im Allgemeinen das gediegene Wesen der spartanischen Frauen, deren „würdiges Benehmen bei Familienverlusten nicht wenig dazu beitrug, den Staat bei Unglück aufrecht zu erhalten".

Die kurzen Reden und Antworten, zu denen die Spartaner von Jugend auf angehalten wurden, sind wegen ihrer Kürze und treffenden Bündigkeit unter dem Namen lakonische sprüchwörtlich geworden und auch hierin zeichneten sich die Frauen so sehr, wie die Männer aus.

Von vielen überlieferten Beispielen derselben mögen folgende hinreichend sein: — Als eine fremde Griechin, welche die spartanischen Weiber wegen der Achtung, in der sie bei ihren Männern standen, beneidete, zu einer Spartanerin gesagt hatte: Ihr seyd die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrschen! antwortete diese: Wir sind auch die einzigen, welche Männer hervorbringen. — Als ein athenischer Redner die Spartaner „ungelehrt" nannte, sagte der spartanische König Pleistonax: Ganz recht, denn von allen Hellenen sind wir die einzigen, die von Euch nichts Böses gelernt haben. — Eine Mutter, deren Sohn in die Schlacht zog, reichte ihm den Schild mit den Worten: Entweder mit oder auf diesem! — Als eine junge Spartanerin, die, von Seeräubern geraubt, als Sclavin verkauft werden sollte, von einem reichen Manne gefragt wurde: Wirst du wohl brav sein, wenn ich dich kaufe? antwortete sie: Auch wenn du mich nicht kaufst. — Agesilaos, gefragt, was Kinder lernen sollten, antwortete: „Was sie als Männer thun sollen"; — und als er den Xenophon einlud, seine Kinder in Sparta erziehen zu lassen, so gab er als Zweck an, „damit sie die schönste Wissenschaft lernen, die es giebt, nämlich zu gehorchen und zu befehlen". Philosophen, Redner, Künstler, Kaufleute suchte man in anderen griechischen Städten, — Gesetzgeber, Regenten, Beamte, Feldherrn in Sparta. In Athen, sagte man, lernt man gut reden, in Sparta — handeln. — Vielleicht mag auch die sittliche und gesetzliche Strenge einigermaßen zur Erklärung jener merkwürdigen Nachricht dienen, welche 1. Macc. 12, 10 u. 21 von der Verwandtschaft der Juden und Spartaner gegeben wird. — Andere Beispiele werden im Verlauf der spartanischen Geschichte noch vorkommen.

Da alle ihre Einrichtungen darauf abzweckten, ein Kriegsvolk zu bilden, so war Krieg ihre Freude und Sparta sogar im Frieden ein Kriegslager. Nur der Tapfere galt Etwas; der Feige dagegen war verachtet und verlor alle Ehrenrechte. Im rothen Kriegskleide und mit Kränzen geschmückt, zogen sie unter dem Schalle der Lieder dem Feinde entgegen. Wer tapfer kämpfend seinen Tod fand, wurde mit Lorbeeren bekränzt zur Erde bestattet. Um die spartanischen Bürger stets an diese Pflicht zu erinnern, durfte Sparta keine Mauern haben, an deren Statt die Tapferkeit ihrer Bürger als beste Abwehr gegen den Feind dienen sollte.

Jeder Lacedämonier war vom 20. bis 60. Jahre zu Kriegsdiensten verpflichtet. Hatte der Staat einen Feldzug vor, so wurden alle in einem bestimmten, ziemlich gleichen Alter stehenden Männer aufgerufen.

Die eigenthümliche Grundlage des spartanischen Kriegssystems war die Errichtung von Enōmotieen, d. i. von kleinen Compagnien zu 23 oder 33, auch 36 Mann, die für militärische Evolutionen mit einander eingelebt und eingeübt, und sogar durch einen gemeinschaftlichen Eid an einander gebunden waren. Jede Enomotia hatte einen besonderen Hauptmann, Enomotarch genannt, der als der stärkste und tüchtigste der Compagnie, stets sich in der Vorderreihe befand, Marschbefehl gab und mit seinem Beispiel vorangieng. Auch sorgte er, daß der vorderste und hinterste Platz bei jedem Zuge von besonders guten Soldaten besetzt wurde. Waren diese kleinen Compagnien erst einzeln eingeübt, so lehrte man sie zusammenmarschiren, plötzlich aus der Linie Glieder bilden, sich rechts und links schwenken und zwar so, daß der Enomotarch und die andern Vordermänner immer dem Feinde unmittelbar gegenüber zu stehen kommen mußten. — Der Marschschritt wurde durch die Pfeife oder Flöte geregelt in einem Tact, der für die Übungen, wie für den Kampf der gleiche war. Die Kriegsleute waren so vollkommen an die Bewegungen der Enomotie gewöhnt, daß, wenn ihre Ordnung durch einen Unglücksfall gestört worden war, sie von selbst aus der Zerstreuung rasch wieder in Ordnung zusammentreten konnten, weil jeder Krieger vollkommen wieder die Obliegenheiten des Platzes kannte, an den ihn nun der Zufall beim Zusammentreten gestellt hatte. Über der Enomotie gab es mehrere größere Heeresabtheilungen, die Pentecostys, den Lochos und die Mora. — Nach Xenophon bestand eine Pentecostys aus zwei Enomotien, ein Lochos aus zwei Pentekostien, eine Mora aus vier Lochoi, das ganze Heer aus sechs Morai. Die Namen dieser Abtheilungen blieben, wenn auch die Zahl der Mannschaften wechselte. Da alle diese Mannschaften für die Geschäfte ihrer bezüglichen Stellungen streng eingeübt waren, so besaß das spartanische Fußvolk „die Einrichtungen und Fähigkeiten eines stehenden Heeres". — Die Reiterei, für welche im lykurgischen System nicht gesorgt war, wurde später eingeführt und war von geringerer Bedeutung, als das Fußvolk.

4. Spartanische Regierungsverfassung: Gerusie, Ephorat, Volksversammlung.

Die oberste Leitung des Staates hatte die Gerusia (lakon. Gerontia) oder der Rath der Geronten (Alten), eine unabhängige Oberbehörde, welche zwischen die beiden Könige und die Volksgemeinde gestellt war und aus 28 Gliedern bestand, die von dem Volke aus den würdigsten und erfahrensten Bürgern von 60 Jahren auf Lebenszeit gewählt wurden. Den Vorsitz darin führten, jedoch ohne Stimmenübergewicht, die beiden aus den zwei Heraklidenfamilien, unter welchen das Land erobert worden war, stammenden Könige, die ihre Würde nach dem Rechte der Erstgeburt antraten, und nur noch die Besorgung gewisser Opfer, so wie des Verkehrs mit dem delphischen Orakel, ferner die Entscheidung in Geschlechts- und Erb-Angelegenheiten, die Obervormundschaften und die verantwortliche Anführung im Kriege hatten. Die Gerusia mit Inbegriff der beiden Könige hatte das Recht der Entscheidung über Leben und Tod, über Ehre und Entehrung eines Bürgers und übte dasselbe im Namen des Volkes aus, und zwar ohne Amtsverantwortlichkeit.

Das Ephorat, in uralter Zeit ein Gerichtshof für Civilsachen, blieb bestehen, erweiterte aber später seinen Wirkungskreis beim Eintritt neuer Bedürfnisse. Die fünf Beisitzer desselben, Ephoren genannt, wurden theils durch Wahl, theils durch das Loos bestimmt. — Ihre Befugnisse, die anfangs bloß in einer gewissen richterlichen Gewalt in bürgerlichen Sachen bestanden, erweiterten sich mit

der Zeit (zuerst durch Theopompus nach dem ersten messenischen Krieg, als die Geronten ihre Gewalt mißbrauchten, sodann nachher, nach einem durch Terpander gestillten Aufruhr) zu einer staatsrichterlichen Aufsichtsgewalt über Bürgersitte, öffentliche Erziehung und Amtsführung der Behörden, selbst über die Gerusie, so daß sie, als immer wache Vertreter der Gesetze, nicht nur jeden Bürger, sondern auch jeden Beamten, auch die Könige zur Rechenschaft ziehen und sogar, jedoch nur mit Zuziehung der Geronten zum Tode verurtheilen konnten. Sie brachten neue Gesetze in Vorschlag und setzten sie vermöge ihrer Macht durch. Sie hatten den größten Einfluß auf die Entscheidung über Krieg und Frieden, und vereinigten so am Ende den größten Theil der Macht in ihren Händen. Sie brauchten nur gegen ihre Nachfolger Rechenschaft abzulegen.

Die Gesammtheit der Spartanergemeinde trat in der **Volksversammlung** auf, wozu das 30. Lebensjahr berechtigte. An sie wurden von der Gerusie die Fragen über Krieg und Frieden, über Waffenstillstand und andere Unterhandlungen mit fremden Staaten, ferner über die Wahl der Obrigkeiten, Einführung neuer Gesetze, Bestimmung über Freilassung der Heloten ꝛc. zur Entscheidung gebracht. Sie wurde in der Regel zur Zeit des Vollmonds unter freiem Himmel gehalten und nur Beamte und etwa zugelassene fremde Gesandte hatten das Recht, dabei zu sprechen. Nicht Abstimmung nach Köpfen, sondern Stärke des bejahenden oder verneinenden Geschreis entschied. Zu Deliberationen und eigenmächtigen Beschlüssen war die Gemeinde nicht berechtigt.

5. Einfluß der lykurgischen Verfassung auf den Character der Spartaner.

Als sich das Volk an diese Verfassung gewöhnt hatte, und Lykurg hoffen konnte, sie werde ihnen je mehr und mehr unentbehrlich werden, suchte er, wie die Sage berichtet, die Fortdauer derselben durch folgendes Mittel zu sichern. Er erklärte dem versammelten Volke, daß er nach Delphi reisen müsse, um wegen dieser Verfassung den delphischen Gott noch einmal um Rath zu fragen, und ließ es schwören, daß es nichts an derselben ändern wolle, bis er wieder zurückkehren werde. In Delphi erhielt er auf seine Frage, ob seine Gesetze das Glück des spartanischen Volkes zu begründen geeignet wären, die Antwort: das Volk werde groß und herrlich sein, so lange es bei Lykurg's Verfassung bliebe.

Nachdem er diese Antwort nach Sparta gesandt hatte, gieng er nicht mehr dahin, damit seine Mitbürger, dem geleisteten Eide gemäß, sich fort und fort an seine Verfassung zu halten genöthigt wären. Er brachte den Rest seines Lebens in Kreta zu. Sparta aber hielt sich an 500 Jahre lang an Lykurg's Verfassung.

Welch' eine Tüchtigkeit dem dorischen Character bei aller seiner Derbheit inne wohnte, beweis't die Selbstverläugnung, mit welcher der Spartaner, der vorher mit so schroffem Eigenwillen sich dem Andern, wie dem Ganzen entgegengesetzt hatte, die lykurgische Verfassung, in welcher der Einzelne für sich

nichts, das Ganze Alles galt, freiwillig annahm und so lange heilig hielt.

Allein die in dieser Verfassung herrschende Zurückdrängung alles „Natürlichen und Selbstentstandenen“, alles Naturwüchsigen im Menschen, mußte das tiefer Gemüthliche und innerste Menschliche an der vollen Entwicklung hindern; — die überwiegende Ausbildung der leiblichen Kräfte und des kriegerischen Sinnes mußte das Gefühl für Zartheit und Anmuth, die geringe Achtung vor Kunst und Wissenschaft aber den Sinn für das höhere Menschliche abstumpfen: — die „Sprödigkeit“ und Abgeschlossenheit gegen allen Verkehr mit andern hellenischen Staaten mußte die ohnedies dem Spartaner angeborne Unmittheilsamkeit in „mißtrauische Verschlossenheit“ umwandeln, und die durch das Gesetz gebilligte Strenge gegen die Untergebenen mußte die ohnedies vorhandene Härte zur „verachtenden Herabwürdigung derselben“ steigern.

So war es natürlich, daß der lykurgische Spartaner bei aller Tüchtigkeit den übrigen Hellenen als ein Egoist erschien, „der befehlslustig den Blick überall hinwendend von der Höhe seines stolzen Volks- und Herrscherthums gar zu gerne in das Innere Anderer einzugreifen“, und was er erreichen konnte „unter sich zu bringen“ suchte.

6. Der erste und zweite messenische Krieg. Sparta's Hegemonie im Peloponnes.

So wie schon früher die Achäer von Amyklä, Helos 2c., so mußte jetzt auch das benachbarte Messenien die Streit- und Eroberungslust Sparta's empfinden.

Um sich auf dieser Seite stets die Hand frei zu halten und eine starke Schutzwehr zu schaffen, führten die Spartaner gegen dieses wohlgelegene Land zwei ungerechte Kriege hintereinander, durch welche sie sich zuletzt in den vollen und bleibenden Besitz desselben setzten. Der erste Krieg (743—724 v. Chr.) endete mit der Herabdrückung der Messenier in den Stand der Periöken; der zweite (685—668) mit der gewaltsamen Versetzung derselben in den Stand der **Heloten.** Mag auch die Darstellung der messenischen Kriege in der Folge von der Sage mannigfach ausgeschmückt worden sein, zur tröstenden Erinnerung an die Tapferkeit der unglücklichen Überwundenen, so ist doch der Kern der Sage historisch, wie denn Ausgang und Folgen dieser Kämpfe weit in die Geschichte hineingewirkt haben.

Die Veranlassung zum ersten messenischen Kriege legt die Sage den Messeniern zur Last: messenische Jünglinge hätten spartanische Jungfrauen, die zum Tempel der Artemis, welcher beiden Nachbarvölkern gemeinschaftlich gehörte, gekommen waren, geraubt und den spartanischen König Teleklos, der die Geraubten zurückforderte, erschlagen. Weiter wird erzählt, daß nachher ein messenischer Edler, welchem Spartaner seine Heerden veruntreut und seinen Sohn erschlagen hatten, und der deßhalb vor den spartanischen Gerichten sein Recht nicht hätte finden können, alle ihm begegnenden Spartaner aus Rache erschlug. Darüber verlangte Sparta die Auslieferung desselben und hielt sich, als diese verweigert wurde, um so mehr zum Kriege berechtigt, da ihm ohnedieß der messenische Nachbar als der gefährlichste schien.

Den Krieg begannen die Spartaner mit einem plötzlichen nächtlichen Überfall der Gränzstadt Amphēa, deren Einwohner sie meist niedermachten. Nachdem die gekränkten Messenier sich eine Zeit lang in den Waffen geübt und Streifzüge in's Lakonische gemacht hatten, boten sie den Spartanern eine Feldschlacht an, in welcher der Sieg unentschieden blieb. Da aber die Spartaner im Übrigen im Vortheil waren, verließen die Messenier ihre Städte, befestigten sich auf dem steilen **Ithōme** und befragten das delphische Orakel über den Ausgang des Krieges. Dieses verhieß Sieg, wenn sie eine Jungfrau aus dem königlichen Stamme des Äpytos opfern würden. Da bot **Aristodēmus**, der diesem altköniglichen Geschlechte angehörte, seine Tochter freiwillig dar und gab ihr, als ihr Bräutigam sich der Opferung widersetzte, im Zorn mit eigner Hand den Tod.

Entmuthigt durch die (wenn auch nicht in ganz rechter Art geschehene) Erfüllung des Orakelspruchs unterließen die Spartaner 6 Jahre lang den Kampf, nahmen ihn aber durch günstige Opferzeichen wieder auf und lieferten eine Schlacht, die zwar unentschieden blieb, aber dem messenischen König Euphaës das Leben kostete. Von den Messeniern hierauf zum König erhoben, setzte Aristodemus den Krieg mit Nachdruck fort und schlug im fünften Jahre seiner Regierung mit Hülfe der Arkader, Argiver und Sikyonier die Spartaner aus dem Felde. Hierauf erholten sich die Spartaner einen Orakelspruch, welcher derjenigen Partei den Sieg verhieß, die zuerst 100 Dreifüße im Zeustempel zu Ithōme um den Altar aufstellen würde. Weil nun die Spartaner durch einen der Ihren, der sich verkleidet in den Tempel schlich, 100 thönerne Dreifüße am Altare aufstellten, so verloren die Messenier, erschreckt durch diese gelungene List, den Muth: Aristodemus, im Leid, seine Tochter umsonst getödtet zu haben, entleibte sich selbst auf dem Grabe derselben; ein Theil der Messenier flüchtete nach Arkadien und Argos, ein Theil wanderte nach Italien aus und ließ sich dort in der von Chalcidiern gegründeten Pflanzstadt Rhegium nieder, während zur selben Zeit spartiatische Parthenier (d. i. Sprößlinge aus Ehen von Knechten mit spartanischen Jungfrauen, denen man in Sparta das Bürgerrecht verweigerte) die Stadt Tarent gründeten. Die übrigen Messenier wurden den Spartanern als Periöken unterthan und mußten schwören, nie von Sparta abzufallen. Ithome wurde zerstört.

Nachdem während eines 39jährigen harten Drucks wieder eine kräftige messenische Jugend herangewachsen war, trat aus der Mitte derer, die sich an der Gränze von Arkadien frei erhalten und sich zu Andania und Öchalia vereinigt hatten, **Aristomenes**, ein heldenmüthiger Jüngling aus dem königlichen Geschlechte der Herakliden, auf und begann, um sein Vaterland zu befreien, den **zweiten messenischen Krieg**.

Wegen seiner Tapferkeit, die er gleich in der ersten Schlacht bewies, zum Feldherrn erwählt, überraschte er die Spartaner durch die kühnsten Handstreiche, überrumpelte Amyklä und drang einmal sogar bei Nacht in das unbefestigte Stadtgebiet von Sparta, wo er seinen Schild zum Zeichen des Hohns im Tempel der Athene aufhängte. Die Spartaner waren so bestürzt, daß sie, nach dem Rathe des delphischen Orakels, in ihrer Verlegenheit sich von den Athenern einen Feldherrn erbaten. Diese sandten ihnen — vielleicht um fein anzudeuten, daß Geistesbildung höher stehe, denn Leibesbildung, — statt eines Kriegsmann's einen Dichter, den (lahmen?) **Tyrtäos**, der durch seine begeisternden Kriegs- und Siegeslieder die in sich entzweiten Spartaner vereinigte und mit neuem Muthe beseelte.

Doch erst, als die Spartaner den König der Arkader, Aristokrates, durch Bestechung bewogen, seine Bundesgenossen, die Messenier, in der Schlacht am Ebergraben im Stiche zu lassen, ward ersteren ein vollständiger Sieg zu Theil, durch welchen ihnen das Land, bis auf die Westküste, zufiel. Aristomenes zog sich jedoch mit dem streitbarsten Theile der Messenier auf die Bergveste **Ira** (Eira, an den Ufern des Flusses Medon, in der Nähe des ionischen Meeres) zurück und vertheidigte sich da mit 300 Auserkornen zehn Jahre lang durch Ausfälle und glückliche Streifzüge bis in's lakonische Gebiet hinein.

Auf einem dieser Streifzüge wurde er einmal gefangen und mit 50 seiner Gefährten von den Spartanern in den Cäadas (Kaiădas, so hieß eine, für die zum Tode Verurtheilten bestimmte Felsschlucht) hinabgestürzt. woraus er aber wie durch ein Wunder wieder entkam. Denn da er

allein unter seinen Gefährten beim Hinabspringen in seiner Bewaffnung hatte bleiben dürfen, so gelangte er, von seinem durch die Luft aufgehaltenen Schilde getragen, unbeschädigt auf den Boden der Schlucht, aus welcher ihn dann die Fährte eines den Leichen nachgehenden Fuchses durch eine mit Gesträuch bewachsene Öffnung in's Freie brachte und so es ihm möglich machte, die Spartaner gleich in der nächsten Schlacht von seinem Leben zu überzeugen.

Lange hielt sich Aristomenes noch, bis eine Wunde ihn an der gehörigen Wachsamkeit verhinderte und den, von einem Überläufer davon benachrichtigten Spartanern Gelegenheit gab, in einer stürmischen Nacht die Bergveste zu ersteigen. Nach einem dreitägigen verzweifelten Kampfe stellte sich Aristomenes an die Spitze der noch übrig gebliebenen Schaar, nahm die Weiber und Kinder in die Mitte und bahnte sich mitten durch den Feind hindurch, der ihn verwundert nicht anzutasten wagte, einen freien Abzug nach Arkadien. Von dort aus schiffte sich sein Sohn Gorgos mit den Messeniern, die sich dort zu ihm gesammelt hatten, nach Rhegium ein, von wo aus sie in Sicilien Zankle eroberten, das von da an den Namen Messene (Messana, jetzt Messina) erhielt. Aristomenes selbst starb auf der Insel Rhodos bei seinem Schwiegersohne, dem Könige Damagetos von Jasylos. — Die vom letzten Kampf im Vaterlande zurückgebliebenen Messenier mußten nun in den Stand der Heloten treten.

Die abenteuerreiche Sagengeschichte der beiden messenischen Kriege hat Pausanias aus dem Epos eines spätern kretischen Dichters Rhianos und aus einem, dem alexandrinischen Zeitalter angehörigen prosaischen Schriftsteller Myron aus Priene entlehnt, von denen man nicht weiß, aus welchen Quellen sie schöpften. Beide gehören einer Zeit an, die nicht vor dem dritten Jahrhundert vor Chr. G. liegt. Auch die Jahreszahlen beruhen auf keiner positiven Autorität. — Aus den wenigen Bruchstücken, die uns von den Elegieen des Tyrtäus noch übrig sind, kann man sich nur über zwei Thatsachen vergewissern: erstens, daß der Krieg langdauernd, verzweifelt hartnäckig und für beide Theile gefährlich und verheerend war; und zweitens, daß auch andere Staaten des Peloponnes daran Theil nahmen und besonders den Messeniern halfen. Daß nach dem letzten Unterliegen der Messenier ihr Loos ein hartes war, läßt sich schon aus dem schlimmen Zustand erkennen, den Tyrtäus zwischen dem ersten und zweiten Krieg erwähnt. Das unterjochte Messenien bildete von nun an den westlichen Theil von Lakonien.

Nach der Mitte des 6. Jahrhunderts machten die Spartaner unter ihrem herrschsüchtigen Könige Kleomenes I Angriffe auf Arkadien, wo die Städte ihnen jedoch meist glücklich widerstanden, besonders das kräftige Tegea, dessen Gebiet und Autonomie sich stets frei erhielt. Eben der Widerstand Tegea's verhinderte die Spartaner, sich über den größten Theil der arkadischen Gemeinden auszudehnen. — Um östlich und nordöstlich hin sich auszubreiten, griffen die Spartaner Argos an, das sich, nach einem plötzlichen Überfalle und schwerem Verluste seines ganzen Adels ihnen beugen zu müssen schien; doch erhielt es sich noch frei und hegte seitdem für alle Zeiten gegen Sparta einen unauslöschlichen Haß. Eben so machten sie Angriffe auf Sikyon, wo sie den kriegsrüstigen, Aristokraten-hassenden Tyrannen (Alleinherrn) Kleisthenes vertrieben, und auf Ägina, weil dieses ihnen keine unbedingte Heeresfolge leisten wollte.

So kam es, daß Sparta, dessen besonderes Territorium mit Inbegriff von Messenien zwei Fünftheile der Halbinsel umfaßte, bald nicht nur über einen großen Theil vom Peloponnes die Hegemonie errang und als aristokratischer Staat überall, wohin es mit seinem Einfluß reichen konnte, sowohl den Königs- und Tyrannenherrschaften, als auch den Demokratieen ein Ende machte, sondern auch vom 6. Jahrhundert an außerhalb der Halbinsel in großem Ansehen stand und öfters um seinen Schiedsrichterspruch angegangen wurde.

Als Beispiel des frühen spartanischen Einflusses auf die Verfassungsänderung anderer Staaten diene Korinth. Dort hatte sich nach dem Sturze des Königthums 743 v. Chr. durch die Adelsfamilie der Bacchiaden eine Oligarchie gegründet, welche sich bis 657 v. Chr. erhielt, dann aber durch Cypselus (Kypselos) gestürzt wurde, der eine volksfreundliche Tyrannis stiftete. Sein Sohn Periander (627—585) brachte den korinthischen Staat durch Beförderung des Handels, der Gewerbe und der Kunst, so wie durch Bündnisse mit Lydien und Milet zu hoher Blüthe. An seinem Hofe glänzte auch der Dichter Arīon. Weil Periander aber gegen das Ende seiner Regierung willkührliche Gewalt geübt hatte, so wurde sein Nachfolger mit Hülfe der Spartaner gestürzt und die Tyrannis in eine Aristokratie verwandelt. — Die Hegemonie Sparta's in dieser ältern Zeit erstreckte sich über die Staaten Epidaurus, Pisa, Triphylien, Hermione, Trözēn, Tegea, Mantinēa, Orchomĕnos, Sikўon, Phlius, Korinth. In der zeitweisen Versammlung, zu welcher Sparta seine Waffengenossen berief, und welche von diesen durch Gesandte beschickt wurde, ward über Krieg und Frieden beschlossen und eines jeden Staates Geldbeitrag und Heerescontingent bestimmt.

Im Peloponnes selbst hatte Sparta gegen das Ende dieser Periode (nämlich vor den Perserkriegen) alle Staaten — mit Ausnahme von Argos und der achäischen Städte — zu einem Waffenbunde vereinigt, in welchem es den Vorort bildete und als solcher nicht nur in gemeinsamen Kriegen die Anführung, sondern in allgemeinen Angelegenheiten überwiegenden Einfluß hatte.

Diese Übermacht der Spartaner wurde durch seine vortreffliche militärische Lage der Hauptstadt und die Beschwerlichkeit eines Angriffs auf das lakonische Gebiet im Allgemeinen bedingt. Von drei Seiten vom Meere bespült, mit fast hafenlosen, für eine Landung gefährlichen Küsten, hatte Sparta in der vorpersischen Zeit von der See her nichts zu fürchten. Die Stadt selbst, weit von der See entfernt, war im Norden durch eine fast unzugängliche Gränze geschützt, und über diese Gebirgspässe in Lakonien einzudringen, erschien jedem Feinde gefährlich. Auch ein neuerer Beobachter dieser Lage, der englische Oberst Leake, bestätigt, daß diese wohlbeschützte Gränze mehr als hinreichend war, die Stelle der Festungswerke zu vertreten. Daher Sparta bis in die spätere Zeit mehr sein ursprüngliches Ansehen einer Gruppe von aneinanderliegenden Gebirgsdörfern, als das einer regelmäßigen Stadt behielt. — Zu diesem Vortheil der Lage gesellte sich seine schon frühe ausgebildete, auf strenger persönlicher Zucht der sämmtlichen Bürger gegründete Kriegsmacht, durch die es über alle andern Staaten, ehe diese ihre höchste Stärke erreichten, hervorragte. „Diese Thatsache (bemerkt Grote), nämlich die frühe Periode, in welcher Sparta das Maximum von Disciplin, Macht und Gebietsumfang erreichte, sich in's Gedächtniß zu rufen, ist wichtig, wenn wir uns die allgemeine Ergebung in seine Übermacht erklären wollen, die es in ganz Griechenland antraf. Diese Ergebung begann zuerst — und der griechische Geist gewöhnte sich daran — zu einer Zeit, wo Sparta noch keiner Nebenbuhler hatte, der ihm gleich kam, als es dem Staate Argos über den Kopf gewachsen war, und als die Lebenskräftigkeit der lykurgischen Disciplin sich in einer langen Reihe von Eroberungen, welche während der Stillstandsperiode anderer Staaten gemacht wurden, kund gethan hatte, und die sich nur endete, als Sparta den größten Theil des Peloponnes unterworfen hatte." — Jeder Grieche hatte gegenüber der spartanischen Heeresmacht „ein inneres Gefühl der Untergeordnetheit, welche ihn willig machte, die Oberhauptmannschaft dieser Künstler vom Fach im Kriegshandwerke anzuerkennen". Die Superiorität des spartanischen Staates wurde auch vom Ausland — schon um 547 v. Chr. von Krösus in seiner Bedrängniß durch die Perser — anerkannt, und die andern griechischen Staaten beruhigten sich über diese Übermacht „um so bereitwilliger, weil dieselbe durch eine anstrengende Disciplin erworben war, die (wie Xenophon bemerkt) alle bewunderten, die aber keiner nachzuahmen Lust hatte."

7. Kapitel. Athen.

1. Attika's ursprüngliche Gemeinden. Theseus und seine Verfassung.

Das athenische Staatsleben entwickelte einen dem spartanischen entgegengesetzten Character, durch den es in geistiger Beziehung der einflußreichste Bildner der Menschheit wurde.

Die Anfänge der Bildung in Attika knüpften sich an Cecrops (Kekrops) und an das durch ihn gegründete Königthum an, das jedoch, wie überall in der griechischen Urzeit, durch den dynastischen Adel beschränkt war.

Das ganze Volk war in vier Phylen oder Stämme getheilt, in deren jedem sich ein dreifacher Stand vorfand: die Eupatriden oder adeligen Grundbesitzer; die Geomoren oder zinspflichtigen Ackerbauern; die Demiurgen oder Handwerker. — Frühe aber schon findet man das ganze Land in zwölf von einander unabhängige Gemeinden getrennt, von denen jede durch ein Oberhaupt mit einem, aus den Adelsfamilien entnommenen Rath regiert wurde.

Diese Trennung hob nachher Theseus auf und vereinigte auf friedlichem Wege das Land zu Einem Ganzen, von welchem Athen das Haupt war, wo er die Rechte des bisherigen, mit dem Königthum verbundenen Oberpriesterthums durch eine ständige religiös-politische, mit Gerichtsbarkeit versehene Pflegerschaft ausüben ließ, die im Prytaneion (Prytaneum), als dem gemeinschaftlichen Staatsheiligthum mit dem h. Feuer der Hestia auf dem Herde, ihren Sitz hatte. Zum Andenken an diese Vereinigung der attischen Gemeinden stiftete er das Gesammtfest der Panathenäen.

Des Theseus Lebensgeschichte ist eng mit der Sage verwoben. Nach dieser ließ sich sein Vater Ägeus, König von Athen, weil er kinderlos war, vom delphischen Orakel Rath ertheilen. Um den dunkeln Ausspruch desselben sich deuten zu lassen, reis'te er nach Trözen zu dem, durch seine Weisheit berühmten Könige Pittheus, der ihm seine Tochter Äthra heimlich vertraute. Vor seiner Rückkehr barg er seine Sohlen und sein Schwert unter einem schweren Stein und sagte zu Äthra, er werde, wenn sie ihm einen Knaben gebären und derselbe, groß geworden, diesen Stein wegwälzen und ihm diese Sohlen und dieses Schwert bringen würde, denselben als seinen Sohn erkennen. So wurde Theseus geboren, und nachdem er, groß und stark geworden, den Stein gehoben und auf seinem Wege nach Athen mehrere Frevler, die das Land unsicher machten, vertilgt hatte, von seinem Vater als Nachfolger anerkannt.

Unter seinen übrigen Heldenthaten ragt besonders die Befreiung Athen's vom Joche Kreta's, der damaligen Beherrscherin des ägäischen Meeres, hervor, an welche Athen dafür, daß Ägeus den Sohn des Minos getödtet hatte, alle neun Jahre einen Tribut von sieben Jünglingen und sieben Jungfrauen nach Kreta senden mußte, wo sie in den Irrgängen des Labyrinths die Beute eines fabelhaften Geschöpfes, des Minotaurus, wurden. Theseus nämlich, der sich bei der dritten Absendung freiwillig in diese Zahl hatte aufnehmen lassen, erlegte das Ungeheuer, und nachdem er mit Hülfe des Fadens der Ariadne, der Tochter des Minos, den Ausgang aus dem Labyrinth gefunden, entband Minos die Athener von jener Verpflichtung für immer. Aus Dankbarkeit nahm er die Ariadne mit sich, verlor sie aber auf der Insel Naxos. Als Theseus nach Athen zurückgekehrt war, wurde er, nach dem unterdeß erfolgten Tode seines Vaters, zum Könige gewählt.

Die von Theseus gestiftete Verfassung hatte vorherrschend ionisches Gepräge und ruhte ganz auf den Grundsätzen der Aristokratie. Denn um die in jenen 12 Gemeinden ihm widerstrebenden Vornehmen für jene Vereinigung zu gewinnen, beschränkte er freiwillig die königliche Gewalt bloß auf die Anführung im Krieg und auf den Vorsitz im Areopag (Areiopagos), d. i. dem obersten Gerichtshof, während er alle obrigkeitlichen Ämter sammt der Auslegung der Gesetze und der Aufsicht über die Religion den Eupatriden oder dem Adelstande überließ.

Seine mit der Macht vereinte Klugheit schärfte allen Bewohnern von Attika die Nothwendigkeit ein, Athen als die einzige Hauptstadt des Landes anzuerkennen und ihre eigenen Wohnungen einfach als constituirende Theile des athenischen Gebiets inne zu haben. Diese wichtige Veränderung, welche natürlich eine große Ausdehnung der Centralstadt hervorbrachte, wurde während der ganzen historischen Zeit von den Athenern bei dem der Athene zu Ehren gefeierten periodischen Feste, das den Namen Synökia hat, erwähnt. (Grote nach Thucydides und Plutarch.)

Die Zahl der vier Phylen beließ er; jede Phyle enthielt nun drei (einander nebengeordnete) Stände: die Eupatriden, Geomoren und Demiurgen (mit denen vielleicht der Hirtenstand verschmolzen wurde), und war abgestuft in drei Phratrien, d. i. Cultus- oder Opfergenossenschaften, von denen jede aus 30 Geschlechtern, jedes Geschlecht aus 30 Familienhäuptern bestand, so daß damals die Zahl der athenischen Bürger (Hausväter) 10800 betrug, die alle, Adelige wie Gemeinfreie, durch mannichfache Familien- und Opferfeste in Verwandtschaft und Freundschaft gemeinschaftlich untereinander zu verbinden die Absicht des Gesetzgebers war.

Dennoch wußte der Eupatride Menestheus während der Abwesenheit des Theseus, der auf Abenteuer ausgezogen war, das Volk zu solcher Unzufriedenheit zu stimmen, daß (wie die Sage berichtet) Theseus, als er bei seiner Rückkehr den heftigsten Widerstand erfuhr, den Fluch über Athen aussprach und zum Könige Lykomēdes auf Skyros gieng, der ihn aber, vielleicht auf Betrieb seiner Feinde, verrätherisch von einem Felsen hinabstürzte. Nach des Menestheus' Tode aber traten Theseus' Nachkommen wieder in die Rechte ihres Vaters (jedoch mit geringerer Gewalt), und die Athener widmeten dem Theseus späterhin die Verehrung eines Halbgottes und bauten ihm Tempel und Altäre.

2. Fall des Königthums durch die Aristokratie. Die Archonten.

Athen wurde nun geraume Zeit von Königen aus Theseus' und nachher aus Neleus' Geschlechte (von dem aus Pylos nach Attika geflohenen Nestoriden Melanthus und seinem Sohne Kodrus) regiert, bis die Erschütterungen der dorischen Wanderung auch in Athen den Fall des Königthums herbeiführten. Als nämlich die Dorer, welche bereits einen Theil des Peloponnes erobert hatten, nun auch über den Isthmus hinaufdringend, einen Einfall in's athenische Gebiet machten, befreite Kodrus, der letzte König von Athen, 1068 v. Ch. durch edle Selbstaufopferung sein Vaterland von dem eingedrungenen Feind.

Den Tod des Kodrus giebt die Sage so: Ein Orakelspruch hatte den Dorern Sieg verheißen, wenn der athenische König nicht von ihnen getödtet würde. Als Kodrus dieß erfuhr, gieng er, als Bauer verkleidet, in's dorische Lager, fieng mit einigen Soldaten Händel an und wurde, seiner Absicht gemäß, von ihnen erschlagen. Als die Dorer in dem Erschlagenen den athenischen König erkannten, verzweifelten sie an dem Gelingen ihres Unternehmens und zogen sich wieder nach dem Peloponnes zurück.

Die hierauf entstehende Streitigkeit unter den beiden Söhnen des Kodrus (Medon und Neleus) über die Nachfolge benützten die übrigen Eupatriden zur Abschaffung des Königthums und Königstitels unter dem Vorwand, daß nach Kodrus keiner werth sei, König zu sein und zu heißen. Sie führten an dessen Stelle die Würde eines verantwortlichen lebenslänglichen Archon ein, die sie jedoch bei Kodrus' Geschlechte ließen und zuerst dessen ältestem Sohne Medon übertrugen. Im Unwillen darüber verließen die Brüder desselben Athen und führten die von den Dorern aus dem Peloponnes nach Attika vertriebenen Ioner nach Kleinasien, wo sie die oben (K. 4, 3.) beschriebenen Colonieen stifteten.

Bis zum Jahre 752 v. Chr. regierten lebenslänglich gewählte Archonten, worauf die Dauer ihrer Regierung auf zehn Jahre eingeschränkt und diese Einrichtung bis zum Jahre 683 v. Chr. beibehalten wurde. Bis zum Jahre 714 hatte sich die Archontenwürde bei dem Geschlechte des Kodrus erhalten, von da an wurde sie abwechselnd auch auf andere Familien übertragen. Im Jahre 683 vertheilten die Eupatriden, die demokratische Richtung immer weiter verfolgend, die Macht des Archon auf neun Eupatriden aus verschiedenen Geschlechtern, welche alle den Titel Archonten führten und alljährlich von neun andern abgelös't wurden. (S. unten §. 5.)

Schon bei dieser Gelegenheit trat zur alten Eintheilung der Phylen in Phratrien noch die von ihr ganz verschiedene (vor-solonische) Eintheilung jeder Phyle in drei Trittyen und jeder Trittys in vier Naukrarien. Eine Naukraria ist eine „örtliche Umschreibung" aus den Naukraren oder vorzüglichsten Hausstandsbesitzern, die in ihrem Districte die öffentlichen Abgaben einnehmen und die Ausgaben überwachen, auch die auf ihren District fallende Heeresabtheilung (für jede Naukaria zwei Reiter und ein Schiff und wohl auch die dazu gehörige verhältnißmäßige Fußmannschaft) unterhalten und die Prytanen oder Oberbeamten der Naukraren aufstellen mußten. (Die Stellung eines Schiffes scheint jedoch eine spätere, nach-solonische Einrichtung gewesen zu sein.)

3. Drako's Gesetzgebung. Erhebung des Demos gegen die Aristokratie.

Das ehrgeizige Streben dieser Adelsgeschlechter führte zu vielfachen innern Kämpfen, zu deren Beilegung **die Gesetzgebung Drako's** (624 v. Chr.) dienen sollte, welche übrigens die Verfassung nicht änderte, sondern nur durch übermäßig strenge (wie man zu sagen pflegte „mit Blut geschriebene") polizeiliche und peinliche Strafen die Macht der Aristokratie zu befestigen die einseitige Absicht hatte. Daher rief sie im Volke, welches schon länger her unter dem Drucke der Adelsherrschaft zu leiden hatte, die größte Erbitterung hervor, welche den völligen Sturz der Eupatriden durch eine Tyrannis herbeizuführen drohte.

In Bezug auf Mord waren übrigens Drako's Anordnungen eher milder, als die vorherbestandenen. Die Strenge seiner übrigen Verordnungen scheint einer spätern, milderen Zeit noch größer vorgekommen zu sein als seiner eigenen Zeit.

Kylon, selbst aus altem Adelsgeschlechte, nahm sich des Volkes an und bemächtigte sich mit Hülfe seines Schwiegervaters, des Tyrannen Theagenes von Megara, der Akropolis (Burg) von Athen. Weil ihn aber das Volk zu wenig unterstützte, wurde er von den, aus den Umgebungen der Stadt herbeieilenden Edlen, unter Anführung des Megakles, aus dem mächtigen Geschlechte der Alkmäoniden, in der Burg eingeschlossen und mit seinen Leuten so bedrängt, daß er entfloh und seine Anhänger, ungeachtet ihnen Megakles feierlich das Leben hatte zusagen lassen, von diesem und dem Anhange desselben bei der nun erfolgenden Übergabe der Burg überfallen und an den Altären der Götter (der Eumeniden), zu denen sie sich flüchteten, getödtet wurden.

Dieser Frevel gegen die Religion entzündete den heftigsten Haß des Volkes gegen den Adel, insbesondre gegen die Alkmäoniden und ihren streng-aristokratischen Anhang. Es erhob sich eine schwere Anklage gegen sie: das Blutgericht verurtheilte sie zur Verbannung, und noch sehr lange Zeit nachher war die mächtige Familie der Alkmäoniden in den Augen des Volks ein beflecktes Geschlecht, wegen dessen Schuld man jedes Staatsunglück, besonders eine kurz darauf ausbrechende Pest als ein auf dem ganzen Volke liegendes Strafgericht der Götter ansah. Der durch diese religiösen Vorstellungen gesteigerte Parteikampf währte selbst nach der Vertreibung der Alkmäoniden, die mit Sparta's Hülfe erfolgte und dem Kylon die Rückkehr nach Athen möglich machte, noch fort. Die Furcht vor dem Zorne der Götter und die Sorge wegen der Zukunft drückte die Gemüther danieder, ja religiöse Verzweiflung verwirrte Vielen, besonders Frauen, den Geist, zumal keines der hergebrachten Opfer und keine Rathschläge einheimischer Seher die Pestkrankheit und die Seelenstörungen abzuwenden vermochten.

Erst durch den Einfluß des berühmten Sehers und Weisen Epimenides, den man zur Sühnung der Blutschuld aus Kreta hatte kommen lassen, fieng die Fieberwuth der Leidenschaften an, sich einigermaßen zu legen.

Epimenides ordnete verschiedene neue Reinigungs- und Sühnegebräuche an, beruhigte die heftigen ekstatischen Aufregungen durch Anwendung der Musik und religiöser Hymnen, so wie besonders durch Regelung der religionsdienstlichen Gebräuche der Frauen, und die Gewalt, mit der er es überhaupt verstand, auf die religiösen Gefühle einzuwirken, war vollkommen erfolgreich zur Wiederherstellung der leiblichen Gesundheit sowohl als zur Beruhigung der Gemüther in Athen. Er schaffte bei dieser Gelegenheit zugleich manche altreligiöse Gebräuche und Anstalten ab, und führte dafür neue, auf bloßen Abstractionen beruhende, ein, indem er sittliche Begriffe zu Gottheiten erhob und z. B. der „Schmach" und der „Unverschämtheit" einen Tempel zu stiften anrieth. Allein durch dieses Verfahren, das den positiven Glaubensgehalt der Religion schwächte, lockerte er, ohne es zu beabsichtigen, die Stützen der Sittlichkeit. — Indeß war er für Athen im damaligen Zustand eine rettende Erscheinung, so daß er allgemeine Dankbarkeit und Bewunderung mit sich fortnahm, zumal er jede Belohnung ausschlug und sich nur einen Zweig von dem heiligen Ölbaum der Akropolis erbat. Er soll sein Lebensalter auf 154 Jahre gebracht haben. Die Kreter verehrten ihn nicht nur als Weisen, Seher und Dich-

ter, sondern weihten ihm auch nach seinem Tode göttliche Verehrung. Plato und Cicero betrachteten ihn gleichfalls als gottbegeisterten Seher, der in seinen ekstatischen Zuständen die Zukunft erkannt habe, wiewohl nach Aristoteles Epimenides selbst behauptete, von den Göttern keine höhere Gabe erhalten zu haben, als Ereignisse der Vergangenheit im Geiste zu erkennen.

4. Beilegung der Wirren durch Solon.

Zu verschieden waren aber die sich widerstreitenden Interessen der drei politischen Parteien Attika's —: der Pediäer oder Ebenenbewohner, zu denen die Vornehmen und Reichen gehörten, der Diakrier (auch Hyperakrier) oder kühnen Bergbewohner, an die sich die durch Zinsschulden gedrückten und in Knechtschaft verfallenen Armen anschloßen, und der Paräler oder Küstenbewohner, die als Gemäßigte die Mitte zwischen jenen hielten. Sie hätten auch kaum je sich selbst vereinigt, wenn nicht 594 v. Chr. **Solon's Gesetzgebung**, bis auf einen gewissen Grad wenigstens, eine Ausgleichung herbeigeführt hätte.

Solon, aus dem Geschlechte des Kodrus, einer der „sieben Weisen" des griechischen Alterthums (K. 8, 4), war durch die trefflichen Anlagen seines Geistes und Characters, in welchem die Züge eines edlen Ernstes und freundlichen Bürgersinnes, insbesondere der Billigkeit und Mäßigung, hervortraten, ganz zu diesem Vermittlungsgeschäfte geeignet. — Schon frühe hatte er die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Mitbürger und ihr Vertrauen gewonnen, besonders durch seine Gedichte, in welchen er seine Landsleute über verschiedene öffentliche Vorkommenheiten und gesellschaftliche Verhältnisse zu belehren suchte: denn die Form künstlicher Prosa hat sich erst durch die spätere Redekunst entwickelt. Die kargen Bruchstücke, welche von seinen Gedichten auf uns gekommen sind, lassen den Verlust dieser Beweise seines Cultur fördernden Geistes bedauern, dessen Größe allerdings am meisten aus seiner Staatsschöpfung zu erkennen ist.

Da sein Vermögen nicht bedeutend genug war, um hinlänglichen Einfluß zu gewinnen, hatte er es durch den Handel zu vermehren gesucht und sich deßhalb auf Reisen in andern Staaten Griechenlands und Asiens begeben, auf denen er sich zugleich politische Erfahrungen sammelte, die er zuerst bei folgender Gelegenheit bethätigte.

Ein Krieg der Athener mit Megara um den Besitz der Insel Salamis hatte ihnen so viele Mannschaft vergeblich gekostet, daß durch ein Gesetz jeder fernere Vorschlag, die Insel zu erobern, mit der Todesstrafe belegt wurde. Da nun diese Insel für den Handel Athens so wichtig war, Niemand aber den Muth hatte, sich der Strafe auszusetzen, so stellte Solon sich wahnsinnig und las dem versammelten Volke ein Gedicht vor, worin er es zur Wiedereroberung von Salamis aufforderte. Seine Freunde, insbesondre Pisistratus (Peisistratos), ein Verwandter von ihm, lobten den Inhalt und verbreiteten ihn noch mehr, so daß die Aufregung im Volke so stark wurde, daß man jenes Gesetz aufheben mußte. Ein Handstreich, zu welchem nun gleichfalls Solon den Anschlag gab, verschaffte den Athenern die Insel, und als die Megarer den Streit vor ein spartanisches Schiedsgericht brachten, wußte Solon in einer geschickten Verthei-

digungsrede den Ausspruch der Spartaner zu gewinnen und so den Besitz für seine Vaterstadt auch rechtskräftig zu machen.

Eben so hatte er bei einer andern Gelegenheit die Ehre des delphischen Heiligthums gegen Plünderungen und andere frevelhafte Eingriffe der Einwohner von Krissa (nach Andern von Kirrha s. K. 1, 3.) durch einen Strafkrieg gerettet, zu welchem er die Amphiktyonen zu bewegen wußte. Es war dieß der erste sogenannte heilige Krieg, der mit dem Untergang der Stadt Krissa endete, deren Einwohner zu Sclaven gemacht und deren Gebiet zum delphischen Tempelgut geschlagen wurde (K. 10, 3.). — Diese Verdienste hatten bereits Solon's Ruhm so begründet, daß er zuletzt unter die Zahl der Archonten gewählt wurde. Als solcher genoß er das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger, so daß ihm zugleich mit dem Archonten Philombrŏtos der Auftrag wurde, die verwirrten Verhältnisse durch eine neue Staatseinrichtung zu ordnen. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, nach dem Wunsche aller seiner Freunde eine Tyrannis zu stiften und sich — bei der noch vorhandnen Unbekanntschaft des Volks mit einer demokratischen Regierung — als Alleinherrn zu behaupten, aber seine Tugend und Klugheit rieth ihm, sich auf seinen ihm gewordenen Auftrag zu beschränken. Er schaffte daher zuerst die drakonischen Gesetze (mit Ausnahme der Bestimmungen über den Mord) ab; sodann erleichterte er das Loos der durch allzuhohe Zinsen gedrückten Klassen der Ärmeren durch Einführung der Seisachtheia, d. i. einer Art Zinsablösung, bei der einerseits das Grundvermögen der reichen Gläubiger nicht angetastet, anderseits dem Schuldner die Abtragung des Zinsrückstandes erleichtert und der Zins überhaupt ermäßigt wurde. Auch suchte er dem Anwachs des Grundeigenthums durch eine gesetzliche Maaßbestimmung zu steuern, und die Gefahr für die persönliche Freiheit der Schuldner durch das „Verbot, auf den Leib zu leihen", abzuwenden, d. h. er hob das alte Schuldrecht auf, wornach der Schuldner bei Zahlungsunvermögenheit seiner persönlichen Freiheit verlustig gieng.

Zur Erleichterung derjenigen Schuldner, die nicht ganz vermögenslos, daher nicht in persönlicher Gefahr waren, setzte Solon den Münzfuß herab, so daß der Münzwerth der Drachme um etwas mehr als 25 Procent geringer war, 100 Drachmen des neuen Münzfußes nicht mehr Silber enthielten, als 72 des alten Fußes, 100 alte Drachmen also gleich 138 neuen waren. Dadurch erhielten diese Schuldner eine Erleichterung im Belauf von etwa 27 Procent. (Böckh's Metrologie K. 9.) So große Bewunderung das griechische Alterthum der solonischen Verfassung zollte, so wurde doch Solon's Seisachtheia und Geldherabsetzung in der ganzen Griechenwelt der nachfolgenden 3 Jahrhunderte weder von Demokratien, noch von Oligarchien jemals nachgeahmt, vielmehr stillschweigend getadelt.

5. Grundzüge der solonischen Verfassung: Bürgerrechte und Bürgerklassen, Archontat, Rath der Vierhundert, Areopag, Volksversammlung, Heliäa.

Nachdem so der Noth des Augenblicks durch Schonung der beiderseitigen Interessen abgeholfen war, gab er als Archon im J. 594 eine neue Staatsverfassung, die zum Theil an das Bestehende sich anschloß, zum Theil wesentlich neue Bestimmungen enthielt. Da es galt, eine gleichartige rechtliche Stellung, ein gemeinschaftliches Bürgerthum zu schaffen, so mußte der niedrige

Stand gehoben werden und also der Herrenstand mit ihm sich den gleichen Gesetzen unterwerfen. Dieß machte die solonische Verfassung zu einer gemäßigt demokratischen, deren Grundzüge in Folgendem bestehen.

Bürger wurde man entweder durch Geburt, und zwar aus der Ehe eines attischen Bürgers mit einer attischen Bürgerin, oder durch Einbürgerung, in Folge eines Volksbeschlusses; doch konnte letztere Gattung von Bürgern weder zur Archonten-, noch zur Priesterwürde gelangen: erst ihren Kindern konnte dieses Recht zu Theil werden. — Wesentliche Bürgerrechte waren: der Rechtsstand vor öffentlichem Gericht, das Recht des Grundbesitzes, der Waffenführung und der Theilnahme an der Volksversammlung.

Ehen sollten nicht aus Gewinnsucht geschlossen werden, darum war es verboten, der Braut eine Mitgift zu geben. Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft. — Die Erziehung war nicht so einseitig wie in Sparta. Mit dem 7. Jahre wurde der athenische Knabe aus den Händen der Frauen (aus dem Gynäceum) entlassen und in Allem unterrichtet, was zur gleichmäßigen Ausbildung des Leibes und des Geistes gehörte. Gleichlaufend mit dem Unterricht in Leibesübungen erhielt er Unterricht im Lesen und Schreiben, darauf in der Musik, worunter man nicht nur Spiel und Gesang, sondern auch Ausbildung des Gefühls durch Wohlklang und Zeitmaaß verstand, ferner im Rechnen und in der Größenlehre; in spätern Zeiten zog man auch das Zeichnen in den Unterrichtskreis. Bis zum 16. Jahre gehörten die Bürgerssöhne dem älterlichen Hause. Dann mußten sie sich durch Übung ihrer Jugendkraft in den öffentlichen Gymnasien und im Waffendienste zum Bürgerdienst vorbereiten. — Mit dem 18. Jahre traten sie, durch feierliche Aufnahme in eine Cult-Genossenschaft, in die Klasse der Epheben, erhielten in der Volksversammlung Schild und Speer und leisteten den Bürgereid, wodurch sie bürgerlich mündig wurden. — Darauf mußten sie zwei Jahre Kriegsdienste thun (meist in den Gränzfestungen); mit dem 20. Jahre durften sie in der Volksversammlung stimmend und redend auftreten. — Mit dem 30. Jahre wurde ihnen, als höchstes Bürgerrecht, die Befähigung zum Richteramt in der Heliäa, d. i. in dem Geschwornengerichte ertheilt und der allgemeine Richtereid abgenommen, der die volle Bürgerreife bezeichnete. Verbrechen und Vernachlässigung der Bürgerpflichten zog den Verlust des Bürgerrechts nach sich.

Fremde, die sich in Athen niederließen und sich unter den Schutz der Gesetze stellten, hießen Metöken (Insassen, Schutzbürger); sie hatten, obgleich sie auch Steuern zahlten und außerordentliche Kriegsdienste thaten, keinen Grundbesitz und keine unmittelbaren Bürgerrechte. Auszeichnung jedoch konnte ihnen Gleichstellung verschaffen. Jeder Vater mußte seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen: denn sonst konnte er im Alter, wenn er etwa hülflos geworden war, keinen rechtlichen Anspruch auf Unterstützung von seinem Sohne machen. Entzog sich dagegen ein Sohn, dem sein Vater dieses Mittel zum Fortkommen verschafft hatte, der Pflicht seine Ältern zu unterstützen, oder behandelte er sie in

anderer Art übel, so wurde er zu einer Leibes- oder Geldstrafe verurtheilt und seiner bürgerlichen Ehre verlustig erklärt. Denn Ehrfurcht gegen die Ältern war nächst der Ehrfurcht gegen die Götter eines der vornehmsten Gebote in der solonischen Gesetzgebung.

Sclaven (d. i. gekaufte Fremdlinge) waren der Willkühr ihrer Herren preisgegeben; doch schützte das Gesetz sie gegen frevelhafte Mißhandlung; Freigelassene traten in die Klasse der Metöken. — Die Einrichtung der Phylen mit ihren Abstufungen und geschlossenen Genossenschaften ließ Solon bestehen, in so weit sie keinen nachtheiligen Einfluß auf das öffentliche Leben hatten.

Die Bürger waren nach dem Ertrag ihres Grundbesitzes in vier Vermögensklassen getheilt, nach welchen sich die Größe der Abgaben wie überhaupt der Antheil an den Lasten und Vortheilen des Staats bestimmte: daher die höchsten Ämter anfangs noch dem Adel, der am meisten Grund und Boden besaß, zufielen, bis allmählig jeder andere Bürger, welcher durch Handel und Erwerb zu Vermögen und dadurch zu Grundbesitz kam, ebenfalls die Befähigung zu diesen Ämtern erlangte. Auf dem Vermögen beruhte auch der Antheil am Kriegsdienst.

Zur ersten Vermögensklasse berechtigte ein jährlicher Ertrag von 500 Medimnen (Scheffel Getreides); zur zweiten, der Klasse der Ritter, ein Ertrag von 300, zur dritten ein Ertrag von 150. Die vierte Klasse war abgabenfrei, aber auch ohne Anspruch auf Ämter und Würden, auch in der Regel ohne Pflicht zum Kriegsdienst, wozu sie nur im Nothfall gezogen wurde; sie diente dann nur unter den Leichtbewaffneten oder späterhin auf der Flotte; doch hatte sie Antheil an allen übrigen Bürgerrechten. Die beiden ersten Klassen hatten den Reiterdienst, die Bürger der dritten Klasse dienten als Hopliten oder Schwerbewaffnete. — Der Grundbesitz war freies Eigenthum, das in aller Weise veräußert werden konnte und nicht, wie es vor Solon der Fall war, bei der Familie bleiben mußte.

Die gesammte Staatsgewalt war ein Ausfluß der Bürgergemeinde und wurde durch die Volksversammlung unbeschränkt geübt. Zu ihren Rechten gehörte die Gesetzgebung, die Bestrafung der Staatsverbrechen, die Bestimmung der Staatsleistungen, die Überwachung der Staatseinkünfte, die Wahl der Beamten, die Entscheidung über Krieg und Frieden, Waffenstillstand und Bündnisse ꝛc. Diese Rechte übte sie durch die, aus ihrer Wahl hervorgegangenen Magistraturen. Diese höchsten Staatsämter waren der Archontat, der Rath der Vierhundert und der Areopag.

Die Archonten, deren Neunzahl und jährliche Erneuerung belassen wurde, waren vor Solon in ihren verschiedenen Wirkungskreisen weniger von einander abhängig; Solon beschränkte ihre Selbständigkeit, besonders bei den Gerichten, wo sie vorher allein Recht zu sprechen hatten, ohne daß weiter appellirt werden konnte. Dagegen hatten sie bei allen Volksgerichten den Vorsitz. — Sie wurden nur aus der höchsten Vermögensklasse gewählt, mußten 30 Jahre alt sein und bekamen keine Besoldung. Ihre Amtsführung unterlag einer strengen Prüfung.

Der erste oder oberste Archon, Eponymos genannt (weil das Jahr nach ihm benannt wurde) war der Staatsrepräsentant; der zweite war der Oberpriester, mit dem Titel Basileus d. i. König, weil die Besorgung des Cultus, insbesondere der Opfer, früherhin ein königliches Vorrecht war; der dritte, der Polemarch, besorgte das Kriegswesen und die auswärtigen Angelegenheiten, darunter auch die Rechtshändel der Bürger mit Fremden; auf den übri-

gen sechs, Thesmotheten genannt, lagen die meisten Geschäfte in Bezug auf Prozeßeinleitungen, Magistratsprüfungen rc.

Der Rath der Vierhundert war ein, zwischen dem Archontat und der Volksversammlung mitten inne stehender, beständiger Volksausschuß, der alle Anträge, welche das öffentliche Wohl betrafen und durch die Prytanen an ihn gebracht werden mußten, anzunehmen, vorzuberathen und zur Vorlegung an die Volksversammlung, worin er den Vorsitz hatte, vorzubereiten und ihr sowohl, als auch den Archonten seinen Rath zu ertheilen hatte.

Die Mitglieder derselben, die übrigens 30 Jahre alt sein mußten, wurden aus den drei obern Vermögensklassen (und zwar aus jeder Phyle 100), nach vorhergegangener Prüfung ihrer Würdigkeit durch's Loos gewählt und alle Jahre erneuert.

Der Areopag (Areiopagos), früher ein Blutgericht, wurde durch Solon dadurch zu hohem Ansehen erhoben, daß seine Mitglieder aus den abgetretenen, bei der Austrittsprüfung untadelig befundenen Archonten bestanden und gleichsam die Auswahl der moralisch- und politisch-Trefflichsten sein sollte. Dieser hohe Rath sollte, fern von den gewöhnlichen Geschäften der Staatsverwaltung, „das Auge des Gesetzes" sein und nur in der äußersten Noth, besonders da, „wo Übereilungen des Volks gut zu machen waren", handelnd eintreten. Er hatte die Aufsicht über öffentliche Erziehung, öffentliche Zucht und Sitte, über Fleiß und Sittlichkeit der Bürger, über Erhaltung des Cultus, das Richteramt in peinlichen Fällen (bei Mord, Meineid, Religionsfrevel) und nur in letzterer Beziehung war er verantwortlich.

Auch war er für die übrigen zur Beurtheilung der Mordthaten niedergesetzten Gerichtshöfe, nämlich für die vier Ephetenhöfe, deren jeder aus 51 Ältermännern bestand und an einem anderen Orte seine Sitzungen hielt, so wie für das Prytaneum, eine Art Cassationshof. — Den Areopag und den Rath der Vierhundert nannte Solon selbst „die beiden Anker", welche die etwa zu unruhige Bewegung des Staatsschiffes mäßigen und dasselbe bei Stürmen und Stößen im Gleichgewicht halten sollten. Der Areopag besonders blieb bis auf die Zeit des Perikles das einzige Gegengewicht gegen die so leicht in Zügellosigkeit ausartende Volksherrschaft.

Die Volksversammlung, die auf der Pnyx, (späterhin im Theater) in der Regel alle Monate gehalten wurde, mußte jeder Bürger bei Vermeidung einer Geldstrafe besuchen. Die durch den Rath der Vierhundert vorbereiteten Anträge wurden nicht immer durch bloßes Ja und Nein entschieden, sondern oft erst durch Reden der Bürger für und wider erörtert, und so nicht selten verändert durch die Vorsitzer zur Abstimmung gebracht. Diese geschah durch Händeaufhebung (Cheirotonie) und Mehrheit entschied dabei. — In gewissen Fällen, z. B. bei Einbürgerung, oder sonstiger Beschlußnahme über einen Mitbürger, galt geheime Abstimmung durch Steinchen.

Auf dieser Volksversammlung wurden aus allen 30jährigen Bürgern 6000 von den neun Archonten durch das Loos immer nur auf Ein Jahr zu Heliasten, d. i. zu Mitgliedern der Heliäa oder des Geschwornengerichts gewählt, welches die Beschlüsse der Volksversammlung in Betreff der Einführung neuer Gesetze und der Beamtenwahlen (letzteres jedoch nur in Gemeinschaft mit dem Rathe der Vierhundert) zu prüfen und dann zu bestätigen, so wie auch alles,

was die Versammlung an die Heliäa wies, in die erforderliche Rechtsform zu bringen hatte. Aus den Heliasten wählten die Thesmotheten die für jeden Prozeß erforderliche Anzahl von Richtern.

Es wurden nämlich von den 6000 Heliasten, 5000 in 10 Decurien getheilt, deren jede also 500 Richter enthielt; das sechste Tausend waren Ersatzmänner, durch welche in Nothfällen die einzelnen Decurien ergänzt wurden. Diese Decurien hießen δικαςήρια, Dikasterien. In den meisten Prozessen saß Eine Dikasterie zu Gericht; in schwerern Fällen wurden je 2, 3, 4 Dikasterien oder Decurien verbunden. In kleinern Prozessen saßen nur 200 bis 400 Richter oder Heliasten.

Vergleicht man diese Grundzüge der solonischen Verfassung mit den Veränderungen, die sie nachher unter Perikles erfuhr, so muß man erkennen, daß Solon für die Demokratie nur die einfachste Grundlage schuf und nie weiter gehen wollte. „Ich gab (sagt Solon selbst in einem seiner kurzen noch übrigen Gedichtfragmente) dem Volke so viel Kraft, als für sein Bedürfniß hinreichte, ohne seine Würde zu vergrößern oder zu vermindern. Für jene, welche Macht besaßen und durch ihren Reichthum bekannt waren, sorgte ich, daß ihnen keine unwürdige Behandlung angethan wurde." (Die beiden ersten Zeilen dieses Fragments werden nach einer andern Lesart auch so übersetzt: „Ich gab dem Volke nur so viel Macht, als ich ihm nicht vorenthalten konnte". In beiden Fällen vertheidigt sich Solon gegen den Vorwurf, als habe er dem Demos zu viel eingeräumt.)

6. Die Tyrannis des Pisistratus.

Durch die solonische Verfassung sollte gute Sitte und Liebe zum Gesetz aus der „Einsicht und Überzeugung" jedes Bürgers hervorgehen, und diese letztere sollte „durch Übung des Urtheils in Ausmittlung des Rechtlichen und in Anwendung des Gesetzes auf dasselbe genährt und befestigt werden."

Allein in der dem Menschen angebornen Selbstsucht, die sich in dem fortgesetzten Treiben der ehr- und gewinnsüchtigen drei genannten Parteien aussprach, scheiterte Solon's gute Absicht, und mit Recht konnte er sagen: „In dem schwierigen Werk Allen gefallen, ist schwer." Denn ungeachtet die Athener ihm geschworen hatten, seine Verfassung zehn Jahre lang zu halten, so trat doch, — als er, um sich dem Andringen der Parteien auf Verfassungsveränderung zu entziehen, aus Athen sich entfernte und Reisen in Ägypten, Kreta und Kleinasien (III. K. 9, 2.) machte, — die Unzufriedenheit der Parteien erst recht offen hervor.

Die Pediäer wurden von einem Manne, Namens Lykurg, geleitet, die Paraler von Megakles, einem der wiedergekehrten Alkmäoniden (die, weil sie von ihren Standesgenossen, den Eupatriden, so schlecht waren unterstützt worden, ihre vorige Partei verließen); die Diakrier, zu denen alles niedere Volk sich hielt, überließen sich der Führung des Pisistratus, jenes schon K. 7, 4. genannten Verwandten Solon's.

Nachdem der zurückgekehrte Solon vergebens die Parteien zu versöhnen gesucht hatte, gelang es dem Pisistratus (Peisistratos, 560 v. Chr.) jedoch nur durch Aufrichtung einer Tyrannis, allmählig Ordnung zu schaffen. Einverstanden nämlich mit dem Bürgerausschuß, dessen meiste Glieder seine Freunde waren, wußte er sich von der Volksversammlung, obgleich Solon öffentlich vor seinen

Absichten warnte, durch List (indem er sich selbst verwundete und vorgab, von seinen Feinden überfallen worden zu sein) eine Leibwache von 50 Keulenträgern zu verschaffen, mit deren Hülfe er sich der Burg bemächtigte. Doch jetzt vereinigten sich die beiden andern Parteien und vertrieben den Pisistratus aus Athen. Weil sie sich nun aber wieder gegeneinander selbst kehrten, so suchte Megakles nach fünf Jahren die Partei des Pisistratus mit der seinigen dadurch zu vereinigen, daß er den Pisistratus zurückrufen ließ und ihm seine Tochter zur Ehe gab. — Als aber Pisistratus zum zweitenmal die Burg besetzte, verband sich Megakles wieder mit den Vornehmen, so daß Pisistratus, der sich dieser Vereinigung nicht gewachsen fühlte, freiwillig Athen und das Festland verließ und von Eretria aus, (einer Stadt auf der Insel Euböa) seine Verbindungen mit benachbarten Staaten zu verstärken suchte.

Erst zehn Jahre darnach fiel er mit auswärtiger Hülfe in Attika ein, nahm zuerst Marathon, und zog mit seinen, von allen Seiten ihm zuströmenden Anhängern gegen Athen. Seine bisher sorglos gewesenen Gegner zogen ihm aus der Stadt entgegen, wurden aber geschlagen und mußten ihm die Stadt und Burg überlassen. Doch konnte er sich in seiner errungenen Stellung nur dadurch erhalten, daß er die Söhne der Angesehensten in den Gegenparteien als Geißeln nach der Insel Naxos, die er für sich erobert hatte, schickte und seine Leibwache beibehielt. Die Alkmäoniden giengen in's Exil und ihre Häuser wurden der Erde gleich gemacht.

Von da an beherrschte er Athen unangefochten und suchte dabei die solonische Verfassung, wenigstens in ihren übrigen Formen und Einrichtungen aufrecht zu halten, ja sie wo möglich erst recht in's Leben einzuführen. Aber freilich das Leben, das Solon hervorzubringen beabsichtigt hatte, konnte auch auf diesem Wege sich nicht entwickeln.

Solon selbst, den zu schonen Pisistratus edel genug war, starb bald nach dem Eintritt der Tyrannis des Pisistratus vor Kummer über den Umsturz seiner Verfassung im 80. Jahre seines Alters. In seiner hochsittlichen, tief humanen, von allem selbstsüchtigen Ehrgeiz freien, nur für das Wohl Anderer, besonders der Unterdrückten im Volke lebenden Persönlichkeit stellten sich die besten Tendenzen seiner Zeit dar. Seine gesammelte Asche, erzählte man, wurde von dankbaren auf Salamis angesiedelten Athenern in einzelnen Theilen der Insel ausgestreut.

Übrigens verdankte Athen der gemäßigten und milden Herrschaft des Pisistratus, außer der Aufrechthaltung der Ordnung, auch die Förderung des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels, so wie die sichtbare Hebung der Bildung seiner Bürger durch Wissenschaft und Kunst. Er gab Athen prächtige öffentliche Gebäude, besonders Tempel (des Apollo und des Zeus), legte die erste Bibliothek an und sammelte und verbreitete die Gesänge Homer's. Denn im Glanze staunenswerther Werke und Thaten suchte sich die (ältere) Tyrannis, als ein Nachbild des ehemals gefeierten Königthums (K. 5, 13.), Ehre und Ruhm und dadurch Duldung und Achtung zu verschaffen.

Die gleiche Erscheinung bot z. B. die Tyrannis auf der Insel Samos, die dort gleichzeitig mit der Tyrannis in Athen durch des Pisistratus Zeitgenossen **Polykrates**

(565—522 v. Chr.) den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichte. Nachdem nämlich derselbe sich durch Ermordung des einen seiner beiden Brüder und durch Verjagung des andern der Alleinherrschaft bemächtigt hatte, glückte es ihm, sich auch zum Herrn vieler andern Inseln (darunter Lesbos), so wie eines Theiles der ionischen Küste zu machen und seine Macht durch Bündnisse mit dem ägyptischen König Amāsis (576—526) und nachher mit dem persischen Könige Kambyses zu stärken. Des Polykrates Hof war einer der glänzendsten jener Zeit, und unter den Dichtern, die ihn zierten, werden Simonides und Anakreon (K. 8, 1.) genannt. Ungeachtet Polykrates das Volk durch viele Feste zu gewinnen suchte, war er doch einem Theile desselben wegen Habsucht und Bedrückung verhaßt, und edlere Gemüther, wie Pythagōras (K. 9, 3.) mieden ihn; ja selbst der König Amasis kündigte ihm das Bündniß auf, — angeblich, um nicht als Freund den Eintritt des Verderbens schmerzlich mitempfinden zu müssen, zu welchem ein Mann, den das Glück so übermäßig begünstige, von den Göttern bestimmt wäre.

Wirklich sollte der mächtige Beherrscher von Samos (ungleich dem gemäßigteren Pisistratus) am Ende noch den „Unbestand des Glücks" erfahren, indem er von dem persischen Satrapen von Sardes, der ihn durch Hinterlist zu sich lockte, gefangen genommen und gekreuzigt wurde; worauf die Insel sich der persischen Herrschaft unterwerfen mußte und von dem Darius Hystaspis (522 v. Chr.) den vertriebenen Bruder des Polykrates, Namens Syloson, zum Statthalter bekam.

7. Hippias und Hipparch. Vertreibung der Pisistratiden.

Nach dem Tode des Pisistratus in Athen 527 v. Chr. folgte ihm sein ältester Sohn **Hippias** in der Tyrannis und regierte mit seinen beiden jüngern Brüdern Hipparchus und Thessălus (indem immer einer der drei Brüder sich die Archontenwürde zu verschaffen wußte) anfangs in dem gemäßigten und wohlthätigen Sinne des Vaters. Auch sie beförderten das allgemeine Wohl und waren große Freunde der Kunst, besonders der Dichtkunst.

Insbesondere lud Hipparch die (§. 6 genannten) lyrischen Dichter Anakreon und Simonides, jenen von Samos, diesen von Mitylene her, zu sich nach Athen ein und gewann sie durch große Freigebigkeit für sich. Überhaupt erreichte der Bildungsstand Griechenlands zwischen den Jahren 600 und 500 v. Chr. bereits eine bedeutende Höhe. (S. K. 8.)

Als aber die Pisistratiden, um die Partei des großen Grundbesitzes mehr zufrieden zu stellen, die Grundsteuer zu ihren Gunsten um die Hälfte herabsetzten, wurden die beiden andern Parteien unzufrieden, zumal sonst noch manche Einzelne in ihren Rechten durch die Willkür der Pisistratiden gekränkt wurden. Weil Hipparch einst zwei ihrer Gegner, den Harmodius und Aristogīton (Aristogeiton), dadurch beleidigte, daß er die Schwester der erstern von der Theilnahme am Feste der Panathenäen ausschloß, so stifteten beide Freunde eine Verschwörung: Hippias und Hipparch sollten an diesem Feste ermordet werden. Aber die Rache-Dolche des Harmodius und Aristogiton trafen nur den Hipparch, weil Hippias beim Ordnen des Festzugs noch außerhalb des Stadtthors aufgehalten worden war.

Die Leibwächter Hipparch's schlugen den Harmodius auf der Stelle nieder. Aristogiton, für den ersten Augenblick von der Menge gedeckt, wurde bald ergriffen und unter Qualen getödtet. Als Hippias, an seinem entfernten Platze, noch mit dem Ordnen des Zugs beschäftigt, die Ermordung seines Bruders erfuhr, hieß er mit großer Selbstbeherrschung die Bürger auf kurze Zeit ihre Waffen ablegen und sich versammeln. Sie gehorchten; dann ließ er die

Waffen in Beschlag nehmen, und konnte nun leicht diejenigen Bürger herausfinden und bestrafen, welche Dolche, die bei dem Feste verboten waren, bei sich trugen. — Diese Ermordung fiel in das Jahr 514 v. Chr. Sie war im Grunde nur ein Act der Privatrache: erst die spätere Zeit hat aus beiden Mördern Märtyrer der Freiheit gemacht.

Erbittert über den Tod seines Bruders und in Besorgniß für seine eigene Sicherheit gieng nun Hippias im wachsenden Mißtrauen von seiner frühern Mäßigung zu strengster Despotie über. Die Alkmäoniden flohen aus Athen an die nördliche Gränze Attika's und betrieben von dort aus durch Bestechung des delphischen Orakels fortwährende Aufforderungen desselben an die Spartaner, ihnen zur Rückkehr nach Athen und zur Vertreibung der Pisistratiden behülflich zu sein. Endlich sandten diese ein Heer ab, das aber von den, auf einen solchen Einfall gefaßten Pisistratiden mit Hülfe von 1000 thessalischen Reitern zurückgeschlagen wurde.

Ein zweites spartanisches Heer jedoch, das nun unter Anführung des oben (K. 6, 6.) schon genannten Königs Kleomenes abgeschickt wurde, besiegte die thessalischen Reiter, drang mit Hülfe der Alkmäoniden und andern unzufriedenen Athener in die Stadt Athen und schloß die Pisistratiden in der Burg ein, überließ aber die Belagerung, die sich in die Länge zog, den Athenern und zog wieder ab. Dennoch mußten die Pisistratiden, weil ihre Kinder auf dem Wege nach dem Auslande, wohin sie dieselben zu ihrer Bergung schicken wollten, in die Hände der Athener fielen, gegen Losgabe derselben die Burg ausliefern und mit ihren Anhängern unverweilt Stadt und Land verlassen (510 v. Chr.) Auf der Akropolis wurde eine Säule errichtet, auf der die „Ungerechtigkeiten" der vertriebenen Herrscherfamilien und die Namen aller ihrer Glieder verzeichnet waren. Die Mörder des Hipparch aber ehrten die Athener dadurch, daß sie ihnen eherne Bildsäulen setzten und ihren Nachkommen Abgabenfreiheit verliehen.

8. Grundänderungen in der solonischen Verfassung durch Klisthenes. Übergewicht der Demokratie.

Nach der Vertreibung der Pisistratiden kehrten die Alkmäoniden nach Athen zurück, und einer aus diesem Geschlechte, ein Nachkomme des Kylonidenmörders, Namens Klisthenes (Kleisthenes), stellte sich als Demagoge an die Spitze des niedern Volkes und machte mit dessen Unterstützung wesentliche Änderungen an der Grundlage der solonischen Verfassung. Er lös'te nämlich die vier Phylen auf und gab durch eine radical-veränderte Eintheilung derselben der Verfassung eine entschieden demokratische Richtung, durch welche der athenische Character seine frühere Gediegenheit und Einfachheit allmählig verlor und ein ihm eigenthümliches, leicht bewegliches, zu steter Neuerung geneigtes Wesen annahm. Anderseits gieng es dadurch allerdings auch rascher vorwärts auf der Bahn der Bewegung zum Ziel glänzenden Ruhms und politischer Größe, zu dessen längerer Behauptung dann eben nur den also Emporgetriebenen das sittliche Maaß und der religiöse Halt abhanden gekommen war, wodurch allein der darauffolgende große Sturz

hätte abgewendet werden können, der zwar zur Wiederaufnahme der solonischen Verfassungsform trieb, aber zu spät, da deren Geist dann nicht mehr heraufzubeschwören war (V. K. 7, 6. K. 8.).

In den vier alten Phylen, d. i. in den altherkömmlichen zunftartigen Vereinen, welche theils auf Stamm- und Geschlechtsverwandtschaft, theils auf nachbarschaftlichen und ähnlichen Verhältnissen beruhten, und deren Mitglieder durch gemeinschaftlichen Cultus, gemeinschaftliche Feste, gewissermaßen alle innerlich verbunden waren, hatten besonders die Eupatriden noch viele Ehrenvorrechte, die ihnen von den übrigen Gliedern ihrer Phyle aus Pietät stets gern eingeräumt worden waren. Alle diese Bande riß Klisthenes auseinander, mischte die bisherigen zusammengehörenden Glieder der Phylen gänzlich unter- und durcheinander, theilte sie dann in zehn neue sogenannte Phylen und gab diesen nicht nur zugleich andere Namen, sondern auch ihrem vorher mehr religiös-sittlichen und häuslich geschlossenen Wesen eine mehr nur politische, bloß einseitig dem Gemeingeist dienende Richtung. Auch ordnete er die sämmtlichen Demen (d. i. Dorf- und Landstädtegemeinden) in sie ein.

Auf diese neue Stämme-Eintheilung gründete er auch die Kriegsverfassung. Die Waffenpflichtigen jedes Stammes hatten ihre eigenen Taxiarchen oder Hauptleute für die Hopliten und ihre eigenen Phylarchen für die Reiterei. An der Spitze des ganzen Heeres standen zehn Strategen (Feldherrn), aus jeder Phyle einer, desgleichen zwei Hipparchen, als Oberbefehlshaber der ganzen Reiterei.

Aus den so umgestalteten Phylen setzte er dann den bisherigen Rath zusammen, vermehrte ihn von 400 Mitgliedern auf 500 (aus jeder der zehn Phylen 50), und machte Öffentlichkeit seiner Berathungen zur Regel. Der Areopag verlor viel von seiner frühern hervorragenden Gewalt, wenn ihm auch noch viel an Bedeutung blieb. Auch führte er die Wahl der Archonten durch das Loos nicht. Die Archonten, den Polemarchen inbegriffen, sanken zu bloßen Verwaltern der Polizei, zu Besorgern der bloß vorbereitenden Gerichtspflege und Vorsitzern der Heliäa herab. Die Heliäa oder das Geschwornengericht bekam aber durch Klisthenes eine größere Ausdehnung der richterlichen Gewalt, und vielleicht schon genauere Unterabtheilungen und eine bestimmtere Begränzung der Thätigkeit dieser Abtheilungen (wiewohl diese letztere von Andern dem Perikles zugeschrieben wird).

Die Volksversammlung (Ekklesia) erhielt nun erst eine vollkommen entscheidende, souveraine Gewalt. — Es war somit eine vollständige Revolution, welche Klisthenes durchführte.

Von Klisthenes rührt auch der dem Volksneid und Parteigeist als Mittel dienende Ostracismus her d. i. das Verfahren, einen dem Volke oder seinen Führern gefährlich scheinenden Bürger durch das Scherbengericht aus dem Staate auszustoßen (wobei jeder der Stimmgebenden den Namen des zu Verurtheilenden auf eine Scherbe schrieb). Dies war eine mißbräuchliche Anwendung des von Solon gestatteten Verfahrens, „über einen Einzelnen durch Abstimmung von 6000 Bürgern einen Beschluß zu fassen". Er gieng jedenfalls aus dem Gefühl von Furcht und Unsicherheit von Seiten der Demokratie und ihrer Freunde hervor, und war in so fern allerdings ein Hauptmittel ihrer Erhaltung. — Die Verbannung geschah in der Regel auf zehn Jahre und wurde der Demokratie zum gewöhnlichen Mittel, jeden durch Ta-

lent, Verdienst oder Reichthum ihr im Wege Stehenden zu entfernen. — Durch Vermehrung der Beamten in fast allen Zweigen der Staatsverwaltung gab er dem Ehrgeiz reiches Spiel.

Da Klisthenes auf diese Weise die Pietätsgefühle Vieler verletzte, und insbesondere die Eupatriden auf's tiefste beeinträchtigte, so wendeten sich diese durch ihren Führer Isagoras wieder an die Spartaner um Hülfe; und als Sparta die Ausweisung des Klisthenes verlangte, verließ dieser, der sich seinen Gegnern nicht gewachsen sah, freiwillig die Stadt. Siebenhundert Familien seiner politischen Richtung wurden verbannt.

Weil aber nun Isagoras mit Unterstützung der Spartaner (des Kleomenes) die ganze bisherige Verfassung stürzen und eine völlige Aristokratie nach spartanischem Zuschnitt einrichten wollte, zwang das Volk die Spartaner zum Abzug, strafte den zurückgekommenen Anhang des mit ihnen geflüchteten Isagoras mit dem Tode und rief den Klisthenes mit seinem Anhang zurück.

Sparta suchte nun mit einigen seiner Bundesgenossen Athen mit Krieg zu überziehen: Uneinigkeit aber der Spartaner unter sich und mit einem Theile ihrer Bundesgenossen führte zur Auflösung des Heeres, so daß die Athener den Rest der Bundesgenossen (Thebaner, Chalcidier und Ägineten) schlugen, und insbesondere den Chalcidiern einen bedeutenden Grundbesitz abnahmen, der dann an 4000 attische Bürger vertheilt wurde. (Man nannte diese Ansiedler Kleruchen, weil jeder einen Kleros oder Looßtheil bekam).

Dieser Sieg 560 v. Chr. erhöhte Athens Kraftgefühl und gab der entschieden demokratischen Partei ein bleibendes Übergewicht. Vorzüglich von diesem Zeitpuncte an entstand im athenischen Gemeinwesen jene allgemeine Regsamkeit und Rührigkeit, mit der jeder Einzelne im Staate sich Geltung, und besonders durch erhöhte Gewerbs- und Handelsthätigkeit Gewinn und dadurch Bedeutung zu verschaffen suchte.

Die Unabhängigkeit und Selbständigkeit, zu welcher Athen dadurch emporstrebte, erschien Sparta, welches als Haupt der peloponnesischen Staaten auch gerne über die übrigen griechischen Staaten einen dominirenden Einfluß geübt hätte, so gefährlich, daß es sogar den Gedanken faßte, den vertriebenen Hippias wieder nach Athen zurückzuführen und dort durch Tyrannis die Demokratie zu unterdrücken. Weil aber die peloponnesischen Bundesgenossen ihre Zustimmung nicht dazu gaben, so mußte Sparta auf diesen Plan verzichten und den Hippias, den es zu diesem Zwecke schon hatte nach Sparta kommen lassen, wieder entlassen.

Hippias, in seiner Erwartung getäuscht, setzte nun seine letzte Hoffnung auf persischen Beistand, den er zunächst an dem Statthalter von Sardes, Artaphernes, einem Bruder des Königs Darius Hystaspis (K. 9, 7.), fand, der den Athenern mit Strafe drohte, wenn sie den Hippias nicht aufnehmen würden. Allein die Athener lehnten standhaft diese Anmuthung ab und kamen schon dadurch in ein gespanntes Verhältniß zu Persien, dessen Zorn sie bald darauf durch eine neue Kühnheit auf das empfindlichste reizen, an ihm aber auch den rascheſten Wecker ihrer, vorher ihnen selbst noch unbewußten, jugendlichen Thatkraft finden sollten.

8. Kapitel. Das Aufblühen des griechischen Lebens in Kunst und Wissenschaft bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr.

1. Die griechische Kunst und ihre Pflege. — Gymnastik. Orchestik. Musik.

Ehe wir das Volk der Hellenen in eine neue höhere Entwickelungsperiode eintreten sehen, darin es zum vollen Bewußtsein seiner Kraft gelangt, müssen wir erst unsern Blick noch auf einige andere Seiten seines Innenlebens richten, die noch der bisher betrachteten Periode seiner ältern Geschichte angehören. Denn außer den Richtungen, die sein Leben in Bezug auf Religion und Staat genommen, sind auch die Richtungen seiner geistigen Lebensregung in Kunst und Wissenschaft zu beachten, die sich in den vier bis fünf Jahrhunderten vor den Perserkriegen als schöne Blüthen entfaltet haben und eine eben so reiche Fruchtentwicklung für die Zukunft verhießen.

Von jenen beiden zunächst durch die Hellenen eigenthümlich und scharf ausgeprägten Geistesrichtungen, der Kunst und der Wissenschaft, war die frühere die Kunst. Sie wurde bei den Hellenen nicht bloß von einzelnen Gebildeten, sondern von der Gesammtheit gepflegt, denn sie war bei ihnen „mit dem ganzen Volksthum verwachsen" und ein Bestandtheil des öffentlichen Lebens. Das dem Hellenen „angeborne rege und tiefe Gefühl für das Schöne", verbunden mit dem Drang, die in ihm durch seine Naturumgebung innerlich angeregten Empfindungen und Gedanken auch äußerlich in Gestalten auszuprägen, ist die Quelle seines Kunstsinns, der bei ihm lebendiger war als bei irgend einem andern Volk der Geschichte.

Von den zwei Hauptgattungen der Kunst, der darstellenden, welche den Menschen und menschliche Handlungen zum Gegenstand hat, und der bildenden, welche in einem todten Naturstoffe eine Idee verleiblicht, hat der Hellene am frühesten die erstere Gattung, also die Mimik (sammt der Gymnastik und Orchestik), die Musik und die Poesie, und später erst die zweite Gattung, also die Baukunst, Bildnerei (Plastik) und Malerei entwickelt.

Aus dem Drange, seine innern Empfindungen in den Stellungen und Bewegungen des Körpers künstlich auszudrücken, gieng die Gymnastik und „ihre Tochter" die Orchestik oder der künstliche Tanz hervor, wozu sich die Musik als Begleiterin und Anregerin gesellte. Eben so trieb ihn der gleich lebhafte Drang, die Anschauungen seines phantasiereichen Innern durch die Sprache kunstgemäß herauszustellen, frühe zur Poesie, — und diese verschiedenen Darstellungsweisen fanden reiche Nahrung in dem hellenischen Cultus, der mit Gesang und Tanz, mit Festaufzügen und Festspielen verbunden war, wobei nicht nur die Freude und der Beifall der Zuschauer, die alle in diesen zum öffentlichen Leben und Götterdienst gehörigen Künsten mehr oder minder selber geübt waren, sondern auch der Gedanke, sich die Gunst der Götter zu erwerben, den Eifer und Ehrgeiz der Darstellenden zu bedeutenden Leistungen antrieb und spornte.

Frühe schon kam auch der Staat als solcher zu Hülfe und förderte durch mannichfache Beweise der Anerkennung jegliches Kunststreben, ohne durch besondere Verordnungen einzugreifen, da jede Kunstregung bei den Hellenen ohnedieß aus freiwilligem inneren Triebe hervorgieng. Ein wesentliches, vom Staate angewandtes Förderungsmittel, den Kunst- und Schönheitssinn allgemein zu machen und stets rege zu erhalten, war die Aufnahme der Kunst in die öffentliche Erziehung; ferner die Aufmunterung zur Theilnahme an den „mimischen und musikalisch-poetischen Darstellungen in den Liturgieen der Choragie" (d. i. Besorgung der Männer- und Knabenchöre bei den verschiedenen Cultusfesten); endlich die Anordnung von Ehrenbezeugungen für die Künstler, z. B. freie Speisung in den Prytaneen (Rathhäusern) Aufstellung der Bildnisse der Künstler, Ertheilung des Bürgerrechts, Bekränzungen &c.

Indem sich auf diese Weise einerseits Künstlereifer und Künstlerstolz, anderseits Kunstliebe und Ehrgeiz der einzelnen Staaten, wie der reichen Geschlechter zu überbieten suchte, war es kein Wunder, daß die Kunst keinem Einzelnen, geschweige einem hellenischen Stamme, ganz fremd blieb, und in manchen Staaten eine so bedeutende Höhe erreichte. Nur einen verschiedenen Einfluß auf die Kunst hatten die verschiedenen Verfassungen der hellenischen Staaten, so daß sich klar nachweisen läßt, daß das frühere Königthum, dann die ältere Tyrannis, nachher die Zeit der gereiften Demokratie (mit Ausnahme einiger demokratischen Staaten, besonders der achäischen) sich durch besondere Kunstpflege auszeichnete, während die Aristokratieen weniger der Kunst, als der Pracht in der persönlichen Erscheinung fröhnten, die Oligarchieen aber der Kunst am wenigsten geneigt waren.

Bei der etwas nähern Betrachtung der einzelnen Künste sei die oben angegebene Ordnung mit der einzigen Ausnahme beibehalten, daß die Poesie zuletzt an die Reihe komme.

Die **Gymnastik** war, wie schon die lykurgische und solonische Gesetzgebung beweis't, ein Haupttheil der griechischen Erziehung und auf die harmonische Ausbildung des Leibes von so ungemeinem Einfluß, daß man, „noch jetzt in den Statuen der Alten deutlich jene Abbildung barbarischer Leiber, welche nicht gymnisch geübt waren, von den Abbildungen griechischer Männer und Heroen unterscheidet". In welcher Weise für die Pflege dieser Kunst gesorgt war, ist oben (K. 6. 3 und K. 7, 5.) schon berührt worden. Ein besonderer Theil derselben war bei den Spartanern der gymnastische Tanz, besonders bei den Gymnopädien, einem Hauptfeste der spartanischen Jugend, das dazu gestiftet schien, „um die Freude an der gymnastischen Gewandtheit und an den von frischer Kraft durchdrungenen Tanzweisen der Jugend auf den Gipfel zu treiben". Es ahmten die Knaben in diesen Tänzen vorzüglich die Bewegungen des Ringkampfs und des Pankration (s. K. 5. 3.) nach.

Die **Orchestik** oder Tanzkunst gieng mit der Musik und zum Theil auch mit der Dichtkunst Hand in Hand und war bei den alten Griechen zuerst ein rhythmisches Mitbewegen der Glieder zum Gesang, besonders bei religiösen Feiern, wenn der Tänzerchor in ernstbemessenen Schritten die Altäre der Götter

umwandelte. Früh auch entwickelte sich die rhythmische Körperbewegung zum **mimischen Tanz**, durch welchen Thaten der Götter und Helden, späterhin auch andere Begebenheiten, dargestellt wurden.

Von der Tonkunst der älteren Griechen haben wir, der Natur dieser Kunst nach, nur eine unvollständige Kunde. Durch das Wort **Musik** wurde (nach Hesychius) jede Kunst, am gewöhnlichsten die Poesie und Philosophie, außer der eigentlichen Tonkunst bezeichnet und wegen der alten Verbindung der Weisheit mit der Musik war unter den Göttern der die Leyer lenkende Apollo, unter den Heroen Orpheus der weiseste. Sokrates nannte die Philosophie die vorzüglichste Musik. — Ursprünglich waren insbesondere Musik und Poesie auf's engste verbunden, erst zu Plato's Zeit fieng die **Trennung** beider Künste an, indem man Worte in künstliche Maaße gefügt, ohne Tonbegleitung, Melodie aber „ohne Worte zu hören gab", was jedoch dem Weisen als Entartung und Gaukelei erschien, wie auch diejenigen, welche aus solcher Musik ein eigenes Geschäft machten, nur als Handwerker galten. Gleichwohl wurde dieser edeln Kunst in anderer Hinsicht eine höhere Bedeutung zuerkannt. Denn daß sie frühe als Mittel zur Veredlung des Geistes, und insbesondere zur Befeuerung wie zur Dämpfung der Leidenschaften angewendet wurde, bezeugt die ältere Geschichte Sparta's, und frühe finden sich schon **Wettkämpfe in Gesang und Tonspiel**, ja die pythischen Spiele (K. 5, 18.) waren ursprünglich darauf gegründet. Gewiß stand sie auf keiner geringern Stufe der Ausbildung, da die Meister ihre Werke unter Begleitung der Musik vortrugen, und das ganze griechische Alterthum voll ist von ihrer zauberischen Gewalt und tiefen Wirkung auf das Gemüth, so daß z. B. erzählt wird, daß Pythagoras einen bis zur Wuth leidenschaftlich erregten Jüngling durch die spondäische Tonweise eines Flötenspiels zur Ruhe, — **Empedokles** einen andern Jüngling durch den musikalischen Vortrag eines Verses von dem Vorhaben einer Mordthat abgebracht habe; nicht zu gedenken der Anwendung, welche **Thales** von der Musik zur Heilung Pestkranker gemacht haben soll.

Plutarch sagt, in **älterer Zeit** habe die Musik gleichsam in den Tempeln gewohnt und sei der Verherrlichung der Götter und dem Ruhme wackerer Männer geweiht gewesen; es sei ihr erstes Geschäft, sich den Göttern für ihre Wohlthaten dankbar zu erweisen, das zweite sei, die Seele zu reinigen und ihr eine harmonische Stimmung zu geben.

Als der eigentliche **Schöpfer der griechischen Musik** erscheint **Terpander** aus Lesbos, der die vorhandenen Sangweisen der verschiedenen Landschaften zuerst „nach Kunstregeln ordnete" und ein eigentliches System bildete, das späterhin nur erweitert wurde. Er stammte aus einer musikalischen Familie, welche ihre Kunst von den pierischen Sängern in Böotien überkam, und der Mythus von der Ermordung des Orpheus durch thrakische Mänaden, die dessen Haupt und Leyer in's Meer warfen, so daß beides nach der Insel Lesbos geführt worden sei, scheint sinnreich die Wanderung der Musenkunst dorthin anzudeuten.

Terpander trat zuerst in Sparta bei musischen Kämpfen 676 v. Chr. als Sieger auf (K. 6, 4.); auch siegte er viermal hintereinander bei den pythischen Musenspielen. Er erfand an der Stelle der viersaitigen **Kithára** oder Cither (des Tetrachords) die **siebensaitige** oder das Heptachord mit dem Umfang einer Octave. Ebenso erfand er das **Barbiton**, eine Art **Leyer**. Wahrscheinlich bestimmte er auch das Verhältniß der drei frühesten vorhandenen **Tonarten** oder Harmonieen, durch welche die drei Tongeschlechter näher bestimmt wurden. Jene drei Tonarten waren die **dorische**, als die tiefste, die **phrygische**, als die mittlere, und die **lydische**, als die

höchste. Die dorische Tonart hatte einen männlich-ernsten, gravitätischen Character, der beruhigend wirkte; die phrygische Tonart, welche besonders bei den rauschenden, orgiastischen Festen der phrygischen Göttermutter, und in Griechenland bei den Dionysien gebraucht wurde, hatte einen zur Begeisterung und Schwärmerei stimmenden Character; die lydische, wegen ihrer Höhe der weiblichen Stimme gleichkommende Tonart, stimmte durch ihre Weichheit zur Sanftmuth, und Aristoteles findet sie besonders für die Erziehung der Jugend brauchbar. Nach der Zeit des Terpander trat zwischen die dorische und phrygische Tonart die ionische mit ihrem weichlichen und schlaffen Character, und zwischen die phrygische und lydische die äolische Tonart mit ihrem lebhaften und leidenschaftlichen Character. Späterhin vervollständigte sich das musikalische System mit noch fünf höheren und fünf tieferen Tonarten. — Terpander versah auch schon poetische Stücke mit musikalischen Noten.

Für den Schöpfer der nachher auftretenden schönen und gefälligen hellenischen Musik erklärt Plutarch den phrygischen Musiker Olympos den Jüngern 660—620 v. Chr., den Erfinder des dritten oder enharmonischen Tongeschlechts, der lange in Griechenland lebte und — neben der bis dahin dort allein üblichen Kithara — die Flöte bei den Griechen zur Anerkennung brachte, wodurch die Musik mehr Freiheit gewann, aber durch ihre Volltönigkeit zur Üppigkeit im Spiel Veranlassung gab, weßhalb die strengeren Richter die Flöte in moralischer Hinsicht nicht gelten ließen.

Durch den Kreter Thalētas aus Gortyna, um 620 v. Chr., trat die griechische Musik in ihre dritte Periode, indem sie durch ihn einen feierlich-erhabenen, gleichsam priesterlichen Character (besonders in den Päanen) bekam und auf sittigende Beruhigung verstörter Gemüther hinwirkte, daher er einst von Kreta nach Sparta berufen wurde, um durch seine Kunst den Frieden in die durch innere Unruhen zerrüttete Stadt zurückzuführen. Seine Melodieen waren für die einfachsten Instrumente gesetzt und sollen von unnachahmlicher Schönheit gewesen sein. — Mit Klonas aus Theben oder Tegea, Hierax aus Argos, Xenodāmus aus Cythera und einigen andern Künstlern trat die Musik nachher in eine künstlichere Periode ein und erreichte die Höhe, auf der sie zu Pindar's Zeiten stand, worauf sie dann allmählig durch auswüchsige Anwendung der Instrumente und launenhaftes Spiel zu entarten anfieng.

2. Baukunst. Bildnerei. Malerei.

Die Baukunst, die bei den orientalischen Völkern sich mehr das Riesenhafte zur Aufgabe gemacht hatte, gewann bei den Griechen erst das aus geistiger Freiheit entsprungene wohlthuende Schönheitsmaaß. Nachdem die griechische Baukunst an den cyclopischen Mauerbauten (bei Burgen, unterirdischen Tempeln, Schatzhäusern, Grabstätten &c. aus übereinandergeschichteten Ursteinblöcken s. K. 1, 4, 8.) sich gleichsam erst einen festen Grund und Boden geschaffen hatte, nahm sie darauf im Bau freistehender leicht und reingeformter Tempel mit deren Säulenstellungen und Vorhallen, so wie in Anlegung von Gymnasien, Gerichtshallen, Wettkampfplätzen, Odēen, Theatern &c. einen höhern Aufschwung.

Die Aufführung schöner Wohnhäuser lag in der guten alten Zeit dem Sinne des Einzelnen fern, der dabei nur auf Bequemlichkeit sah. Lange Zeiten hindurch wendete sich die schöne Baukunst nur den öffentlichen Gebäuden zu, deren Aufstellung Sache des Staates war. Aus diesen traten als die wichtigsten zunächst die Tempel hervor. Die ältesten Tempel waren übrigens ebenfalls höchst ein-

fach und sehr eng, weil sie nur die Wohnung eines Gottes, nicht aber Versammlungshallen seiner Verehrer sein sollten. Späterhin wurden die Tempel und ihre Ausschmückung der Hauptgegenstand, an welchen sich griechischer Schönheitssinn zu verherrlichen liebte.

Auch an der Ausbildung der Baukunst, insbesondere der Tempelbaukunst, hat die Verschiedenheit der Stammcharactere ihren Antheil. Die älteste reinhellenische Baukunst ist die dorische mit ihren einfachen, ruhigen, die früheren hölzernen Tempel in Stein wiedergebenden Formen, insbesondere mit ihren festen, kurzen Säulen; ihr gegenüber steht die korinthische, wie sie in den Tempeln des alten Korinths mit ihren reichverzierten Säulen sich darstellte; zwischen beide hinein tritt die heitere ionische mit ihren „schlanken, weitergestellten" Säulen, wie sie an dem berühmten Tempel der Artemis (Diana) zu Ephesus erschien. (Dieser Tempel, an dessen Bau 220 Jahre gearbeitet wurde und ganz Kleinasien sich durch Beisteuern betheiligte, gehörte zu den sogenannten sieben Wunderwerken der Welt.)

Daß der dorische sowohl, als der ionische Tempelbau mit seinen Säulen (auch der korinthischen Säule, die aus der ionischen hervorgieng) eine Nachbildung der Holzarchitectur ist, — so wie der ägyptische Tempelbau seine Formen von den in Ägypten ursprünglichen Lehmbauten entlehnte, erweis't Forchhammer in s. Schrift über die Reinheit der Baukunst auf Grund des Ursprungs der vier Hauptbaustyle. (Hamb. 1856.)

Als die ältesten Tempelbaukünstler werden genannt die Samier Rhökus und sein Sohn Theodorus der Ältere, die den Tempel der Hera zu Samos bauten; Chersiphron und dessen Sohn Metagenes, die an dem genannten Dianentempel zu Ephesus bauten, ferner Telekles und Theodorus der Jüngere, u. a. Im Jahr 542 v. Chr. trugen die vor Pisistratus flüchtigen Alkmäoniden dem Korinthier Spintharus den Wiederaufbau des prachtvollen delphischen Tempels auf, und auf Kosten der Pisistratiden unternahmen Antistates und Kallaischros, Antimachides und Perinu s zu Athen den Tempel des olympischen Zeus. — Von Tempelmonumenten der griechischen Colonieen in Sicilien und Italien haben sich noch die zu Selinus, zu Agrigent und zu Pästum erhalten.

Von profanen Bauten aus den Zeiten der ältern Tyrannen sind zu nennen die prächtige Stoa oder Säulenhalle zu Athen, welche Klisthenes, — die Wasserleitung zu Megara, welche Theagenes, — ein Schatzhaus zu Olympia, welches Myron baute; ferner der große Hafendamm zu Samos, welchen der Tyrann Polykrates bauen ließ, anderer stolzen Denkmale der Alleinherrscher nicht zu gedenken.

Was die Zeiten der gereiften Demokratie mit den Mitteln des steigenden Wohlstandes in der Baukunst hervorbrachten, davon berichtet die folgende Periode.

An die Baukunst schloß sich die Plastik (im weitern Sinne) oder die Bildnerei an. Sie gieng aus dem gemeinen Handwerk hervor. Denn da die Technik in ihrer Bearbeitung der Naturstoffe, so weit sie nicht bloß dem gemeinen Bedürfniß diente, bei den Griechen nicht entehrte, vielmehr für ehrenvoll galt und, so bald sie sich zur Kunst erhob, sogar die Unfreien von ihrer Betreibung sich enthalten mußten, so war das Streben nach eigentlicher Kunstfertigkeit allge-

mein rege, und frühe schon hat das griechische Alterthum die Namen der Urheber neuer Erfindungen oder der Vervollkommner irgend einer Kunst im Andenken behalten. Bald öffnete sich auch die anfängliche Geschlossenheit des Handwerks, wobei der Vater seine Kunst auf den Sohn fortgeerbt hatte, und neben der Fortpflanzung der technischen Fertigkeiten in Familien führte der Umstand, daß lernbegierige Schüler sich um einen tüchtigen Meister sammelten, schon frühe auf Bildung von Kunstschulen, besonders in Seestaaten.

Eine uralte technische Kunst war die Plastik im engern Sinne, d. i. die Thonbildnerei, besonders in ihrer Anwendung auf Vasen (Gefäße). Als frühester Meister hierin wird Dibutades aus Sicyon genannt. Eben so alt ist die Holzschnitzerei, die sich am frühesten an Götterbildnisse machte. Da die griechischen Tempel Wohnungen der Götter darstellen sollten, diesen aber der Grieche die Menschengestalt lieh, so sollte man glauben, daß seine bildende Kunst ganz frühe dahin gestrebt hätte, die Götterbilder in der vollsten menschlichen Gestalt auf's würdigste darzustellen. Allein dem ist nicht so: selbst als die Kunst andere Gegenstände länger schon in ziemlich großer Vollkommenheit darstellte, wagte sie sich gleichsam aus Scheu noch nicht an die schärfere und genauere Ausprägung der Menschengestalt als Götterbildniß, sondern beließ dieselbe in mehr nur symbolischer Andeutung, so daß lange Zeit hindurch die Götterbilder nur unförmliche Gestalten blieben, die bloß dem religiösen Gefühle nachhelfen, nicht aber zugleich dem schönen Geschmack dienen sollten. Allmählig jedoch, mit der größeren Entwicklung der andern Künste (besonders der Gymnastik und Orchestik) machte sich die Plastik auch an die stufenweise Vervollkommnung der Götterbilder, bis sie darin ihre eigne höchste Vollendung feierte.

Die ersten Anfänge der Bildsäulen waren die Hermen, rohe Säulen (aus Holz, zum Theil aus Stein), denen oben die Gestalt eines Menschenhauptes gegeben wurde und die auf Pfaden und Feldern als Wegweiser und „Erinnerer" an die überall nahe Gottheit standen. Als derjenige Künstler, welcher zuerst diese Bildsäulen „wandeln" lehrte, d. h. ihnen durch Füße die volle ausgebildete Menschengestalt gab, wird für Athen und Kreta Dädalus (Daidälos), für Ägina Smilis genannt.

Auf den Namen Dädalus führt die mythische Zeit Kunstwerke in den verschiedensten Gegenden der alten Welt zurück. Er stammte aus dem edlen Geschlechte der Erechtiden von Athen, war in der Baukunst und Bildnerei hocherfahren und auch Erfinder vieler künstlicher Werkzeuge. Wegen eines Mordes (wie die Sage berichtet), den er aus Künstlerneid an seinem Neffen beging, floh er nach Kreta zum König Minos, dem er das Labyrinth baute. Weil er sich aber den Unwillen desselben zuzog, entfloh er mit seinem Sohne Ikarus auf einem Schiffe aus Kreta. Unterwegs wurden sie an eine Insel verschlagen und sein Sohn stürzte in's Meer, das sammt dem Eiland von ihm den Namen ikarisches erhielt. (Nach einer andern Sage floh Dädalus mit seinem Sohne mittels künstlicher von ihm erfundener Flügel; weil aber dabei sein Sohn, ungeachtet der väterlichen Warnung, zu hoch gegen die Sonne flog, schmolz das die Flügelfedern verbindende Wachs und Ikarus stürzte in's Meer.) Den Dädalus aber läßt die Sage auf seiner Flucht nach Sicilien, Sardinien, Italien und Ägypten kommen, wo er sich überall durch Werke hoher Kunst verewigt habe.

Die Kunst, in Holz, Stein oder Metall Figuren erhaben zu arbeiten oder einzugraben, hieß Toreutik, von der die Kunst, Holzgebilde mit Elfenbein oder Gold zu überkleiden und durch bunte Färbung effectvoll zu machen, ein Zweig war. Bilder aus Metall kamen zuerst nur in der Art vor, daß Holzwerk mit Metallblech bekleidet wurde. Das Zeusbild aus Metallplatten verfertigte Learchos aus Rhegium 770 v. Chr., und das erste elfenbeinerne Bild der Athene wurde zu Tegea in Arkadien 560 v. Chr. aufgestellt.

Der Eintritt in eine höhere Stufe dieser Kunst bezeichnete die Gestaltung der Götterbilder durch Erzguß, worin ebenfalls der obengenannte Rhökus und sein Sohn Theodorus der Ältere und nachher sein Enkel Theodorus der Jüngere als erste Meister auftraten. Späterhin erhob Kallon von Ägina (um 540 v. Chr.) die altberühmte Kunst der Ägineten auch im Erzguß zur Meisterschaft, und um 470—450 v. Chr. war Onatas hierin der berühmteste aller äginetischen Künstler.

Von den vielen Meistern im Erzguß aus der früheren Zeit dieser Periode sey noch Perylus (um 557) genannt, der den grausamen Tyrannen Phalăris von Agrigent (564 v. Chr.) sich dadurch günstig machen wollte, daß er einen kolossalen ehernen Stier goß, der, wenn in sein hohles Innere Menschen lebendig verschlossen wurden und, vom untergelegten Feuer gequält, Töne des Schmerzes von sich gaben, dadurch zu brüllen schien. Die Belohnung des Künstlers bestand darin, daß ihn der Tyrann zuerst hineinwerfen und verbrennen ließ.

Mit der Bearbeitung des Marmors endlich erhob sich die Bildnerei erst zur völligen Kunstfreiheit. Die ersten gelungenen Marmorbildnisse verfertigten Dipönus und Skyllis aus der kretischen Schule (um 477 v. Chr.); beide Meister gründeten in Sicyon eine Kunstschule, aus welcher nachher der obengenannte Kallon hervorgieng, mit welchem die Reihe der äginetischen Bildhauer beginnt. — Sehr berühmt in der Bildhauerei waren auch Ageládas, Vorsteher der Kunstschule zu Argos, 504—552 v. Chr., und Kanachus, der 508—484 die Kunstschule zu Sicyon leitete. Durch einen Schüler des erstern sollte in der folgenden Periode die Plastik zu ihrer Vollendung gelangen.

Die Malerei wurde in der ältesten griechischen Zeit zuerst als Zeichenkunst und zwar in Korinth von Kleanthes, in Sicyon von Telephanes geübt, worauf dann zu Athen die Farbengebung durch Eumaros u. a. hinzu kam.

Auch in der Toreutik trat die Malerei noch untergeordnet auf. Darauf hob sich diese Kunst durch Kimon von Kleonä um 540 v. Chr. „zur Auffassung der Prospecte", und Herodot thut schon der Gemälde von Phocäa Erwähnung. Die weitere und höhere Ausbildung der Malerei fällt erst der folgenden Periode zu.

3. Die Poesie der Griechen bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts. Epische und lyrische Dichtkunst.

Die früheste Dichtkunst der Griechen ist die mythische, welche gleichzeitig mit den mythischen Geheimlehren auf den thrazischen Boden zurückgeführt und die pierisch-thrazischen Dichter Linus, Eumolpus, Thamÿris u. a., vorzüglich aber den Orpheus und Musäus zu Vertretern hat. Sie umfaßt Hym-

nen oder Loblieder auf Gottheiten; ferner auf Theogonieen oder Gedichte, welche die Entstehung und Verwandtschaft der Götter — Kosmogonieen, welche die Entstehung der Welt —, endlich Herogonieen, welche den Ursprung von Helden und Heldengeschlechtern zum Gegenstand haben, von denen allen aber nur die Nachbildungen späterer Dichter noch eine schwache Vorstellung geben können. **Orpheus** selbst, der auch unter den Helden der Argonautensage vorkommt, war eines thrazischen Königs Sohn, und seine Sangesgabe schien der Sage so groß, daß sie von ihm berichtet, er habe Thiere und Bäume ihm nachzufolgen, Wind und Flüsse stille zu stehen und sogar die Götter der Unterwelt durch seinen Gesang ihm seine Gattin Eurydice zurückzugeben gezwungen. Nach ihm werden die mythischen Dichter jener Periode Orphiker genannt.

Linos (Linus), der geliebte Sohn der Urania, ist mehr eine mythische Person, unter welcher man einen blühenden, in der heißen Sommerzeit von einem wüthenden Hund oder wilden Thiere getödteten Knaben oder Jüngling, d. h. wohl wahrscheinlich den von der Sommergluth getödteten Reiz des Frühlings durch Bilder der Sehnsucht und Trauer, die mit dem Ruf Ae Line! begannen und endeten, zu beklagen pflegte. (Der Gegensatz dieser wehmüthigen Lieder waren die jubelnden Päane, in denen sich entweder Hoffnung und Zuversicht auf die Hülfe des Gottes z. B. bei dem Herannahen des Frühlings, oder Dank für Sieg und Rettung aussprach.) — Von Eumolpus (zu deutsch: Schönsänger) leitet sich das Geschlecht der Eumolpiden ab, die mit dem Cultus der Demeter in Verbindung standen, und deren ursprüngliche Bestimmung die Absingung von Hymnen bei den Eleusinien war (s. K. 5, 6.). — Dem Thamyris werden besonders die Anfänge des epischen Gesanges zugeschrieben. — Der Name Orpheus ist mit der Idee und dem Cultus eines in der Unterwelt waltenden „Dionysos-Zagreus“ in Verbindung gesetzt, und die ältesten Weihelieder der eleusinischen Mysterien werden ihm zugeschrieben. Das Alterthum hat nachher alle Wunder der Musik und Poesie auf ihn zurückgeführt. — Sein Schüler Musäus (Musaios, zu deutsch: ein von den Musen Begeisterter) wurde zum Geschlecht der Eumolpiden gerechnet, und ihm die ältesten Hymnen auf Demeter zugeschrieben.

Aus den Stamm- und Heldensagen entwickelte sich alsdann das **Epos** oder die epische Dichtkunst, deren frühe Blüthe dem ionischen Küstenlande Kleinasiens entsproßte, und in deren ruhigen objectiven Gestaltungen sich die klarbegränzende Luft jenes Himmelstrichs widerspiegelt. Die ältesten epischen Dichter sangen bei öffentlichen und häuslichen Festfeiern, und allmählig bildeten sich besondere Dichter- oder Sängerschulen aus, die sich nach dem Inhalt der Gesänge unterschieden und nach ihren Stiftern benannten.

„Das Epos war der reinste Widerschein der Heroenwelt oder der frühesten historischen Erscheinung griechischer Nationalität. Es gieng deshalb allen andern Gattungen der griechischen Literatur voran und schuf nicht nur die älteste Form des poetischen Ausdrucks, sondern trug auch die übrigen Gedichtarten der antiken Zeit in seinem Schooße. — Dem Epos blieb als Eigenthum für alle Zeiten der Mythos, innerhalb dessen die sinnlichen Gestalten einer Naturreligion und die Sagen von einer heroischen Vorwelt d. h. die Dämmerung des griechischen Volkes, ehe das Leben scharfe historische Gränzen zog, durch plastische Kunst verschmolzen waren, und mit dessen Zauber ein ungetrübtes Geschlecht voll kräftiger Phantasie alle menschlichen Kreise zu heiligen pflegte.“ (Bernhardy.)

Der größte epische Dichter der Hellenen ist der schon oben (K. 4, 3, 3.) genannte **Homer**. Er lebte nach alter Annahme um das Jahr 1000 v. Chr. (genauer 400 vor Herodot, 100 Jahre nach der ionischen Wanderung und 60 Jahre

vor Lykurg.) Nicht mehr als sieben Städte (Smyrna, Rhŏdos, Kolŏphon, Salămis, Jos, Argos, Athenä) stritten sich im Alterthum um die Ehre, seine (directe, theils indirecte) Vaterstadt zu sein. Höchst wahrscheinlich war er ein **Jonier**, vielleicht „aus einer der Familien, die von Ephesus nach Smyrna giengen zu einer Zeit, wo die Äolier und Achäer den Hauptheil der Bevölkerung bildeten“, deren erbliche Überlieferungen von dem Zuge nach Troja noch sehr lebendig waren. Seine beiden, ebenfalls schon oben (K. 3, 3.) näher bezeichneten Dichtungswerke, die **Iliade** und die **Odyssee**, gelten mit Recht wegen ihrer objectiven Klarheit und einfachen Natürlichkeit als die vollkommensten Heldengedichte **aller Zeiten** und haben als allgemeines Volksbuch auf's tiefste in die Bildung des gesammten Hellenenthums eingewirkt. Über die Entstehung derselben war lange Streit: Einige denken sich dieselbe so, daß sie ursprünglich **in ihren Hauptheilen von Homer ausgegangen** und in **mündlicher** Fortpflanzung auf die Sänger seiner Schule, die **Homeriden**, übergegangen, durch diese aber alsdann durch Einschaltungen von Versen und selbst ganzer Abschnitte erweitert und in dieser Gestalt von Mund zu Mund verbreitet worden seien; worauf dann die spätern Sänger solcher Lieder, die **Rhapsoden**, sich streng an's Überlieferte haltend, sie einzeln und unverbunden, je nach Lust und Wunsch der bewundernden Zuhörer, vortrugen.

Den Ausdruck **Rhapsoden**, (die auch **Stichoden** hießen, weil die von ihnen vorgetragenen Gedichte aus einzelnen, von einander unabhängigen Reihen bestanden), leitet Ottfr. **Müller** von *ῥάπτειν ἀοιδήν*, was „das Aneinanderreihen von Versen ohne erhebliche Abtheilungen oder Pausen“ — mit andern Worten, „den ebenen und ununterbrochen fortlaufenden Strom des epischen Gesangs“ bezeichne, — so daß also das Wort Rhapsode eben so gut auf den Sänger, der sein eigenes Gedicht absingt, als auf den Declamator paßt, der den schon oft vernommenen Gesang von neuem vorsingt. — Das Singen oder Deklamiren geschah unter einfacher Accordbegleitung eines Saiteninstruments (der **Phorminx**). Das Versmaaß dieser Gedichte — der **epische Hexameter** — verlieh durch seine „Ruhe und Majestät“ dem Vortrag einen erhaben-feierlichen Ton, und eignete sich besonders für die erzählende Darstellung und ihre leichtere Fortpflanzung bloß durch das Gedächtniß.

Einer andern Ansicht nach ist **Homer** nur „der ordnende Geist“, welcher die früher vorhandenen kleinen epischen Sagenlieder, die durch das Umlaufen von Mund zu Mund mancherlei Veränderungen und Verschiebungen erlitten hatten, „zu gestalten unternahm“, indem er nach getroffener Auswahl des Echten jene kurzen Epen durch einen Plan verband, sie in einen innerlichen Zusammenhang brachte und wohl **zum Theil** wenigstens, schon „durch schriftliche Aufzeichnung sichern half.“ So habe er in jene einzelnen Epen Einheit gebracht und durch Gruppirung, Auslassungen und Zusätze sie zu einem großen Gedichte zusammengefügt, wobei er freilich den früher noch naiveren Vortrag dieser Sagen einigermaßen beeinträchtigt, aber dafür „das erste nachweisbare Denkmal der griechischen Literatur geschaffen“ habe. Auf ihn führte das Alterthum dann die verschiedensten Dichtungen des epischen Gebietes zurück.

Eine andere Kritik gieng weiter: sie sah im Homer nicht eine historische Persönlichkeit, sondern ein Symbol, einen Genius oder Kunstnamen, unter denen nach alter Sitte sich eine Körperschaft verborgen habe, die mit eigenthümlicher Begeisterung, auf den Ruhm der Einzelnen

verzichtend, alle Kraft zu einer gemeinsamen Schöpfung der Kunst aufgeboten habe." Der kritische Philologe Wolf nämlich suchte darzuthun, daß Homer nicht der Verfasser der ganzen Ilias und Odyssee wäre; es galt ihm Homer nur als Collectiv vieler, mehrere Jahrhunderte hindurch daran arbeitenden und dazu beisteuernden Dichter, nur als „Ausdruck des episch-gestimmten und einmüthig an einer gemeinsamen Aufgabe wirkenden ionischen Stammes". Diese extreme Ansicht regte die homerische Frage an und führte zu tiefen historisch-kritischen Untersuchungen, welche zuerst Nitzsch sondernd ordnete, und dann Welcker dahin feststellte, daß „Homer der Stifter des künstlerischen Epos war und in einer Mitte zwischen der kleinen Volksdichtung und den zusammenhängenden Cyclikern stand". Hermann wies sodann in der Ilias die Interpolationen der Nachdichter näher auf, und als auch Andere die Sprachverschiedenheiten in den beiden homerischen Werken nachgewiesen hatten, suchte Lachmann darzuthun, „daß die hauptsächlichsten Bestandtheile der Ilias aus unähnlichen und nicht für denselben Plan gedichteten Liedern zusammengefügt seien. — Wenn auch hierüber noch Streit besteht, so ist doch so viel gewonnen, daß Wolf's auflösende Ansicht in besonnene Gränzen eingeschränkt wurde, aber auch daß die veraltete Ansicht, Alles in den homerischen Epen rühre von Einer und derselben Persönlichkeit her, sich nicht mehr halten kann.

Der Nachlaß Homer's befruchtete mehrere Jahrhunderte hindurch die von ihm gestiftete, auf das Gebiet des ionischen Stammes sich beschränkende Dichterschule, bis die sämmtlichen Dichtungen Homer's von Lykurg aus Kleinasien nach Griechenland gebracht und in Athen durch Solon's Bestimmungen und durch des Pisistratus Bemühungen im attischen Boden tiefere Wurzeln schlugen. Denn die von letzterem angeregten Gelehrten (die sogenannten Diaskeuasten oder Interpretatoren) haben die homerischen Gedichte vollständiger gesammelt und geordnet, bis sie in der Folge und zwar im 3. Jahrhundert v. Chr. durch die kritische Reinigung der alexandrinischen Grammatiker ihre jetzige feststehende Gestalt erhielten.

Die Epiker nach Homer traten aus dem rein natürlichen, mehr menschlichen Kreise des Episch-heroischen heraus und nahmen einen religiös-mythischen Character an, da unterdeß nun auch von Osten her, wie früher von Thrazien aus, durch den regern Verkehr der Griechen auf den Inseln und in den kleinasiatischen Colonieen mit Phrygien und Lydien, mit Phönizien und Ägypten orientalische Vorstellungen und Geheimlehren in die hellenische Weltanschauung eingedrungen waren. Die religiös-mythischen Dichter dieser Periode hatten bei Behandlung ihrer Theogonieen und Kosmogonieen die Absicht, ihre aus den Mysterien geschöpften Vorstellungen über den Ursprung der Dinge zur Belehrung für Andere wiederzugeben. Ein Theil derselben widmete den Helden- und Stammsagen oder auch einzelnen Theilen des trojanischen Sagenkreises (wobei sie an Homer anknüpften) eine erweiternde Bearbeitung. Die sich in diesen mythisch-historischen Kreisen bewegten, nennt man Cycliker oder cyclische Dichter, und ihre Werke (wie z. B. die Titanen- und Gigantenkämpfe, die Argonautensage, der Krieg der Sieben gegen Theben, die Abenteuer des Theseus, die Zerstörung Troja's, die Abenteuer der von Troja zurückkehrenden Helden ꝛc.) sind meist nur dem Namen nach oder aus Andeutungen Späterer bekannt.

Als ein wesentlicher Theil der den Homeriden angehörigen epischen Poesie erscheinen die homerischen Hymnen, die den Rhapsoden als einleitende Gesänge (Proömien, Vorspiele) zu ihren dichterischen Vorträgen, die größern darunter insbesondere „als Einleitungen in einen

ganzen Rhapsoden-Wettstreit" dienten und „gleichsam den Übergang von dem vorhergehenden Götterfeste, seinen Opfern, Gebeten und Gesängen zu dem darauf folgenden Wettkampf epischer Sänger bildeten.

In wahrscheinlich früherer Zeit, als auf Chios die Sängerschule der Homeriden blühte, lebte zu Askra in Böotien der zu Kyme im kleinasiatischen Äolien geborne Dichter Hesiodus als Haupt einer besondern äolisch-böotischen Sängerschule, deren Geist (im Gegensatz gegen den sorglos-heitern, jugendlich-phantasiereichen der homerisch-ionischen Dichterschule) mehr als ein ernster, melancholischer erscheint, der sich über die Wirren und Bedrängnisse des ihn umgebenden Lebens emporzuheben und in etwas Höherem Beruhigung zu finden sucht. Von ihm sind noch drei Werke vorhanden: eine Theogonie, welche ungemein großen Einfluß auf die Vorstellungen der Griechen von den Würden, Eigenschaften und Verwandtschaften der Götter und auf eine zusammenhängende Vorstellung von der Entwicklung des Lebens der Welt hatte, wie oben (s. K. 5, 3.) angegeben wurde; dann sein „Schild des Herakles", als Bruchstück eines größern mythologischen Werkes, und seine „Werke und Tage", ein Lehrgedicht über Einrichtung des Ackerbaus, Hauswesens und menschlichen Lebens überhaupt, wobei der Dichter von den Fügungen und Einrichtungen der Götter ausgeht, welche „die Gerechtigkeit im Menschenleben schützen und die Arbeit als den einzigen Weg zum Wohlsein gegeben und das Jahr selbst so geordnet haben, daß jegliches Werk seine rechte und den Menschen erkennbare Zeit darin findet".

Die Gesammtheit der hesiodischen Gedichte „kündigt Werke sehr verschiedener Zeitalter und Geister an. In ihnen ruht eine Fülle von religiösen und mythologischen Neuerungen, von Nachrichten über entlegene Völker und Länder aus jüngeren Zeiten, die langsam im Laufe vieler Jahre hervortraten und nur spät von Einem Manne zusammengefaßt werden konnten." Obgleich in der Sprache sehr ungleich und von der blühenden Diction sehr abstechend, müssen diese Schriften doch als „der Inbegriff der wichtigsten Thatsachen und Ansichten gelten, worin die wesentlichen Fortschritte des Volksgeistes von Homer bis zu den Anfängen des Melos enthalten sind. Sie waren schon den Alten ein Schatz des alterthümlichen Lebens, dessen Fachwerke hier in einer gewissen Vollständigkeit vor uns liegen." Nach Form und Inhalt vom ionischen Geist und Wesen sehr verschieden, spiegeln sie „den sittlichen Geist und die starke Subjectivität der Dorier" wieder. (S. Bernhardy 1.)

Als die epische Poesie schon im Verfall war, trat im 7. Jahrhundert v. Chr. die lyrische Poesie hervor, welche gleichfalls auf dem, durch politische Freiheit und Handelswohlstand, so wie durch sein zu steter Lust anregendes Klima begünstigten Boden des hellenischen Kleinasiens erwuchs, und schon im zweiten Jahrhunderte vor dem Persereinfalle alle ihre Gattungen (die Ode, den Dithyrambos oder das bacchische Festlied, die Skolie oder das Trinklied, das erotische Lied oder Liebeslied, die Elegie, die Idylle, die Satire, das Lehrgedicht mit der Fabel, das Epigramm, das Räthsel, die Gnomen rc.) zur völligen Reife entfaltet hatte. Doch haben sich von allen lyrischen Gattungen dieser Zeit meist nur Bruchstücke erhalten.

Als die ältesten Dichter werden elegische Dichter genannt, d. i. solche, die im elegischen Metrum oder Versmaaß dichteten und diese Gedichte mit einem Vor- und Zwischenspiel der Flöte begleiteten. Die Dichtart, welche Elegie wird

und aus Distichen (jedes Distichon aber aus einem Hexameter und einem Pentameter) besteht, hatte den Character aufgeregter und aufregender lebhafter Empfindung und erhielt durch die Behandlung verschiedener Meister bald einen männlichen und kräftigen, bald einen weichen und schmelzenden Ton; sie wurde bei den verschiedensten Veranlassungen (z. B. beim Kampf, wie beim Gastmal) angewendet, um des Herzens Bewegungen auszusprechen.

Zu den Elegikern gehörten: Kallinus aus Ephesus, der Erfinder dieses Versmaaßes, der zur Zeit, da die Kimmerier Lydien eroberten (678—629 v. Chr.), lebte und in seine Elegieen einen kriegerischen Geist legte; — sein attischer Zeitgenosse Tyrtäus (Tyrtaios s. K. 6, 6.), der seine kräftigen Kriegslieder, mit denen er die Spartaner gegen die Messenier befeuerte, in eben diesem Maaße dichtete; ferner Theognis aus Megara, den Einige für den Lehrer des Pythagoras halten; Mimnermus aus Smyrna (seinen Voraltern nach aus Kolophon) 632 v. Chr., der zuerst dadurch, daß er in manchen seiner Lieder die Kürze des Lebens, die Vergänglichkeit der Freuden rc. beklagte, Veranlassung gab, daß wir jetzt mit dem Worte „Elegie" den Begriff der Wehmuth und Klage verbinden, obwohl schon bei den Alten das wahrscheinlich kleinasiatische Wort Elegos (wovon das Wort Elegeion oder Elegie abstammt) die feste Bedeutung eines Klagliedes ohne bestimmte Beziehung auf eine metrische Form hatte; — der athenische Gesetzgeber Solon, dessen feurige und patriotische Elegie „Salamis" die Jünglinge Athens zur Einnahme dieser Insel begeisterte; — endlich der letzte und größte unter den Elegikern Simonides aus Keos (556—468 v. Chr.), der übrigens auch in vielen andern Dichtungsgattungen Meister, desgleichen auch ein Freund der Weisheit war, so daß man eine Menge sinnreicher Sprüche von ihm anführt, und die „weise Mäßigung des Simonides" sprüchwörtlich geworden ist. Diese practische Richtung zeigte sich auch in seiner Poesie, welche, verbunden mit seiner edlen Gesinnung, vielseitigen Bildung und feinen Lebensart, ihm die Freundschaft der mächtigsten und ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit erwarb. Doch wurde ihm vorgeworfen, daß seine Muse im Sold des Reichthums gestanden und darum manchmal auch geschmeichelt habe. Er hielt sich zuerst bei dem Tyrannen Pittäkus in Mitylene, sodann bei den Pisistratiden zu Athen, nachher in Sparta und Thessalien, zuletzt am Hofe des Hiero von Syrakus auf, wo er durch seine weise Vermittlung einen Krieg verhinderte und als 90jähriger Greis 469 v. Chr. starb.

Er trug mit einer Elegie zu Ehren der bei Marathon Gefallenen in einem Wettkampfe, den die Athener zu diesem Zweck unter den vorzüglichsten Dichtern der damaligen Zeit veranstalteten, den Preis davon, wie ihm denn alle seine Siege in practischen Wettkämpfen zusammengenommen 56 Stiere und Dreifüße eintrugen. Von ihm ist auch bekannt, daß ihn seine Vorahnung zweimal aus Todesgefahr errettete, das einemal, als er sich zurückgehalten fühlte, ein Schiff zu besteigen, das nachher untergieng; das anderemal, als es ihn bei einem Gastmale trieb, das Zimmer zu verlassen, dessen Decke gleich darauf einstürzte. — Auch sein Schwestersohn Bacchylides zeichnete sich als lyrischer Dichter aus; seinen Gedichten rühmte man Correctheit und Zierlichkeit nach; dabei waren sie aber mehr sinnlich anmuthig als sittlich erhaben.

Gleichzeitig mit Kallinus lebte der durch die Kraft und Gluth seiner Lieder in ganz Griechenland bewunderte, aber wegen seines scharfen Spottgeistes gefürchtete Lyriker **Archilŏchus** aus Paros, der Erfinder der Jamben, eines Versmaaßes, in das er zuerst Satiren oder beißende Spottreden einkleidete, mit denen man sich an gewissen Festtagen der Demeter (Ceres) zu necken und jeden, sonst durch die Gesetze und Sitten im Zaum gehaltnen Muthwillen loszulassen pflegte. Man hat indeß von den iambischen Gedichten dieses erfinderischen Geistes nichts mehr übrig, woraus man den Ton und die Anlage derselben näher bestimmen könnte. Der Sprache nach nähert sich diese Dichtart — ungleich der feierlichen epischen — mehr dem gewöhnlichen Ausdruck des gemeinen Lebens, von dem sie sich nur durch gefällige Rundung der Gedanken unterscheidet. Von seinem Zeitgenossen, dem Jambendichter Simonides aus der Insel Amorgos (664), dem Großvater des vorhin genannten Simonides aus Keos, hat man Bruchstücke eines satirischen Gedichts, worin er das weibliche Geschlecht nach seinen Schwächen und Vorzügen trefflich schildert, wie er denn überhaupt nicht bloß einzelne Personen, sondern ganze Klassen von Menschen satirisch behandelte. — Auch Solon zeigte sich, einem uns erhaltenen Bruchstücke nach, worin er seine Staatsverfassung verficht, als energischer und gewandter Jambendichter.

In Bezug auf lyrische Poesie im engern Sinne unterscheidet man eine **äolische Lyrik**, die von den Äoliern Kleinasiens ausgieng und nur von Einzelnen mit dem naiven, traulichen äolischen Dialect unter Begleitung der Lyra und mit angemessenen Körperbewegungen vorgetragen wurde, — und eine **dorische Lyrik**, die besonders bei den Dorern im Peloponnes und auf Sicilien ausgebildet und zum Chortanze bei öffentlichen Festen gesungen ward; wiewohl natürlich auch die Sänger der äolischen Lyra zuweilen für den Chorvortrag dichteten.

Zu den äolischen Lyrikern gehören vorzüglich **Alcäus** (Alkaios) aus Mitylene auf Lesbos (zwischen 650 und 500 v. Chr.), der Erfinder des alcäischen Versmaaßes, dessen Leyer sowohl, als Schwert gegen die Tyrannen seiner Vaterstadt gerichtet war, von denen er mit der aristokratischen Partei, der er anhieng, vertrieben wurde, bis er nach langen Wanderungen in der Fremde unter des Pittakus milder Regierung wieder zurückkehrte und mit ihm ausgesöhnt seine letzte Lebenszeit ruhig hinbrachte. Er war von edler, aber leidenschaftlicher Gemüthsart und seine Lieder wurden von den Alten „Parteigesänge" genannt.

Seine Zeit- und Vaterlandsgenossin war die geniale **Sappho**, welche ihre Liebe zu dem schönen Jüngling Phaon in glühende Lieder ergoß und, weil sie nicht erhört ward, zuletzt die verzehrende Gluth ihrer Leidenschaft in den Meeresfluthen zu löschen suchte, in die sie vom leukadischen Felsen hinabsprang. Von ihr trägt das durch sanfte Anmuth ausgezeichnete sapphische Metrum seinen Namen. Überhaupt bezeugt das ganze Alterthum, daß die Dichtkunst der Sappho „das Höchste von Anmuth und Holdseligkeit" gewesen sei, und Solon, als er seinen Neffen ein Lied dieser Dichterin vortragen hörte, soll gesagt haben: „er möchte nicht sterben, ohne dieses Lied auswendig gelernt zu haben". — Ihre Freundin Erinna, die wahrscheinlich das gleiche Vaterland mit ihr theilte

wurde, obgleich sie in der Blüthe ihrer Jahre starb, von den Alten als eine der größten Dichterinnen gepriesen. Ihr Gedicht „die Spindel" wurde dem „poetischen Werth nach" den Gedichten des Homer an die Seite gesetzt. — Aus Lesbos war auch der in K. 8, 1. als Musiker genannte Terpander gebürtig, der zugleich Dichter war.

Den äolischen Dichtern kann auch der in seiner Gattung einzeln dastehende **Anakrĕon** beigezählt werden, dessen Lieder der Liebe und des Weins Erzeugnisse feinsinnlichen Lebensgenusses im Gewande zarter Anmuth und schmuckloser Einfachheit sind. Geboren zu Teos in Jonien gieng er (nach der Eroberung seiner Vaterstadt durch Harpăgos s. III. 9, 2.) als Vertriebener zuerst nach Thrazien, von da zu Polykrates nach Samos und nach dessen Ermordung zum Hipparch nach Athen, und als auch dieser ermordet wurde, wieder in sein Vaterland zurück, wo er in einem Alter von 85 Jahren vor Lachen an einer Weinbeere erstickt sein soll.

Unter den dorischen Lyrikern zeichneten sich aus: der erotische Dichter Alkman aus Sardes um 629 v. Chr., der zuerst als Sclave zu Sparta aufwuchs, dann dort als Freigelassener das Bürgerrecht bekam. Er lebte fast gleichzeitig mit Tyrtäus und stellte die Sitten und eigenthümlichen Zustände seiner spartanischen Heimath mit großer Anmuth und Treue dar. In seinen Liedern spiegelte sich nicht bloß seine Persönlichkeit, sondern auch seine ganze Umgebung mit allen ihren ernsten und freudigen Beziehungen, von der religiösen Andacht an bis zu den geselligen Freuden des Naturgenusses und der Liebe, und zwar dichtete er ganz im örtlichen Dialecte und in meist lebhaften Rythmen. Er vervollkommnete den dort schon vorgefundenen Chorgesang und war besonders stark in Dichtung von Jungfrauenchören. Aber an Ruhm übertraf ihn sein Schüler Arīon von Methymne auf Lesbos, der dem Dithyrambus oder bacchischen Festliede erst ein „kunst- und würdevolles Gepräge" gab, indem er es durch Chöre, die sich im Kreise um den brennenden Opferaltar bewegten, vortragen ließ. Er lebte seit 633 v. Chr. zu Korinth unter dem Tyrannen Periander.

Doch schließt man aus den Angaben der Alten über ihn, er habe „die musikalischen Formen der Melik gleichsam von der Höhe des Kirchenstils auf einen profanen herabgesetzt und in den Pomp des bacchischen Reigens und Cultus eingeführt. — Er pflegte an den Höfen dorischer Tyrannen zu verweilen: besonders bot ihm das genußreiche Korinth, als üppiger Sammelplatz für Dionysien und andere rauschende Festzüge, die trefflichste Gelegenheit dar, um den regellosen Chorreigen nach den Gesetzen der melischen Kunst zu ordnen." Seine Kunst im Saitenspiel und Gesang wurde von der Sage dadurch verherrlicht, daß sie erzählt: Als er auf der Heimreise aus Tarent unterwegs von der nach seinen Schätzen lüsternen Schiffsmannschaft getödtet werden sollte, habe er sich ausgebeten, vorher noch einmal singen und spielen zu dürfen, und sei dann nach beendigtem Gesang, um den Mörderstreichen zuvorzukommen, in das Meer gesprungen, wo er aber von einem Delphin, der seinem Spiele gelauscht, auf den Rücken genommen und an das Vorgebirge Tänarus gerettet worden sei.

Auch der Tyrannenfeind Stesichŏrus von Himĕra in Sicilien (640—560 v. Chr.) gehört in diese Dichterreihe. Dieser größte dorische Dichter wußte Epos und Melos gut zu verschmelzen. Er verarbeitete eine Reihe klassischer Mythen aus dem Epos, vermehrte mit ionischen Sagen für den öffentlichen Vortrag an

Festen von Heroen zu größeren Cyklen in homerischem Geiste, und machte sie durch die Erhabenheit des Tons, durch die Würde des Satzbaus und die kunstreiche Gliederung der Strophen für den Hörer faßlich und für den chorischen Vortrag sangbar. Die Melik verdankte ihm ihren hohen und edlen Stil, der neben den religiösen und lebensheitern Liedern sich als eine eigene Gattung behauptete. Er erhob auch das Hirtenlied zur Kunst und veranlaßte die bukolische Dichtungsart (s. VII. 11, 5.). Er war es auch, der durch eine kluge Fabel seine Mitbürger vor den ehrgeizigen Plänen des Tyrannen Phalaris warnte.

Ihm nahe durch Kunststil und dorisch-epischen Dialect, so wie fast auch durch das Vaterland stand der feurige Ibykus aus Rhegium (auf der äußersten Spitze Unteritaliens), der als wandernder Dichter ebenfalls zur Zeit des Polykrates auf Samos lebte. Seine Gedichte hatten übrigens einen weichlicheren und leidenschaftlicheren Character, als die des Stesichorus. Aber gerade dadurch war er äußerst beliebt.

Auf seiner letzten Kunstreise fiel er unter Mörder, wurde aber von Kranichen, die bei seiner Ermordung gerade vorüberflogen und von dem Sterbenden beschworen wurden, ihn zu rächen, nachher dadurch gerächt, daß sie bei seiner Leichenfeier über dem Theater hinwegfliegend die unter den Zuschauern befindlichen Mörder verriethen, indem einer derselben bei ihrem Anblicke ausrief: Siehe da, die Kraniche des Ibykus! — ein Ausruf, der zur Untersuchung der Sache und zur Bestrafung der Mörder führte.

Der großartigste dorische Lyriker aber ist Pindarus (Pindar), der fast alle, besonders die ernsten Gattungen der lyrischen Poesie mit vollendeter Kunst betrieb. Er war zu Kynoskephalä in der Nähe von Theben 522 v. Chr. geboren und starb auch daselbst im 80., nach Andern im 90. Jahre seines ruhigen Lebens, sanft in den Armen eines seiner Schüler entschlummernd. Er wurde frühe schon von trefflichen Lehrern, insbesondere von den Dichtern Simonides und Lasos, so wie von der auch durch ihre Schönheit berühmten Dichterin Korinna (die nachher auch seine Nebenbuhlerin wurde), zur wahren Schönheit in der Dichtkunst angeleitet, und bald überstrahlte der Glanz seines Ruhmes ganz Griechenland so, daß Länder und Städte, Könige und Bürgergemeinden darnach rangen, von ihm besungen zu werden: denn der aufrichtige, freie, männliche gerade Ton seiner unbestechlichen Muse erfüllte alle Griechen mit der tiefsten Achtung vor ihm, da er weder den Fürsten, noch den Städten schmeichelte, wann er ihr Lob sang.

Besonders berühmt waren seine Siegeshymnen (Epinikien) auf die Sieger in den olympischen und übrigen Nationalspielen der Griechen, davon eine bedeutende Zahl sich erhalten hat. Sie wurden entweder auf dem Kampfplatze beim Festzuge, oder bei dem auf die Wettspiele folgenden Festgelage (das man Kommos nannte), oder bei Einholung eines Siegers oder beim Einzug desselben in seine Vaterstadt, oder bei einem deßhalb angestellten Dankfest im Tempel von einem Chore gesungen. In diesen Hymnen brachte er immer den Ruhm des Siegers „in Zusammenhang mit dem Zustand und der Vergangenheit des Stammes und Staates, aus dem er hervorgegangen", und ermahnte stets, das errungene Glück würdig zu tragen und zu nützen, oder die bewiesene Tüchtig-

keit auch durch andere Tugenden, besonders durch Frömmigkeit zu erhöhen. Häufig eröffnet er, vorzüglich in seinen Trauergesängen, die Aussicht auf Unsterblichkeit und auf das schöne Leben der Seligen, im Gegensatz der Unseligen, woraus zu entnehmen ist, daß er in die Mysterien eingeweiht war, die besonders den Zustand nach dem Tode zum Gegenstand hatten (K. 5, 6.).

Den Geist von Pindar's Poesie im Allgemeinen bezeichnet einer seiner Beurtheiler so: „Liest man einen Hymnus von ihm, so ist es einem, als käme man in einen Palast, in welchem Portal und Säulen und Alles, was darin ist, im höchsten und reinsten Stil geformt, den Sinn des Eintretenden erfreuen und erheben; oder als käme man in einen Saal, in welchem die Götter und Heroen und alle Edlen der griechischen Vorzeit sich beisammen befänden." — „Der kühne Flug seiner Phantasie, der wie ein Waldstrom einherbraus't, achtet nicht der Übergänge und Verbindungen; dennoch wird das Ganze, wenn auch nur durch kaum sichtbare Fäden, kräftig zusammengehalten." — „Erhabene, sinnvolle Wahrheiten gehen wie Göttersprüche aus seinem Mund hervor und erschüttern wie mit einer Zauberruthe das Gemüth des Lesers." — (Eine Übersetzung der Pindarischen Hymnen und Oden gab Friedr. Thiersch; die neueste ist von Donner.)

Das Lehrgedicht oder die didactische Poesie, deren Gebiet das practische Leben ist, gieng aus den Denksprüchen (von den Neuern Gnomen genannt) hervor, in welche welterfahrne Männer die Ergebnisse ihrer sittlichen Beobachtungen niederlegten (K. 8, 4.). Man vereinigte nämlich weitergehend eine ganze Folgenreihe practischer Wahrheiten und Beobachtungen über Leben und Natur in Form eines Gedichts, und schon die historische Sängerschule baute diese Dichtungsgattung an, so wie sich späterhin auch mehrere Philosophen, namentlich Xenophänes, Parmenides und Empedokles, dieser Form bedienten, um sich „über die Natur der Dinge" auszusprechen.

Zu der didactischen Poesie gehört auch die Fabel, insbesondere die Thierfabel. Schon bei Hesiod und Archilŏchus findet sich diese Dichtungsart; aber als der eigentliche Gründer und Repräsentant derselben erscheint der auch durch seine, größtentheils selbst dem Fabelgebiet angehörigen Lebensschicksale, berühmte Äsop (Aisōpos) aus Phrygien (nach Andern aus Thrazien), der, von kleiner, buckliger Gestalt um 550 v. Chr. als Sclave zu Samos und nachher am Hofe des Königs Krösus von Lydien lebte, und von seinem letzten Herrn, dem Philosophen Jadmon, seines edlen Characters wegen freigelassen wurde. Seinen Tod fand er zu Delphi, dessen Einwohner, von ihm durch Spottfabeln beleidigt, ihn des Tempelraubs beschuldigten und umbrachten. Die von ihm angebaute Dichtungsgattung erhielt nachher viele Bearbeiter, so daß in der Sammlung, welche Planudes im 14. Jahrhundert n. Chr. unter dem Namen der äsopischen Fabeln veranstaltete, nur die wenigsten dem ersten Erfinder angehören, dessen ganze Existenz sogar von Einigen bezweifelt wird. — An das Ende dieser Periode gehört auch das komische Epos, zu welchem besonders die Batrachomyomachie oder der Frosch- und Mäusekrieg gehört, den man in der römischen Zeit fälschlich dem Homer zuschrieb.

Eine besondere Gattung von lyrischer Poesie sind die Epigramme oder Sinngedichte, welche in kurzen Versen theils Inschriften an Tempeln und Häusern, Aufschriften auf Gräbern, Gebetsprüche, Wünsche, Weisheitslehren ꝛc. ent-

halten, und deren viele in Sammlungen gebracht sind, die man Anthologieen (Blumenlesen) nannte. (Die geschmackvollste Übersetzung der griechischen Anthologie ist die von Friedrich Jacobs.)

So viel von dem epischen und dem lyrischen Blüthenzweige hellenischer Kunst. Sind diese Ergüsse und Gebilde spielender sowohl, als ernst-erhabener Dichtergemüther in der Regel „mangellos“ in Form, Ausdruck und Darstellung, so sind sie allerdings nicht alle auch „makellos“ in ihrem Inhalte, in so fern bei vielen nicht zugleich auch das Wahre und Gute Ziel ihrer Sehnsucht und Wünsche war, vielmehr die Philosophie ihres Leichtsinns, den Ernst des Daseins und die Fragen nach der Zukunft des Lebens fliehend, nur Befriedigung und Trost im süßen Genuß oder gar im Taumel der Erdenlust suchte oder höchstens bei vorübergehender Anwandlung des Ernstes sich in die Nebelhöhen eitlen Stolzes verlor. Nichts desto weniger aber sind unter diesen Dichtern viele edle Gemüther, denen das Wahre, Große und Würdige, so weit sie's erfaßten, wenigstens ein ernstes Strebeziel, wenn auch natürlich ein nie ganz erreichtes, — und die Frage nach dem Ewigen eine ernste, wenn auch im Wesentlichen noch unbeantwortet gebliebene, war.

Freilich kann die gesammte Poesie der Alten in keinen Vergleich gestellt werden mit der vom Geiste Gottes durchwehten heiligen Dichtung des viel älteren Bundesvolkes, welche, selbst ein Hymnus, sich stets in die reinsten Ätherhöhen schwingt, um den Genuß der Schönheit der Schöpfung durch ein Lob ihres Schöpfers zu heiligen und den Mißton der Eitelkeit der Erdenfreuden in den Trostklang künftiger Seligkeiten aufzulösen. Was ist ein Pindar gegen den königlichen Psalmensänger? was die ganze Schaar der Gnomiker gegen den königlichen Verkünder göttlicher Weisheitssprüche? was überhaupt der höchste Wolkenflug und Lichtblick der besten Dichter des klassischen Alterthums gegen den Adlerflug und das Feuerauge der Propheten? — Doch wollte man in dieser Weise die Fragen fortsetzen, müßte man nicht zuletzt mit der Frage schließen: wo ist ein Geist, so reich als Gottes Geist? — Aber es handelt sich hier nur von der Sphäre des sich selbst überlassenen menschlichen Geistes, der erst im Suchen nach Gott begriffen ist, und dessen schöpferische Gebilde, so weit sie dieses Suchen mehr oder weniger stark beurkunden, eben so wenig mißachtet zu werden verdienen, als sie wegen ihrer noch so vollendeten geistbildenden Form überschätzt werden dürfen. Richtig gewürdigt und an seinen Ort gestellt, ist keines dieser Gebilde dem Christenthum schädlich, wenn es anders derjenige nicht erst dazu macht, dem überhaupt das klassische Alterthum über das Christenthum geht.

4. Griechische Weltweisheit. Die frühern philosophischen Schulen. Pythagoras.

Wenn das menschliche Bewußtsein erwacht, so fängt die Seele an, aus dem Zustand ihrer wirr durcheinander laufenden Empfindungen und Vorstellungen sich zur Besinnung herauszuarbeiten und dieses „Sich-Besinnen“ ist der Anfang des Philosophirens, durch welches der Mensch sich sowohl über die Dinge und Verhältnisse außer sich, als auch über die Regungen und Zustände in sich in's Klare setzen will. Das Philosophiren ist also ein natürliches und nothwendiges Geschäft des erwachenden Geistes, wobei er freilich, so lange er sich selbst überlassen ist, seiner Natur nach die Wahrheit im besten Falle nur theilweise, nur mehr oder weniger annäherungsweise erkennt. — In Bezug auf die Menschheit war Asien auch die Wiege der Philosophie. Doch war bei den alten asiatischen Völkern die Philosophie mit der Naturreligion noch ganz verwachsen und darum bestand das Philosophiren derselben mehr in einem bloßen „Sinnen“ über die Natur, von der sich der Ruhe-liebende Geist des

Morgenländers bewältigen ließ, ohne sich ihr „fest gegenüber stellen" oder sich über dieselbe erheben zu können.

Erst der bewegliche Geist des Griechen (besonders des forsch- und wißbegierigen Ioners) raffte sich aus dem mehr brütenden Zustande des Sinnens zu einer größern Klarheit des Bewußtseins empor und sein Philosophiren trat allmählig in selbständigen Bildungen auf. Anfangs aber trug auch die griechische Philosophie die Spuren ihrer Entwicklung aus der Naturreligion noch an sich, in dem sie das Leben in der Natur, also die Natur nicht allein nach ihrer sinnenfälligen Außenseite, sondern auch nach der in ihr waltenden „Allkraft" betrachtete, und in demjenigen, was dieses Leben der Natur fördert oder hemmt, Gegensätze des Guten und Bösen sah. — Auf einer weitern Entwicklungsstufe riß sich sodann die Philosophie von der in der Natur gegebenen wandelbaren Vielheit, in welcher sie vergebens die Einheit suchte, los und forschte nach einer höhern stets sich gleich bleibenden unveränderlichen Einheit, die sie im selbstbewußten menschlichen Geiste zu finden glaubte, wobei sie es aber nur zur unlebendigen „Freiheit des Begriffs" brachte. — Endlich auf ihrer dritten und höchsten Stufe strebte die griechische Philosophie nach einer „Aufhebung des Gegensatzes zwischen Natur und Geist", oder nach einer „Versöhnung zwischen Welt- und Selbstbewußtsein", die sie in der „lebendigen Freiheit der Idee" sah.

Von diesen verschiedenen Bestrebungen des philosophischen Bewußtseins der Griechen ist in Folgendem näher die Rede.

Die älteste griechische Weisheit war mit der mythisch-religiösen Dichtkunst der Orphiker verwoben; späterhin, nach der Ausbildung des freistädtischen Wesens, nahm sie eine practische, mit der Moral und Politik verbundene Richtung. Was dann der vielbewanderte Geist des alten Griechen in und außer sich beobachtet hatte, legte er in kurzen kernhaften Denk- und Sittensprüchen (den in K. 8, 3. genannten Gnomen) nieder, an deren einige sich die Namen der ältesten Weisen dieses Volkes knüpfen und sammt ihnen in folgenden Versen dem Gedächtnisse sich leichter darbieten:

„Maaß zu halten, ist gut", das lehrt Kleobūlus von Lindos;
„Jegliches vorbedacht", heißt Ephyra's Sohn Periander;
„Wohl erwäge die Zeit", sagt Pittăcus von Mitylene;
„Mehrere machen es schlimm", wie Bias meint der Priener;
„Bürgschaft bringet dir Leid", so warnt der Milesier Thales;
„Kenne dich selbst!" so befiehlt der Lacedämonier Chilon;
Endlich: „Nimmer zu sehr!" gebeut der Kekropier Solon.

An die Stelle des Kleobulus, Chilon und Periander setzen Andere den Epimenides (K. 7, 3.), Herakleitus (Herakleitos), einen ernsten Sittenrichter zu Ephesus, und den Logographen oder Sagenschreiber Hekatäus. (V. 1, 2.)

Noch hat man viele andere, zum Theil noch tiefere Aussprüche, die man sich von den Sieben Weisen erzählte, aufbewahrt: von Thales z. B.: „Das Urwesen ist Gott, denn er ist nicht geworden; das Schönste ist die Welt, denn sie ist Gottes Werk; das Größte der Raum, denn er faßt Alles in sich; das Schnellste der Gedanke, denn er springt überall hin; das Geschickteste die Zeit, denn sie entdeckt Alles. Was ist schwer? sich selbst zu kennen; was leicht? Andern

gute Lehren geben &c. — Von Chilon z. B.: Hab' auf dich selbst Acht; ehre das Alter; sprich weder von Todten, noch von Lebenden Übels; halte deine Zunge im Zaum; nimm lieber Schaden auf dich, als unrechten Gewinn; ein Stein ist die Probe für's Gold, das Gold ein Probirstein für die Gesinnung der Menschen. — Von Pittacus: Der Anfang zeigt den Mann. Verzeihung ist besser, denn Rache. Übles sprich nicht einmal vom Feinde. — Von Bias: Was du Gutes thust, schreibe den Göttern zu; auf dem Wege von der Jugend zum Alter nimm die Weisheit als Reisezehrung mit, sie überdauert jedes andere Gut; unglücklich ist, wer das Unglück nicht zu tragen weiß. — Von Kleobūlus: Beim Ausgehen aus dem Hause besinne dich, was du zu thun hast, beim Heimgehen, was du gethan hast; im Glück sei nicht übermüthig, in Bedrängniß nicht muthlos. — Von Periander: Übung macht den Meister; gegen Freunde muß man sich gleich bleiben, sowohl wann sie im Glück, als wann sie im Unglück sind. — Von Solon: Gehorche, bevor du regieren willst. Fliehe den Umgang der Bösen. Eile nicht mit deiner Freundschaft, aber den, der dein Freund ist, gieb nicht auf.

Unter diesen Sieben Weisen bethätigte besonders **Pittacus** seine Weisheit dadurch, daß er die höchste Gewalt, die ihm seine Vaterstadt Mitylene, welche er von der Tyrannis und Anarchie befreit hatte, anvertraut worden war, nach hergestellter Ordnung freiwillig niederlegte. — Von **Bias**, welcher Dichter und beredter Staatsmann war, ist bekannt, daß er bei einer Plünderung seiner Vaterstadt, während Jedermann seine Habe zu retten suchte, ohne sich nach der seinigen umzusehen, die Stadt verließ und auf die Frage: warum er nichts mitnehme, antwortete: „Ich trage all' das Meine bei mir", — andeutend, daß ihm seine Kenntnisse überall Aufnahme und Fortkommen bereiten würden. — Von Solon s. K. 7, 4 ff.

Wissen und Handeln, Theorie und Praxis, war bei diesen Männern, wie überhaupt im Alterthum, innig verbunden; erst die Reflexion der spätern Zeit führte auf Trennung und Vereinseitigung dieser beiden Richtungen.

Allmählig machte sich die Philosophie von der mythisch-religiösen Poesie los und trat schon in dem oben genannten, auch als practischer, scharfblickender Staatsmann berühmten **Thales** (K. 6, 1.), dem Stifter der ionischen (Philosophen-) Schule, in Verbindung mit Astronomie und Mathematik als Untersuchung über die Natur der Dinge und über das Bestehen der Welt auf, als deren Grund er die Alles aus dem Feuchten herausbildende Urkraft ansieht, während sein Freund Anaximander das Wesen der Welt in dem Begriffe der „Unendlichkeit" zu finden glaubte. Nach ihm setzte Pherekȳdes von Syros (um 550 v. Chr.) als unwandelbaren Grund der Dinge den Äther (= Feuer = Jupiter), den er als das thätige Princip —, und die Erde (= Chaos), die er als das leidende Princip darstellte, beide durch den Begriff Zeit verbindend, in der sich Alles bilde. Dabei soll er unter den Griechen zuerst die Unsterblichkeit des Geistes in der Seelenwanderung gelehrt haben. — Ein anderer ionischer Philosoph, Anaximĕnes, sah die Luft als den Grund der Dinge an. Mit Anaxagoras wandte sich dann die ionische Schule nach Athen, wo sie durch ihn in der folgenden Zeitperiode einer neuen Entwicklung entgegengieng. (K. 11, 5.)

Über allen Weisen dieses Zeitraums steht aber **Pythagoras**, geboren zu Samos um das Jahr 584 v. Chr., der „Lehrer und Erzieher von Staatsmännern" und selber der bedeutendste Staatsmann seiner Zeit, nicht durch Schrift und Gesetzgebung, sondern durch „lebendiges Wort und Beispiel". Mit hohen Vorzügen des Leibes und Geistes begabt, vollendete er die sorgfältige Bildung, die

er in seiner Jugend empfangen, durch Reisen in Kreta und Griechenland, besonders aber in Ägypten, wo er mit orientalischen Weisheitslehren bekannt wurde, die er zum Theil in die eigenthümlichen Anschauungen seines tief forschenden Geistes mit aufnahm. Den Namen „Weiser" oder Sophos, der bis dahin den Denkern gegeben worden war, für sich ablehnend, nannte er sich aus Bescheidenheit bloß „Weisheitsfreund" oder Philosophos und von ihm an blieb dieser Name allen, die auf dem Wege einer sich selbstgenügenden, unabhängigen Vernunft die Wahrheit suchen.

Als einst Pythagoras mit Leon, dem Fürsten der Phliasier, ein langes geistreiches Gespräch geführt hatte, fragte ihn dieser voll Bewunderung, welche Kunst er treibe? worauf der Weise antwortete, er treibe keine Kunst, sondern sei ein Philosoph. Und gefragt, was dieses Wort bedeute, erwiderte er: Das Leben der Menschen scheine ihm dem Markte vergleichbar, der mit dem schönsten und heiligsten Feste von Hellas (in Olympia) verbunden sei. Wie dort, so strebten auf dem großen Markte des Lebens einige nach Ruhm, andere nach Reichthum; — außer diesen aber sei noch eine kleine Anzahl, welche ihren Sinn auf die Natur der Dinge und ihr inneres Wesen richteten und die wahre Erkenntniß allen anderen Bestrebungen vorzögen. Diese nenne er Philosophen.

Da sein Vaterland unter der Tyrannis des Polykrates (K. 7, 7.) seinen Ideen keinen geeigneten Raum bot, so begab er sich nach der griechischen Pflanzstadt Kroton in Unteritalien, wo ihm die Erhabenheit und der Tiefsinn seiner Rede, sein reiner Sittenwandel und das Eindrucksvolle seiner äußern Erscheinung eine große Anzahl bedeutender Zuhörer erwarb. Auf diese übte er während seiner 30jährigen sittlich-politischen Wirksamkeit (v. 540—510 v. Chr.) einen so wesentlichen Einfluß, daß es ihm gelang in dieser Stadt den „aristokratischen Rath der Dreihundert" einzusetzen und eine politische Schule, den **pythagoreischen Bund**, zu stiften, dessen Mitglieder Männer verschiedenen Alters, zum Theil aus benachbarten Staaten, waren.

Der Aufnahme in diesen Bund gieng die strengste Prüfung des Lebens und Characters voraus, und während der Prüfungszeit waren die Schüler zum Schweigen und zu verschiedenen ascetischen Übungen verpflichtet. Den Aussprüchen ihres Meisters gaben sie sich so unbedingt hin, daß sie oft mit den Worten: „Er hat's gesagt!" sich alles Beweises überheben zu dürfen glaubten. Die Pythagoreer führten eine streng geregelte Lebensweise: des Morgens nach dem Aufstehen ernste Selbstprüfung; dann Gang in's Freie, der aufgehenden Sonne entgegen, unter Gesang und Gebet; darnach wissenschaftliche Beschäftigungen; hierauf Leibesübungen, auf die ein mäßiger Imbiß folgte; Nachmittags Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten; Abends Spaziergang, Bad und mäßige Hauptmahlzeit, worauf Gesang und Gebet den Tag schloß.

Seine Lehren trug er meist in mathematischen Formen vor, wie denn die Mathematik in ihm den Erfinder des nach ihm benannten pythagoreischen Lehrsatzes ehrt. Insbesondere erkannte er in den Zahlenverhältnissen das Wesen der Dinge und aus Zahlenverbindungen erklärte er sich die Entstehung der Dinge. Die Welt (der Kosmos) war ihm ein harmonisch-geordnetes Ganzes aus zehn Sphären bestehend, die sich in harmonischen Bewegungen um das Centrum oder die Einheit, d. i. Gott, den Urgrund aller Vollkommenheiten, bewegen. Als Centralfeuer ist ihm die Einheit auch Princip der Wärme

und des Lebens und durchdringt alles Bestehende, weßhalb er auch Sterne, Götter, Geister, Menschen, Thiere in beziehungsweise Verwandtschaft zu Gott setzt. Ein Ausfluß des Centralfeuers oder der Gottheit ist ihm die menschliche Seele, die nach dem Tode des Leibes zu ihrer Läuterung durch verschiedene Körper zu wandern habe, bis sie wieder in den menschlichen Leib zurückkehren könne! Seine Staatsverfassungslehre war auf den Grundsatz gebaut, daß Tugend aus dem Herzen kommen und daß sie, „aus dem innern Gesetze lebendig befruchtet, ihre Kraft auf das Leben äußern müsse“.

Ein solcher Tugendbund und eine solche auf das staatsbürgerliche Leben angewandte Lehre entgieng aber dem Neide der Gemeinheit nicht. Nach der in dem Kriege mit den Krotoniaten erfolgten Zerstörung von Sybăris (510 v. Chr.) wurde das gemeine Volk in Kroton nach Ackervertheilung begierig, und das ungestüm überhand nehmende demokratische Streben brachte dem Bunde (504 v. Chr.) den Untergang. Obgleich nun viele Pythagoreer einen gewaltsamen Tod dabei fanden, alle aber auseinander gesprengt wurden, so wirkte der edle Geist dieses Bundes doch noch lange Zeit durch seine übriggebliebenen Glieder in andern Staaten fort, die unter der Einwirkung pythagoreischer Gesellschaften „im Innern nach aristokratischen Grundsätzen wohl regiert und nach Außen stark, mächtig und glücklich bestanden haben“. Pythagoras selbst, der sich durch die Flucht gerettet hatte, starb zu Metapontum in einem Alter von 80 Jahren.

Während diese und jede frühere Philosophie das sinnlich wahrnehmbare aus dem Unsichtbaren und Ewigen kommend und nur in ihm bestehend begriff, erklärte Xenophănes aus Kolophon, ein Zeitgenosse des Pythagoras und des Anaximander, der Stifter der eleatischen Schule (zu Elĕa in Unteritalien 538 v. Chr.), die Welt selbst als das Ewige und Unveränderliche, und wurde dadurch der Vater des Pantheismus, d. i. der Lehre, welche Gott und Welt als Eins nimmt. Durch seine Behauptung, daß es nicht eine Vielheit unveränderlicher Dinge, sondern nur ein unveränderliches, nämlich das All, gebe und daß dieses Ein' und All' Gott sei, trat er zwar auf's entschiedenste der Vielgötterei entgegen, machte aber das Universum zum Gott und sagte von diesem aus, er sei weder endlich, noch unendlich, weder beweglich, noch unbeweglich, dennoch Alles vorstellend und Alles vermögend, durchaus sich selbst gleich, und seine vollendetste Form die Kugelgestalt. Dabei verwarf er jede höhere Offenbarung und ließ nur die menschliche Vernunft als Wahrheitsquell gelten. Seine Lehre wurde von seinen beiden Schülern Parmenĭdes und Zeno in der folgenden Periode weiter gebildet.

So wie die epische und lyrische Poesie sammt der Philosophie zunächst von Ionien ausgieng, so war dieß auch mit der Geschichtschreibung der Fall. Das Bedürfniß, seine Geschichte aufzuzeichnen, erwachte aber bei den Griechen erst spät, weil es seit den durch die epische Poesie verherrlichten Ereignissen der mythischen Zeit, in deren zauberischen Erinnerungen der Grieche sich unermüdet ergieng, bis auf den Schluß dieser Periode an einer die allgemeine Theilnahme

der Nation in Anspruch nehmenden Begebenheit gemangelt hatte. Nur die Jonier, diese „alles versuchenden Entdecker im Reiche des Geistes“ machten auch den ersten Versuch in der Geschichtschreibung. Diese trat übrigens zuerst nur als Chronik auf, indem Kadmus (kurz vor 540 v. Chr.) eine Gründungsgeschichte seiner Vaterstadt Milet schrieb, welche aber frühe verloren gieng. Erst die großen Begebenheiten, zu denen uns nun der Verlauf unserer Geschichtsbetrachtung führt, haben den ersten eigentlichen Geschichtschreiber erweckt, von welchem der Schluß der nun folgenden Periode das Nähere angeben wird.

Fünftes Buch.

Griechenlands mittlere Zeit.

---

1. Kapitel. Der Aufstand der Jonier gegen Persien.

1. Des Darius Zug gegen die Scythen.

Als Griechenland bereits eine solche (im Schlußkapitel des vorigen Buches geschilderte) Regsamkeit geistigen Lebens entfaltet hatte und auch in politischer Hinsicht zu größerer Freiheit erwacht war, sollte ihm sein Zusammenstoß mit der im Perserreich concentrirten Macht des Orients zur vollen Entwicklung seiner Kräfte verhelfen, den Orient aber in der ganzen Hohlheit seines Scheinlebens bloßstellen und dabei zugleich darthun, wie dem schnellen Aufblühen griechischer Colonieen, vom Gluthauch orientalischer Üppigkeit berührt, ein eben so rasches Welken folgte, während das griechische Mutterland noch in der Blüthe seiner Kraft stand.

Seit Cyrus (III. 9, 2.) standen die hellenischen Küsten und Inselstaaten Kleinasiens unter dem Doppeljoch persischer Oberhoheit und einheimischer Tyrannis. In jeder dieser hellenischen Pflanzstädte stand an der Spitze des Gemeinwesens ein Mann aus den edlen Geschlechtern, vom persischen Hofe mit der Alleingewalt betraut und diesem um so treuer ergeben, je mehr die Unterdrückten mit Sehnsucht ihre Blicke nach dem freien hellenischen Mutterlande wendeten und von dort Trost und Hülfe gegen ihre Unterdrücker zu erhalten wünschten.

Am meisten sehnten sich die ionischen Städte nach Freiheit, die ihnen das jugendliche Emporstreben athenischer Demokratie in einem noch wünschenswertheren Lichte erscheinen ließ, ohne daß sie aber die sittliche Grundlage, die gerade bei ihnen längst anbrüchig geworden war, mitzubringen vermochten.

Diese ihre Schwäche zeigte sich zunächst bei Gelegenheit des von dem persischen Könige Darius Hystaspis gegen die Scythen veranstalteten Zuges.

Darius nämlich, der sich vorgenommen hatte, sein Reich gegen Nordwesten hin zu erweitern (III. 9, 8.), machte sich mit einem zahlreichen, aus den verschiedensten Völkern seines Reiches auserlesenen Heere auf, und zog über den Hellespont durch Thrazien aufwärts gegen die Donau, während seine Flotte, welche großentheils aus griechischen, besonders ionischen Schiffen bestand, bereits durch das schwarze Meer in die Donau gefahren war, um eine Schiffbrücke über diesen Strom zu schlagen. Als er mit seinem Landheere die Donau passirt hatte, ließ er auf den Rath eines lesbischen Schiffsführers die ganze Flotte zur Bewachung der Brücke zurück, um sich den Rückweg offen zu erhalten, und begann den Zug in das Innere von Scythien (dem heutigen Südrußland).

Die Scythen, diese halbwilden, aber tapfern Horden, hatten bereits ihre Familien und Heerden in die nördlichen Gegenden ihres Landes geschickt und erwarteten in drei Haufen die anrückenden Perser. Sie verheerten selber immer vorher jede Gegend, durch die der Feind ziehen wollte, um ihm den Unterhalt zu erschweren, und neckten die Perser unabläßig durch Seitenanfälle, während sie sich stets jedem Angriffe derselben durch die Schnelligkeit ihrer Rosse entzogen. Erst als sie das persische Heer tief in das Innere ihres Landes gelockt hatten, machten sie Miene, eine Schlacht anzunehmen. Um dieser auszuweichen und eine ungehinderte Rückkehr zu gewinnen, ließ Darius auf den Rath des Gobryas, eines seiner vornehmen Begleiter, sein Lager sammt den Packthieren und der gebrechlichsten Mannschaft zurück und brach heimlich in einer Nacht eilig nach der Donau auf.

Dorthin war unterdeß schon ein scythischer Reiterhaufen gekommen und hatte die Griechen, welche die Brücke bewachten, zu bewegen gesucht, sich durch Abbrechen der Brücke vom persischen Joche zu befreien.

Auf die Nachricht von der schlimmen Lage des Königs rieth **Miltiădes** (der Besitzer einer früherhin von seinem Oheim gleiches Namens auf der chersonesischen Landzunge gegründeten Herrschaft, der ebenfalls dem Darius hatte Heeresfolge leisten müssen), den übrigen Griechen, durch den Abbruch der Brücke den Untergang des persischen Heeres und Königs und dadurch für sämmtliche, von den Persern geknechtete Hellenen in Asien die Freiheit herbeizuführen. Aber **Histiäus** (Histiaios), Stadtfürst von Milet, stimmte mit den übrigen Fürsten und Führern dagegen, weil sie bei einer solchen Veränderung ihre bisherige Regierungsgewalt verlieren würden. Und so war Darius gerettet, den Griechen aber durch die Selbstsucht ihrer Fürsten die Aussicht auf Befreiung vereitelt.

Histiäus stellte sich im Angesichte jenes Scythenhaufens, als wolle er ihren Rath befolgen, und ließ auch zum Schein einen kleinen Theil jener Brücke am nördlichen Ufer vor ihren Augen abbrechen, in der That aber nur, um sich gegen sie zu sichern, und in der Absicht, bei der Ankunft des Königs sie gleich wieder herzustellen und den Übergang desselben zu decken. Bald nach dem Abzuge jener Scythenschaar langte Darius, den sie verfehlt hatten, mit dem Reste seines zusammengeschmolzenen Heeres an der Brücke an und bewerkstelligte durch des Histiäus Vorsicht seinen Übergang an das thrazische Ufer.

Nach seiner Rückkehr über die Donau ließ Darius ein Heer unter Anführung des Megabázus in Thrazien zurück, um wenigstens dieses Land zu einer bleibenden Eroberung für Persien zu machen, und kehrte dann nach Asien zurück.

Zum Dank für die ihm bewiesene Ergebenheit schenkte er dem Histiäus einen Landstrich in Thrazien am Flusse Strymon. Als derselbe aber dort eine Stadt baute und zu befestigen anfieng, und Megabazus den König vor dem unternehmenden Ehrgeiz dieses Mannes warnte, berief Darius den Histiäus an seinen Hof unter dem Vorgeben, sich bei seinen fernern Unternehmungen stets seines Rathes bedienen zu wollen, in der That aber, um ihn durch diese scheinbar ehrenvolle Stellung unschädlich zu machen.

2. Abfall der kleinasiatischen Städte.

Unterdessen versah des Histiäus Neffe und Schwiegersohn Aristagoras das Amt desselben als Stadtfürst von Milet, — ein wenig kräftiger, dabei aber ebenfalls ehrgeiziger Mann, der, um gleichfalls seine Herrschaft auszudehnen, mit persischen Mitteln eine Unternehmung gegen die Insel Naxos wagte, deren unglücklicher Ausgang die Veranlassung zu den folgenreichsten Begebenheiten wurde.

Auf Naxos nämlich war die Tyrannis gestürzt und die Reichen und Vornehmen vom Volke vertrieben worden. Diese nun wendeten sich, als ehemalige Gastfreunde des Histiäus, an den Aristagoras um Hülfe. Dieser wußte den persischen Statthalter zu Sardes zu bereden, daß er ihm eine Flotte von 600 Schiffen anvertraute, mit der er dem persischen Könige die schöne und reiche Insel erobern, sich selbst aber zugleich die Verwaltung derselben verschaffen wollte. Der Überfall sollte unversehens geschehen; allein durch den Verrath des persischen Flottenführers, mit welchem Aristagoras in einen Zwist gerathen war, wurden die Naxier von der Ankunft der Perser benachrichtigt und dadurch in den Stand gesetzt, sich noch zur rechten Zeit zu rüsten und die Belagerung auszuhalten, so daß die Flotte unverrichteter Sache wieder abziehen mußte.

Da diese Unternehmung ungeheuern Aufwand verursacht hatte, mußte Aristagoras das Äußerste befürchten, und um sich zu sichern, dachte er selbst schon auf Abfall, als er zu gleicher Zeit auch von seinem Oheim und Schwiegervater Histiäus, dem seine eigene beengte Lage zur Last war, die geheime Aufforderung erhielt, sämmtliche griechische Städte in Kleinasien zu einem Abfall von den Persern zu bewegen. Auf den Rath eines seiner Vertrauten, des feurigen und besonnenen Logographen Hekatäus, wurde in Milet und in den übrigen griechischen Städten das Volk durch die Aussicht auf die Gleichheit vor dem Gesetz (Isonomie) gewonnen, und mit Einem Male wurden in allen ionischen Städten die Tyrannen vertrieben und an ihrer Stelle das demokratische Amt der Strategen eingeführt. Der Aufstand verbreitete sich sogar nördlich bis an den Bosporus und südlich bis Cypern.

In dem Vorgefühle, daß die Jonier den Kampf mit den Persern nicht allein ausfechten könnten, suchte Aristagoras auch den Beistand der Mutterstaaten zu gewinnen. In Sparta fand Aristagoras kein Gehör und als er den dortigen König Kleomenes am Ende durch Geldversprechungen dazu bewegen wollte, mußte er sich deßhalb durch dessen neunjähriges Töchterchen Gorgo beschämen lassen, die ihrem Vater zurief: „Vater, der fremde Mann wird dich noch bestechen, wenn du nicht gleich weggehst!" Dagegen fand Aristagoras in Athen

bei dem Volke bessere Aufnahme und gerne hätten die Athener — weniger zwar aus stammverwandtlicher Rücksicht, als im Unwillen über die ihnen kurz vorher von dem sardischen Statthalter gemachte Zumuthung, den Hippias wieder anzunehmen, — volle Hülfe gesandt, konnten aber. weil sie gerade wieder im Streit mit Ägina begriffen waren, nur zwanzig Schiffe entrathen. Außerdem sandte noch Eretria (auf Euböa) fünf Schiffe zur Unterstützung des Aufstandes.

3. Zug gegen Sardes. Unterdrückung des Aufstandes.

Allein die Ionier waren durch Schwelgerei und Sinnengenuß bereits zu entartet, als daß sie sich beschwerdevoller Aufopferung für die Freiheit hätten hingeben können. Zwar nahmen sie, nach verschiedenen einzelnen Streifzügen gegen die noch nicht gerüsteten und gesammelten Barbaren, die Stadt Sardes, den Sitz des lydischen Statthalters Artaphernes, ohne Schwertstreich ein, konnten aber die Burg, welche derselbe besetzt hielt, nicht gewinnen. Und als durch den Muthwillen eines ionischen Soldaten, der ein Haus in Brand steckte, die ganze, aus rohrgedeckten Häusern bestehende Stadt in Flammen aufgieng (503 v. Chr.), und die Lyder und Perser in der Stadt und Umgegend deßhalb zur Gegenwehr sich ermannten, zogen die Ionier sich eiligst wieder an die Küste zu ihren Schiffen zurück, die sie bei Ephesus zurückgelassen hatten.

Bald darauf, als eine wohlgerüstete persische Land- und Seemacht, die sich unterdeß gesammelt hatte, heranzog, nahm Kleinmuth und Reue unter den Ioniern so überhand, daß Aristagoras sich zuerst davon machte. Vergebens hatte ein kräftiger Seemann, Dionysius von Phocäa, sie durch zuvor angestellte Übungen in der Seetaktik für ein Treffen vorzubereiten gesucht; die weichlichen Ionier hielten diese Anstrengung kaum sieben Tage lang aus, und als es 494 v. Chr. zur Schlacht bei der Insel Lade kam, giengen zuerst samische und lesbische Schiffe zum Feind über, und während Dionysius und die Chier tapfer aushielten, flohen die Übrigen, ein jeder in seine Heimath. Auch die Athener mochten nichts mehr mit der ionischen Sache zu thun haben.

Obgleich nun die Ionier der grausamsten Rache von Seiten der Perser entgegen sahen, so hatten doch die Wenigsten Lust, sich derselben durch eine, freiwillige Entbehrungen auferlegende Auswanderung zu entziehen. Die meisten blieben und hatten die grausamste und härteste Behandlung der Sieger zu dulden, welche nun durch Wiedereinsetzung der Tyrannis sie erst jetzt in recht drückende Fesseln der Knechtschaft schlugen, die sie vorher nicht so sehr empfunden hatten.

Die Versuche Einzelner, den Persern ihre thrazischen Eroberungen zu entreißen, mißlangen ebenfalls, und überall siegten die Perser. Bei der Bestrafung der Städte wurde Milet, das am längsten Widerstand leistete, am härtesten mitgenommen. Die Stadt wurde verbrannt, die Männer meistentheils erschlagen, die Weiber und Kinder als Sclaven verkauft. Auch viele der übrigen Städte wurden niedergebrannt, und ein Theil der Einwohner, so wie die Bevölkerung ganzer Inseln, in das Innere des persischen Reiches versetzt. — Aristagoras, der nach Myrkinos am Strymon in Thrazien geflohen war, kam bei der Belagerung einer thrazischen Stadt

um; Histiäus, der unter dem Vorwand, den Aufstand zu dämpfen, den persischen König beredet hatte, ihn nach Ionien zurückzulassen, wurde, als er sich dort den Aufständischen angeschlossen und eine Zeitlang in Chios Widerstand geleistet hatte, gefangen und auf Artaphernes' Befehl gekreuzigt, sein Haupt aber an den Darius geschickt, der die schnelle Hinrichtung eines Mannes tadelte, der ihn einst an der Donaubrücke gerettet hatte.

Aber jener Umstand, daß auch Athener den ionischen Aufstand begünstigt hatten, sollte nun das kleine hellenische Mutterland mit dem kolossalen Perserreiche in Zusammenstoß bringen und dieser der Welt zeigen, um wie viel geistiges Vermögen die leibliche Masse überwiege. Zugleich sollte er aber auch für das emporstrebende Athen ein weiterer Anstoß zur Erhebung und „Steigerung seiner Volkskraft" werden, die nun in reichen Blüthen sich entfalten sollte, von denen jedoch nur ein Theil zu edlen, bleibenden Früchten reifte.

2. Kapitel. Die beiden ersten persischen Feldzüge.

1. Zug der Mardonius. (Kriege zwischen Athen und Ägina.)

Erzürnt, daß das kleine, ihm vorher ganz unbekannte Athen es gewagt hatte, den Ioniern zur Verbrennung von Sardes beizustehen, beschloß Darius es zu züchtigen, aber auch zugleich sich für die mißglückte Unternehmung in Scythien durch die Eroberung Griechenlands zu entschädigen. Als Darius auf seine Frage, wer die Athener seien, Bescheid erhalten hatte, forderte er seinen Bogen, legte einen Pfeil auf die Sehne und schoß ihn, so hoch er konnte, gen Himmel mit den Worten: „Gewähre mir, o Zeus, mich an den Athenern zu rächen"! Zugleich befahl er einem Diener, daß derselbe ihn dreimal des Tags zurufen solle: „Herr, gedenke der Athener"!

Er sandte daher ein Landheer und eine Flotte unter dem Oberbefehl seines Schwiegersohnes **Mardonius**, Gobryas' Sohns, ab. Nachdem die Flotte zuerst die Insel Thasos erobert hatte, scheiterte sie in einem Sturm am Vorgebirg Athos, wo 300 Schiffe mit 20,000 Mann zu Grunde giengen. Das Landheer eroberte zwar Macedonien, wurde aber von den Brygern überfallen und Mardonius selbst verwundet. Mit Noth wurden die Bryger noch besiegt und auch die Küstenländer bis zur thessalischen Gränze eingenommen. Weiter aber vorzudringen, wagte Mardonius nicht, sondern kehrte mit dem Rest des Heeres und der Flotte heim.

Deßungeachtet rüstete Darius, besonders von Hippias angereizt, von Neuem, und sandte in die griechischen Städte Boten voraus, welche Erde und Wasser zum Zeichen der Unterwerfung forderten. Viele Städte und die meisten Inseln, selbst das seegewandte Ägina, fügten sich der Forderung. Athen und Sparta aber weigerten sich standhaft, warfen aber, gegen alles Völkerrecht, die persischen Gesandten, jenes sie in das Barathron (einen Felsschlund, worein sie bisweilen Staatsverbrecher stürzten), dieses sie in einen Brunnen, um sich daselbst Erde und Wasser zu holen.

Da auch Ägina, aus Furcht, seinem Handel mit den persischen Provinzen zu schaden, sich zur Unterwürfigkeit erniedrigte, verdroß dieß besonders die Athener, die seit 14 Jahren in Feindschaft und zeitweisem Krieg mit den Ägineten lebten. Athen erklärte sie als Vaterlandsverräther, und trug bei den Spartanern auf ihre Bestrafung an. König Kleomenes gieng darauf ein, aber sein Mitkönig Demaratus wollte sie nicht zugeben. Daher betrieb Kleomenes in Verbindung mit Leotychides (dem nächsten Erben in der Prokliden-Linie) durch Bestechung des pythischen Orakels die Absetzung des Demaratus, der hierauf an den Hof von Persien floh und dort von nun an, gleich dem Hippias, des Perserkönigs Zorn gegen Griechenland unterhielt. Hierauf zwang Kleomenes die Ägineten, zehn Edle als Geißeln auszuliefern, die er den Athenern zur Bewahrung gab. Als bald darauf Kleomenes 482 im Wahnsinn starb und seinen Bruder Leonidas zum Nachfolger im Königthum erhielt, forderten die Ägineten ihre Geißeln zurück, und weil Athen nicht einwilligte, so kam es zwischen diesen beiden alten Nebenbuhlern zu einem offenen Krieg, der mit einiger Unterbrechung bis zum dritten Perserkrieg währte.

2. Der Zug des Datis und Artaphernes. Des Miltiades Sieg bei Marathon.

Der neue Feldzug der Perser, welchen **Datis**, ein Meder, und **Artaphernes**, ein Neffe des Königs und Sohn des lydischen Statthalters, leiteten, war zunächst nur gegen Athen und Eretria gerichtet, deren Bevölkerung zu Sclaven gemacht und gefesselt vor den Darius gebracht werden sollte. Auf 600 Schiffen erschien das Heer, von den cilicischen und samischen Häfen aus, im ikarischen Meere und landete, nach Unterwerfung der Cycladen, auf Euböa. Hier fiel die Stadt Eretria, nach sechstägiger tapferer Vertheidigung, durch den Verrath zweier Bürger in die Hände der Perser und wurde durch Feuer von Grund aus zerstört, ihre Bevölkerung aber in Fesseln fortgeschleppt und späterhin nach Assyrien verpflanzt. Hierauf setzten die Perser nach Attika über, wohin ihnen Hippias zum Wegweiser diente, der, durch einen Traum befreudigt, sich schon am Ziele seiner Wünsche sah.

Unterdeß hatte sich das schwer bedrohte Athen zum Kampf gefaßt gemacht und durch einen Schnellläufer die Spartaner um Beistand gebeten. Diese waren bereit, wagten aber aus religiösen Gründen nicht vor dem Vollmond auszuziehen. Daher sah sich Athen im Vertheidigungskampfe auf sich allein und auf einige Hülfe von Platää beschränkt.

Schon waren die Perser in einer Bai der östlichen attischen Küste bei dem Flecken Marathon, sechs Stunden von Athen, gelandet, auf dessen Ebenen sie sich mit ihrer Reiterei ausdehnen konnten. In Athen war man unschlüssig, ob man in einer offenen Schlacht den Persern entgegentreten oder bloß die Stadt vertheidigen sollte. Aber der Äakide **Miltiades**, einer der zehn Feldherren, welche das kleine athenische Heer befehligten, gewann die Athener für die erste Meinung, und in Eile stellte sich das nur 10,000 Mann starke athenische Heer der großen persischen Macht, die aus 100,000 Fußgängern und 1000 Reitern bestand, im Jahre 490 v. Chr. in der **Schlacht bei Marathon** entgegen, worin die Geschicklichkeit des Miltiades und die Tapferkeit der Athener einen der glänzendsten und folgereichsten Siege erfocht, welche die Geschichte kennt.

Miltiades, eben derselbe, der im scythischen Kriege jenen Rath, die Donaubrücke abzubrechen, gegeben hatte, — ein Mann von großer Tapferkeit und Entschiedenheit, fühlte sich zwar, da sein Vater von den Pisistratiden gemordet, und er selber damals von den Persern aus dem Chersones vertrieben worden war, persönlich bei diesem Kampfe betheiligt; nichts desto weniger aber hat seine Vaterlandsliebe den bei weitem größern Antheil an dem Drang, mit dem er sich dem Kampf entgegenwarf. — Verordnetermaßen sollte jeden Tag der Oberbefehl unter den zehn Feldherren wechseln; gern aber stellten sich die übrigen freiwillig unter den kriegserfahrenen Miltiades. Dennoch aber wartete derselbe zum Kampfe denjenigen Tag ab, an welchem ohnedieß der Befehl an ihn gekommen wäre.

Den langen, dichten Schlachtenreihen der Perser gegenüber, die von Hippias selbst angeordnet wurden, dehnte Miltiades seine Schlachtlinie gleich weit aus, wodurch freilich sein Mitteltreffen zu schwach wurde. Doch waren die Flanken durch Gebirgshöhen und Baumpflanzungen vor dem Überflügeln gedeckt. Der Zwischenraum zwischen beiden Heeren betrug eine halbe Stunde.

Nach einem feierlichen Opfer giengen die Griechen, den Kriegspäan anstimmend, in wohlgeordnetem, von Schritt zu Schritt rascher beschleunigtem Laufe auf die Perser los, und, bei ihnen angekommen, fochten sie mit unausgesetztem Kampfesmuth. Indeß wurde ihr dünneres Mitteltreffen von dem stärkeren Mitteltreffen der eigentlichen Perser durchbrochen und verfolgt. Aber auf den beiden Flügeln siegten die Griechen, schloßen dann ihre Reihen und wendeten sich gegen die verfolgenden Perser des Mitteltreffens, die nun, gleichfalls besiegt, eilig das Gestade zu gewinnen suchten. Dort erneuerte sich der Kampf gegen die in die Schiffe fliehenden Perser. Doch vertheidigten sich die Perser nun tapfer und nur sieben Schiffe konnten ihnen genommen werden, die andern entkamen. Auf der Wahlstatt zählte man an Todten 6400 auf persischer und nur 192 auf griechischer Seite.

In dem von den Persern anfangs zurückgedrängten Mitteltreffen befanden sich Themistokles und Aristides, unter den im Kampf bei den Schiffen Erschlagenen der tapfere Polemarch Kallimächus, auch Stesilaus, einer der zehn Feldherrn, und zwei athenische Anführer. Ein Grieche, Namens Cynegirus (Kynegeiros), hatte den Hintertheilsknopf eines Schiffes erfaßt, da wurde ihm mit einem Beile die Hand abgehackt; hierauf hielt er (wie Justin erzählt) das Fahrzeug mit der Linken, und als ihm auch diese abgehauen ward, faßte er das Schiff mit den Zähnen, bis er fiel. — Ein Grieche lief in der Freude des Sieges nach Athen, um seinen Mitbürgern die gute Botschaft zu bringen; athemlos kam er an, rief noch: „Freut Euch, ihr Bürger, wir haben gesiegt!" und sank entseelt nieder.

Nach dieser glücklichen Schlacht eilten die Sieger nach Athen und lagerten sich vor der Stadt, um sie zu schützen, wenn etwa die auf den Schiffen entkommenen Perser um das Vorgebirg Sunium schiffen und die Stadt angreifen würden. Wirklich nahm die persische Flotte ihre Richtung dahin; allein sie wagte keine Landung und kehrte nach Asien zurück.

Unterdeß waren 2000 Spartaner, gleich nach dem Eintritt des Vollmonds, in Eile aufgebrochen, und ob sie gleich noch vor ihrer Ankunft vernahmen, daß

ihre Hülfe zu spät käme, so kehrten sie doch nicht eher wieder in ihre Heimath, als bis sie das Schlachtfeld gesehen und dort den eben abziehenden Athenern die Anerkennung ihrer herrlichen That bezeugt hatten.

Durch den Sieg bei Marathon stieg der Ruhm Athens und seines Feldherrn Miltiades auf's Höchste und lange Zeit hindurch erhielten Feste und Opfer jenen Siegestag, so wie den siegenden Feldherrn Lieder und ein Ehrengemälde, die Gefallenen aber Grabdenkmale und Inschriften auf dem marathonischen Felde im Andenken.

Den gefallenen athenischen Bürgern wurde auf dem Schlachtfelde ein Grabhügel errichtet, eben so den gefallenen Platäern, und noch 600 Jahre darnach sah der Geschichtschreiber Pausanias diese Hügel und las auf Säulen die Namen der gefallenen Krieger verherrlicht. Noch heut zu Tag wird dort ein 30 Fuß hoher Hügel von 200 Yards im Umfang gesehen, den der englische Oberst Leake, der ihn sah, für den Grabhügel der gefallenen Athener hält. Noch zu Pausanias' Zeit erzählten sich die Umwohner, man höre alle Nächte ein Getöse von Kämpfenden und ein Schnauben der Rosse, und gefährlich sei es für den, der aus Neugierde hingehe, um zu sehen, was dort vorgehe. Einen so großen Nachhall fand die marathonische Siegesthat.

3. Aufschwung des demokratischen Freistaats. Des Miltiades verunglückter Beutezug. Themistokles und Aristides.

Im steigenden Bewußtsein seiner Kraft erhob sich der demokratische Freistaat mit sichtbarem Aufschwung, und „Tyrannenhaß und Feindschaft gegen die Barbaren ward nun auf ein Jahrhundert lang Losung der Athener". Nicht zufrieden, den Feind abgewehrt zu haben, gieng man nun schon ohne Bedenken in des Miltiades Vorschlag ein, die Perser in ihren eigenen Besitzungen anzugreifen, und ihm 70 Schiffe zu einem Beutezug zu geben, der zunächst nach der Insel Paros gerichtet war, weil diese den Persern mit einem Schiffe Zuzug geleistet hatte.

Das ganze Unternehmen war von Seite des Miltiades ein unlauteres, da er theils sich bereichern, theils an einem Parier rächen wollte, der ihm früherhin bei den Persern geschadet hatte. Paros widerstand aber durch seine starken Mauern den in der Belagerungskunst noch nicht sehr geübten Athenern. Als Miltiades 26 Tage lang ohne Erfolg die Insel verwüstet hatte, gewann er eine Dienerin am Demetertempel, der nahe am Stadtthor lag, welche ihm versprach, die Art und Weise anzugeben, wie er sich der Stadt bemächtigen könne, und ihn veranlaßte, sich deßhalb bei Nacht zu einer Unterredung im Tempelraume einzufinden, den eigentlich keine Mannsperson betreten durfte. Als er über die äußere Einfriedung gestiegen war und dem Tempel näher kam, überfiel ihn ein so heftiger Schrecken, daß er schnell umkehrte und auf dem Rückweg wieder über die Einfriedung sprang, dabei sich aber so stark am Schenkel beschädigte, daß man ihn an Bord des Schiffes tragen mußte. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Flotte kehrte unverrichteter Sache nach Athen zurück.

Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung gab seinen politischen Feinden (besonders den Alkmäoniden), welche sein ehrgeiziges Emporstreben fürchteten und es als gefährlich für die Freiheit des Staats darstellten, Anlaß, ihn durch den Xanthippos auf den Tod anzuklagen. Mit Mühe gelang es seinen ihn vertheidigenden Freunden, das in seiner Hoffnung durch ihn getäuschte Volk

durch die Erinnerung an Marathon dahin zu bringen, daß es ihn von der Todesstrafe frei sprach.

Dafür wurde er aber zu der ungeheuern Geldstrafe von 50 Talenten (oder 58,570 Thalern) verurtheilt, die nachher sein Sohn Cimon auszahlte: denn Miltiades selbst, der, bis die Summe aufgebracht wäre, im Gefängniß gehalten wurde, starb an jener vor Paros empfangenen Verwundung, die in Brand übergegangen war.

Herodot berichtet übrigens von der Einkerkerung nichts. Das Schicksal des Miltiades wird gewöhnlich als eines von den, in Republiken oft wiederkehrenden Beispielen von dem Wankelmuthe der Menge angeführt, die heute ihre Lieblinge gen Himmel hebt, morgen sie wieder verstößt. — Das große Vermögen, das Miltiades (aus Plutarch zu schließen) seinem Sohne Cimon hinterließ, konnte er sich als Tyrann oder Statthalter im Chersones gemacht haben, und die Erzählungen von seiner Armuth sind wohl unbegründet. Denn, ungeachtet der Zahlung jener Strafe, blieb dem Cimon noch so viel, daß er bei seinem politischen Emporstreben durch seine glänzenden Wohlthaten sich die Gunst des Volkes zu verschaffen wußte. (K. 4, 4.)

Bei der ungehinderten Regsamkeit der Kräfte im atheniſchen Staatskörper konnte es nicht fehlen, daß bald andere Männer auftraten, welche zur Förderung und Leitung der begonnenen Richtung tüchtig waren. Miltiades That hatte schon frühe die Ruhmbegierde eines Mannes rege gemacht, der auch bei Marathon mitgefochten hatte und nun in dem bevorstehenden neuen Kampfe, welchen die Perser vorbereiteten, ebenfalls der Retter Griechenlands werden sollte. Es war dieß **Themistokles**, ein Mann von hohem Ehrgeiz, aber hellem, natürlichem Verstand, treffendem Rath und rascher Thatkraft. Durch Gefälligkeit und beredtes Wesen wußte er sich bei seinen Mitbürgern, besonders bei dem ärmeren Theile derselben, geltend zu machen, und gewann nach des Miltiades Tode bedeutenden Einfluß. Er sah in Marathon nicht das Ende, sondern erst den Anfang der Kämpfe, und glaubte, daß *Athen nur durch Entfaltung seiner Kräfte zur See*, auf welche die Natur selbst hinzuweisen schien, das Ziel seiner Sicherheit sowohl, als seiner künftigen Größe erreichen könne.

Zunächst betrieb er einen neuen Brandschatzungszug gegen die griechisch-persischen Inseln, welcher unter seiner Leitung einen so glücklichen Erfolg hatte, daß er sich dadurch noch mehr in der Gunst des gemeinen Mannes festsetzte.

In dieser Bestrebung, *Athen zu einer Seemacht zu erheben*, erblickten Andere, namentlich die größern Landbesitzer, die sich ohnedieß lieber nach einer spartanischen Aristokratie sehnten, — ja selbst auch solche, *die nicht geringere Vaterlandsliebe wie Themistokles besaßen*, eine Gefahr für alles Bestehende.

Unter den letztern war **Aristides** (aus einem Adelsgeschlechte), der schon in der Schlacht bei Marathon einer der zehn Feldherrn und derjenige war, der die andern zur freiwilligen Unterordnung unter des Miltiades Oberbefehl gebracht hatte, — ein Mann, der durch seine Unpartheilichkeit im Richter-, besonders im Archonten-Amte, und durch seine unbestechlich-redliche Verwaltung im Staatshaushalt, so wie durch sein Freisein von allem Streben nach Bereicherung sich

den Beinamen des Gerechten, d. i. des Uneigennützigen, erworben hatte. Sein Widerstand gegen Themistokles hatte nicht in einer aristokratischen Gesinnung, — denn Aristides hielt an der bestehenden beschränkt-demokratischen Verfassung fest, — sondern in der Besorgniß ihren Grund, daß dieselbe durch die Steigerung einer, auf Reichthum und Gewinn abzielenden Thätigkeit immer mehr zur unbeschränkten Demokratie und so am Ende zur Ochlokratie (Pöbelherrschaft) sich umwandeln und das, was noch an alter Einfachheit in Sinn und Sitte der Athener übrig war, verloren gehen möchte.

Um sich dieses unbequemen Gegners zu entledigen, klagte Themistokles in verläumderischer Weise ihn als der Freiheit gefährlich an und setzte durch den Ostracismus 486 v. Chr. des Aristides Verbannung auf zehn Jahre durch. Ruhig verließ dieser Athen mit dem Wunsche, daß doch sein Vaterland nie in die Lage kommen möchte, seiner wieder zu bedürfen.

Nun erst konnte Themistokles um so leichter das Volk für seinen Vorschlag gewinnen, für den immer noch fortdauernden Krieg mit Ägina die Einkünfte des laurischen Bergwerks auf Erbauung und Ausrüstung von Kriegsschiffen zu verwenden: und so war denn bald die Flotte um 100 Schiffe vermehrt, die in dem bevorstehenden Kampfe mit Persien, welchen Themistokles voraussah, den Untergang des Vaterlandes abhalten sollten.

3. Kapitel. Dritter persischer Feldzug.

1. Xerxes' Rüstung und Aufbruch.

Den Perserkönig hatte unterdeß die Niederlage bei Marathon nur noch mehr gereizt, und schon seit drei Jahren machte er ungeheuere Anstrengungen zu einem neuen Rachezug gegen Athen und Griechenland. Aber noch ehe die Rüstungen, die zum Theil auch Ägypten galten, das sich gegen ihn empörte, zu Stande gebracht waren, starb Darius im 36. Jahre seiner Regierung, nachdem er kurz vor seinem Tode seinen und seiner zweiten Gemahlin Atossa ältesten Sohn Xerxes (in der heil. Schrift Ahasverus, bei den Indern Khshjârshâ genannt) zu seinem Nachfolger ernannt hatte.

Xerxes von Person der schönste und stattlichste Mann seines Volks, — übrigens, wie alle persischen Despoten, voll Eigendünkel und blind in Würdigung der Verhältnisse, dabei von Natur zaghaft, — hatte anfangs keine Lust, die Unternehmung gegen Griechenland fortzusetzen, sondern gedachte bloß das abgefallene Ägypten wieder zum Gehorsam zu bringen, was ihm auch bald gelang. Aber die Pisistratiden, desgleichen Demaratus von Sparta und die Aleuaden von Thessalien, die alle in ihrer Heimath ihre ehemalige herrschende Stellung wieder einzunehmen wünschten, fuhren fort, ihn gegen Griechenland zu reizen. Besonders wußte Mardonius, der gern seinen beschädigten Ruhm wieder hergestellt und sich die Statthalterschaft in Griechenland verschafft hätte, den jungen König durch die Vorspiegelung einer leichten Eroberung von Grie-

chenland nicht nur, sondern auch von ganz Europa zur eifrigen Wiederaufnahme des Krieges zu bewegen.

Vergebens erinnerte des Xerxes Oheim Artabanus, der schon den scythischen Krieg widerrathen hatte, den König an die bisher erlittenen Unfälle; vergebens stellte er ihm vor, daß die Gottheit den zu erniedrigen pflege, der sich überhebe, und keinen dulde, der sich an Größe ihm gleich setze: aber des jungen Herrschers erhitzte Einbildungskraft sah sich schon im Besitze des größten von der Sonne beschienenen Reiches, und da auch seine Magier ihm die Weltherrschaft weissagten, so drang er auf eilige Vorbereitung zu dem Feldzuge, den er selber führen wollte.

Als sich binnen vier Jahren die Heere aus den verschiedenen Nationen des ungeheuern persischen Reiches zu diesem Zwecke in Kappadocien zusammenzogen, brach Xerxes, im neunten Jahre nach der Schlacht bei Marathon, von Susa dahin auf, und zog von da durch Phrygien (wo ihn der reiche lydische Bergwerksbesitzer Pythius durch unerhörte Freigebigkeit überraschte) nach Lydien, um in Sardes zu überwintern.

Von hier sandte er Botschaften an alle griechischen Städte, mit Ausnahme von Athen und Sparta, und ließ sie auffordern, durch Übersendung von Erde und Wasser seine Oberhoheit anzuerkennen. Zu gleicher Zeit ließ er einstweilen über den Hellespont eine Brücke (von Abydus nach Sestus) durch phönizische und ägyptische Baumeister schlagen, und als ein Sturm sie zertrümmerte, zur Strafe das Meer geißeln, die Baumeister köpfen und durch andere eine neue Brücke schlagen.

Man hat in dem Bericht vom Geißeln des Meers einen von den Griechen erfundenen Spott über den Xerxes finden wollen; allein eine solche Handlung lag ganz im Geiste des damaligen Alterthums. Herodot und Arrian nennen sie auch nicht kindisch, sondern gottlos. Hat doch auch Cyrus den Fluß Gyndes, worin eines seiner heiligen Sonnenrosse ertrunken war, aus Rache in 360 kleine Flüßchen zertheilen lassen; pflegten doch arkadische Jäger, wenn sie ohne Beute von der Jagd zurückkamen, die Bildsäule des Pan zu geißeln; und als dem berühmten Ringer Theagenes aus Thasos eine Bildsäule gesetzt worden war, kamen alle Nacht seine persönlichen Feinde und geißelten aus Neid die Bildsäule, und als dieselbe einst auf einen der Geißelnden fiel und ihn tödtete, klagten dessen Verwandte die Bildsäule vor Gericht an, das dann die Bildsäule verurtheilte, in's Meer geworfen zu werden. Als hierauf Hungersnoth die Thasier heimsuchte, stellten sie die Bildsäule, die ein Fischer zufällig aufgefischt hatte, wieder an ihren Platz.

So brach denn im Frühling des Jahres 480 Xerxes von Sardes auf und zog mit dem Landheere durch Mysien vor Troja vorbei, wo er den Gottheiten des Ortes Opfer brachte, an die Küste bei Abydus, wo auch bereits die aus 1207 Schiffen bestehende Flotte angekommen war, welche die ihm unterworfenen Küsten- und Inselvölker, besonders die Phönizier, Ägyptier und kleinasiatischen Griechen hatten stellen müssen. Hier hielt Xerxes eine glänzende Heerschau, ermahnte seine Feldherren, sich des persischen Namens würdig zu machen, und führte dann das Heer über den Hellespont.

Nachdem Xerxes der aufgehenden Sonne Gebet und Opfer gebracht hatte, trat das unermeßliche Heer den Übergang über die beiden mit Myrthen bestreuten Brücken an, welcher

sieben Tage und sieben Nächte hintereinander dauerte. Voraus der Troß der Lastträger und Packthiere, Weiber und Hunde; hierauf 1000 Reiter und 1000 Fußgänger, auserlesene Perser, mit gesenkten Lanzenspitzen; dann die zehn heiligen Sonnenrosse; dann der Himmelswagen (Wagen des Zeus), mit acht weißen Pferden bespannt; dann des Königs Wagen, umgeben von 1000 Leibwächtern zu Pferd; dann 10,000 persische Fußgänger, die Unsterblichen genannt, und 10,000 persische Reiter; dann das übrige Heer, nach den verschiedenen Völkerschaften geordnet, eine jede in ihrer eigenthümlichen Tracht und Rüstung. Bei der thrazischen Stadt Doriskus fand eine Zählung des ganzen Heeres Statt. Diese wurde in folgender Weise veranstaltet: zuerst zählte man 10,000 Mann ab und ließ sie sich so dicht als möglich zusammenstellen; dann zog man eine Linie drum herum und baute in der Richtung derselben eine Einschlußmauer um diesen Raum, in welchen dann die übrigen Kriegsleute zehntausendweise hineingestellt und abgemessen wurden. Die Gesammtzahl betrug 1,700,000 Mann, darunter 80,000 Mann zu Pferd, die auf Kameelen und Streitwagen nicht gerechnet. — Unter den Unterbefehlshabern befand sich eine Königswittwe **Artemisia** von Karien, die freiwillig mit fünf Schiffen zur Flotte gestoßen war und nachher sich besonders tapfer hielt.

2. Unterwerfung der griechischen Städte. Einigung Athens und Sparta's zum Widerstand.

Der Zug dieses ungeheuren Landheeres, das „manchen Fluß austrank und manche Stadt durch Aufzehrung aller Vorräthe zu Grunde richtete", gieng durch Thrazien und Macedonien und drang durch die Engpässe des Olymp schon in Thessalien ein. Denn auch diese so schwer drohende Gefahr hatte keinen Gesammtbund der Hellenen zu Stande bringen können. Zwar hatten die Thessalier jene Engpässe vertheidigen wollen und die übrigen Griechen um Hülfe gebeten; aber die 10,000 Mann, welche zu Hülfe kamen, kehrten beim Anblick der feindlichen Menge wieder um, so daß die Thessalier aus Verdruß sich ergaben und zum Theil sogar die Schmach nicht scheuten, zu Gunsten der Perser die Waffen gegen ihre Stammgenossen zu tragen.

Das Gleiche thaten die östlichen Lokrer, die Dorier, die Phocier, doch nur mit Widerstreben; die Thebaner aber mit Freuden! Völlig gleichgültig blieben die Achäer, ozolischen Lokrer, Ätoler, Akarnanen, auch die Italioten; Argos weigerte aus Haß gegen Sparta den Zutritt; die Kreter schützten ein Orakel vor; die Corcyräer (Kerkyräer) warteten gerüstet auf den Ausgang, um sich dem Sieger anzuschließen. — Gelon von Syrakus brachte die Sikelioten zur Erhebung für das Mutterland; doch hinderte ein bevorstehender Kampf mit Karthago die Ausführung.

In der Nähe von Thessalonich brachten die vorausgesandten persischen Boten dem Xerxes von vielen griechischen Städten die Zeichen der Unterwerfung. Doch hatten, außer Athen und Sparta, noch Platää und Thespiä in Böotien, dazu alle peloponnesischen Bundesstädte, zusammen 31 Städte und Ortschaften, die Huldigung verweigert. Fest entschlossen, sich zu vertheidigen, hatten sie alle Fehden unter einander eingestellt, sich eidlich in einer Bundesversammlung auf dem Isthmus zu gegenseitiger Hülfe verpflichtet und jeden, der sich den Barbaren ergeben würde, mit der Strafe der Knechtschaft am delphischen Tempel bedroht. Das Hauptverdienst dieser Einigung gebührt dem Themistokles, der auch, seit er Archon geworden war, zur bessern Vertheidigung Athens den zweckmäßigen Hafen Piräeus hatte anlegen lassen.

Bei der Annäherung des Feindes befragten die Athener das delphische Orakel, wie es in dem bevorstehenden Kampfe ihrer Stadt ergehen werde? Die zweideutige Antwort wußte Themistokles zu Gunsten seines Planes zu deuten und die Athener dahin zu stimmen, daß sie sich dem Feinde nur zur See („hinter den hölzernen Mauern" — d. i. zu Schiffe) zu begegnen sich entschloßen.

Das Orakel hatte nämlich anfangs bloß geweissagt, die Stadt werde sammt andern Burgen und Tempeln mit Feuer und Schwert verheert werden. Auf die dringende Bitte der Gesandten um einen bessern Ausspruch, bestätigte zwar das Orakel den ersten Spruch wieder, setzte aber hinzu, nur eine „hölzerne Burg" werde zum Heile des Volkes unverwüstet bleiben, und „die göttliche Salamis werde Menschenkinder vertilgen, wann das Korn ausgesä't oder eingeheimst werde." Die Beängstigung, welche dieser Ausspruch hervorbrachte, hob Themistokles durch die Deutung, daß das prophezeihte Unglück bei Salamis nicht von den Griechen, sondern von den Feinden Griechenlands zu verstehen sei.

3. Die Schlacht bei Thermopylä. Leonidas.

Während nun Athen zum Seekampf sich rüstete und die hellenische Bundesflotte an der Nordspitze von Euböa, am Vorgebirg Artemisium, sich aufstellen sollte, beabsichtigten die Spartaner mit ihrer Landmacht den schmalen Engpaß bei Thermopylä, (der, etwas mehr als eine deutsche Meile lang aus Thessalien nach Hellas führte und an der schmalsten Stelle nur 13, an andern Stellen 15—20 Fuß breit ist,) zu besetzen und dort dem Feinde das Eindringen zu verwehren. Weil sie aber vorher noch ein religiöses Fest, das gerade einfiel, zu feiern für Pflicht hielten, schickten sie einstweilen ihren König **Leonidas** mit 300 auserlesenen Spartanern dahin, um andere griechische Völkerschaften zu dem gleichen Unternehmen zu ermuthigen. (Er war der Nachfolger und Schwiegersohn des Eurysthenidenkönigs Kleomenes, dessen einzige Tochter Gorgo er geheirathet hatte.)

Von verschiedenen griechischen Städten aus Hellas und dem Peloponnes kamen ohngefähr 5000 Mann dort zusammen. Vor Schrecken über den Anblick der feindlichen Menge, die sich bereits gegen den Hohlpaß heranwälzte, wollten die meisten Peloponnesier wieder heimkehren, um sich auf dem Isthmus zu vertheidigen; aber die Phocier und die opuntischen Lokrer, welche für ihre dem Feinde zuerst ausgesetzte Heimath fürchteten, sprachen dagegen, und Leonidas, der mit seinen Spartanern die hohe Wichtigkeit dieses Postens erkannte, verhinderte eine Trennung und machte sich mit den Seinen in gewohnter spartanischer Weise durch festliches Schmücken und Spielen zum Kampfe bereit.

Xerxes, der es wahnsinnig nannte, daß eine so geringe Anzahl ihm zu widerstehen wage, wartete vier Tage lang mit dem Angriff, in der Meinung, sie würden von selbst fliehen. Am fünften Tage aber befahl er zornig, anzugreifen und ihm die Griechen gefesselt vorzuführen. So erfolgte denn im Juli des Jahres

480 v. Chr. **die Schlacht bei Thermopylä**, die ungeachtet ihres unglücklichen Ausgangs für die Griechen, dennoch durch den Aufopferungstod des Leonidas und seiner Dreihundert die spartanische Tugend in's hellste Licht setzte.

Die engste Stelle des Passes, kaum wagenbreit, war mit einer Mauer, die einen Durchgang hatte, gesperrt und wurde zunächst von den Spartanern vertheidigt. — Am ersten Tage der Schlacht wurde ein Haufe angreifender Meder um den andern, zuletzt selbst die persische Leibwache, die sogenannte Schaar der (10,000) Unsterblichen, durch die Tapferkeit der Griechen zurückgeworfen, so daß Xerxes, der hoch in der Ferne, von einem Thron aus, dem Kampf im Engpasse zusah, mehrmals für die Seinen besorgt, erschrocken und zornig von seinem Sitze aufsprang. Eben so wurden am zweiten Tage alle Angriffe, obgleich sie mit verstärkter Gewalt geschahen, zurückgeschlagen.

Da fand sich ein schurkischer Grieche, Namens Ephialtes, ein Malier, der sich bei Xerxes gegen eine Belohnung erbot, die Perser auf einem denselben nicht bekannten Fußpfad über das Gebirg hinüber zu führen, damit sie den Griechen in den Rücken kommen könnten. In der Nacht also stiegen, von ihm geleitet, 20,000 Mann unter Anführung des Hydarnes das Eichenwaldgebirge hinauf und kamen gegen Morgen oben an. Eine Schaar von 1000 Phociern, die dort oben in der Nähe die Wache hatte, erkan̄te an dem Rauschen des Laubes den Feind und machte sich kampffertig; aber bei dem ersten Pfeilhagel nahm sie die Flucht, und die Perser stiegen ungehindert das Gebirg hinab und kamen um die Mittagszeit den Spartanern in den Rücken.

Schon in der Nacht aber hatten die Spartaner durch einen ionischen Überläufer die Kunde von des Ephialtes Verrath und dem Vorhaben der Perser erhalten. Da beschloß Leonidas, eingedenk eines Orakelspruches, daß entweder Sparta zerstört werden oder einer seiner beiden Könige umkommen werde, mit seinen 300 Spartanern den Tod für's Vaterland zu sterben. Er ließ daher die übrigen Griechen zur Vertheidigung ihrer Heimath abziehen, mit Ausnahme der Thebaner, die als Geißeln bleiben mußten. Nur noch 700 **Thespier**, die freiwillig blieben, behielt er bei sich. Dann hieß er sie alle zur Stärkung frühstücken: denn das Abendmahl würden sie im Todtenreich einnehmen.

Als Xerxes verabredetermaßen Nachricht von dem gelungenen Gebirgsübergang empfangen hatte, setzte er sich zum Angriff in Bewegung. Leonidas gieng nun durch das Thor des Engpasses dem eindringenden Feinde entgegen und richtete eine große Niederlage unter ihnen an; die zurückweichenden Barbaren aber wurden von ihren Anführern mit Peitschen zum Stehen und zu stets erneuerten Angriffen gebracht, bis die meisten Griechen, ungeachtet der furchtlosesten, tapfersten Gegenwehr vor der Überzahl erlagen.

Mitten im stärksten Getümmel fiel Leonidas, und um seinen Leichnam entstand zwischen Griechen und Persern ein mörderischer Kampf, während dessen plötzlich die von Ephialtes geführten Feinde den Angriff im Rücken begannen,

so daß auch die noch übrigen Spartaner und Thespier um einen kleinen Hügel zusammenggedrängt, umringt und von den Geschossen und Steinwürfen der Feinde bedeckt, den Heldentod starben. — Die Thebaner baten schmählich um Gnade, mit der Versicherung, sie seien alte Perserfreunde und nur gezwungen in diesen Kampf gezogen. Sie wurden zwar verschont, aber als Leibeigene gebrandmarkt.

Die Namen der dreihundert Spartaner, die bei den Thermopylen fielen, konnte noch 600 Jahre nachher Pausanias (der Beschreiber Griechenlands) auf einer Säule zu Sparta lesen. Einer der Tapfersten unter ihnen war Dienékes, der, als ihm ein Anderer sagte, das Heer der Perser sei so groß, daß die Menge ihrer Pfeile die Sonne verdecke, die berühmte Antwort gab: „Desto besser, dann werden wir im Schatten fechten!“— Zwei darunter lagen an einer heftigen Augenkrankheit in einem benachbarten Ort danieder. Als sie hörten, der letzte Kampf sei eingetreten, ließ sich der eine von ihnen, Namens Eurÿtus, wappnen und auf den Kampfplatz führen, wo er tapfer fechtend fiel; der andere aber, Aristodemus, blieb weg und ließ sich nach Sparta bringen, wo er aber als Feiger so verachtet wurde, daß Niemand mit ihm umgieng, ja ihm kein Licht zum Feuer geben wollte. Er stellte aber seine Ehre dadurch her, daß er im nächsten Jahre tapfer fechtend bei Platää fiel. — Eine der Inschriften auf die gefallenen Spartaner lautete: „Fremdling, sage den Lacedämoniern, daß wir aus Gehorsam gegen ihre Befehle hier liegen!“ Dem Leonidas allein wurde ein Denkmal mit einem marmornen Löwen errichtet.

Nun ergoß sich die Masse der Barbaren, geleitet von Wege zeigenden treulosen Thessaliern, ohne Widerstand durch Doris über Phocis, wo an zwölf Städte geplündert und in Asche gelegt wurden: denn die Phocier, die sich allein nicht beugen wollten, hatten alle ihr Land verlassen und sich in's Gebirg zurückgezogen. Auch dem delphischen Heiligthum, dessen Schätze die Barbaren reizten, drohte jenes Schicksal; aber ein furchtbarer Gewittersturm, der von den Höhen des Parnasses einige Felsstücke löſ'te und gegen die eindringende Schaar warf, schreckte sie zurück und rettete das Heiligthum. Das feindliche Hauptheer indeß zog durch das persisch-gesinnte Böotien, wo nur Platää und Thespiä verheert wurden, und bewegte sich nun gegen Attika heran.

4. Seegefecht bei Artemisium. Preisgebung Athens.

Mittlerweile war auch die ungeheure persische Flotte, nach ihrer Durchfahrt durch den großen Kanal, welchen Xerxes zur Vermeidung eines abermaligen Schiffbruchs durch das Vorgebirg Athos hatte graben lassen, an den thrazischen Küsten vorbeisegelnd beim Vorgebirge Sepias, Artemisium gegenüber, angekommen und mit der nur aus 280 Segeln bestehenden griechischen Flotte feindlich zusammengetroffen, und hatte dabei von der Tapferkeit und Gewandtheit der Griechen auch auf diesem Elemente einen Vorschmack bekommen.

Obgleich nämlich ein Sturm 400 persische Schiffe zerschmetterte, so fürchteten doch die Meisten auf griechischer Seite die Übermacht und wollten sich nach der Küste des Peloponnes zurückziehen. Da baten die Bewohner Euböa's, die sich dadurch dem Feinde preisgegeben sahen, den spartanischen Oberbefehlshaber der Flotte, Eurybiädes, nur so lange zu bleiben, bis sie sich und ihre Habe in die

Gebirge gerettet hätten; und als dieser nicht auf sie hörte, gaben sie dem Themistokles 30 Talente (41,250 Thaler), damit er den längern Aufenthalt der Flotte bewirken möchte. Dieß gelang ihm dadurch, daß er 5 Talente dem Eurybiades und 2 den Korinthern gab, und so einen Angriff auf die Perser zu Stand brachte, den sie, weil das Treffen unentschieden blieb, am andern Tag wiederholten. — Am dritten Tage machte die persische Flotte einen Hauptangriff, der aber ebenfalls vergeblich war und beiden Theilen viel Verlust zuzog.

Da die Griechen bei längerem Widerstand ihre Niederlage voraussahen und zugleich die Nachricht vom Ausgang der Thermopylenschlacht, so wie von dem unaufhaltsamen Vordringen des Xerxes anlangte, so nahm die griechische Flotte ihren Rückzug um das Vorgebirg Sunium und stellte sich, um die Auswanderung der Athener zu decken und zu unterstützen, im saronischen Meerbusen zwischen der Stadt Eleusis und der Insel Salamis auf, eben als Xerxes der attischen Gränze sich näherte.

Vergebens verlangten die Athener auf dem Lande von den Peloponnesiern, sich mit ihnen dem andringenden Feinde entgegen zu werfen und dadurch ihre Stadt vom Untergang zu retten. Aber diese, engherzig bloß auf sich bedacht, hatten sich hinter den Isthmus zurückgezogen und waren emsig beschäftigt, denselben durch eine Mauer zu sperren.

Zur Ausführung des frühern Beschlusses, die Stadt preiszugeben und sich auf Schiffe zu retten, konnte indeß Themistokles seine Mitbürger nur durch eine List bringen, durch die es ihm gelang, daß die Weiber, Greise und Kinder sammt den Sclaven und der beweglichen Habe nach den nahen Inseln Salamis und Ägina, so wie nach der gastlich gesinnten Stadt Trözen im Peloponnes gebracht wurden, alle waffenfähige Männer aber die Schiffe bestiegen.

Jene List, wodurch Themistokles die Bewohner Athens rettete, bestand darin, daß er die große Schlange, welche der Göttin Athene zu Ehren im Tempel auf der Burg gehalten wurde, bei Seite schaffen und dann deren Abwesenheit durch die Priester dahin deuten ließ, sie habe mit der Göttin die Stadt verlassen und sich dem Meere zugewendet. Nun folgte man ohne Bedenken, und der junge Cimon, Miltiades' Sohn, der damals schon viel Ansehen genoß, beschleunigte den Abzug dadurch, daß er einen Schild der Göttin im Tempel ergriff und mit demselben, dem Volke voran, zum Meere hinabgieng, um die rasche Einschiffung zu bewerkstelligen. Es war ein thränen- und jammervoller Abzug, denn die Aussicht auf eine Rückkehr dahin war ganz verdunkelt.

Weil daher Xerxes, der unterdeß Alles auf dem Wege nach Athen verwüstet hatte, die Stadt leer fand, ließ er sie sammt der Akropolis vollends ausplündern und gänzlich niederbrennen. Das war in den Augen der Perser die Vergeltung für den Brand von Sardes. Auch der heilige Tempel zu Eleusis wurde in Asche gelegt.

Nur Wenige, theils arme, theils alte Personen, waren in der Burg zurückgeblieben, indem sie geglaubt, durch eine hölzerne Verrammlung der Eingänge zur Burg die wörtliche Erfüllung der delphischen Weissagung herbeiführen zu können. Aber ungeachtet ihrer tapfern Vertheidigung wurde die Burg vom Feinde an der steilsten und darum unbewacht gebliebenen Seite erstiegen; ein Theil der Vertheidiger stürzte sich in der Verzweiflung von der Höhe hinab, die Übrigen

wurden im Innern dieses Tempels, wohin sie sich geflüchtet, niedergemacht. Xerxes schickte hievon sogleich eine Botschaft nach Susa, wo sie ungemessene Freude hervorrief.

Beachtenswerth ist, was Cicero d. N. D. bemerkt, daß Xerxes die griechischen Tempel auf Betrieb seiner Magier habe aus dem Grund verbrennen lassen, weil die Griechen die Götter, die doch frei und offen sein müßten, in Mauern einschlößen. Die Griechen aber sahen jene Zerstörung ihrer Heiligthümer als einen Frevel an ihren Göttern und die folgenden Niederlagen der Perser als verdiente göttliche Strafen an. Darum bekamen auch von da an die Kriege der Griechen gegen die Perser eine gewisse religiöse Bedeutung.

5. Die Seeschlacht bei Salamis. Themistokles.

Unterdeß hatte sich die Flotte der (22) Verbündeten bis auf 378 Kriegsschiffe (Dreiruder) verstärkt, und obgleich die Athener allein 180 Schiffe dabei hatten, so begaben sie sich dennoch, auf Themistokles' Rath, ihres Anspruchs auf den Oberbefehl und überließen ihn wieder dem Eurybiades, der nur 16 spartanische Schiffe führte.

Eben waren die sämmtlichen Flottenführer auf Salamis versammelt und uneinig, wo man sich mit der heranziehenden feindlichen Flotte schlagen sollte, indem die Athener bei der Insel Salamis, die Peloponnesier in der Nähe ihres Isthmus dem Feinde zu begegnen wünschten, — als die plötzliche Nachricht von der Einnahme Athens und von der Ankunft der persischen Flotte den Beschluß hervorrief, den Feind bei der Landenge abzuwarten, worauf ein jeder bei einbrechender Nacht auf sein Schiff eilte, um sich für den andern Morgen zur Abfahrt zu bereiten. Allein Themistokles brachte in derselben Nacht eine nochmalige Versammlung zu Stande und die Griechen durch überzeugende Gründe dahin, daß sie den Kampf mit dem Feind in der Meerenge aufzunehmen sich entschloßen.

Es hatte ihn nämlich, als er aus der ersten Versammlung auf sein Schiff zurückkam, sein Freund und Landsmann Mnesiphĭlus aufmerksam gemacht, daß, wenn man die Stellung bei Salamis aufgäbe, ein Jeder dann in seine Heimath zurückkehren und somit ganz Griechenland nothwendig untergehen würde. Sogleich gieng Themistokles zum Eurybiades, überzeugte ihn von dieser Gefahr und bewog ihn zu einer zweiten Versammlung, worin Themistokles Allen die Vortheile auseinander setzte, welche die Meerenge zu einer Schlacht darböte, durch welche nicht nur Megara, Salamis und Ägina, sondern auch der Peloponnes gerettet werden könne, während man auf der offenen See vor der Überzahl der feindlichen Schiffe erliegen müßte.

Nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Anführer der korinthischen Schiffe, Adimantos, welcher sagte, daß ein Mann, der keine Vaterstadt mehr habe, schweigen müsse, erklärte Themistokles, daß 200 wohlbemannte Schiffe doch wohl einer Stadt gleich zu achten seien, und daß, wenn man seinen Rath nicht befolge, die Athener mit ihren Familien nach Italien segeln und sich dort am Siris eine neue Heimath gründen würden; zu spät würden sie dann an seinen Rath gedenken! — Dieß wirkte. Eurybiades stimmte ihm bei, und so blieben sie: denn es war offenbar, daß die peloponnesische Flotte ohne die athenische machtlos war.

Während am andern Tage die Griechen nach einem gemeinschaftlichen Gebet die Flotte erwarteten, welche indeß Sunium umsegelt hatte und bereits bei Athen in der Bucht von Phalēron stand, ließ Xerxes am Gestade Athens von seinen

Fürsten eine Berathung halten, in welcher auf den Vorschlag des Königs von Sidon, ungeachtet des Widerraths der klugen Karierfürstin Artemisia, eine Seeschlacht und der Angriff auf den folgenden Tag in der Frühe beschlossen ward, während das Landheer gleich gegen den Peloponnes aufbrach.

Der Anblick der unabsehlichen Schiffe am athenischen Ufer und der aufbrechenden Landtruppen setzte nun die Peloponnesier so in Schrecken, daß sie, in ihrem engen Patriotismus, von keinem Bleiben mehr wissen wollten und ihre Führer nöthigten, den Befehl zur Abfahrt nach dem Peloponnes zu geben.

Da nun zeigte sich des Themistokles entschlossener Geist in seiner ganzen Kraft und Größe. Um die Griechen zum Kampf an dieser entscheidenden Stelle zu zwingen, schickte er unverweilt einen Sclaven (den Erzieher seiner Kinder Namens Sikonnos,) der persisch verstand, bei einbrechender Nacht an den Xerxes und ließ ihm sagen: die Griechen seien uneinig und auf dem Puncte auseinander zu gehen; wenn er sie jetzt angriffe, würde er wenig Widerstand finden. Darüber erfreut, gab Xerxes noch um Mitternacht Befehl zum Aufbruch der Flotte, und zur Sperrung der Meerenge, — und ohne daß die Griechen auf Salamis es ahneten, waren sie auf beiden Seiten der Insel von der persischen Flotte eingeschlossen.

Die Nachricht, daß ihm seine List gelungen sei, bekam Themistokles noch in derselben Nacht, und zwar aus dem Munde — seines ehemaligen Gegners Aristides, der ihm nun vollends behülflich war, die Griechen zur Schlacht zu bewegen.

Nicht lange zuvor hatte nämlich auf des Themistokles Betrieb ein athenischer Volksbeschluß alle Verbannnten zurückberufen, und dabei hatte Themistokles besonders den Aristides bezeichnet. Daher war der rechtschaffene Mann von Ägina hieher geeilt, mitten durch die feindlichen Schiffe hindurch, um den Themistokles zur Vergessenheit ihres Zwistes aufzufordern und ihm bei der annahenden Gefahr seine Dienste für's Vaterland anzubieten. Themistokles, seine Eifersucht bei Seite setzend, veranlaßte den Aristides, sogleich den eben versammelten griechischen Anführern als Augenzeuge von der erfolgten Bewegung der Feinde Nachricht zu geben. — Noch waren sie unschlüssig, als auch ein, von feindlicher Seite her zu den Griechen übergegangenes Schiff die Bestätigung brachte, und nun nichts übrig blieb, als sich zu schlagen.

So erfolgte denn am 23. September 480 **die Seeschlacht bei Salamis** in welcher die Griechen mit 380 Schiffen über die 1000 Schiffe starke, sich selbst hindernde Flotte der Perser den glänzenden Sieg errang, der sowohl an sich, als durch seine Folgen, insbesondere den Athenern und dem Themistokles unsterblichen Ruhm brachte.

Noch in der Nacht vor dem 23. Juli hatte eine Schaar meist vornehmer Perser die kleine steile Insel Psyttalīa besetzt, weil sie den Eingang zur Meerenge beherrscht. Unverweilt griff Aristides sie dort an, machte die persische Besatzung nieder und behauptete die Insel während der Seeschlacht. Diese begann sogleich am frühen Morgen, nachdem die Griechen, wider den Willen des Themistokles, drei junge auf Psyttalia gefangene Perser den Göttern der Unterwelt geopfert hatten!!

Den linken Flügel der Griechen nahmen die Athener und Spartaner ein, den rechten die seekundigen Ägineten. Jenen standen die phönizischen Schiffe, diesen die persischen und kleinasiatischen entgegen. — Xerxes sah von einem hervorragenden Abhang des Berges Ägáleos aus, auf einem goldenen Throne sitzend, der Schlacht zu, umgeben von Schreibern, welche die Thaten der Seinen aufzeichnen sollten.

Mit der Stunde des frischeintretenden, den Persern entgegenwehenden Westwindes, welchen Themistokles abgewartet, begann ein athenisches Schiff den Angriff auf das große und hohe Schiff des persischen Oberbefehlshabers, eines Bruders des Xerxes, und bohrte es, während auch die andern Schiffe angriffen, in den Grund.

Dadurch schon kamen die feindlichen Schiffe in Unordnung, obwohl sie gar nicht feige kämpften. Dazu kam der Umstand, daß in der Meerenge die Menge ihrer großen und hohen Schiffe zur vollen Aufstellung und schnellen Bewegung nicht hinlänglichen Raum hatte, auch die persische Disciplin mangelhaft war, während die Griechen mit ihren kleinern Schiffen den Vortheil der schnellen Bewegung und außerdem noch Wind und Fluth auf ihrer Seite hatten, überdieß strengster Disciplin gewohnt und von dem Muthe der Vaterlandsliebe beseelt waren.

Der Kampf währte den ganzen Tag über und endete am Abend mit der gänzlichen Niederlage der feindlichen Flotte, deren größter Theil in der völligsten Verwirrung floh und von den Griechen verfolgt wurde. Über 200 persische Schiffe wurden in den Grund gebohrt und ihre Leute ertranken; viele wurden sammt der Mannschaft im Kampfe erobert oder auf der Flucht genommen, während griechischer Seits nur 40 zu Grunde giengen. Schiffstrümmer und Menschenleichen bedeckten das Meer. — Von den griechischen Schiffen hatten sich die der Athener in der Schlacht selbst, die der Ägineten beim Verfolgen besonders ausgezeichnet.

Xerxes' Zorn über den Ausgang des Kampfes kannte keine Gränzen. Nur Artemisia, die oben erwähnte karische Königin von Halikarnaß, behielt seine Achtung. Sie hatte in der Schlacht selbst ihre Stellung behauptet; als die Schlacht verloren war, suchte sie, von einem athenischen Trierarchen verfolgt, zu entkommen, war aber durch Voranfliehende am Schnellsegeln verhindert. Schnell entschlossen griff sie ein Schiff ihrer karischen Landsleute an und segelte es zu Grunde, so daß ihr athenischer Verfolger, in der Meinung, ihr Schiff sei ein zu den Griechen übergegangenes, von der Verfolgung dieses ihres Schiffes abließ und sie auf diese Weise glücklich entkam. Als die Umgebung des Xerxes, welche ihrerseits das von der Artemisia niedergesegelte Schiff für ein griechisches hielt, den König darauf aufmerksam machte, soll er, staunend über Artemisia's vermeintliche Heldenthat, gesagt haben: „Meine Männer sind Weiber geworden und meine Weiber Männer!" Er vertraute ihr nachher einige seiner Kinder an, um sie nach Ephesus in Sicherheit zu bringen.

6. Rückzug des Xerxes. Mardonius in Griechenland. Zweite Verheerung Athens.

Die geschlagene persische Flotte zog sich in den athenischen Hafen Phaléron unter den Schutz der dort aufgestellten Mannschaft zurück, die Griechen aber machten sich auf eine zweite Schlacht gefaßt. Weil aber Xerxes, um diese zu vermeiden, einen Damm nach der Insel Salamis zu führen anordnete und mit seiner Landmacht die dortigen Griechen zu vertilgen drohte, so schickte Themistokles einen der gefangenen Perser an den Xerxes und ließ ihm sagen, die Griechen hätten im Sinne, nach dem Hellespont zu segeln und dort die Brücke abzubrechen; wenn er dieß verhindern wolle, so möge er ihnen zuvorkommen. Xerxes gieng

zum zweitenmal in die Falle, welche ihm die List des Themistokles stellte. Denn er gab, nach seiner Berathung mit Mardonius und Artemisia, seiner Flotte den heimlichen Befehl, in der folgenden Nacht nach dem Hellespont zu segeln und das Abbrechen der Brücke zu verhindern; und während er zum Schein an dem Damme fortarbeiten ließ, schlug er selbst, um seine eigene Person in Sicherheit zu bringen, mit dem größten Theil seines Heeres zu Land den Rückweg nach dem Hellespont ein und ließ den Mardonius, auf dessen eigenen Rath, mit 300,000 Mann Kerntruppen in Griechenland zurück, um es vollends zu unterwerfen. Denn dieser scheute sich, nach Susa zurückzukehren, wo man auf ihn, als auf den Hauptbetreiber der ganzen verunglückten Unternehmung, äußerst erzürnt war.

Unter großen Beschwerden und nach dem Verlust vieler Menschen, die unterwegs durch Krankheit und Hunger aufgerieben wurden, kam Xerxes an den Hellespont zurück, und eilte von da, weil unterdeß ein Sturm die Brücke zertrümmert hatte, auf einem Fahrzeuge nach Asien hinüber, wo er sich erst in Sicherheit glaubte. Seine Flotte war zwar von den Griechen verfolgt, aber nicht erreicht worden.

Als die Griechen wieder nach Salamis zurückkamen, vertheilten sie die Beute, opferten auf dem Isthmus dem Poseidon und stimmten über den Preis der Tapferkeit ab: derselbe wurde den Ägineten zuerkannt; den zweiten erhielten die Athener. Von den Anführern gab sich jeder selbst den ersten, dem Themistokles aber den zweiten Preis, der dadurch stillschweigend zum ersten ward. Als er kurz darauf in Sparta einen Besuch machte, wurde er daselbst mit einem Olivenkranz beehrt und mit einem schönen Wagen beschenkt. — Von den eroberten Schiffen wurde eines auf dem Isthmus, eines auf Sunium, eines auf Salamis zum Denkmal aufgestellt. Einen Theil der von der Verfolgung rückkehrenden Flotte verwandte Themistokles dazu, auf den Cycladeninseln zur Bestrafung dafür, daß sie es mit den Persern gehalten hatten, Contributionen einzutreiben, woraus er jedoch nicht vergaß, sich besonders zu bedenken.

Nachdem Mardonius Attika verlassen hatte, um in Thessalien zu überwintern, brachten die Athener die Ihrigen wieder nach Athen zurück und richteten sich in ihrer zerstörten Stadt, so gut es gieng, ein, befanden sich aber dabei im größten Mangel. Da zwischen ihnen und den andern Griechen, besonders den Spartanern, eine gewisse Spannung eintrat, weil sie von diesen ihre Aufopferung für Griechenlands Rettung nicht genug anerkannt sahen, so glaubte Mardonius die Athener durch das Anerbieten, ihre Stadt und den Tempel auf des Königs Kosten aufbauen und sie mit Geld unterstützen zu wollen, bei seinem bevorstehenden Kampfe mit den Griechen wo möglich zu einem Bündniß, oder wenigstens zur Neutralität bewegen zu können.

Aber im Angesichte der spartanischen Gesandten, — welche in der Absicht, die Athener von einem solchen Bündniß abzurathen, nach Athen gekommen waren, — wiesen diese den persischen Unterhändler (es war ein macedonischer König Namens Alexander) mit seinem Antrage standhaft zurück und erklärten, zur Beschämung der Spartaner, daß, so lange die Sonne ihre Bahn wandle, Athen die Perser bekriegen werde, bis diese für die Einäscherung

ihrer Heiligthümer gebüßt hätten; — ja, sie ließen Jeden feierlich verfluchen, der, dem Vaterlande untreu, es mit den Persern halten würde.

Da brach Mardonius durch Böotien nach Attika auf und nahm Athen zum zweitenmal ein. Die Athener aber hatten, da ihnen weder die Spartaner in ihrer kleinlichen Politik, noch auch die übrigen Griechen zu Hülfe kamen, ihre Stadt bereits wieder verlassen und sich auf Salamis geborgen. Die neuen Anträge, die ihnen Mardonius machen ließ, wiesen sie mit aller Selbstverläugnung abermals zurück und steinigten sogar im Zorn einen ihrer Mitbürger, welcher für deren Annahme sprach. Dann ließen sie noch einmal die saumseligen Spartaner, die unterdeß ängstlich den Isthmus durch eine Mauer schloßen, zu einer gemeinschaftlichen Abwehr des Feindes auffordern.

Nach langem Besinnen und erst auf den verständigen Rath des Tegeaten Chileos (der ihnen klar machte, daß, wenn man Athen zwänge, sich am Ende doch mit den Persern zu verbinden, Sparta dann durch keine noch so starke Mauer geschützt sein werde), machten sich endlich die Spartaner mit 45,000 M. auf den Weg. Als Mardonius durch das treulose Argos davon Kunde erhielt, verheerte er, da er nun nicht mehr die Athener zu gewinnen hoffen konnte, das attische Gebiet und zog sich nach Böotien zurück, wo er sich in der thebanischen Ebene, die seinem großen Heere, besonders aber seiner Reiterei, eine günstigere Stellung bot, am Flusse Asōpus verschanzte und den Angriff der Griechen abwartete. Wenige in seinem Heere hatten indeß das rechte Vertrauen auf einen guten Erfolg. Seit der Flucht ihres Königs im vorhergehenden Jahre waren sogar die eigentlichen Perser mit trüben Vorahnungen erfüllt.

7. Die Schlacht bei Platää. Pausanias und Aristides. Die Schlacht bei Mykăle. Befreiung der Inseln und des ionischen Küstenlandes.

Nachdem sich die Athener, 8000 Schwerbewaffnete an der Zahl, unter Anführung des **Aristides**, sammt ihren Bundesgenossen, bei Eleusis mit den über den Isthmus herangezogenen Spartanern vereinigt hatten, rückte das Gesammtheer von 110,000 M. unter dem Oberbefehl des Spartaners **Pausanias** (eines Oheims und Vormunds von dem damals unmündigen Sohne des bei Thermopylä gefallenen Leonidas) in das Böotische vor und nahm anfangs seine Stellung am Cithäron, wo der gebirgige Boden ihrer Minderzahl vortheilhaft war. Hier machten die Perser mehrere Reiterangriffe, welche aber die Megarer und Athener tapfer aushielten.

Als das megarensische Contingent durch die vortrefflichen persischen Bogenschützen und Dolchwerfer in ein arges Gedränge kam, forderte Pausanias Freiwillige zu ihrer Hülfe auf. Alles zögerte aus Furcht vor der persischen Reiterei. Nur 300 Athener traten hervor und unternahmen den Hülfsangriff. Es glückte ihnen, den tapfersten persischen Reiterführer, Masistius, einen Mann von hohem Wuchs und auffallend prächtiger Rüstung, zu tödten und seinen Leichnam gegen einen ungestüm erneuerten Reitersturm zu behaupten. An den lauten, durch das Perserheer in ganz Böotien erschallenden Klagen erkannte man, daß ihnen ein hoher, allgemein geachteter Fürst entrissen worden war.

Hierauf zog sich das griechische Heer, weil ihm die Feinde die Zufuhr abschnitten, in die für es gelegnere Gegend von Platää. Dorthin rückte Mardonius nach und führte durch einen Reiterangriff am 25. Sept. des Jahres 479 v. Chr. **die Schlacht bei Platää** herbei, in welcher nach einem hartnäckigen Kampfe die Griechen Sieger blieben, so daß durch diesen herrlichen Sieg Griechenlands Gesittung und Bildung vor asiatischer Barbarei vollends gerettet und gesichert wurde.

Am Anfang der Schlacht stand die Sache schlimm für die Griechen. Mardonius griff mit der Hauptmacht zuerst die Spartaner und Tegeaten an. Eben als ihnen die Athener zu Hülfe kommen wollten, wurden diese durch einen Angriff der mit den Persern verbundenen Böotier und Thessalier abgehalten. Da nun zum Unglück bei den Spartanern das Opfer ungünstig ausgefallen war, mußten die Spartaner unbeweglich mit auf den Boden gestellten Schilden dastehen und den Pfeilhagel der Feinde aushalten, ohne sich wehren zu dürfen.

Erst als ein neues Opfer, während welchem Pausanias mit Thränen in den Augen zu den Göttern flehte, sie in dieser Noth nicht zu verlassen, günstiger ausfiel, rückten sie in dichtgeschlossenen Reihen zur Vertheidigung vor, und das Treffen wurde allgemein.

Auch die Perser stritten tapfer, so lange Mardonius auf seinem weißen Streitrosse ihnen vorkämpfte. Als er aber von einem Steine aus der Hand eines Spartaners getroffen todt vom Pferde sank und seine 1000 Leibwächter um ihn herum größtentheils gefallen waren, ergriffen die übrigen Perser die Flucht und wurden von den Spartanern bis an das persische Lager hinter dem Asopus verfolgt. Hier aber vertheidigten sie sich, wohlverschanzt hinter Thüren und Wällen, so lange glücklich gegen die Spartaner, bis die Athener, welche unterdessen auf ihrer Seite auch gesiegt hatten, herbeikamen und mit ihrer größeren Belagerungskunde das persische Lager erstürmten, in welchem nun die Barbaren ohne weitern Widerstand sich hinschlachten ließen, so daß in der ganzen Schlacht von 260,000 Feinden nicht 30,000 übrig blieben. (Doch hatten sich ihrer 40,000 schon vorher unter Artabázus nach dem Hellespont aufgemacht.) Von der unermeßlich reichen Beute wurde ein Theil für die Götter bestimmt, der übrige vertheilt. Der Kampfpreis aber wurde den Spartanern zuerkannt.

Bei der Vertheilung der Beute fiel das reiche Zelt des Mardonius und die eherne Krippe seiner Pferde den Tegeaten zu, die zuerst ins Lager eingedrungen waren; die Athener bekamen seinen Thron mit den silbernen Füßen, seinen Säbel und den Brustpanzer des Masistius. Des Mardonius Leichnam wurde vom Pausanias achtungsvoll behandelt; doch wurde er am andern Tag auf persischen Betrieb heimlich entwendet und begraben. — Unter den erbeuteten weiblichen Personen warf sich eine dem Pausanias zu Füßen und bat um seinen Schutz; es zeigte sich, daß sie die Tochter seines persönlichen Freundes war, die ein Perser entführt hatte, und Pausanias freute sich, sie ihrem Vater wieder zurückgeben zu können.

An demselben Tage, als die Griechen, vorzüglich Sparta, bei Platää Lorbeern ärnteten, erfocht auch die griechische Flotte einen Sieg in der **Schlacht bei Mykále** (an der asiatischen Küste, Samos gegenüber) über den Rest der persischen Flotte. Diese hatte sich nämlich bei Samos gesammelt, um einen etwaigen Abfall der Jonier zu verhindern, und auf die Nachricht, daß die griechische Flotte gegen sie im Anzuge sei, sich nach Entlassung der phönizischen Schiffe, denen man nicht traute, nach dem Vorgebirg Mykále unter den Schutz des dort aufgestellten Landheeres begeben und sich dort auf dem Lande verschanzt. Dieses Heer war 60,000 M. stark und stand unter dem Befehl des Tigranes, dem Xerxes die Hut Joniens anvertraut hatte.

Die griechische Flotte stand unter dem Oberbefehl des spartanischen Königs Leotychides; den Befehl über die athenischen Schiffe hatten die Athener nicht dem Themistokles (aus Verdruß darüber, daß er nach der Schlacht bei Salamis in Sparta einen Ehrenkranz angenommen hatte, wahrscheinlicher aber, weil nach dem Gesetz sein Oberbefehlshaberamt zu Ende war), sondern dem Xanthippus, dem Sohne des Miltiades, anvertraut. Sogleich nach der Landung der griechischen Flotte auf Mykäle entspann sich die Schlacht. Die Griechen, zu denen sich sogleich die im persischen Lager befindlichen Jonier schlugen, erstürmten das verschanzte Lager der Perser, richteten eine große Niederlage unter ihnen an, verbrannten die Schiffe und machten große Beute. Tigranes selbst war gefallen, und Xerxes, der sich noch in Sardes aufhielt, hatte kein frisches Heer bereit, um die Folgen dieser Niederlage abzuwenden.

Und so befreite dieser Sieg bei Mykale die Inseln und viele Städte des ionischen Küstenlandes vom Joche der Perser. Alle Inselbewohner wurden in den griechischen Freiheitsbund aufgenommen; und um auch die Küstenbewohner besser gegen die Perser schützen zu können, schlugen die Peloponnesier vor, die Jonier nach dem Mutterlande zu verpflanzen und ihnen die Besitzungen derer zu geben, die es mit den Persern gehalten hätten. Diesen Vorschlag aber wiesen die Athener zurück, weil sie wohl einsahen, daß auf solche Weise Sparta's Einfluß auf dem Festlande nur noch überwiegender werden, ihnen selbst aber nicht nur der Handelsverkehr mit Asien erschwert, sondern auch die nahe Aussicht auf die Seehegemonie benommen werden würde. Denn ihr Blick richtete sich bereits weit über die Heimath hinaus, die ihnen zu enge ward, und ihr aufstrebender Geist fühlte sich noch Größerem gewachsen. Sie waren es daher besonders, durch welche die Griechen veranlaßt wurden, den bisherigen Vertheidigungskampf in fortgesetzte Angriffsunternehmungen auf die persischen Besitzungen zu verwandeln und so den künftigen Fall dieses Reiches vorzubereiten.

4. Kapitel. Athens Hegemonie.

1. Beginn der Angriffskriege gegen Persien. Wiederbefestigung Athens.

Unstreitig hatte Athen in allen diesen Kämpfen gegen die Perser die meisten Heldenthaten verrichtet und Opfer gebracht und von Anfang bis zum Ende den entschiedensten panhellenischen Patriotismus an den Tag gelegt, so daß es in den Augen aller Unbefangenen in höherem Ansehen, als zuvor stand. Nur die Eigensucht und Mißgunst der Spartaner entzog sich, wo möglich, einer rückhaltlosen Anerkennung und suchte eifersüchtig das weitere Emporkommen Athens zu verhindern, um seinen Vorrang nicht zu verlieren, vielmehr ihn weiter auszudehnen.

Gleich in der ersten allgemeinen Hellenenversammlung, nach der Bekämpfung der Barbaren, machte Aristides den Vorschlag, den Krieg gegen dieselben fortzusetzen und zu diesem Zwecke eine gemeinschaftliche Flotte auszurüsten. Da auch die Spartaner darin eine Gelegenheit zur Befestigung und Ausdehnung ihrer bisherigen Hegemonie zu Land und zur See sahen, so waren sie ganz dafür, und ohne Zaudern wurde eine gemeinschaftliche Flotte von 100

Schiffen unter der Oberanführung des Pausanias nach dem Hellespont geschickt, um sich dieses Schlüssels von Asien zu versichern.

Damit es aber Athen nicht beikommen könnte, auch auf dem Lande eine ähnliche Macht wie zur See zu entwickeln und ihnen hier in dem Besitz der Hegemonie gefährlich zu werden, — zum Theil auch, damit sich der Peloponnes nicht ferner um Athens willen bloß stellen müsse, — suchten sie die Athener, die vor Allem mit dem Wiederaufbau ihrer Stadt beschäftigt waren, zu vermögen, dieselbe nicht mehr zu befestigen, damit die Stadt dem Feinde keinen Waffenplatz mehr abgeben könne; die Athener möchten vielmehr auch Theben und andere Städte von einer Wiederbefestigung abrathen helfen und sich mit denselben lieber an den Peloponnes anlehnen, der als die „wahre Burg von Hellas" anzusehen sei.

Aber Themistokles, ihre wahren Absichten durchschauend, überlistete sie und verschaffte den Athenern glücklich ihre Mauern, ja noch mehr, auch die Befestigung ihres neuen Seehafens, des Piräeus, wodurch er gleichsam „die Stadt an das Meer heftete" und den Athenern ihre Bestimmung nur noch mehr zum Bewußtsein brachte.

Als nämlich die Athener, aus Furcht vor dem übermächtigen Sparta, mit dem Bau der Festungswerke, wenigstens bis zum Abgang der Gesandten, einhalten wollten, ließ sich Themistokles, um die Sache in's Reine zu bringen, als Gesandten nach Sparta schicken, machte aber vorher mit dem Rath der Fünfhundert aus, man solle fortbauen, und wenn die Mauern hoch genug wären, noch andere Gesandte ihm nach Sparta nachschicken; kämen darauf neue Gesandte von Sparta nach Athen, so solle man dieselben so lange zurückhalten, bis er mit den athenischen Gesandten wieder heimgekommen wäre.

Während nun Alle in Athen, Männer, Weiber und Kinder, auf das eifrigste fortbauten, ließ sich Themistokles in Sparta nicht eher in einen amtlichen Verkehr mit den spartanischen Regierungsbehörden ein, als bis verabredetermaßen die athenischen Gesandten nachkamen und ihm von der vorläufig zur Vertheidigung hinreichenden Höhe der Mauern Kunde gaben. Nun erst begab er sich mit den Gesandten vor die Ephoren und erklärte, die Athener dächten nicht mehr an eine Befestigung; wenn sie's nicht glaubten, sollten sie selbst zuverlässige Männer nach Athen schicken und sich durch den Augenschein überzeugen lassen; er und seine Mitgesandten wollten, bis jene wieder von Athen zurückkämen, als Bürgen in Sparta bleiben. Dies geschah. Als aber die spartanischen Gesandten in Athen ankamen, wurden sie dort zurückgehalten, und nun eröffnete Themistokles in Sparta den wahren Sachverhalt, und die Spartaner mußten es es sich gefallen lassen.

Die Stadt bekam nach dem Plane des Themistokles einen weit größeren Umfang. Auch die Hafenorte Piräeus und Munychia wurden in eben so großem Umfang befestigt und mit einer 60 Stadien langen, massiv gebauten, sehr hohen und dicken Mauer umgeben, damit sie nur von Greisen vertheidigt zu werden brauchte, während die ganze rüstige Kriegsmannschaft die Vertheidigung auf den Schiffen übernahm. Der weite Raum der Hafenbefestigung wurde jenen Metöken, die von Xerxes vertrieben worden waren, zur geschützten Bewohnung angewiesen, so daß dieselben nachher den Athenern beim Betrieb des Handels durch gewerbliche und handlangende Arbeiten die nützlichsten Dienste leisteten.

2. Übermuth des Pausanias. Rücktritt der Spartaner. Der athenäische Bund. Aristides' Verwaltung.

Während Themistokles auf diese Weise zur Hebung Athens beitrug, war Aristides in anderer Weise thätig. Er befand sich bei der unter Pausanias ab-

geschickten Flotte und befehligte mit dem Cimon die athenische Flottenabtheilung.

Nachdem zunächst Cypern größten Theils von den Persern gereinigt war, erfolgte am Hellespont die rasche Eroberung von Sestos und bald darauf die Einnahme der Stadt Byzanz (Byzantion), des wichtigsten Waffenplatzes der Perser in jener Gegend.

Dieser glückliche Erfolg aber machte den Pausanias, den schon der Sieg bei Platää zu lächerlichem Dünkel getrieben hatte, vollends übermüthig. Sein anmaßender Stolz, mit dem er den Unterfeldherren und andern griechischen Führern begegnete, seine unerträgliche, zornwüthige Härte, mit der er die gemeinen Soldaten bei den kleinsten Vergehungen bestrafte, ließen in ihm eher einen plumpen Despoten, als einen Freiheitsvertheidiger erkennen. Dazu kam, daß er bereits in hochverrätherischer Weise geheime Verbindungen mit Xerxes unterhielt, die dahin abzielten, daß dieser ihm seine Tochter zur Ehe geben und Pausanias jenem ganz Griechenland in die Hände spielen wollte. In seiner Verblendung umgab er sich schon mit einer aus Medern und Ägyptern bestehenden Leibwache, vertauschte die vaterländische Tracht mit asiatischer und bestellte seine üppige Tafel auf persische Weise.

Durch alles dieses machte er sich bei allen Griechen um so verhaßter, als diese an dem bescheidenen Aristides und dem freundlichen Cimon das volle Gegentheil gewahrten, wodurch ihnen die Kränkung ihrer Freiheitsrechte nur um so schmerzlicher fiel.

Daher erklärten die Bundesgenossen, vor allen die stammverwandten Chier und Samier sammt den Lesbiern, dem Aristides, fortan sich unter seinen Oberbefehl stellen und überhaupt alle Seeunternehmungen gegen Persien lieber unter athenischer, als spartanischer Führung bestehen zu wollen. Und als Sparta, von den verrätherischen Absichten des Pausanias unterrichtet, diesen vom Oberbefehl abrief, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, und darauf einen andern Feldherrn an seiner Stelle zur Flotte absandte, wurde dieser von den Bundesgenossen zurückgewiesen.

Dieser Umstand, so wie die an Pausanias gemachte Erfahrung, daß durch die Berührung mit ausländischer Verderbniß die alte spartanische Sitteneinfalt leide, — eine Erfahrung, die sie auch an Leotychides machten, der sich in Thessalien bestechen ließ, — mehr aber noch die Betrachtung, daß, je mehr die Athener sich mit Asien beschäftigen würden, Sparta desto leichter die alte Hegemonie zu Lande behaupten, ja erweitern könne, bewog die Spartaner, für sich den Seekrieg gegen Persien aufzugeben und von der Hegemonie zur See abzutreten, 477 v. Chr. Mit ihnen gaben auch fast alle Binnenstaaten des Mutterlandes, sammt den Ägineten, ihren Antheil an den gemeinschaftlichen Seeunternehmungen auf.

Dagegen traten von nun an zur Fortsetzung des persischen Kriegs die Inseln, Euböa mit eingerechnet, und alle kleinasiatischen Küstenstaaten mit Athen in Waffengenossenschaft, die sich besonders durch die Bemüh-

ungen des Aristides allmählig bestimmter ausbildete. Alle Staatenglieder gaben zur Bestreitung der Kriegskosten jährliche Beiträge, deren Gesammtsumme sich auf 460 Talente (1,150,000 Gulden) belief. Diese Bundesgelder wurden im Heiligthum des Apollo auf Delos, wo man auch die Bundesversammlungen hielt, niedergelegt und den Athenern zur Beschützung und Verwaltung anvertraut. Dieses Vertrauen rechtfertigte insbesondere Aristides durch die ihm übertragene spezielle Besorgung dieser Bundesangelegenheiten, und seiner „musterhaften Billigkeit" in Anordnung der Beiträge, so wie seiner uneigennützigen, streng redlichen Verrechnung der Ausgaben hatte Athen die immer größere Befestigung seiner Seehegemonie zu danken.

3. Verbannung des Themistokles. Sturz des Pausanias.

Je freier nun alle einzelnen Kräfte in Athen sich regten und nach Geltung rangen, desto weniger konnte die emporstrebende Menge es dulden, wenn Einer über das allgemeine Maaß der Gleichheit hinaustreten wollte, zumal seit (auf des Aristides Betrieb 478 v. Chr.) alle Bürger ohne Unterschied des Vermögens (also auch diejenigen, welche der von Solon davon ausgeschlossenen vierten Bürgerklasse angehörten) zu den höhern Staatsämtern gelangen konnten.

So große Verdienste nun Themistokles um die Rettung Griechenlands und um den Ruhm Athens hatte, so that ihm doch sein Eigennutz, mit dem er sich zum Theil auf unrechte Weise einen großen Reichthum gemacht und dadurch die Eifersucht alter, durch den Krieg heruntergekommener Geschlechter erregt hatte, in der allgemeinen Achtung Abbruch. Mehr aber noch wendete seine Eitelkeit, womit er den Athenern bei jeder Gelegenheit seine Verdienste um den Staat vorhielt, ihm die Gunst des, auf seinen eigenen Ruhmesantheil eifersüchtigen Volkes ab, und so suchten seine politischen Feinde, zum Theil auf spartanische Eingebung, ihn durch die Anklage wegen Medismus, d. h. wegen heimlichen Einverständnisses mit den Persern zu stürzen. Allein es gelang ihm durch seine hinreißende Vertheidigung vor dem Volke, freigesprochen zu werden. Nichts desto weniger arbeiteten seine Feinde, unter denen sich auch Cimon befand, an seinem Sturz. Ihm geschah, wie er einst dem Aristides (der jedoch an seiner Verfolgung keinen Theil hatte) gethan: er wurde 471 durch das Scherbengericht auf zehn Jahre verbannt. Er nahm, mit einem Theile seines Vermögens versehen, seinen Aufenthalt in Argos und besuchte gelegentlich auch andere Theile des Peloponnes, bis er einige Zeit darnach in das Schicksal des Pausanias verwickelt wurde.

Pausanias hatte sich nämlich nach seiner Zurückberufung durch den Einfluß seines Ansehens und Geldes, zwar nicht von einer Bestrafung wegen Bedrückung der Bundesgenossen, doch aber von der Hauptanklage wegen Unterhandlung mit den Persern frei zu machen gewußt, nichts desto weniger aber bald darauf vom Hellespont aus jene Unterhandlung mit Xerxes wieder angeknüpft, um mit per-

sischer Hülfe in Sparta das Ephorat aufzuheben und eine unbeschränktere Königsmacht zurückzuführen. Er wurde daher abermals zurückberufen, und als er fortfuhr, mit den Persern zu unterhandeln und sogar anfieng die Heloten zu einer Empörung aufzureizen, ward er des Vaterlandsverraths überführt und 468 zum Tode verurtheilt, den er auf eine klägliche Weise in einem Tempel fand.

So lange es an einem ganz unwiderlegbaren Zeugniß seines Verbrechens fehlte, wagten es die Ephoren nicht, an ihn zu kommen. Erst als ihnen ein vertrauter Sclave des Pausanias einen Brief, den derselbe an den Perser Artabazus geschrieben hatte, verschaffte und noch dazu Gelegenheit gab, eine geheime Unterredung des Pausanias mit ihm über die persischen Unterhandlungen anzuhören, hielten sie es für räthlich, sich seiner Person zu bemächtigen. Von Freunden aber gewarnt, floh er in den Tempel der Pallas. Um nun diesen nicht mit Blut oder einer sonstigen Gewaltthat zu verunreinigen, mauerte man den Eingang zu und gab ihn dem Hungertode preis; ja seine eigne Mutter soll, von Abscheu gegen seinen Verrath erfüllt, den ersten Stein zur Vermauerung der Thüre gelegt haben. Kurz vor seinem letzten Athemzug zog man ihn heraus, damit sein Leichnam den Tempel nicht beflecken möchte, und scharrte ihn nach dem Ausspruche des Orakels da ein, wo er ausgeathmet hatte.

Weil man nun in des Pausanias Nachlasse Briefe vom Themistokles an Pausanias vorfand, worin jedoch jener die Einladung des letztern zu einem Verständniß mit Persien zurückgewiesen hatte; so benützten seine Feinde in Sparta, so wie in Athen, diesen Umstand zu einer Anklage gegen ihn, daß er um jenen verrätherischen Plan gewußt und ihn nicht entdeckt hätte. Ungeachtet seiner Entschuldigung sollte er gefangen und in Athen vor Gericht gestellt werden.

Um der Lebensgefahr zu entgehen, floh der Unglückliche, überall hin verfolgt, zuerst nach Corcyra, wo er aber keine sichere Stätte fand, dann nach Epirus zu dem Könige der Molosser Admet, der, obwohl früherhin von ihm beleidigt, ihn dennoch edelmüthig aufnahm und ihn so lange gegen Sparta's und Athens Anforderung, ihn auszuliefern, schützte, bis Themistokles selber nach Persien zu gehen verlangte. Denn dort war kurz zuvor, (465 v. Chr.) Xerxes sammt seinem ältesten Sohne unter dem Dolche seines Günstlings Artabanus, der sich gegen ihn empörte, gefallen, und sein zweiter Sohn Artaxerxes I mit dem Beinamen Langhand, nach Unterdrückung der Empörung in der Regierung gefolgt: auf diesen Thronwechsel nun baute Themistokles die Hoffnung einer guten Aufnahme, in der sich der klug Berechnende um so weniger täuschte, als man dem mit seinem Vaterlande Zerfallenen jetzt leichter traute.

Nach seiner Landung auf der kleinasiatischen Küste hielt er sich zuerst in Ägä bei einem Gastfreunde auf, der ihn, obgleich vom persischen Könige ein Preis von 200 Talenten (500,000 Gulden) auf seinen Kopf gesetzt war, bei sich verbarg und, als Themistokles erklärte, sich unmittelbar an den König um Hülfe wenden zu wollen, ihn in einem verdeckten Wagen nach Susa bringen ließ. Daselbst nun stellte Themistokles zuerst in einem Briefe dem Könige seine Verdienste um Xerxes' Rettung vor und erbot sich, auch ihm gute Dienste zu leisten. Höchst erfreut darüber ließ ihn Artaxerxes vor sich, machte ihm, weil er sich ja selbst ausgeliefert habe, die Summe des auf seinen Kopf gesetzten Preises zum Geschenk, und forderte ihn auf, sich über die griechischen Angelegenheiten frei zu äußern. Themistokles aber erbat sich erst ein Jahr Zeit zur Erlernung der persischen Sprache, um sich ohne Dolmetscher gegen ihn erklären zu können.

Nachdem er binnen Jahresfrist in der ihm gestatteten Freistätte Ephesus die persische Sprache vollkommen erlernt hatte, gewann er am Hofe zu Susa in

Kurzem bei dem Könige einen so großen Einfluß, daß man seinem geheimen Rathe sogar manche zweckmäßige Änderungen zuschrieb, die der König in der Verwaltung seines Reiches vornahm. Die Gunst des Königs, die er sich besonders durch die Unterhaltung der Hoffnung, daß man Griechenland doch noch erobern könne, zu erhalten wußte, gieng so weit, daß der König ihm die Einkünfte dreier Städte zu seinem Unterhalte: Magnesia am Mäander zum Brod, Myus zu den Fischen, Lampsakus zum Wein anwies, und daß er ihn sonst mit Allem versah, was zur Ausstattung eines persischen Großen gehörte.

Er wohnte meist zu Magnesia, wohin er auch seine Familie von Athen aus kommen ließ. Dem Thucydides zufolge starb er zuletzt an einer Krankheit, 65 Jahre alt, ohne einen Schritt zur Ausführung seiner dem Könige in Bezug auf Griechenland gegebenen Verheißungen gethan zu haben. Um ihn von jedem Verdachte, sein Vaterland verrathen gewollt zu haben, zu reinigen, scheinen seine Freunde das Gerücht verbreitet zu haben, er habe sich vergiftet, um sich dem Andrängen des Königs, sein Wort zu halten, zu entziehen. Die Magnesier errichteten ihm ein prachtvolles Grabmonument. Seine Söhne blieben fortdauernd Bürger von Athen. Einer seiner Nachkommen war ein Freund des Plutarch.

4. Cimon's glückliche Unternehmungen gegen Persien. Cimon's Verbannung.

Nach der Verbannung des Themistokles standen in Athen noch während einer Reihe von Jahren Aristides und Cimon an der Spitze der Staatsverwaltung. Der redliche Aristides starb erst 461 v. Chr., hochbetagt und hochgeehrt von seinem Vaterlande, dem er bis an sein Ende mit der größten Selbstverläugnung und mit solcher Uneigennützigkeit gedient hatte, daß sein Vermögen nicht einmal zu seinen Begräbnißkosten hinreichte, und der Staat aus Dankbarkeit seine Töchter ausstattete und seinen Sohn Lysimachus mit Geld und Gut beschenkte.

Gleich im Anfang, da Cimon den Oberbefehl über die athenische und bundesgenössische Seemacht erhalten hatte, vertrieb derselbe die Perser aus dem letzten Haltpuncte, den diese in Europa hatten, indem er nach einer Feldschlacht an der Mündung des Strymon die an diesem Flusse gelegene thrazische Stadt Eion 476 v. Chr. eroberte und dadurch Veranlassung gab, daß in dieser für den Handel so wohl gelegenen Küstengegend sich nachher die athenische Pflanzstadt Amphipŏlis erhob. Hierauf vertrieb er die Bewohner der Insel Skyros wegen ihrer Seeräubereien und versetzte athenische Ansiedler dahin; auch erfüllte er durch Auffindung der Gebeine des Theseus, die auf dieser Insel begraben waren, und durch deren feierliche Versetzung nach Athen den Willen des delphischen Orakels. Mit Ehrensäulen belohnt, zog bald darauf Cimon abermals aus und befreite in glücklichen Kämpfen mit den Persern zu Wasser und zu Land die noch übrigen griechischen Städte der klein-asiatischen (namentlich karischen und lycischen) Küste von der persischen Oberherrschaft.

Von solchen Fortschritten erschreckt, ließ der damals noch lebende Xerxes, ein Landheer und eine Flotte an der Mündung des Flusses Eurymĕdon in der Landschaft Pamphylien zusammenziehen. Dadurch aber gab er nur Gelegenheit, Griechenlands Übermacht durch Cimon's glänzenden Doppelsieg am Eurymĕ-

don über die Perser 469 v. Chr. auf's neue in das hellste Licht zu setzen und sie mit nachhaltiger Furcht vor den Griechen zu erfüllen.

Die persische Flotte, 200 Schiffe stark und von Tithraustes und Pherendates, Verwandten des Königs, befehligt, hatte einem Treffen ausweichen wollen, weil sie erst noch 80 phönizische Schiffe von Cypern her erwartete. Um so rascher griff Cimon sie an, schlug und trieb sie an's Land, dann erstieg er die Küste, wo das persische Landheer aufgestellt war, schlug und zerstreute auch dieses, segelte schnell nach Cypern und vernichtete dort auch die 80 phönizischen Schiffe. Die Beute und Anzahl der Gefangenen war ungeheuer. Diese an Einem Tag gewonnenen Siege verherrlichte die Inschrift auf dem Weihgeschenk, das die Athener dem Apollo verehrten, als eine der schönsten Heldenthaten im persischen Kriege.

Hierauf wendete sich Cimon mit seiner Flotte wieder nordwärts, und nachdem er dort den Persern auch den thrazischen Chersones entrissen hatte, wagte sich seitdem kein persisches Schiff mehr über eine gewisse Gränze westwärts hinaus, und kein persischer Reiter weiter als bis auf eine Tagreise heran an das Meer.

Diese durch die Furcht eingegebene Selbstbeschränkung hat die athenische Eitelkeit späterer Zeit als Folge eines angeblichen, den Persern gewährten cimonischen Friedens darzustellen versucht, während sie nur persischer Seits ein stillschweigendes Bekenntniß der Ohnmacht war, höchstens eine stillschweigende Einwilligung auf einen also gestellten Friedensvorschlag.

Aller dieser Thaten ungeachtet hatte Cimon, seiner mehr aristokratischen Gesinnung wegen, eine Partei in Athen gegen sich, in welcher sich bereits Perikles, der Sohn des Xanthippus, des Siegers bei Mykäle, hervorthat. Dieser, obgleich selbst von altadeligem Geschlechte, suchte, um die Leitung der Staatsverwaltung in seine Hand zu bekommen, diesen Plan durch Erweiterung der Volksmacht zu erreichen, und hatte, schon als Cimon auf dem thrazischen Feldzuge begriffen war, Versuche gemacht, der aristokratischen Partei ihren letzten Stützpunct, den Areopag, mit welchem für die Aristokratie noch große Vorrechte verbunden waren, zu entreißen und denselben in einen bloßen Gerichtshof zu verwandeln. Und da die alte einfachere Sitte der marathonischen Zeit durch das immer demokratischere Streben Athens bereits großentheils verschwunden war, so konnten die Aristokraten, die längst keinen bevorzugten Stand mehr bildeten, ihrerseits höchstens Versuche machen, eine erweiterte Ausbildung der demokratischen Verfassung zu verhindern.

Der noch mit einer gewissen traditionell-religiösen Ehrfurcht umkleidete Areopag war bis dahin noch immer ein Haupthalt für die conservative Partei, und wenn er auch schon durch die klisthenische Verfassung viel an seiner Macht eingebüßt hatte, so hat er doch während der Pereinfälle durch seinen Eifer und Patriotismus sich wieder ein großes Ansehen im Volke errungen. Er hatte nicht bloß in Mordfällen und in einigen andern Beziehungen die richterliche Competenz, sondern er übte auch noch eine Art von sittlicher Censur über die Lebensweise der Bürger, ja selbst noch eine gewisse Oberaufsicht über die öffentlichen Versammlungen aus, indem er wachte, daß kein Verfahren derselben die bestehenden Gesetze beeinträchtige. Als aber nach den Perserkriegen der Volksgeist einen so großen Aufschwung nahm, erschien ein solches Einschreiten des Areopags den Meisten unbequem und mit den Neuerungsbestrebungen der sich weiter entwickelnden Demokratie unvereinbar.

Die Hauptleiter beider Richtungen, Perikles und Cimon, waren schon durch ihre Väter politische Gegner, jener durch Staatsmannskunst, dieser durch Feld-

herrnkunst hervorragend, nur daß Perikles um diese Zeit noch aus Vorsicht ein häufiges öffentliches Hervortreten mied, indem er sich bloß für die wichtigsten Gelegenheiten sparte und es vorzog, meist durch seine politischen Freunde, namentlich durch den kühn angehenden Ephialtes, zu wirken, während Cimon durch seine Siege und seine Beliebtheit beim Volke damals noch im höchsten Ansehen stand. Denn weil nämlich Parteilenker Alles, was sie anstrebten, nur mit Hülfe des Volkes selbst erreichen konnten, und daher gezwungen waren, sich um die Volksgunst zu bewerben, so mußte auch Cimon das thun, obwohl er es „in edelster Form" that. Denn den Reichthum, den er theils geerbt, theils auf seinen Kriegszügen, jedoch nicht auf ungesetzliche Weise, sich erworben hatte, verwendete er auf eine höchst freigebige Weise zum Wohl und Vergnügen seiner Mitbürger.

So ließ er z. B. von seinen Landgütern die Umzäunung wegnehmen und dadurch Jedermann zum Genusse der darin befindlichen Früchte einladen. In seinem Hause war täglich für eine Anzahl ärmerer Bürger ein Speisetisch bereitet. Beim Ausgehen ließ er immer durch die ihn begleitenden Diener bescheidenen Armen Geld und Kleider reichen und unterstützte überhaupt Unzählige durch seine Wohlthaten. Dabei vermied er es aber, dem Volke auf andere Weise zu schmeicheln: im Gegentheil, er stellte oft den Athenern freimüthig die nüchterne und besonnene Lebensweise der Spartaner zum Muster hin und scheute sich nicht, überall seine Mißbilligung über den allzugroßen Antheil der niedern Volksklasse an der Staatsverwaltung und insbesondere seinen Unwillen über jene Herabwürdigung des Areopags auszusprechen.

Seiner Gunst beim Volke wegen, das seine Wohlthätigkeit und sein Feldherrntalent bewunderte, konnten ihm seine Feinde lange nicht beikommen, bis es ihnen bei folgender Gelegenheit gelang, sich seiner zu entledigen.

Im Jahr 465 v. Chr. wurde Sparta durch ein Erdbeben, welches diese Stadt bis auf fünf Häuser zerstörte und mehr als 20,000 Menschen das Leben kostete, in die äußerste Noth gebracht. In der Voraussicht, daß nun wohl die Heloten und Periöken dieses Unglück der Stadt benützen würden, um sich für den harten, ja zum Theil grausamen Druck, unter welchem sie standen, zu rächen, hatte der junge König Archidāmus mitten in dem allgemeinen Schrecken die Geistesgegenwart, vor die Stadt zu eilen und die Schlachttrompete blasen zu lassen, auf deren Schall sich die noch übrigen spartanischen Männer, des pünctlichen Gehorsams gewohnt, bewaffnet um ihn versammelten.

Wirklich waren die Heloten schon im Anzuge gegen die Stadt; als sie aber die Spartaner zur Vertheidigung gerüstet sahen, zogen sie nach einigen Niederlagen sich nach Messenien, wo sie sich mit einem Theile der messenischen Periöken auf dem Ithōme befestigten und von da aus Einfälle in's lakonische Gebiet machten. Zwei Jahre lang belagerten die Spartaner diese Veste vergebens. Da war das stolze Sparta genöthigt, in seiner Noth die belagerungskundigeren Athener um Beistand anzusprechen; auch die Ägineten, Platäer u. a. wurden um Hülfe gebeten.

Obgleich nun Manche von der demokratischen Partei in Athen hierin die beste Gelegenheit erblickten, die Nebenbuhlerin für ihren Hochmuth zu demüthigen, so bewog doch Cimon in edler panhellenischer Gesinnung durch das Gleichniß, daß, wenn an einem Wagen (Griechenland) das eine Pferd (Sparta) gestürzt wäre,

dann ja das andere Pferd (Athen) mit dem Wagen nicht vorwärts könne, — die Athener, die geforderte Hülfe (4000 Hopliten) zu senden. Weil aber die Spartaner unterdeß auch von ihren Bundesgenossen Hülfe erhalten hatten und dem athenischen Hülfsheere nicht trauten, so entließen sie es bald wieder unter dem Vorwande, daß sie sich selbst helfen könnten, während sie doch alle andern Verbündeten bei sich behielten.

Hierdurch beleidigt, geriethen die Athener in den höchsten Unwillen über Sparta, den sodann Perikles und sein demokratischer Anhang auf den Cimon lenkte, weil er zu jener Hülfe gerathen habe. So kam es, daß der bisherige Friedensbund mit Sparta aufgehoben und bald darauf Cimon durch einen Volksbeschluß (461) auf zehn Jahre verbannt wurde.

5. Bruch Athens mit Sparta. Dritter messenischer Krieg. Sparta gegen Athen in Böotien. Schlacht bei Tanagra.

Jener Bruch Athens mit Sparta führte zunächst im Innern für Athen manche Verwicklungen, bei alle dem aber eine Erweiterung seiner gebietenden Stellung auch zu Lande herbei, da Sparta durch jenen Kampf mit seinen Heloten und messenischen Periöken, den man den dritten messenischen Krieg (465—456) nennt, zehn Jahre lang gelähmt war.

Während dieser Zeit konnte Sparta nicht verhindern, daß Athen sich mit Argos, dieser alten Feindin Sparta's, verbündete, daß dann Argos das mit Sparta verbundene Mycenä zerstörte, und daß Megara aus der spartanischen in die athenische Bundesgenossenschaft übertrat. Durch diesen Übertritt wurde zwar Athen in einen Krieg mit Korinth und Ägina verwickelt; dennoch aber gieng es siegreich aus dem Kampfe hervor, in welchem die Korinther in einer Feldschlacht, die Ägineten in einer Seeschlacht geschlagen, und letztere sogar, nach Auslieferung ihrer Schiffe und Zerstörung ihrer Mauern, als tributpflichtig in die Waffengenossenschaften Athens zu treten gezwungen wurden.

Als dann Sparta, um den messenischen Krieg zu beendigen, genöthigt war, den Belagerten von Ithome, dessen Eroberung ihm unmöglich war, freien Abzug zu gewähren, so nahmen die Athener die Ausgewiesenen in Naupactus auf und machten dadurch diese, kurz vorher den ozolischen Lokrern abgenommene Seestadt zu ihrem wichtigsten Stützpunct in den westlichen Gewässern.

Nachdem aber Sparta wieder freie Hand hatte, trat es mit seiner Bundesgenossenschaft den Athenern kräftiger entgegen, und um sich „wieder einen festen Anhalt im nördlichen Hellas“ zu gewinnen, den es seit den Perserkriegen verloren hatte, sandte es ein Heer der von Phocis bedrohten dorischen Tetrapolis zu Hülfe, mit der Absicht, zugleich auch die böotischen Städte wieder mit sich zu verbinden, ganz besonders aber, um Theben gegen Athen, das den Phociern beistand, zu stärken.

Daher kam es nun in Böotien zwischen den Spartanern und Athenern im Jahr 457 v. Chr. zur **Schlacht bei Tanăgra**, in welcher **die Spartaner** durch einen an den Athenern begangenen Verrath der Thessalier siegten und dadurch **Theben für ihren Bund gewannen.**

Zur Schlacht bei Tanagra war der verbannte **Cimon** herbeigeeilt, um seiner Vaterstadt beizustehen, aber durch einen Ausspruch des Rathes der Fünfhundert aus Mißtrauen nicht zugelassen worden. Ehe er sich vom Kampfplatz entfernte, ermunterte er in einer Rede seine Freunde, denen man, wie ihm, als „Lakonenfreunden" nicht traute, diesen falschen Argwohn durch die That zu widerlegen." Sie fielen alle (hundert an der Zahl) im heldenmüthigen Kampfe, und dieser Umstand, bei welchem **Cimon** so große Vaterlandsliebe und Selbstverläugnung gezeigt hatte, stimmte die Athener wieder günstig für ihn und erregte in ihnen den Wunsch zur Zurückberufung dieses glücklichen Feldherrn.

Dennoch aber bekam kurze Zeit darauf **Athen** nach einem glücklichen Treffen (bei Önophyta) sogar Theben und auch die übrigen böotischen Städte, wie nicht minder Phocis und das opuntische Locris, durch Begünstigung der demokratischen Parteien wieder auf seine Seite, so daß sich athenischer Einfluß von der korinthischen Gränze an bis zu den Thermopylen erstreckte.

6. Cimon's Zurückberufung. Fortsetzung des persischen Kriegs. Athens Machtvergrößerung. Cimon's Tod.

Während der Kampf Athens mit Sparta noch fortdauerte, und Athens Siege auch noch durch die endliche **Eroberung von Ägina**, dieser einst bedeutenden Seemacht, gekrönt wurde, hatten die Unternehmungen der Athener zur See gegen Persien keinen so günstigen Fortgang mehr, wie ehehin, indem ein Theil der athenischen Flotte, welche **Perikles** seit dem Jahre 460 v. Chr. den gegen Persien in der Empörung begriffenen **Ägyptiern** zu Hülfe gesandt hatte, 455 in die Gewalt des persischen Feldherrn **Megabyzus**, der Ägypten wieder eroberte, gefallen war. Daher trug selbst **Perikles**, von der Volksstimmung bewogen, auf **die Zurückberufung Cimon's** an, theils um durch dessen aristokratischen Ruf ein gutes Vernehmen mit Sparta zu erzielen, theils um durch dessen erprobte Geschicklichkeit im Seebefehl den Angriffskrieg gegen Persien zu erneuern.

Nach seiner Rückkehr bemühte sich **Cimon**, zunächst **Athen** und **Sparta** zur Einstellung ihrer Feindseligkeit zu vermögen, und durch seine Bemühungen kam endlich 450 v. Chr. wenigstens eine **fünfjährige Waffenruhe** zu Stande, während welcher er den **unruhigen Geist der Athener durch die Fortsetzung des persischen Kriegs zu beschäftigen suchte.**

Weil aber die bundesgenössischen Staaten in Stellung von Mannschaft zu den Schiffen säumig waren, indem sie ihre Kräfte lieber auf Landbau, Handel und Gewerbe verwendeten: so gestattete **Cimon** denjenigen unter ihnen, die daheim zu bleiben vorzogen, bloß **unbemannte Schiffe** zu stellen und anstatt der Bemannung **erhöhte Geldbeiträge** zu geben, vermittelst deren er dann dergleichen Schiffe solcher Bundesgenossen **mit athenischen Bürgern bemannte.**

Auf diese Weise erhielt Athen das Mittel, seine Macht zu vergrößern: denn indem die meisten Bundesgenossen durch jene ihre Unklugheit viel von ihrer Übung zur See einbüßten, verloren sie dadurch ihre Selbständigkeit und geriethen in noch größere Abhängigkeit von Athen, dessen Hegemonie mehr und mehr in eine Alleinherrschaft zur See (Thalassokratie) sich verwandelte.

Mit der Absicht, alles, was noch von Inseln und Küstenländern den Persern gehorchte, zu gewinnen, gieng Cimon mit 260 meist mit Athenern bemannten Schiffen in die See, und nachdem er einen Theil seiner Flotte den wieder im Aufstand gegen Persien begriffenen Ägyptiern zu Hülfe gesandt hatte, schlug er die Flotte der Perser und landete auf Cypern, um von dort die Perser zu vertreiben und dann Kleinasien zum Schauplatze seiner weitern Unternehmungen zu machen.

Während der Belagerung der Stadt Citium auf Cypern aber starb Cimon 449 v. Chr. an einer Krankheit oder Verwundung. Sein Nachfolger im Flottenbefehl, hob die Belagerung auf, erfocht aber doch noch einen Seesieg über die Perser bei Salamis auf Cypern. Seitdem ruhte der Krieg mit denselben auf lange Zeit. Desto heftiger trieb bald nachher der alte Hadergeist die Griechen selbst wieder gegen einander.

7. Athens Glanz unter Perikles.

Der innere Gegensatz zwischen Athen und Sparta stellte sich zu keiner Zeit deutlicher heraus, als da die Politik des Perikles nach Cimon's Tode kein sonderliches Gegengewicht in Athen mehr vorfand. Da es ihm schon nach Cimon's Verbannung gelungen war, den Areopag seiner aristokratischen Vorrechte wirklich zu entkleiden und in einen bloßen Gerichtshof für Mordfälle zu verwandeln, so konnte er jetzt um so mehr auf die weitere Entwicklung des demokratischen Princips und auf die ungehemmteste und rascheste Entwicklung aller geistigen und materiellen Kräfte des Volks hinarbeiten, um die Fülle von Macht und Reichthum, wozu Athen bisher gelangt war, vollends auf den höchsten Grad zu erheben.

Um besonders das Gerichtswesen im demokratischen Geiste zu reformiren, nahm er auch den andern obrigkeitlichen Behörden, ja selbst dem Rath der Fünfhundert die wichtigsten richterlichen Attribute und übertrug sie großentheils der Heliäa. Dem Rath der Fünfhundert ließ er nur das Recht, kleine Geldstrafen aufzulegen. Auch verlegte er den Sitz der Heliastenversammlungen von der Akropolis, wohin Solon sie gelegt hatte, in die Nähe des Marktplatzes, um dadurch das Gerichtswesen recht volksthümlich zu machen. — Die allgemeine Oberaufsichtsgewalt, welche früher der Areopag hatte, übertrug er sieben obrigkeitlichen Personen, Nomophylakes oder Gesetzeswächter genannt, welche neben den Vorsitzern des Senats und der Volksversammlung das Amt hatten, gegen widergesetzliche Vorschläge und Handlungen einzuschreiten. — Ferner wurden aus den Heliasten durch das Loos für besondere Fälle und Gelegenheiten Nomotheten gewählt, um miteinander die Angemessenheit neueingebrachter Gesetzesvorschläge vorher zu untersuchen. Trug ein Bürger auf Abschaffung eines Gesetzes an, so wurden Staatssachwalter ernannt, welche in der Versammlung der Nomotheten das angegriffene Gesetz formgemäß zu vertheidigen hatten, worauf der Bürger gegen diese Verthei-

digung seine Gründe vortragen mußte. So wurde das Abfassen und Verwerfen der Gesetze unter dieselbe Bürgschaft gestellt, wie die Untersuchung der Prozesse vor Gericht. — Demnach war im Grunde alles Wirken der Dikasterien, das sich früherhin in den Entscheidungen ausgebildeter Richter vom Fach dargestellt hatte, wider alle vorhergegangene geschichtliche Erfahrung, der Untersuchung und Entscheidung durch Geschworne, und zwar im größten Maaßstabe, anheimgegeben. Natürlich traten nun auch alle Vorzüge und Mängel dieses Systems in stärkster, vollster Form zu Tage.

In Perikles fanden sich übrigens alle Eigenschaften beisammen, die den vollendeten Staatsmann machen. Selber in gelehrter Bildung auferzogen, und besonders durch die Philosophie des Anaxagoras zum Forschen über die Natur und den letzten Grund der Dinge angeregt, war sein Geist stets auf Großartiges und Ideales gerichtet und dabei in Beherrschung seiner selbst so geübt, daß ihm bei keiner Gelegenheit die Würde, Ruhe und Gelassenheit fehlte, die besonders dem Staatsmanne eines demokratischen Gemeinwesens zur Erreichung seiner Absichten so nöthig ist. Was aber seinen übrigen hohen Geistesgaben erst die volle Wirkung und Geltung sicherte, war die theils von der Natur ihm verliehene, theils durch das Studium der Philosophie ausgebildete Gabe der Rede, deren Gewalt auf die Gemüther bei ihm so mächtig war, daß man ihn nur den Olympier nannte, der von der Rednerbühne herab den Schrecken des Donners und Blitzes sende, und daß der an Cimon's Stelle getretene Führer der Gegenpartei, der ältere Thucydides, ein fast gleich großer Redner, von ihm sagte: „wenn ich ihn niederringe, so behauptet er nicht gefallen zu sein, erreicht seine Absicht und überredet alle, die ihn fallen sahen!" — Bei dem Allem war Perikles auch ein wohlbedächtiger Redner, der, (nach Plutarch's Schilderung) so oft er die Bühne bestieg, innerlich bat, daß ihm ja nicht ein Laut, der zur Sache unpassend wäre, wider Willen entschlüpfen möchte.

Perikles hatte es sich zum Grundsatz seiner Staatskunst gemacht, „der Erste in seiner Vaterstadt zu sein, um dadurch seine Vaterstadt zur Ersten zu machen". Um der Erste, nicht dem Amt, sondern der Bedeutung nach zu sein, wendete er der demokratischen Partei, die er vertrat, die bedeutendsten Rechte und Vortheile zu, während er selbst, aller Bestechlichkeit unzugänglich, weder je nach Vermehrung seines Vermögens, noch nach dem Besitze hoher Staatsämter trachtete, ja selbst in der Zeit seines größten Einflusses viele Anträge nur durch einen seiner Anhänger machen und durchführen ließ.

So veranlaßte er einen Volksbeschluß, daß das Theatereintrittsgeld, welches bisher zum Staatseinkommen gehörte, unter die Bürger vertheilt wurde. Eben so setzte er es durch, daß jeder der jährlich durch's Loos gewählten Geschwornenrichter (Heliasten) für jede Gerichtssitzung, der er von Anfang bis zu Ende beiwohnte, einen Sold bekam — eine Staatsausgabe, die jährlich 150 Talente (an 375000 Gulden) betrug. — Auch veranstaltete er ein Volksfest über das andere mit Schauspiel, Schmaus und feierlichem Aufzug. — Um aber dem Müßiggang und der daraus entstehenden Unzufriedenheit der ärmern Volksklasse zu wehren, brachte er Viele auf den Kriegsschiffen, die jährlich zur Einübung der Schiffsleute ausgesendet wurden, unter, wo sie für

ihren Dienst Sold bekamen; Vielen verschaffte er als Colonisten auf Naxos, auf Andros, in Thrazien, im Chersones, in Italien ein Unterkommen; Viele beschäftigte er bei den großen Staatsbauten, die er unternahm.

Um seine Vaterstadt zum ersten griechischen Staat zu machen, suchte er nicht nur das materielle Wohlsein des Volkes durch Erweiterung seines Handels und durch Befestigung seiner Seeherrschaft zu fördern, sondern auch die geistige Bildung desselben durch Verschönerung Athens und durch Herbeiziehung der gebildetsten Geister in die Stadt und in sein Haus zu erhöhen. Die Meisterwerke der bildenden Künste, die auf seine Veranlassung und unter der Kunstleitung des berühmten Phidias (Pheidias) entstanden, machten Athen zum Glanzpunct Griechenlands und gaben noch in den spätesten Zeiten Zeugniß von der Macht, dem Reichthum und der geistigen Bildung Athens im perikleischen Zeitalter, in welchem neben den Thaten des Kriegs auch die Künste des Friedens ihren Platz finden und fast alle Zweige der Literatur und Kunst zugleich „ihre schönsten Blüthen entfalten sollten".

Unter den herrlichen Bauwerken, die auf des Perikles Anordnung in Athen entstanden, zeichneten sich besonders zwei aus, die noch heute in ihren Trümmern zu erkennen sind: die Propyläen und der Parthenon. Die **Propyläen**, am Fuße der Akropolis, waren ein marmorner Prachtbau, an welchem der rechte Flügel einen Tempel enthielt, der linke eine andere öffentliche Bestimmung hatte, während in der Mitte ein hohes Säulenthor mit fünf Durchgängen prangte, zu welchem von der Straße her, welche allein zur Burg führte, eine prachtvolle, eben so breite Marmortreppe führte, und durch welche hindurch dann der Weg vollends zur Burg hinauf gieng. Der Bau, ein Werk des Künstlers Mnesikles, kostete 2012 Talente (etwa 5 Millionen Gulden).

Der **Parthenon** war ein Tempel, welcher der jungfräulichen Göttin Pallas Athene, als der Beschützerin der Stadt, geweiht und von den Baumeistern Kallikrates und Iktinus aus weißem pentelischen Marmor erbaut war. In demselben befand sich das vom **Phidias**, dem berühmtesten Bildhauer jener Zeit, aus Gold und Elfenbein gefertigte, 40 rhein. Fuß hohe Standbild jener Göttin in ruhiger Stellung, mit dem Ausdruck siegreicher Majestät im Antlitz, das Gewand bis zu den Fußsohlen herabwallend, gerüstet mit Helm und Lanze, den Schild zu ihren Füßen. Im Giebelfelde des Tempels standen kolossale Marmorstatuen, welche den Sieg der Athene über den Poseidon darstellten; am Fries war im Relief der Zug der Panathenäen abgebildet.

Zwischen den Propyläen und dem Parthenon, auf der höchsten Stelle der Burg, stand noch ein Bild dieser Stadtgöttin in vorkämpfender Stellung mit gehobenem Schild und geschwungener Lanze, aus Metall gegossen, über 50 Fuß hoch, und 16 Stunden weit den von Sunium Herschiffenden sichtbar. Es war von Phidias begonnen und nach seinem Tode von andern Künstlern vollendet worden. — Außerdem baute Perikles noch viele andere Werke, z. B. das Odeon, ein zu Musikfesten eingerichtetes zeltartiges Gebäude mit vielen Sitzen und einem von vielen Säulen getragenen Rundbache.

Die Wände der Tempel und Hallen (besonders die der Stoa Poikile in der Hermenstraße) waren mit Malereien geschmückt, in welchen schon Cimon durch den Maler Polygnotus, vorzüglich aber Perikles durch die Maler Panänus, Agatharchus u. a. die Thaten der Väter zu verherrlichen strebte. — Auch ließ Perikles eine von den zwei, eine volle Meile langen Mauern (die südliche), welche die Stadt Athen mit der Hafenstadt Piräeus verbanden, mit einem Aufwand von 1000 Talenten aufführen (die nördliche Mauer, so wie auch die Mauer nach dem Hafen Phaleron, war schon früher gebaut worden). — Hinter dieser öffent-

lichen Pracht blieben jedoch die Privathäuser sehr zurück, deren unregelmäßiger Bau bloß dem Nutzen und der Bequemlichkeit diente.

Den Aufwand von 3000 Talenten (8 Mill. Thaler) aber, welchen diese Verherrlichung Athens durch Werke der bildenden Kunst und die Verstärkung seiner Befestigungen verursachte, bestritt Perikles nicht aus athenischen Staatsmitteln allein, sondern großentheils auch aus dem Bundesschatze, welcher von Delos nach Athen gebracht worden war und den er nicht nur der Aufsicht des Areopags entzogen, sondern auch durch Erhöhung der jährlichen Bundesgenossenbeiträge von 450 auf 600 Talente (auf $1^1/_2$ Millionen Gulden) zu vermehren gewußt hatte.

Die Gesammtsumme der den Athenern tributpflichtigen Städte soll sich (nach einer Stelle in den Wespen des Aristophanes) auf 1000 belaufen haben; die Gesammtsumme der athenienfischen Staatseinkünfte mit Einschluß der Tributgelder sollen nach Einigen 2000 Talente, nach Andern 1200 Talente betragen haben.

Die Verwendung des Überschusses dieser nur zum Krieg gegen die Perser bestimmten bundesgenössischen Gelder hielt Perikles nicht für unrecht, sondern bewies dem Volke auf die Anklage seiner Gegner, daß Athen, welches allein mit seiner Kraft und seinem Blute die Barbaren ferne halte und die Sicherheit des Meeres wahre, den Bundesgenossen, die nur Geld und keinen Mann zu diesem Zwecke stellten, keine Rechenschaft über die Verwendung dieser Gelder schuldig sei. Würde nur die Hauptbestimmung des Schatzes erfüllt, so dürfe und müsse man füglich auch dem genügen, was durch Hebung und Bildung ewigen Ruhm bringe und doch zugleich durch die Beschäftigung so vieler Hände in gegenseitiger Handreichung der Künste und Gewerbe für die ganze Stadt zu einer Erwerbsquelle werde. Und als er dem Volke, dem diese Ausgaben doch zu groß erschienen, erklärte, daß er sie auf seine Rechnung nehmen, aber dann auch auf alle jene Denkmale der Kunst seinen eignen Namen setzen lassen werde, da stand das Volk in seinem Ehrgeize nicht an, ihm die weiteste Vollmacht zur Verwendung des Staatsschatzes zu geben. Fortan betrachtete Athen auch die Bundesgelder als sein Eigenthum und verwendete sie anstatt gegen die Perser, sogar gegen die eigenen Bundesgenossen, ohne daß sich die entartete Demokratie ein Gewissen daraus machte.

Allein unter dem Glanze aller dieser Kunstherrlichkeiten und unter der Fülle des heitersten Lebensgenusses lag dennoch der Keim des Verderbens verborgen. Für den Ruhm der Bildung und Macht gab das athenische Volk allmählig den Rest der Sittenreinheit hin, der aus früherer Zeit noch in ihm war: es wurde mehr und mehr dünkelhaft, eitel, geschwätzig, dazu habgierig, genußsüchtig, ungerecht und hartherzig; — und daß diese Leidenschaften, die Perikles zur Erreichung seines Zieles, freilich ohne es zu wollen, theils angeregt, theils genährt hatte, den zügelnden Zaum immer weniger duldeten, mußte er, der allein im Stande war, durch seine größere sittliche Kraft die wildesten Ausbrüche derselben zu bändigen, selber noch in den letzten Zeiten seines Lebens erfahren.

8. Athens Zwingherrschaft.

Längst hatte Athen die unbestrittene Übermacht im ganzen ägäischen Meere bis in das schwarze Meer hinein, und in allen Städten und Inseln, die sein Dreizack erreichte, suchte es seine Herrschaft durch Stärkung der demokratischen Parteien in ihnen, insbesondere durch Bestellung athenischer Aufsichtsbehörden aufrecht zu erhalten. Wagte es ein bundesgenössischer Staat abzufallen, so wurde er durch die härtesten Gewaltmittel zum Gehorsam zurückgebracht, wie das früherhin schon bei Naxos 466 und bei Thasos 463 v. Chr. geschehen war, deren strenge Bestrafung, (namentlich durch Herabsetzung in den Stand der Hörigkeit und durch Vertheilung der Ländereien an athenische Ansiedler, Kleruchen genannt), auf lange Zeit die andern Staaten von Freiheitsbestrebungen zurückhielt. Sechzig athenische Schnellsegler befuhren auf des Perikles Veranstaltung Jahr aus, Jahr ein (acht Monate lang) die Meere, um, gleichsam überall gegenwärtig, die Bundesgenossen in Furcht zu halten. So war Athen nicht mehr bloß Hauptstadt von Attika, sondern Haupt- und Herrscherstadt von vielen (wie schon erwähnt, wohl an 1000) tributpflichtigen Städten, die alle seinen Befehlen zu gehorchen verbunden waren.

Bis nach Sinōpe auf der Südküste des Pontus oder schwarzen Meeres hin erstreckte sich Athens Macht; dort stürzte Perikles einen Alleinherrn und vertheilte dessen Besitzungen an 600 athenische Bürger (Kleruchen). So wie die Kleruchen auf Naxos die Ueberfahrt von Athen nach Asien, die Kleruchen auf dem Chersones „die Durchfahrt nach den östlichen Gewässern" sicherten, so sollten die Kleruchen von Sinōpe „die Befahrung der Küsten des Pontus sichern," welche die Athener von Milet übernahmen, das in einem Krieg mit den Samiern besiegt und gelähmt worden war.

Nichts desto weniger traten, als eben unter Perikles' Regierung die Bedrückungen der Bundesgenossen zunahmen, wieder Versuche einzelner Staaten hervor, sich selbständig zu machen. Acht Jahre nach der Dämpfung des oben angeführten Aufstandes der Böotier empörte sich 446 v. Chr. die reiche, für Athens Nahrungsbedürfnisse so nothwendige Insel Euböa, wurde aber von Perikles durch Bezwingung der Stadt Chalcis und durch Zerstörung von Hestiäa wieder unterworfen.

Noch war die Unterwerfung nicht vollendet, als auch 445 v. Chr. Megara abfiel und sich mit dem auf Athens Handel stets eifersüchtigen Korinth verband, während zum Schutze dieser Verbindung ein spartanisches Heer heranzog und schon verheerend in Attika eindrang, so daß Perikles dasselbe nur durch Bestechung des spartanischen Anführers zum Rückzug bewegen konnte, wie denn überhaupt durch Perikles' Hände manche Summe Geldes nach Sparta gieng, die den einen oder den andern Staatsmann daselbst bestimmen sollte, einen offenen Krieg noch zu verhindern, welchen Perikles kommen sah, und zu dessen gehöriger Begegnung er sich nur eine hinreichende Rüstungsfrist kaufen wollte. Denn schon bald nach Cimon's Tode war die Feindseligkeit zwischen Sparta und Athen, die nur nothdürftig beschwichtigt war, wieder rege geworden

und hatte sich wenigstens **mittelbar, im zweiten heiligen Krieg** 447 v. Chr. geäußert.

Unter dem Vorwand nämlich, das delphische Heiligthum gegen demokratische Eingriffe der Phocier zu schützen, in der That aber, um die Ehrenvorstandschaft daselbst zu bekommen und dadurch den Athenern, die dort das Oberpriesterthumsrecht hatten, das Gleichgewicht halten zu können, sandte Sparta Kriegsvolk nach Delphi. Aber auch Perikles war gleich herbeigezogen und verschaffte den Phociern das Vorstandsrecht. — Aber noch in demselben Jahre verlor Athen gegen eine oligarchische Partei in Böotien 447 v. Chr. die Schlacht bei Koronea und dadurch die Obmacht in Böotien.

Um Athens bedrohte Macht wieder zu befestigen und zuvörderst alle Hindernisse im eigenen Innern vollends wegzuschaffen, vermittelte nun Perikles im Jahr 445 v. Chr. **einen 30jährigen Waffenstillstand mit Sparta**, worin er mehrere peloponnesische Städte wieder frei gab, aber auch Megara wieder von den Peloponnesiern zurücktrat.

Um diese Zeit war es auch, daß Perikles, vielleicht in der Absicht, den griechischen Staaten Zutrauen einzuflößen, das Volk in Athen bewog, Gesandte an jede griechische Stadt mit der Einladung zu einem Congresse in Athen abzuschicken, auf welchem besonders die Wiederherstellung aller von den Persern zerstörten Tempel und die Sicherheit des Meeres und Seehandels für Alle besprochen werden sollte. Weil aber die Eifersucht der Spartaner und ihrer Verbündeten die Einladung ausschlug, so unterblieb die Ausführung dieses Plans.

Alsdann benützte er diese Ruhe und sein dadurch wieder erhöhtes Ansehen zum völligen Sturz der aristokratischen Partei in Athen, indem er die Verbannung des damaligen beredten Führers derselben, des oberwähnten ältern Thucydides (eines Schwagers des Cimon), und die Vernichtung seiner Hetärie (seines Anhangs) bewirkte, und auch in allen übrigen Bundesstaaten die Demokratie noch vollständiger durchzuführen suchte. Auch bot er Alles auf, um durch Vollendung der Hafenbefestigung, durch Anlegung neuer Colonieen und durch die härteste Bestrafung aller Aufstandsversuche die bedrohte Macht Athens im Innern und Äußern zu befestigen.

So zwang er persönlich in Samos die aristokratische Partei, welche dort an's Ruder gekommen war, mit einer Flotte zum Rücktritt. Und als sich hierauf dieser mächtige Seestaat, von dem persischen Statthalter zu Sardes unterstützt, 441 v. Chr. gegen Athen im Aufstande erhob, so erschien Perikles zum zweitenmal mit der Flotte vor Samos, das sich zwar 9 Monate lang auf's Äußerste vertheidigte, aber dafür nach der Übergabe gezwungen wurde, seine Mauern zu schleifen, Geißeln zu stellen und die Kriegskosten, ja fortan auch jährlichen Tribut zu zahlen.

Auch Byzanz, das dem Beispiele von Samos gefolgt und von Athen abgefallen war, wurde ohne Mühe wieder zum Gehorsam gebracht, so daß Athens Macht und Perikles Ansehen jetzt auf dem höchsten Gipfel stand.

Aber dadurch, daß Athen auf diese Weise allenthalben in das innere Staatsleben seiner Verbündeten eingriff, artete seine Hegemonie in Zwingherrschaft aus, indem es die meisten seiner Bundesgenossen als eigentliche Unterthanen behandelte, zu denen zuletzt fast alle gehörten, die nicht, wie Platää, Thespiä, Megara, Argos und andere Städte auf dem griechischen Festlande, sich auf gleiche Rechte mit Athen verbündet, oder wie Chios und Lesbos, weil sie

stets Mannschaft zu den Schiffen stellten, wenigstens den Schein der Selbständigkeit behalten hatten.

Das Unterthanenverhältniß zeigte sich besonders darin, daß solche Staaten nicht mehr das Recht über Leben und Tod ihrer Bürger hatten, sondern es Athen überlassen mußten, das sie auch zwang, ihre Prozesse unter einander vor Athenischen Gerichten auszumachen, was besonders für entfernte Bundesstaaten äußerst lästig und kostspielig war, indem sie nicht nur die Hin- und Herreise ihrer Abgeordneten bestreiten, sondern diese auch sich oft lange in Athen aufhalten mußten, bis ihre Sache vor Gericht vorkam, wobei sie nicht selten auch beim besten Rechte den guten Willen der Richter oder Stimmgebenden zu erkaufen sich genöthigt sahen.

5. Kapitel. Der peloponnesische Krieg.

1. Nächste Veranlassung zum Krieg.

Dieses zwingherrische Streben Athens einerseits, so wie anderseits die Furcht der noch freien Staaten vor seiner Bedrückung und der Grimm der bereits Unterdrückten brachte in alle hellenische Lebensverhältnisse, selbst in die Lust der Festgemeinschaften hinein, eine störende Spannung, welche natürlich von den Hauptvertretern der beiden politischen Gegensätze, dem aristokratischen Sparta und dem demokratischen Athen, am tiefsten empfunden wurde. Es bedurfte nur einer äußern Veranlassung, um, ungeachtet des bestehenden Waffenstillstandes, die unter der Asche glimmende Kriegsgluth wieder, und zwar zur vollen Flamme anzufachen.

Diese Veranlassung gab Athen durch seine Einmischung in Colonialstreitigkeiten der Korinthier, durch welche im Jahre 431 v. Chr. **der peloponnesische Krieg** herbeigeführt wurde, der für Griechenland, vorzüglich für Athen so grundverderblich wurde, während er übrigens, in einem höhern Lichte betrachtet, das Mittel ward, die engern Schranken eines kleinstädtischen Wesens zu durchbrechen und einer allgemeinern Ausbreitung griechischer Bildung Bahn zu machen, welche späterhin die Vermittlerin höherer Gotteswahrheit werden sollte.

Die auf der illyrischen Küste liegende Pflanzstadt der Corcyräer (Korkyräer) Epidamnus (das nachmalige Dirhachium, oder heutige Durazzo) wurde nämlich von den Oligarchen daselbst, welche von dem Demos aus der Stadt vertrieben worden waren und sich mit den umwohnenden Barbaren (namentlich den Taulantiern) vereinigt hatten, hart bedrängt; und weil die bedrängten Demokraten bei ihrer Mutterstadt Corcyra (jetzt Corfu) keine Hülfe fanden, wendeten sie sich um dieselbe nach Korinth, mit dessen Beiwirkung Epidamnus war gegründet worden.

Korinth, von jeher auf das seemächtige Corcyra eifersüchtig, schickte sogleich, unterstützt von Megara, Theben und noch acht andern Städten, den Epidamniern ein Kriegsheer zu Hülfe. Dadurch beleidigt, verlangte Corcyra von Epidamnus die Aufnahme der Vertriebenen und die Zurückschickung der korin-

thischen Besatzung. Da dieß verweigert wurde, eroberten 435 v. Chr. die Corcyräer die Stadt und schlugen eine herannahende korinthische Flotte.

Weil nun Korinth sich mächtig rüstete, so suchte Corcyra Athen in sein Bündniß zu ziehen; auch Korinth bewarb sich um Athen. Aber Athen, in de Voraussicht, daß mit dem zum peloponnesischen Bunde gehörenden Korinth kein dauerhaftes Verhältniß werde bestehen können, errichtete auf des Perikles Rath lieber mit den Corcyräern ein Schutzbündniß und sendete ihnen zehn Schiffe, in der Hoffnung, dadurch der peloponnesischen Seemacht Abbruch thun und ihre Seeherrschaft auch über das ionische Meer ausdehnen zu können.

Dieß begründete „nach hellenischem Rechte" noch keinen Bruch des zwischen Athen und Sparta bestehenden 30jährigen Waffenstillstandes. Der Seekrieg begann also in den corcyräischen Gewässern, und als in einer Schlacht bei der Insel Sybōta (432) die Corcyräer in's Gedränge kamen, wurden die ihnen zu Hülfe kommenden athenischen Schiffe in den Kampf mit den Korinthiern verwickelt.

Erbittert darüber suchte nun Korinth (in Verbindung mit dem macedonischen Könige Perdikkas II) die Bundesgenossen Athens auf der chalcidischen Halbinsel zum Abfall zu bringen. Unter den dortigen, Athen zinspflichtigen Städten befand sich auch Potidäa, eine korinthische Pflanzstadt, deren Abfall Athen dadurch zu verhindern suchte, daß es ihr befahl, ihre Mauern auf der Seite von Pallēne hin niederzureißen, Geißeln zu stellen und von Korinth aus keine Epidemiurgen mehr anzunehmen (so hießen gewisse obrigkeitliche Personen, welche von dorischen Mutterstädten jährlich ihren Tochterstädten geschickt wurden).

Dieses harte Verfahren beschleunigte aber gerade Potidäa's Abfall, dem nun auch andere Städte nachfolgten. Rasch verstärkte Athen seine dortigen Streitkräfte zu Land und zu Wasser, schlug ein kleines, von Korinth aus den Potidäern zu Hülfe geschicktes Heer unter den Mauern von Potidäa und begann die Belagerung der Stadt.

Nun suchte Korinth Sparta und die übrigen Peloponnesier in einer Bundesversammlung zum Krieg mit Athen zu bewegen. Da Athens Angriff auf jene Pflanzstadt keinen eigentlichen Friedensbruch in sich schloß, so suchte man, um seiner Seits den Schein eines solchen zu vermeiden, in verschiedenen andern Beschwerden gegen Athen einen „äußern Vorwand" zum Krieg. Man forderte von Athen nichts mehr und nichts weniger als die Aufhebung des Handelsverbots mit Megara, die Freigebung Ägina's, ja aller übrigen athenäischen Bündner und endlich die Austreibung der mit der alten kylonischen Blutschuld befleckten Alkmäoniden aus Athen. Mit der letzten Forderung war es auf den, von mütterlicher Seite aus diesem Geschlechte stammenden Lenker Athens, Perikles, abgesehen, auf welchen Sparta den ärgsten Haß geworfen hatte.

In dieser Versammlung der Verbündeten zu Sparta, welche auf solche Weise den Krieg gegen Athen beschloß, war es allein der alte und geachtete König Archidāmus, der vor blinder Leidenschaft warnte, weil Athen den Waffenstillstand im Grunde noch nicht gebrochen habe. Allein er drang nicht durch.

So sehr nun Perikles gerade in dieser Zeit, wo er durch seine Politik Athen auf den höchsten Gipfel der Macht und des Reichthums gehoben hatte, von seinen inwärtigen Gegnern schwer angegriffen und gekränkt worden war: so eng schloßen alle Athener sich jetzt bei der von Außen drohenden Gefahr an ihren greisen Führer an, wiesen auf seinen Rath alle jene Forderungen zurück und gaben sich unbedingt seiner Lenkung hin.

Die Kränkungen, welche Perikles hatte erleiden müssen, trafen ihn zunächst in seiner zweiten Gemahlin und in seinen Freunden. — Seine erste Gattin hatte aus einer frühern Ehe einen Sohn, den nachmals durch seinen Reichthum berühmten Kallias, und aus der Ehe mit Perikles zwei Söhne, Xanthippus und Parälus. Als aber Perikles eine in Athen sich aufhaltende Milesierin, die durch ihre Schönheit und geistreiche Unterhaltung berühmte Aspasia, kennen lernte, trennte er sich von seiner ersten Frau, die er überredete, einen andern Athener zu heirathen, und verband sich mit Aspasia, der er so leidenschaftlich anhieng, daß er außer seinen Staatsgeschäften bloß ihr lebte, wie sie denn der Mittelpunct der geistreichsten Gesellschaft war, die in seinem Hause sich einfand; selbst Männer, wie Sokrates, bewunderten ihre beredte und geistreiche Unterhaltung. Um dem Perikles nun wehe zu thun, klagten seine Gegner die Aspasia der Irreligiosität an, und nur seine flehentlichen Bitten und Thränen bewogen die Richter, sie loszusprechen.

Hierauf klagten sie seinen Freund, den Künstler Phidias, an, er habe einen Theil des Goldes, das ihm der Staat zur Verfertigung der Pallasbildsäule gegeben, veruntreut. Auf des Perikles Rath aber hatte der Künstler jenes Gold an dem Bilde so angebracht, daß man es leicht abheben und nachwägen konnte, wodurch seine Unschuld sogleich an den Tag kam. In gehässiger Weise stellten nun die Gegner den Umstand, daß Phidias auf dem Pallasschilde unter andern Figuren auch einen dem Perikles ähnlichen Kopf angebracht hatte, als eine Entweihung dar, weßhalb Phidias zum Gefängniß verurtheilt wurde, worin er bald darauf starb! — Gegen einen andern Freund des Perikles, den Philosophen Anaxagoras, wußten sie die Verbannung auszuwirken. — Auf diese Weise mußte Perikles selber den Unbestand der Volksgunst erfahren, den er durch maaßlose Erweiterung des demokratischen Princips mit hatte fördern helfen.

2. Ausbruch des Kriegs.

Gleich nach dem Abbrechen der Unterhandlungen im Frühling des Jahres 431 v. Chr. überfielen die Thebaner das mit Athen von jeher verbundene Platää, das jedoch die Thebaner wieder vertrieb und die Gefangenen hinrichtete.

Hiemit war der Anfang zu dem verhängnißvollen Kriege gemacht, den bisher Perikles auf alle Weise zu vermeiden gesucht hatte, dem er aber jetzt nicht ausweichen zu dürfen glaubte, wenn nicht durch Nachgeben Athen von seiner Höhe herabsinken sollte, wiewohl verschiedene griechische Schriftsteller diesem Staatsmanne auch eigensüchtige Absichten dabei Schuld gaben. Jedenfalls kämpfte Athen für seine errungene und bedrohte Seehegemonie, so wie dagegen Sparta seine Landhegemonie und mit ihr seinen dorisch-aristokratischen Sinn geltend machen wollte. Dazu mischten sich von beiden Seiten Leidenschaften der mannichfaltigsten Art und steigerten im Laufe des Kriegs die gegenseitige Erbitterung bis zur Zerstörung der innersten Keime des Volkslebens.

Auf Sparta's Seite waren nicht nur alle Peloponnesier, mit Ausnahme von Argos und Achaja, sondern auch Theben mit andern böotischen Städten (Platää ausgenommen), ferner Megara, Lokris und Phocis, die Insel Leukas und die Städte Ambracia und Anaktorium, so daß es eine Landmacht von 60,000 Schwerbewaffneten gegen Athen in's Feld stellte, während Athen, welches auf dem festen Lande nur auf Thessalien und Akarnanien, auf Platää und auf das von Haß gegen Sparta glühende Naupactus zählen konnte, außer seiner athenischen Besatzung nur 13,000 Mann in's Feld zu stellen hatte.

Dagegen hatte Athen eine seinen Gegnern weitüberlegene Seemacht, die es durch seine ihm unterworfenen oder mit ihm verbündeten Inseln, (darunter Chios, Lesbos, Kephallenia, Corcyra und Zakynthus) und kleinasiatischen, thrazischen und macedonischen Küstenstädte aufzustellen vermochte, ferner eine mit etwa 6000 Talenten (15 Millionen Gulden) gefüllte Schatzkammer, dazu endlich eine jährliche Steuereinnahme von 600 Talenten ($1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden).

Entferntere griechische Staaten, wie Kreta, Cyrene, im Pontus, die meisten Italioten und Massilia blieben vom Krieg unberührt. — Schon gleich im Anfang des Krieges suchte Sparta die Freundschaft des Perserkönigs, wiewohl vergebens. Athen blieb in Bezug auf Persien seinen bisherigen Grundsätzen treu und trachtete nicht nach dessen Hülfe.

Nach dem Kriegsplane des Perikles sollten die Athener das platte Land den Peloponnesiern zur Verheerung überlassen, während sie sich auf die Vertheidigung ihrer Stadt und der Hafenverbindungen beschränken, mit der Flotte die Küsten des Peloponnes angreifen und dort alles verheeren sollten. Mit Unwillen gaben die Einwohner Attika's ihr so fleißig bebautes Eigenthum den Feinden preis und zogen mit ihrer beweglichen Habe in die Stadt, wo sich die Menschenmenge dergestalt anhäufte, daß gar Viele auf öffentlichen Plätzen und in engen Winkeln ihre Wohnung aufschlagen mußten.

Als nun die Peloponnesier anfangs nur mit 16,000 Mann unter Anführung des spartanischen Königs Archidāmus i. J. 431 in Attika einfielen und alles verheerten, wollten die jungen athenischen Bürger zur Abwehr ausrücken; aber Perikles litt es nicht und ließ durch die Reiterei nur die nächste Umgebung der Stadt schützen. Erst als die Peloponnesier keine Lebensmittel mehr fanden, zogen sie wieder ab. Dagegen hatte Perikles bereits 100 Schiffe an die peloponnesische Küste geschickt und ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten lassen.

3. Die Pest in Athen und Perikles' Tod.

Im folgenden Jahre (430 v. Chr.) verheerten die Peloponnesier Attika bis zum Vorgebirg Sunium. Athen aber konnte sich wenig darum bekümmern, da in seinem Innern ein schrecklicherer Feind zu hausen anfieng. Es war dieß eine Pest, die, nachdem sie, aus dem Orient kommend, bereits Macedonien und Thessalien, Lesbos und andere Inseln durchzogen hatte, nun plötzlich in Athen um so bösartiger auftrat, weil diese Stadt übervölkert war, und die dicht zusammengedrängte, der freien Luft und gehörigen Bewegung und Pflege entbehrende Menschenmenge dem Tod ein reiches Ärntefeld bot.

Auf einen schwülen Sommer, trüben Herbst und naßwarmen Winter, darauf windstillen Frühling war ein heißer Sommer gefolgt, in welchem nun die Seuche ausbrach. Sie begann mit Kopfhitze und Augenentzündung und Bluten des Schlunds und der Zunge; dann folgte

Heiserkeit, Husten, Ergießung der Galle in den Magen, innere Fieberglut mit nicht zu löschendem Durst und Schlaflosigkeit, worauf die meisten Kranken am 7. oder 9. Tage starben. Manchen fielen ganze Glieder ab, Andere wurden blind oder verloren das Gedächtniß. Die Krankheit schien aller ärztlichen Mittel zu spotten. An allen Brunnen lagen Kranke, um dort ihren Durst zu löschen, mitten unter Sterbenden und Todten. Welch' ein schauerhafter Contrast zwischen dem Athen, das wenige Jahre zuvor noch im höchsten Genuß geistiger und materieller Güter schwelgte, und dem Athen, welchem der Schrecken der Pest jene Lust so gräßlich vergällte! Welch' ein Anblick: neben den prächtigsten Gebilden der Kunst die Jammergestalten der Sterbenden und der Modergraus der Todten! Man ließ am Ende die Kranken ohne Hülfe dahinsterben; nur die, welche die Krankheit glücklich überstanden hatten, leisteten, weil man die Krankheit nicht zweimal bekam, eifrigen Beistand. Todte und Sterbende lagen nicht bloß auf öffentlichen Wegen, sondern sogar in Tempeln in Haufen übereinander und in einem Zustande, daß die Hunde, welche sich daran machten, davon starben, während keine Geier oder andere Raubvögel je in die Nähe kamen. Beim Verbrennen oder Begraben der Leichname, das mit der größten Hast und Nachlässigkeit geschah, unterblieben alle Ceremonien.

Die Verzweiflung, welche die Athener ergriff, löste alle Bande der Ordnung und der Gesetze, und während ein Theil sich gänzlicher Empfindungslosigkeit hingab, suchten die Andern die kurze Lebensfrist, die sie vor sich sahen, in zügelloser Ausschweifung und Schwelgerei hinzubringen und, ohne Scheu vor den Göttern, zu jeglichem Frevel zu benützen, deren Strafe sie bei dem Stillstand aller Gesetze nicht fürchteten.

Um den Muth seiner Mitbürger aufzurichten und den Vorwurf seiner Feinde, daß er durch seine Maaßregeln an all' dieser Noth schuld sei, zu begegnen, hatte Perikles eine Flotte von 150 Schiffen zu einem Verheerungszug nach dem Peloponnes ausgerüstet und fuhr in eigner Person mit aus, um den Erfolg zu sichern. Allein während er Epidamnus in Argolis belagerte, wüthete die Pest, die er auf den Schiffen mitgebracht hatte, unter seiner Mannschaft so, daß er den Rückweg antreten mußte.

Unwillig über dieses Mißgeschick, verurtheilte ihn nun das Volk zu einer Strafe von 15 Talenten (36,000 Gulden) und nahm ihm seine Feldherrwürde. Perikles blieb gefaßt und aufrecht, selbst als häusliches Unglück über ihn hereinbrach, indem seine Schwester und seine beiden Söhne erster Ehe an der Pest starben. Doch als er dem Jüngern den Todtenkranz aufsetzte, entstürzten ihm, dem durch seine Philosophie so gefestigten Manne, Thränen lauten Jammers.

Gerührt übergab ihm das Volk wieder die Leitung des Staates und erlaubte ihm sogar, seinen mit Aspasia erzeugten Sohn, der dem Gesetze nach (K. 7, 5.) eigentlich nicht athenischer Bürger sein konnte, in seine Stammgenossenschaft aufzunehmen und seinen Namen auf ihn zu übertragen. Da aber ergriff ihn selber die Pest und er erlag ihr nach einem längern Krankenlager im Jahr 429 v. Chr.

Als seine noch übrigen Freunde an seinem Sterbebette, in der Meinung, er höre nicht mehr, von der Größe seines Geistes und seiner Thaten sprachen, unterbrach er, der alles gehört hatte, ihr Gespräch mit den Worten: was sie von seinem Leben rühmten, gehöre zum Theil dem Glück an; sie hätten das Beste von ihm zu erwähnen vergessen, daß nämlich kein einziger Athener durch seine Schuld je ein Trauerkleid habe anlegen müssen. — Drei volle Jahre verheerte diese Seuche Athen: dazwischen ließ sie zwar einmal ziemlich lange merklich nach, dann lebte sie

mit erneuerter Wuth wieder auf. Nachdem sie bereits die tüchtigsten Männer hingerafft hatte, dauerte sie noch länger als ein Jahr. — Unter den Genesenen befand sich der griechische Geschichtschreiber Thucydides, der uns eine treue und ergreifende Beschreibung dieser Pest hinterlassen hat. Auch ist sie uns von dem damals in Thessalien lebenden berühmten griechischen Arzt Hippokrates (aus Kos) beschrieben worden, der allenthalben hin seine Schüler aussandte, um den Leidenden durch seine Kunst möglichst zu helfen.

Der Tod dieses Staatsmannes war Athens größtes Unglück: denn nur er hatte das seinen selbstherrlichen Willen eifersüchtig wahrende Volk in freiwilliger Unterwürfigkeit zu erhalten und seine unruhige Beweglichkeit zu zügeln vermocht, und zwar, ohne dem Volke zu schmeicheln, dem er vielmehr nicht selten mit streng zurechtweisenden Worten widersprechen durfte. Ein Mann mit solchem Geiste, der zwar seine persönliche Größe, zugleich aber auch die Größe seiner Vaterstadt als Zielpunct vor Auge hatte, fand sich in Athen nicht mehr vor.

Sein Charakter hat bei Alten und Neuen entgegengesetzte Beurtheilung erfahren. Der Philosoph Plato mißbilligt seine politische Wirksamkeit und deren Einfluß auf den moralischen Charakter Athens; nur seinem intellectuellen Uebergewichte läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren, indem er ebenso, wie Thucydides, seinen „majestätischen Verstand“ rühmt, womit Perikles das Volk so lange Zeit hindurch zu leiten verstand, ohne sich von ihm leiten zu lassen. Fast alle Beurtheiler des Perikles, Feinde wie Freunde, rühmten es auch von ihm, daß er selbst bei der glühendsten Erbitterung der Parteien sich gegen seine Gegner stets milde und edelmüthig erwies, und der Stolz, dessen ihn sein gleichzeitiger Gegner, der Dichter Ion, beschuldigt und der auch aus mehreren seiner von Thucydides angeführten Reden hervorleuchtet, war mehr die aus seiner höhern Bildung, insbesondere aus seiner philosophischen Richtung und aus der großen Ueberladung mit Staatsgeschäften und Staatssorgen fließenden Zurückhaltung von allgemeiner Vertraulichkeit und damit zusammenhängender Verschmähung niedriger Mittel zur Erlangung der Gunst auch der Schlechten.

6. Kapitel. Fortsetzung des Kriegs bis zum Frieden des Nicias.

Kleon. Nicias. Brasidas.

Die zuerst nach Perikles das Ruder des Staates ergriffen — ein Flachshändler (Eukrates) und ein Schaafhändler (Lysikles), und nach diesem eines Lederhändlers Sohn, Namens Kleon — waren gemeine Schwätzer, die dem Volke auf die niedrigste Weise schmeichelten, um sich persönliche Vortheile zu verschaffen: wie denn der dreiste Schreier Kleon sieben Jahre lang durch Heftigkeit, Unverschämtheit, und Prahlerei sich Einfluß — und durch Erpressung, Veruntreuung der Staatsgelder und Bestechlichkeit sich Reichthum und Macht zu verschaffen wußte.

Nur die aristokratische Partei Athens hatte einen bedachtsamen und redlichen Leiter an Nicias (Nikias), der schon unter Perikles ein guter Heerführer war und nun nach seinem Tode das Feldherrnamt erhielt. Da er zugleich durch einen bedeutenden Antheil am laurischen Silberbergwerk sehr reich war und seine Einkünfte theils zur Befriedigung der Schaulust des Volks, theils zu freigebigen Geschenken verwendete (wodurch er sich besonders die jedem Ehrenmann gefährlichen Sykophanten oder verläumderischen Ankläger vom Halse hielt): so er-

rang er sich bald die Gunst des Volks, zumal fast alle seine Kriegsunternehmungen glücklich abliefen, indem seine Vorsicht ihn nicht leicht allzugewagte Schritte thun ließ.

Der Krieg, der eine Zeit lang mit Vermeidung eines Hauptschlages von den sich bekämpfenden Hauptmächten nur in den entfernten Gebieten der Bundesgenossen geführt wurde, nahm im Fortgang einen immer gehässigeren Character an, wie das die furchtbare Bestrafung des Abfalls der Insel Lesbos und die tückische Behandlung der Besatzung von Notion von Seiten der Athener, die Zerstörung der Stadt Platää durch die Spartaner, der Vernichtungskampf der politischen Parteien auf Corcyra, und überhaupt die in den meisten Städten wachsende Zwietracht der innern Parteien beweis't, so daß fast allenthalben feindseliges Mißtrauen, gegenseitige Verdächtigung, Rachsucht, Treulosigkeit, Verhöhnung alles Bessern und andere Frevel die Gemüther verderbten.

Als die mächtige Insel **Lesbos** damit umgieng, von Athen abzufallen und zum peloponnesischen Bunde zu treten, schloßen die Athener, während sie mit 100 Schiffen die peloponnesischen Küsten verheerten, mit 40 Schiffen die Stadt Mitylene auf Lesbos von der Seeseite ein und bekamen sie in Folge eines innern Zwiespaltes in ihre Gewalt. Bei der Berathung über die Bestrafung der eroberten Stadt, setzte Kleon den Beschluß durch, daß alle Männer getödtet, die Weiber und Kinder als Sclaven verkauft werden sollten. — Nach der Absendung des Beschlusses jedoch fühlte das Volk zu Athen Reue, und ungeachtet aller Bemühungen Kleon's, den Beschluß aufrecht zu erhalten, ward ein Gegenbefehl abgeschickt, der den übrigen Einwohnern das Leben erhielt (mit Ausnahme der bereits nach Athen geschickten Schuldigen, 1000 an der Zahl, welche Kleon sogleich hatte hinrichten lassen). Doch mußten die Mitylenäer ihre Mauern schleifen und ihre Schiffe ausliefern, allen übrigen Lesbiern, mit Ausnahme der Stadt Methymna, wurde alles Grundeigenthum genommen und an athenische Bürger vertheilt.

Nach der Einnahme von Mitylene suchte der athenische Flottenführer Paches den spartanischen Flottenführer Alcidas auf, weil er in das geschlossene Meer eingedrungen war, und wurde unterwegs von einigen Athenern, welche von den Kolophoniern aus Notion, der Hafenstadt Kolophon's, vertrieben worden waren, angerufen, sie wieder in Notion einzusetzen und die dortige arkadische Besatzung zu vertreiben. Paches legt vor Notion an und fordert den Hauptmann der Besatzung zu einer Unterredung auf, mit dem Versprechen, ihn wieder „gesund und wohlbehalten" in die Festung zurückkehren zu lassen. Als derselbe kam, hielt Paches ihn gefangen zurück, überfällt die auf sein Wort trauende, nichts sich versehende Besatzung und läßt sie über die Klinge springen. Dann führte er den Hauptmann „gesund und wohlbehalten" in die Festung, läßt ihn aber dort sogleich mit Pfeilen und Wurfdolchen erschießen.

Im dritten Jahre des Krieges wurde von den Spartanern **Platää** belagert, das vorher seine Greise, Weiber und Kinder nach Athen geschafft hatte und nur von 400 tapfern Bürgern und 80 Athenern zwei Jahre lang entschlossen vertheidigt wurde. Als der Hunger in der Stadt stieg, schlugen sich davon 220 nach Athen durch, die Uebrigen ergaben sich auf die Versicherung der Spartaner, ihr Leben schonen und nur die Schuldigen, nach vorausgegangener rechtlichen Untersuchung, bestrafen zu wollen. Auf Anstiften der Thebaner jedoch, die seit den Perserkriegen diese Stadt tödtlich haßten, wurden alle niedergehauen, und Platää, mit Ausnahme des Tempels, dem Erdboden gleich gemacht. Stadt und Gebiet wurde den Thebanern gegeben und Platää aus dem Namensverzeichnisse von Hellas ausgestrichen. — Ein anderes Beispiel schonungsloser Behandlung der Parteien untereinander bot vier Jahre später der Kampf der Aristokraten und Demokraten auf **Corcyra**: jene wurden von einer peloponnesischen,

diese von einer athenischen Flotte unterstützt. Die Aristokraten erlagen und wurden auf verschiedene Weise zum Tode gebracht. Fünfhundert, die sich auf einen Berg gerettet hatten, ergaben sich endlich den Athenern, von welchen sie aber den Corcyräern zur Bestrafung überlassen wurden, die sie in einem Gebäude einsperrten und auf die schrecklichste Weise erwürgten. (i. J. 427.)

Im fünften Jahre des peloponnesischen Kriegs wurde der athenische Feldherr Demosthenes mit einer Flotte um den Peloponnes herumgesendet, um an der Küste von Akarnanien zu operiren. Mit den Arkananiern vereinigt, verwüstete er das Gebiet von Leukas und andere Landstriche. Als er aber auch das unzugängliche Ätolien und dessen rohe, aber tapfere Bewohner angriff, entzog er sich dadurch den Beistand der Akarnanier, die mit jenen ihren schwierigen Nachbarn sich nicht verfeinden wollten. Als er daher allein in's Innere von Ätolien drang, wurde er in der ihm völlig unbekannten gebirgigen Gegend von den Ätolern geschlagen und mußte sich nach Naupactus zurückziehen, von wo er die Flotte nach Athen zurücksandte. Er selbst blieb aus Furcht vor dem Unwillen der Athener in Naupactus — zum Glück für diese Stadt, welche kurz darauf von den Ätolern und den mit ihnen vereinigten Spartanern unter Eurylochus bedroht, aber nun von Demosthenes mit Hülfe der Akarnanier gerettet wurde. Dadurch stellte sich sein Ruf in Athen wieder her, um so mehr, da er bald darauf mit athenischen Truppen und Schiffen, in Vereinigung mit den Akarnaniern, die Peloponnesier und Ambracioten in der Schlacht bei Olpä (in Epirus in der Nähe des amphilochischen Argos) besiegte. Eurylochus fiel und die Ambracioten wurden auf ihrem Rückzuge völlig vernichtet. Nunmehr kehrte Demosthenes zurück und wurde triumphirend aufgenommen und so geehrt, daß man ihm die Erlaubniß ertheilte, die Flotte zu jeder Landung an der peloponnesischen Küste zu verwenden, die er für zweckmäßig erachten würde.

Das sechste Jahr dieses Kriegs führte mannichfaltige Demüthigungen für Sparta herbei, unter welchen die empfindlichste der Verlust einer großen Zahl seiner tüchtigsten Bürger war, den ihnen die Athener beibrachten.

Um nämlich den Krieg vorzüglich nach Messenien zu spielen und von dort aus leichter in Lakonien einzufallen, hatte dort derselbe athenische Feldherr Demosthenes das alte Pylos (des homerischen Nestor) besetzt, welches an einer Bucht lag, die von der kleinen Insel Sphaktēria (die auch Sphagia hieß) geschützt wurde. Eilend kehrten die Spartaner, die eben wieder unter König Agis einen Einfall in Attika gemacht hatten, zurück und ließen jene Insel besetzen, um die nahe Flotte vom Einlaufen in die Bucht abzuhalten. Darauf griff der spartanische Feldherr Brasidas die Athener in Pylos zu Wasser und zu Land an. Allein Demosthenes widerstand tapfer und die athenische Flotte erzwang die Einfahrt in die Bucht, schnitt die Spartaner auf Sphakteria von der Landverbindung ab und schloß die Insel ein.

Bei dem Versuche, die Landung bei Pylos zu erzwingen, ward Brasidas mit vielen Wunden bedeckt, so daß er umsank und sein Schild, ihm vom Arme gleitend, über Bord in die See rollte. Auch alle weitern Angriffe der Spartaner wurden von der kleinen tapfern Schaar des Demosthenes zurückgewiesen. Es war eine merkwürdige Umkehr der gewöhnlichen Verhältnisse: die Athener, eigentlich Seeleute, fochten zu Lande, und noch dazu auf lacedämonischem Lande, gegen die Lacedämonier, diese vorzugsweisen Landkämpfer, die jetzt auf Schiffen waren und sich vergeblich bemühten, eine Landung auf ihren eigenen Küsten zu bewerkstelligen." Zu Ehren dieses Erfolges errichteten die Athener ein Siegeszeichen, dessen Hauptzierde der Schild des Brasidas war, welchen Wellen bei Pylos an's Land geworfen hatten.

Diese gefährliche Lage bestimmte die Spartaner, mit Demosthenes einen Waffenstillstand zu schließen und in Athen um einen Frieden anzusuchen. Kleon

aber bewog die Athener so harte Bestimmungen zu stellen, daß die Unterhandlungen rückgängig wurden. Als sich die Einnahme der Insel in die Länge zog, weil auch die Belagerer Mangel litten, und die Athener den Kleon wegen Zurückweisung der Friedensanträge Vorwürfe machten: so beschuldigte dieser die Feldherren der Feigheit und meinte, er wolle die Insel bald haben. Da nahmen Nicias und das Volk den Großsprecher beim Wort und nöthigten ihm zu seinem Schrecken den Oberbefehl auf. Ein ihm selbst unerwarteter Erfolg aber wandelte dießmal seine Prahlerei in Wahrheit. Von Demosthenes unterstützt, eroberte er mit überlegener Macht die Insel und brachte innerhalb 20 Tagen die Besatzung von Sphakteria, soweit sie vom Schwerte verschont geblieben war, 300 an der Zahl, darunter 120 der angesehensten spartanischen Bürger, gefangen nach Athen; sie sollten dort bis zum Frieden in Verwahrung bleiben.

Auch die mit Sparta verbündete wichtige Insel Cythēra nahmen die Athener ein, von wo aus sie nun die peloponnesischen Küsten desto leichter verheeren konnten. Selbst nach Sicilien, wo sich ionischer und dorischer Gegensatz bekämpften, sandten die Athener eine Flotte, um dem Peloponnes die Getreidezufuhr abzuschneiden und wo möglich Eroberungen zu machen. Obgleich nun dieser Seezug vergeblich war, da die Kriegsparteien in Sicilien bald wieder Frieden untereinander machten, so hoben doch jene anderen Siege den Stolz der Athener so sehr, daß sie die von Sicilien zurückkehrenden Feldherren zur unverschuldeten Strafe zogen, und des Glaubens waren, nichts könne ihnen mehr widerstehen, da selbst die Spartaner muthlos geworden waren. Indeß blieb auch ihnen die Demüthigung nicht aus.

Denn von da an wandte sich das Glück der Athener. Zuerst wurde, als sie eben der demokratischen Partei in Böotien zur Einführung der Demokratie verhelfen wollten und mit denselben Delium besetzt hatten, ihr Heer auf dem Heimweg von Delium von der aristokratischen Partei der Böotier geschlagen, und Delium selbst gieng 17 Tage nach der Schlacht an die Böotier wieder verloren.

In dieser Schlacht focht auch der Philosoph Sokrates mit. Seine Tapferkeit ward mit Grund gerühmt: denn noch früher bei Potidäa hatte er Geduld, Ausdauer und persönlichen Muth bewiesen. Er und sein Freund Laches gehörten zu den Hopliten, die beim Rückzug von Delium, anstatt ihre Waffen wegzuwerfen und zu fliehen, in den Reihen blieben, so daß die verfolgende Reiterei es nicht wagte, sie anzugreifen. Sokrates selbst wurde dabei von seinem Schüler Alcibiades, der in der athenischen Reiterei diente, sorgsam unterstützt.

Darnach schickten die Spartaner den Brasĭdas, diesen durch Redlichkeit sowohl, als durch Tapferkeit ausgezeichneten Feldherrn, auf Bitten der von Athen abgefallenen chalcidischen Städte, mit einem Söldnerheere dorthin nach Thrazien, um auch die übrigen, den Athenern bis jetzt noch treu gebliebenen Städte zum Abfall zu bringen. Bald hatte Brasidas durch sein Vertrauen erregendes Benehmen einige Städte, darunter Amphipolis, auf seine Seite gebracht, als die Athener den Kleon mit einem Heere dahin schickten, um den Fortschritten des Brasidas Einhalt zu thun.

Weil Thucydides, der die Flotte befehligte, damals, als das für die Athener so wichtige Amphipolis verloren gieng, mit der Flotte nach der Insel Thasos gesegelt war, anstatt von Eion aus (an der Mündung des Strymon) die Beschützung jener Stadt zu besorgen, so wurde er von den Athenern auf 20 Jahre verbannt. Während dieser Verbannung schuf er sein großes Geschichtswerk.

Zwar gelang es dem Kleon, einige Orte wieder in seine Gewalt zu bekommen; aber als er sich mit den Spartanern i. J. 422 in eine Schlacht bei Amphipolis einlassen mußte, wurde er geschlagen und fiel selbst auf der Flucht. Aber auch der edle Brasidas hatte in dieser Schlacht den Heldentod gefunden, so daß die Spartaner ihren Sieg nicht benutzen konnten.

Brasidas hatte den linken Flügel der Athener in die Flucht geschlagen und war eben im Begriff, sich gegen den rechten zu wenden, als er tödtlich verwundet wurde. Er wurde, ohne daß es die Feinde bemerkten, vom Schlachtfelde getragen. Den Angriff auf den rechten Flügel führte nun Klearidas aus. Sogleich verlor Kleon die Geistesgegenwart und floh, wurde aber von einem thrazischen Peltasten eingeholt und erschlagen. Die Athener verloren 600 Hopliten, während von den Siegern nur 7 Mann umkamen. Brasidas erfuhr noch vor seinem Sterben in Amphipolis den Sieg der Seinen. Die dankbaren Amphipolitaner widmeten ihm nachher einen Heroendienst mit jährlichen Spielen und Opfern.

Mit dem Tode des Demagogen Kleon hatte die wilde Kriegspartei in Athen ihren Halt verloren; Nicias aber, welcher nun wieder das größte Ansehen genoß, war stets mehr zum Frieden geneigt gewesen. Und da vorzüglich in Sparta der König Pleistŏnax, um sich wider seine Gegner zu halten, des Friedens bedurfte, und auch viele Spartaner, deren Verwandte in Athen unter den auf Sphakteria Gefangenen sich befanden, um deren Befreiung willen den gleichen Wunsch hegten: so wurde nach einer halbjährigen Unterhandlung hauptsächlich durch die Vermittlung des Nicias im Jahre 421 v. Chr. (dem eilften Jahre des Krieges) ein fünfzigjähriger Frieden zwischen Athen und Sparta aufgerichtet, dem alle Staaten, mit Ausnahme von Böotien, Korinth, Megara, Elis und Argos, sich anschloßen. Die Athener gaben die Gefangenen frei und sollten den Peloponnes räumen; die von Athen abgefallenen Städte sollten wieder in die Syntelie, d. i. in das Beitragsverhältniß zu Athen treten, im Übrigen aber das Recht der Unabhängigkeit genießen. Dagegen erhielt Athen die thrazischen Küstenstädte mit Einschluß von Amphipolis zurück. Und um diesen Frieden gegen die Nichtbeigetretenen zu schützen, schloßen Athen und Sparta nun sogar ein Bündniß miteinander.

7. Kapitel. Erneurung und Fortsetzung des Kriegs bis zu seinem Ende.

Neue Verwicklungen. Alcibiades.

Da aber dieses Bündniß Sparta's mit Athen ohne Theilnahme der Peloponnesier, also eigentlich wider den Grundsatz des peloponnesischen Bundes, erfolgte, so schloßen aus Argwohn und Furcht das aristokratische Korinth und das demokratische Argos (letzteres in der Hoffnung, dadurch an die Spitze eines peloponnesischen Bundes treten zu können) ein Bündniß miteinander, in welches sie auch Mantinēa (in Arkadien), Elis und die chalcidischen Städte,

die nicht mehr unter das athenische Joch wollten, zu ziehen wußten. Weil aber die Böotier, auf die man hiebei bestimmt gerechnet hatte, sich nicht zum Beitritt verstanden, so hielt es Argos für gerathen, wieder das Bündniß mit Sparta zu suchen.

So fehlte es nicht an Stoff zu fortwährendem gegenseitigen Argwohn, wie denn z. B. Athen aus Mißtrauen gegen Sparta sich nicht entschließen konnte, das so lange her besetzte Pylos herauszugeben. In Athen besonders wurde es den Machthabern immer schwieriger, das eigenwillige Volk zu regieren, das nur auf den hörte, der seinen Launen und Leidenschaften, seiner Eitelkeit und Sinnenlust zu schmeicheln verstand. Vergebens geißelte Aristophanes in seinen Lustspielen die Thorheiten der Athener; vergebens zeigte ihnen der weise Sokrates durch Leben und Lehre den Weg der Tugend. Leichtsinnig gab das Volk sich zuletzt der Leitung eines Mannes hin, dessen Character im Guten, wie im Schlimmen ein treues Abbild des damaligen athenischen Wesens war.

Es war dieß der junge ehrgeizige **Alcibiades**, der die gespannten Verhältnisse zu benützen suchte, um den Krieg wieder anzufachen, durch welchen er sich in Athen emporzuschwingen gedachte. Seine hohe Abkunft, sein großer Reichthum, seine körperliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit, sein geistreichwitziges und einnehmendes Wesen machten ihn frühe zum Liebling des Volks; sein kecker Übermuth, der nichts für unerlaubt hielt; seine Lustbegier, welche keine sittlichen Schranken achtete; seine Eitelkeit, die nach immer neuer Befriedigung suchte; sein gränzenloser Leichtsinn, auf den selbst die Unterweisung seines Lehrers und Freundes, des weisen Sokrates, nur kurz vorübergehenden Eindruck machte: — alles dies machte ihn zum gefährlichsten Leiter eines Volkes, von dessen Wesen er selbst das getreueste Abbild, der concentrirteste Ausdruck war.

Alcibiădes, ein naher Verwandter des Perikles, leitete sein Geschlecht von dem Telamoniden Ajax ab und hatte ein überaus großes väterliches Vermögen, das sich alsdann durch seine Ehe mit des reichen Kallias Schwester um 10,000 Talente (ohngefähr 26 Mill. Gulden), mit der Anwartschaft auf noch einmal so viel, vermehrte. — Als Knabe schon machte er durch seinen zügellosen Muthwillen Aufsehen; und was er Loses und Keckes that, wurde von dem leichtsinnigen Volke bewundert. Als Jüngling überließ er sich, von Schmeichlern umgeben, allen Ausgelassenheiten eines genußsüchtigen Lebens, durch welche er die Unschuld und die Ehre Vieler kränkte. So z. B. rühmte er sich gegen seine Trinkgesellschaften, er wolle dem Hipponĭkus, einem angesehenen und reichen Manne, auf öffentlicher Straße einen Schlag in's Gesicht geben, und führte wirklich den frechen Streich aus; am andern Tag, als er merkte, daß die ganze Stadt darüber empört war, bat er denselben freiwillig und so demüthig ab, daß dieser ihm verzieh und ihm seine Tochter, eben jene Schwester des Kallias, zur Gattin gab. — Als dieselbe nachher, durch seine Ausschweifungen gekränkt, vor Gericht auf Scheidung drang, erschien er, umfaßte sie und trug sie nach Haus, ohne daß man ihn zu strafen wagte; sie aber starb nachher vor Gram.

Zwar genoß er schon als Jüngling den lehrreichen Umgang des Sokrates, der, wie so manchen andern Jüngling, auch ihn von dem allgemeinen Verderben zu retten suchte, und wirklich zeigten sich, nach jeder Unterredung mit dem Weisen, Spuren eines Eindrucks, zumal das Band des Wohlwollens zwischen ihnen durch gegenseitige Lebensrettung befestigt worden war, indem Sokrates in der Schlacht bei Potidäa den verwundeten Alcibiades vertheidigt hatte, und dieser, sieben Jahre nachher, bei einer Niederlage der Athener durch die

Böotier bei Delium (wie schon Kap. 6. erwähnt wurde) seinem Lehrer das Leben erhielt. Allein sein Leichtsinn ließ jene Lehren keine Wurzeln fassen und riß ihn immer bald wieder zur Verletzung alles sittlichen Anstandes und aller gesetzlichen Ordnung hin. Ohnedieß genoß er nicht den Umgang des Sokrates allein, sondern gieng auch mit den Sophisten Perdikus und Protagoras um.

Ob er gleich noch nicht das gesetzmäßige Alter für höhere Staatswürden hatte, so buhlte er doch schon (z. B. durch verschwenderische Freigebigkeit in der Choragie) um die Gunst des Demos, durch den er mit listiger Kühnheit die Lenkung des Staats in die Hand zu bekommen suchte.

Um sich den Ruhm der Friedensvermittlung zwischen Athen und Sparta zu verschaffen, hatte es Alcibiades nicht an Gefälligkeit gegen die auf Sphakteria gefangenen Spartaner fehlen lassen und sich bei den Friedensverhandlungen mit den spartanischen Gesandten vorgedrängt. Weil diese aber lieber mit dem älteren und ernsteren Nicias verkehrten, so faßte er einen Groll gegen Sparta und suchte sich nun dadurch zu rächen, daß er die Athener bewog, ein Bündniß mit Argos einzugehen; und als die Spartaner dieß durch eine Gesandtschaft nach Athen zu verhindern suchten, überlistete er dieselbe auf eine frech lügenhafte Weise und brachte, ungeachtet aller Gegenbemühungen des besonnenen Nicias, den Abschluß des Bündnisses mit Argos (auf 100 Jahre) zu Stande (420 v. Chr.).

Die drei spartanischen Gesandten nämlich waren mit einer vollständigen Vollmacht zum Abschluß eines Bündnisses nach Athen gekommen und hatten davon dem Nicias und dem Senat bereits Mittheilung gemacht, bevor die Sache der Volksversammlung vorgelegt wurde. In der Absicht nun, die Annahme ihres Anerbietens in der Volksversammlung zu verhindern, verschaffte er sich eine geheime Unterredung mit jenen Gesandten, stellte sich, als sei er ein Lakonenfreund und rieth ihnen, vor der Volksversammlung ihrer Vollmacht nicht Erwähnung zu thun, weil sonst die Athener in Wuth ausbrechen würden, er wolle schon ihr Gesuch beim Volke unterstützen und dasselbe zur Herausgabe von Pylos (das die Gesandten als Gegenbedingung verlangten) unterstützen. Die Gesandten, erfreut, einen Mann, wie Alcibiades, der als Lakonenfeind bekannt war, so wohlgesinnt gegen Sparta zu finden, willigten ein, von ihrer Vollmacht nichts zu sagen. Als nach der Eröffnung der Volksversammlung die Gesandten ihren Antrag vorgebracht hatten, nahm Alcibiades das Wort und fragte sie laut und mit besonderer Ruhe, ob sie vollkommene Vollmacht zur Abschließung mitgebracht hätten? Als sie dieß verneinten, war Alles bestürzt, besonders Nicias und der Senat, die vom Gegentheil wußten. Da brach das Volk, das auch schon das Gegentheil erfahren hatte, über die Doppelzüngigkeit der Spartaner los, und Alcibiades stellte sich, als ob er das Staunen der Menge theile, klagte sie noch lauter der Treulosigkeit und böslichen Absichten an und rief in seiner Unverschämtheit, man solle lieber mit den Gesandten von Argos ein Bündniß abschließen. Dieser Abschluß wäre auch gleich erfolgt, wenn nicht ein Erdbeben genöthigt hätte, die Versammlung zu vertagen. — Nicias beruhigte nun zwar das Volk wieder und wurde als Gesandter nach Sparta geschickt; allein dieses war nun gekränkt und gieng nicht auf seine Vorschläge ein. Und so gelang es dem Alcibiades, das athenische Volk zu einem Bündniß mit Argos zu vermögen.

Dadurch entstand zwischen Sparta und Athen wieder ein so gespanntes Verhältniß, daß der Friede kaum ein Waffenstillstand genannt werden kann, weil die Athener von Pylos aus sogar wieder Streifzüge nach Lakonien machten, Argos aber von Sparta bekriegt und bei Mantinea 418 besiegt wurde, wogegen die Athener die Insel Melos, welche nicht zum athenischen

Bunde treten wollte, 416 bezwangen und sie auf des Alcibiades Rath, nach dem Hinschlachten ihrer männlichen Einwohner, athenischen Colonisten gab.

2. Der Seezug der Athener gegen Sicilien. (Syrakus.) Verbannung des Alcibiades.

Den eigentlichen Wiederausbruch des Krieges führte aber i. J. 415 v. Chr. die große See-Expedition der Athener nach Sicilien herbei, zu welcher Alcibiades die leichtgläubigen Athener jener Zeit, durch die Vorspiegelung einer leichten und ausgedehnten Eroberung nicht nur dieser Insel, sondern auch Karthago's und Libyens und dadurch zuletzt auch des Peloponnes zu bringen wußte.

Veranlassung zu diesem Zuge gab eine Gesandtschaft der sicilischen Stadt Egesta, welche die Athener um Hülfe bat gegen die ihr feindliche Stadt Selinus und gegen das mit derselben verbundene Syrakus. Man hatte es also eigentlich mit Syrakus zu thun, das noch immer die mächtigste Stadt auf Sicilien war.

Syrakus war eine 735 v. Chr. gegründete dorische Niederlassung und wurde durch ihren, für den Handel so geeigneten Doppelhafen bald unter den sicilischen Städten dem Rang nach die erste. Sie hatte anfangs aristokratische Verfassung, indem die Gamoren oder ursprünglichen Grundbesitzer die Regierung in den Händen hatten. Allmählig bekam der Demos (die Gemeinfreien) die Übermacht und vertrieb die Aristokraten. Während der darauf folgenden Anarchie (Ordnungs- und Gesetzlosigkeit) versuchten es die Vertriebenen, mit Hülfe **Gelon's**, Königs von Gela, sich wieder in Syrakus festzusetzen. Allein das Volk, um sich den Gamoren nicht wieder unterwerfen zu müssen, übertrug lieber dem Gelon die Herrschaft (485 v. Chr.). Dieser übte seine Tyrannis oder Alleingewalt mit weiser Mäßigung, erweiterte die Stadt durch Aufnahme von 10,000 Familien aus Gela, Kamarina (Kamerina) und Megara, dehnte allmählig seine Herrschaft über die meisten andern Städte Siciliens aus und vereitelte durch seine bedeutende Land- und Seemacht, die Absichten der Karthager, welche Versuche machten, sich auf Sicilien niederzulassen, indem er sie in der Schlacht bei Himĕra 480 v. Chr. besiegte.

Nach seinem Tode folgte ihm sein Bruder **Hiero** I (der bis dahin über Gela regiert hatte) in der Tyrannis von Syrakus, die er jedoch mit weniger Mäßigung als sein Bruder übte und durch viele gewaltthätige Handlungen bezeichnete. Er liebte den Glanz und Ruhm und versammelte einen Kreis von Dichtern und Künstlern um sich, in welchem Pindar, Äschy̆lus, Simonides, Bacchilides und Epichareus glänzten. Als er 461 v. Chr. starb, folgte ihm sein Bruder Thrasybūlus. Dieser machte sich durch Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger so verhaßt, daß, als er Söldner in seine Dienste nahm, um seine Tyrannis zu stützen, das Volk ihn verjagte und nach seinem Sturze die Demokratie einführte.

Dabei kam es aber zu bürgerlichen Unruhen, die mit Ausweisung der durch Hiero eingebürgerten Fremden endete, wodurch jedoch Syrakus bedeutend an Kraft verlor. Verschiedene Versuche Einzelner, sich zu Alleinherren zu machen, führten zu einer, dem attischen Ostracismus ähnlichen Maßregel, dem Petalismus, welcher aber einer völligen Ochlokratie oder Pöbelherrschaft Vorschub that, so daß er wieder aufgegeben wurde. Den fortgesetzten Kampf zwischen der demokratischen und aristokratischen Partei benützten hierauf die bisher von Syrakus abhängig gewesenen sikulischen Städte und machten sich frei. Das Gleiche versuchten auch andere sicilisch-griechische Städte und baten, weil sie allein den Kampf nicht zu bestehen wagten, die Athener um Hülfe, die schon früher einmal, um aus dieser Verwirrung Vortheil zu ziehen, eine Flotte abgesendet, aber (wie Kap. 8. berichtet wurde) nichts ausgerichtet hatten.

An diese Gelegenheit nun knüpfte sich jener Schwindelplan des Alcibiades, wogegen Nicias sowohl, als auch **Sokrates** mit Warnungen und Unglücks-

weissagungen vergebens ankämpften. Das eitle Volk, immer lieber dem folgend, der ihm die größten Versprechungen machte, überließ dem Alcibiades die Führung der Flotte von 60 Kriegsschiffen, ordnete ihm aber noch zwei Feldherren zu, den vorsichtigen Nicias und den tapfern Lamachus, der jene beiden vermitteln sollte. Um die Sache noch zu hintertreiben, stellte Nicias dem Volke vor, daß er zu einer so großen Unternehmung eine dreimal so große Flotte und eine bedeutende Landmacht nöthig habe, und siehe, das Volk bewilligte auf der Stelle noch 134 Dreiruder und 40 Transportschiffe, nebst einer Mannschaft von 5100 Schwerbewaffneten und mehr als 3000 von anderer Waffengattung, so daß dieses die größte Flotte war, die Athen jemals ausgesendet hatte.

Schon war Alles zur Abfahrt bereit, als in der Nacht vor der Abfahrt die vielen Hermesſäulen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen Athens verstümmelt wurden und diese frevelhafte Verletzung des Heiligen Jedermann empörte. Da Alcibiades durch sein gränzenlos übermüthiges Wesen eine große Partei in Athen (nicht nur die Aristokraten, an deren Spitze Thessălus, Cimon's Sohn, stand, sondern auch viele Demokraten, darunter den Demagogen Androkles) wider sich hatte: so war diese bemüht, denselben als den Thäter hinzustellen und durch Hinweisung auf seine sonstigen muthwilligen Verletzungen öffentlicher Ordnung dem Volke glaubhaft zu machen, daß damit ein Angriff auf die bestehende Verfassung beabsichtigt worden sei. Alcibiades verlangte sogleich Untersuchung und wollte bis zum Ausgange derselben bleiben. Aber seine Gegner, in der Hoffnung, den Abwesenden besser stürzen zu können, drangen auf Vertagung, damit der Feldzug nicht aufgehalten würde, und so mußte Alcibiades mit der Flotte absegeln, die unter großem Schaugepränge des mit Hoffnungen auf den besten Erfolg erfüllten Volkes unter Segel gieng.

Schon hatte Alcibiades auf Sicilien Katăna (jetzt Catanēa und Catania) besetzt, und war eben im Begriff, wider die Ansicht des Nicias, der bloß die Egestaner und Selinuntier aussöhnen und dann wieder zurückkehren wollte, Messana und andere griechische Städte daselbst auf seine Seite zu ziehen und die den Syrakusanern unterworfenen Sikuler zum Abfall zu reizen: da brachte ihm ein nachgesandtes atheniſches Staatsschiff (im Aug. 415) den Befehl, sich in Athen zur Verantwortung der wider ihn erhobenen Klage der Gottlosigkeit zu stellen, und zwar nicht nur wegen Umstürzung der Hermen, sondern auch wegen der Entweihung der eleusinischen Mysterien, die er mit seinen leichtsinnigen Gesellen durch Nachahmung der heiligen Gebräuche (s. IV. 5, 6.) verspottet haben sollte.

Überzeugt, daß es seine Feinde auf sein Verderben angelegt hätten, und bekannt mit dem Unbestand der Volksgunst, entfloh Alcibiades auf der Rückkehr in der Nähe von Thurii in Unteritalien an das Land und verbarg sich. Als er nachher erfuhr, daß er in Athen zum Tode verurtheilt und durch die Priesterschaft verflucht, überdieß sein Vermögen eingezogen worden sei, rief er aus: „Ich werde ihnen zeigen, daß ich lebe! und gieng nach Argos und von da nach Sparta, um — von dort aus seiner Vaterstadt so viel wie möglich zu schaden.

3. Alcibiades in Sparta. Unglück Athens auf Sicilien.

Bald hatte er sich die Gunst der Spartaner dadurch gewonnen, daß er sich gewandt in ihre strenge Lebensweise schickte, ihren Frauen schmeichelte und ihren Ephoren die unfehlbarsten Rathschläge zum Verderben Athens gab. Er rieth ihnen, anstatt der jährlichen Einfälle in Attika lieber durch Besetzung und Befestigung der zwischen Athen und Theben liegenden Stadt Dekelīa (Dekeleia) festen Fuß zu fassen, wodurch den Athenern der Landverkehr erschwert und großer Schaden durch anhaltendere Verheerung des Landes und vermehrte Entziehung der Sclaven verursacht wurde. Er bestimmte sie, Syrakus im Kampf gegen die Athener auf Sicilien zu unterstützen; er trieb sie an, ihre Seekräfte zu verstärken, um nach der Seeherrschaft zu ringen, so daß zunächst eine spartanische Flotte mit Hülfe der Überredungskünste des Alcibiades verschiedene Inseln, darunter Chios, und bedeutende Städte, wie Milet, zum Abfall von Athen verleitete. Endlich brachte er Sparta sogar dahin, daß es die schwere Schuld auf sich lud, durch seine Vermittlung mit den persischen Statthaltern Pharnabázus (im Hellespont) und Tissaphernes (in Jonien und Karien) ein Bündniß zu unterhandeln, um mit persischer Hülfe Athen zu unterwerfen.

Durch alles dieses geriethen die Athener in eine um so schlimmere Lage, als unterdeß ihre Unternehmung auf Sicilien, ungeachtet sie dorthin neue Verstärkungen geschickt hatten, durch den gänzlichen Untergang der Flotte und des Heeres völlig gescheitert und ihre Kraft durch diesen furchtbaren Verlust auf das Äußerste erschöpft war.

Nach des Alcibiades Abgang aus Sicilien hatten sich nämlich Nicias und Lamachus in die ihnen mitgegebene Streitmacht getheilt und waren anfangs in Gefechten mit den Syrakusanern glücklich. Aber erst nach einem Jahre schritten sie zur Einschließung der großen, wohlbefestigten und bevölkerten Stadt von der Land- und Seeseite her. Während die Syrakusaner bei dem stammverwandten Sparta und Korinth um Hülfe nachsuchten, bemühten sich die athenischen Feldherren Karthago und die Etrusker in Italien zu gewinnen, — wie denn überhaupt in diesem Kriege auf Sicilien fast alle in Griechenland selbst sich feindlich gegenüberstehenden Parteien durch dahin strömende Kriegsleute auf beiden Seiten gleichsam ihre Vertreter hatten.

Obgleich Lamăchus bei einem Angriffe fiel, so betrieb Nicias doch die Einschließung so gut, daß die Syrakusaner schon Unterhandlungen mit ihm anknüpften, als ihnen plötzlich der spartanische Feldherr Gylippus mit korinthischen und italischen Schiffen und mit spartanischer, böotischer und anderer Mannschaft zu Hülfe kam, und sie nun im Stande waren, den kranken (an Steinschmerzen leidenden) Nicias in seinem Lager hart zu bedrängen. Zwar verloren sie zur See eine Schlacht, nahmen aber dafür auf dem Lande drei feste Plätze mit großen Geld- und andern Vorräthen weg.

Endlich kam Hülfe aus Athen: 73 Schiffe mit bedeutender Mannschaft, unter Anführung des Demosthenes und Eurymedon. Ohne Verzug erstürmte Demosthenes in einer Nacht eine Verschanzung, wagte sich aber auf dem ihm unbekannten Boden zu weit vor, so daß er von dem, ihm an Zahl überlegenen Feinde i. J. 413 eine furchtbare Niederlage erlitt, welche der ganzen Unternehmung eine nachtheilige Wendung gab. Da nun auch Krankheiten im athenischen Lager einrissen, so drang Demosthenes auf Rückkehr nach Athen; Nicias aber konnte sich nicht dazu entschließen, weil er vom athenischen Volke Bestrafung fürchtete.

Demosthenes drang nun darauf, wenigstens das Lager in eine gesundere Gegend zu verlegen: aber erst, als die Syrakusaner, durch Zuzug von Sparta und andern Orten her verstärkt, mit einem Hauptangriff drohten, gab Nicias nach, und schon war Alles zum Abzug bereit, als eine Mondsfinsterniß eintrat, welche den Nicias, auf Befragen der Zeichendeuter, noch zu bleiben bestimmte. Dieses Benehmen flößte den Syrakusanern solche Verachtung ein, daß sogar Knaben in Kähnen die auf der andern Seite des Hafens still liegenden Schiffe der Athener neckten, bis das Auffangen eines dieser Knaben einen Seeangriff von Seiten der Syrakusaner herbeiführte, worin sie Sieger blieben.

Nun sperrten sie den athenischen Schiffen die Ausfahrt aus dem Hafen, und als Demosthenes sie erzwingen wollte, ward er völlig geschlagen und nur ein Theil der Mannschaft rettete sich in's Lager des Nicias.

Um nicht ganz zu Grunde zu gehen, mußte selbst Nicias zum endlichen Abzug sich entschließen; aber durch feindliche List getäuscht, zögerte er noch so lange, daß Gylippus Zeit gewann, voranzuziehen und ihnen die Abzugswege zu versperren. Unter Jammern und Klagen der zurückgelassenen Kranken erfolgte der Abzug in der traurigsten Verfassung. Bald aber geriethen sie in die gelegten Hinterhalte und durch furchtbare Verluste in eine solche Noth, daß Demosthenes sich das Leben zu nehmen versuchte, und endlich selbst Nicias, der, obgleich selber krank, doch das Äußerste gethan hatte, die Noth der Seinen zu lindern, sich auf die Bedingung der Schonung ergab und mit 7000 M., die von 40,000 M. übrig geblieben waren, im Triumph nach Syrakus geschleppt wurde.

Das Loos der Gefangenen war schrecklich: die beiden Feldherren wurden, obgleich Gylippus selbst sich für ihr Leben verwendete, von den Syrakusanern zum Tode verurtheilt. Als der Feldherr der Syrakusaner Hermokrates, der sich ebenfalls vergebens diesem harten Beschlusse entgegengesetzt hatte, gewahrte, daß er nicht mehr abzuwenden war, ließ er noch vor dem Schlusse der Verhandlung den Gefangenen insgeheim die Nachricht davon mittheilen und durch die Schildwache die Mittel verschaffen, durch eigne Hand zu sterben. Ihre Leichname wurden vor den Stadtthoren öffentlich zur Schau ausgestellt, und der Tag der Gefangennehmung des Nicias zu einem jährlichen Feste erhoben.

Die andern Gefangenen wurden in die Steinbrüche (Latomien) gesperrt, wo sie binnen zwei Monaten, der Tagessonne und Nachtkälte ausgesetzt und an allem Nöthigen Mangel leidend, größtentheils verschmachteten, so daß nur Wenige als Sclaven

verkauft werden konnten. Von diesem letztern Loos wurden indeß Athener, Sikelioten und Italioten ausgenommen.

Das war der traurige Ausgang einer mit so großen Opfern und so glänzenden Hoffnungen begonnenen Unternehmung! — Eben saßen die Athener im Theater und ergötzten sich an einem Lustspiele, als die erste Nachricht von diesem Schlage anlangte, bei welchem so Viele durch den Tod oder die Gefangenschaft von Freunden oder Verwandten betheiligt waren. Um aber die Größe ihres Verlustes vor den anwesenden Fremden nicht merken zu lassen, blieben sie sitzen und verbargen ihre Thränen in die vorgehaltenen Mäntel.

4. Sparta im Bündniß mit Persien. Alcibiades' Versöhnung mit Athen und siegreiche Rückkehr.

So auf allen Seiten durch die, von Alcibiades geleitete Politik Sparta's zu Verlust gebracht, nahm das gebeugte Athen seinen letzten „Nothpfennig" (1000 Talente) und rüstete eine Flotte aus, welche dann nach Samos segelte und wenigstens diese wichtige Insel sammt Lesbos (wo sie Methymna, dieses „Hauptbollwerk" Athens in diesem Kriege, wieder eroberte) vor dem Abfall bewahrte.

Während dessen betrieben die Spartaner, deren Flotte bereits von persischem Gelde unterhalten wurde, durch den Alcibiades den Vertrag mit Tissaphernes. Weil aber in diesem Vertrage die Anerkennung persischer Ansprüche auf alles ehemals in ganz Griechenland Besessene ausgesprochen war, so nahm Sparta Anstand, ihn zu genehmigen, und Tissaphernes brach die Unterhandlungen ab.

Dieses Hinderniß, welches Alcibiades vielleicht absichtlich herbeigeführt hatte, benützte nun derselbe, sich aus der Verbindung mit Sparta zurückzuziehen, weil ihm von dem spartanischen Könige Agis (mit dessen Gemahlin Alcibiades zu vertraut gestanden hatte), so wie auch von andern bedeutenden Männern in Sparta, die auf seinen Einfluß daselbst eifersüchtig waren, Lebensgefahr drohte. Er begab sich daher nach Milet zu Tissaphernes und suchte diesen ohnedieß treulosen Character zu bereden, mit der Unterstützung für Sparta zurückzuhalten, weil ihm jetzt die Athener weniger gefährlich wären, als die Spartaner. Da sich jener nicht entschied, besprach Alcibiades sich insgeheim mit den meist aristokratisch-gesinnten Führern der bei Samos liegenden athenischen Flotte, daß sie in Athen, wo man längst das Verfahren gegen ihn bereut hatte, durch Entfernung der dort ihm feindlichen Demagogen und durch Beschränkung der demokratischen Verfassung seine Zurückberufung erwirken sollten.

Diese nicht leichte Aufgabe übernahm Pisander: er suchte den Athenern eine Oligarchie annehmlich zu machen und erhielt von den Oligarchischgesinnten, worunter sich Theramĕnes befand, den Auftrag, mit Alcibiades zu unterhandeln. Weil aber unterdeß zwischen dem Tissaphernes und den Spartanern dennoch ein neuer Vertrag auf andern Grundlagen zu Stande gekommen war, so ließ Pisander den Alcibiades aus dem Spiele und versuchte zuerst auf verschiedenen Inseln eine oligarchische Verfassung einzuführen. Diese

Inseln traten aber gerade darum lieber auf Sparta's Seite, das nun mit persischer Hülfe auch mehrere hellespontische Städte den Athenern entriß.

Da beschleunigten die Oligarchen zu Athen die Verfassungsänderung, jagten den alten Rath mit Gewalt auseinander und richteten eine Oligarchie ein, die aus einem Rath von Vierhundert bestand, welcher die Volksversammlung auf 5000 von seiner Wahl und seinem Willen abhängige Bürger beschränkte. Weil diese Oligarchen jedoch mit Grausamkeit verfuhren, so hatten sie das Flottenheer in Samos gegen sich, das sogleich andere, mehr demokratisch-gesinnte Feldherren, Thrasyllus und Thrasybūlus, an seine Spitze stellte.

Als nun aber sogar auch Byzanz von Athen abfiel, wurde selbst das Heer geneigt, den Alcibiades bei sich aufzunehmen und ihm die Flottenführung zu überlassen. Auch war schnelle Hülfe nöthig, da auch fast ganz Euböa, woraus Athen alle Lebensbedürfnisse zog, durch die Spartaner zum Abfall gebracht war.

Nach manchen innern Kämpfen der Parteien von Athen wurde die schon durchgeführte Einrichtung einer Oligarchie gestürzt und nun wieder eine mehr demokratische Verfassung zu Stande gebracht: aber da der neue Rath keine Mittel zur Besoldung der frühern zahlreichen Volksversammlung hatte, so übten vorherrschend jene 5000 Bürger die höchste Gewalt, so daß die neue Verfassung als eine oligarchisch-demokratische, folglich gemäßigt-demokratische erschien. Und diese war es nun, welche auf Thrasybul's Rath die Verbannung des Alcibiades aufhob und ihn sogleich an die Spitze der athenischen Flotte stellte. In der Kürze bekamen die Spartaner die Bedeutung seiner Gegnerschaft zu fühlen, indem er sie zweimal bei Abȳdus besiegte. Zwar wurde er, als er gleich darauf den Tissaphernes besuchte, um ihn für Athen zu gewinnen, von demselben gefangen zurückgehalten; allein er entkam wieder zur Flotte und erfocht im Jahre 410 den glänzenden Sieg bei Cyzicus (Kyzikos), wo die peloponnesische Flotte zu Wasser und zu Land so geschlagen wurde, daß Sparta bei den Athenern um Frieden nachsuchte, der aber zurückgewiesen ward.

Nachdem Alcibiades einige Küstenstädte am schwarzen Meere genommen, den persischen Statthalter Pharnabazus zu einem Vergleiche gezwungen, Byzanz wieder erobert und so das Glück und den Ruhm seiner Vaterstadt wieder hergestellt hatte, hielt er endlich mit den beutegeschmückten Schiffen im Jahre 407 v. Chr. seinen Einzug in Athen, wo ihn das Volk mit Begeisterung aufnahm, den auf ihm lastenden Fluch durch die Priester aufhob, ihm seine Güter zurückgab und den unbeschränkten Oberbefehl über die ganze Land- und Seemacht übertrug.

Um den Athenern nun seine Achtung vor der Religion, um deren Verachtung willen sie ihn verbannt hatten, zu zeigen, machte er es ihnen möglich, ihren jährlichen Festzug nach Eleusis zur dortigen Feier der Mysterien, den sie, wegen der spartanischen Besatzung in dem nahen Dekelia, mehrere Jahre her hatten unterlassen müssen, wieder einmal ungestört zu halten, indem

er diesen großen Zug durch schlagfertige Aufstellung des Heeres zur Seite desselben vor einem Angriffe der Spartaner sicherte.

5. Lysander. Sturz des Alcibiades. Niederlage der Athener.

Bald darauf fuhr er mit einer neuausgerüsteten Flotte von 100 Dreirudern wieder aus, um die abgefallenen Inseln und Städte vollends zum Gehorsam zurückzubringen und die Feinde im ägäischen Meere zu vernichten.

Allein das gieng nicht so geschwind, als die Athener es sich dachten. Nicht nur hatten die Spartaner unterdeß in **Lysander** einen Mann an die Spitze ihrer Seemacht gestellt, der dem listigen und glücklichen Alcibiades an Tapferkeit und Einsicht gewachsen, an Verschlagenheit sogar überlegen war; sondern es hatte sich auch im persischen Vorderasien ein Wechsel ereignet, der den Athenern höchst nachtheilig war. An die Stelle des Tissaphernes war nämlich Cyrus der Jüngere, ein Sohn des damals regierenden persischen Königs Darius Nothus, als Statthalter von ganz Vorderasien gekommen, der es ernstlicher als jener auf eine engere Verbindung mit den Spartanern absah, weil er sie als eine bedeutendere Landmacht zu seiner heimlichen Absicht, sich zum Oberherrn des persischen Reichs zu machen, brauchen zu können glaubte. Leicht konnte ihn daher Lysander gewinnen, so daß er von ihm sogleich eine bedeutende Geldsumme zur Auszahlung des rückständigen und zur Erhöhung des laufenden Soldes für seine Flotte erhielt und ruhig einen Angriff der athenischen Flotte abwarten konnte, die ihm beim Vorgebirge Notium (Notion), in der Nähe von Ephesus, gegenüberlag, und deren Soldaten, nach dem persischen Gelde lüstern, häufig zu ihm übergiengen.

Dagegen fehlte es dem Alcibiades an Geldmitteln. Um sie aufzutreiben, begab er sich nach Karien, wo er mit Thrasybul sich besprechen wollte, der sich mit einer Flottenabtheilung bei Phocäa befand. Bei seinem Abgange befahl er dem, ihn vertretenden Unterfeldherrn Antonius, jedes Gefecht mit den Spartanern durchaus zu vermeiden, auch wenn er dazu gereizt werden sollte. Dieser aber näherte sich aus Ehrgeiz der poloponnesischen Flotte bei Ephesus und wurde von Lysander in die Flucht geschlagen.

Obgleich der Verlust nur gering war, so benützten doch die Feinde des Alcibiades in Athen, zumal keine Vortheile von Persien mehr zu hoffen waren, jene Schlappe zu seinem Fall. Sie klagten ihn der Vernachlässigung seiner Pflicht (durch Aufsuchung schwelgerischer Genüsse), der Bedrückung der Bundesgenossen und des Strebens nach unabhängiger Herrschergewalt an, und das Volk, das ihn kurz zuvor so hoch erhoben hatte, entsetzte ihn seines Oberfeldherrnamtes und beraubte sich dadurch seiner einzigen Stütze. (Von seinem Ausgang s. K. 8, 1. a. A.)

Der Oberbefehl wurde nun zehn Feldherren übertragen, unter denen sich Konon befand. Zwar gewannen diese mit einer neuen großen Flotte bei den arginusischen Inseln (406 v. Chr.) einen Seesieg über den spartanischen

Feldherrn Kallikratidas. Allein weil die Sieger nicht Sorge für die Aufsammlung ihrer Todten und für Rettung der auf den Wraks befindlichen Lebenden getragen hatten, und das Volk ihre Entschuldigung, daß ein Seesturm sie daran gehindert habe, nicht gelten ließ, so wurden von jenen Feldherren sechs, die gerade in Athen anwesend waren, zum Tode verurtheilt, den sie durch den Giftbecher erleiden mußten. (Darunter befand sich ein Sohn des Perikles und der Aspasia. — Konon war mit seinen Schiffen während der Schlacht anderwärts gestanden.)

War auch die Pflichtvernachlässigung dieser Feldherren nicht ganz zu entschuldigen, so war doch die Verurtheilung, welche aus einem bis zum Fanatismus gesteigerten Verwandtschaftsgefühl der die Todten betrauernden Bürger hervorgieng, eine ungerechte, weil man den Angeklagten nicht alle zu ihrer Vertheidigung gesetzlich anerkannten Schutzmittel gewährte und so die Abstimmung irre leitete. Sokrates, der damals unter den Richtern saß, hatte allein den Muth, gegen das verfassungswidrige Verfahren zu protestiren. Kurze Zeit darauf schämte sich Jedermann in Athen dieser Unthat. Das Volk zog nachher die Hauptveranlasser dieses Verfahrens zur Verantwortung, der sie sich aber durch Selbstverbannung entzogen.

Weil nun deßhalb kein Anführer mehr mit Vertrauen gegen den Feind aufzutreten wagte, so gewann Lysander, der sich auf's Neue persische Geldunterstützung verschafft hatte, freies Feld, und ehe es sich die Athener versahen, brachte ihnen im September des Jahres 405 v. Chr. **Lysander's Sieg am Ägospotamos**, (d. i. am Ziegenfluß im thrazischen Chersones) eine solche schimpfliche Niederlage bei, daß von 186 Schiffen nur 9 Schiffe entkamen, wovon eines diese Schreckensnachricht nach Athen brachte. Mit den übrigen entkommenen Schiffen floh Konon, aus Furcht vor Bestrafung und aus Verzweiflung am ferneren Bestand seiner Vaterstadt, nach Cypern, wo er zu Salamis bei dem Könige Evagoras die freundlichste Aufnahme fand.

Beide Flotten waren nämlich am Hellespont eine Zeit lang einander gegenüber gelegen, die spartanische an der asiatischen Küste bei Lampsäkus, das Lysander erobert hatte, die athenische unter Konon und andern Anführern an der europäischen Küste. Alcibiades, der seit seiner Absetzung auf seinem, in dortiger Gegend von ihm gebauten Schlosse zurückgezogen lebte, kam herbei und machte die athenischen Führer auf ihre ungünstige Stellung aufmerksam, warb aber nicht angehört. Lysander ließ sich fünf Tage hintereinander von der in Schlachtordnung gegen ihn heransegelnden Flotte der Athener vergebens zu einer Schlacht herausfordern, um durch diesen Schein von Furcht die Athener sicher zu machen; dann griff er sie, als sie eben wieder auf der Rückkehr an ihr Ufer sich zerstreut hatten, plötzlich an und nahm ohne Widerstand die ganze Flotte weg bis auf jene 9 Schiffe, plünderte das Lager und brachte zwei Anführer mit 3000 bis 4000 Mann gefangen mit nach Lampsakus, wo er sie alle hinrichten ließ, und zwar deßwegen, weil zuvor einer der athenischen Führer die peloponnesische Mannschaft zweier eroberten Schiffe hatte von einem Felsen hinabstürzen lassen, mit der Drohung, daß er allen künftigen Gefangenen die Daumen abhauen lassen würde.

6. Athens Fall.

Die Nachricht von diesem entsetzlichen Verlust versetzte die Athener in lauten Jammer. Im Gewissen geängstet, daß nun auch über sie ein gleiches Elend kommen möchte, in das sie seither so viele Bevölkerungen von Inseln und Städten versetzt hatten, suchten sie in Eile ihre Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen.

Aber selbst die klügsten Maaßregeln boten wenig Aussicht auf Erfolg, so lange sich die Hauptschwierigkeit nicht heben ließ, nämlich hinreichende Erhaltungsmittel für die zahlreiche Stadtbevölkerung herbeizuschaffen, welche sich von Tag zu Tag durch — von andern athenischen Orten und Gegenden herströmende Bürger vergrößerte.

Nachdem Lysander erst in allen noch übrigen mit Athen verbündeten Städten und Inseln (mit Ausnahme von Samos) die demokratische Verfassung aufgehoben, spartanische Harmosten oder Oberaufseher eingesetzt, und jeden athenischen Bürger, den er irgendwo antraf, nach Athen zu gehen gezwungen hatte, um durch Überfüllung dieser Stadt sich deren Eroberung zu erleichtern: so begann er mit seiner Flotte die Einschließung Athens von der Seeseite, während die spartanischen Könige Agis und Pausanias mit der peloponnesischen Landmacht (zu der die Besatzung von Dekelia stieß) schon in den, eine Viertelstunde vor der Stadt befindlichen Anlagen, welche man die Akademie nannte, ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Da, von der wachsenden Hungersnoth getrieben, baten die Athener unter der Bedingung, daß man ihnen ihre Befestigungen ließe und sie zu Verbündeten annähme, um Frieden, wurden aber damit abgewiesen. Da versprach Theramenes, der schon früher bei jenem Versuche der Einführung einer Oligarchie thätig gewesen war, ihnen einen ehrenvollen Frieden zu verschaffen, wenn sie ihn als Bevollmächtigten abschicken wollten. Während der drei Monate aber, die er, sei's absichtlich, sei's gezwungen, in Lysander's Lager verweilte, stieg die Hungersnoth in der Stadt mehr und mehr und raffte auch viele der ausdauerndsten Demagogen hinweg. Endlich gieng Theramenes zu den Ephoren nach Sparta und legte den peloponnesischen Bundesgenossen die Friedensvorschläge vor (404 v. Chr.).

Zwar drangen bei der Berathung Korinth und Theben aus altem Haß darauf, daß man die Stadt vernichte; doch Sparta, der frühern Verdienste Athens um Griechenland gedenkend, war billiger und gewährte einen Frieden, freilich unter Bedingungen, die Athens Macht völlig brachen. Die Athener mußten ihre Stadt- und Hafenbefestigungen (namentlich die langen Mauern) einreißen, alle Schiffe, bis auf zwölf, ausliefern, auf ihre auswärtigen Besitzungen verzichten und sich unter Sparta's Oberhoheit stellen. Mit Widerstreben und nur auf Bedrohung mit einem noch härteren Schicksal giengen sie an das Niederreißen ihrer Mauern und an die Verbrennung ihrer Schiffe. Der triumphirende Sieger Lysander konnte sich's nicht versagen, seinen Spott mit der besiegten Nebenbuhlerin zu treiben, indem auf seinen Befehl Flötenspielerinnen zum „Zerstörungswerke" Musik machten, und die peloponnesischen Krieger, mit Kränzen geschmückt, ein Jubelgeschrei erhoben.

Daß diese beschämende Demüthigung gerade am Jahrestage der Schlacht von Salamis geschah, durch welche 76 Jahre vorher Athen seinen herrlichsten Ruhm errungen hatte, berichtet zwar Plutarch; allein er irrt wenigstens in der Angabe des Monats.

Noch während der Niederreißung der Mauern entfernte sich Lysander mit einem Theile der Flotte, um Samos zu erobern, was ihm, wiewohl nach hartnäckigem Widerstande, gelang. —

Das in Athen erbeutete Geld wurde nach Sparta geschickt, bei welcher Gelegenheit der Überbringer desselben, Gylippus, jener Besieger des Nicias (K. 7, 2), durch heimliche Entwendung von Geldsummen sich um allen seinen frühern Ruhm und um seine ganze bürgerliche Ehre brachte. Die Anhänger der altenstrengspartanischen Sitte wollten das fremde Gold- und Silbergeld (es waren noch 470 Talente) als gesetzwidrig gänzlich dem Gebrauch entzogen wissen; aber Lysander's Freunde erwirkten den sophistischen Beschluß, daß der Staat als solcher wohl solches Geld gebrauchen dürfe, nicht aber der einzelne Bürger, — als ob nicht dieser am Ende doch den Schaden davon hätte! Dieses Geld aber legte den Keim zu der nun auch in Sparta sich mehr und mehr ausbildenden Habsucht, die bald im Bunde mit seiner ihm angebornen Herrschsucht ihm zuletzt unter hinzutretender Genußsucht gleichfalls den Untergang bereiten sollte, zu welchem Lysander den Grund legte. Seine triumphirende Rückkehr nach Sparta hob ihn auf den Gipfel einer Macht, die von größerem Umfang war, als sie je ein Grieche vor oder nach ihm besaß. In seiner Person stellte sich nun Sparta dar als Herr von fast allen Inseln und Städten Kleinasiens und Thraziens.

8. Kapitel. Sparta's Hegemonie.

1. Athen unter der Herrschaft der dreißig Tyrannen.

Die Rache war gefühlt, Athen auf's tiefste gedemüthigt und Sparta im Beginn zum ungehinderten Aufschwung auf den Gipfel vorherrschender Macht. Damit Athen nicht mehr aus seinem Fall zur alten gefürchteten Höhe aufstehen möchte, betrieben die Spartaner durch die oligarchisch Gesinnten daselbst zunächst die Umwandlung der demokratischen Verfassung Athens in eine oligarchische. Unter Lysander's Einfluß wurden dreißig Männer, darunter auch der geschmeidige, beim Volke beliebte Theramĕnes, gewählt, welche nach dem Auftrag ihrer Wähler eigentlich aus der bisherigen Verfassung nur die verderblichen Auswüchse entfernen sollten. Diese Dreißig, an deren Spitze der reiche Kritias, ein mißrathner Schüler des Sokrates und Verwandter des Plato, stand, hatten aber nur sich und Sparta's Vortheil im Auge, und das Erste, was sie thaten, war, daß sie alle, ihren herrschbegierigen Absichten entgegenstehende Beamten entfernten und ihre Anhänger in deren Stellen einsetzten.

Unter denen, welche gleich im Anfang der Herrschaft der Dreißig als die Staatsgefährlichsten verfolgt wurden, befand sich auch der, obgleich in so weiter Ferne sich aufhaltende Alcibiades, vor welchem sie, so lange er lebte, auf keinen sichern Bestand der neuen Regierungseinrichtung rechnen zu dürfen glaubten. Er hielt sich eben in einem Dorfe Phrygiens, in der Provinz des persischen Statthalters Pharnabazus, auf, um sich von da nach Susa an den persischen Hof des Großkönigs Artaxerxes Mnemon, der kurz vorher den persischen Thron bestiegen hatte, zu begeben und ihn vor den gefährlichen Absichten seines Bruders, des obgenannten Spartanerfreundes Cyrus des Jüngern, zu warnen. Da brachten die athenischen Oligarchen es dahin, daß Pharnabazus Morddiener gegen den Alcibiades aussandte, die, weil sie nicht den Muth hatten, den gefürchteten Mann geradezu anzugreifen, des Nachts sein Landhaus umstellten, es anzündeten und, als er mit dem Schwerte gegen die Angreifenden heraussprang, ihn aus der Ferne mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfdolchen erschoßen, worauf ihn seine Hetäre Timandra begrub. In diesem seinen Tode ist übrigens der Urtheilsspruch seines Lebens nicht zu verkennen.

Mit Recht zwar machten sie auch viele grundschlechte Menschen, insbesondere viele Sykophanten, d. i. solche, die um schnöden Gewinnes willen durch falsche Angeberei die bessern Bürger verfolgt und so viele derselben zum Tode gebracht

hatten, durch die Todesstrafe unschädlich. Allein sie blieben nicht dabei stehen, sich bloß der wirklich Schädlichen zu entledigen: von einer spartanischen Besatzung, um die sie baten, und von einem spartanischen Harmosten unterstützt, entledigten sie sich aller kräftigen Gegner durch Hinrichtung und Verbannung, zogen nach Willkühr das Vermögen der Reichen ein und führten eine wahre Schreckensregierung ein.

So ließen sie nur 3000 Bürgern, die ihnen ergeben waren, das Recht, bewaffnet zu gehen und nur auf vorausgehenden Richterspruch verurtheilt zu werden: alle übrigen wurden entwaffnet und konnten ohne Urtheilsspruch mit dem Tode bestraft werden. Denn nun konnten sie ihre Leidenschaften des Hasses und der Habsucht besser befriedigen. Und damit die spartanische Besatzung alles ruhig geschehen ließe, sollte sich jeder der Dreißig einen der reichen Halbbürger zur Hinrichtung ausersehen, um aus dessen Vermögen die Besatzung beschenken zu können. Unter den Opfern dieser schändlichen Politik befanden sich der Bruder und der Sohn des zu Syrakus umgekommenen Nicias.

Zu solchen schreienden Ungerechtigkeiten wollte nur Theramenes, so sehr er der Oligarchie das Wort geredet hatte, sich durchaus nicht hergeben und zog sich dadurch den Haß seiner Amtsgenossen in dem Grade zu, daß sie ihn als Verräther anklagten und mitten in seiner gerichtlichen Vertheidigung, durch Einschüchterung der schon zu seiner Lossprechung sich neigenden Richter, mit einer von Kritias bereit gestellten Schaar Dolchbewaffneter sich seiner Person bemächtigten und ihn dann ihm Gefängniß den Giftbecher trinken ließen. Er starb mit Muth und weissagte dem Kritias baldigen Untergang. (Den Theramenes traf übrigens das gleiche Geschick, das er zwei Jahre zuvor jenen sechs Feldherren (K. 7, 6. a. E.), deren heftigster Ankläger er gewesen war, bereitet hatte.) Nun erst übten die von Kritias geleiteten Dreißig ungescheut jeden Frevel, so daß sich viele Bürger nur durch die Flucht dem Verderben entzogen und in Argos und Theben heimliche Aufnahme fanden.

Die Strafe blieb nicht aus. Unter den Flüchtlingen befand sich Thrasybūlus (einer von jenen ehemaligen, bei Samos befehligenden Feldherren V. 7, 4.). Dieser warf sich mit 70—100 andern Flüchtlingen in die Gränzfeste Phyle, wo er allmählig eine große Zahl Verfolgter um sich sammelte. Mit ihnen nahm er es mit den Tyrannen auf, und es gelang ihm nach einem glücklichen Kampfe, worin Kritias fiel, sich der Hafenstadt Piräeus zu bemächtigen, so daß nun die Dreißig Athen verlassen und ihr Regiment einer Zehnerregierung überlassen mußten, die aber um nicht viel besser war.

Da erschien Lysander mit einem Heere vor Athen und würde den vertriebenen Oligarchen wieder die Oberhand verschafft haben, wenn nicht der bessergesinnte spartanische König Pausanias ihn mit einem andern Heere daran verhindert und die Sache dahin vermittelt hätte, daß Thrasybul mit den Vertriebenen und Flüchtlingen in die Stadt zurückkehren durfte, der dann durch einen Volksbeschluß allgemeine „Amnestie“ (Schuldvergessenheit) gewährte und den Frieden mit Sparta auf's neue beschwören ließ.

Es wurde darauf in Athen eine Zehnerherrschaft (Dekadarchie) eingesetzt, die jedoch mit Lysander's Unterstützung die Gewaltherrschaft fortsetzen zu wollen schien. Weil nun auch die von der Amnestie ausgeschlossenen Dreißig von Eleusis aus wieder emporzukommen suchten, so unterhandelte Thrasybul mit dem König Pausanias, der, eifersüchtig auf Lysander's Ruhm, die Hand zur Absetzung der Zehn bot und auch in die Wegräumung der Dreißig willigte. Sie wurden auf verrätherische Weise größtentheils getödtet.

Alsdann suchte man in Athen (403) durch Wiederherstellung der alten solonischen Verfassung, an welcher nur manche zeitgemäße Veränderung vorgenommen wurde, auch den bessern Geist früherer Zeit wieder aufzuwecken, der sich aber freilich nur als bloßer Schatten ohne Leben zeigen konnte, da die Menschen fehlten, welche jene Verfassung voraussetzte. Wie entartet der Character der Athener in der letzten Zeit ihrer Hegemonie und nach eingetretenem Sturze war, beweis't das niedrig gemeine Verfahren gegen Sokrates, dessen Weisheitslehren, wenn sie auf dieselben hätten hören wollen, allein sie in den Stand hätten setzen können, wenn nicht jener Demüthigung zu entgehen, doch sie würdiger zu tragen (V. 11, 6.).

2. Sparta's Bedrückung der Bundesgenossen. Seine Verbindung mit dem Tyrannen von Syrakus und mit Cyrus dem Jüngern.

Nach dem Falle Athens hatten die kleinern hellenischen Staaten, die vorher mit ihren Kräften oder wenigstens mit ihren Wünschen auf der Seite Sparta's gestanden waren, geglaubt, sich jetzt ihrer Freiheit und Selbständigkeit freuen zu können. Aber wie sehr täuschten sie sich und bereuten zu spät die Opfer, die sie gebracht hatten! Der peloponnesische Krieg hatte auch in Sparta die alten sittlichen Grundlagen auf's tiefste angegriffen. Dadurch, daß es zuletzt wider seine Natur sich in eine Seemacht umgewandelt hatte, betrat es durch Lysander die gleiche Bahn der Bestrebungen, auf der Athen zu Grunde gegangen war.

Weit entfernt, sich mit Athens Demüthigung zu begnügen, bot Sparta nun alle List und Gewalt auf, sowohl in den Besitz der Seehegemonie zu kommen, die Athen gehabt hatte, als auch seine Landhegemonie im weitesten Maaß auszudehnen, — und bald sollte Griechenland den spartanischen Principat sogar noch drückender und härter zu fühlen bekommen, als der athenische gewesen war.

Gleich nach der Besiegung Athens wurde dessen freie Bundesgenossin, die Insel Samos, von Lysander bezwungen, Naupactus seiner den Spartanern verhaßten messenischen Bewohner beraubt und mit Achäern besetzt, und Elis mit den Waffen genöthigt, seine Periöken frei zu lassen und nach Ablieferung seiner Schiffe zum spartanischen Bunde zurückzutreten. In allen abhängigen Städten richtete Sparta eine Oligarchie und zwar eine Zehnerherrschaft ein, und wo es nicht mit dem Befehl ausreichte, da suchte es durch listige oder wenigstens unwürdige Unterhandlungskünste zum Ziele zu kommen. So half es, um Syrakus zu einem Waffenbündniß zu vermögen, dem Dionysius dem Älteren anfangs insgeheim, nachher offen durch eine Hülfsflotte, sich in der von ihm angemaßten Tyrannis daselbst zu befestigen.

Die griechischen Freistaaten in Italien und Sicilien waren längst durch innere Parteiungen, die in dem gemischten, entarteten Volksthum dieser Städte und in dem eingerissenen Söldnerwesen leicht Nahrung fanden, in sich zerrissen und feindselig gegeneinander gerichtet. Dabei hatten sie schon seit Jahrhunderten nicht geringe Mühe, den gemeinschaftlichen „Erbfeind" des Hellenenthums im Westen, die Karthager, sich vom Halse zu halten, die sich allenthalben gewaltsam einzudrängen versuchten, um ihre Handels- und Seeherrschaft zu erweitern. In Syrakus war seit jener unglücklichen Expedition der Athener dahin (K. 7, 2.) wieder innere Zwietracht hervorgetreten, die es dem **Dionysius** möglich machte, sich theils durch Demagogenkünste (namentlich durch Anschwärzung öffentlicher Beamten), theils durch seine Tapferkeit, die er bei der Einnahme von Agrigent (405 v. Chr.) bewies, vom Kriegshauptmann zum Feldherrn, und bald darauf durch eine Leibwache von Söldnern und Flüchtlingen zum Tyrannen von Syrakus emporzuschwingen.

Um sich von Karthago, mit dem sich Syrakus in einem unglücklichen Kriege befand, Anerkennung zu verschaffen, gab er im Frieden (404 v. Chr.) mehrere andere griechische Staaten Siciliens an Karthago preis. Bei dem Bestreben nun, sich in seiner Gewaltherrschaft zu befestigen, ward er auch von Sparta unterstützt. Alle Nachbarstädte, wie Gela, Kamarina, Katāna, Leontini u. a. suchte er sich (wie früher auch der Tyrann Gelon gethan) durch Knechtung und Wegführung ihrer Einwohner und theilweise neue Bevölkerung mit Söldnern in Unterwürfigkeit zu erhalten. Und wenn irgendwo ein Aufstand gegen ihn sich erhob, wußte er ihn ebenfalls durch Söldner (meist aus Italien und Afrika) alsbald zu dämpfen und konnte dabei stets auf Sparta's Hülfe rechnen.

Bald hatte er auch die letzte freie sicilische Stadt Messana in seiner Gewalt und nun wendete er sich gegen die Italioten (d. i. gegen die griechischen Staaten in Italien) und eroberte mehrere Städte theils mit Gewalt, wie Rhegium (387 v. Chr.), theils durch List, wie Kroton, und richtete sogar seinen Herrscherblick über Großgriechenland hinaus, nach den Pflanzstädten des ionischen Meerbusens und nach Illyrien. — Seine vier Kriege mit den Karthagern brachten viel Elend über Sicilien, führten aber kein Ergebniß herbei, ja er mußte sich zuletzt von ihnen eine Beschränkung seines Gebietes gefallen lassen.

Er war von Character grausam und argwöhnisch und lebte, weil er so viele Bürger unglücklich gemacht hatte, in beständiger Furcht vor ihrer Rache, wie er denn seinen eigenen Zustand seinem Höflinge Damokles dadurch veranschaulichte, daß er über das Haupt desselben ein an ein Pferdehaar gebundenes Schwert aufhängen ließ. Dennoch wollte er als ein Freund der Wissenschaft und Kunst gelten und Dichter und Weise, die er zu sich lud, mußten seinem Hofe Glanz verleihen (K. 11, 8.); ja er wollte sogar selbst als Dichter bewundert sein, obgleich seine Gedichte von den Griechen nur Spott ärnteten. Wer ihm nicht mit Lob huldigte, mußte in die Latomien wandern. Als endlich eines seiner Trauerspiele, in Folge seiner Bestechungen, bei den Dionysien zu Athen den Preis erhielt, so stellte er ein großes Freudenmahl an, wobei er sich durch Völlerei eine Krankheit zuzog, in der er auf Betrieb seines eigenen Sohnes, Dionysius des Jüngern (K. 11, 8.), einen Schlaftrunk erhielt, der ihn nicht mehr erwachen ließ (367 v. Chr.).

Am schmählichsten behandelte Sparta die Inseln und kleinasiatischen Küstenstädte, die es vorher für Gold den Persern preisgegeben hatte und jetzt, nach dem mit jenem Gold errungenen Sieg über Athen, doch zu dem nämlichen Tribut an Sparta zwang, den sie vorher an Athen entrichtet hatten.

Hiebei ließ der jüngere Cyrus, als Oberstatthalter von Kleinasien, die Spartaner gewähren, weil er zu seinen Aufstandsentwürfen gegen seinen Bruder Artaxerxes (K. 7, 5.) den Beistand Sparta's brauchen zu können glaubte. Wirklich hatte nicht nur der Spartaner Klearch (bisheriger Harmost von Byzanz) den Befehl erhalten, den Fürsten mit einer Söldnerschaar auf dem Zug

gegen den Großkönig zu unterstützen, sondern auch die hellenische Flotte mußte zu dem gleichen Zwecke „auf Sparta's Geheiß" an die cilicische Küste segeln, um die Unternehmung zu fördern.

3. Der Feldzug des jüngern Cyrus und der Rückzug der Zehntausend.

Auf dem persischen Throne hatten sich nämlich unterdessen folgende Thronwechsel ergeben: Auf die 41jährige Regierung des Königs Artaxerxes I Langhand (desselben, unter welchem Esra und Nehemia den jüdischen Staat wieder herstellten s. III. 9, 8.) war sein Sohn Xerxes II gefolgt, der aber schon nach 45tägiger Regierung von seinem unechten Bruder Sogdianus ermordet wurde, den sodann nach sechs Monaten ein zweiter unechter Bruder, Namens Ochus, ermordete. Dieser behauptete sich unter dem Namen Darius II Nothus (d. i. der Bastard) von 424 bis 405 v. Chr. auf dem persischen Throne, ließ sich aber von seiner ränkesüchtigen Gemahlin Parysätis beherrschen. Aus dieser Ehe waren noch zwei Söhne vorhanden, Artaxerxes, der vom Vater zum Thronfolger bestimmt war, und Cyrus, der Liebling seiner Mutter, der durch sie die Oberstatthalterschaft von Kleinasien erhalten hatte und mit ihrem Vorwissen damit umgieng, seinem ältern Bruder die Thronfolge streitig zu machen, indem er ein Vorrecht auf dieselbe zu haben behauptete, weil Artaxerxes vor des Vaters Thronbesteigung, er aber nach derselben geboren worden war. Als daher Artaxerxes, der wegen seines guten Gedächtnisses den Beinamen Mnemon bekam, nach des Vaters Tode die Königswürde übernommen hatte, gieng Cyrus an die Ausführung seines länger her gehegten Planes.

Zu dem Empörungszug gegen seinen Bruder hatte Cyrus, (den man, zum Unterschied vom ersten Perserkönig Cyrus, den Jüngern nennt) anfangs unter dem Vorwande eines Kriegs gegen Tissaphernes, den Unterstatthalter von Jonien und Carien, eine Anzahl von acht griechischen Söldnerschaaren aus verschiedenen Theilen Griechenlands angeworben, die gern seine Dienste nahmen, weil er glänzenden Sold gab und durch seine vielen guten, zum Theil großartigen Eigenschaften Jedem Vertrauen einflößte. Selbst am Hofe seines Bruders hatte er viele Anhänger, und jeden Verdacht, den seine starken Kriegsrüstungen erregten und vor denen Tissaphernes den Artaxerxes öfters warnte, wußte die Königin-Mutter beim König immer zu verscheuchen.

Als Cyrus Alles zum Bruderkriege vorbereitet hatte, brach er unter dem Vorgeben, Empörungen in Pisidien und Cilicien unterdrücken zu wollen, an der Spitze von 70,000 asiatischen und 13,000 griechischen Truppen von Sardes nach Oberasien auf.

Erst aber in der syrischen Stadt Thapsakus ließ er den griechischen Söldnern durch ihre Anführer eröffnen, daß der Zug eigentlich zunächst nach Babylon gehe und die Entthronung seines Bruders bezwecke, und beschwichtigte ihre Unzufriedenheit mit den glänzendsten Versprechungen.

Nun gieng der Zug am linken Ufer des Euphrat aufwärts gen Babylon, das Cyrus um so leichter zu gewinnen hoffte, da er gehört, daß die königliche Streitmacht sich erst in Ekbatana

sammle. Allein der König, der länger her von dem Tissaphernes über des Cyrus Absichten völlig in's Klare gesetzt worden war, hatte sich aus seiner Unentschlossenheit aufgerafft und war selbst mit einer bedeutenden Kriegsmacht von 400,000 Mann bereits gegen Cyrus ausgezogen.

Bei Kunáxa, 30 Stunden oberhalb Babylon, trafen beide Heere aufeinander und im Mitteltreffen standen sich beide Brüder einander gegenüber. Der Kampf begann, und obgleich die Griechen auf dem linken Flügel siegten, so büßte doch Cyrus die Schuld seiner Erhebung mit dem Verluste der Schlacht und seines Lebens.

Nach dem siegreichen Ansturm der Griechen auf den persischen rechten Flügel griff auch Cyrus im Mitteltreffen an. Er suchte eigens seinen Bruder auf, um ihn im Kampfe zu tödten. Sein Anblick erfüllte ihn mit einem solchen Grad von Wuth, Ehrgeiz und Eifersucht, daß er, jeden Gedanken an Vorsicht und Klugheit bei Seite setzend, mit dem Ausruf: „Ich sehe ihn!" sogleich auf den hinter einer großen Umgebung sich haltenden Artaxerxes losstürzte und ihn mit dem Speer durch den Panzer hindurch verwundete, so daß derselbe vom Pferde sank. Während Artaxerxes bei Seite gebracht und (von seinem griechischen Leibarzt Ktesias) verbunden wurde, übernahm Tissaphernes den Oberbefehl und leistete so lange Widerstand, bis Cyrus, der von seinem wilden Pferde mitten in die Feinde hineingetragen und so von den Seinen getrennt wurde, durch den Speerwurf eines Kariers unter dem Auge getroffen, vom Pferde fiel, und sich den Kopf an einem Stein zerschmetterte. Auf die Nachricht hievon ließ sich der verwundete König unter Fackelschein (denn das Treffen hielt bis zur Nacht an) vor den Leichnam seines Bruders bringen, und beglaubigte sich durch dessen abgehauenen Kopf, den er selber emporhielt, vor seinem zweifelnden Heere als Sieger. Während des Königs Heer das Lager des Cyrus plünderte, kamen die Griechen, welche den linken persischen Flügel in die Flucht getrieben hatten, vom Verfolgen zurück in ihr eigenes Lager, fanden es auch geplündert und erfuhren erst jetzt das Schicksal des Cyrus, was sie mit Kummer und Sorgen erfüllte.

Am andern Morgen ließ der König die Griechen auffordern, sich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Allein sie wiesen im Bewußtsein ihrer Kraft das Anerbieten zurück und beschloßen, den weiten Rückweg nach der ionischen Küste anzutreten. Offen wagten die Perser nicht, sie anzugreifen: daher nahmen sie zur List ihre Zuflucht. Sie versprachen in einem feierlich beschwornen Vertrage, ihnen nichts in den Weg zu legen und ihnen auf ihrem Zuge die nöthigen Lebensmittel zukommen zu lassen.

Begleitet und beobachtet von dem Heere des Tissaphernes, der auf demselben Wege nach seiner Satrapie zurückkehrte, mußten die Griechen unter Klearch's kluger Führung Tag und Nacht auf ihrer Hut sein, um nicht von den auf Verrath sinnenden Persern vernichtet zu werden. Ihr Argwohn war nicht ungegründet. Bei einer Unterredung, die sich Klearch vom Tissaphernes erbat, um durch eine offene Erklärung der feindseligen Spannung ein Ende zu machen, wurde Klearch mit noch vier griechischen Obersten, wider das vorhergegebene Wort, festgenommen und späterhin auf Befehl des Königs hingerichtet; sein Gefolge aber, zusammen 20 Hauptleute und 200 Soldaten, wurden niedergehauen und darauf das übrige Heer der bestürzten Griechen zur Unterwerfung aufgefordert. Dieses wies jedoch den Antrag mit Verachtung zurück, wählte sich auf den Rath Xenophon's, der den Zug als Freiwilliger mitgemacht hatte, einen neuen Führer mit fünf Obersten und beschloß, unter dem Beistand der Götter sich in die Heimath durchzuschlagen.

Und so zogen sie unter tausendfachen Entbehrungen und Beschwerden, die ihnen Hunger und Kälte, Winterstürme und Flußströmungen, unwegsame Bergschluchten und steile Gebirgshöhen, stete Angriffe der Perser und Anfälle wilder Völker verursachten, vom östlichen Ufer des Tigris an, wohin sie gelockt worden waren, in nördlicher Richtung durch das heutige Kurdistan und Armenien, *achthundert Stunden weit* bis an das schwarze Meer, wo sie unter Thränen der Freude und des Dankes im Februar des Jahres 400 v. Chr. zu Trapezunt ankamen. Auch den gefährlichen Rest des Rückzugs durch Kleinasien (Bithynien) bestanden sie muthig, waren aber durch ihre Plünderungslust vielen Städten sehr beschwerlich. So kamen sie endlich nach manchem Verlust nach Byzanz, von wo aus sie dann, nur noch 6000 Mann stark, in scythische, späterhin in spartanische Dienste traten.

Von diesem meisterhaften „*Rückzug der Zehntausend*", der die Überlegenheit griechischen Muthes und Geistes über eine, nur durch eitle Prahlerei aufgeblähte und durch Arglist und Verrath sich zusammenhaltende Masse in ein unzweideutiges Licht setzte, hat uns derselbe *Xenophon* eine ausführliche Beschreibung hinterlassen, die um so lebendiger ist, da er selbst die Nachhut dabei befehligte und durch seine Umsicht und Besonnenheit, Tapferkeit und Ausdauer, Bescheidenheit und Mäßigung das Meiste zu dem glücklichen Ausgang dieses denkwürdigen Rückzuges beigetragen hat. (Von Xenophon's weiterem Schicksal s. K. 11, 4.)

4. Sparta im Kampf mit Persien. Agesilaus. Der korinthische Krieg.

Der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung des Cyrus, so wie die durch den Rückzug der Zehntausend aufgedeckte Schwäche des persischen Reichs gab auch der spartanischen Politik eine andere Wendung. Als *Tissaphernes*, welcher vom Großkönige an des Cyrus Stelle mit der Oberstatthalterschaft von ganz Vorderasien betraut worden war, sich anschickte, die ionischen Griechen wieder dem persischen Joche zu unterwerfen, und diese bei Sparta Hülfe suchten: so ergriffen die Spartaner diese Gelegenheit, nun auch *selbst* die Unternehmungen gegen Persien aufzunehmen und sandten *den Ioniern ein hellenisches Bundesheer unter einem spartanischen Führer*, Namens *Thimbron*, zu Hülfe. Anfangs ließ die Schlaffheit der Ionier und ihre Abneigung gegen spartanischen Oberbefehl keine großen Fortschritte zu. Doch gelang es dem zweiten spartanischen Feldherrn, der dort hingesandt wurde, dem kräftigen *Derkyllidas*, eine Reihe von Städten zu sichern, so daß *Tissaphernes* und *Pharnabazos* (der Statthalter von Phrygien und Bithynien) verstellte Friedensvorschläge und einen einstweiligen *Waffenstillstand* machten, unter dem Vorwand, die Genehmigung der Bedingungen vom persischen Hofe einzuholen, in der That aber, um unterdessen in Phönizien eine Flotte gegen die Spartaner ausrüsten zu können.

Die Gewißheit von dieser Ausrüstung bestimmte daher die Spartaner zu kräftigerem Vorschreiten.

Sparta hatte seit dem Fall Athens an Macht und Einkommen außerordentlich zugenommen, aber auch in seiner daraus hervorgegangenen Entartung große Fortschritte gemacht. Das lykurgische Gesetz, das den Gebrauch des Gold- und Silbergeldes bei Strafe verbot, hatte man längst zu umgehen gewußt, und selbst spartanische Könige und Heerführer waren der Bestechung zugänglich geworden, und als besonders Lysander, obgleich selbst von Bestechlichkeit frei, die Gelegenheiten zu ungesetzlichem Geld- und Ländererwerb und zur Veruntreuung der von Jahr zu Jahr steigenden Einkünfte aus tributpflichtigen Staaten vermehrte, so riß auch das Verderbniß im spartanischen Character und Sittenstand immer tiefer ein. Die Harmosten in den vielen von Sparta abhängigen Städten des Auslands hatten ihre Stellen als Belohnung für vorhergeleistete Dienste im Heere erhalten, und waren dadurch veranlaßt, sich auf Kosten des Staatsschatzes zu bereichern und so die Ungleichheit im Besitz und Vermögen unter den Spartanern zu vermehren. Dadurch bildete sich eine große Kluft zwischen den Reichen und den Armen, und die Unzufriedenheit derer, welche zu dergleichen Bereicherungsgelegenheiten nicht gelangen konnten, gegen den bevorrechteten Stand nahm so überhand, daß die Ruhe des Staates bedroht schien.

Zu dieser Zeit hatte Lysander, als Befehlshaber der Flotte, ein weit größeres Ansehen in Sparta, als die beiden mit der Führung der Landmacht betrauten Könige Agis und Pausanias, und es fehlte nicht an Schmeichlern, die ihn (den Lysander) der Regierung für würdiger erklärten. Um sich in seinem bisherigen Machteinfluß zu behaupten und wo möglich sich selbst seiner Zeit in die Reihenfolge der Königsglieder einzudrängen, da er sich auch herakli discher Abkunft rühmte, verschaffte er nach dem Tode des Königs Agis wider die Ansprüche des Leotychides, des Sohnes des Agis, dem jüngern Bruder des Agis, dem Agesilaus, die Nachfolge in der Eurysthenidenlinie (397 v. Chr.): denn das unscheinbare Äußere desselben schien Hoffnung zu geben, daß er sich Lysander's Zwecken fügsam erweisen werde.

Agis hatte nämlich seinen Sohn Leotychides (weil er in Bezug auf die Vaterschaft den Alcibiades (K. 7, 4.) in Verdacht hatte) erst auf seinem Sterbebette als seinen „Sohn" anerkannt. Als nun Leotychides die Königswürde in Anspruch nahm, trat Lysander mit dem Einspruch der unechten Geburt für den Agesilaus auf, weil er hoffte, daß der letztere (der auf einem Fuße hinkend und von Gestalt unansehnlich war) sich mit dem Namen begnügen und ihm, dem Lysander, den größten Machteinfluß gestatten würde. Leotychides suchte nun sein Anrecht durch einen Orakelspruch zu stützen, der sagte, daß sich Sparta vor einem hinkenden Königthum hüten solle. Lysander aber erklärte diesen Spruch dahin, daß nicht der lahme Fuß des Agesilaus, sondern die unechte Heraklidenabkunft des Leotychides das Königthum hinkend machen würde. Diese Deutung bestimmte die Spartaner zur Wahl des Agesilaus, von dem sie im Übrigen eine gute Meinung hatten.

Ungeachtet seines fehlerhaften Fußes hatte sich Agesilaus von Jugend auf durch unermüdliche Leibesübungen zu großer Ausdauer in kriegerischer Thätigkeit

befähigt; Feind aller Pracht, Üppigkeit und Habsucht lebte er äußerst enthaltsam und einfach und trachtete nach dem Ruhm altspartanischer Sittenstrenge. Von Natur zu einem leidenschaftlichen und gewaltthätigen Wesen geneigt, war ihm seine große Empfindlichkeit gegen Tadel zu einer gewissen Selbstbeherrschung und feinen Geschmeidigkeit behülflich gewesen, wodurch er sich die Menschen, besonders aber die Ephoren und Geronten in Sparta, zu gewinnen und sie für die Zwecke seines übrigens nie eigennützigen, sondern stets patriotischen Ehrgeizes zu gebrauchen wußte.

Weil nun Sparta den Absichten des persischen Hofes zuvorkommen wollte, so veranlaßte Lysander den Beschluß, den Agesilaus mit 8000 Mann nach Asien zu senden, ihm aber ihn, den Lysander, zum Beirath mitzugeben: denn als solcher hoffte er dort gebietend auftreten zu können. Nach seiner Ankunft in Ephesus beeilten sich alle dortigen Griechen, sich dem durch seinen Ruhm und Einfluß allbekannten Lysander gefällig zu machen, und dieser ließ sich diese Huldigungen als etwas sich von selbst Verstehendes gernegefallen; allein Agesilaus, der kein bloßer Namensfeldherr sein wollte, beschämte ihn darüber so sehr und benahm sich so selbständig, daß jener sich bald ein anderes Feld der Thätigkeit anweisen ließ und nach dem Hellespont gieng, wo er zwar immer den Vortheil seiner Vaterstadt wahrnahm, aber von nun an dem Agesilaus aus Haß in Sparta heimlich zu schaden suchte.

Agesilaus aber zeigte sich ganz seiner Aufgabe gewachsen. Anfangs zwar wußte Tissaphernes den geraden Mann durch verstellte Friedenshoffnungen so lange hinzuhalten, bis er durch eine aus dem Innern kommende persische Verstärkung dem Agesilaus den Kampf anbieten konnte. Dieser nahm ihn an, ungeachtet die zagenden Ionier ihm abriethen, und schlug in einer Schlacht bei Sardes mit seiner kleinen Schaar das große persische Heer in die Flucht.

Da diese Niederlage von des Tissaphernes Feinden am persischen Hofe als Folge eines von ihm angelegten Verrathes dargestellt wurde, weil er während der Schlacht in Sardes geblieben war, so verlor Tissaphernes nicht nur seine Statthalterstelle, sondern auch seinen Kopf, den ihm sein Amtsnachfolger Tithraustes auf königlichen Befehl abschlagen ließ.

Während des darauf folgenden halbjährigen Waffenstillstandes, zu dem sich Agesilaus von dem schlauen Tithraustes bewegen ließ, zog Agesilaus in die Satrapie des Pharnabazus nach Phrygien und Bithynien, befreite eine Stadt nach der andern von dem persischen Joche und gieng schon mit dem Gedanken um, den Krieg in's Herz von Persien zu tragen, um dadurch den Sturz dieses Reiches um so sicherer herbei zu führen. Da aber gelang es der Klugheit des Tithraustes, der drohenden Gefahr eine unerwartete Ableitung zu geben.

Tithraustes nämlich benützte die erbitterte Stimmung, in welcher sich längst viele Staaten des griechischen Mutterlandes gegen Sparta's hochmüthige Bedrückung befanden, und suchte mit Hülfe persischen Geldes die Demagogen in mehreren Städten, namentlich in Korinth, Theben und Argos zu einem Abfall von der spartanischen Hegemonie zu bewegen. So kam unter Beitritt

Athens, Euböa's und der beiden Lokris ein förmlicher Bund gegen Sparta zu Stande, der 394 v. Chr. den sogenannten korinthischen Krieg zur Folge hatte, den man auch, weil er zunächst in Böotien begann, den ersten böotischen nennt.

Derselbe begann mit einem Angriff der von Theben unterstützten opuntischen Lokrer auf die zu Sparta geneigten Phocier, welche ihrerseits die Spartaner zu Hülfe riefen. Diese sahen darin eine gute Gelegenheit, auch Theben, das zum Sturze der dreißig Tyrannen in Athen beigetragen hatte, gehörig zu demüthigen. Daher riefen sie sogleich den Lysander vom Hellespont herbei, damit er in Vereinigung mit Pausanias den Phociern beistehe. Lysander wurde mit einer kleinen Heeresmacht abgeschickt, um im Norden von Böotien die dortigen Bevölkerungen zu sammeln und mit den Phociern in das dortige Gebiet einzufallen; Pausanias mit peloponnesischen Verbündeten sollte sich bei Haliartus mit Lysander vereinigen. So von zwei Seiten bedroht, baten die Thebaner Athen um Hülfe, welches, obgleich noch geschwächt, sie muthig gewährte.

Inzwischen griff Lysander, ohne den bereits in Böotien eingedrungenen Pausanias abzuwarten, die Stadt Haliartus an, wurde aber durch einen plötzlichen Ausfall überrascht und unter den Ersten von einem Hopliten erschlagen. Seine Truppen hielten noch einigen Stand, wurden aber von frisch heranrückenden Thebanern zum Rückzug gezwungen.

Mit Lysander war eine der bedeutendsten Stützen Sparta's dahin; man fühlte dort diesen Verlust so schwer, daß man sich hinreißen ließ, die Schuld der Niederlage dem Pausanias aufzubürden, und ihn, weil er nicht zu rechter Zeit bei Haliartus eingetroffen wäre, zum Tode zu verurtheilen, dem er nur dadurch entgieng, daß er als Verbannter seine übrige Lebenszeit im Heiligthum zu Tegea zubrachte.

Die schlimmen Folgen der erlittenen Niederlage und der Räumung Böotiens entwickelten sich schnell. Denn jetzt wuchs allen Feinden Sparta's die Hoffnung und der Muth: Theben, Athen, Korinth, Argos traten in ein förmliches Bündniß zusammen, das in Korinth zu Stande kam, und dem sich auch Euböa, die beiden Lokris, die Akarnanen, Malier und Chalcidier anschloßen, so daß nun der (erste) böotische Krieg in den sogenannten korinthischen übergieng, und sich die Spartaner in ihrer Bedrängniß genöthigt sahen, den Agesilaus von seiner Siegesbahn in Asien abzurufen, um dem Krieg eine bessere Wendung zu geben. Als Pausanias ankam, wagte er keinen Angriff, sondern ließ sich gegen Auslieferung der Todten bewegen, Böotien zu räumen.

Mit schwerem Herzen, aber ohne Zögern, machte sich Agesilaus, verstärkt durch tapfere kleinasiatische Krieger, darunter viele der von Xenophon geführten Kyreier (Söldner des Cyrus) waren, auf den Heimweg. Dadurch aber gewannen die Perser freie Hand, um sogleich eine mächtige Seerüstung zu betreiben. Zu dieser hatte ihnen Konon gerathen, derselbe, der seit jener unglücklichen Schlacht am Ziegenfluß (V. 7, 5.) sich auf Cypern bei seinem Schwiegervater, dem König Evagoras, aufgehalten hatte und längst darauf bedacht war, sein Vaterland Athen wieder aus dem Falle emporzuheben. Da ihm dieß nur durch

persische Hülfe möglich zu sein schien, so war er persönlich zum Großkönig nach Babylon gereis't und hatte dessen Vertrauen durch Angabe der Art, wie man Sparta demüthigen könne, in dem Grade gewonnen, daß man ihm sowohl die Mittel zu einer Seerüstung gab, als auch die Wahl des Oberbefehlshabers überließ. Er schlug dazu den Pharnabazus als den tapfersten und redlichsten unter den persischen Großen vor, und machte mit diesem, der die Verwüstung seiner Satrapie durch Agesilaus übel empfunden hatte, die nöthigen Vorkehrungen zu dem Schlage, der die Spartaner treffen sollte. Mit neunzig Schiffen traf er im Jahr 394 v. Chr. bei **Knidus** auf die spartanische Flotte, welche von Pisander, dem Schwager des Agesilaus, befehligt wurde, und schlug und vernichtete sie so, daß durch diesen einen Sieg — Sparta's Seeherrschaft für immer gebrochen wurde.

Denn gleich darauf brachte Konon eine Reihe von Inseln und asiatischen Küstenstädten durch das Versprechen der Freiheit und Selbständigkeit, zu dem er den Pharnabazus bewog, zum Abfall von Sparta; ja er verschaffte auch seiner Vaterstadt Athen durch persisches Geld die Mittel, ihre Stadt- und Hafenbefestigungen wieder herzustellen, und dadurch die Möglichkeit, wieder zur früheren Macht emporzustreben. (Die athenische Landmacht stärkte Iphikrates durch Einführung einer neuen Waffengattung, der Peltasten mit noch einmal so langen Speeren und Schwertern, als die thrazischen Peltasten zu führen pflegten.)

Unterdessen war zu Land bei Korinth zwischen den Spartanern und den Verbündeten ein Treffen von zweifelhaftem Ausgang vorgefallen, als Agesilaus über Macedonien und Thessalien her in Böotien ankam und auf die Macht der Verbündeten stieß, unter denen die Thebaner, Korinthier, Athener und Argiver die wichtigsten waren. So eben hatte Agesilaus die Trauerkunde von der Niederlage bei Knidus und dem Tode seines tapfern, in der Schlacht gefallenen Schwagers Pisander erhalten; um aber den Muth der Seinen nicht niederzuschlagen, vielmehr ihn zu stärken, gab er vor, der Sieg sei auf Sparta's Seite gewesen, und lieferte im August 394 v. Chr. die Schlacht bei Koronēa, in welcher nach einem anfangs zweifelhaften, äußerst erbitterten Kampfe, worin Agesilaus selbst durch mehrfache Verwundung und plötzliches Niedersinken in schwere Lebensgefahr gerieth, zuletzt die Spartaner das Feld behaupteten. Doch vermochte ihnen dieser Sieg ihr ehemaliges Übergewicht nicht wieder herzustellen.

Der verwundete Agesilaus ließ sich zu seiner Herstellung nach Delphi bringen, wo gerade die pythischen Spiele gefeiert wurden. Dort weihte er dem Apollo den Zehnten von der Beute seines zweijährigen asiatischen Feldzugs. Nach seiner Erholung kehrte er nach Sparta zurück, wo man ihn mit um so größerer Achtung empfieng, als seine musterhafte Einfachheit und seine strenge Beobachtung spartanischer Zucht und Ordnung durch den Dienst im Ausland und durch den Genuß der Herrschergewalt in keiner Weise gelitten hatte.

5. Der antalcidische Friede.

Eine Zeit lang noch standen die Heere im Peloponnes einander gegenüber, ohne daß es zu etwas Entscheidendem kam, und als die persische Flotte von der

Insel Cypern aus sogar die lakonischen Küsten beunruhigte, fieng man zu Sparta an, den Verlust der Seeherrschaft empfindlich zu fühlen.

Vergebens suchte Agesilaus den altspartanischen Geist, dem er auch in der Fremde treu geblieben war, in Sparta durch sein Beispiel zu wecken: eine Partei, die längst von der alten Sittenstrenge abgewichen und weicher Genußsucht hingegeben, dazu noch von früher her durch Lysander gegen ihn aufgestiftet, ihm persönlich feind war, stand ihm entgegen und suchte um jeden Preis einen Frieden von Persien zu erkaufen, damit Sparta wenigstens die Hegemonie zu Lande nicht verliere.

An der Spitze dieser Partei stand Antalcidas, ein Mann, schlau gewandt wie Lysander, aber dabei „ohne Sinn für Sparta's Ehre und für Aufrechthaltung des Hellenismus gegen die Barbaren". Mit ausgedehnter Vollmacht versehen, begab er sich zu dem persischen Oberfeldherrn Tiribazus nach Sardes und bot den Persern die hellenische Westküste Kleinasiens gegen persischen Beistand zur Erringung des Friedens auf dem Festland an. Zwar sandten nun auch Athen, Theben, Korinth und Argos ihre Botschafter nach Sardes, um den Spartanern entgegenzuarbeiten, waren jedoch übrigens bereit, unter bessern Bedingungen sich dem persischen Ausspruche zu unterwerfen.

Welch' eine Wandlung der Dinge! die vornehmsten griechischen Staaten, welche sieben bis acht Jahrzehende vorher sich dem Großkönige so furchtbar gemacht hatten, jetzt zu den Füßen eines persischen Großen um Frieden und Freundschaft bittend! — Antalcidas aber verstand es, den Tiribazus für sich zu gewinnen und namentlich das durch Konon's Bemühungen wieder emporstrebende Athen zu verdächtigen, so daß Tiribazus treuloser Weise den Konon in's Gefängniß legte, obgleich derselbe in seiner Eigenschaft als athenischer Gesandter vor solcher Behandlung hätte geschützt sein sollen. (Doch fand Konon Mittel, nach Cypern zu entkommen, wo er, ohne weiter für Athen thätig sein zu können, später krank wurde und starb.) Tiribazus ließ sich auch vom Antalcidas bewegen, den Spartanern zur Wiederherstellung ihrer Flotte große Geldsummen zu geben und sogar selbst zum Könige zu reisen, um ihn zu dem vorgeschlagenen Frieden zu bereden.

Dieser aber wollte nicht einwilligen. Weil jedoch die Athener fortfuhren, den gegen Persien im Aufstand begriffenen König von Cypern zu unterstützen, so erfolgte des Großkönigs Zustimmung und zwar in Form eines Befehls, den dann Antalcidas sich nicht schämte, seinen Landsleuten aufzudringen.

So kam der für Griechenland und insbesondere für Sparta so schmähliche, mit Recht nach seinem unedlen Urheber benannte antalcidische Frieden zu Stande, demzufolge erstens die hellenischen Städte auf dem kleinasiatischen Festlande nebst der Insel Klazomenä und Cypern der persischen Willkühr preißgegeben wurden; zweitens allen hellenischen Staaten, großen und kleinen, (mit Ausnahme von Lemnos, Imbros und Skyros, die bei Athen bleiben sollten) die Autonomie oder Selbstherrlichkeit zuerkannt wurde; drittens jeder, der diesen Frieden nicht anerkennen würde, von Persien und den übrigen Griechen bekriegt werden sollte.

Als daher Tiribazus die sämmtlichen griechischen Staaten des Festlandes aufforderte, diesen Frieden anzunehmen, so weigerte sich fast keiner derselben mehr, zumal Agesilaus mit dem spartanischen Übergewicht drohte.

Um sich nämlich über die Annahme oder Verwerfung der Friedensartikel zu erklären, waren Abgeordnete aus allen griechischen Staaten in Sparta zusammengekommen. Als alle, wiewohl mit verschiedenen Empfindungen ihre Einwilligung aussprachen und den Eid ablegten, glaubte der thebanische Abgeordnete die Bedingung der Lösung von Theben von seinem bisherigen Verbündeten dadurch umgehen zu können, daß er begehrte, den Eid im Allgemeinen für sich und die böotischen Verbündeten zugleich leisten zu dürfen. Allein Agesilaus bemerkte, daß das wider den Geist dieses Friedens sei, und als der Abgeordnete erst neue Instructionen einholen zu müssen erklärte, rief Agesilaus heftig: „Ihr könnt euern Landsleuten sagen, daß sie, wenn sie nicht einwilligten, vom Vertrag werden ausgeschloßen werden.“ Hoffend, daß Theben im Widerspruch beharren werde, sammelte Agesilaus schon Truppen, um gegen Theben zu ziehen; aber der thebanische Abgeordnete kam mit der Erklärung wieder, den Eid leisten und die Selbständigkeit der böotischen Städte anerkennen zu wollen. Auch die Korinther und Argiver wußte Agesilaus einzuschüchtern.

Aus einer Äußerung des damals in Athen lebenden Redners Isokrates ist zu schließen, daß von den Besseren dieser Friede als ein schändlicher Verrath am hellenischen Gesammtvaterlande angesehen wurde. Der Mehrzahl war aber für solche Betrachtungen bereits der sittliche Maaßstab abhanden gekommen, den das frühere Griechenland hatte, indem Treue und Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, Uneigennützigkeit und Gemeinsinn, Besonnenheit und Weisheit in Griechenland angefangen hatten, immer seltner zu werden und in ihr Gegentheil überzuschlagen.

6. Sparta's Zwingherrschaft. Der olynthische Krieg. Die Besetzung der Kadmea.

Durch diesen ehrlosen Frieden gieng die kleinasiatische Westküste für Hellas und für die Freiheit auf immer verloren, und die dortigen Staaten standen hinfort unter persischen, mit Hellenen in keiner Weise sympathisirenden, roh willkührlichen Tyrannen, aus deren Händen sie in die Hände anderer Oberherren und zuletzt in die Gewalt der Römer übergiengen. Im hellenischen Mutterlande aber erreichte Sparta für's erste in so ferne seinen Zweck, als durch die Selbständigkeitserklärung der kleinen Staaten auch die größern Staatenvereine und Städtebündnisse, (wie z. B. Böotien, Elis &c.) in eine Menge selbständig sein wollender und darum von nun an vereinzelter Freistädte und Freistädtchen sich auflösten, deren Wiedervereinigung zu mächtigen Staatenbündnissen dann Sparta emsig zu verhüten suchte.

Diese Vereinzelung und Zerstückelung machte es den Spartanern möglich, ihre Hegemonie zu Land, vorzüglich durch strengere Organisation des peloponnesischen Bundes, desto weiter auszudehnen und durch Gewaltschläge sich die Widerstrebenden zu unterwerfen. Und bei diesen Gewaltthaten war jetzt Agesilaus, welcher, seit ihm für seine kriegerische Thatenlust Asien verschloßen war, Raum für dieselbe in der Heimath suchte, eine der vornehmsten Triebfedern, indem er Sparta's Herrschbegier stets „rege hielt, ja steigerte“.

So versahen sie die böotischen Städte Orchomenos und Thespiä mit spartanischer Besatzung, um in Böotien einen festen Anhalt zu haben, und stellten, zu noch tieferem Verdrusse der Thebaner, die im Anfang des peloponnesischen Kriegs vom spartanischen König Archidämus von Grund aus zerstörte Stadt Platää wieder her, um desto leichter die Wiedervereinigung Böotiens zu verhindern und Theben nicht aufkommen zu lassen; — so zerstörten sie Mantinēa und lösten seine Bewohner in die vier Gemeinden, aus denen diese Stadt vor etwa einem Jahrhundert entstanden war, auf. und machten aus Mantinea eine fünfte Dorfgemeinde; — so nahmen sie Phlius durch Hunger ein und ließen die Glieder der ihnen in dieser Stadt entgegenstehenden Partei hinrichten; — so eroberten sie Chios und zwangen diese Insel zur Auslieferung ihrer Schiffe.

Auch Veranlassung von Außen kam noch dazu, um Sparta zu immer weitern Umgriffen zu vermögen. Unter andern baten zwei Städte der thrazischen Halbinsel Chalcidice, Akanthus und Apollonia, die Spartaner um Hülfe gegen die mächtige Stadt Olynthus, und die Gewährung derselben schien dem spartanischen Einflusse auch in diesem Norden eine Erweiterung zu versprechen.

Die Stadt Olynth lag am Anfang des Isthmus von Pallene und stand früher unter macedonischer Herrschaft, hatte sich aber, durch die Perserkriege begünstigt, von derselben freigemacht und schon vor dem peloponnesischen Kriege, noch mehr aber während desselben, durch ihre Handelsthätigkeit und durch das Herabkommen ihrer Nebenbuhlerin Potidäa zu einer so bedeutenden Macht erhoben, daß sie es nicht ohne Glück versuchte, sich theils durch Güte, theils durch Gewalt zum Haupt aller Städte jener thrazischen Halbinsel zu machen. Nur jene beiden Städte widerstanden, und der durch den macedonischen König unterstützte Hülferuf derselben kam Sparta um so erwünschter, als auch Brasidas (K. 6, 1.) in jenen Gegenden einst Ruhm erworben hatte und jetzt wenigstens großer Gewinn zu hoffen war.]

Da es zugleich auch eine Verbindung zu hindern galt, in welche Olynth mit Athen und Theben zu treten im Begriff war, so sandten die Spartaner ein Hülfsheer von 10,000 M. ab, wovon eine Abtheilung sogleich nach der Halbinsel zog, die andere unter Phöbidas nachfolgte. Der Zug des letztern gieng durch Böotien, und als er eben in der Nähe von Theben Rast hielt, zeigte sich eine neue Gelegenheit, spartanische Herrschlust zu befriedigen.

In Theben lagen, wie in allen griechischen Städten, die Demokraten und Aristokraten mit einander im Streit: die erstern waren für Athen, die letztern für Sparta gestimmt. Die zufällige Nähe der spartanischen Truppen benutzte daher der aristokratisch gesinnte Polemarch Leontiädes und lud den Phöbidas ein, mit einem Theile seiner Truppen die Kadmēa (Burg von Theben) zu besetzen, um seiner Partei die Oberhand zu verschaffen, wogegen er ihm versprach, die Thebaner dann zum Zuzug gegen Olynth zu bewegen. Phöbidas, begierig eine Gelegenheit zu ergreifen, bei der er sich auszeichnen könnte, bezog, von Leontiades geführt, in der Stille die Burg und nahm den Ismenias, das Haupt der Gegenpartei, gefangen. Bestürzt flohen an 400 Thebaner aus der Stadt und suchten und fanden Aufnahme in Athen.

Ganz Griechenland gerieth in Unwillen über diesen gewaltsamen Friedensbruch, und selbst in Sparta waren die Stimmen über des Phöbidas Willkührthat getheilt. Aber Agesilaus, persönlich gegen Theben gereizt (weil ihn auf seinem Heimweg aus Asien ein roher Haufen Thebaner bei einem Opfer, das er in Aulis brachte, gestört hatte), wußte den Beschluß des Rathes dahin zu leiten,

daß man zwar den Phöbidas abberief und ihm, weil er ohne Auftrag gehandelt, eine Geldstrafe auferlegte, nichts destoweniger aber die spartanische Besatzung in Theben beließ. Denn Sparta konnte es nicht vergessen, daß Theben die Vertriebenen gegen die „Dreißig" in Schutz genommen und den Spartanern zur Befestigung ihrer Seeherrschaft keinen Zuzug nach Asien gesandt hatte.

Die Billigung des Geschehenen, welche in diesem sich widersprechenden Beschlusse lag, wurde bald darauf durch die ungerechte Hinrichtung des Ismenias und durch die förmliche Verbannung seiner Anhänger aus Theben noch verstärkt und gab dem ganzen Hellas den klarsten Beweis, daß man sich von Sparta's schnöder Zwingherrschaft des Schlimmsten zu befahren habe. Doch wagte Niemand den Spartanern offen entgegenzutreten und Theben selbst mußte ihnen gegen Olynth behülflich sein. Die Bezwingung Olynths war nicht leicht. Schon waren zwei spartanische Feldherren (der Bruder des Phöbidas und ein Bruder des Agesilaus) nacheinander im Kampfe vor den Thoren Olynths gefallen, und die Spartaner mußten sich zu noch größeren Anstrengungen entschließen. Nachdem noch ein Feldherr durch Krankheit hingerafft worden war, gelang es ihnen endlich durch Polybiădes die Stadt zu Wasser und zu Land einzuschließen. So, durch Hunger bezwungen, ergab sich Olynth, und mußte nicht nur alles Eroberte zurückgeben, sondern auch seinen Staatenbund auflösen.

So sah sich denn Sparta im vollen Genuß des antalcidischen Friedens und glaubte keinen Gegner mehr fürchten zu müssen, weil Athen und Argos durch Vereinzelung geschwächt, der ganze Peloponnes unterwürfig, und im Osten der Perserkönig, im Westen der Tyrann von Syrakus mit Sparta verbündet war.

9. Kapitel. Thebens Erhebung.

1. Thebens Befreiung.

Aber auch bei Sparta kam Hochmuth vor dem Fall und die Strafe für seine Anmaßungen blieb nicht aus. Die thebanischen Vertriebenen, welche in Athen eine gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten, unterhielten geheime Verbindungen mit ihren Freunden in Theben, und obgleich Sparta gebieterisch die Austreibung derselben aus Athen verlangte, so fuhr dieses doch fort, sie zu schützen, eingedenk, daß es in gleicher Noth gleiche Freundlichkeit von Theben erfahren hatte.

Unter den thebanischen Freiheitsfreunden ragten damals, zum Glück für Theben, aus der für träge geltenden böotischen Masse eine Anzahl edler Männer durch ihre geistig tüchtige Persönlichkeit hervor. Unter ihnen werden Epaminondas, Pelopidas, Gorgidas, Pammĕnes, Phyllidas, Mellon, Charon besonders genannt. Ein Theil von ihnen war in Theben, ein Theil unter den Verbannten. Unter den letztern befand sich Pelopidas, aus einem

der edelsten und reichsten Geschlechter. Er hielt sich in Athen auf, wo er mit Mellon den Plan zur Befreiung seiner Vaterstadt verabredete, während der Geheimschreiber Phyllidas, der sich das Vertrauen der Machthaber zu erhalten gewußt und öfters in Staatsgeschäften nach Athen zu reisen hatte, den Verkehr der Verbannten mit Charon und den übrigen Verschworenen in Theben vermittelte, und Epaminondas, welcher obgleich aus einem alten Heldengeschlechte, wegen seiner Armuth und vorherrschenden Beschäftigung mit den Wissenschaften von den Oligarchen weniger beachtet wurde, es sich zum Geschäft machte, die thebanische Jugend auf dem Leibesübungsplatze zu kräftigen und in ihr das Bewußtsein der Schmach des spartanischen Joches zu wecken. — Auch in andern Städten, wo geflüchtete und verbannte Thebaner sich aufhielten, harrte man des Schlages, der nach dem Sinne der Verschwornen nur die Häupter der Unterdrückung treffen, die übrigen Bürger jeden Standes und Parteinamens der Freiheit zurückgeben sollte.

Der Tag der Ausführung kam, die Verschworenen schlichen sich in die Stadt, und ehe die Einwohner sich es versahen, verkündete ihnen die Ermordung der Stadthäupter den Sturz der Oligarchie (379 v. Chr.).

An einem Dezembermorgen aus Athen wie auf die Jagd ausziehend, kamen die 12 Hauptverschwornen (darunter Pelopidas und Mellon) gegen Abend als Bauern verkleidet einzeln durch verschiedene Thore in Theben an, wo eben ein Schneegestöber die Einwohner in den Häusern hielt. Charon's Haus war der Versammlungsplatz, wo sich die Verschwornen, nun 48 an der Zahl, bis zum andern Abend verborgen hielten, an welchem Phyllidas die beiden Polemarchen Archias und Philippus mit ihren Freunden zu einem Festgelag geladen hatte, bei welchem sie überfallen werden sollten. Schon hatte der Wein die Schmaußenden erhitzt, als dem Archias die Gefahr gesteckt wurde; worauf derselbe den Charon herbeikommen ließ, um ihn darüber zu vernehmen. Dieser aber, der aus des Archias Fragen merkte, daß er nichts Sicheres wußte, beruhigte ihn mit kluger Verstellung und versprach beim Weggehen, der Sache genau nachforschen zu wollen. Unterdessen that der vom Phyllidas fleißig gereichte Wein seine weitere Wirkung, so daß Archias, als ihm gleich darauf eine zweite und zwar schriftliche Warnung aus Athen mit Angabe aller Glieder und Plane der Verschwörung zukam, diesen Brief uneröffnet beiseit legte, um, ungestört durch Staatsgeschäfte, den Freuden des Gelags obzuliegen, bei welchem auf des Phyllidas Versprechen nun auch die schönsten und vornehmsten Frauen der Stadt erscheinen sollten. Bald darauf gieng die Thüre auf und in Frauenkleider und Schleier gehüllt traten sieben Verschworne ein, vom Jubel der nichts ahnenden Zecher empfangen, die ihnen Sitze an der Seite der Polemarchen anwiesen. Aber im Nu verstummte der Jubel, als das Zurückschlagen der Schleier das Zeichen zum Gebrauche der Dolche gab, unter denen Archias, Philippus, so wie Jeder fiel, der sich widersetzte.

Zu gleicher Zeit hatte Pelopidas mit zwei andern Verschwornen den Leontiades und nach ihm einen andern oligarchischen Führer, Namens Hypätes, in ihren Häusern aufgesucht und ermordet. Darauf befreite Phyllidas die Gefangenen ihrer Partei aus den Gefängnissen.

Laut ertönte nun der Freiheitsruf durch die Straßen; Waffen wurden allenthalben herbeigeholt, und Epaminondas, der sich, seinen sittlichen Grundsätzen gemäß, der persönlichen Theilnahme an der Ermordung enthalten hatte, vereinigte sich an der Spitze einer Schaar Bewaffneter mit Pelopidas, Gorgidas und den andern Verschwornen. Von herbeiströmenden Verbannten verstärkt, forderten sie nun das ihnen zujauchzende Volk zur Wahl

von Böotarchen auf, welches Amt seit dem antalcidischen Frieden eingegangen war. Einstimmig wählte das entzückte Volk den Pelopidas, Mellon und Charon zu den ersten wiedererneuerten Böotarchen, indem es darin eine Wiederherstellung des böotischen Bundes begrüßte.

Und wirklich, während man an die Belagerung der von den Spartanern besetzten Kadmea gieng, kam bald auch Hülfe aus andern böotischen Städten, und selbst aus Athen ward — nach Diodor auf öffentlichen Beschluß, nach Xenophon aus freiem Antrieb Einzelner — eine Hülfsschaar gesandt. Weil aber die Besatzung der Burg weniger aus eigentlichen Spartanern, als aus bündnerischen Truppen bestand, die nicht für Sparta sich opfern wollten, so räumte sie, ehe es zum Kampf kam, unter der Bedingung freien Abzuges, die Burg. Doch gieng es dabei ohne einzelne Rachebefriedigung von Seiten der Siegespartei gegen einzelne mit- abziehende oligarchischgesinnte Thebaner nicht ab, und eine Anzahl derselben flüchtete sich nach Orchomenos, wo noch spartanische Besatzung war. Zwei der nach Sparta zurückkehrenden Harmosten wurden daselbst hingerichtet, weil sie die Kadmea ohne Schwertstreich übergeben hatten. Und als die Spartaner Athen wegen der den Thebanern gesandten Hülfsschaar zur Rede stellten, ließ dieses auch, aus Furcht vor Sparta, die beiden Führer der Freischaar hinrichten.

Nicht bloß jeder neutrale und über Sparta's gemißbrauchte Übermacht empörte Grieche, sondern selbst der so lakonenfreundliche Xenophon erkannte in der nun beginnenden Demüthigung Sparta's und der spartanischen Partei ein göttliches Strafgericht über „Gottlose und Übelthäter". Denn, sagt er (in Hell. V. 1, 26), „die Lacedämonier, welche geschworen hatten, die Staaten selbständig zu lassen, wurden nach der Besitznahme der Burg von Theben gerade von denjenigen Menschen, denen sie Unrecht gethan hatten, bestraft, während sie vorher von Niemand in der Welt bewältigt worden waren. Und um diejenigen Thebaner, welche die Spartaner in die Burg, und zwar in der Absicht geführt hatten, ihre Stadt zur Sclavin Sparta's zu machen, damit sie selbst dieselbe despotisiren könnten, zu bestrafen, reichten bloß sieben von denjenigen hin, die anfänglich von ihnen vertrieben worden waren".

2. Epaminondas und Pelopidas. Athens zweite Seehegemonie. Die Schlacht bei Leuktra.

Theben war nun befreit: noch aber galt es, die Freiheit gegen das übermächtige Sparta zu behaupten. Denn Sparta hatte bereits zum Entsatze Thebens ein Heer unter König Kleombrŏtus I abgesandt, der aber auf die Nachricht von der Burgübergabe unthätig in Thespiä verweilte und dann wieder umkehrte. Daher boten die Männer, welche jetzt die Sache Thebens vertraten, alles auf, ihrer Vaterstadt, welche bisher theils wegen ihres unhellenischen Benehmens im Kampf gegen Xerxes, theils wegen ihres Mangels an Bildung in üblem Rufe gestanden war, — im Innern durch Stärkung des Gemeinsinns, nach Außen durch weise Benützung der nun gegen Sparta gerichteten öffentlichen Meinung und der eingetretenen Erschöpfung der übrigen Staaten — zu einem höhern Rang emporzuheben.

In diesem Streben trafen besonders Epaminondas und Pelopidas zusammen. Obgleich nicht nur von verschiedenem Character, sondern auch von ungleichen Standes- und Vermögensverhältnissen, — jener arm, dieser reich und von vor-

nehmer Geburt, — waren doch beide von Jugend auf durch die engste Freundschaft verbunden und von gleicher Liebe zum Vaterlande beseelt. Bei Epaminondas kam noch hinzu, daß er, gebildet durch das Studium der pythagoreischen Philosophie, welche ihn auch im Privatleben über die Wünsche gewöhnlicher Geister erhob und seine Armuth mit heiterer Selbstverläugnung ertragen ließ, bemüht war, die Grundsätze dieser Weltweisheit auch auf das Staatsleben anzuwenden und diesem die selbstbewußte Richtung auf ein in Wahrheit und Gerechtigkeit gegründetes Ziel zu geben.

Sein Lehrer in der Philosophie war der Tarentiner Lysis, der als Verbannter in Theben lebte. Dabei war er ausgezeichnet in der Redekunst und Musik, ohne daß er die ritterlichen Übungen vernachlässigte. (Unter musikalischer Ausbildung verstand der Grieche nicht nur das Spielen auf der Leyer, die in Athen, oder auf der Flöte, die in Theben üblich war — Epaminondas spielte beide Instrumente geschickt — sondern es gehörte auch dazu die zierliche und ausdrucksvolle Behandlung der Stimme, namentlich in der rhythmischen Aussprache beim Vortrag dichterischer Werke, so wie auch die Macht über den ganzen Körper in der Ausbildung seiner Bewegungen zu anständiger Darstellung bei chorischen Festen.) Von seinen frühesten Jahren an hatte Epaminondas einen glühenden Trieb nach wissenschaftlicher Ausbildung. Als strenger Pythagoreer befliß er sich insbesondere der höchsten Einfachheit und Mäßigkeit. Oft wollte Pelopidas seinen Reichthum mit ihm theilen, aber nie nahm er etwas an; Bestechungsversuche (von fremden Fürsten oder Gesandten) wies er mit Verachtung von sich, wiewohl er einmal gleich nach einem solchen zurückgewiesenen Anerbieten eine geringe Geldsumme borgen mußte, die er zur Anschaffung seines Heergeräthes bedurfte, und er überhaupt so arm war, daß er öfters, wenn sein Mantel in der Walke war, zu Hause zu bleiben genöthigt war, weil er nur einen einzigen hatte. — Seine Freundschaft mit Pelopidas hatte sich besonders in einer Schlacht (die wahrscheinlich vor dem antalcidischen Frieden vorfiel) tief befestigt: denn beide standen in derselben als Hopliten neben einander, und als Pelopidas verwundet wurde, rettete Epaminondas ihm mit eigner Lebensgefahr und Verwundung das Leben.

Da nun auch Pelopidas in diesen Tugendbestrebungen dem Epaminondas ernstlich nacheiferte, und keine eigennützige Selbstsucht ihre Vaterlandsliebe trübte, so waren ihre Bemühungen mit desto sichererem Erfolge gekrönt.

Zunächst wurde die Stadt und ihr Gebiet befestigt, und der „heiligen Schaar", welche Gorgidas aus 300 auserlesenen, durch Vaterlandsliebe, Verwandtschaft und Freundschaft unter sich verbundenen Edlen errichtet hatte, die Burg zur fortwährenden Vertheidigung übergeben, in welchem Berufe sie sich, fern von dynastischen Bestrebungen, stets treu erwiesen. Darauf zog man die böotischen Städte (mit Ausnahme von Plataä, Thespiä und Orchomenos, welche spartanische Besatzung hatten) wieder zu einer nähern Verbindung herbei, und betrieb ein förmliches Bündniß mit Athen, das aber, durch Sparta geschreckt, seine Hülfe wieder zurückzog und sogar die Urheber des frühern Beistandsbeschlusses mit Verbannung und Tod bestrafte.

Erst als der spartanische Harmost Sphodrias in Thespiä die Absicht verrieth, sich des Piräeus zu bemächtigen, trat Athen, von der demokratischen Partei geleitet, als Thebens Bundesgenosse auf, und suchte zugleich, auf Betrieb seines tüchtigen Feldherrn Timothĕus, (des Sohnes Konon's), den stillgehegten Plan einer nochmaligen Seehegemonie durch bundesge-

nössische Vereinigung der Seestaaten zu verwirklichen. Und weil Athen diesen Staaten Autonomie und allen, großen wie kleinen, gleiches Stimmrecht zugestand, auch auf jede Besitzerwerbung in fremden Ländern verzichtete, so brachte es bald wieder eine athenäische Symmachie von fünf und siebenzig Staaten (worunter auch Chios, Mitylene, Byzanz, Rhodus waren) zu Stande, und konnte den Spartanern zur See die Spitze bieten.

Daher beschloß Sparta gegen Theben und Athen einen Aushungerungskrieg, und während sein Landheer unter dem Oberbefehl des Agesilaus das thebanische Gebiet verheerte, suchte die spartanische Bundesflotte den Athenern die Zufuhr zur See abzuschneiden. Aber bald vereitelte Chabrias mit der athenischen Bundesflotte durch den glänzenden Seesieg bei Naxus (375) den Aushungerungsplan Sparta's zusammt seiner Seeherrschaft, welche dadurch, so wie durch die weitern Seeunternehmungen des Timotheus und Iphikrates wieder auf Athen übergieng. Und als darauf Agesilaus (in Folge einer Verletzung seines gesunden Fußes und eines zu großen Blutverlustes bei einer Aderlaß) vom Oberbefehl zurücktrat und ihn dem Kleombrotus überließ, erhielten die Spartaner durch eine, wenn auch nicht bedeutende Niederlage, die ihnen Pelopidas mit der heiligen Schaar im gleichen Jahre bei Tegyra beibrachte, bereits auch eine vorläufige Schwächung ihres Ansehens zu Land. Von da an verdoppelten die Thebaner ihre Anstrengungen, um die böotischen Städte wieder zu einer Vereinigung mit Theben — zum alten böotischen Bunde — zu vermögen: denn in den meisten dieser Städte hatten sie Anhänger, und Beredung und Einschüchterung führte vollends zum Ziele: allen beitretenden Städten wurden ihre alten Rechte und ihre Selbständigkeit gewährleistet.

Doch Athen, eifersüchtig auf Thebens wachsende Macht und gekränkt durch die gewaltsame Bezwingung und empörende Mißhandlung, welche Platää und Thespiä von Theben erfuhren, suchte nun einen allgemeinen Frieden mit Sparta herbeizuführen, um dann desto ungestörter seine Seehegemonie ausbilden zu können. Die Friedensunterhandlungen hatten in Sparta 371 v. Chr. Statt und auch Theben sandte seinen Epaminondas als Gesandten dahin. Den Gründen seiner feurigen Beredtsamkeit, die für Sparta eben nicht schmeichelhaft waren, nachgebend, beschloß man, den Frieden auf einen Artikel des antalcidischen zurückzuführen, der allen griechischen Staaten Autonomie zugestand, jedoch ohne den Spartanern eine Handhabe zu lassen, den Frieden einseitig für sich auszubeuten.

Schon hatten Alle den Friedensvertrag unterschrieben, als Epaminondas für den Namen „Theben" den Namen „Böotien" gesetzt wissen wollte, und erklärte: von Urzeiten her seien die böotischen Städte von Theben, als der Mutterstadt, angelegt worden, und eine Bundesvereinigung unter Verwaltung von Böotarchen, die von und aus allen jenen Städten gewählt worden seien, sei mit der ersten Gründung des Landes gleichzeitig gewesen; Sparta selbst habe früherhin den Vorsitz Thebens über jene Städte ausdrücklich anerkannt, ja geschützt; — Theben werde daher seine böotischen Städte nur dann frei geben, wenn auch

Sparta seinen lakonischen und messenischen Städten die Freiheit gewähren würde. Dadurch zur Hitze gereizt, strich Agesilaus Thebens Namen in der Vertragsurkunde aus und stellte dadurch Theben außerhalb des Friedens.

So stand also Theben ohne Bundesgenossen allein auf dem Kampfplatze, auf welchem es jetzt, wie man allenthalben glaubte, gegen das immer noch mächtige Sparta unterliegen zu müssen schien, da es vergebens auf Athen gezählt hatte.

Aber in des Epaminondas muthigem und entschlossenem Geiste hatte Theben die kräftigste Stütze in seiner bedenklichen Lage. Schon zwanzig Tage darauf führte er, ohne die vielen Abmahnungen ängstlicher Gemüther zu beachten, das thebanische Heer aus den Thoren seiner Vaterstadt, um den aus Phocis heranrückenden Spartanern in offener Feldschlacht zu begegnen; und vorzüglich seiner klugen Aufstellung des Heeres in die von ihm erfundene „schiefe Schlachtordnung" hatte Theben, neben der Überlegenheit seiner Reiterei und der Tapferkeit der von Pelopidas geführten heiligen Schaar, den herrlichen Sieg bei Leuctra 371 v. Chr. zu danken, der den Spartanern nicht weniger als ihre ganze bisherige Hegemonie kostete.

Der Flecken Leuctra lag in einer Ebene, die fast ganz von dem starken spartanischen Heere bedeckt war, das wieder von Kleombrotus befehligt wurde, der zum Kriegsdienste noch unfähig war. Kleombrotus aber hatte unerwartet den Helikon überstiegen, den böotischen Hafenort Kreusis erstürmt und sich am östlichen Abhang jenes Berges bei jenem Flecken gelagert. Das kleine nur 6000 M. starke Heer der Thebaner erschrack beim Anblick dieser Menge; aber Epaminondas und Pelopidas wußten durch Benützung einer, auf eine Volkssage sich gründenden Weissagung den Muth der Ihrigen zu beleben, und das Eintreffen von 2000 M. thessalischer Hülfstruppen unter der Anführung Jason's von Pherä erhöhte denselben noch mehr. Nach einer vergeblich versuchten Vermittlung Jason's begann die Schlacht. — Die schräge Schlachtordnung des Epaminondas bestand darin, daß er auf dem linken Flügel, den er befehligte, den Kern des Heeres in einer Tiefe von 50 Schilden zum Angriff aufstellte, dem mehr rückwärtsstehenden schwächern rechten Flügel aber befahl, sich vor dem angreifenden Feinde langsam zurückzuziehen und mehr defensiv zu verhalten.

Während nun dieser sich zurückzog, drang Epaminondas mit seiner wohlgeübten Reiterei in den rechten Flügel der Spartaner ein und warf ihre Reiterei, welche stets die schwächste Waffengattung Sparta's war, auf das Fußvolk zurück. Als hierauf Kleombrotus durch Ausdehnung desselben den Epaminondas überflügeln wollte, so verhinderte dieß Pelopidas durch einen zuvorkommenden Angriff mit der heiligen Schaar, und Epaminondas drang zugleich so rasch ein, daß die lacedämonischen Bundesgenossen flohen und Kleombrotus, nur von seinen Spartanern umgeben, allein den Kampf gegen die dichtgeschlossenen, muskelkräftigeren Thebaner bestehen mußte. Nach vergeblichem Widerstand fiel er von vielen Wunden getroffen. Mit Mühe erkämpften die Spartaner seinen Leichnam und lösten sich dann in volle Flucht auf.

Von nun an wich bei allen griechischen Staaten die Furcht vor Sparta, und wenn es auch die äußere Würde noch zu wahren wußte, so blieb doch seine innere Kraft gebrochen.

Die Nachricht von dieser verlornen Schlacht erhielten die Ephoren in Sparta, als man dort eben ein heiliges Fest feierte. Um den Tag nicht zu entweihen und den Unfall vor den fremden Festgästen zu verbergen, machte man bloß die Familien der Gefallenen damit bekannt und ermahnte sie, kein Wehklagen laut werden zu lassen. Und am andern Tag erschienen die durch den Verlust Betroffenen „stolzblickend" in der öffentlichen Versammlung, während die Angehörigen der durch die Flucht Entkommenen sich vor Scham nicht sehen ließen. Dem Gesetze nach sollten nun die Geflohenen als ehrlos das Waffenrecht verlieren; aber weil die Schmach so viele edle Familien getroffen hatte und Mangel an Mannschaft entstanden wäre, so schlug Agesilaus vor, die Gesetze für dießmal schlafen zu lassen, wodurch den Besiegten die Ehre, dem Staate eine nicht geringe Anzahl Bürger erhalten wurde.

3. Epaminondas vor Sparta. Messeniens Befreiung. Athen mit Sparta, Theben mit Persien verbündet.

Die Fortsetzung des Krieges hinderte zwar für eine kurze Zeit die wirksame Vermittlung des mit den Thebanern verbundenen Tyrannen Jason von Pherä, eines Mannes, der sich dadurch, daß ihm als Tagus bereits fast alle Theile Thessaliens gehorchten, nicht geringe Bedeutung erworben hatte. (S. §. 4.) Nichts desto weniger verfolgte Theben die Vortheile, die sich ihm in der, durch seinen Sieg allenthalben hervorgebrachten Geringschätzung Sparta's darboten, zumal sich bei des alten Agesilaus nie rastender Kriegslust auf keine Friedensdauer rechnen zu lassen schien.

Theben stärkte sich daher vor Allem durch Besiegung der Phocier, so wie durch Bündnisse mit den Ätolern, Lokrern, Akarnanen und mehrern Städten Euböa's, bis es sogar im Peloponnes selbst unerwartete Bundesgenossen erhielt. Denn in Arkadien, wo schon vor der leuctrischen Schlacht Mantinēa sich wieder erbaut hatte, erhoben sich nun fast alle Bergvölker, von den Eleern und Argivern unterstützt, gegen Sparta, und fiengen an, sich eine Bundesstadt zu bauen, die sie Megalopŏlis nannten. Sie stellten einen arkadischen Bundesrath, die Myrioi, d. i. die Zehntausend genannt, auf und unterhielten ein von den arkadischen Bundesstädten ausgehobenes Bundesheer von 5000 M., die Epariten genannt. In dieser Bewegung, die der 70jährige Agesilaus vergebens zu dämpfen suchte, erkannte Epaminondas den klarsten Wink, den Spartanern auf ihrem eigenen Boden zu Leibe zu gehen und sowohl das von ihnen unterdrückte Messenien zu befreien, als auch die Consolidation Arkadiens zu befördern.

Vom Mantinēer Lykomēdes zu Hülfe gerufen, hatten sie schon eine Schaar von 1000 Bewaffneten unter Pammĕnes abgesandt, um die Arkäder bei dem Bau ihrer Bundesstadt zu schützen, und bald darauf standen Epaminondas und Pelopidas mit einem Bundesheere von 70,000 M. an der Gränze Lakoniens und drangen sengend und brennend in das Land ein, das Jahrhunderte lang von keinem Feinde betreten worden war. Von

Sellasia aus, das sie zerstörten, zogen sie längs der Thalebene dem Eurotas zu, schlugen im heiligen Hain des Apollo ihr Lager auf und standen am folgenden Tage am Fuße der Eurotas-Brücke, die nach der Stadt Sparta führte, welche, wie schon erwähnt, durch keine Mauern geschützt war.

Agesilaus mußte, um nur Sparta zu retten, hinter den Eurotas zurückgehen und sich nicht nur den Hohn der ihn in's offene Feld herausfordernden Thebaner, sondern auch die wüthenden Vorwürfe der spartanischen Weiber und die Klagen der spartanischen Greise gefallen lassen, die eine solche Schande nicht überleben wollten. In dieser Noth aber zeigte sich Agesilaus in ächt spartanischer Größe, und seiner Geistesgegenwart und festen Haltung hatte es die Stadt zu danken, daß der Feind nicht in sie eindringen konnte, sondern ihr wenigstens den alten Ruhm lassen mußte, daß die Tapferkeit ihrer Bürger ihr wirklich statt der fehlenden Mauern dienen könne.

Als er nämlich bemerkte, daß einige hundert spartanische Bürger in verrätherischer Absicht eine Anhöhe besetzt hatten, gieng er, unbewaffnet und bloß von einem Sclaven begleitet, gerade auf sie hin und rief ihnen zu: nicht diesen, sondern einen andern Platz (auf den er mit der Hand deutete) habe er ihnen angewiesen. Verblüfft gehorchten jene schnell und räumten Zuverlässigeren ihre Stelle; doch ließ er einige von ihnen in der Nacht darauf verhaften und ohne Urtheil hinrichten.

Als die Feinde schon über den Eurōtas gegangen, bis in den Hippodrom vorgedrungen und im Begriffe waren, Sparta zu stürmen, ließ er sie durch einen wohlgelegten Hinterhalt zurücktreiben, worauf bald ihr Abzug erfolgte.

Der Heranzug der unterdeß aufgebotenen spartanischen Bundesgenossen aus Korinth und andern Orten, so wie die Annäherung des Winters scheint den Epaminondas zu seinem, sonst unerklärlichen, Abzug von Sparta bewogen zu haben. Auch wollte er es nicht bis zum Verzweiflungswiderstand der Spartaner kommen lassen und dadurch seinen Ruhm und Thebens errungene Macht auf das Spiel setzen. Um jedoch dem Spartiatenstaate einen wesentlichen Theil seiner Lebenskraft zu entziehen, verschaffte Epaminondas vorher noch den Messeniern ihre seit 287 Jahren entbehrte Freiheit wieder, rief die in Italien, Sicilien und Cyrene zerstreuten Messenier zurück und veranlaßte sie, sich unter dem Schutze einer thebanischen Besatzung eine Hauptstadt, mit Namen Messēne, in der Nähe des Ithōme zu gründen.

Bei seinem Abzug aus dem Peloponnes stellten sich ihm auf dem Isthmus, wiewohl vergebens, die Athener unter Iphikrates entgegen, um ihm den Rückzug abzuschneiden: denn Athen hatte unterdeß, um die Fortschritte der Thebaner zu hemmen, mit Sparta einen Bund unter der Bedingung geschloßen, daß der Oberbefehl zu Wasser und zu Land zwischen ihnen (von 5 zu 5 Tagen) wechseln solle. Allein dieß hinderte nicht, daß Epaminondas schon im folgenden Jahre einen zweiten Einfall in den Peloponnes unternahm, nachdem er daheim in Theben einer Verurtheilung, wegen zu lang behaltenen Oberbefehls, glücklich entgangen war.

Während nämlich Epaminondas gerade vor Sparta stand, lief das Amtsjahr ab, für welches er mit den übrigen Böotarchen gewählt worden war, und auf längeres Bleiben in der

Amtsgewalt stand der Tod. Weil aber durch die Niederlegung derselben alle bis dahin im Peloponnes für Theben gewonnenen Vortheile hätten aufgegeben werden müssen, so beredete er die andern Böotarchen, auf seine Gefahr zu bleiben. So behielten Alle ihre Stellen vier Monate über die festgesetzte Zeit. Als er deßhalb nach seiner Rückkehr von seinen Neidern auf den Tod angeklagt wurde, erklärte er in seiner Verantwortung den Richtern: er wolle die Strafe leiden; doch sollten sie im Urtheile bemerken, daß er von den Thebanern am Leben gestraft worden sei, weil er durch den Sieg bei Leuctra über die vorher so gefürchteten Spartaner nicht nur Theben, sondern ganz Griechenland vom Untergange befreit, darauf diese Spartaner in ihrer Hauptstadt belagert und den Messeniern wieder zur Selbständigkeit verholfen habe. Beschämt enthielten sich die Richter der Abstimmung, und die Neider mußten ihn bald wieder an der Spitze des Heeres ausziehen sehen.

Der zweite Einfall in den Peloponnes hatte indeß geringen Erfolg, da Sparta eine Unterstützung aus Syrakus vom Dionysius erhielt, und Archidamus, der Sohn des Agesilaus, einen Sieg über die Arkader errang. — Bis hieher kann man es vielleicht verzeihlich finden, wenn Theben im Kampf gegen einen übermüthigen Gegner alle regelmäßigen Kämpfervortheile benützte, um ihm seine nervige Rechte fühlen zu lassen; von jetzt an aber betrat es eine Bahn, die ihm zu demselben schweren Vorwurf gereicht, der früher jenen seinen Gegner traf. Es trat in Bezug auf Persien „in Sparta's Fußtapfen".

Auf den Betrieb nämlich des persischen Satrapen Artabazänes, den die Athener dazu vermochten, war ein Congreß griechischer Staaten in Delphi gehalten worden, um einen allgemeinen Frieden unter ihnen zu Stande zu bringen; aber die Verhandlungen hatten zu nichts geführt. Als hierauf Sparta einen Gesandten nach Susa schickte, um die Unterhandlungen zu seinen Gunsten dort fortzusetzen, so sandte Theben ebenfalls Gesandte dahin, den Pelopidas und Ismenias, um den Spartanern entgegenzuarbeiten und den Beistand der Barbaren zur Erlangung der Hegemonie zu gewinnen.

Auch andere Staaten schickten Abgeordnete hin, darunter auch Athen, das von Timagoras und Leon vertreten wurde. Pelopidas wurde am Hofe (damals lebte noch der alte Artaxerxes Mnemon) als Besieger der vormals von den Persern so gefürchteten Spartaner mit der größten Auszeichnung behandelt, obwohl er durchaus seiner Würde als Hellene nichts vergab, und sich nicht einmal zur ceremoniellen Kniebeugung vor dem König herabließ, — wogegen der weichliche athenische Gesandte Timagoras sich auf das unwürdigste bestechen ließ, ein Benehmen, für das ihn nachher die Athener mit dem Tode bestraften. — Den wenigsten Eindruck machte die königliche Hofpracht auf den derb-patriotischen Gesandten der Arkader, Antiochus, der an seine Oberen (die Myrioi) berichtete: Bäcker, Köche, Mundschenken und Thürhüter hätte der König in Menge, aber keine Männer, die es mit den Hellenen im Waffenstreit aufnehmen könnten; auch sein Reichthum sei nur Prahlerei und die vielgerühmte goldene Platane gebe keiner Cicade Schatten". Dafür gieng er aber auch vom Hofe leer an Geschenken aus.

Des Pelopidas kluge Unterhandlung hatte allerdings den Erfolg, daß nachher ein Befehl vom Großkönig erschien, es solle Sparta auf Messenien verzichten und Athen seine Seemacht beschränken, Theben aber das Recht haben, diese Friedensbedingungen zu vollstrecken. Indeß Theben hatte nicht, wie einst Sparta, das Zeug, dem Befehl den gehörigen Nachdruck zu geben: Niemand gehorchte und so mußte es sich begnügen, daß Epaminondas bei einem dritten Einfall

in den Peloponnes Achaja zur Annahme einer demokratischen Einrichtung und Korinth zum Frieden brachte. Einen „festen Fuß“ auf der Halbinsel zu fassen, gelang ihm so wenig als in Thessalien, das schon seit einiger Zeit der Schauplatz der Thätigkeit und des Ruhmes für Pelopidas war.

4. Thebens Vermittlung in Thessalien und Macedonien. Pelopidas und Alexander von Pherä.

In Thessalien nämlich waren die früheren äolisch-achäischen Einwohner durch die thesprotischen Thessaler zu „Penesten“ herabgedrückt worden, die den Periöken in Sparta gleichkamen. Unter den Eroberern, die sich in die Herrschaft getheilt hatten, ragten alte Geschlechter hervor, die, wie z. B. die Aleuaden in Larissa, die Skopaden in Krannon, sich heraklidischer Abkunft rühmten. Solche Dynastengeschlechter regierten besonders in den größten Städten, welche, wie Larissa, Pharsālus, Pherä u. a. lange von einander unabhängig waren. Bloß für die Zeit eines Krieges stellte man die Gesammtheeresmacht unter einen gemeinsamen Führer oder Herzog, den man Tagus (Tagos), d. i. Ordner nannte. Mancher Tagus suchte dann durch größere Hausmacht, besonders durch Söldner, ein Übergewicht über die andern Geschlechter fortzubehaupten, so daß diese sich seiner Tyrannis in aristokratischer Weise entgegensetzten und gewöhnlich bei den macedonischen Königen einen Anhalt suchten.

Ein solcher Gewalthaber war zur Zeit von Thebens Erhebung Polydāmas in Pharsālus und der oben (K. 9, 2.) schon genannte Jason von Pherä. Dieser letztere war besonders reich und mächtig und strebte als Tagus sich mit Hülfe großer Söldnerhaufen zum Herrn von ganz Thessalien zu machen. Er war auch der Schöpfer der nachher stets so berühmten thessalischen Reiterei. Schon hatte Jason durch Unterwerfung der kleinen Bergvölker seine Gewalt über fast ganz Thessalien ausgedehnt; ja er gieng schon mit dem Gedanken um, sich die Hegemonie über Griechenland zu verschaffen und dann alle Hellenen von Neuem zu einem allgemeinen Krieg gegen Persien zu vereinigen. Diese Absicht lag auch jenem seinem Vermittlungsversuche zwischen Theben und Sparta (§. 3.) zum Grunde, indem er zugleich das Bündniß der Spartaner suchte, die ihm aber nicht trauten.

Der freie Adel Thessaliens hatte längst das Joch, das ihm Jason von Pherä auflegte, unerträglich gefunden und es war eine Verschwörung gegen ihn zu Stande gekommen, in deren Folge er von einigen Reitern seiner Umgebung meuchlings ermordet wurde. Nun ergriffen seine beiden Brüder Polyphron und Polydōrus die Zügel des Regiments. Der letztere aber starb bald (wahrscheinlich durch die Hinterlist des andern) und der überlebende Polyphron wurde von seinem Neffen Alexander ermordet, der sodann als Tagus mit blutgieriger Grausamkeit seine Herrschergewalt übte und sogar mit seinen Söldnern Räuberei zu Wasser und zu Lande trieb. Da wandte sich der thessalische Adel um Hülfe an den König Amyntas II von Macedonien, und als dieser bei seiner Hülfe

selbst Absichten auf Thessalien merken ließ, baten die Thessalier Theben um Beistand sowohl wider den Alexander von Pherä, als auch wider den König von Macedonien.

So rückte denn Pelopidas mit einem Heere in Thessalien ein. Dort berief er zunächst den Alexander von Pherä nach Larissa und suchte ihn in einer Unterredung zur Mäßigung zu bewegen. Die Beschwerden aber, welche die dabei anwesenden Thessalier über die Habsucht, Grausamkeit und viehische Lebensart des Tyrannen vorbrachten, waren so entsetzlich, daß Pelopidas ihm seine sittliche Entrüstung fühlen ließ, worauf sich Alexander mit Groll im Herzen entfernte.

Nachdem nun Pelopidas die thessalischen Städte vor seiner Wuth in Sicherheit gestellt hatte, wandte er sich nach Macedonien, wo gerade zwei Brüder, Ptolemäus und Alexander (die ältern Söhne des Amyntas), in einem Thronstreit begriffen waren und ihn zum Schiedsrichter wünschten. Es gelang ihm, sie zu versöhnen und den letztern (als Alexander II) auf dem Thron zu befestigen, und nachdem er sich zur Sicherung des Friedensvertrags den jüngsten Bruder des neuen Königs, den jungen Philipp, mit noch dreißig edlen Macedoniern als Geißeln hatte geben lassen, kehrte er nach Theben zurück.

Kaum war er abgezogen, so erhob sich in Macedonien Ptolemäus wieder gegen seinen Bruder, und in Thessalien begann der Tyrann von Pherä auf's Neue seine Eingriffe in die Rechte der thessalischen Städte. Dießmal wurde Pelopidas nur in der Eigenschaft eines Gesandten zur Vermittlung abgeschickt (368. v. Chr.). Nachdem er mit thessalischen Miethstruppen in Macedonien wieder einen Vergleich zu Stande gebracht hatte und nach Thessalien zurückgekommen war, wurde er in Pharsālus vom Tyrannen Alexander bei einer Unterhandlung verrätherisch gefangen und nach Pherä gebracht, wo der edle Mann in hartem Gefängniß den Todesdrohungen des Tyrannen furchtlos trotzte.

Bestürzt über dieses Unglück sandte Theben ein Heer zu seiner Befreiung nach Thessalien, aber unter unfähigen Führern, die der Neid gegen den Epaminondas, der als gemeiner Krieger mitzog, an die Spitze gestellt hatte. Von Furcht und Mangel bewogen, kehrten diese bald wieder um, geriethen aber dabei durch die Angriffe des ihnen nachrückenden, von Athenern unterstützten Tyrannen in solche Noth, daß das thebanische Heer den Epaminondas zur Übernahme des Oberbefehls aufforderte, der dann den freien Rückzug erkämpfte. Einige Zeit darauf wurde er mit einem verstärkten Heere wieder nach Thessalien geschickt. Da es ihm darauf ankam, seinen Freund zu befreien, so wies er mit Selbstverläugnung alle Gelegenheit zurück, sich mit Hülfe des für ihn sich erhebenden thessalischen Volkes neuen Kriegsruhm zu erwerben, weil er mit Recht besorgte, durch ein ungestümes Verfahren gegen den grausamen Tyrannen, dem es ein Kleines war, Menschen lebendig begraben oder in Thierhäute eingenäht von Hunden todt hetzen zu lassen, das Leben seines Freundes zu gefährden. Er rückte daher nur langsam vor und brachte dadurch den Tyrannen zu einem Vergleichsanerbieten, welches die Freigebung des Pelopidas zur Folge hatte.

Während sodann Pelopidas die oben angegebenen Unterhandlungen mit Persien besorgte, fieng Alexander von Pherä wieder an, die thessalischen Städte zu bedrücken und seine Macht noch weiter auszudehnen, als zuvor. Daher beschloß Theben wieder ein Heer unter Pelopidas gegen ihn auszuschicken. Weil aber eine gerade eintretende Sonnenfinsterniß die Mannschaft zaghaft machte, und die Wahrsager Unglück weissagten, so gab zwar Pelopidas nach und entließ das Heer, er selbst aber ließ sich nicht halten, mit 300 Reitern auszuziehen, um den ihm auch persönlich verhaßten Despoten zu züchtigen.

Nachdem er in Pharsalus durch thessalische Mannschaft sich verstärkt hatte, zog er dem Tyrannen entgegen, und obgleich derselbe ihm durch größere Truppenzahl und günstigere Stellung überlegen war, besiegte er ihn doch in der Schlacht bei Kynoskephalä 604 v. Chr., bezahlte aber den durch die Hitze der Leidenschaft erzwungenen Sieg ohne Noth mit seinem Leben, und versetzte dadurch ganz Thessalien in die tiefste Trauer um seinen bisherigen Retter, Theben aber in einen eben für jene Seite seiner Machtbestrebungen unersetzlichen Verlust.

Es hatte gegolten, die Berghöhen, welche man Kynoskephalä (Hundsköpfe) nannte, zuerst zu besetzen. Pelopidas kam auch mit seinen Reitern zuerst dort an, schlug die feindliche Reiterei zurück und verfolgte sie eine Strecke weit. Inzwischen aber hatte das zahlreiche Fußvolk des Feindes die offen gelassenen Höhen besetzt und schlug das später ankommende thebanische Fußvolk zurück. Als Pelopidas von der Verfolgung zurückkehrte, ließ er durch seine Reiterei das feindliche Fußvolk auf dem Berge in die Flanke nehmen, stieg ab und führte mit dem Schild sein entmuthigtes Fußvolk die Berge hinauf. Zweimal zurückgedrängt, erreichte er das drittemal den Gipfel, vertrieb den Feind und war Herr dieser Stellung. Während sich das feindliche Heer in Unordnung zurückzog, ward Pelopidas seines ihm in der Seele verhaßten Gegners ansichtig, der mit der Wiederordnung beschäftigt war. In leidenschaftlicher Begier, sich zu rächen, stürmte er allein auf ihn los und rief ihn zum Zweikampf auf. Da Alexander sich hinter seine Leibwächter zurückzog, suchte Pelopidas den Haufen derselben zu durchbrechen, ward aber von Speerstichen tödtlich getroffen, ehe ihm die Seinigen zu Hülfe kommen konnten. Voll Wuth über den Fall ihres geliebten Feldherrn vollendeten sie die Niederlage ihres Feindes, konnten aber für diesen Sieg keinen Laut der Freude, sondern nur Worte der Klage finden, in die alle Städte Thessaliens durch Trauergesandtschaften einstimmten.

Wenig half's, daß Theben sogleich durch Absendung eines bedeutenden Heeres den Tyrannen zur Entsagung seiner Gewalt über die thessalischen Städte und zur Abhängigkeit von Theben zwang: denn es hatte aus dem Bündnisse mit ihm keine Frucht, da er wenigstens zur See sein Raubwesen fortsetzte.

Erst nach sechs Jahren ereilte den grausamen tückischen Feigling das Gericht. Er wurde von seiner eigenen Gattin Thebe, welche während ihrer Ehe mit ihm keinen Tag ihres Lebens sicher war, mit Hülfe ihrer drei Brüder in seinem von einem Kettenhund bewachten Schlafgemache, das er sich eigens zu seiner Sicherheit auf dem Dache hatte erbauen lassen, ermordet und sein auf die Straße hinuntergeworfner Leichnam von der Rachgier des Volkes verstümmelt.

5. Die Schlacht bei Mantinea. Tod des Epaminondas.

In der Hoffnung, sein Vaterland doch noch zum mächtigsten Staate Griechenlands zu machen, oder um zu bewirken, daß, (wie Epaminondas selbst in

einer Rede an seine Mitbürger sich ausdrückte) „die Propyläen der Burg von Athen nach Thebä an den Fuß der Kadmea wandern müßten", hatte Epaminondas, bald nach seinem dritten Einfall in den Peloponnes, den Vorschlag gemacht, durch Erbauung einer Flotte Theben auch zu einer Seemacht zu erheben. Er fand Gehör und bald segelte er selbst mit 100 Schiffen aus, schlug die von Laches befehligte Flotte der Athener und gewann Chios, Rhodus und Byzanz zu Bundesgenossen. Allein diese für Theben im Grunde unnatürlichen Seeunternehmungen weiter zu verfolgen, hinderten bald Verwicklungen zu Lande. In Böotien hatten die Thebaner die alt berühmte, aber stets Theben ungünstige Stadt Orchomenos zerstört, von den Einwohnern die Männer getödtet, die Frauen und Kinder in die Sclaverei verkauft und das Gebiet sich zugeeignet. Diese Grausamkeit entwandte den Thebanern die Herzen vieler Nachbarn, und auch Epaminondas mißbilligte nach seiner Rückkehr von dem Seezuge diese That. Zugleich aber nahm der Peloponnes seine Sorgen in Anspruch.

Dort war Sparta durch Wiederbezwingung seiner lakonischen Periöken und Heloten, die beim ersten thebanischen Einfall abgefallen waren, wieder mächtiger geworden, und die übrigen mit Theben verbundenen Staaten waren durch innere Zerwürfnisse wieder gespalten, und besonders verursachte in Arkadien das Feuer der Zwietracht einen bald weiter um sich greifenden Brand.

Vertriebene aus Arkadien, die nach Elis geflohen waren, veranlaßten einen Krieg zwischen Elis und Arkadien. Raubsüchtige Arkäder fielen (364 v. Chr.) in Elis ein und plünderten die olympischen Tempelschätze, um ihre Söldner damit zu bezahlen. Über diese Frevelthat entzweiten sich die Arkader selbst untereinander: die einen, darunter besonders die Mantineer, drangen aus Gewissensregung auf Rückgabe des Raubes; die andern, vorzüglich die Tegeaten, widersetzten sich, und der Streit wurde Theben vorgelegt. Da vergaß sich Epaminondas so weit, daß er in seiner philosophischen Erwägung sich um eines vorübergehenden politischen Nutzens willen über das noch nicht ganz verkommene religiös-sittliche Bewußtsein des Volkes hinwegsetzte und den Mantineern Unrecht gab, ja sie durch Drohungen zum Nachgeben aufforderte.

Dadurch entstand weitere Trennung: Mantinea, Elis und Achaia verließen den thebanischen Bund und schloßen mit Sparta und Athen ein Schutzbündniß.

Dieß bewog dann den Epaminondas zum vierten Einfall in den Peloponnes, wo jetzt Theben nur noch die Argiver, Tegeaten und Messenier nebst noch zwei unbedeutenden kleinen Staaten auf seiner Seite hatte. Er nahm sein Hauptlager in Tegea (Tegéa), wo sein mitgebrachtes Heer (dem nur die Phocier sich anzuschließen geweigert hatten) durch jene peloponnesischen Bundesgenossen auf 30,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd anwuchs, während das schwächere gegnerische Heer Mantinea zum Sammelplatz hatte, auf welchem bald auch Agesilaus mit spartanischer Hülfe eintraf.

Um den Krieg durch einen raschen Schlag zu entscheiden, brach Epaminondas in einer Nacht, ohne vorher seine Absicht kund zu thun, mit der Hälfte des Heeres auf, um die Stadt Sparta zu überfallen, und schon am Morgen war der untere Theil der Stadt in seiner Gewalt, so daß dießmal Sparta verloren schien. Aber unterdeß hatte ein Überläufer schon, vom Marsch aus, dem Agesilaus in Mantinea die drohende Gefahr angezeigt, und dieser sogleich einen Eilboten nach Sparta mit Verhaltungsbefehlen an seinen Sohn Archidămus geschickt und dann Anstalten getroffen, ohne Verzug selbst dahin aufzubrechen. Noch zu rechter Zeit gelang es dem tapfern Archidamus, die Eingänge zum obern Theil der Stadt in Vertheidigungsstand zu setzen und die vordringenden Thebaner so lange aufzuhalten, bis der alte rüstige Agesilaus selbst mit lakonischen und mantineischen Truppen ankam und nach einem heißen Kampfe den Epaminondas zwang, noch an diesem Tage die Unternehmung aufzugeben, worauf derselbe in der Nacht wieder nach Tegea zurückkehrte.

Bei dieser Vertheidigung Sparta's zeichnete sich der junge Spartaner Isidas, Sohn des Phöbidas (des früher erwähnten Besetzers der Kadmea), durch besondere Tapferkeit aus. Dieser durch Schönheit und Gestalt ausgezeichnete Jüngling machte nackt, den Körper wie zur Paläſtra mit Öl eingerieben, ohne Schild, aber in der Rechten den Speer, in der Linken das Schwert schwingend einen Ausfall. Obgleich er sich mitten in die Feinde hinein stürzte und Tod und Verderben um sich herum verbreitete, so war doch die Scheu vor seiner verzweifelten Kühnheit so groß, daß man ihn unverwundet zurückkehren ließ. Die Ephoren schmückten ihn nachher mit dem Ehrenkranz, legten ihm aber doch eine Geldstrafe auf, weil er sich ohne Schutzwaffen bloßgestellt hatte.

Gleich nach seiner Ankunft daselbst entsandte Epaminondas von da seine Reiterei, um Mantinēa, das er sich mit Recht wegen der Abwesenheit des Agesilaus ohne hinreichende Bedeckung dachte, durch einen Handstreich zu nehmen. Er wäre gelungen, wenn nicht in diesem Augenblicke das athenische Hülfsheer eingetroffen wäre und, obgleich es ermüdet und an diesem Tage noch keine Nahrung bekommen hatte, den Kampf mit den Thebanern so lange ausgehalten hätte, bis aus Sparta Agesilaus herbeikam, vor dem sich die Thebaner zurückzogen.

Jetzt glaubte Epaminondas sich und seinem Vaterlande den bisher erworbenen Ruhm dadurch wahren zu müssen, daß er sein ganzes Heer zu einer Entscheidungsschlacht hinausführte. Und so erfolgte dann am 4. Juli 362 v. Chr. die verhängnißvolle **Schlacht bei Mantinea**.

Mit der ihm eigenen Kunst, worin Epaminondas, wie keiner vor ihm, durch Wissenschaft und Erfahrung Meister war, stellte er sein Heer in Schlachtordnung und leitete den Angriff. Bereits hatten seine thessalischen Reiter wenigstens auf dem linken Flügel gesiegt, als es zwischen dem Fußvolk beider Heere zum Hauptstoß kam, bei welchem beide Theile wie Mauern standen. Als endlich Epaminondas mit den auserlesenſten Streitern dem Kampfe den Ausschlag geben und die ihm gegenüberstehende spartanische Schlachtreihe durchbrechen wollte, wurde er (da alle Geschosse auf ihn sich richteten) von einem Speere getroffen, dessen Schaft zwar brach, aber dessen Eisenspitze ihm in der Brust stecken blieb,

so daß er zu Boden fiel. In dem Kampfe, der sich um ihn erhob, gelang es den Seinen, die Spartaner zum Weichen und ihn noch lebend in's Lager zurück zu bringen, wo die Ärzte erklärten, daß, wenn man das Eisen aus der Wunde zöge, sein Tod auf der Stelle erfolgen würde. Mit Ruhe fragte er: ob sein Schild gerettet sei? und als ihm derselbe gezeigt wurde, fragte er weiter: wer gesiegt habe? auf die Antwort: die Thebaner! sagte er: Nun so ist es Zeit zu sterben; denn ich sterbe unbesiegt! — darauf befahl er, das Eisen aus der Wunde zu ziehen und starb mit der größten Seelenruhe unter den lauten Klagen der Seinen. Mit diesem Siege fand aber nicht bloß Epaminondas die Gränze seines Lebens, sondern auch Theben die Gränze seiner kurzen Größe.

10. Kapitel. Griechenlands Verfall.

1. Allgemeine Abspannung. Athenäischer Bundesgenossenkrieg.

Theben war in seiner Gesammtmasse geistig nicht so stark, daß es sich auf der schnell erstiegenen Höhe hätte erhalten können. Daß es vielmehr nur in den wenigen, in ihm hervorragenden Geistern groß war, die, wie Epaminondas und Pelopidas, mit ihrer ungemeinen Geisteskraft jenen sonst nur dem trägen Genuß dienenden böotischen Körper zu solcher sich selbst überwindenden Beweglichkeit und Ausdauer zu bringen vermochten, läßt sich aus dem Rathe erkennen, den der sterbende Epaminondas selber (nachdem er auf seine Frage, ob auch Jollidas und Daiphantus geblieben seien, eine bejahende Antwort erhalten hatte) den Thebanern ertheilte, indem er sagte, sie sollten jedenfalls Frieden zu machen suchen. Denn er erkannte klar, daß ihnen von nun an der belebende und lenkende Geist fehlen werde.

Daß aber mit Epaminondas überhaupt auch die alte „Großheit des ganzen hellenischen Waffenthums" sank, zeigte sich darin, daß es von nun an keinem der griechischen Staaten mehr gelang, die andern „zu seinem Dienste aufzubieten" oder für das allgemeine Vaterland zu begeistern. Schon gleich nach der Schlacht bei Mantinea fühlte jeder Theil seine Erschöpfung so, daß der Wunsch nach Frieden allgemein war. Er kam unter der Bedingung zu Stande, daß sämmtliche Staaten ohne Ausnahme frei und selbständig sein sollten. Nur Sparta, das die Freiheit Messeniens nicht anerkennen wollte, weigerte lange den Beitritt, ließ aber wenigstens vor der Hand die Waffen ruhen.

Während Theben in den Händen eigennütziger und unredlicher Lenker, eines Timolaus, Proxēnus und Theagĕnes, wieder in seine frühere grobmaterielle Natur zurückfiel, um derentwillen es stets, jene kurze Zeit seines Glanzes ausgenommen, bei den andern Griechen übelberüchtigt und wenig geachtet war, suchte zunächst Sparta wieder sich im Peloponnes eine Waffengenossenschaft zu bilden und bewies seinen Hadersinn in einer Demüthigung seiner alten Feindin Argos. Athen aber, welchem schon des Epaminondas Seezug (K. 9, 5.) die

wichtigsten Bundesgenossen entfremdet hatte, führte durch Mißbrauch seiner ihm von denselben eingeräumten Oberleitung den sogenannten **athenäischen Bundesgenossenkrieg** (357—366 v. Chr.) herbei.

Obgleich Athen bei Stiftung des Bundes die Rechtsgleichheit der andern Seestaaten zu achten sich anheischig gemacht hatte, so fieng es doch bald wieder die alten Bedrückungen an, gieng wieder auf Ländererwerb aus, erhöhte willkürlich die Bundesbeiträge und trieb sie so hart ein, daß Chios, Rhodus, Kos und Byzanz sich förmlich vom Bunde lossagten. Indem nun Athen sie mit Gewalt wieder zum Bunde zurückzubringen suchte, hatte es nach dem Tode des Chabrias, welcher bei einer vergeblichen Belagerung von Chios gefallen war, in dem elenden Lüstling Chares einen Feldherrn, der ganz gemacht war, seine selbst in sinnliche Genußsucht tief verfallene Vaterstadt zu repräsentiren und Athens Namen wieder „auf allen Inseln und Küsten verhaßt zu machen". Da es ihm nicht gelang, Byzanz zu erobern, so schob er das Mißlingen auf seine beide Mitfeldherren Timotheus und Iphikrates, die ihn allerdings wegen widrigen Windes von einem Treffen zurückgehalten hatten: Timotheus wurde zu einer Geldstrafe verurtheilt und entfernte sich freiwillig aus seinem Vaterlande; Iphikrates aber entgieng durch seine Beredtsamkeit der Verurtheilung. Als hierauf, bei der in der athenischen Staats-, insbesondere Kriegs-Verwaltung eingerissenen übeln Wirthschaft das Söldnerheer nicht bezahlt werden konnte, führte Chares dasselbe mit Bewilligung der Athener dem Satrapen Artabazus zu, um ihn in seiner Empörung gegen Artaxerxes (Mnemon) zu unterstützen und dadurch seinem Heere Sold zu verschaffen. Dieß veranlaßte den Großkönig zu einer Kriegsdrohung gegen Athen, welches, dadurch geschreckt, sich unter persischer Vermittlung zu einem Frieden mit seinen Gegnern verstehen und in demselben alle seine Bundesgenossen frei geben, folglich abermals auf seine Seeherrschaft verzichten mußte (356 v. Chr.).

So waren nun wohl alle griechischen Staaten wieder frei; aber wie verschieden war diese Freiheit und gegenseitige Unabhängigkeit von jener Freiheit in der alten Zeit, da die Griechen noch, von Nachbarvölkern unbeachtet, ihr wenn auch vereinzeltes, doch in allen höhern volksthümlichen Beziehungen innerlich verwandtes Staatenleben unter einander ordneten und ausbauten, und dabei zwar oft ihre Kraft in eigensüchtigem Streit gegen einander versuchten, doch ohne einander in feigem Haß und feilem Verrath von Grund aus zu verderben! Jetzt aber glich Hellas einem „zerrissenen Körper", dessen gewaltsam von einander getrennte Glieder, ohne das Streben sich wieder zu einem Ganzen zu vereinigen, vergebens ein selbständiges Dasein zu behaupten und einander das Bestehen unmöglich zu machen suchten.

2. Inneres Verderbniß aller griechischen Staaten durch Söldnerei, Lustschwelgerei und feile Bestechlichkeit.

Längst hatte in allen griechischen Staaten durch den Verfall der Religion und Sittlichkeit die Auflösung des innern Lebens begonnen, und in kei-

nem war mehr das alte echte, durch Heilighaltung sittlich-religiöser und politischer Bande achtbare Bürgerthum zu finden. Ehr' und Gefühl abstumpfende Söldnerei, kraftverzehrende Lustschwelgerei und feile Bestechlichkeit waren die Hauptübel, in denen sich jener Sittenverfall kund that.

Während in der alten Zeit jeder Bürger seine Vaterstadt, ja in den Heldentagen der Perserkriege das gesammte hellenische Vaterland mit Gut und Blut vertheidigte, war jetzt der Sinn, nur für das Vaterland und dessen Güter die Waffen zu führen, verschwunden und hatte der Sucht Platz gemacht, in fremdem Dienst für Sold sein Leben und seine Ehre wegzuwerfen.

Aber nicht bloß Mangel an Sinn für Bürgerthum, sondern auch Noth und Drang, in welche Viele durch die überhand nehmende Auflösung der bürgerlichen Ordnung geriethen, führte einen großen Theil der Bürgerschaft jeder Stadt jenem unstäten Berufe zu. „Die Jugendbildung wurde vernachlässigt, das Väterliche und Angestammte verlor seinen Reiz, heimathliches Gesetz und Recht seine Haltung; rechtliche Bürger wurden nicht mehr durch die Gerichte, Flüchtlinge nicht durch geweihte Stätten, Wehrlose nicht durch Mitleid und Menschlichkeit geschützt", und so kam es, daß sich selbst rechtliche Bürger oft nicht mehr wohl in der Heimath fühlten und entweder, um die Verarmung der Vaterstadt nicht theilen zu müssen, die reizlose Heimath mit der Fremde vertauschten, oder um der Verfolgung der Gegenpartei und der Sykophanten zu entgehen, ihr Leben lieber im fremden Söldnerdienst in die Schanze schlagen wollten.

Unzählige hatte längst der Kriegsdienst in persischem, ägyptischem, syrakusanischem, ja sogar karthagischem Solde dahin gerafft; ganze Schaaren lockte ausländisches Gold vom heimathlichen Heerde hinweg. Und weil mit Söldnern, die sich an kein Vaterland, sondern nur an den glücklichen Feldherrn banden, für Zwecke der Habsucht und Herrschsucht mehr auszurichten war, so fanden sich selbst angesehene Führer mit Feldherrnnamen zur Bildung von mächtigen Söldnerschaaren, die sie fremden Völkern und Fürsten — wie z. B. der Thebaner Pammenes und der Athener Chares dem Satrapen Artabazus, der Athener Phocion, der Thebaner Lakrätes und der Argiver Nikostrătus dem Artaxerxes Ochus (dem Nachfolger des Artaxerxes Mnemon) — für Sold zuführten. Selbst der alte Agesilaus führte noch gegen das Ende seines Lebens aus nie rastender Kriegslust dem ägyptischen Könige Tachus zu dessen Aufstand gegen Persien ein Söldnerheer zu; weil ihm aber dieser den Oberbefehl nicht überließ, lieh er einem Verwandten dieses ägyptischen Königs, dem Nectanĕbis (II.), bei dessen Empörung gegen den Tachus seinen Arm und verhalf ihm zur Herrschaft. Mit 230 Talenten belohnt, war er eben wieder auf dem Heimweg begriffen, um mit diesem Gelde seiner Vaterstadt aufzuhelfen, als er unterwegs in einem Hafen an der libyschen Küste im 84. Jahre seines Lebens starb.

Dieses Söldnerwesen trug sowohl zur Auflösung des Staatshaushalts durch Vergeudung der Staatsgelder an Fremdlinge, als auch zur Ueberhandnahme der Genußsucht und der damit verbundenen Unsittlichkeit durch das zügellos lüderliche Leben bei, welchem die Söldner, weil sie nicht für Haus und Vater-

land stritten und ihres Lebens nicht einen Tag versichert sein konnten, sich ergaben, und zu welchem sie auch den daheim gebliebenen Bürger durch ihr Beispiel verführten. Denn je mehr sich der Bürger, der in der Heimath blieb, dem Waffendienst entzog und Söldnern die Vertheidigung seines Lebens und Gutes anvertraute, desto mehr bekam er Zeit, sich den sinnlichen Vergnügungen zu ergeben und Vermögen und Kraft zu verschwelgen.

„Wir Athener, sagt der Redner Isokrates, führen mit der ganzen Welt Krieg, wollen aber mit den Mühseligkeiten des Kriegs nichts zu thun haben, sondern wir sammeln Leute, die gar kein Vaterland haben, Überläufer, Leute, die alle mögliche Missethaten begangen haben und zu uns strömen, und wir bilden aus diesen unser Heer, obgleich wir wohl wissen, daß sie mit jedem, der ihnen einen höhern Sold bietet, auch gegen uns ziehen werden. — In der vorigen Zeit, wenn Kriegsschiffe ausgerüstet wurden, bestanden die Ruderer und Schiffsleute aus Fremden und Sclaven, alle Schwerbewaffneten aber aus athenischen Bürgern: jetzt aber sind unsere Schwerbewaffneten Fremde, unsere Ruderknechte — Athener. Lächerliches Schauspiel!" So mußten die besten „Lebenssäfte eines jeder Beschwerlichkeit ungewohnten Volkes durch üppige Muße verderben".

Die Luftschwelgerei war ein in vielen Staaten tief eingreifendes Übel. Am gemeinsten zeigten sich im sinnlichen Wohlleben die Thebaner mit den übrigen Böotiern, welche in der Völlerei es allen andern Griechen zuvorthaten. Dieser ihr alter Hang zum Bauchleben zeigte sich seit der leuctrischen Schlacht auch darin, daß es bei ihnen förmlich eingerichtete Schmauß- und Trinkbrüderschaften gab, die nicht bloß durch regelmäßige Beiträge, sondern auch durch Stiftungen und Vermächtnisse in ihrem Bestand erhalten wurden, so daß Mancher in manchem Monat mehr Einladungen zu Schmaußgelagen hatte, als der Monat Tage zählte. Wie wenig selbst das edle Beispiel des Epaminondas, das er ihnen durch seine freiwillige Armuth und äußerste Enthaltsamkeit absichtlich gab, in dieser Beziehung auf sie wirkte, zeigt jener Zug bei Plutarch, wo erzählt wird, daß, als die Thebaner einst ein Fest durch ein lustiges Trinkgelag feierten, er allein ohne Festgewand nachdenkend umhergieng, und auf die Frage, warum er allein in seinem gewöhnlichen Kleid herumgehe, antwortete: damit ihr andern desto sorgloser trinken könnt! — Eben so verrufen, nur in leckerer Schwelgerei, waren die Byzantiner, Chalcedonier, Syrakusier, Tarentiner und andere.

In Sparta sah es in andrer Weise traurig aus. Dort war schon längst das feste lykurgische Wesen untergegangen und zeigte sich nur noch als Schein: an die Stelle früherer Einfachheit, Enthaltsamkeit und Mäßigkeit war Trachten nach Erwerb größeren Besitzes und nach Befriedigung sinnlicher Lust getreten, und hatte die Bande der alten strengen Sittenzucht gelös't. Ein neues, den altbewährten spartanischen Staatsgrundsatz völlig aufhebendes Gesetz, welches einer der Ephoren, Namens Epitádeus (zw. 400 und 350 v. Chr.) durchsetzte, daß nämlich jeder Spartiate seinen „Kleros", d. i. seinen Loostheil an dem, dem Staate gehörigen Grundbesitze nach Gutdünken verschenken und vererben dürfe, hatte das Staatsgut in freies Privateigenthum verwandelt und die Sucht, durch Erwerbung vieler Kleren reich zu werden, hervorgerufen. Dadurch entstand eine immer größere Ungleichheit im Besitz: ein Theil der Spartiatengemeinde

versank in tiefe Armuth und verlor dadurch den Zutritt zu den Staatsämtern, die nur den Reichen zufielen. So kam Habsucht und Stolz auf Reichthum in Schwang und im Gefolge des letztern sinnliches Wohlleben, Ungerechtigkeit und Bedrückung der Armen, die dann durch Söldnerdienst sich fortzubringen suchten. Mehr und mehr schwand auf diese Weise die Zahl der eigentlichen spartanischen Bürger zusammen, so daß zuletzt (zu Agis' III Zeiten) deren nur noch 700 vorhanden waren, und in den Händen von sogar nur noch 100 derselben der sämmtliche Grundbesitz der Spartiatengemeinde sich befand (S. B. VIII. 5, 3.). Dazu kamen die ungeheuern Geldsummen, welche als Hülfsgelder dem Staate, oder als Geschenke und Bestechungsgelder den Gesandten von dem persischen Hofe zufloßen und die in Verbindung mit dem Beispiele persischer Üppigkeit den Character der Spartaner verdarben, so daß z. B. die ehemaligen Syssitien nur noch zum Schein bestanden und die Reichen durch die Üppigkeit ihrer Privatmahlzeiten, durch die Kostbarkeit ihrer Hausgeräthe und durch sonstigen Aufwand dem lykurgischen Gesetze Hohn sprachen.

Für Athen kam die rasche Zunahme des Verderbens aus den Quellen des Leichtsinns, der Eitelkeit und der lüsternen Sinnlichkeit. Daraus floß die thörichte Verschwendung der Staatseinkünfte, von denen Feste, Schauspiele, öffentliche Schmaußereien und ähnliche Sinnengenüsse befriedigt wurden. Nicht Handel und Gewerbe mehr, sondern Staatsämter und besonders Kriegsanführerstellen galten als Haupterwerbsmittel, und dennoch brachten es auch die Reichsten zu keinem dauerhaften Besitz. Denn für die Vermögenden war es zugleich Ehrensache, die Ausstattung von Chorzügen bei Festen (die Choragie), die Ausrüstung von Schiffen (die Trierarchie) und sonstigen Aufwand zu bestreiten, um sich dadurch bei der Menge Gunst und Ansehen zu verschaffen. Da der Handel in fremde Hände gekommen, die Bergwerke erschöpft, die auswärtigen Besitzungen verloren gegangen, andere Fleiß und Anstrengung erfordernde Erwerbsquellen nicht beliebt waren, und doch der Hang zu kostspieligem Vergnügen mit der Jagd nach Zeitvertreib und Sinnenlust immer stärker wurde, so war die Zerrüttung des Familien- und des Gemeindewesens eine nothwendige Folge. Wer den Athenern daher, wie Chares, durch gewissenlose Verschwendung der öffentlichen Gelder Gelegenheit zur Nahrung jenes Hanges gab, den hatten sie nur um so lieber, und Alte und Junge sah man zeit- und kraftvergeudenden Lüsten sich hingeben. Zwar ragte Athen gerade in dieser Periode der Verderbniß durch geistige Bildung in Kunst und Wissenschaft noch hoch über die andern Staaten hervor (K. 11.) und diente vielen von ihnen zum Muster: deßungeachtet vermochte das athenische und überhaupt das hellenische Volk dieser Zeit weder aus den Lehrsystemen seiner Philosophen, noch aus den Anschauungen der Werke seiner Künstler, noch aus den Darstellungen seiner Redner jene höhere Kraft zu ziehen, die zur Abwehr eines durch Genußsucht, Habsucht und Herrschsucht herbeigeführten Verfalls nöthig gewesen wäre.

Daß jedoch von den geistigen Bestrebungen der, in dieser Zeit des Sittenverfalls und zwar gerade meist zu Athen lebenden oder von Athen ausgegangenen großen Geister viele der edelsten und herrlichsten Keime lagen, die noch den spätesten Zeiten zur Hebung ihrer geistigen und sittlichen Bildung dienen sollten und gerade von dem wahren, auch das Heidenthum begreifenden Christenthum in ihrem relativen Werthe wohl gewürdigt werden, wird weiter unten (K. 11) des Näheren gezeigt. Ja, daß diese Bestrebungen der Edelsten unter ihnen in ihrer eigenen Umgebung nicht ohne Wirkung auf einzelne Kreise waren, ersieht man selbst aus der Einrichtung, welche gewisse philosophische Gesellschaften ihren Symposien oder Gastmälern gaben, dadurch sie sich von den andern, auch in Athen so häufigen Schmaußereien unterschieden und insbesondere mit den böotischen einen merkwürdigen Contrast bildeten. Der griechische Schriftsteller Athenäus nennt verschiedene Gesellschaften, welche auf den Grund von Stiftungen sich regelmäßig zu gemeinsamen höchst mäßigen Mahlen versammelten, wobei gelehrte und anständige Unterhaltungen gepflogen wurden. So versammelten sich namentlich die Akademiker (oder Jünger Plato's) und die Peripatetiker (oder die Jünger des Aristoteles) zu Symposien, deren geistigen Gehalt schon jener eine Zug characterisirt, daß der Feldherr Timotheus, dessen Festmale der Gesundheit des Leibes und der Seele nichts weniger als zuträglich gewesen, — nachdem er einstmals bei Plato in der Akademie ein einfaches Mahl eingenommen hatte, nachher gestand, „daß die, welche bei Plato speisten, auch noch am andern Tage das Angenehme des vorhergehenden fühlten".

3. Der (dritte) heilige Krieg.

Das Schlimmste war, daß bei dem allgemeinen Jagen nach Gewinn und Genuß auch keine Treue und Anhänglichkeit, keine Einigung und Genossenschaft mehr bestehen konnte; daß für Geld jede Tugend feil und Käuflichkeit auch bei denen zu finden war, die durch Stand und Stellung in der Gesellschaft gegen alle ehrwidrige Anmuthung hätten fest sein sollen. Um die Mittel zur Befriedigung jeder Lust zu bekommen, verrieth man selbst Mitbürger und Bundesgenossen, löste man die Bande der Freundschaft und Verwandtschaft, vergriff man sich selbst an dem durch die Religion Geweihten und Geschätzten. Und so führte denn ein ähnlicher Eingriff in geheiligtes Tempelgut, den sich schon die Arkader (K. 9, 5.) erlaubt hatten, in demselben Jahre, in welchem der athenäische Bundesgenossenkrieg beendigt wurde (356 v. Chr.), einen neuen Krieg, den sogenannten dritten heiligen Krieg — und dieser mittelbar den Untergang der Freiheit Griechenlands herbei.

Dieser Krieg gieng von Phocis aus (daher man ihn auch den phocischen nennt) und hatte folgende Veranlassung. Die Phocier hatten ein zum delphischen Tempelgut gehöriges Stück Land in der Nähe von Kirrha, auf welches schon zu Solon's Zeit wegen eines Frevels der Einwohner dieses Orts die Amphiktyonen den Fluch gelegt hatten, daß es auf ewige Zeiten unbebaut bleiben sollte, benützt und bebaut, und waren deßwegen durch einen Amphiktyonenbeschluß zur Erlegung einer ungeheuren Geldbuße verurtheilt worden. Man hatte es aber bisher nicht gewagt, diese Strafe zu vollziehen, weil man wohl dachte, daß sich die Verurtheilten nicht gutwillig derselben fügen würden. So war die Sache liegen geblieben, zumal auch die Spartaner wegen jener landfriedensbrüchigen Besetzung der Kadmea (V. 8, 6.) zu einer ähnlichen Strafe verurtheilt worden waren, die man auch nicht, ohne einen Krieg zu beginnen, vollziehen konnte.

Als aber die Phocier den Thebanern in dem letzten Entscheidungskampfe Thebens mit Sparta keine Heeresfolge leisteten (K. 9, 5.), setzten die Thebaner in Verbindung mit den Thessaliern aus Rachsucht bei dem Amphiktyonengericht den Beschluß durch, daß die Phocier zur Zahlung ihrer Geldbuße mit Gewalt angehalten werden sollten. Die Phocier aber, aufgemuntert durch einen ihrer angesehenen Mitbürger, Namens Philomēlos, der ihnen darzuthun suchte, daß die Vorstandschaft beim delphischen Tempel und im Amphiktyonenbunde nach uraltem Rechte eigentlich ihnen zustehe und daß man sie sich wieder zu verschaffen suchen müsse, beschloßen den Widerstand und wählten den Philomēlos zu ihrem Anführer.

Dieser war nun darauf bedacht, ein Bündniß mit Sparta einzugehen und ein Söldnerheer aufzubringen. Sparta, das selbst in Strafe war und sich in keinen offenen Krieg einlassen wollte, unterstützte die Phocier nur heimlich, und zwar dadurch, daß es seine eigenen Miethstruppen entließ und dem Philomelos 15 Talente gab, um die entlassenen Söldner miethen zu können. Mit diesem Söldnerheere überfiel Philomelos die Stadt Delphi und würde alle Einwohner derselben erwürgt und die Stadt zerstört haben, wenn dieß nicht der spartanische König Archidamus (Agesilaus' Sohn) verhindert hätte. Doch brandschatzte er dafür die Delphier desto härter. Bei der Besetzung des Tempels machte er die Thrakiden, eine Art heiliger Tempelwärter, nieder und ließ den auf einer Steinsäule eingemeißelten Urtheilsspruch gegen Phocis auskratzen; und als die dem Tempel zu Hülfe eilenden Lokrer heranzogen, schlug er sie zurück und ließ öffentlich erklären, daß er sich an dem Tempel und seinen Schätzen nicht vergreifen, sondern ihn nur unter phocischen Schutz nehmen und ein ungerechtes Urtheil abwehren wolle.

Auf diese Erklärung schieden sich in dieser Sache die griechischen Staaten in zwei Parteien: für Phocis waren Athen und Sparta (mit einigen peloponnesischen Verbündeten) aus Haß gegen Theben; gegen Phocis stand Theben, Lokris und neun Völkerschaften des nördlichen Griechenlands, darunter besonders die Thessalier, mit Ausnahme von Pherä. Um gegen so viele nahe Feinde sein Miethsheer verstärken zu können, da die Mittel dazu aus der Besteuerung der Phocier und aus der Brandschatzung der Delphier nicht ausreichten, erlaubte sich Philomelos jetzt ohne Scheu die Tempelschätze anzugreifen und brachte durch diesen Frevel namenloses Elend über Griechenland, für welches sich dieser Krieg, der zehn Jahre lang mit den heiligen Geldern geführt wurde, in einen Kampf der Vernichtung alles sittlichen und religiösen Gefühls verwandelte.

In und um den Tempel zu Delphi (IV. 1. 3.) lagen seit Jahrhunderten in vielen Schatzkammern ungeheure Schätze, die aus den kostbarsten Kunstwerken von Gold, Silber, Elfenbein ꝛc., welche von griechischen und ausländischen Völkern und Fürsten dem Apollo und den übrigen Göttern, die noch am delphischen Heiligthum Theil hatten, entweder aus Dankbarkeit für ertheilten Rath oder aus sonstigem Antrieb der Verehrung, zum Theil auch bloß zur Aufbewahrung übergeben worden waren, weil man sie unter dem Schutze der Religion geborgen hielt. Aus dem Umstande, daß ein so kleines Volk und Land, wie Phocis, einen so langen

Krieg gegen so viele und mächtige Gegner führen und so viele Jahre hindurch große Massen herumschwärmender Miethvölker, welche nur denen dienten, die den höchsten Sold zu geben im Stande waren, unterhalten und auch noch Bestechungssummen davon bestreiten konnte, — kann man auf die unermeßliche Menge edlen Metalles schließen, das in Delphi aufgehäuft war. — Phocis selbst war ein Bergkesselland, dessen Bevölkerung in 20 auf Felsen gelegenen, wohlbefestigten, demokratisch eingerichteten Städten wohnte, von denen zwei als Hauptfestungen anzusehen waren, nämlich Elatēa, das den Engpaß von Thessalien her, und Parapotămoi, das den Paß von Böotien her deckte. Dabei waren die Phocier von jeher „auf ihre Freiheit sehr eifersüchtig".

Mit solchen Hülfsmitteln versehen, schlug Philomelos zunächst die Lokrer anfangs mehrmals; als aber im nächstfolgenden Jahre die Böotier mit größerer Macht anrückten, mußte er sich, von seinen Bundesgenossen verlassen, zurückziehen und in der für ihn ungünstigen Berggegend von Neon eine Schlacht annehmen. Diese verlor er, so daß sein Heer zersprengt und er selbst, nach einer tapfern Gegenwehr, auf einen Felsengipfel hinaufgetrieben wurde, von dem er sich, als er keine Rettung mehr sah, in den Abgrund stürzte und mit solchem Tode sein frevles Beginnen büßte.

Durch seinen Nachfolger Onomarchus, einen Mann von weit zügelloserem Wesen, der mit noch weniger Scheu die Tempelschätze angriff, nahm der Krieg erst jenen verderblichen Charakter an, der durch die Verletzung des größten Nationalheiligthums den ganzen Cultus entweihte, die Achtung vor der väterlichen Religion zerstörte und das Vertrauen auf eine sichere Hinterlegung öffentlichen und Privat-Vermögens aufhob, insbesondere aber theils durch die schamlose Vergeudung geweihter Kostbarkeiten, die zum Theil an Personen des verrufensten Gewerbes verschenkt wurden, theils durch den plötzlichen Umlauf so vielen Geldes, das unmittelbar in die Hände des ehrlosesten Söldnergesindels kam, die ohnedieß längst begonnene Umwälzung der sittlichen Elemente des griechischen Volkes auf das rascheste beschleunigte.

Wie freventlich mit den Tempelschätzen umgegangen wurde, ersieht man daraus, daß z. B. Philomelos, der doch anfangs noch glimpflicher hierin verfuhr, eine thessalische Tänzerin mit einem goldenen, dem Gotte geweihten Lorbeerkranze, und eine andere öffentliche Frauensperson mit einem andern Kleinode aus dem Tempel beschenkte; ferner, daß Onomarch vier goldene, von der Stadt Sybăris in den Tempel gestiftete Striegel an feile Knaben, sein Bruder zwei goldene Becher an eine Flötenspielerin, und einen goldenen Lorbeerkranz, der eine Gabe der Ephesier war, an jemand Andern verschenkte.

Die Summe des vermünzten edlen Metalls, welches in Zeit von wenigen Jahren durch die Tempelräuber in Umlauf gesetzt wurde, giebt Diodor (nach unserm Gelde angeschlagen) auf mehr als 26 Millionen Gulden an. Kein Wunder, daß die Söldnerei auf diese Weise das einträglichste Gewerbe in Griechenland wurde. Schämten sich doch selbst Sparta und Athen nicht, sich mit diesem Gelde durch Annahme größerer Summen, als ihnen die den Phociern zugesendeten Truppen kosteten, zu bereichern!

So kam es, daß das durch schnödes Geld und durch Lustgier sich in sich selbst auflösende Griechenland für fremde Herrschaft reif und eben dieser Krieg die Veranlassung wurde, jenen fein und so leise, aber sicher auftretenden Herrschergeist näher herbeizuziehen, der schon seit einiger Zeit von Norden her da und dort an den Gränzmarken Griechenlands nach einem Eingang in sein

Inneres spürte, um ihm die Freiheit, die es nicht mehr würdig zu gebrauchen verstand, zu nehmen, zugleich aber auch seine durch Parteiung, Meuterei, Üppigkeit und Schlaffheit zerrütteten Kräfte wieder zu sammeln und auf ein Allen gemeinsames höheres Ziel zu lenken.

11. Kapitel. Leben in Kunst und Wissenschaft seit der Mitte des fünften Jahrhunderts.

1. Baukunst. Bildnerei. Malerei.

Ehe dem weitern Laufe der äußern Begebenheiten, durch welche das griechische Volk in eine neue Entwicklungsperiode tritt, nachgegangen werden kann, ist es nöthig, wieder einen Blick auf die innern geistigen Beziehungen desselben in Kunst und Wissenschaft zu werfen, so weit sie der eben durchwanderten Periode angehören.

In dem Gebiete der Kunst tritt einerseits die Baukunst, Bildnerei und Malerei, anderseits die dramatische Poesie, in der Wissenschaft aber die Geschichte, Philosophie und Beredtsamkeit in den Vordergrund.

Was die griechische Kunst überhaupt vor der Zeit des Perikles geleistet hat, wurde am Ende der vorigen Periode (IV. 8, 2.) angegeben; daß sodann namentlich die bildende Kunst unter Perikles durch Phidias und seine Kunstgenossen den Gipfel ihrer Blüthe erreichte, hat in der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des eben betrachteten Zeitraums als mitwirkendes Moment bereits aufgeführt werden müssen (V. 7.): es bleibt also zur Vervollständigung aller Hauptseiten dieses geistigen Gebiets noch Folgendes nachzuholen.

Jener hohe und edle Geschmack, der seit dem perikleischen Zeitalter über Griechenland sich verbreitete, entquoll eben so sehr den idealen Leistungen der großen Künstler jener Zeit, als zugleich auch den bis dahin in fortgehender Entfaltung begriffenen ästhetischen Anlagen aller Hellenen, so daß Kunstgenie und Kunstempfänglichkeit sich gegenseitig förderten. Wenn in der früheren Periode vorzugsweise die Götterverehrung zu Kunstdarstellungen trieb, so war jetzt die Aufstellung schöner Gebilde an sich nicht allein zur Befriedigung des religiösen Gefühls, sondern auch der bloßen Kunstliebe das Strebeziel von Künstlern und kunstfördernden Staaten. Nahm man vorher den Stoff fast nur aus der Götterwelt, so gab jetzt auch Staatsleben und Bürgerthum Veranlassung zu Darstellungen des Schönen, um neben den Heiligthümern auch profane Stätten zu schmücken; und selbst Staaten wie Theben, gaben Gesetze, daß Künstler die alten Bildnisse verschönernd darstellen sollten.

So entstand ein Wetteifer, allenthalben nicht nur an Tempeln, sondern auch an andern öffentlichen Gebäuden, sogar an Stadtmauern, so wie besonders an Gefäßen und Geräthen, Verschönerungen und Verzierungen anzubringen, zumal der auch aus den Perserkriegen fließende Reichthum den Staaten, wie den Einzelnen die Mittel gab, den angebornen Kunsttrieb zu befriedigen.

In der Zeit dieser Glanzperiode Athens kam zu den oben (K. 7) aufgeführten Prachtgebäuden (den Propyläen, dem Parthēnon und dem Odēon) noch das Theseon (457—444), das steinerne Theater (angefangen 494, vollendet 334, mit seiner Gemäldegallerie), welches aber an Schönheit und Ebenmaaß durch das von Polyklet (Polykleitos) 417 zu Epidaurus erbaute übertroffen wurde. Unter den Tempelgebäuden, bei denen sich die Pracht immer höher steigerte, stehen der Demeter- oder Cerestempel zu Eleusis, der Zeustempel zu Olympia, der Apollotempel bei Phigalia, welchen der Athener Iktīnus erbaute, der Athenetempel zu Tegéa, welcher der größte und schönste im Peloponnes war, würdig neben den Tempeln zu Athen.

Wie aber den Leib die Seele erst zu einer lebendigen Behausung macht, so waren es die Götterbilder, durch welche die Tempel geistige Belebung und den Mittelpunct erhielten, nach welchem sich die Andacht des frommen Heiden gezogen fühlte. Wie die griechische Kunst schon frühe gestrebt hat, die Bilder der Gottheiten als den Hauptgegenstand jener Götterwohnungen auf das herrlichste und würdigste darzustellen, wurde gleichfalls schon (IV. 8, 2.) berührt. Nach verschiedenen Versuchen, das Ideal des Göttlichen in irdischem Stoffe und in menschlicher Form so lauter und rein, als es ihm der dämmernde Erkenntnißschein seiner Philosophie zuließ, aufzufassen, erreichte der schon mehr genannte **Phidias**, der hochgesinnte Freund des Perikles, nicht nur in seinen Bildsäulen, deren am angeführten Orte gedacht wurde, sondern auch vorzüglich in seinem größten Meisterwerke, dem olympischen Zeus, das Höchste, was diese Kunstgattung zu leisten vermag. In dem Antlitz dieses Gottesbildes soll ein solcher Ausdruck „der Allmacht und Erbarmung", des Friedens und der Ruhe gelegen haben, daß sein Anblick, wie die Alten sagten, „die Seele ihres Erdenleids vergessen machte", und derjenige für unglücklich gehalten wurde, der nicht vor seinem Tode das Anschauen desselben genossen hätte. Auch in dieser bildenden Kraft mag sich, wie einer unserer sinnigen Deuter der alten Kunst sagt, „einer aus jenem Geschlechte der Engel thätig erwiesen haben, durch welche das vorbildliche Gesetz gegeben worden war;" wie denn gewiß auch hierin der lebendige Gott sich dem Geiste derer, die ihn zwar nicht erkannt, doch gesucht und ersehnt haben, nicht ganz unbezeugt lassen wollte.

Dieses Zeusbild, welches in dem 64 Fuß hohen Tempel zu Olympia in sitzender Stellung eine Höhe von 40 F. hatte, war theils von Elfenbein (welches man zur leichtern Behandlung zu erweichen verstand), theils von Gold, das so reichlich verwendet war, daß manche einzelne Locke aus Gold 300 Minen wog, also ohngefähr 3000 fl. werth war. Der Thron, auf dem der Gott saß, war von Cedernholz, mit Gold, Elfenbein und Gemälden geziert. Das ganze Bild ruhte auf einer 12 F. hohen Basis, welche, gleich dem Fußschemel des Gottes, mit herrlichen Kunstgebilden geschmückt war. — Von ähnlicher Herrlichkeit war das Bild der Pallas Parthēnos (der jungfräulichen Pallas), welches Phidias für den Parthenon (K. 7) verfertigt hatte und woran das gediegene Gold, aus dem das abnehmbare Gewand bestand, nach unserm Gelde 1,415,720 fl. geschätzt wurde. — (Von dem letzten Schicksal dieses großen Künstlers, der 426 v. Chr. im Gefängnisse starb, siehe oben K. 7).

Neben dem großen Phidias, dem Leiter aller Kunstschöpfungen im perikleischen Zeitalter, traten aber auch noch andere, ihm sehr nahe-, ja in einigen Beziehungen gleichkommende Kunstgenien auf. In treuer Auffassung der Natur und ihrer harmonischen Verhältnisse, so wie in der Gabe, seinen Gebilden geistreichen

Ausdruck zu verleihen, kam ihm Pythagoras von Rhegion (477—429) gleich. In treuer und gefälliger Darstellung kräftiger Körpergestalten (besonders gymnastischer Kämpfer) leistete der oben schon genannte Polyklet aus Argos oder Sikyon (469—409) das Höchste, und sein Lanzenträger (ein vollendet schöner nackter Knabe mit einer Lanze) galt als Musterbild für die richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers, während seine kolossale Bildsäule der Göttin Hera zu Argos (aus Elfenbein und Gold) an Schönheit des Gusses dem olympischen Zeus gleichgestellt wurde, den sie aber an innerer Würde nicht erreichte. — In der Composition neuer Gruppen und mannigfaltiger Stellungen, in eigenthümlicher Verbindung des Idealen und Natürlichen, so wie insbesondere in naturgetreuer Auffassung der Thierwelt war Myron (um 430) der vorzüglichste Bildner in Erz, Marmor und Holz, und seine eherne (ihr Kalb säugende) Kuh war im Alterthum hochberühmt und durch viele Epigramme besungen. Auch sein „fallender Fechter“ und besonders sein „Diskuswerfer“ wurden mit Bewunderung genannt.

Aus Phidias' Schule zu Athen giengen sodann in nächster Folge zwei große Künstler hervor, deren Marmorwerke bis auf unsere Zeit gekommen und durch den aus ihnen sprechenden Geist die Muster für alle späteren Zeiten geworden sind. Dem einen, Praxiteles, (361—310) wird die sogenannte Gruppe der Niŏbe, obwohl mit Ungewißheit, zugeschrieben; besonders suchte er die Geschichte des Eros und des Dionysos in seinen Bildwerken zu veranschaulichen. Der andere war Skopas aus Paros (389—349), der Schöpfer des pythischen Apollo mit der Leyer (Kitharödos) und vieler Darstellungen aus der Göttersage des Dionysos (Bacchus) und der Aphrodite (Venus). Seine Gruppe der Meergötter, die den Achill nach der Insel Leukas führen, war ein besonderer Gegenstand der Bewunderung.

Skopas hat auch mit noch andern Künstlern das Mausoleum oder das Grabmal geschmückt, welches die Königin Artemisia II. von Karien ihrem im J. 353 zu Athen gestorbenen Gatten Mausōlus zu Ehren in Halicarnaß 351 erbauen ließ, und das wegen seiner Pracht zu den Wunderwerken der Welt gerechnet wurde.

Von diesem Mausoleum wurde das Material im Anfang des 15. Jahrhunderts von den Johannitern zur Erbauung einer Festung verwendet, im Jahr 1522 aber bei Wiederherstellung der Mauern zu Kalk verbrannt. Zwölf Basreliefs mit Amazonenkämpfen aber wurden davon gerettet und in unserer Zeit durch den englischen Gesandten Stratford de Redcliffe für das britische Museum erworben. Einer englischen Expedition Gelehrter unter Newton's Leitung gelang es 1856, „die Stelle des Mausoleums, die mit Häusern und Gärten bedeckt war, aufzufinden“, und was sich davon noch erhalten hatte, an's Licht zu fördern. Nach der Beschreibung des Plinius, die man durch die Trümmer vollständig bestätigt fand, bestand das Mausoleum aus einem mit ionischen Säulen umgebenen Tempelgebäude. — Das Dach bildete eine Pyramide von 24 Stufen, auf deren Spitze ein kolossales Viergespann stand, von dem man die Hälfte zweier Pferde noch vorfand. Eben so fand man Bruchstücke von Statuen, aus denen sich zwei kolossale Figuren zusammenstellen ließen, in denen man den Mausolus selbst mit der Artemisia zu erkennen glaubt. „Mehrere kolossale weibliche und männliche Köpfe sind vom edelsten Stil; ganz besonders merkwürdig aber ist das Fragment der kolossalen Figur eines Reiters in persischer Kleidung auf bäumendem Roß von höchster Lebendigkeit. Im Ganzen fanden sich Bruchstücke von 20 Statuen und eben so viele Löwen.“ Außerdem fanden

sich noch vier Tafeln mit Amazonenkämpfen von außerordentlicher Schönheit, und zwar an der Ostseite des Monuments, an welcher der berühmte Bildhauer „Skopas selbst das Grab mit seinen Werken geschmückt hatte, so daß man jetzt zweifellos authentische Schöpfungen dieses Meisters besitzt".

Aus der argivisch-sicyonischen Schule des Polyklet giengen, ihrem Meister treu, noch verschiedene Künstler hervor, die alle das Ebenmaaß der Menschengestalt zum Ziel ihres Strebens machten. Unter ihnen ragt Lysippus aus Sicyon (365—321) hervor, der beste unter allen griechischen Erzgießern, der allen Theilen seiner Gestaltung mehr Rundung und Feinheit zu geben und das Natürliche zu veredeln wußte. Er hinterließ viele Werke, unter denen die Heroengestalt des Herakles zu Korinth, das Viergespann des Helios, die neun Musen mit dem Zeus zu Megara u. a. gerühmt werden. — Wie die Plastik von da an mehr in das Sinnliche und Äußerliche verfiel und, einige Ausnahmen abgerechnet, ebenfalls an der allgemeinen Entartung des griechischen Geistes Theil nahm, wird die folgende Periode aufzeigen.

Gleichfalls im perikleischen Zeitalter trat die Malerei mehr als eigentliche, vom bloßen Gewerbe abgesonderte Kunst auf. Daß Polygnōtus aus Thasos (um 460 v. Chr.) schon zu Cimon's Zeit in der Stoa (Pöcile) die Thaten der Väter durch den Pinsel verherrlichte, und Panänus, des Phidias Vatersbrudersohn, ferner Agatharchus, Onátas u. a. dem Perikles zur Verschönerung Athens behülflich waren, ist K. 7. erwähnt worden. Nach ihnen nennt das Alterthum die berühmten Maler Zeuxis aus Heraklea in Unteritalien (400) und seinen Zeitgenossen Parrhasius aus Ephesus, von denen jener anfieng, Licht und Schatten besser zu vertheilen, mehr Sorgfalt auf die Zeichnung zu verwenden und auf das „blendend Schöne" auszugehen, dieser aber dem Zarten und Anmuthigen im Antlitz seiner Gestalten nachzustreben. Durch Versuche geistiger Auffassung des Gegebenen zeichnete sich Aristīdes von Theben (340) aus; als Kinderfiguren- und Blumenmaler wird Pausias, als Schlachtenmaler Nicias genannt.

In Apelles aber (aus Kos), der seine Gestalten eben so natürlich, als anmuthig darstellte und in Zeichnung, Colorit und Beleuchtung unübertrefflich war, erreichte diese Kunst ihren Gipfel, und von seinen Meisterwerken z. B. von der dem Meer entsteigenden Aphrodite (Venus Anadyoméne), von seiner Artemis (Diana) unter opfernden Jungfrauen, von seinem Alexander mit dem Donnerkeil im Dianentempel zu Ephesus, redete noch die späteste Zeit mit Begeisterung. — Hochberühmt war auch sein Nebenbuhler Amphīon besonders in der Kunst zu gruppiren.

Da die Griechen ihre Malereien nicht, wie die Ägyptier, in verschlossenen, dem Licht und der Luft unzugänglichen Räumen anbrachten, auch nicht etwa verschüttete Städte uns dergleichen Kunstgebilde aufbewahrt haben, so können natürlich von denselben weder „die längst in Staub und Trümmer zerfallenen" Wände, noch die vergängliche Leinwand, „sondern nur Bücher" noch reden. In der Folge gerieth auch diese Kunst dadurch, daß sie in den Dienst der Schmeichelei und Eitelkeit trat, in schnellen Verfall.

Zur Characteristik der Maler Zeuxis und Pharrhasius erzählten sich die Alten unter andern auch folgenden Zug: Als Zeuxis einst in einem Wettstreite mit diesem seinem Nebenbuhler einen Korb mit Trauben so natürlich gemalt hatte, daß die Vögel herzuflogen und nach den Früchten pickten, so malte Parrhasius über diesen Korb einen Schleier so täuschend, daß Zeuxis, als er wieder an dieses Gemälde trat, diesen Schleier wegziehen wollte: daher denn Parrhasius, weil er nicht bloß Thiere, sondern Menschen durch seine Kunst getäuscht, für den Sieger erklärt wurde. — Die Maler dieser Periode waren sehr von „Hochmuth" eingenommen. Dagegen unterwarf Apelles seine Kunst gerne dem öffentlichen Geschmacksurtheil. Unter den vielen Anekdoten, welche man aus dem Leben des Apelles erzählt, hat folgende zu einem noch üblichen Sprüchworte Veranlassung gegeben. Einst habe er sich hinter einem seiner ausgestellten Gemälde verborgen, um das Urtheil der Vorübergehenden zu vernehmen; als sodann ein Schuster etwas an dem Schuh einer Figur auf dem Gemälde tadelte, habe er den Fehler nachher stillschweigend verbessert. Als aber der Schuster bei einer zweiten Betrachtung des Bildes die ganze Figur getadelt, sei Apelles hervorgesprungen und habe dem unberufenen Kritiker zugerufen: Schuster, bleib bei deinem Leisten! (Ne sutor ultra crepidam!)

2. Die dramatische Poesie: Äschylus, Sophokles, Euripides.

Nachdem die epische Dichtkunst schon zur Zeit der Perserkriege abgeblüht hatte, der Zweig der lyrischen Poesie aber während dieser Zeit und ihrer gährenden Nachwirkungen in der Fülle seiner Früchte stand, fieng mit der allseitigen Ausbildung des griechischen Geistes auch die dramatische Poesie, als die erhabenste und kunstvollste Dichtungsgattung, an, sich zu entfalten und ebenfalls in Athen, dem Brennpuncte aller Bildungsstrahlen, allmählig zu ihrer höchsten Ausbildung zu gelangen.

Ihre ersten noch rohen Anfänge knüpften sich an die mit Orchestik und Mimik (Tanz- und Gebärdenkunst) verbundenen Dithyramben oder Chorgesänge bei den Dionysos- (Bacchus-) festen, indem zu Solon's Zeit (540 v. Chr.) Thespis aus Ikaria in Attika zwischen diese Chorgesänge hinein eine monologische Handlung (Drama), welche einen Mythus dieses Gottes veranschaulichte, einschob und diese „eingeschobene" Handlung oder dieses Epeisodion (diese Episōde), wie man es nannte, durch einen vom Chore getrennten Schauspieler darstellen ließ, so zwar, daß der nämliche Schauspieler in Einem Stücke mehrere Rollen spielte. — Allmählig fieng man bei festlichen Gelegenheiten auch an, Begebenheiten aus dem profanen Leben in ähnlicher Weise zu veranschaulichen, wie denn schon Phrynichus, ein Schüler des Thespis, „die Belagerung von Milet durch die Perser" dramatisch darstellte.

Jenen von Thespis angewendeten Monolog verwandelte sodann Äschylus, durch Hinzufügung eines zweiten Schauspielers in den dramatischen Dialog und wurde dadurch der eigentliche Schöpfer der Tragödie.

Die Ursache der Benennung Tragödie, die auf deutsch „Bocksgesang" heißt, wird verschieden angegeben. Entweder hat diese Dichtungsart ihren Namen davon, weil bei Darstellung der Bacchusmythen der tanzende Chor aus Satyrn, dem Gefolge des Bacchus, bestand, diese aber mit Bocksfüßen abgebildet wurden; oder von dem Opfer eines Bocks, als des Verwüsters des Weinstocks, so daß in dieser Beziehung jener Name eigentlich so viel als Bocksopfergesang bedeuten würde.

Äschylus, geboren 525 v. Chr., ein Athener aus dem eleusischen Demos, von einem alten politisch einflußreichen Adelsgeschlechte, widmete sich seit seinem 25. Jahre ein halbes Jahrhundert hindurch der Ausbildung der dramatischen Kunst, welche durch seinen erfinderischen Geist sowohl, als durch den ihm entgegenkommenden Aufschwung, den das hellenische Volk durch den Perserkampf „in Politik und selbständiger Bildung" nahm, an die Spitze der geistigen Institute Athens gehoben wurde. Er selbst war von jenem Aufschwung auf's tiefste ergriffen, weil er in den Schlachten bei Marathon, Artemisium, Salamis und Platää selber sehr tapfer mitgefochten hatte; dazu hatte er durch mehrmalige Reisen, die ihn auch an den Hof des Königs Hiero I von Syrakus führten, seine inneren Anschauungen genährt, und da bei ihm zu allem diesem noch die Macht der sittlichen Würde, des religiösen Glaubens und eines darin feststehenden energischen Characters kam, so machte er auf seine Mitbürger, die in ihm den Menschen, Vaterlandsfreund und Künstler gleich hoch ehren mußten, einen mächtigen Eindruck.

Die durch ihn gegründete Tragödie der Alten bestand in einer einfachen Handlung, deren „Bewegung mitten durch Widerstand und Verwicklung" auf einen Schluß treibt; — ihr Plan lag „in der zwingenden Einheit von Ursachen und Folgen", und es war dabei ihre Aufgabe, „eine durch Zeit und Ort begränzte Handlung sittlich tüchtiger Personen als den Ausdruck eines großen menschlichen Leides darzustellen". Zeit und Ort mußten sich, wenn auch willkürlich gewählt, doch nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit richten, weil alles unter den Augen der Zuschauer vorgehen sollte und das Stück in keine Acte, wie bei uns, zerfiel. Die Handlung umfaßte daher gewöhnlich die Dauer eines Tags, und die fast beständige Gegenwart des Chors, so wie die höchst einfache Decoration machte einen Wechsel des Orts oder Raumes nicht räthlich. Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts waren daher wesentliche Bedingungen der antiken Tragödie.

Bei der ältern Tragödie sind die Chöre noch vorherrschend. In den auf uns gekommenen griechischen Schauspielen besteht der Chor aus einer Anzahl Personen (anfangs 50, später nur 15), welche in der Rolle von Volksältesten, oder Königsräthen, oder Hausgenossen, oder zufällig zu der Handlung gekommenen Leuten durch rhythmische, mehr gesprochene als gesungene, aber von der Musik begleitete Rede den Eindruck ausdrückten, den die vor ihren Augen sich abwickelnde Handlung auf die Nichthandelnden machte. Ohne sich selbst in die Handlung zu mischen, spricht der Chor theils während der Handlung, theils während der Zwischenacte mit leidenschaftsloser Ruhe und in lyrischer Weise seine innern Empfindungen in der Form des Rathes, des Trostes, der Beruhigung, der Ermahnung, der Warnung aus. Zuweilen trat der Chor in zwei Hälften auf, die dann abwechselnd sprachen. An der Spitze des Chors stand ein Chorführer (Koryphäus oder Choragus), welcher zuweilen im Namen des Chors sprach.

Der tragische Chor ist also (nach A. W. v. Schlegel) anzusehen „als der personificirte Gedanke über die dargestellte Handlung, als die verkörperte und mit in die Darstellung aufgenommene Theilnahme des Dichters, als Sprechers der gesammten Menschheit, als der idealisirte Zuschauer". — Der Chor tritt nach (Schöll), als Vermittler auf zwischen Göttern und Menschen und sucht diese mit dem Schicksal zu versöhnen; er flößt Ehrfurcht gegen die Götter ein und rechtfertigt sie gegen die ungerechten Vorwürfe der Unglücklichen; er beruhigt die Helden im Kampf ihrer Leidenschaften; er empfiehlt Mäßigung, wenn sie von Schmerz oder Uebermuth fortgerissen werden; er wirft weissagende Blicke in die Zukunft, wenn sich die Menschen im Glücke einer übermäßigen Freude hingeben; er warnt, er ermahnt, erinnert an die Wandelbarkeit des Glücks und an die Vergänglichkeit alles Irdischen." Der Chor, als „idealisirter Zuschauer", der die Handlung nur mit seiner Theilnahme begleitet, greift in die Handlung selbst nicht ein, sonst würde er seine Bedeutung verlieren.

Bei den tragischen Wettkämpfen, welche Äschylus mit andern Dichtern hielt, führte er jedesmal drei Tragödien auf, die bei ihm zusammen innerlich ein Ganzes bildeten, das man Trilogie nannte. Da er jede Trilogie durch ein als viertes Stück hinzutretendes satyrisches Drama, welches für den Ernst der Tragödie durch lustigen Scherz entschädigen sollte, zu vervollständigen pflegte, so nannte man das Ganze eine Tetralogie. In allen diesen Trilogieen (mit Ausnahme einer einzigen) hat Äschylus die dramatische Handlung den großen Mythenkreisen entlehnt und diese Mythen in einer so würdigen Weise behandelt, daß der durch die Perserkriege zum Bewußtsein seiner Freiheit und Selbständigkeit erwachte Grieche „mit Staunen und Freude die göttlichen Fügungen in der Geschichte seiner Nation erblickte". Denn der tiefen und kräftigen Seele des Äschylus galt Religion und Vaterland als das höchste, menschwürdigste Ziel.

Von dem Heldenthum und Gedankenflug seiner Zeit ergriffen, suchte Äschylus den innern Gehalt seiner Idealwelt auch durch den angemessensten äußern Glanz zu heben und zu verständlichen. Er führte darum den scenischen Apparat ein, indem er schickliche Decorationen und Maschinerieen erfand, und den Schauspielern die mit dem Onkos (einer Art Toupet) verlängerte Maske, das Schleppgewand und den Kothurn (die Stelz-Schuhe) gab, letzteres, wenn sie Götter oder Heroen darstellten, deren Gestalt er dadurch über das menschliche Maaß zu erheben suchte, daß an ihnen auch der Leib mit Brust, Armen und Beinen verstärkt oder verlängert wurde.

Die Personen des Chors erschienen in gewöhnlicher Menschengestalt und Tracht, doch mit der Maske und anstatt des Onkos mit einem Kranz. Die buntfarbigen langen Gewänder sollten an das dionysische Festcostüm erinnern: denn man hielt an den einmal überlieferten Formen mit Ehrfurcht fest, weil die Tragödie mit der Religion und dem Göttercultus in so genauer Beziehung stand. (Selbst ein Herakles erschien in buntem, langschleppigem Gewande. Eben weil dieses Costüm nur zu feierlichen Opferzügen, zu plastischen Stellungen und Gruppirungen, also nur für würdevollen, gemessenen Vortrag paßte, aber nicht für leidenschaftliche gewaltsame Handlungen, so ließ man Zweikämpfe, Ermordungen, Schlachten, Bestattungen u. a. nicht auf der Bühne vor sich gehen, sondern nur durch Boten erzählen.

Nur für den religiösen Zweck und dessen Erfüllung war „das ideale Gepräge der attischen Tragödie, das Äschylus geschaffen hat, und Sophokles mit weiser Mäßigung beibehielt, eine Nothwendigkeit und unerläßliche Forderung".

Von den 70 (schwerlich 90) Tragödien, die **Äschylus** verfaßt hat und von denen ihm 12 beim Wettstreit den Preis eintrugen, haben sich nur **sieben** erhalten.

Diese sind: der **gefesselte Prometheus**, die tiefsinnigste und großartigste Poesie des ganzen Alterthums, worin, (wie überhaupt überall in der echten alten Tragödie) der Gedanke durchgeführt wird, wie der (eigengerechte) Mensch, oder die weltherrschende Macht beim äußern Unterliegen gegen die anscheinend tyrannische Macht des höchsten Gottes die Freiheit des Willens zwar eine Zeit lang trotzig zu behaupten vermag, — anderseits aber (und diese andere Gedankenhälfte ist ohne Zweifel in dem verloren gegangenen „befreiten Prometheus" durchgeführt) die göttliche „Schicksalsmacht" eben nur durch die heilsamen Wege der Noth und des Leidens eine Herstellung der rechten Ordnung, welche in Unterwerfung unter den göttlichen Willen besteht, zu Stande bringen kann, und daß es jedenfalls weise ist, diesen höchsten Willen stets mit Scheu zu verehren; — die **Perser**, in welchem Stücke der Dichter das Hochgefühl, das den Griechen nach dem Sturze des Xerxes und seiner Völkerhorden beseelte, ausdrückt, und die sittliche Weltordnung sowohl in ihrer erhaltenden, als auch ganze Geschlechter zerstörenden Macht auffaßt; — die **Sieben gegen Theben**, worin die oben (IV. 3, 2.) erzählte Sage behandelt und in Eteokles ein Heldencharakter aufgezeigt wird, „der, in den Kreis der sittlichen Schicksalsmacht gerissen, den Untergang ahnt und, nachdem er seiner Pflicht (der Vaterlandsliebe) genügt, ihn mit klarem Urtheil besteht"; — **Agamemnon** oder die Ermordung dieses von Troja zurückgekehrten glücklichen Helden durch seine untreue Gemahlin Klytämnestra und deren Buhlen Ägisthus (IV. 3, 3.), wobei gezeigt wird, daß Übermuth im Glück zum Untergang führt; — die **Choëphoren**, worin die Blutrache des Orestes an den Mördern seines Vaters dargestellt und zwar die Erhebung angestammten Rechts gegen angemaßte Herrschaft gutgeheißen, aber Muttermord als Frevel gegen das heiligste Naturgesetz verdammt wird, indem die rächenden Erinnyen (Furien) dem Muttermörder die Sinne verwirren (IV. 3, 3.); — die **Eumeniden**, worin der durch die „fortwuchernde" Schuld der Menschen entstandene Zwiespalt zwischen dem rohen Naturrecht und der sittlichen Ordnung, den die Schuldigen nicht tilgen können, zum Heil der menschlichen Gesellschaft durch die göttlichen Mächte vermittelt wird, und worin zugleich, bei Gelegenheit der Lossprechung des Orestes von seiner Schuld durch den Areopag (IV. 7, 5.), die Heilsamkeit altehrwürdiger Staats- und Cultuseinrichtungen gegen die niederreißenden Bestrebungen der (damals von Perikles geleiteten) Demokratie in Schutz genommen werden; — endlich die **Schutzgenossinnen**, worin die Sage von Danaus behandelt wird, wie er mit seinen Töchtern (IV. 2, 2.) aus Aegypten fliehend Schutz bei dem Könige von Argos sucht und findet, — ein Stück, das einer größern tragischen Composition angehört, die in ihren übrigen Theilen verloren gegangen ist. — Unter diesen Stücken bilden allein Agamemnon, die Choëphoren und Eumeniden eine vollständige, in sich zusammenhängende Trilogie der vollkommensten Art und werden auch unter dem gemeinsamen Namen Orestie (Oresteia) begriffen. Es ist uns aber dieses Meisterstück in einem an vielen Stellen verdorbenen Text überliefert worden.

Handlung und Sprache sind den in diesen Stücken auftretenden hohen Personen (darunter meist Götter und Titanen) angemessen, einfach und plastisch, feierlich und erhaben, kühn und gewaltig, ja grausen- und riesenhaft, aber auch nicht selten dunkel. Übrigens bewegt sich die Handlung noch meist nur in epischer Erzählung und die Sprache in lyrischem Ton, aber mit eigenthümlichem Gepräge in Wortbau und Satzfügung, dabei oft voll malerischer, feuriger Bilder, treffenden Vergleichungen und ergreifender Kraft.

Als Aeschylus einmal in einem dramatischen Wettkampfe dem jungen, zum erstenmal auftretenden Sophokles nachgesetzt wurde, verließ er eine Zeit lang seine Heimath Athen und begab sich nach Syrakus, zum Theil vielleicht durch jene Zurücksetzung gekränkt, vorzüglich aber wohl darum, weil gewisse Aeußerungen in seinem Drama ihm eine Anklage, daß er die

Geheimnisse der Mysterien verrathe, zugezogen hatte und, ungeachtet seiner Freisprechung durch den Areopag, sein Verhältniß zum Publikum auf eine Zeit lang gestört war. Späterhin kehrte er zwar wieder nach Athen zurück, indem er ohne Zweifel selber die Aufführung seiner orestischen Trilogie leitete, die ihm einen glänzenden Sieg eintrug. Dennoch gieng er, aus Abneigung vor der ausgearteten Demokratie, wieder nach Sicilien zurück, wo er, wie seine Grabschrift bezeugt, zu Gela 456 v. Chr. starb. Die Athener setzten ihm ein öffentliches Standbild und weihten ihm bei jeder Aufführung eines seiner Stücke, gleich einem Lebenden, immer den Kranz.

Der eigentliche Vervollkommner und Meister der antiken Tragödie aber war **Sophokles**, der in dem Flecken Kolōnos bei Athen um das Jahr 496 v. Chr. geboren wurde. Von Natur mit Geistesreichthum, Gemüthstiefe und Leibesschönheit geschmückt, so wie mit Glücksgütern bedacht und durch eine diesen Vortheilen entsprechende Erziehung unterstützt, zog er schon als 16jähriger Jüngling an der Spitze des jugendlichen Chors derer, die das Festlied um die Trophäen (Siegeszeichen) von Salamis vorzutragen hatten, die Blicke Aller auf sich und wurde nachher im 28. Jahre seines Alters durch die ersten Versuche seiner dramatischen Kunst der Liebling des Volks. Es sollte nämlich die Zurückführung der Gebeine des Theseus durch Cimon (V. 4, 4.) auch mit einer neuen Tragödie gefeiert werden, weßhalb es unter den vorzüglichen Dichtern zu einem Wettstreit kam, in welchem sich neben dem ältern Äschylus auch der um 30 Jahre jüngere Sophokles um den Preis bewarb. Da nun der Archon die Parteilichkeit der Richter fürchtete, so übergab er die Entscheidung dem Cimon und dessen neun Mitfeldherren, die sodann den Preis dem Sophokles zuerkannten. Von nun an entfaltete sich durch ihn ein neuer erhöhter Geist der Bildung, der in seinen Schöpfungen bis auf unsere Zeit befruchtend gewirkt hat.

Er gehört (nach Bernhardy) „unter die kleine Zahl der Dichter, denen vergönnt war, ein großes Talent auf festem Boden in ungetrübtem Glück zu entfalten und die volle Seligkeit des Schaffens zu genießen. Seine Jugend berührte den Abglanz des Perserkriegs, sein Mannesalter hielt Schritt mit der wachsenden Macht Athens, er sah die Blüthezeit und in einiger Ferne den Fall des attischen Staats; er stand nicht nur mitten in der edelsten Gesellschaft und unter den erlauchtesten Geistern, sondern nahm auch den unmittelbarsten Antheil an der Fülle der literarischen Bildung und plastischen Kunst, welche den Umschwung der Poesie, weiterhin die Schöpfung einer reichen Prosa und das kritische Selbstgefühl der Ochlokratie hervorrief," (ohne daß letztere ihn, den gemäßigten Demokraten, aus dem Mittelpunct seiner bessern Denkart verrücken konnte).

Sophokles hob die Tragödie auf ihren Höhenpunct, äußerlich durch Hinzufügung einer dritten handelnden Person und durch Abkürzung der Chorgesänge, innerlich durch harmonische Schönheit der Form und vollkommene Beherrschung der Sprache, vorzüglich aber durch kunstvolle, spannende Motivirung und Entwicklung der Handlung und durch tiefere, psychologischere Anlage der Charactere, deren inneres Seelenleben er plastisch herausstellt, und die sich meist durch ihre sittliche Größe über das „Schicksal" erheben, an dessen Unabänderlichkeit sich, nach der Vorstellung der Alten, des Menschen Kraft und Wille bricht. Der in seinen Stücken wehende Geist ist ein milder und heiterer; das Furchtbare und Grausenhafte vermeidet er entweder, oder giebt

ihm eine freundlichere Gestalt; denn dem athenischen Volke des perikleischen Zeitalters bei seiner weitergeschrittenen Bildung durfte man nicht mehr durch Erschütterung, sondern bloß durch „Rührung" beikommen. Auch seine Frauengestalten haben eine von verfeinerter Bildung zeugende zarte Weiblichkeit.

Die Tragödien dieses Seelenmalers zeichnen sich vor denen des Aeschylus auch dadurch aus, daß die Katastrophe oder Lösung immer sorgfältig eingeleitet ist, daß seine Charactere innerhalb des menschlichen Maaßes, besonders des rechten Maaßes von Zartheit und Stärke, bleiben und von des Dichters tiefer Herzenskenntniß zeugen. Sprache und Ausdruck sind bei ihm voll Ebenmaaß, Leben, Innigkeit und Würde; Versbau und Rhythmus wohllautend und vollkommen ausgebildet. Nur in Erhabenheit, Ideenfülle und religiöser Tiefe und Klarheit steht er dem Äschylus nach. Denn Sophokles kennt nur eine gewisse „Resignation" und läßt sich in keine Rechtfertigung der göttlichen Macht ein.

Die Form der Trilogie mit dem darauffolgenden Satyrdrama behielt Sophokles bei, jedoch ohne diese Stücke dem Inhalt nach mit einander zu verketten. Von den 113 dramatischen Stücken, die er geschrieben hat, sind gleichfalls nur sieben gerettet worden, nämlich: der geißeltragende Ajax, die Elektra, der König Oedĭpus, die Antigŏne, die Trachinierinnen, Philoctētes und Ödipus auf Kolōnos.

Unter diesen ist das mit Recht berühmteste, als Kanon geltende Drama die **Antigŏne**, in welchem Stücke der Dichter den Widerstreit der Forderungen des Staates mit den Rechten und Pflichten der Familie darstellt, und zeigt, wie dem menschlichen und dem göttlichen Gesetze, einem jeden in seinem Bereiche, zwar seine Berechtigung zukomme, König Kreon also eben sowohl, als seine Nichte Antigone, beide in ihrem Rechte seien, — daß aber beide durch die maaßlose Leidenschaftlichkeit, womit sie, ein Jedes dem von ihm vertretenen Gesetze Geltung zu verschaffen suchen, fehlen und darum untergehen. — Bei der Aufführung dieses Stückes waren die Athener so entzückt, daß sie meinten, ein so trefflicher Dichter müsse auch ein guter Feldherr sein und ihn sogleich in einem Feldzuge 441 v. Chr. mit Perikles die Führung eines Heeres gegen Samos anvertrauten, wobei er aber die Erwartung seiner Mitbürger nicht rechtfertigte. (Doch wies G. Hermann nach, daß er diese Feldherrnstelle ein oder zwei Jahre vor der Aufführung der Antigone bekleidet hatte.)

Ungeschwächt, wie sein Dichterruhm, blieb ihm seine Kraft bis in's höchste Alter. Es wird erzählt, als er schon bejahrt war, habe ihn sein älterer Sohn Jophon der Verschwendung und des Wahnsinns angeklagt; Sophokles aber vertheidigte sich klar und ruhig und schloß mit der Vorlesung seines **Ödipus auf Kolōnos**, worauf die Richter ihn natürlich völlig lossprachen. (Doch ist diese Erzählung nur eine Ausschmückung aus späterer Zeit. Mit Recht nannten die Alten dieses Gedicht ein „lieblichsüßes". Es ist, sagt Ottfried Müller, „von wunderbar weichen und lieblichen Gefühlen durchathmet und tief eingetaucht in eine aus Wehmuth über das Elend des menschlichen Daseins und aus tröstlichen und erhebenden Hoffnungen gemischte Stimmung." Es ist gleichsam ein Vermächtniß, worin der Greis seine Jugenderinnerungen niederlegte, voll der zartesten Gefühle der Heimaths- und Vaterlandsliebe. In diesem Oedipus ist übrigens die „Weihe des Dulders" dargestellt, welchen die „göttliche Fügung am äußersten Ziele des Leidens und unverschuldeten Mißgeschicks verklärt."

Sophokles selbst starb im 90. Jahre seines Lebens 406 v. Chr., nach Einigen vor Freude über einen neuen zu Olympia davongetragenen dramatischen Sieg. Sein Andenken heiligte man

durch einen heroischen Cultus und zu allen Zeiten galt er als einer der edelsten und geschmackvollsten Dichter.

Kurz vor dem Ende des Sophokles starb auch der dritte von den berühmten Tragikern Griechenlands, **Euripides**, geboren zu Salamis, und zwar nach den meisten Zeugnissen am 5. Oct. 480 v. Chr., also am Tage der salaminischen Schlacht. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, trug als Knabe schon einen Preis bei den Panathenäen davon und schloß sich als Jüngling mit einem von Natur zum grübelnden Ernst geneigten Geiste an den skeptischen Philosophen Anaxagoras an; später hörte er auch den Sophisten Protagoras und genoß die Achtung und Freundschaft des Sokrates. Seines düstern, fast herben Wesens wegen stand er stets in stubengelehrter Einsamkeit, und an öffentlichen Ämtern nahm er, als Gegner der ungezügelten Volksherrschaft, nie Theil, obwohl er deren „Sittenmaler und Sprecher" zugleich war. Dagegen lobte er sich den Mittelstand, besonders den Stand des Landmanns. Er war zweimal unglücklich verheirathet, wodurch sich in ihm, wie Aristoteles fand, ein gewisser Weiberhaß erzeugte, der sich in vielen seiner Dramen Luft macht, wiewohl er an andern Stellen dem weiblichen Geschlechte, das er genau kennt, auch seine Ehre giebt. Gegen seine vom tiefsten Rechtsgefühl getragene Sittenreinheit erhob sich niemals der leiseste Tadel. Daß er die moralische Verderbniß der Menschen und das Elend im Leben nicht mit einer Weltregierung vereinigen konnte, war Folge seiner schiefen Philosophie.

Mit ihm, welcher Redner, Philosoph und Dichter zugleich war, beginnt schon die dramatische Kunst wieder von ihrem Höhenpunct herabzusteigen; wenigstens schloß sie mit ihm ihre letzte Seite der Entwicklung ab, deren sie fähig war. Er versetzte die Tragödie aus dem Boden der objectiven Natur und idealen Gemüthswelt in die Sphäre des reflectirenden Verstandes und der subjectiven Empfindsamkeit. Während Äschylus in den mythischen Ueberlieferungen die höhern Fügungen der über den Menschen waltenden Gottheit erkennt und Sophokles mit frommer Gesinnung die menschlichen Angelegenheiten im Lichte des Göttlichen darstellt, — beide daher ihre Götter und Heroen mit der Würde und Erhabenheit des Ideals umkleiden: stellt Euripides im Zerrspiegel skeptischer Kritik dieselben mit allen menschlichen Schwächen und Leidenschaften dar und zerstört dadurch den Eindruck ihrer Erscheinung. Er versteht es mit großer Kenntniß des menschlichen Herzens die Leidenschaften (besonders die Liebe und den Wahnsinn) auf das stärkste und ergreifendste zu schildern und wird daher von dem Komiker Aristophanes „der tragischeste unter allen Dichtern" genannt: aber sein Streben nach „sinnlicher Rührung", sein Haschen nach auffallendem Effect durch oft falschen Pathos, seine nicht selten zu leerem Spiel mit Worten ausartenden Gefühlsbeschreibungen; sein oft unnöthiges Einmischen moralisch- und philosophisch-räsonnirender Betrachtungen; sein häufiges Polemisiren (Ankämpfen) gegen den Volksglauben; sein rhetorisch-dialectischer Redeschmuck (weßhalb ihn die Alten den „scenischen Philosophen" nannten) — bezeichnen seinen Abstand von jenen andern Tragikern, die mehr durch die Ach-

tung vor dem Heilig-Geltenden und Historischen, durch die Reinheit und sittliche Kraft der Charactere, durch die Objectivität oder lebendige Anschaulichkeit der Handlung, und durch die Anschaulichkeit des Gefühlsausdrucks auf Geist und Gemüth der Zuschauer zu wirken trachteten.

Euripides ist ebensowohl ein Kind seiner Zeit", als ein Träger derselben: denn diese hatte für einfache Kraft und „ungeschminkte Wahrheit", für Erhabenheit des Geistes und Tiefe des Gemüths keinen Sinn mehr, sondern nur an der breiten Auseinandersetzung eines oberflächlichen Wissens, am Schwelgen in matten, falschen Gefühlen und am Gepränge kalter Worte, spitzfindiger Reden, witziger Antithesen (Gegensätze), moralischer Sentenzen ihr Wohlgefallen. Diesem Geschmack wußte er mit dem größten Talent eines geistreichen Dichters und gewandten Redekünstlers so zu huldigen, daß er der beliebteste und gelesenste Tragiker wurde, daß das Volk, obwohl seiner Person nicht hold und seine Abstractionen kaum verstehend, unzählige Stellen aus seinen Stücken, besonders ihrer poetischen Moral und zierlich geschmeidigen Sprache wegen, auswendig lernte, und daß namentlich alle Redner ihre Kunst durch das Studium seiner als Für und Wider scharf darlegenden Dialektik und seines die Poesie und Prosa vermittelnden correcten und fließenden Stils zu vervollkommnen suchten.

Den tieferen und tüchtigeren Geistern, deren es freilich in seiner Zeit wenige gab, konnte er jedoch keinen so großen Beifall abgewinnen; auch ward ihm von den Kampfrichtern nur selten der erste Preis zuerkannt. Besonders haben die Komiker, namentlich Aristophanes, seine Schwächen mit hartem Spotte gegeißelt, weßhalb er noch in seinem hohen Alter Athen verließ und sich zuerst nach Magnesia in Thessalien, dann nach Pella an den macedonischen Hof zum König Archelaus begab, der ihn hoch ehrte. Er starb daselbst im Jahr 405 v. Chr. eines traurigen Todes, am Biß der Jagdhunde, die von dortigen Neidern auf ihn losgelassen wurden. — Auch die Form der Tragödie hat durch ihn verschiedene Veränderungen erfahren, die ihr nicht alle zum Vortheil gereichten. Er führte den Prolog ein, der bestimmt ist, den Zuschauer zum Voraus auf den rechten Standpunkt der Betrachtung zu stellen, aber dadurch das Drama zu einer Geschichte macht und der epischen Dichtung nähert; er behandelt den Chor als Nebensache, indem er ihn nur in ganz losen Zusammenhang mit dem Stück setzt; namentlich aber ist die Handlung, jedoch nur in seinen spätern Stücken, allzuverwickelt, so daß der Dichter zur Entwicklung der Handlung oft (und dieß ist in neun Stücken der Fall) sich der plötzlichen Erscheinung eines Deus ex machina d. i. eines mit seiner Hülfe einschreitenden Gottes, der durch Maschinen auf das Theater herabgelassen wurde, bedient, um dadurch den Knoten gewaltsam zu zerhauen, anstatt ihn zu lösen. Bei allen diesen Fehlern und Schwächen mußten ihm übrigens doch von jeher alle Parteien Vielseitigkeit, Erfindungsgabe und Ideenreichthum mit „vollstem" Maaße zuerkennen. — Von den 120 Tragödien, deren die Alten von diesem großen psychologisch-

anthropologischen und stilistischen Techniker gedenken, besitzen wir noch 18 vollständig.

Ihre Titel sind: Hekăbe (Hekŭba), Orestes, die Phönissen, Medēa, Hippolyt, Alceste, Andromăche, die Schutzflehenden, Iphigenīa in Aulis, Iphigenīa in Tauris, die Trojanerinnen, die Bacchantinnen, die Herakliden, Helena, Ion, der rasende Herakles, Elektra, der Cyclope, welches letztere das einzige Satyrdrama ist, das wir überhaupt von den Alten besitzen. Zu den vorzüglichsten darunter gehören die **Medea**, als ein ergreifendes Gemälde menschlicher Leidenschaft, ferner **die beiden Iphigenieen**, davon die letztere, die taurische, sich besonders „durch edle Haltung und sittlichen Werth aller Charactere," die erstere, die aulische, durch große Schönheiten, besonders durch eine treffliche Anlage auszeichnet, welche nur durch (wohl später von anderer Hand) eingeschobene matte Stellen und sonstige Verderbtheiten in Stil und Versbau „verunstaltet" wird. Von besonders hohem rednerischem Werthe sind seine **Phönissen** und **Trojanerinnen**. — Als „vollkommenstes Intriguenstück des Dichters erscheint Ion, das auch durch Beherrschung der Sympathieen des natürlichen Gefühls," so wie durch sittliche Charactere anspricht. — (Die beste, selbst von Böckh anerkannte Uebersetzung ist die von Fritze.)

3. Die ältere Komödie: Aristophanes.

Wie die Tragödien aus den Chorgesängen bei den Dionysien (Bacchusfesten), so gieng aus den Skolien oder Trinkliedern bei den nämlichen Festen die **Komödie** oder das satyrische Lustspiel hervor, das aber nicht, wie die Tragödie, mit der Religion in Verwandtschaft stand. Die Komödie entwickelte sich nämlich zunächst aus dem Most- oder Hefenspiel der in Umzügen sich belustigenden Winzer (meist dienstbarer dorischer Landleute), die mit Weinhefe geschminkt ihren „weinseligen" Muthwillen in neckischen Reden, mimischen Tänzen und rohen Gesängen ergoßen, denen der possenreißende Stegreifspieler oder Mimendichter irgend eine Handlung unterlegte, in der er einen lächerlichen Character darstellte oder Jemand verspottete. Die auf dieser Grundlage in den dorischen Colonieen aufgekommene sogenannte dorische Komödie erhielt schon 580 v. Chr. in Megara durch Anthéas von Lindos und seinen Komos d. h. seine mit ihm vereinte Brüderschaft, eben so auch im Peloponnes und in Unteritalien, besonders aber auf Sicilien durch die Syrakusier Epicharmus (um 470 v. Chr.) und Sophron (um 450 v. Chr.), einen Kunstcharacter.

Nach den persischen Kriegen fiengen auch die Attiker an, aus dem megarischen Possenspiel zuerst durch Krates, besonders aber durch das schöpferische Talent des Kratīnus die attische Komödie zu entwickeln, welche dann durch Pherakrates, Eupŏlis, dem Komiker Platon u. a. zu einem geregelten, Ernst und Scherz mischenden Spiel mit satyrisch-politisirender Tendenz ausgebildet wurde. Dieses nannte man die ältere Komödie, in welcher ein ausgelassener Spott alle Vorkommenheiten, insbesondre Verkehrtheiten im Leben und im Staate, alle bekannten, selbst die ehrwürdigsten Personen der damaligen Gegenwart, in witzigen, beißenden, öfters sogar niedrigen Worten und Gleichnissen auf das schonungslosete geißelte, wobei die Willkühr und Laune in kecken Sprüngen die Stelle des Schicksals vertrat, und Phantasie und Wirklichkeit in

buntem Wechsel sich ablöste. Es ist begreiflich, daß ein solches, über Anstand und Sitte, Maaß und Ziel sich hinwegsetzendes Spiel nur in der ungebundenen Freiheit einer entarteten Demokratie gedeihen und nur von ihr recht begriffen werden konnte, — obgleich es auch Zeugniß giebt einerseits von dem tiefer liegenden sittlichen Ernst dieser Dichter, welche die unzähligen Seiten jener Entartung in Politik, Religion und Familienleben so derb und furchtlos straften, anderseits für den gutmüthigen Humor der Athener, welcher Scherz und Spott über sich selbst gerne vertrug, ohne sich freilich durch jene indirecten Lehren viel bessern zu lassen.

Was die Form der alten Komödie betrifft, so characterisirt sie sich durch den Chor, der ursprünglich ein augenblickliches Zusammentreten von 24 lustigen Stegreifsängern war, die sich einen komischen Text schufen, sodann durch die (aus ihrer Gewohnheit, den Zuhörern gegenüber ihren persönlichen Spott auszusprechen, übrig gebliebene) Parabase d. i. einer Anrede des Chorführers an die Zuschauer im Namen des Dichters, worin er bald sich selbst lobt, bald seine Gegner verspottet, bald für das Gemeindewohl räth, bald Personen geißelt, die er dem Spotte oder Hasse des Volkes aussetzen will. Oft mitten in das Drama gestellt, und zu den Zuschauern sich wendend, bildet sich eine die Täuschung aufhebende Unterbrechung des Spiels (ein Intermezzo) zum Behuf der Verständigung des Dichters mit dem Publikum.

Die alte Komödie erreichte mit Aristophănes ihre höchste Blüthe. Er lebte in Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges und noch eine geraume Zeit nach demselben (zwischen 427 und 388 v. Chr.) und war also ein Zeitgenosse des Perikles, Sokrates, Plato und Euripides. Er schrieb an 60 Lustspiele, von denen noch eilf vorhanden sind. Seine Lustspiele stellen das treffendste Sittengemälde jener Zeit auf, und zeugen eben so sehr von der tiefen Menschenkenntniß, von dem großen Wahrheitsmuthe und von der aufrichtigen Vaterlandsliebe des Dichters, als auch von dem Reichthum des Witzes und der Phantasie und von der meisterhaften, in allen Dialectformen sich bewegenden Sprachgewandtheit desselben.

Als redlicher Vaterlandsfreund, der eine durch die Aristokratie des Besitzes sowohl, als der Intelligenz gemäßigte Demokratie für die beste Staatsverfassung hielt und der für das herrschende Elend seiner Zeit die Heilmittel in der Rückkehr zur alten Glaubens- und Sitteneinfalt der Väter, sowie in den friedlichen Segnungen des verlassenen Ackerbau's sah, geißelt er mit freiem, oft bis zur Ausgelassenheit gehenden Spott die Thorheiten und Gebrechen seiner Zeit, besonders die Frechheit einer zügellosen Pöbelherrschaft, so wie die verderbliche Kriegslust des athenischen Volkes und seiner selbstsüchtigen Demagogen, und giebt mit freilich oft unbesonnenem Muthwillen selbst die einflußreichsten und wichtigsten Personen seiner Umgebung, von deren Bestrebungen er heillose Folgen sieht oder befürchtet, (selbst einen Sokrates s. §. 6.) dem allgemeinen Gelächter preis; ja er scheut sich nicht, die Personen,

welche seinen Spottstachel fühlen sollen, mit dem Namen oder mit dem Ausdruck ihrer ganzen äußerlichen Erscheinung auf die Bühne zu bringen.

Es war Sitte, daß die Schauspieler mit **Masken** vor dem Gesichte auftraten, in denen der Hauptcharacter der Person, welche sie darstellten, ausgedrückt war. Ahmten sie lebende Personen nach, so waren die Gesichtszüge derselben in den Masken ausgedrückt. Als Aristophanes seine „**Ritter**“, in welchen er den damals noch lebenden allgemein gefürchteten Demagogen **Kleon**, wenn auch ohne ihn zu nennen, doch mit seinem ganzen volksverderblichen Character dem Spotte preisgiebt, aufführen lassen wollte, konnte er weder Jemand finden, der die Maske nach Kleon's Gesichtszügen zu machen —, noch Jemand, der auf dem Theater die Rolle desselben zu übernehmen wagte; daher er sich entschloß, jedoch mit nur bemaltem Gesichte, selber den Kleon zu spielen. — Stets kämpfte **Aristophanes** (nach Bernhardy) „mit den Waffen der Kritik und des schneidenden Witzes gegen die Entartung des Gemeinwesens, die Verflüchtigung des Volksgeistes, das Verderben durch geheime Neuerungen. Er schilderte die Zerrissenheit und die Täuschungen der hellenischen Welt; er malte mit den grellsten Farben ihre Mißgestalten und zwang seine Zeit, den schmählichen Abfall von den Tugenden der Vorfahren anzuschauen, indem er ihr die Schönheit der hingeschwundenen Heldengeschlechter, die Ideale des attischen Ruhms in den Bildern großer Krieger und Staatsmänner als einen Spiegel vorhielt.“

Seine Stücke sind „eigentliche Characterstücke,“ bei denen Erfindung und Plan der Handlung mehr als Nebensache erscheint. Der Dialog darin ist „gedrängt, voll Ironie und attischer Lauge.“ Gehen auch in ihnen viele der feinsten Anspielungen seines Spottes und Witzes durch die Unbekanntschaft mit den durch sie angedeuteten Zeitbeziehungen von dem heutigen Leser unbemerkt oder unverstanden vorüber, und kommen auch darin viele gegen Sitte und Anstand stoßende Derbheiten vor, so bleiben die Werke des Aristophanes doch eine reiche und wichtige Quelle für die Kenntniß des öffentlichen und häuslichen Lebens jener Zeit.

Jene eilf noch vorhandenen Stücke sind der **Zeitfolge** nach folgende: die **Acharner**, worin er die Nachtheile des Kriegs (gegen die Spartaner), in dessen Verlängerung die jungen vornehmen Athener Nahrung für ihre Eitelkeit suchten, aufzeigt, und dagegen die Segnungen des Friedens schildert; — die **Ritter**, worin er sowohl den **Kleon** wegen seines eigensüchtigen demagogischen Treibens, als auch das durch ihn irre geleitete gemeine Volk geißelt, während er den kleinern Theil fleißiger und rechtschaffener Bürger als die Hauptstütze des Staats bezeichnet; — die **Wolken**, worin der Dichter den durch die Sophisten (s. §. 5.) beförderten **Unglauben** und das damit zusammenhängende **Sittenverderben** Athens aufdeckt, und zum Hauptrepräsentanten der Sophistik und insbesondere der durch die neue vernünftelnde Philosophie aufgekommenen Erziehungs- und Unterrichtsmethode des **Sokrates** (übrigens 24 Jahre vor dessen Tode) wählte, weil er von den so ernstlichen und tiefgehenden Bestrebungen dieses Mannes den **Untergang des Volksglaubens und der Volkssitte und somit des Staates befürchtete**, für dessen Bestand er in seiner redlichen Überzeugung die herkömmliche Religion der Väter für nöthig hielt (zum Theil auch wohl, weil Sokrates ein Freund des Euripides war und sich gegen die Frechheit der Bühne erklärt hatte); — die **Wespen**, worin er die Prozeßsucht der Athener und die damit zusammenhängende Sykophantik (verläumderische Angeberei) bekämpft, und insbesondre die Eitelkeit, Gewinnsucht und Ungerechtigkeit der athenischen Volksrichter (Heliasten) darstellt; — der **Friede**, eine Allegorie, wodurch er Griechenland zum Frieden (des Nicias) zu bewegen sucht; — die **Vögel**, in welchem Meisterstücke er die Verderbtheit des athenischen Staates durch Darstellung eines Staates (der Wolkenkuckucksstadt) aufzeigt, den er von den Vögeln in den Lüften mit zwei zu ihnen geflüchteten Athenern stiften läßt, mit dem Zweck, die Athener von ihren leichtgläubigen Hoffnungen auf die Expedition nach Sicilien, so wie überhaupt von ihrem leichtfertigen „Bauen von Luftschlössern“ zurückzubringen;

— die **Lysisträta,** worin er den Frieden (mit den Spartanern) empfiehlt, indem er das Verlangen der Weiber nach den häuslichen Freuden, die sie durch die lange Abwesenheit ihrer Männer im Kriege entbehren mußten, schildert und sie den Entschluß fassen läßt, durch Sonderung von ihren Männern den Frieden zu erzwingen; die **Thesmophoriazusen,** d. i. die Weiber, weche die Thesmophorien (jenes eleusinische Fest, bei welchem sie die Satzungstafeln nach Eleusis trugen IV. 5, 6.) feiern, in welchem Stücke er den Euripides, der als Weiberhasser galt, durch jene Weiber für seine Lästerungen gegen sie zum Tode verurtheilen läßt, und doch dabei selbst den Weibern „ärger mitspielt, als es Euripides jemals gethan hat", indem er eigentlich das Sittenverderbniß des weiblichen Geschlechts in Athen aufdeckt; — die **Frösche,** worin er die falsche Richtung der Dichtkunst in der Person des Euripides verspottet und das durch die Pöbelherrschaft eingerissene Sittenverderben Athens schildert; — die **Ekklesiazusen** oder der „Weiberconvent", worin er durch den Mund der Weiber, die er sich, verkleidet, des Staatshaushalts und der Regierung bemächtigen läßt, die Gebrechen des athenischen Gemeinwesens bloßgiebt und zugleich die idealen Staatsformen mancher Philosophen, besonders Plato's, lächerlich macht; — endlich sein zuletzt gefertigtes Stück, betitelt: **Plutos,** d. h. der Reichthum, worin er den Athenern wegen ihrer Habsucht, Genußsucht und Prunkliebe zu Leibe geht, und ihnen die Einfachheit der guten alt-athenischen Zeit zum Muster vorstellt, auf die er überhaupt in mehreren seiner Stücke mit patriotischer Vorliebe zurückweis't.

Die ältere Komödie hörte mit dem Untergang der unbeschränkten Demokratie auf, und als die Herrschaft der Dreißig (V. 8.) in Athen alle persönlichen Angriffe auf der Bühne verbot, bildete sich die sogenannte mittlere Komödie aus, welche mit Beibehaltung des Chors bloß im Allgemeinen die Thorheiten der Menschen oder einzelner Stände und Klassen derselben oder auch literarische Erscheinungen zur Zielscheibe ihres Spottes machte und dabei in ihrer Sprache gemäßigter und ehrbarer war. Den Übergang zur mittleren Komödie, von der in der Folge noch kurz die Rede sein wird (VI. 9, 2.), macht eben der oben genannte Plutos des Aristophanes.

Die **Theater** der Griechen, welche alle dem Dionysos (IV. 5, 5.) geheiligt waren und deren jede Stadt eines besaß, bestanden im Anfang aus einem hölzernen Gerüste; nachher trat zu Athen seit 500 v. Chr. an deren Stelle ein Steinbau, der sich am südlichen Abhang der Akropolis an einen Felsen lehnte, in welchen Sitzreihen im Halbkreis herum eingehauen waren. Der Zuschauerplatz, Theatron genannt, das 30,000 Menschen faßte, enthielt 36 solcher Sitzreihen, welche in sich erweiternden Kreisen aufwärts giengen und durch Treppen und Gänge verbunden waren. Die erste Sitzreihe unten war für die obrigkeitlichen Personen bestimmt; auf den Sitzreihen hinter ihnen aufwärts saßen die Bürger nach der Ordnung, die sie im Staate einnahmen; einen besondern Sitz hatten die Jünglinge. Frauen hatten keinen Zutritt, außer in spätern Zeiten.

In dem den Zuschauern gegenüberliegenden Halbkreise befand sich im Hintergrund die 10 bis 12 Fuß hohe Bühne, Scene genannt, mit einer über sie hinaufgehenden schmalen Wand für die Dekorationen. Vor dieser Scene lag das längliche rechteckige Proscenium, worauf die Schauspieler agirten. Von der Scene herab führte eine Treppe in die zwischen dem Zuschauerplatz und der Bühne liegende Orchestra hinab, einen halbrunden, mit zwei offenen Eingängen versehenen Platz, auf welchem der Chor agirte. Coulissenveränderungen kamen äußerst selten vor und die auf Brettern gemalte Scenenwand enthielt gewöhnlich die Vorstellung eines Palastes oder Wohnhauses mit Vorplatz, vor welchem die Handlung sich abspielte. Der Zuschauerplatz hatte einen kleinen Ueberbau, damit die Stimme der Schauspieler nicht verhallte. Ob aber über das ganze Theater hinweg eine Decke gegen Sonne und Regen gespannt war (denn die Spiele fanden am hellen Tage Statt), konnte bis jetzt nicht ausgemittelt werden. Das Ganze war von Säulengängen umgeben, worin die Zuschauer während der Pausen sich

aufhalten konnten. — Da die Dichter anfangs meist selbst die Hauptrolle bei der Darstellung übernahmen, die Choreuten aber freie Bürger waren, welche freiwillig mit dem Dichter zusammenwirkten, auch der Festausstatter (Chorägos), aus der Klasse der Reichen, seine kostspielige Leistung ebenfalls als Ehrensache ansah, das weibliche Geschlecht nie mitspielen und selbst lange Zeit hindurch nicht zusehen durfte, und das Schauspiel selbst als ein Theil der Religion galt, so ist an das Theaterwesen der alten Griechen ein anderer Maaßstab der Beurtheilung zu legen, als an das der heutigen Welt.

4. Die Geschichtschreibung der Griechen: Herodot, Thucydides, Xenophon.

Aus dem Gebiete der Dichtkunst in das der Wissenschaft führte im vorhergehenden Zeitraum (IV. 8, 1.) die das Epos behandelnde Sagengeschichte (Logographie und Mythographie), die allmählig in Ortschronik und theilweise Länder- und Völkerbeschreibung übergieng, bis zuerst **Herodotus** durch eine zusammenhängende treue Darstellung der Begebenheiten von der Zeit des lydischen Königs Gyges an bis zur Schlacht bei Mykale, also eines Zeitraums von 220 Jahren, der „Vater der Geschichte“ wurde.

Herodot war 484 v. Chr. zu Halikarnaß in Karien geboren, lebte nach dem Verlust der Freiheit seiner Vaterstadt eine geraume Zeit auf Samos, und nahm von dort aus Theil an der Befreiung seiner Vaterstadt, verließ sie aber im neuentstehenden Streite der Parteien wieder und begab sich (seit seinem 27. Jahre) auf Reisen, auf denen er durch einen Theil von Asien, durch Ägypten, Libyen und Cyrene, sodann durch ganz Griechenland mit Macedonien bis über den Ister (die Donau) und den Borysthenes (den Dnjepr) hinaus kam. Er befand sich zu Athen, als der peloponnesische Krieg ausbrach, während welches er sein Geschichtswerk und zwar größtentheils zu Thurii in Unteritalien schrieb, wohin er mit einer Colonie zog und wo er die letzte Hälfte seiner Lebenszeit in Muße verbrachte.

Das Werk ist in ionischer Mundart verfaßt und in neun Bücher getheilt, von denen jedes den Namen einer von den neun Musen trägt. Es hat die Absicht, zu zeigen, wie in dem Kampf des kleinen europäischen Griechenlands mit dem kolossalen Perserreiche hellenische Freiheitsliebe und Selbstverläugnung, Ordnungssinn und Verstandsklarheit über asiatische Despotenwillkühr und Sclaverei, Üppigkeit und pomphafte Prahlerei, Zuchtlosigkeit und phantastische Einbildung den Sieg davon getragen habe, und wie in diesem großen Völkerkampfe ein gerechtes Schicksal, welches jedem seine Bahn und seine Schranken anweise, eine widernatürliche Anhäufung von Macht und Reichthum mit Schwäche und Kraftlosigkeit, und in Folge derselben „mit Untergang und Verderben“ strafe.

Da er auf seinen, aus reinem Forschungstrieb unternommenen Reisen alles, was er sah und vernahm, so genau als es ihm möglich war, geprüft hatte, so webte er die Ergebnisse seiner Forschungen, besonders in Betreff der Perser und der denselben unterworfenen Völker, also auch der Ägyptier, als Episoden in die Darstellung jenes großen Kampfes ein. Diese Darstellung selbst zeichnet sich durch epische Anschaulichkeit, Treuherzigkeit, religiösen Sinn, sowie durch einen einfachen, klaren, wenn auch oft redseligen und zuweilen allzunatürlichen Stil aus; dabei trägt sie allenthalben das Gepräge der Glaub-

würdigkeit, in so fern Herodot bei mährchenhaften Angaben nie täuschen, sondern nur das ihm von Andern Mitgetheilte getreu wiedergeben wollte, auch als Unterthan des Großkönigs in den demselben untergebenen Ländern Manches erfuhr, was einem Fremden vorenthalten worden wäre. Übrigens werden nicht wenige von denjenigen seiner Angaben, die man bezweifeln zu müssen glaubte, durch die neuesten Forschungen mehr und mehr bestätigt. — Er las sein Werk theilweise bei den Panathenäen, nach Einigen auch bei den olympischen Spielen vor, und noch als Greis suchte er ihm durch Überarbeitung die nöthige Vollendung zu geben. Er starb 408 v. Chr.

An Vollkommenheit der Darstellung aber, sowie an „Feinheit und Schärfe der Characterzeichnung" wurde Herodot von dem philosophisch- und rethorisch-gebildeten **Thucydides** (Thukydides) aus Athen (470—402 v. Chr.), dem größten Geschichtsschreiber, den die Griechen besaßen, übertroffen. Sprößling eines thrazischen Fürstengeschlechts und Besitzer thrazischer Goldbergwerke, erhielt er zu Athen in der Schule des Redners Antiphon (§. 10) und des Philosophen Anaxagoras seine Bildung, und wurde als Befehlshaber einer Hülfsflotte 424 v. Chr. gegen den spartanischen Feldherrn Brasidas auf die thrazische Küste geschickt, aber weil er die Einnahme von Amphipolis nicht hatte verhindern können (K. 6, 1.), auf 20 Jahre aus Athen verbannt.

Die Muße dieses Exils, das er zum Theil in Thrazien zubrachte, benützte er zur Abfassung einer Geschichte der ersten 21 Jahre des peloponnesischen Kriegs, die er selbst mit erlebte und mit dem reflectirenden Blick eines, seine Zeit überschauenden und mit der frühern vergleichenden und abwägenden Staatsmannes und erfahrnen Kriegers in kräftiger, aber „sinnschwerer" Sprache beschrieb. Im Jahr 403 kehrte er in Folge der vom Lysander erklärten allgemeinen Amnestie nach Athen zurück, das er aber nach dem Eintritt der Herrschaft der Dreißig wieder mit seiner zweiten Heimath in Thrazien vertauschte, wo er einige Zeit darauf von Räubern, die sein Reichthum lockte, ermordet worden sein soll.

Während das Geschichtswerk des Herodot das unmittelbare Erzeugniß der Natur und Begeisterung ist und daher auch unmittelbar das Gemüth und die Phantasie seiner Zeit ansprach, die sich noch in den Schranken einer durch Religion und Sitte geheiligten Freiheit hielt: so gehört das im attischen Dialect geschriebene Werk des Thucydides der philosophischen Reflection an und richtet sich an das Verständniß einer auf der Höhe der Bildung stehenden Zeit, der er mit dem ganzen Reichthum seiner Erfahrung und Menschenkenntniß über das Verderbliche einer zur wahren Tyrannei ausgearteten Demokratie die Augen öffnen und den Weg zum Heil in der Rückkehr zur Aristokratie (im guten Sinne der ältern Zeit) zeigen will. Dagegen hält er nur zu sehr das Göttliche fern von jeder ursächlichen Verbindung mit dem Menschlichen und kann von dieser Seite, so wie auch wegen Vermeidung jedes Anklangs von Poesie, dem Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit nicht entgehen, die aber seiner Treue keinen Abbruch thut.

Nach O. Müller ist es bei Thucydides nicht die Schilderung von Länder- und Völkerbeschaffenheiten, noch die Nachweisung eines allwaltenden Göttlichen in den Schicksalen der Staaten, sondern „die menschliche Handlung in ihrer Entwicklung aus dem Character und der Lage des Individuums und ihre Einwirkung auf den allgemeinen Zustand, welche seine Aufmerksamkeit allein in Anspruch nimmt. In Übereinstimmung damit ist auch das Ganze seines Werkes eine Gesammthandlung, ein geschichtliches Drama, ein großer Prozeß, dessen Parteien die kriegführenden Republiken und dessen Object die athenische Herrschaft über Griechenland ist", indem dabei es sich um die Frage handelt, „ob Athen eine Weltmacht werden oder auf den Standpunct einer einzelnen griechischen Republik neben vielen andern gleich freien und mächtigen zurückgeworfen werden solle".

Eigenthümlich sind bei Thucydides die von ihm eingeflochtenen Reden, die er seinen historischen Personen in den Mund legt. Sie enthalten nämlich die vollständige Begründung der „wichtigeren Handlungen aus den Gesinnungen der Staaten, Parteien und Individuen, von denen diese Handlungen ausgehen". Sie sind mit solcher innerer Wahrheit und Übereinstimmung mit der Denkweise der Handelnden abgefaßt, daß diese selbst „unter dem unmittelbaren Impuls ihrer Interessen und Bestrebungen ihre Sache nicht besser hätten führen können". — Diese Methode wurde von seinen Nachgängern oft „bis zur Ungebühr" nachgeahmt.

Nach ihm führte **Xenophon** aus Athen (446—356 v. Chr.) — derselbe, der sich bei dem Rückzug der Zehntausend (K. 8, 5.) so berühmt gemacht hat, — die griechische Geschichte von da an, wo Thucydides stehen geblieben war, weiter fort bis zur Schlacht bei Mantinea, ohne jedoch in Bezug auf Geist und Form seinen Vorgänger erreichen zu können, obwohl ihn in seinen übrigen historischen und philosophischen Schriften eine gewisse Ruhe und Anmuth in der Darstellung auszeichnet und er deßhalb die „attische Biene" genannt wurde.

Als er nach seinem bekannten Rückzug aus Asien nach Athen zurückkehrte und die frevelhafte Verurtheilung seines geliebten Lehrers Sokrates erfuhr, verließ er im Unwillen darüber seine Vaterstadt, deren Verfassung ihm ohnedieß nie zugesagt hatte, und begab sich zu dem spartanischen König Agesilaus nach Kleinasien, an dessen Seite er sowohl gegen die Perser, als auch nachher bei Koronēa gegen die Thebaner focht (K. 8, 4). Weil ihn nun die Athener deßhalb, aus Haß gegen Sparta, des Bürgerrechts verlustig erklärten und seine Güter einzogen, so entschädigten ihn dafür die Spartaner mit einem Gute in der Landschaft Elis, auf welchem er in der Beschäftigung mit den Wissenschaften die meisten seiner Werke verfaßte und ein hohes Alter erreichte.

Während dem Herodot die Geschichte eine „Offenbarung" der Gottheit ist, die er freilich nur als „dunkles, räthselhaftes" Schicksal fassen kann, Thucydides aber in ihr eine Aufgabe der Philosophie zur Erforschung der gern sich verbergenden, nur aus äußern Handlungen zu entziffernden Menschennatur sieht, — ist sie dem Xenophon bloß ein Mittel zur Weckung und Verbreitung einer moralischen und dem handgreiflich Nützlichen zugewandten Gesinnung, die ihm die Hauptaufgabe der Philosophie ist (§. 7.) und zu deren Durchführung ihm eine Verfassung wie die spartanische am geeignetsten erschien. Während er noch in der Darstellung seines Rückzugs aus Asien einen echt alt-hellenischen Sinn bewährt, der ohne philosophische Neben-

absicht mit religiösem Sinn in einfach lebendiger Weise und mit der größten Anspruchslosigkeit und Treue diese selbsterlebte und selbstgeleitete Unternehmung berichtet, tritt in jener seiner allgemeinen Geschichte die gedachte Absichtlichkeit einer einseitigen philosophischen Richtung und eine gewisse Beschränktheit politischer Auffassung hervor. Ja seine Vorliebe für Sparta, die er in seinen spätern Schriften unumwunden ausspricht, verleitete den sonst so ruhigen und charakterfesten Mann zu einer Parteilichkeit, von der man ihn vergebens frei sprechen wird.

Diese seine Vorneigung für eine „militärisch-oligarchische" Verfassung, zu der die lykurgische Verfassung damals herabgesunken war, macht, daß er wesentliche Entwicklungsmomente übergeht, andere als Nebensache behandelt, wieder andere zu sehr heraushebt, — daß er z. B. den Fall seiner Vaterstadt so kalt berichtet, auf den Lysander keine Schuld kommen läßt, den Agesilaus über die Gebühr hochstellt, die Erhebung Thebens, als ein doch wesentliches Moment der Geschichte, nicht anerkennt und darum auch den Epaminondas und Pelopidas so zu sagen ignorirt, weil freilich durch diese Männer Sparta sein Übergewicht für immer verlor.

Daß er übrigens seiner Vaterstadt, die späterhin ihr Verbannungsurtheil über ihn zurücknahm, nicht ganz fremd bleiben wollte, beweis't der Umstand, daß er seinen Sohn Gryllus in den Reihen der Athener gegen die Thebaner fechten ließ. Als dann dieser in der Schlacht bei Mantinea (nachdem er, einer Überlieferung zufolge, dem Epaminondas den Todesstoß gegeben hatte) gefallen war, und Xenophon, der gerade mit dem Kranz im Haare vor seinem Hausaltare den Göttern opferte, die Nachricht von dem Tode dieses seines Sohnes bekam, nahm er den Kranz ab und sagte gefaßt: „Ich wußte, daß ich einen Sterblichen gezeugt hatte!" Auf die Versicherung, daß derselbe tapfer fechtend gefallen sei, setzte er den Kranz wieder auf, und vollendete, den Göttern für einen so trefflichen Sohn dankend, sein Opfer. Der edle Mann starb in dem Alter von 90 Jahren.

Seine Cyropädie oder Bildungsgeschichte des ältern Cyrus ist im Grunde „ein politisch-philosophischer Roman" mit geschichtlicher Folie. Das romantische Gewand mochte er von einem Königsideale entlehnt haben, wie es sich die Perser unter einem Dsjemschid, Gustasp u. a. dachten. Es tritt in diesem Werke das Ziel Xenophon's, das Leben und die Politik nach seinen ethischen Ansichten zu gestalten, besonders klar hervor. Er stellt darin nach seinen moralisch-philosophischen Grundsätzen das Ideal eines absoluten Herrschers auf, indem er ihn mit allen möglichen Tugenden ausstattet, und den also mit Humanität, Herzensgüte und Verstand geschmückten Regenten zum Beglücker seiner, ihm stets mit Freuden gehorchenden und in Ruhe und Frieden lebenden Unterthanen macht: — ein Beweis, wie tief das unruhige, ordnunglösende Treiben einer zügellosen Demagogie jener Tage viele Gemüther angeeckelt haben muß, daß sie sich in eine Traumwelt flüchteten, die ihnen anstatt des rechten Maaßes freier Bewegung nur die Einförmigkeit des bewegungslosen Stillstandes gewähren konnte.

Als Geschichtschreiber aus dieser Periode ist noch Ktesias aus Knidos zu nennen, der griechische Leibarzt der Mutter des persischen Königs Artaxerxes Mnemon, dem er die in der Schlacht bei Kunaxa (K. 8, 3.) erhaltene Wunde heilte. Er schrieb eine Geschichte von Persien in 23 Büchern (auch ein Buch über Indien), wobei er persische Archive benützen durfte. Man hat aber nur noch einen dürftigen Auszug davon bei einem spätern Schriftsteller (dem Patriarchen

Photius). Würde sein Werk noch vollständig vorhanden sein, dann würde es wohl als Hauptquelle über das alte Persien und Indien gelten, weil er 17 Jahre lang am Hofe zu Susa in hohem Ansehen gelebt hat und selber mit wichtigen Unterhandlungen beauftragt war.

Mit der Geschichte steht die **Geographie**, diese „Fackel der Geschichte", in genauer Verbindung. Auch sie stand zuerst auf mythischem Boden. Thales war der erste, der sie in den Kreis philosophischer Untersuchungen zog und sein Freund Anaximander entwarf die erste Erdkarte; auch von dem Logographen Hekatäus, der zugleich als der erste Geograph seiner Zeit galt, erwähnt man eine Landkarte. Herodot löſ'te sodann die Geographie vom mythischen Boden, worauf sie durch die, unter dem Namen Periplus (Umschiffung) zum geringsten Theil auf uns gekommenen Reiseberichte wesentliche Erweiterungen erhielt. Einen solchen Reisebericht gab der Karthager Hanno, der die libysche Küste, — der Karthager Himilko, der West- und Nordeuropa umschiffte, der Karer Skylax, der das Mittelmeer befuhr, der Massilier Pytheas, der auf seiner ersten Fahrt die Küsten von Westeuropa bis zu dem Thule der Alten (ohngefähr bis Island) umfuhr und auf seiner zweiten Fahrt bis in die Ostsee zur Mündung der Weichsel (der Bernsteinküste) kam.

5. Die Philosophie: Weiterbildung der ionischen und eleatischen Schule; Ausartung der Philosophie in Sophistik.

Die philosophische Naturbetrachtung, die von der ionischen Schule (IV. 8, 3.) ausgegangen und bebaut worden ist, hatte in dieser Periode, je nach ihren verschiedenen Richtungen, verschiedene Hauptvertreter. **Anaxagoras** aus Klazomenä (geboren um 500 v. Chr.), der Freund und Lehrer des Perikles (V. 4, 7.), der Begründer des philosophischen Deismus und Spiritualismus, nahm eine Urvernunft an, welche, obwohl von der Materie gesondert, doch in sie Leben, Bewegung und Ordnung gebracht habe und dabei Allwissenheit, Macht und Freiheit besitze. Die ursprünglich ungeordnete Materie hat aber nach ihm zusammengesetzte, unauflösliche Bestandtheile, durch deren Zusammensetzung und Trennung die Erscheinungen der Körperwelt verursacht werden. Die Betrachtung dieser Naturerscheinungen nun war der Gegenstand seiner eifrigsten Forschungen. Weil er aber auch die Erscheinungen des Himmels aus natürlichen Ursachen erklärte, wurde er als Feind der Religion verfolgt und sah sich genöthigt, Athen zu verlassen und in Lampsäkus, am asiatischen Ufer des Hellespont, seinen Aufenthalt zu nehmen, wo er 428 v. Chr. starb. Sein Schüler Archelaus von Milet betrachtete zuerst die Moral als einen eigenen Zweig der Philosophie, zu der er den Grund durch die Behauptung legte, Recht und Unrecht bestehe nicht von Natur, sondern vermöge des Gesetzes.

Eine andere Richtung der ionischen Schule bezeichnet **Heraklitus** (Herakleitos, geboren zu Ephesus um 500 v. Chr.) in so fern er dabei mehr der eleatischen Schule (IV. 8, 3.) sich zuneigte. Als die Eine, nothwendige Grundursache oder Lebensseele aller Dinge nimmt er das Feuer (den Lichtäther) an und läßt aus demselben alle übrigen Elemente und Dinge durch „Verdichtung" hervorgehen, durch Kampf und Gegenkampf bestehen und durch „Verdünnung" sich auflösen. Das, was er Feuer nennt, ist ihm zugleich die allgemeine Vernunft, wodurch

auch die menschliche Vernunfterkenntniß „geweckt, genährt und erhalten" werde. Deßungeachtet hebt seine den Alten schon dunkle Lehre allen Unterschied zwischen Gut und Bös auf.

Neben der ionischen Schule bildete sich die eleatische Schule (IV. 8, 3.) namentlich durch **Zeno**, den Erfinder der Dialectik oder Disputirmethode, weiter fort. Er läugnete die Wirklichkeit der Bewegung und behauptete, daß Nichts im Universum wirklich sei, und daß die nämlichen Dinge zu gleicher Zeit möglich und unmöglich seien.

Er ließ sich gegen den Tyrannen seiner Vaterstadt (Elēa) in eine Verschwörung ein, die entdeckt wurde, und als er seine Mitschuldigen anzugeben gezwungen wurde, nannte er alle Freunde des Tyrannen, biß sich die Zunge ab und spie sie ihm in's Gesicht. Er wurde nun in einem Mörser zerstoßen, gab aber gerade durch diese seine heldenmüthige Aufopferung seinen Mitbürgern den Muth, sich von der Herrschaft des Tyrannen zu befreien, den sie steinigten.

Mit seinem Schüler **Leucippus** (Leukippos), dem Urheber des atomistischen Systems, sank diese Schule (als neu-eleatische) auf die tiefste Stufe materialistischer Weltansicht, indem er die Dinge aus Atomen, d. i. kleinsten, unveränderlichen, runden Grundtheilchen entstehen läßt, die sich einander anziehen und abstoßen, so daß ihm selbst die menschliche Seele aus solchen (Feuer-) Atomen zusammengesetzt und die Welt zwar als vergänglich, aber nicht als das Werk eines verständigen Urhebers erscheint, statt dessen nur der leere Raum, die Bewegung und die Nothwendigkeit als Leben-erzeugend auftreten. Diese Lehre führte sein Schüler **Demokrĭtus** aus Abdēra (geb. um 460) noch in zahlreichen Schriften, die aber größtentheils verloren gegangen sind, als System näher aus. Da Demokrit den Gleichmuth oder die Gemüthsruhe als höchstes Gut betrachtete und im Belachen der menschlichen Thorheiten seine Lebensweisheit fand, so wird er, „der lachende Demokrit" genannt, und dem „weinenden Heraklit" entgegengesetzt, von dessen ernsteren Lebensansicht oben die Rede war. Jener Gemüthsruhe aber, scheint es, hatte er es zu danken, daß er sein Leben auf 104 Jahre brachte. Er starb 356 v. Chr.

Beide Schulen, die ionische und die eleatische, stellten sich als entgegengesetzte Einseitigkeiten dar, von denen jene (wie ein neuerer Philosoph treffend sich ausdrückt) das „wesentliche Leben", diese das „lebenlose Wesen" oder den todten Begriff zum Hauptinhalt der Philosophie machte. Beide stehen noch im Zwiespalt zwischen Natur und Geist, zwischen Welt- und Selbstbewußtsein.

Doch liegen allen diesen Denkversuchen die ernstesten Bestrebungen, die Wahrheit zu finden und durch dieselbe zur Beruhigung zu kommen, zum Grunde. Zwar fanden sie den unsichtbaren Grund der Sichtbarkeit nicht, aber ihr Suchen wurde doch von der Hoffnung geleitet, daß jener Lebensgrund nicht ein unnahbares Fernes sei, sondern sich von dem redlichen Forscher finden lassen werde. Sie untergruben zwar das mythische Lehrgebäude der bestehenden Volks- und Staatsreligion, waren aber doch nicht auf bewußte Weise gegen die sittliche Grundlage alles Lebens im Staate gerichtet, suchten vielmehr denselben auf ihre Weise zu stützen und das Leben zu bessern.

Dagegen trug zur Zerstörung der Grundlagen der Religion und der mit ihr zusammenhängenden Sittlichkeit des Volks in der geschilderten Periode die Ausartung der Philosophie in die **Sophistik** unmittelbar das Meiste bei. Während das gemeine Volk höchstens durch den mit dem Cultus verbundenen Sinnenkitzel noch am Herkömmlichen hielt und für seine Gewissenswunden in den abergläubischesten Gebräuchen Vergessenheit suchte, hoben sich die gebildeten Klassen der Gesellschaft (zum Theil wohl schon durch die Richtung, welche die Philosophie in der eleatischen Schule nahm, hauptsächlich aber durch den verderblichen Mißbrauch, welcher mit der von dem Eleatiker Zeno erfundenen Dialectik getrieben wurde), allmählig über die Anforderungen der positiven Religion hinweg und ergaben sich einem mit Aberglauben wunderlich gemischten Unglauben.

Mit dem Namen Sophisten bezeichnete man in der frühesten Zeit der griechischen Philosophie dasselbe, was man unter dem Namen Philosophen versteht, nämlich gelehrte Denker und Forscher im Gebiete des Wissens. Nach und nach gieng dieser Name auf diejenigen über, die als Lehrer der Beredtsamkeit und Staatsklugheit auftraten, ohne daß noch eine üble Bedeutung damit verbunden wurde. Als sie aber durch Läugnung einer allgemeingültigen Wahrheit und allgemeiner Gesetze des Denkens und Erkennens ein selbstsüchtiges Streben nach Scheinwissen an den Tag legten, mußte nothwendig ein höchst verderblicher Einfluß auf Staat, Sitte und Volksleben bemerkbar werden. Ihr Auftreten war nur in Athen und auf Sicilien möglich, wo sinnlicher und geistiger Luxus, unbeschränkte Demokratie und in deren Folge ein durchgängiges Trachten nach politischem Einfluß (mittels aller zur Beherrschung der Menschen abzielenden Mittel, zu denen vor allen die Beredtsamkeit gehörte) an der Tagesordnung war.

Unter den Sophisten dieser Gattung, die aus der Philosophie ein Gewerbe machten, waren allerdings auch Männer von Geist und Gelehrsamkeit, die der Nation das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Bildung fühlbar machten, (wie z. B. Protagŏras aus Abdēra, Georgias aus Leontini, Prodĭkus aus Keos, Hippias aus Elis); aber es fehlte ihnen der tiefere Sinn für Wahrheit, die sie der Eitelkeit und Ruhmgier opferten, während die andern Sophisten mit ihren Trugschlüssen und Überredungskünsten noch niedrigeren Leidenschaften, insbesondere der Geldgier nnd oft auch der boshaften Ränkesucht dienten und dadurch zu wahren Menschenverderbern wurden. Denn da es diesen Menschen bei ihren Bildungsbestrebungen nicht um die Wahrheit, sondern nur um den Schein derselben, nicht um die höhern Güter des Geistes, sondern nur um eitle Ehre, Geld- und Sinnenlust zu thun war, so suchten sie vorzüglich ihre Meisterschaft in der traurigen Kunst, mit der schönrednerischen Gewandtheit einer lügenhaften Dialectik über einen und denselben Gegenstand sowohl Für als Wider zu sprechen, also aus Weiß Schwarz, aus Schwarz Weiß zu machen, und durch Schmeichelei und Überredung die Gemüther der Zuhörer zu gewinnen und nach ihren schlimmen Zwecken zu lenken. Kein Wunder, daß sie, da sich alle

Gebildeten, besonders Solche, welche sich im Staate irgendwie Geltung verschaffen wollten, zu ihrem Unterrichte hinzudrängten, durch Wahrheitsverfälschung und Religionsverspottung das häusliche und öffentliche Leben im innersten Kerne vergifteten.

6. Sokrates.

Diesem grundverderblichen Zeitgeist entgegenzuarbeiten und sein Gift, wenn nicht zu zerstören, doch weniger schädlich zu machen, fühlte nur Ein Mann in diesem Volke den innern Beruf, und wenn er auch in dem übernommenen Kampfe äußerlich unterlag, so wirkte doch sein Wort und Thun zündend und befruchtend auf noch andere edle und selbst begabtere Geister, daß sie nachher weiter und tiefer gehend der Wahrheit nicht nur Bahn machten für folgende Geschlechter, sondern ihr bereits selbst auch auf die äußerste, für die sich selbst genügende Menschenkraft mögliche Gränze näher kamen. Dieser Mann war **Sokrates**, der Sohn des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänarete, geb. 469 v. Chr. Er war in seiner Jugend in allen freien Künsten, die einem athenischen Bürger geziemten, unterrichtet und alsdann von seinem Vater zur Bildhauerkunst angehalten worden, die er auch nach dessen Tode, obwohl ohne Neigung fortbetrieb, da das geringe Vermögen, das er ererbt hatte, durch die Nachlässigkeit eines Vormunds verloren gieng. Sein vorwiegender Hang zu den Wissenschaften aber verschaffte ihm die Bekanntschaft einiger vornehmen Athener, darunter des reichen Kriton, der es ihm möglich machte, sein Gewerbe aufzugeben und sich der Philosophie zu widmen, die damals an einem Anaxagoras, Prodikus u. a. ihre Vertreter hatte. Er studierte dabei auch Mathematik, Physik und Dialectik; besonders aber scheint er sich an die Moralphilosophie, welche des Anaxagoras Schüler Archelaus mit der Naturphilosophie verband, gehalten zu haben. Bildung für die Welt und das Leben gewährte ihm der Umgang mit den feinsten Geistern (darunter selbst mit Aspasia) im Hause des Perikles (s. K. 5, 1.).

Sein neuer Beruf hielt ihn aber nicht ab, dabei auch die übrigen Pflichten eines guten Bürgers zu leisten und selbst in den Zeiten der Noth in den Reihen der Krieger Leib und Leben für das Vaterland einzusetzen, wie er denn bei Delium, bei Potidäa, bei Amphipolis mitkämpfte, dabei jedes Ungemach in standhafter und würdiger Weise ertrug und selbst zweien seiner Schüler, dem Alcibiades (K. 7, 1.) und dem Xenophon, das Leben rettete. Auch war er einmal Mitglied des Rathes der Fünfhundert und widersetzte sich als solches unter allen allein mit eigner Lebensgefahr jenem ungerechten Ausspruche, welcher acht Feldherren dem unverdienten Tode preisgab (K. 7, 5.).

Mitten in dem Jagen der Menge nach Herrschaft und Genuß, wobei unter dem Schutze sogenannter Freiheit die einen auf der schwindligen Höhe des Hochmuths, die andern in der bodenlosen Tiefe niedriger Sinnlichkeit, besonders seit

dem Tode des Perikles, alles Maaß und alle Haltung verloren, hatte **Sokrates** im selbstverläugnenden Streben nach unvergänglichen Gütern eine Ruhe des Gemüthes und eine Besonnenheit der Haltung errungen, die ihn durch alle äußern Wechsel des Staats- und Familienlebens hindurch mit stets unveränderlichem Antlitz aus- und eingehen, und zuletzt dem wüthendsten Sturm der Verfolgung, den seine Gegner über ihn heraufführten, Trotz bieten ließ.

Er erkannte nämlich als das größte Übel seiner Zeit eben jene oben beschriebene Klasse ausgearteter Philosophen, die **Sophisten** (§. 5.), welche durch Verwirrung der Begriffe von Gut und Bös, von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster, dem Schlechten in allen Gebieten des Lebens Thür und Thor öffneten: und da dieses ihr Treiben seinen offenen Wahrheitssinn und sein sittliches Gefühl empörte, so wurde er der erklärte Gegner dieser Afterweisen. Denn ihm hatte sich bei seinem redlichen Forschen ein anderer Grund erschlossen, auf dem er das Gebäude seiner mehr **practischen**, als speculirenden Lehren der Weisheit aufbaute, ohne jedoch je etwas Schriftliches davon zu hinterlassen oder überhaupt es dabei auf ein System anzulegen.

Indem er alles Denken auf den richtigen Anfangspunkt zurückzuführen und zum klaren Bewußtsein dieser Richtigkeit zu erheben suchte, galt ihm **Selbsterkenntniß** als die wichtigste Aufgabe der Wahrheitsforschung. Er erkannte, daß nur eine **reine Seele** das **Reine** oder die Wahrheit erkennen könne; daß keine Tugend außer im Zusammenhange mit dem **höchsten Gute** oder **Gott** gedacht und geübt werden könne; daß, wenn es auch **nur an Einer Tugend fehle, alle übrigen nichts hälfen**. Eben so ward ihm klar, daß jede Wahrheit nur aus dem Zusammenhang mit jenem höchsten Gut erkannt werden könne; endlich, daß eine Weisheit ohne Sittlichkeit nicht bestehen könne, diese aber im Kampfe gegen die Sinnlichkeit sich bewähren, die Seele daher **in beständiger Richtung auf Gott** sich befinden müsse. Diese Wahrheiten suchte er überall im Begegnen mit Andern zu verbreiten, und weil er sah, daß an den meisten Erwachsenen nichts zu bessern war, so machte er es sich zum Hauptgeschäfte, Jünglinge, in deren Äußerem seine scharfe Menschenkenntniß schon einen edlern Geist und reineren Sinn erkannte, aufzusuchen und sie durch überraschende Anreden, die sie auf ihr Inneres oder überhaupt auf das Höhere aufmerksam machen sollten, für seinen Umgang zu gewinnen, ohne sich für diesen bezahlen zu lassen. Durch Unterredungen, mittels geschickter, an **Bekanntes anknüpfender** und zum **Unbekannten fortschreitender** Fragen wußte er ihnen seine Ideen und Überzeugungen so beizubringen, daß sie sie selbst gefunden zu haben schienen und sie daher um so fester behielten und um so eher befolgten, — eine Methode, die man nach ihm die **sokratische** genannt hat und von der uns seine vorzüglichsten Schüler **Xenophon** und **Plato** in ihren uns hinterlassenen Schriften viele Proben gegeben haben.

Diese seine Lehren fanden bei seinen Schülern auch um deßwillen um so leichtern Eingang, als er sie selber an sich und in seinem Leben auf das gewissenhafteste darzustellen suchte. Er lebte auf das Einfachste, ja fast ärmlich in Nahrung und Kleidung, so daß dieser Umstand, so wie sein häßliches Gesicht (mit der aufgestülpten Nase, den dicken Lippen, den buschigen Augenbrauen unter der hohen Stirne) seinen Gegnern viel zu spotten gab, wie er denn selbst darüber scherzte. Hunger, Kälte, Hitze und jedes andere Ungemach ertrug er mit Gleichmuth. Mit der äußersten Nüchternheit und Enthaltsamkeit verband er regelmäßige strenge Leibesübungen, um den Körper zum Dienst des Geistes desto geschickter zu machen. Daher schadete ihm angestrengtes Denken nicht, und stets

erfreute er sich einer so guten Gesundheit, daß er nicht nur von der Pest, die zu Anfang des peloponnesischen Krieges wüthete (K. 5, 3.) befreit, sondern auch bis in's Alter ohne Krankheit blieb. Eben so ertrug er Spott und Mißhandlung von Übelgesinnten mit der größten Geduld und übte diese auch bei seiner zweiten Gattin, der durch ihr Keifen berüchtigten Xanthippe, in der er übrigens eine brave Mutter und Hausfrau ehrte.

Seine Weisheitslehre erhob sich weniger in die Region des Unsichtbaren in der Natur und Geisteswelt, sondern war mehr practischer Art und läßt sich am besten als eine höhere moralische Glückseligkeitslehre und als gemeinverständlichen Deismus bezeichnen. In diesem von ihm gezogenen Wissens- und Glaubenskreise war er sich seines besondern Berufes bewußt; und wie er überhaupt annahm, daß der Mensch in einer erhöhten Nervenstimmung eigenthümliche Offenbarungen empfangen könne, so glaubte er sich von früher Jugend an von einer innern göttlichen Stimme geleitet, die er sein Dämonion nannte und die ihm stets angebe, nicht zwar was er thun, jedesmal aber, was er lassen solle.

Aber eben, daß er diese, den Lehren der Sophisten so entgegengesetzte Philosophie allenthalben in's Leben einzuführen, sie also zur Lebensweisheit zu machen suchte, und besonders, daß sie bei ihm selbst in's Leben eindrang und in seiner Umgebung das Schlechte vernichten und das Bessere neu zu gestalten unternahm, das brachte ihrem Urheber den Tod.

Die Sophisten, deren es in allen Ständen gab, wurden dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit ihr gottentfremdetes, lügenhaftes, hochmüthiges und habsüchtiges Wesen einerseits mit schonungslosem öffentlichen Tadel aufdeckte, anderseits durch seinen tugendhaften, uneigennützigen Wandel beschämte, zum größten Neid und Haß gegen ihn gereizt, — vollends als das delphische Orakel von einem der Freunde des Sokrates befragt, wer der Weiseste sei, ihn als solchen bezeichnete, — ein Ausspruch, der den Sokrates, da ihm jeder der in Athen sich weise Nennenden bei näherer Untersuchung allerdings sehr unweise vorkommen mußte, zu der ironischen Äußerung des Selbstgefühls veranlaßte, daß seine größere Weisheit nur darin bestehe, daß jene sogenannten Weisen sich dünkten, etwas zu wissen, er aber wenigstens das wisse, daß er nichts wisse.

Schon länger her hatten seine Feinde durch Verläumdungen, Schmähungen und öffentliche Verspottung die leichtfertige Volksmenge gegen ihn einzunehmen gesucht, und dazu schien früher schon ein Lustspiel des Aristophănes (betitelt die Wolken, s. K. 11, 3.) beigetragen zu haben, worin die Person und Lebensweise des Sokrates im Zerrbild vorkommt, weil seine philosophischen Ansichten jenem Dichter den Bestand des Volksglaubens zu untergraben schienen. Endlich wurden seine Feinde kecker, und ein schlechter Dichter, Namens Melētus (Melĭtus), unterstützt von einem gemeinen Demagogen, dem Gerber Anўtus und dem Schönredner Lykon, klagten ihn vor der Heliäa (IV. 7, 4.) wegen Verachtung der Götter durch Einführung neuer Gottheiten, wegen Verführung der

Jugend durch verderbliche Grundsätze und wegen Beleidigung des Staates durch Herabsetzung seiner Einrichtungen auf den Tod an.

Allerdings stand seine Ansicht von Gottes Wesen mit der herkömmlichen Vorstellung von einer Götterwelt, wie sie sich besonders durch die Fabeleien der Dichter gestaltet hatte, in starkem Widerspruch und war ganz geeignet, allmählig auf eine Änderung der bestehenden Religion zu führen. Das fühlte man wohl, und darum war der Angriff auf ihn im Grunde auch „eine Reaction des Volksgeistes". Allein da der Bürgereid nicht die Pflicht enthielt, „an gewisse bestimmte Götter zu glauben", sondern nur den herkömmlichen Gottesdienst „in Ehren zu halten", Sokrates aber sich den gottesdienstlichen Gebräuchen niemals entzog, sondern nur die darunter verborgenen und entstellten Wahrheiten hervorzuholen und gereinigt an's Licht zu stellen bemüht war: so konnte man ihm diesen Theil der Anklage nicht beweisen, so wenig als den zweiten, da man keine jungen Leute nennen konnte, die er verderbt habe, ein Alcibiades und ein Kritias aber in jeder andern Schule geblieben oder geworden wären, was sie waren, — wogegen sich unter seinen zahlreichen Schülern die edelsten Charactere befanden, wie der eines Plato, welcher sogar seine Vertheidigung hatte übernehmen wollen, aber von den Richtern damit zurückgewiesen worden war. Der dritte Theil der Anklage schien darin seinen Grund zu haben, daß Sokrates über die thörichte Art, alle obrigkeitlichen Ämter durch's Loos zu besetzen, sich öfters tadelnd ausgelassen hatte, und gerade die Zusammensetzung des vorsitzenden Gerichts gab ja einen schlagenden Beweis, daß er mit diesem Tadel Recht gehabt.

In seiner Vertheidigung verschmähte er es, durch Bitten und Wehklagen, wie Andere bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegten, die Richter zum Mitleid zu bewegen, sondern er legte nur ganz ruhig den Zweck seines Lebens und Strebens auseinander, von dem er, auch wenn man ihn freisprechen würde, nicht ablassen werde. Dabei gab er sich freilich solche Zeugnisse, welche die Gränze seiner Selbsterkenntniß aufzeigen, indem er sagte, er werde keinem Menschen den Ruhm lassen, besser gelebt zu haben, als er, so daß er sich selbst oft über seine Reinheit, Gerechtigkeit und Weisheit habe wundern müssen!

Obgleich nun seine ganze Vertheidigung auf viele Richter nicht ohne guten Eindruck geblieben war, so beleidigte doch die scharfe, verletzende Ironie, deren er sich dabei nicht enthalten konnte, viele dieser meist ganz ungebildeten Richter so empfindlich, daß sie, obwohl nur mit einer Mehrheit von drei Stimmen, das Schuldig über ihn aussprachen.

Da aber diese seine Verurtheilung noch keine criminelle war, so stand es ihm nach den Gesetzen frei, sich selbst eine Strafe zuzuerkennen und zwischen Verbannung und lebenslänglichem Gefängniß oder auch einer Geldbuße zu wählen, wozu ihm seine Freunde die Mittel gegeben haben würden. Allein Sokrates wies diese Auswege mit einem aus dem Stolze der Tugend fließenden schneidend verachtenden Tone zurück, der seine Richter nun so aufbrachte, daß sich 80 von denen, die ihm bei der ersten Abstimmung günstig gewesen waren, auf die Seite seiner Gegner schlugen und dadurch das Todesurtheil für ihn herbeiführten.

Ohne darüber betroffen zu sein, richtete er hierauf noch ein Abschiedswort einerseits an seine Feinde, denen er weissagte, daß nach seinem Tode eine viel schärfere Ruthe über sie kommen werde, als sie an ihm gehabt hätten, anderseits an seine Freunde, die er tröstete, daß einem guten Manne weder im Leben, noch

im Tode etwas Übels begegnen könne. Hierauf gieng er heiter und muthig hinweg in das Gefängniß, von weinenden Freunden begleitet, die er sanft zurechtwies.

Nur als er beim Hinweggehen seines Anklägers Melitus ansichtig wurde, so konnte er, ungeachtet er in seiner Rede versichert hatte, daß er gegen seine Kläger und Richter keinen Groll hege, nicht umhin, diesem einige Worte bittern Unwillens zuzurufen, wodurch er bewies, daß das edelste Heidenthum zwar den hohen Muth, den die Tugend giebt, aber nicht jene lautere Liebesdemuth kennt, die, neben dem höchsten Muth, nur bei dem christlichen Glauben sich findet.

Dem Herkommen gemäß hätte Sokrates gleich am andern Tage den Tod leiden müssen, wenn nicht gerade an diesem Tage das sogenannte heilige Schiff nach Delos (zum jährlichen Andenken an die Befreiung Athens von Kreta's Joch durch Theseus s. IV. 7, 1.) abgegangen wäre, vor dessen Zurückkunft, welche immer erst nach 30 Tagen erfolgte, keine Hinrichtung Statt finden durfte. So lange konnten daher seine Schüler noch den Umgang ihres theuern Lehrers, den sie täglich im Gefängniß besuchen durften, zur Befestigung in den von ihm empfangenen Lehren der Weisheit und Tugend genießen.

Am Morgen des letzten Tages legte ihm der treue Kriton einen Plan zur Flucht vor, wozu er und die übrigen Freunde ihm behülflich sein wollten; aber Sokrates wies ihn damit zurück und zeigte ihm in einem rührenden Gespräche, daß man auch unter einer ungerechten Obrigkeit die Staatsgesetze durch Gehorsam ehren müsse, wenn man in jenem Leben, wo es auch Gesetz und Richter gebe, nicht als Bundbrüchiger eine unfreundliche Aufnahme gewärtigen wolle.

Nachdem sich an diesem letzten Morgen auch seine übrigen Schüler eingefunden hatten, und er seine Frau, die mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm zum Abschied gekommen war, ihres Wehklagens müde, wieder hatte weggehen lassen, sprach er den ganzen Tag über viel über Tod und Unsterblichkeit. Den Gang dieser wichtigen Unterredung hat uns Plato unter dem Titel „Phädon" aufgezeichnet. Als die Sonne sich neigte, nahm er aus den Händen des Gefangenwärters den Schierlingsbecher und leerte ihn, ohne eine Miene zu verändern, in anhaltendem Zuge.

Jetzt brachen alle seine Freunde laut in Thränen aus, die sie bisher mit Mühe zurückgehalten hatten. Er aber verwies ihnen dieß und bat sie, sich in Ruhe zu fassen und ihn in jenes Leben lieber mit Glückwünschen gehen zu lassen. Als ihn nach einigem Auf- und Abgehen die Beine schwer wurden, legte er sich auf's Lager, wie ihm der Gefängnißdiener gerathen hatte. Allmählig wurden ihm die Glieder von unten auf unempfindlich, kalt und steif, und als ihm der Tod an die Brust kam, lüftete er sein Gewand und rief, man sollte für ihn dem Asklepios (dem Gotte der Gesundheit) einen Hahn opfern, — anzudeuten, daß er jetzt auf dem Puncte sei, von allem Übel zu genesen. Darauf hüllte er sich in seinen Mantel, und als Kriton fragte, ob er noch etwas zu sagen habe, erfolgte keine Antwort mehr. Nach einem kurzen Zucken waren seine Augen erstarrt und wurden ihm von Kriton zugedrückt.

So starb **Sokrates** und gab in seinem Sterben, wie zuvor im Leben, ein Beispiel sowohl von dem auch den Heiden kund gegebenen „Wissen vom Dasein Gottes" (Röm. 1, 19. 20.), als auch von der **Macht**, nicht minder aber auch von der **Gränze** des in das „natürliche Gewissen" niedergelegten **Sittengesetzes** (Röm. 2, 14. 15.).

Es wäre **ungerecht**, den Maaßstab **christlicher** Moral an Sokrates legen zu wollen, der — außerhalb des Lichtes, das ihm noch nicht scheinen konnte — jedenfalls der Tugendhafteste seines Volks, „ein göttlicher Prophet im Vorhofe des Heidenthums" (wie einer seiner neueren Beurtheiler ihn treffend nennt), „ein Märtyrer" der Wahrheit war, so weit sie von ihm erkannt wurde. Nur mögen die Sophisten der christlichen Zeit, welche **darum** „das Grab dieses Gerechten schmücken", um „aus heimlichem Haß" oder aus **bewußter** innerer Abneigung gegen die **evangelische Wahrheit**, ihn über seinen Standpunct hinauf- und den Aposteln, ja sogar Christus gleichstellen, zusehen, ob sie nicht, wenn sie in seiner Zeit gelebt hätten, **in der Gesellschaft des Anytus und Melitus erfunden worden wären!**

7. Die Schüler des Sokrates. Die megarische, cynische, cyrenäische Schule.

Während die Sophisten fortfuhren, dem verderbten Zeitgeiste zu dienen und sich durch ihre hohlen Redekünste im Staatswesen unentbehrlich zu machen, giengen aus der Schule des Sokrates Männer hervor, welche, so verschieden, ja entgegengesetzt sie in ihrem Character und in ihren Lehrsystemen waren, doch fast alle von einem ernsten Wahrheitssinn geleitet, theils für sich allein, theils als Stifter verschiedener Schulen, jenem allgemeinen Verderbniß entgegenzuarbeiten suchten, — wenn auch Einige darunter in Einseitigkeiten oder gar in Verkehrtheiten fielen, je nachdem sie die practische oder die theoretische Seite des Sokratismus einseitig ausbildeten, oder entweder ihres Meisters Dialectik oder sein ironisches Nichtwissen übertrieben.

Unter den Schülern des Sokrates, die keine Schule stifteten, aber durch Wort und Schrift im Geiste ihres Lehrers wirkten, ist vorzüglich **Xenophon** zu erwähnen, von dessen Verdienst als Geschichtschreiber schon oben (§. 4.) die Rede war. Als **Philosoph** faßte er nur mehr die practisch-moralische Seite der sokratischen Lehre auf, und machte lieber das Handgreiflich-Nützliche, das dem gemeinen Verstand Begreifliche zum Gegenstand seiner Betrachtungen. Von seinen verschiedenen philosophischen Schriften sind seine „Denkwürdigkeiten (Memorabilia) des Sokrates" die wichtigsten, weil er uns darin (ungleich dem Plato) von seinem Lehrer das getreueste und reinste Bild ohne idealistische Zuthat aufgestellt hat.

Diejenigen Schüler des Sokrates, welche Schulen stifteten, sind **Euklides**, **Antisthenes**, **Aristippus** und **Platon**.

Euklides (Eukleides) von Megara, der Stifter der **megarischen Schule**, war jener beharrliche Schüler des Sokrates, der ungeachtet des Verbots, durch welches die Athener jeden Megarer, der sich in Athen blicken lassen würde, mit dem Tode bedrohten, dennoch in Weiberkleidung gehüllt allnächtlich nach Athen gieng, um den Unterricht jenes seines Lehrers zu genießen, und dann am frühen Morgen

wieder nach Megara zurückkehrte. Er lehrte, daß es ein Gutes gäbe, das allein real und unveränderlich sei; doch huldigte er mit seiner sokratischen Dialectik dem Skepticismus (der Zweifelsucht) der eleatischen Schule so, daß er zu den Spitzfindigkeiten und der Streitsucht Veranlassung gab, durch welche seine Nachfolger die Dialectik in so schlimmen Ruf gebracht haben.

Antisthenes von Athen war der Stifter der cynischen (kynischen) Schule, die ihren Namen von dem, mit dem Heraklestempel verbundenen Gymnasium Kynosarges (zu deutsch: Weißhund) hatte, an welchem er lehrte und worin nur theils Ausländer, theils Halb-Athener ihre leibliche Bildung erhielten. Denn da er an der Besserung der, durch Luxus und Weichlichkeit verdorbenen höhern Stände verzweifelte, wendete er sich an den niedern, weniger erschlafften Theil des Volkes, und indem er hauptsächlich den Grundsatz des Sokrates, daß man sich aller unnöthigen Bedürfnisse enthalten müsse, hervorhob, stellte er das Zurückgehen auf den Naturstand als höchstes Ziel des Strebens auf. Er lehrte seine Schüler, sich vom Schimmer hoher und oberflächlicher Bildung und unwahrer Feinheit und Höflichkeit nicht täuschen zu lassen, sondern sich in der niedersten Lage ihre innere Freiheit zu bewahren. Sowohl seine eigene strenge Lebensweise, die aber, wie Sokrates selbst bemerkte, von Eitelkeit nicht frei war, so wie auch der bittere Spott, womit er sich über die obern Stände ausließ, veranlaßte seine Schüler, noch weiter zu gehen und die Lehre ihres Meisters nicht nur bis zur Verachtung aller äußern Güter, sondern auch bis zur Mißachtung aller höhern Bildung in Kunst und Wissenschaft, ja bis zur Hintansetzung alles geziemenden Anstandes zu übertreiben.

In letzterer Beziehung ist besonders sein Schüler **Diogĕnes** von Sinōpe (am Pontus, geb. 414) merkwürdig, der bei einer, der äußersten Enthaltsamkeit gewidmeten Lebensweise mit der größten Rücksichtslosigkeit allem, was Wissenschaft, Kunst, Industrie und Lebensbequemlichkeit zu Tage förderte, mit verachtendem Spotte entgegentrat, so daß ihn Plato einen närrisch gewordenen Sokrates nannte. Indeß muß man anerkennen, daß er lebte, was er lehrte, daß er ein ungemeines, wiewohl ebenfalls nicht von Eitelkeit freies „Heldenthum der Entbehrung" übte, und bei seinem Tadel immer nur auf das von ihm erkannte Wahre und Gute sah. Daher zwang er sogar seine ihn belachenden und verachtenden Gegner, von denen er wegen seiner, selbst oft den gewöhnlichsten Anstand verletzenden Lebensweise nur „der Hund" (mit Anspielung auf den Namen Cyniker) genannt wurde, eine gewisse Bewunderung ab. (S. VI. 4, 2.) Durch ihn, so wie durch den in Athen allgemein geachteten Cyniker Krates erhielt sich daher diese Schule noch in Ansehen; nachher artete sie in große sittliche Verkehrtheit aus.

Aristippus aus Kyrene (um 404), der Stifter der cyrenäischen Schule hielt sich im Gegentheil für berufen, der höhern Stände sich anzunehmen. Er glaubte nicht, ihnen ihre Lebensgenüsse verleiden zu dürfen, sondern dachte darauf, ihnen eine Lebenskunst beizubringen, bei der sie sich allen geistigen und sinnlichen Genüssen hingeben könnten, „ohne der Gesundheit oder Würde eines Mannes

von freier Bildung etwas zu vergeben". Er lehrte daher, daß die angenehmen Empfindungen das höchste Gut seien und daß es nur darauf ankomme, die geistigen und körperlichen Genüsse so zu verbinden, daß man nicht dabei der Leidenschaft unterliege. Da er selbst als ein äußerst fein gebildeter Mann diese zweideutige Lebenskunst in hohem Grade zu üben verstand und seine Ansicht mit dialectischer Gewandtheit vertheidigen konnte, so fand seine Philosophie, als eine „Kunst des Genießens", bei den reichen und vornehmen Klassen, besonders bei den reichen Kaufleuten (namentlich in Ägina und Cyrene, wo Aristipp eine Zeitlang lehrte), ferner an Fürstenhöfen (besonders zu Syrakus, wo er eine Zeitlang sich aufhielt), ja sogar bei geistreichen Hetären (z. B. einer Laïs in Korinth) leichten und willkommenen Eingang. Es ist begreiflich, daß er durch diese Art von Lebensweisheit, wenn auch unabsichtlich, einer der Sittlichkeit höchst gefährlichen Glückseligkeitslehre den größten Vorschub that. Wirklich kam bald nach seinem und seiner Tochter Areta Tode (denn diese hatte seinen Lehrstuhl eingenommen) die cyrenäische Schule in so üblen Ruf, daß man sich nicht gern öffentlich zu ihr bekannte. Dafür spukte aber ihr Geist, wie sich in der folgenden Periode zeigen wird, nur in anderem Gewand und unter anderem Namen fort.

Von dem Handelsstaat Cyrene auf der libyschen Nordküste, der schon in der frühesten Zeit eine ansehnliche Pflegestätte hellenischen Geistes und Lebens und in der Folge durch seinen Reichthum so bedeutend war, siehe VII. 8, 1. a. E., wo die Geschichte desselben kurz angegeben ist.

8. Die akademische Schule: Plato.

Der Einzige, welcher die Philosophie seines Lehrers Sokrates nicht nur vollkommen in sich aufnahm, sondern auch durch seinen universellen Geist aus ihren engern Schranken hinaus in das höhere Gebiet der Ideen leitete und eine „Versöhnung des Zwiespalts zwischen Natur und Geist, zwischen Welt- und Selbstbewußtsein", den die eleatische Schule stehen gelassen hatte, anbahnte, — war Plato, der Stifter der akademischen Schule. Seine Person, wie seine Philosophie verdient daher ebenfalls eine nähere Betrachtung.

Aristokles, genannt Plato (griechisch Platon, d. i. der Breite, wegen seiner erhabenen breiten Stirne), von Seite seines Vaters Ariston aus dem edlen Geschlechte des Kodrus stammend, von mütterlicher Seite mit Solon's Geschlechte verwandt, wurde 429 v. Chr. zu Athen geboren. Er hatte in seiner Jugend eine ausgezeichnete geistige und leibliche Ausbildung erhalten und sich besonders in der Dichtkunst geübt. Als er aber in seinem 20. Jahre mit Sokrates bekannt wurde, widmete er alle seine Zeit dem Studium der Philosophie. Acht Jahre lang genoß er den geistvollen Umgang dieses Weltweisen, und schon während dieser Zeit fieng er an, philosophische Schriften, meist in Form von Dialogen zu verfassen, in welchen er den Sokrates redend einführt und demselben auch seine ihm (dem Plato) selbst eigenthümlichen Ansichten in den Mund legt.

Als sich nach dem Tode des Sokrates die Schüler desselben vor der Verfolgung ihrer Feinde verbargen, hielt sich *Plato* anfangs im Hause des vorhin (§. 7.) genannten Euklides zu Megara auf, und unternahm alsdann, nachdem er auch die Schriften und Lehren der ältern Philosophen durchforscht hatte, Reisen in fremde Länder, um seine Kenntnisse zu vermehren. Zuerst gieng er nach *Cyrene*, wo er den Unterricht des Mathematikers Theodorus benützte; von da besuchte er das durch seine alte Weisheit berühmte *Ägypten*, gieng dann nach Unteritalien, wo er zu *Tarent* den Pythagoreer *Archytas*, der als Staatsmann und Mathematiker gleichgroß war, kennen lernte und vielen Grundsätzen der pythagoreischen Schule Einfluß auf seine Ansichten verstattete.

In Sicilien, wohin ihn ein Ausbruch des Ätna zog, machten seine Vorträge über Weisheit und Tugend auf den Neffen des syrakusischen Tyrannen Dionysius, den für die Wahrheit sehr empfänglichen *Dion*, einen so tiefen Eindruck, daß derselbe, in der Hoffnung durch Plato das Gemüth seines ausschweifenden, argwöhnischen Oheims zur Besserung zu bewegen, ihm Zutritt am Hofe jenes Tyrannen verschaffte. (S. V. 8, 2.) Als aber *Dionysius* in Plato's Schilderung vom Wesen der wahren Regententugenden das gerade Gegenbild von sich erkannte, trachtete der Tyrann dem Philosophen nach dem Leben, so daß selbst Dion dem Plato behülflich war, sich durch die Rückfahrt nach Griechenland der Gefahr zu entziehen.

Nach Athen zurückgekommen, hielt nun *Plato* in dem Gymnasium, welches man die *Akademie* nannte, öffentliche Vorträge, die jedoch ihrer ernsten, höhern Richtung wegen nur von einem kleinen auserlesenen Kreise von Zuhörern, unter denen auch der Redner Demosthenes war, besucht wurden. Dem trügerischen Streben der, auch das Heiligste nicht schonenden Sophisten suchte *Plato* zunächst durch das Bekenntniß entgegen zu treten, daß *ohne heilige bewundernde Ehrfurcht vor Gott*, als dem Gegenstande wahrer Philosophie, *keine Weisheit möglich sei*, und daß, wenn man nicht in der allgemeinen Schlechtigkeit untergehen wolle, man „sich in die Stille des wissenschaftlichen Lebens zurückziehen", seinen Blick unverwandt auf das Ewige richten, und durch Erforschung der Wahrheit die Besserung der Menschen herbeiführen müsse, — ein Ziel, das er nicht durch Überredung, sondern durch Übungen zu erreichen suchte.

Folgendes sind die Grundzüge der *platonischen Weltanschauung*:!

(Aus *C. Ackermann's* Untersuchungen in möglichster Kürze und Deutlichkeit ausgezogen für diejenigen, welche *zur Vergleichung des Platonismus mit dem Christenthum* einige Andeutungen als Anhalt wünschen, da man ja schon viel von dem „*Christlichen im Plato*" gesprochen hat, und Plato aus diesem Grunde auch *bei den Kirchenvätern* in hohem Ansehen stand):

Nach Plato ist das Denken ein *Fragen nach dem Sein und dem Seienden*, und kann nur durch die Erfahrung des unwandelbaren *Seins an sich* befriedigt werden. Der Trieb, durch das Denken zum Sein zu gelangen, um es in sich aufzunehmen, bürge dafür, daß beide, das Sein und das Seiende, nicht verschieden seien. Das „Hingelangen des denkenden Geistes zum Sein" wäre demnach nicht sowohl eine Vereinigung, als vielmehr eine „Wiedervereinigung". Diese könne aber nicht eine absolute, sondern nur eine stufenweise, in's Unendliche fortgehende sein. In diesem relativen (bezugsweisen) Ergreifen des Seins bestehe die *Erkennt-*

niß oder das Wissen, welches man in diesem Leben nie vollkommen besitzen könne: je mehr der Mensch zu wissen sich rühme, desto weiter sei er vom wahren Wissen entfernt.

Die Ursache, daß der forschende Geist nur stufenweise erkenne, liege in einem vom Sein verschiedenen Sein, dem Nichtsein, welches nichts anderes sei, als das den Wechsel der Gedanken und Gestalten hervorbringende oder bedingende Werden. Gäbe es nur ein unaufhaltsames Werden, so gäbe es keine Erkenntniß; gäbe es nur ein Sein, so gäbe es keinen Irrthum: Werden und Sein schließen sich nicht aus, heben sich auch nicht auf, sondern gehen nothwendig aus einem höhern Dritten hervor. Das Werden sei das Unbestimmte, das Sein des Seins das Bestimmte. Das Bestimmtseiende nennt er Ideen, im Gegensatz zu dem Unbestimmtseienden oder den erscheinenden Dingen. Diese, die Erscheinungen, verhalten sich zu den Ideen, wie der Schein zum Wesen oder wie das Nichtwahre zum Wahren. Nur das Seiende sei das Wahre; die Gleichsetzung des Nichtseienden mit dem Seienden gäbe den Irrthum. Die Ideen beständen aber nicht an und für sich, sondern in beständiger Beziehung zu den Erscheinungen.

Das diese beiden Gegensätze Verbindende sei das Lebendige, welches als höhere Einheit die Ursache alles Seins und Werdens sei, ohne von jenem oder diesem bedingt zu werden und ohne von der Natur des einen oder des andern zu sein. Diese lebendige, höhere Einheit alles Seins und Werdens sei Gott, der die allein aus sich und durch sich selbst bestehende, also wollende und zugleich wissende Ursache alles Seins und Werdens sei. Weiter hinauf könne sich das Denken nicht erheben: Gott in seiner reinsten Unmittelbarkeit könne vom Denken nicht erfaßt werden.

Wenn das Seiende das Wesen sei, so sei die Ursache des Seienden das Gute, worunter eben wieder Gott zu verstehen sei. Die Idee des Guten sei die höchste Idee des erkennbaren Seins, nicht aber von Gott selbst: denn dieser sei die Fülle des Wahren und Guten, und auf ihn müsse alles Denken gerichtet sein, wenn man des Wahren und Guten theilhaftig werden wolle.

Diese Richtung zum Urquell des Wahren und Guten werde aber bei dem Menschen von einer andern Zugkraft gehemmt, die ihn vom Göttlichen zu entfernen bestrebt sei und von der er erst befreit werden müsse, ehe er sich Gott wieder nähern könne. Dieser gewaltige Zug gehe vom Nichtseienden, d. i. vom Werdenden, also von der Erscheinungswelt aus, mit der das menschliche Leben, als selbst ein Werdendes, innig verbunden sei. So wie nämlich durch die Gleichstellung des Nichtseienden (Bedingten) mit dem Seienden (Unbedingten) der Irrthum entstehe, so entstehe durch die Überordnung des Nichtseienden über das Seiende — das Böse oder die Sünde. Der Irrthum werde durch den Schein des Wahren, das Böse durch den Schein des Guten so gefährlich.

„Vom Schein getäuscht und nach ihm strebend" gerathe die, zunächst von Seiten des Werdenden, also vom Sinnenfälligen, bewegte Seele des Menschen in einen unseligen Zustand, der, je mehr sich die Seele von dem Vielerlei der Gestalten und des Zuständewechsels auseinander ziehen und zerstreuen lasse, ein desto häßlicheres Bild der Zerrissenheit und Zerstreutheit gewähre, und sich sogar nach dem Tode noch verschlimmere, da alsdann die von der Sinnenwelt erfüllte und beschwerte Seele nur noch tiefer in das Nichtseiende, d. h. in das dem Wahren und Guten Entgegengesetzte versinke.

Um also von dieser furchtbaren Macht, die den Zug zu Gott hemme, loszukommen, bedürfe es einer Gegenmacht, welche die versunkene Seele erretten, sie zu ihrem wahren Sein erheben und ihr so zur angestammten Würde verhelfen könne, und dieses sei die Philosophie oder „die der reinen Liebe entsprechende Wissenschaft". Diese habe die Aufgabe, den Menschen zuerst zur Selbsterkenntniß zu bringen, und nur in dem Maaß, als ihr dieß gelinge, werde es ihr möglich sein, den Menschen zur Erkenntniß Gottes zu leiten. Bei dieser Anleitung habe die Wissenschaft („weit entfernt, dem Menschen die Begriffe der göttlichen Dinge anzulernen") nichts zu thun, als der erwachten Seele diejenige Richtung und Stellung zu geben, in der sie das Göttliche unverdunkelt und unverdeckt erkennen könne.

Zu jener Selbsterkenntniß aber komme der Mensch nur durch Scheidung des Seienden vom Nichtseienden, wodurch zuerst das Gefühl der Unruhe und des Zwiespaltes, folglich des Schmerzes, entstehe, den der Kampf des sich Losreißens von den bisher liebgewonnenen Bildern des Scheins und der Lüge verursache. Lange mühe sich die Seele ab, diesen Streit zu lösen, bis sie, ergriffen von der geistigen Macht des göttlichen Seins und angeleitet von der Wissenschaft, sich durch Meinung und Wahn hindurch zum wahrhaft Seienden gerungen habe. Dazu gehöre aber die reinste und höchste Thätigkeit des Geistes, die, von jenen Vorstellungen und Empfindungen angeregt, „im Sondern und Verbinden, im Ausscheiden und Einigen, im Bestimmen und Ordnen" der verworrenen Masse des Vielen und Unbestimmten bestehe. Die Denkverrichtungen, wodurch dieß geschehe, dürften daher nicht willkührlich sein, sondern müßten in strenger Folgerichtigkeit fort- und auf den richtigen Anfangspunct zurückgehen, an welchen sich dann Alles nach der Ordnung anreihe.

Die Kunst des richtigen Denkens lehre die Dialectik, die „der vollkommen und richtig ausgebildete Fragetrieb der Seele nach dem wahrhaft Seienden" sei. Sie enthebe aus der Masse der unbestimmten Vorstellungen die Begriffe, die zwischen den sinnlichen Formen und den übersinnlichen Ideen in der Mitte lägen, und lasse so die unklaren Gränzen zwischen dem Sein und dem Nichtsein oder dem Bestimmten und Unbestimmten erkennen. Zur wahren Dialectik gehöre daher nothwendig auch die Mathematik, weil die Verhältnisse der Ideen zu den Erscheinungen, der bewegenden Kräfte zu den Bewegungen, bestimmte seien, und diese Bestimmtheit in Zahl und Maaß bestehe.

Wahre Philosophie sei daher ohne Dialectik unmöglich, ja diese mit Philosophie Eins. Doch müsse die Dialectik zwei Abwege vermeiden, den Abweg des Überspringens, wenn sie nämlich die so nöthigen Mittelbegriffe übergehe und das Nichtseiende an das Seiende, und umgekehrt, rücke; und den Abweg des bloßen leeren und losen Spiels mit den in den Begriffen liegenden Gegensätzen, wodurch ein Schein der Weisheit, also Sophistik, entstehe. Ihre wahre Bestimmung sei vielmehr — „nicht das Denken sich unterzuordnen, sondern sich sammt dem Denken dem Wahren und Guten unterzuordnen", und die Seele aus dem nichtigen Reiche der sinnlichen Welt in das ewige Reich des Wahren und Guten zu heben.

Die Wissenschaft müsse also in der reinen, selbstsuchtlosen Liebe wurzeln, die allein das Göttliche zu erfassen geeignet sei; weßhalb denn auch die Dialectik von der Ethik oder Moral unzertrennlich sei, welche den Zweck habe, das innere und äußere Leben des Menschen wahrhaft vernünftig zu gestalten und die Macht des Bösen durch Entfernung des Irrthums mittels der Erkenntniß des Göttlichen zu brechen. Wahre Einsicht sei daher zugleich Tugend: denn „wie die Sonne die Ursache des Lebens und die Bedingung des Sehens sei, so sei auch das Gute, d. i. Gott, die Ursache des Seins und Erkennens; wie das Auge durch den Lichtstrahl nicht sehend gemacht würde, wenn es nicht selbst lichtartig wäre, so würde der Geist die Idee des Guten nicht denken können, wenn nicht sein Wesen in einer, dem Guten gleichartigen Beschaffenheit bestände."

Überhaupt spiegle sich im sittlichen Gebiet das ganze Leben der Natur, und eine echte Physik sei von der Dialectik eben so untrennbar, wie die Mathematik und die Moral. So werde die Seele mit den ewigen Ideen erfüllt, nach welchen und durch welche Gott die Welt gebildet habe. — Das richtige Verhältniß zwischen Stoff, Form und Geist, zwischen Bewegbarem, Bewegten und Bewegenden sei die Übereinstimmung; diese sei Schönheit, die reinste Darstellung des Schönen aber sei die Musik, als die „aus der Natur gleichsam hervorquellende Harmonie", welche dem menschlichen Geiste jenen „ewigen Einklang und Rhythmus kund geben wolle, der den Weltbau durchhalle und in welchem die Gestirne tönend sich bewegten".

Diese Weltharmonie stelle sich hinwiederum im Seelenleben dar als reine Sittlichkeit, und im Menschenleben als vollendeter Staat. Denn „Tugend sei die Übereinstimmung oder jene Schönheit des Thuns und des Lebens, welche durch die regelnde und alles rhythmisch bewegende Kraft des vernünftigen Geistes entstehe; und Staat sei die aus dem innern Leben des Individuums in's Volksleben herausgebildete harmonisch kräftige Verfassung der vernünf-

tigen Seele". Solche Staaten könnten freilich nur aufkommen, wenn die Könige Philosophen, oder die Philosophen Könige würden.

Da das Schöne die Verwirklichung des Wahren und Guten, Musik aber die reinste unter den schönen Künsten sei, so seien auch Musik und Philosophie innerlich Eins, da beide die harmonische Ausbildung des Menschen beabsichtigten. Je mehr sich demnach der Mensch der Philosophie in ihren verschiedenen Darstellungsweisen als Dialectik, Mathematik, Physik, Ethik, Musik, bemächtige, desto näher komme er der göttlichen Einheit des Seins und Wissens, desto gottähnlicher werde er.

Zum bessern Verständniß dieser Lehre ist zu bemerken, daß Plato die Worte Wissenschaft, Gutes, Idee anders faßt, als man sie im gewöhnlichen Leben zu nehmen pflegt. Wissenschaft oder eigentliche Vernunfteinsicht (die Plato höher als Verstandeserkenntniß stellt) ist ihm nichts Abstractes, kein bloßer Begriff, sondern eine lebendig-thätige Kraft; das Gute ist ihm kein menschlicher, sondern ein göttlicher Begriff, das ewig kräftige und ewig wirkende Sein der Gottheit; die Ideen sind bei ihm nicht eine gewisse Gattung von Gedanken, nicht Denkerzeugnisse, noch weniger an sich existirende (materielle) Wesen, sondern „Ursache und Bedingung des wissenschaftlichen Denkens und Erkennens", ein lebendiges Erfassen der Beziehung des Bewußtseins unserer Selbst zum lebendigen Mittelpunct alles Bewußtseins oder zu Gott. — Auch muß bei näherem Eingehen in die Gotteslehre (Theologie) der platonischen Philosophie (wozu hier der Ort nicht ist) anerkannt werden, daß nicht nur Plato's religiöse Ansicht von Gottes Dasein, Wesen, Namen, Eigenschaften und Werken dem Christenthum auffallend nahe steht, sondern auch, daß seine Moral in Betreff der Lehren vom Wesen und Werth der Seele, von der Natur und Wirkung der Sünde, von dem Zusammenhang zwischen Unglauben und Unsittlichkeit, von dem Adel und der Beschaffenheit der Tugend, und von der Fortdauer und Vergeltung nach dem Tode nicht selten auf eine überraschende Weise mit der christlichen Sittenlehre übereinstimmt.

Das kommt aber vorzüglich daher, daß er diese Überzeugungen, ohne zu behaupten, er habe sie alle rein aus sich selbst und seiner Vernunft geschöpft, vielmehr theils auf heilige Überlieferungen, auf Aussprüche alter gottbegeisterter Sänger (Seher) zurückführt, theils sie aus einem gewissen „Vorzustande der Seele" herleitet, worin diese, als sie noch bei Gott war, das Wahre und Ewige durch Anschauung erkannte, dessen sie sich nur wieder erinnere.

Bei allem dem aber hat die im Platonismus liegende Gottes- und Heilslehre mit dem Christenthum nur eine annähernde Ähnlichkeit und Verwandtschaft: er bezweckt wohl das Heil und das Leben, das er allerdings mehr, als irgend eine andere Weltweisheit, in die Erlösung von der Sünde und in die versöhnende Verbindung mit Gott setzt; aber er faßt die Sünde nur als Irrthum, die Erlösung ist bei ihm nur Erzeugniß der Speculation und wird von ihm nur erstrebt; während das Christenthum die Sünde als Schuld erkennt und die Erlösung des Christenthums aus dem Leben kommt, im Leben sich fortsetzt und wahrhaftiges Leben giebt. Eine solche Erlösung wird aber nicht von einer bloß den Weg zeigenden Lehre, wie ideell sie sei, sondern nur von einem Erlöser bewirkt, der mehr ist als eine noch so lebendige Idee, der vielmehr selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. „Bewirken" also das Heil und „schaffen" das Leben konnte der Platonismus nicht, da sein Licht — obgleich das hellste, welches heidnischer Weisheit jemals entstrahlte, — wohl auf die Wahrheit und das Leben ahnend und sehnend hinwies, aber nicht selber die Wahrheit und das Leben war, also auch nicht Heilskraft geben konnte.

Was von Plato's Gotteslehre hier gesagt ist, gilt auch von seiner Staatslehre. Seine Ansichten vom wahren und vollkommenen Staate, die er in seiner „Republik" niedergelegt hat, geben (wie jüngst an einem andern Ort mit Recht bemerkt worden ist) den Beweis, daß „die socialen Bestrebungen", deren unsere Zeit so voll ist, nicht ganz zu den neuen Erfindungen gehören, sondern daß schon die „Edelsten und Besten" im Alterthum „ein Herz für das Volk"

gehabt und ihm ein mensch- und gotteswürdiges Dasein zu bereiten gesucht und daß sie nur dieses wohlgemeinten Zieles darum verfehlt haben, weil ihnen der rechte Mittler und der rechte Weg noch unbekannt war, gleich wie es die Neuern, selbst bei aller Begeisterung eines guten Bewußtseins, so lange verfehlen werden, als sie eben diesen Mittler und Weg, obwohl er ihnen nicht mehr verborgen und ferne liegt, zu umgehen trachten, oder wenigstens nicht unbedingt annehmen.

Plato's Lehre vom Staat wurde von Manchem als ein idealer Traum, von einem Andern für eine scharfgefaßte Begriffsbestimmung des griechischen Staats gehalten. Dagegen ist mit Recht eingewendet worden, daß Plato dem in seiner Zeit schon so zerfallenen Gemeinwesen, „durch eine neue Organisation der Gesellschaft Rettung bringen" wollte, daß er aber „selber, bei so vielem Herrlichen, Ewigen und Ahnungsvollen seines Werkes, in den Gränzen der antiken Weltanschauung befangen blieb" und sich daher weder „zur Anerkenntniß der gleichen Würde aller Menschen bei der Verschiedenheit ihrer Anlagen und Wirkungskreise" (denn sein idealer Staat hat noch Sclaven), noch „zur Einsicht und Hervorhebung der individuellen Freiheit" erhob, — zwei Güter, die nur Christus der Menschheit in rechter Weise brachte, zu deren vollem Genuß diese aber, ungeachtet aller noch so edlen Bemühungen um die rechte Organisation des Daseins, so lange nicht gelangen wird, als sie die von Ihm gestellte Bedingung zur Erlangung einer vollkommenen Lebensgestaltung im Staate — nicht befolgt und das Eingehen durch den Tod der Selbstsucht in das Leben der sich selbstverläugnenden Liebe — also jene Neugeburt von Innen heraus und von Oben her von sich abweis't, ohne welche Niemand das wahre „vernunftgemäße" Reich der Freiheit und des Rechts je zu sehen bekommen wird.

Eben jene Ansicht Plato's vom vollkommenen Staate, die sich nur dadurch verwirklichen lasse, wenn die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige würden, war es vorzüglich, weßhalb ihn nicht nur zwei griechische Völkerschaften, nämlich die Arkäder (für ihre neue Bundesstadt Megalopolis s. K. 9, 3.) und die Cyrenäer, einluden, ihnen eine neue Verfassung zu geben, was er ihnen aber abschlug; sondern weßhalb auch der obgenannte für Plato begeisterte Dion nach dem Tode des ältern Dionysius (im Jahr 367 v. Chr. s. K. 8, 2.) seinen Stiefneffen und Schwager, den neuen Beherrscher von Syrakus, Dionysius den Jüngern, für den Philosophen so einnahm, daß eine förmliche Einladung an Plato ergieng, nach Syrakus zu kommen. Plato nahm sie an, weil er sich die Möglichkeit dachte, seinen philosophischen Grundsätzen bei dem jungen Fürsten und durch diesen im Staate practischen Eingang zu verschaffen.

Auf das ehrenvollste am Hofe zu Syrakus aufgenommen, hatte er anfangs die Freude zu bemerken, daß sich der junge Fürst, der nicht ohne edle Anlagen, aber in der Erziehung völlig vernachlässigt und durch absichtliche Verführung verdorben war, seinen Belehrungen mit Verlangen hingab und sein wildes Leben, wie auch seine üppige Hofeinrichtung nach den Gesetzen der Mäßigkeit und des Anstandes zu ordnen suchte. Bald aber wußten die Höflinge, die bei einer vernünftigen Lebensordnung ihre Rechnung nicht fanden, ihrem Herrn durch niedrige Ränke Argwohn gegen Dion beizubringen, als gehe derselbe darauf aus, durch dieses philosophische Treiben ihn von seinen Regentenpflichten abzuziehen und dann mit Hülfe der Karthager vom Thron zu stoßen. Plötzlich verbannte Dionysius den Dion von der Insel, und obwohl er aus Eitelkeit noch eine

kurze Zeit sich stellte, als wolle er aus Plato's wissenschaftlichem Umgange Bildung ziehen, so entließ er ihn doch auch bald.

Einige Jahre darauf lud er ihn wieder zu sich ein, nicht aus Verlangen nach Wahrheit, sondern wieder bloß aus Eitelkeit, weil er eine gelehrte Gesellschaft gestiftet hatte, in der er mit Plato's Hülfe als Philosoph und Dialectiker glänzen wollte. Plato folgte unter der Bedingung, daß Dionysius den Dion zurückberiefe, was zwar versprochen, aber nicht gehalten wurde. Die Aufnahme war wieder glänzend; aber da Dionysius von keiner Herzensbesserung wissen wollte, ward ihm des Philosophen Nähe unbequem, und während er nun sogar auch die Güter des verbannten Dion in Beschlag nahm, entließ er auch den Plato wieder und ergab sich nun ganz den Trieben seiner argwöhnischen Herrschsucht. Plato aber kehrte wieder nach Athen zurück, wo er in der Akademie noch lange lehrte, viele Schriften verfaßte und, nachdem er viele treffliche Schüler gebildet hatte, in dem hohen Alter von 82 Jahren (unvermählt, beim Hochzeitmahle eines Freundes) starb, 348 v. Chr.

9. Die peripatetische Schule: Aristoteles.

Der bei weitem größte unter Plato's Schülern war Aristoteles, der Stifter der peripatetischen Schule, der schärfste und klarste Kritiker, der je gelebt hat. Er war zu Stagīra in Macedonien 384 v. Chr. geboren, und da sein Vater Leibarzt des Königs Amyntas III war, so widmete er sich anfangs der Arzneikunde, gab aber nach seines Vaters Tode dieses Studium auf und genoß von seinem 17. Jahre an zwanzig Jahre lang den Unterricht Plato's, lebte hierauf eine Zeit lang in Kleinasien (wo er sich zu Atarne vermählte), und wurde dann in seinem 41. Jahre an den Hof Philipp's von Macedonien berufen, um dessen Sohn Alexander zu erziehen. Welchen Einfluß er auf dessen Geistes- und Thatenrichtung gewann, davon wird im Verlauf der macedonischen Geschichte (B. VI. 4, 1.) die Rede sein. Nachher, in seinem 50. Jahre, trat er als Lehrer in den Schattengängen des Lyceum's (Lykeion's) zu Athen auf, wo er Morgens seine Philosophie vertrauteren Schülern, auf- und abgehend mit ihnen (daher der Name Peripatetiker), in streng-wissenschaftlicher Form mittheilte, Nachmittags aber das Allgemeinfaßliche einer gemischten Zuhörerschaft in populärer Form vortrug. Nachdem er hier 13 Jahre lang gelehrt hatte, verließ er, weil er der Irreligiösität angeklagt wurde, Athen und begab sich nach Chalcis, wo er 322 v. Chr. starb.

Seinem Meister Plato an tiefgehendem Einfluß auf die Bildung der Menschen gleich kommend, wich er jedoch in der Richtung und Behandlung der Philosophie wesentlich von ihm ab. Auch ihm ist das Sein der Grund alles Wissens; die Wissenschaft aber ist ihm mit der Logik (der Kunst richtig zu denken) Eins, und weil das Sein nicht in's Endlose hinausgelegt werden könne, so sei auch die Wissenschaft etwas Begränztes: denn über die höchsten Begriffe hinaus, so wie unter die niedersten herunter könne nicht

erschloßen werden. Die höchsten und die niedersten Begriffe würden vom Verstand unmittelbar aufgefaßt und bedürften keine weitere Erklärung; nur die mittleren Begriffe seien der Gegenstand alles Erkennens, so wie alles Beweis- und Schlußverfahrens: folglich könne man einen sichern Anhaltspunct für die Forschung nur an der Erscheinungswelt und an dem durch die Natur und Erfahrung Dargebotenen haben.

Aristoteles gieng daher nicht wie Plato vom Allgemeinen aus zum Besondern herab, sondern erhob sich vom Besondern zum Allgemeinen, so daß man ihn den „umgekehrten Plato" genannt hat. Dieß erhellt aus folgenden Gegensätzen: Plato erfaßte das Ganze und Eine, Aristoteles gränzte das Einzelne scharf gegen einander ab. Jener erhebt sich über die Natur, dieser durchforscht sie bis in's Einzelnste; jener strebt nach dem Schauen, dieser nach dem Begreifen; jener setzt etwas Gewisses voraus, dieser will es bewiesen haben; jenem ist das Sein der Anfangs- und Ausgangspunct, diesem nur der Schluß- und Endpunct. Plato fragt nach dem Wesentlichen, Aristoteles nach dem Ursächlichen; jenem gilt Inhalt und Gegenstand, diesem Form und Methode mehr; jener begründete die Wissenschaft, als solche, und sieht in ihr die Einheit alles andern Wissens, dieser ordnet die verschiedenen Stoffe des Wissens und giebt die Forschungsgesetze für sie; jener schafft lebendig-Organisches, dieser zerlegt es in seine Bestandtheile. Dem Plato ist die Philosophie Mittel zum Zweck (nämlich zur Gesinnungsläuterung), dem Aristoteles ist sie Zweck an sich (daher keine Unsterblichkeitslehre bei ihm); bei jenem ist das Religiöse die Seele der Philosophie, diesem liegt die Theologie fern, seine Philosophie ist in dieser Beziehung bloß Kritik der Wahrheit. (Vergl. Ackermann a. a. O p. 115 ff.)

Daraus ist klar, daß von diesen beiden größten Philosophen der alten Welt jeder eine andere Aufgabe hatte, an deren Lösung er seine ganze Kraft und Eigenthümlichkeit setzte und worin er das Möglichste leistete, ohne daß jedoch das philosophische Wissen in dem einen oder in dem andern zur vollständigen allseitigen Entwicklung gekommen wäre: denn jede ist nur dadurch vortrefflich, daß „die eine nicht ist und nicht hat, was die andere ist und hat". Und so wie schon im Leben beide Philosophen einander nicht verstanden, so werden auch diese beiden einander entgegengesetzten Richtungen sich stets abgekehrt bleiben und ihre vollkommene Ausgleichung in einem dritten System nie finden. Es bleibt daher nichts übrig, als anzuerkennen, daß Plato und Aristoteles als die zwei höchsten, obgleich sich entgegengesetzten, nichts desto weniger aber „gleich nothwendigen" und „gleich werthvollen" geistigen Größen der alten (heidnischen) Welt dastehen, über welche „hinauszukommen" ihr zwar nicht vergönnt war, um welche sich aber alles Suchen nach Wahrheit auf dem Wege bloß menschlicher Forschung ewig bewegen wird. Von seinen Schriften wird in der nächsten Periode (VI. 9, 3.) die Rede sein, weil seine große Thätigkeit auf dem Gebiete des Wissens erst zu der Zeit endete, in der auch sein welterobernder Zögling Alexander seine Laufbahn schloß.

10. Die griechische Redekunst: die zehn großen attischen Redner, insbesondere Demosthenes.

Die bei den Griechen so vielseitig ausgebildete Staatskunst konnte nicht ohne die Kunst der Rede bestehen: Beredtsamkeit und Staatskunst waren daher

bei ihnen unzertrennlich. Da aber letztere erst seit den Perserkriegen sich entwickelte, so findet sich auch die Beredtsamkeit als Erzeugniß der Kunst nicht in der früheren Periode des griechischen Lebens, wo sie nur als reine Naturgabe auftritt, die jedoch, wie schon bei den homerischen Griechen, nur durch Volksfreiheit und Öffentlichkeit geweckt und genährt wurde. Solon und Pisistratus besaßen eine natürliche Beredtsamkeit, bei welcher der Stoff oder Sachgehalt noch die Form überwog.

Als nachher durch die Ausbildung und Erweiterung der Demokratie die Staatsverhältnisse verwickelter wurden, bedurfte der Staatsmann, um die Menge nach seinen Ansichten zu lenken, einer künstlicheren Redeweise, wie sie schon bei Themistokles, vorzüglich aber bei Perikles vorkam, wenngleich ihnen noch der Sachgehalt des Vortrags mehr galt, als die Form. Doch nahm schon Perikles, als der größte Redner seiner Zeit (K. 4, 7.), die Philosophie und Dialectik zu Hülfe. Noch aber findet sich bei ihm nicht einmal der Brauch, die Reden aufzuschreiben; und selbst seine gewaltigsten Reden waren noch von allem Schmuck und Prunk entfernt. Auch der berühmte Redner Andocides (geb. 468, gest. 400 v. Chr.) besaß noch eine einfache, natürliche und schmucklose Beredtsamkeit, übte noch keine bewußte Kunst der Rede.

Die eigentliche Redekunst weiß die Angabe des Thatbestandes, die Gründe und Gegengründe, kurz alle Momente, worauf es bei der Widerlegung des Gegners und bei Erfassung und Überzeugung der Zuhörer ankommt, an der rechten Stelle anzubringen und alle Theile seines Vortrags zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden und zwar mittels einer Ausdrucksweise, welche sich über die Umgangssprache erhebt, im Ton steigt und sinkt und so durch ihren Rhythmus in's Ohr fällt, endlich durch die „Plastik des Periodenbaus eine übersichtliche Anschaulichkeit“ gewährt.

Zu dieser Kunst der Rede kamen die geistig beweglichen Athener erst dadurch, daß sie sich eine Zeit lang in die entgegengesetzte Richtung der Beredtsamkeit warfen, die zunächst allerdings ein Abweg war, indem auf ihm die Form zum Zweck, der Stoff oder Sachgehalt zum Mittel gemacht wurde; war aber in der Folge diese Richtung ebenfalls als eine Einseitigkeit erkannt, so war es dem Geiste des Atheners aufbehalten, die in der Mitte liegende Wahrheit zu finden und so zur echten Redekunst zu gelangen.

Der Erste, welcher künstliche Übungen in der gerichtlichen und politischen Beredtsamkeit anstellte und darin Unterricht ertheilte, ja sogar Redeaufsätze (an Beklagte zu ihrer gerichtlichen Vertheidigung) verkaufte, war Antiphon, einer jener Oligarchen in Athen zur Zeit des Alcibiades (K. 7, 4.). Es sind noch 15 „Reden in peinlichen Fällen“ von ihm übrig. Sein Zeitgenosse Empedokles wandte sodann die Philosophie, insbesondere die Dialectik, auf die Beredtsamkeit an, und gab dadurch den Hauptantrieb zur Weiterbildung der künstlichen Rede. Es traten nun in Sicilien die ersten eigentlichen Lehrer der Rhetorik und Dialectik auf, und besonders bemächtigten sich die Sophisten (s. §. 5.) dieses Mittels, um durch die kunstreiche Form ihrer

Reden ihr Prinzip einer gesetz- und schrankenlosen Willkühr zur vollen Geltung zu bringen. Schon zu des Perikles Zeit erwarb sich der Sophist Protagoras aus Abdera und bald darauf der Sophist Gorgias aus Leontini, welche beide in Athen auftraten, durch die schöne Form ihrer Vorträge die größte Bewunderung, welche zur Nacheiferung reizte. Zu diesen Schönrednern gehörten auch Hippias, Prodicus, Thrasimachus u. a., die sich zugleich durch ihren Unterricht in der Dialectik und Redekunst große Reichthümer erwarben, was man aus dem Umstande abnehmen kann, daß sich z. B. Protagoras von einem seiner Schüler für seine spitzfindigen Wortkünste 5000 Gulden nach unserem Gelde bezahlen ließ.

Ein Theil dieser Sophisten, wie z. B. Gorgias, richtete in solchen Reden die Hauptbemühung auf die ἐυέπεια oder Schönheit der Darstellung; der andere Theil, wie z. B. Protagoras und Prodicus, auf die ὀρθοέπεια oder auf die Correctheit der Sprache, und durch beides wurde die Beredtsamkeit zur Kunst erhoben. Dieß Verdienst darf allerdings diesen Sophisten nicht abgesprochen werden, wenn auch der Inhalt ihrer Vorträge oft einen sittenverderblichen Einfluß hatte. Wenn dann vollends Andere, wie ein Agathon, Polus, Alcidamas, die schöne Form durch einen nichtigen und unwahren Inhalt zur gleißenden Lüge machten, so war es natürlich, daß die Redekunst zum bloßen Virtuosenthum herabsank, das, nur für den Augenblick berechnet und an die ausübende Person gebunden, keine erhebende, vielmehr eine tief entsittlichende Wirkung hervorbrachte.

Nach Sokrates, der auch dieser falschen Kunst mit seinem klaren und gesunden Verstande entgegentrat, kam sodann eine andere Art rhetorisch-sophistischer Lehre auf und gieng durch den Dichter Euripides, der die Gabe öffentlicher Redekunst nicht hatte, aber desto mehr Rhetorik in seinen Tragödieen verwendete, die sophistische Redekunst in alle Verhältnisse des griechischen Lebens über, so daß man sich von da an keine schöne Rede mehr ohne überraschende Gegensätze, Witzspiele, falschen Pathos und moralisch-philosophisch-speculative Einmischungen denken konnte.

Während Theodor von Byzanz diese neue Redekunst in ein System brachte, ohne jedoch selbst öffentlich als Redner aufzutreten, machte Lysias (459—379) den Übergang in ein neues Stadium dieser Kunst. Er hatte sich in Unteritalien, dem damaligen Sitze aller rhetorischen Künste, zum eigentlichen Redner gebildet und aus Sokrates Unterricht die practische Philosophie auf seine Kunst anwenden lernen. Er zeichnete sich in seinen Reden, deren er mehrere hundert verfaßte und von denen wir noch 44 besitzen, durch kurzen, gedrängten, reinen Stil, so wie durch attische Feinheit und Eleganz ohne Überladung des Schmucks aus. Durch seinen „Epitaphius" (eine Rede zu Ehren der im Kriege Gefallenen) schuf er eine Redegattung, die sogenannten Panegyriken oder Prunkreden, die ohne bestimmten practischen Zweck nur sich selbst zum Zweck hatten.

Die angedeutete neue künstliche Stufe der Redekunst hat ihren eigentlichen Repräsentanten in Isokrates aus Athen (436—388 v. Chr.), der durch Vollendung des Periodenbau's, insbesondere durch den Wohllaut der Rede, in Verbindung mit der aus der Schauspielkunst entlehnten Mimik, die

Regeln der Beredtsamkeit vervollkommnete und so zum „Muster und Gegenstand der Bewunderung des ganzen Alterthums" wurde, obwohl der innere Gehalt seiner (21) Reden, selbst der seines Panegyrikus (einer Ermahnungsrede zur Eintracht und zum Kriege gegen die Perser), ungeachtet ihrer stilistischen Meisterschaft, aus Mangel an Wärme und Kraft das Gemüth meist kalt läßt. Da er in einer Zeit, wo man in der Politik weniger durch die Waffen, als durch diplomatische Unterhandlungen zum Ziele strebte, seine Schule errichtete, so drängte sich alles zu ihm, und aus seiner Schule giengen viele Staatsmänner und Schriftsteller hervor, die in beständiger Verbindung mit ihm blieben, wie denn auch auswärtige Fürsten und Staatsmänner sich von ihm Raths erholten. Doch achteten die meisten seiner Schüler nur auf die zierliche rhetorische Form, in der sie ihren Meister lang nicht erreichten, während es ihnen noch dazu um Wahrheit keineswegs zu thun war. Übrigens drang Isokrates, obwohl er die panegyrische Redegattung vorzüglich ausbildete, doch besonders auch auf Verbindung der Rhetorik mit dem Leben, d. h. mit der Staatswissenschaft, so daß er und die Redner nach ihm anfiengen, theils für hohe Staatsbeamte Berichte und andere Staatsschriften zu verfassen, theils in Staatsangelegenheiten öffentliche Reden zu halten.

Isokrates starb im 98. Jahre seines Lebens den freiwilligen Hungertod, weil er den Verlust der Freiheit seines Vaterlandes durch die Schlacht bei Chäronea (VI. 3. 2.) nicht überleben wollte.

In dieser Richtung hat besonders Isäus (350 v. Chr.), ein Schüler der beiden Vorigen, das Verdienst, die Beredtsamkeit aus der Schulhalle heraus in die Arena der Öffentlichkeit geführt zu haben, wobei er Kraft und Würde mit Feinheit und Eleganz des Ausdrucks, kunstvolle Anordnung mit einem Anflug von „dramatischer Bewegung" verband. — Sein würdiger, gleichfalls aus der Schule des Isokrates hervorgegangener Zeitgenosse ist der auch als Staatsmann ausgezeichnete Redner Lykurgus (408—338 v. Chr.), welcher, an Redlichkeit und Würde einem Aristides gleich, durch die Strenge seiner sittlichen Kraft und durch die Macht seiner, alle demagogischen Hülfsmittel verschmähenden Rede „der Schrecken aller öffentlichen Verbrecher und namentlich aller treulosen Verwalter des Staatsvermögens" wurde. Die vier letzten unter den zehn berühmtesten Rednern Athens sind Demosthenes, seine Zeitgenossen Äschines, Hyperides und der nach ihnen auftretende Dinarch, mit welchem eigentlich schon die Redekunst wieder sank.

Den Gipfel der öffentlichen Redekunst erreichte unter diesen, wie unter allen Rednern des Alterthums überhaupt Demosthĕnes, geboren zu Päanion in Attika 385 (nach Andern 382—381) v. Chr., der, obwohl er ein unmittelbarer Schüler des Plato, des Isokrates und Isäus war und außerdem noch die geschriebenen Reden vieler andern Redner studierte, dennoch der Nachahmer von Keinem, sondern durch angeborenes Genie der Schöpfer einer nur ihm eigenthümlichen, vollkommenen Staatsredekunst wurde.

Er war der Sohn eines reichen und rechtschaffenen Mannes gleiches Namens, der zwei Fabriken (eine Schwerterfabrik und eine Betten- oder Lagerfabrik) besaß. Da er frühe seinen Vater und durch treulose Vormünder sein Vermögen verlor, so widmete er sich, um dieselben einst zur Rechenschaft ziehen zu können, der Redekunst, in der er sich unter Isäus' Leitung übte. Im 17. Jahre zog er jene Vormünder vor Gericht und gewann durch fünf Reden den Prozeß, so daß er es nun wagte, vor dem versammelten Volk als Redner aufzutreten. Er hatte aber anfangs mit großen Hindernissen, die ihm die Natur in den Weg legte, zu kämpfen; dennoch überwand er sie alle mit der größten Standhaftigkeit und Ausdauer.

So soll er dem Fehler seiner Zunge, die das R nicht aussprechen konnte, dadurch, daß er Steinchen in den Mund nahm und deutlich zu reden sich bemühte, abgeholfen —, seine anfangs schwache Stimme und Brust dadurch gestärkt haben, daß er laut redend bergan gieng oder am Strande das Meeresbrausen zu überschreien sich anstrengte. — Ein gewisses Mißverhältniß zwischen physischer und geistiger Kraft blieb ihm aber sein Leben hindurch, wie auch die Inschrift beklagt, die nach seinem Tode auf seine Bildsäule gesetzt wurde.

Als seine ersten Reden wegen Mangels an richtiger Action den beabsichtigten Eindruck nicht machten, ließ er sich von dem berühmten Schauspieler Andronikus im Gebärdenspiel und in der Körperbewegung unterrichten: denn in Athen sah man auf den Anstand der Gebärde so sehr, daß man sogar einmal den Schauspieler Aristodemus als Gesandten an den macedonischen Hof schickte, weil er an Gestalt, Würde und Anstand dem Könige Philipp nicht nachstand.

Um den Vorübungen seiner Kunst desto ungestörter obliegen zu können, soll Demosthenes eine Zeit lang ein unterirdisches Zimmer bewohnt und, um sich dabei die Möglichkeit des Ausgehens zu benehmen, die eine Seite des Kopfes kahl haben scheeren lassen. Demosthenes hatte den Isäus zum Lehrer und zog auch aus der Unterhaltung mit Plato, Isokrates u. a. vielen Vortheil. Mit angestrengtester Aufmerksamkeit studirte er auch den Thucydides, den er auswendig gelernt haben soll, so daß er dessen Geschichtswerk aus dem Gedächtnisse niederschreiben konnte, als die Handschrift durch einen Unfall vernichtet worden war.

Zu diesen innern und äußern Vorbereitungen, denen sich Demosthenes unterzog, kam sodann der gewaltige Drang der Ereignisse, durch welchen er, der selbst dabei eine so wichtige Rolle spielte, veranlaßt wurde, seine Kunst zu vollenden, in welcher sich eine Fülle von Kenntnissen in Geschichte, Politik und Philosophie, dazu Witz und Scharfsinn, Feinheit des Geschmacks (wiewohl er es auch an Derbheit nicht fehlen läßt), Menschenkenntniß und kluge Berechnung auf die zu bearbeitenden Gemüther, Wahrheitssinn und Begeisterung, Kraft und Reichthum an Wendungen, die Gabe lebendiger Dramatisirung — kurz, alle innern und äußern Eigenschaften vereinigten, um sie zu der von allen Zeitaltern bewunderten Größe zu erheben, die sich in den 61 Reden abspiegelt, die wir von ihm noch besitzen.

Man kann mit Scheibe (in s. vergleichenden Charakteristik der griechischen und römischen Beredtsamkeit) sagen, daß in Demosthenes alle ausgezeichneten Eigenschaften der bisherigen Rednergrößen vereinigt gewesen: „Er besaß die natürliche Kraft und das Pathos des Perikles, — die Reinheit des Ausdrucks und die Abrundung des Periodenbau's, welche zu den charakteristischen Vorzügen des Isokrates gehören, die Anmuth und ungeschminkte Einfachheit, besonders

in der Erzählung des Thatbestandes, die an Lysias zu rühmen ist; er eignete sich von seinem Lehrer Isäus die über Lysias hinausgehende künstlerische Gestaltung und Anordnung der Gedanken, sowie die größere Mannichfaltigkeit und Energie des Ausdrucks an; er verstand es, wie die Sophisten, den Inhalt mit demjenigen Tone zu begleiten, welcher jenem die Einförmigkeit benimmt und die Seelenstimmung bei den Hörern hervorlockt, welche Willen und Herzen für Vorschläge, Meinungen und Entschließungen um so leichter öffnet." Und somit brachte er die Kunst der Beredtsamkeit zum Abschluß.

Zwar machte ihm der gleichzeitig in Athen auftretende Staatsredner Äschines (393—318 v. Chr.) den Rang streitig. Dieser war sechs Jahre älter als Demosthenes und mußte als Sohn eines armen Lehrers in seinen Jungmannsjahren durch Schreiber- und Vorleserdienste sich ernähren, bis er öffentlicher Schreiber in der Volksversammlung wurde, in welcher Stellung er sich eine vertraute Bekanntschaft mit den Verwaltungs- und politischen Angelegenheiten der Stadt erwarb, dabei auch als Redner auftrat und so nach und nach eine Stufe der Beredtsamkeit nach der andern erstieg. Auch er war, nur in einer andern Weise, groß in seiner Kunst, besonders in der Schilderung der Charactere und Sitten, worin er sogar den Demostehenes übertraf. Auch stand ihm Reichthum und Klarheit der Gedanken, so wie eine große Leichtigkeit in der Darstellung zu Gebote. Da aber seiner Gesinnung sowohl, als der Sache, die er vertrat, das hohe vaterländische Interesse abgieng, und bloße Staatsklugheit es nicht ersetzte, so mußte er seinem Gegner Demosthenes den Kranz lassen. Übrigens läßt sich nicht nachweisen, daß er von macedonischem Gelde bestochen worden sei: näher liegt die Vermuthung, daß er, von der Hohlheit und Morschheit der athenischen und überhaupt der griechischen Zustände damaliger Zeit überzeugt, eine Wiedergeburt Griechenlands durch macedonische Kraft im gemeinsamen Kampf gegen Persien gehofft habe — eine Hoffnung, die auch der edle Isokrates eine Zeit lang gehegt hatte.

Die weitere Geschichtsentwicklung wird indeß darthun, mit welchem Rechte der Kranz dem hochsinnigen Demosthenes gebührt, wenn es ihm auch nicht gelang, das macedonische Element ferne zu halten, das von einem höhern Ordner der Dinge bestimmt war, von nun an in den Kreis des griechischen Volkslebens zu treten, um die im Kampfe enger, kleinstädtischer Interessen sich aufreibende hellenische Kraft heraus auf einen größern Schauplatz zu führen, wo sie zu weitergehenden Zwecken für die Menschheit dienen sollte.

Sechstes Buch.

Das macedonisch-griechische Weltreich.

1. Kapitel. Früheste Geschichte Macedoniens.

1. Von Perdikkas I bis Perdikkas II.

Macedonien — dessen beide größte Könige von der Vorsehung die Aufgabe hatten, den in die engen Schranken eines eigensüchtigen Gemeindelebens gebannten Geist Griechenlands in ein höheres politisches Lebenselement hinüberzuleiten und die vereinzelt gegeneinander gerichteten Kräfte zu gemeinsamen Bestrebungen gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen, — war in seinem Ursprung eine kleine Landschaft, welche unter dem Namen Emathia sich vom Berg Olympus an bis zum Ausfluß des Lydias (des westlichen Arms vom Axius) erstreckte und nur an einer schmalen Stelle den thermaischen Meerbusen (jetzt Meerbusen von Salonichi) berührte.

Mit der Ausbreitung der Herrschaft der macedonischen Könige über die benachbarten Völkerstämme breitete sich auch der Name Macedonien weiter aus, bis er zuletzt, noch in der griechischen Zeit, im Norden an dem skardischen Gebirg, im Westen am See Lychnitis, im Osten am Flusse Nestus, im Süden an dem Olympusgebirg und dem ägäischen Meere mit dem Meerbusen der chalcidischen Halbinsel seine Gränze fand. Es theilte sich in Ober- und Nieder-Macedonien. Das letztere, der Sitz der eigentlichen Macedonier, war großentheils eine fruchtbare Ebene und bot den Grund zum macedonischen Staate. Aus den Gebirgsthälern Obermacedoniens, den Sitzen der Lynkestier, Orestier und Elimioten, strömten stets die wilden Bergvölker nach Nieder-Macedonien, bis ihnen zuletzt die kräftigen Macedonier einen Damm entgegensetzten und sie unterwarfen.

Innerhalb dieser Gränzen strömten die Flüsse Strymon und Nestus in den strymonischen Meerbusen (jetzt Busen von Contessa), die Flüsse Axius (jetzt Wardar) und Haliakmon in den obgenannten thermaischen Meerbusen. Unter den Städten waren Ägä, (am Lydias) die alte Königsburg der Argeaden, des Königsgeschlechts, das von hier aus die benachbarten Gebiete unterwarf; Pella als nachmaliger Königssitz am Lydias-See, noch jetzt durch ihre Ruinen kenntlich; Therma (nachher Thessalonike, jetzt Salonichi genannt) am thermaischen Meerbusen, Amphipolis am Strymon, Potidäa auf dem Isthmus von Pallene, Philippi und Olynthus die vorzüglichsten.

Das Volk, das man mit dem Namen Macedonier benennt, war ein Völkergemenge verschiedener Abstammung, jedoch mit einem griechischen Stock oder Kern, welcher eben jene Landschaft Emathia sich zur Heimath gemacht und an seiner Spitze Könige hatte, die sich heraklidischer Abkunft rühmten und ihr Geschlecht von des Herakles Ur-Urenkel Temĕnus aus dem persischen Argos (daher auch ihre Benennung Argeaden) herleiteten, von welchen ein Abkömmling, Namens Karānus, zuerst die Stadt Edessa in Emathia eroberte und sie Ägä nannte. Ein anderer Temenide, Perdikkas I, (zwischen 700—652) machte sich nachher mit seinen Brüdern zum Herrn von ganz Emathien und wurde so der eigentliche Gründer der macedonischen Dynastie. Seine Nachkommen vergrößerten allmählig dieses ihr Gebiet durch Bekämpfung der benachbarten kleinern Völkerschaften, zunächst südlich gegen das Küstenland hin, von der thessalischen Gränze an bis über den Axius hinaus, und nördlich in das illyrische und thrazische Gebiet hinein, wo sie eine Anzahl kleiner barbarischer Könige anfangs tributbar machten, dann allmählig deren Länder dem macedonischen Reiche einverleibten.

Philipp I., des Perdikkas Enkel (621—588), fiel im Kampfe gegen die Illyrier und hinterließ einen Sohn Aĕropus, der noch Säugling war. Schon schienen die Macedonier den Illyriern unterliegen zu müssen, da stellten sie den jungen König in seiner Wiege hinter die Schlachtlinie und siegten. — Die im macedonischen Norden wohnenden Päonier waren (nach Abel), ohne es zu wissen, die äußersten Hüter hellenischer Bildung und Beschützer der noch jungen macedonischen Macht. „An ihnen brach sich der ungestüme Andrang der Thraker, und sie hielten die illyrischen Stämme ab, welche von jeher in den Süden herabdrückten. Kriegerisch genug, um diesen Völkern widerstehen zu können, zeigten sie doch dadurch ihre phrygische Natur (sie waren nämlich schon frühe mit andern kleinasiatischen Völkern eingewandert), daß sie nie auf die nahen Macedonier einen Angriff machten, sondern immer friedliche Nachbarn blieben und so eine Schutzmauer gegen die Stürme des Nordens bildeten."

Umgeben von so vielen rohen Völkerschaften unterschieden sich die eigentlichen Macedonier von denselben durch eine etwas höhere, aus griechischer Wurzel entkeimte Bildung, wiewohl diese so wenig, als die heraklidische Abkunft ihrer Könige hinreichte, die Macedonier in den Augen der Griechen zu mehr als zu Halbbarbaren zu machen. Um so mehr fühlten sich die macedonischen Könige bewogen, ihren Stammverband mit Griechenland zu erhalten und von dorther die Früchte hellenischer Cultur für ihr Land so viel als möglich zu benützen. Frühe schon nahmen sie an den olympischen Spielen Theil, unterhielten mit Athen Gastfreundschaft und empfiengen durch die griechischen Pflanzstädte, die schon frühe an der macedonischen Küste entstanden waren, fortwährend neue Bildungsanregung.

Der macedonische Dialect war sehr wenig von dem dorischen unterschieden und war auch dem äolischen nahe verwandt; illyrische Beimischung war nicht zu verkennen, aber nicht ursprüngliches Element darin. Bei der Frage der Abstammung der Macedonier darf man den sie absichtlich verächtlich behandelnden Demosthenes nicht zum Gewährsmann nehmen: die übereinstimmenden Zeugnisse der übrigen Alten berechtigen zu der Annahme, daß die Macedonier als Nachkommen pelasgischer Ureinwohner mit den Hellenen verwandten Stammes waren. Auch der gewissenhafte Herodot spricht von keiner wesentlichen Verschiedenheit der Mace-

donier von den Griechen in Religion, Sprache und Sitten. Sie waren nur rauher und derber, als diese, und blieben hinter der Feinheit der griechischen Sitten zurück.

Als die persische Völkerfluth über Thrazien her durch Macedonien sich wälzte, mußten die macedonischen Könige, von Amyntas I an, den Persern tributpflichtig werden, benützten aber dafür die persische Hülfe, um ihre Herrschaft gegen Thrazien hin zu erweitern. Sein politisch-kluger Sohn Alexander I, derselbe, dessen sich Mardonius zum Unterhändler mit den Athenern bediente, (V. 3, 6.), warf nach der Schlacht bei Platää das persische Joch ab, indem er einen Theil des durch Macedonien fliehenden persischen Heeres vernichtete, und trat mit den Athenern in nähere Verbindung. Er hinterließ vier Söhne.

Sein ältester Sohn Perdikkas II, der durch Einführung eines geregelten Kriegsdienstes nach griechischem Muster den Bestand seiner Herrschaft festigte, gab die Verbindung mit den Athenern wieder auf, weil sie mit seinem Bruder Philipp, der als Fürst einer macedonischen Provinz ihn zu stürzen trachtete, ein Bündniß eingegangen hatten. Er half den chalcidischen Pflanzstädten bei ihrem Bestreben, sich dem athenischen Druck zu entziehen, indem er sie veranlaßte, Olynth zu befestigen und zum Mittelpunct ihres Städtebundes zu machen (V. 5, 1.); zugleich trat er mit Sparta und Korinth in Bund. Er war es, der dem spartanischen Feldherrn Brasidas den Zug nach der chalcidischen Halbinsel durch die Öffnung Macedoniens erleichterte. (V 6. a. E.) Aussöhnungen und neue Spannungen mit Athen, so wie Kriege mit den Odrysen und Bekämpfung von Aufständen im eigenen Lande füllten den übrigen Theil seiner unruhigen Regierung. Seiner List und Schlauheit gelang es, besonders in den Zeiten des die athenische Macht so tief erschütternden peloponnesischen Kriegs sich nicht nur den ungeschmälerten Besitz seines Landes zu sichern, sondern auch den macedonischen Einfluß auf die griechische Politik dauernd zu begründen. Er starb 414 oder 413 v. Chr.

2. Macedonien unter Archelaus bis Perdikkas III.

Nach seinem Tode entstanden in Macedonien Thronstreitigkeiten, welche das inzwischen mächtig gewordene Olynth benutzte, um sein Gebiet an der macedonischen Küste zu erweitern. Endlich gewann Perdikkas' II natürlicher Sohn Archelaus durch Ermordung des jungen rechtmäßigen Thronerben und zweier andern Verwandten den Thron. Unter diesem übrigens umsichtigen und kräftigen Könige nahm Macedonien zuerst einen mächtigen Aufschwung. Er gründete Städte, legte Landstraßen an, führte die griechische Kriegskunst vollends durch und verschaffte überhaupt der griechischen Cultur noch mehr Eingang bei seinen Macedoniern. Er versammelte deßhalb an seinem Hofe zu Pella berühmte griechische Dichter und Künstler und ehrte und belohnte sie fürstlich, wie er denn unter den tragischen Dichtern den Euripides (V. 11, 2.), unter den Malern den Zeuxis (V. 11, 1.) besonders auszeichnete. (Jener verlebte seine letzten Tage bei ihm und leitete dort selbst die Aufführung einige seiner Stücke;

Zeuxis schmückte den königlichen Palast mit Gemälden.) Auch lebten die Dichter Agathon und Chörilus, so wie der Musiker Timotheus aus Milet, der Erfinder der siebensaitigen Lyra, an seinem Hofe.

Macedoniens Regierungsverfassung stand noch auf der Stufe des patriarchalischen Königthums, wie ein solches auch in den frühesten Zeiten Griechenlands Statt gefunden hatte. Der König war „Feldherr, Oberpriester und Oberrichter seines Volks" und von einem ritterlichen Adel umgeben, in dessen rechtlicher Stellung eine Schranke gegen königliche Willkür lag: daher auch die mächtigsten macedonischen Könige nur durch eine Art herablassender Gleichstellung und durch ungezwungene Theilnahme an den Sitten und Gewohnheiten des Adels, besonders an seiner Liebe zu Trinkgelagen, vorzüglich aber durch Beiziehung desselben zum Kriegsrath, sich seiner Treue und Willfährigkeit versichern konnten. Selbst die Gemeinfreien, zu denen alle nichtadeligen freien Grundbesitzer gehörten, zeigten ihren Königen gegenüber eine gewisse Freimüthigkeit; sie wurden bei wichtigen Gelegenheiten zu einer Volksversammlung berufen, bei welcher sie aber kein Stimmrecht, sondern nur die Befugniß hatten, ihren Beifall oder ihr Mißfallen zu erkennen zu geben. Doch konnte ohne ihre Zustimmung nicht auf Todesstrafe, die in der Steinigung bestand, erkannt werden. Außerdem gab es einen zahlreichen Sclavenstand.

Umringt von barbarischen Völkerschaften, mit denen es steten Kampf galt, hatten die macedonischen Könige in der Eigenschaft als Feldherren ihre größte Bedeutung, die jener beschränktmonarchischen Gewalt eine ausgedehntere Grundlage gab. — Daß sich der Adel der Einführung des griechischen Kriegswesens, wie sie Perdikkas begann und Archelaus vollendete, nicht widersetzte, geschah in dem Gefühl, daß mit einheimischer Kunst der Kampf gegen die mit so vielen Hülfsmitteln versehenen Küstengriechen nicht wohl zu bestehen sei, und da männliche Tapferkeit auch dem Macedonier angeboren war, so gieng sie leicht in die griechischen Formen ein. Die übrige griechische Bildung fand keinen so natürlichen Boden in Macedonien und blieb mehr nur „Luxussache des Adels", der aber dem geistigen Anstoße der Könige folgte, weil er sie zu ehren gewohnt war, so wie hinwiederum die Könige die verfassungsmäßige Stellung des Adels achteten, und selbst auch ein jedes einzelne der ihnen unterworfenen Völker bei seinen Sitten und Gebräuchen zu lassen die verständige Rücksicht hatten.

Archelaus' Tod, der schon 399 v. Chr. erfolgte, veranlaßte neue Thronstreitigkeiten, bis sieben Jahre darauf von fünf Thronbewerbern der Enkel jenes Philippus Amyntas, der Sohn des Arrhidäus, Amyntas II, sich mit Hülfe der Thessalier auf dem macedonischen Throne festsetzte. Seine Regierung fiel in die Zeit, da Olynth, welches schon seinen beiden Thronvorgängern durch Eingriffe in's macedonische Gebiet viele Sorgen gemacht hatte, damit umgieng, die macedonischen und thrazischen Küstenstädte in einen Städtebund zu vereinigen.

Weil Amyntas befürchten mußte, mit seinem Macedonien durch diesen olynthischen Bund nicht nur von der Benützung des Meeres ganz ausgeschloßen zu werden, sondern sich sogar schon aus seiner Hauptstadt Pella vertrieben sah, so kam es ihm recht gelegen, daß sich die Städte Apollonia und Akantuhs den Olynthiern nicht unterwerfen wollten und Sparta um Hülfe

anriefen (V. 8, 6. a. E.). Er unterstützte sie daher ebenfalls und erhielt nach der Einnahme von Olynth durch die Spartaner (V. 8, 6. a. E.) sein Pella wieder, sah sich aber nun von seinen nicht minder begehrlichen Bundesgenossen, den Spartanern, die in jenen Gegenden sich festzusetzen trachteten, fast nicht weniger beengt.

Nach dem Tode dieses Amyntas, der drei Söhne hinterließ, traten sodann durch die Ränke der Königin-Wittwe Eurydĭce, welche zu Gunsten eines gewissen Ptolemäus Alorites (d. i. aus Alōros) ihre Söhne von der Thronfolge ausschließen wollte, in Macedonien jene Verwicklungen ein, welche den Thebanern Veranlassung gaben, durch Pelopidas als Schiedsrichter in Macedonien aufzutreten und dem ältesten Sohne des Amyntas, dem thatkräftigen und unternehmenden Alexander II, gegen die Ansprüche des Ptolemäus den Thron zuzusprechen, dabei aber zum Pfande seiner Treue sich den jüngsten Bruder desselben, Namens Philipp als Geißel (sammt noch 30 jungen Edelleuten) mit nach Theben geben zu lassen (V. 9, 4. Doch ist Philipp's Geißelschaft, ja überhaupt die Veranlassung und der Grund, warum er nach Theben geschickt wurde, aus den widersprechenden Berichten der Alten mit Sicherheit nicht zu entnehmen.)

Als sodann Alexander II durch jenen Ptolemäus ermordet wurde, gelangte sein zweiter ebenfalls noch junger Bruder, Perdikkas III, auf den Thron.

Anfangs nahm Ptolemäus die vormundschaftliche Regierung in Anspruch. Da aber die Macedonier dieselbe einem gewissen Pausanias geben wollten, so rief Ptolemäus die Athener zu Hülfe, die durch ihren Feldherrn Iphikrates den Pausanias vertrieben. Als er sich jedoch kurz darauf wiederum der Regierungsgewalt bemächtigte, verjagten ihn nun die Thebaner durch Pelopidas und gaben die vormundschaftliche Regierung dem Ptolemäus, der sie aber nicht lange ausübte, weil sein Mündel Perdikkas sich seiner mit Gewalt entledigte (366 v. Ch).

Aber auch Perdikkas III regierte nicht lange: denn er fiel in einem Kriege gegen die Illyrier, die in Macedonien eingefallen waren. Da der von Perdikkas hinterlassene Sohn Amyntas noch ein Kind war, so war Macedonien einerseits den räuberischen Einfällen der Illyrier und Päonier, anderseits den Leidenschaften der innern Parteien ausgesetzt, indem nicht nur der vertriebene Pausanias mit Hülfe der Thrazier, sondern auch ein Enkel des Archelaus, Namens Argäus, mit Hülfe der Athener sich des Thrones zu bemächtigen suchte.

Da, in dieser Verwirrung, erschien in Philipp, dem jüngsten dieser drei Söhne des Amyntas, nicht nur der Retter, sondern auch der Neuschöpfer seines Vaterlandes, welches durch ihn zum Rang des ersten unter den damaligen Staaten der Welt emporgehoben werden sollte.

2. Kapitel. Philipp II, König von Macedonien.

1. Philipp's Thronbesteigung und Schritte zur Sicherung des Reichs.

Philipp hatte während der drei Jahre, die er (nach Justin) zu Theben (im Hause des Pammenes, nach Diodor bei dem Vater des Epaminondas wohnend)

hatte zubringen müssen (VI. 1, 2. a. E.), sowohl durch ruhige Beobachtung der griechischen Politik, deren Mittelpunct zu jener Zeit gerade Theben war, als auch durch den Umgang und das Beispiel so ausgezeichneter Staatsmänner und Kriegshelden, wie Epaminondas und Pelopidas waren, einen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen gesammelt, den sein scharfblickender Geist zu seinem künftigen Regenten- und Feldherrnberuf wohl zu nützen verstand. Dabei aber hatte dieses sein herbes Jugendgeschick, das ihn zwang, sich den Beschränkungen der Fremde zu fügen, seinem kräftigen Character jene Geschmeidigkeit gegeben, die ihn selbst da, wo er hätte mit Gewalt kurz durchgreifen können, lieber den längern Weg fein berechnender und schlau umgehender Klugheit einschlagen hieß, um desto sicherer zum Ziele seiner Absichten zu gelangen. Nicht zu verkennen aber ist, daß eine winkelzügige sophistische Philosophie, die er in Griechenland hatte kennen lernen und die seiner Natur mehr zusagte, als die geradere pythagoreische, welcher Epaminondas huldigte, einen wesentlichen Einfluß auf seinen Character hatte, der übrigens größer war, als der entartete Character seiner meisten Gegner.

Auch seine Rückkehr aus der Geißelschaft in Theben (zwischen 360 und 359 v. Ch.) ist in einiges Dunkel gehüllt. Es scheint, daß er nach seines Bruders Alexander's II Ermordung (durch den Ptolemäus Alorites) nach Macedonien zurückgekehrt ist, aber sich während der Regentschaft dieses Ptolemäus wieder nach Theben begeben hat. Als darauf sein anderer Bruder Perdikkas jenen Ptolemäus erschlug und den Thron bestieg, erhielt Philipp auf Zureden des Philosophen Plato von jenem seinem Bruder einen besondern macedonischen Bezirk zu regieren, worin Philipp bereits anfieng, sich eine eigene Kriegsmannschaft nach der Methode des Epaminondas zu schaffen.

Als sein regierender Bruder Perdikkas unerwartet (entweder an einer Wunde gegen die Illyrier oder auf Anstiften seiner Mutter Eurydice) umkam und nur einen kleinen Sohn Amyntas hinterließ, trat Philipp anfangs nur mit jenen geringen Mitteln, dafür aber mit den geistigen Gaben des Muthes, der Tapferkeit, der Klugheit, des Scharfblicks, des erfinderischen Rathes, der Beredtsamkeit ausgerüstet, unter den Macedoniern auf, welche zwar entmuthigt, aber theils von Natur kräftigen Schlages, theils durch die altherkömmliche Landesverfassung (§. 1.) ihrem angebornen Herrscherstamm treu anhänglich waren und sich den beredten Vorstellungen und Ermunterungen des 23jährigen, zugleich mit wahrhaft männlicher Schönheit ausgestatteten Königssprößlings gerne hingaben, um durch ihn einer neuen und höhern Entwicklungsstufe der Kraft und Bildung entgegengeführt zu werden.

Sogleich übergaben ihm daher die macedonischen Edlen anfangs die vormundschaftliche Regierung, ja im folgenden Jahre darauf sogar die Königswürde, indem sie es gerne sahen, daß er seinen schwachen Mündel Amyntas zurückstellte. Philipp's erste Sorge war es, den Zustand des ganzen macedonischen Heeres durch die in Theben erlernte Waffenkunde allmählig zu verbessern und durch seine eigene Erfindung einer neuen Schlachtstellung, welche man die macedonische Phalanx nannte, auf weit hinaus eine unwiderstehliche Überlegenheit zu geben.

Es wurde nämlich je ein Heerhaufen von 8000 Schwerbewaffneten, lauter gebornen Macedoniern, deren jeder mit einer 21 Fuß langen Sarissa oder Stoßlanze versehen war, in 16 dicht aneinander geschlossenen Reihen so aufgestellt, daß das auf diese Weise entstehende längliche Viereck mit den vorgehaltenen Speeren, von welchen die der fünften Reihe noch durch die Zwischenräume der Vordermänner hindurch über die ersten Reihen hinausragten, beim Angriff einen solchen furchtbaren Schock und Stoß ausübte, daß keine entgegenstehende Gewalt ihm zu widerstehen vermochte.

Diese schwere Masse der Phalanx, die späterhin noch um das Doppelte verstärkt wurde, „erhielt ihre Beweglichkeit" durch die auf beiden Flügeln befindlichen Abtheilungen leichtbewaffneten Fußvolks sowohl als der Reiterei. Diese letztere, das Agema der Hetären genannt oder die Schaar der Genossen (des Königs), bestand nur aus dem höheren Adel und gehörte mit zur königlichen Leibwache, welche auch eine, gleichfalls aus dem höheren Adel gebildete „Schaar der Genossen zu Fuß" (der Pezetären) mit langen Schildern enthielt, und neben welcher noch eine andere weniger schwer bewaffnete Leibschaar zu Fuß unter dem Namen Argyraspiden oder Silberschildner bestand, die aus dem niedern Adel genommen war. — Das leichtere Fußvolk im Heere und die leichtere Reiterei nahm er aus den ihm unterworfenen halbbarbarischen Völkerstämmen, deren eigenthümliche Bewaffnung er beließ und zu seinem Zwecke wohl zu verwenden verstand. — Dieses sein Heer bildete auch für die verschiedenen Landschaften des Reiches einen Einigungspunct: die neuunterworfenen Völkerschaften verschmolzen um so leichter mit den Macedoniern zu Einem Volke, als sie nun durchdrungen wurden von dem Streben nach dem Ruhm kriegerischer Thaten. Beschwert mit voller Rüstung ließ Philipp seine Soldaten oft 300 Stadien weit marschiren. Ihm war nichts mehr an ihnen zuwider als Verweichlichung. Ein vornehmer Tarentiner z. B., der in seinen Diensten stand, wurde entlassen, weil er sich des warmen Bades bediente: zwei Offiziere wurden abgesetzt und verbannt, weil sie eine feile Sängerin in das Lager gebracht hatten." (Born: Zur maced. Gesch. 1858.)

Die von ihm erstrebte Ausbildung des macedonischen Kriegswesens sollte ihm zugleich eine Stütze für seine übrigen politischen Einrichtungen abgeben, die er seinem Reiche zudachte. Denn er gieng darauf aus, seinen Staat vorherrschend zu einem Kriegerstaat zu machen, ohne daß er übrigens die Absicht hatte, sich eine despotische Gewalt zuzulegen, da ihm vielmehr die Aufrechthaltung der vorgefundenen Freiheiten seines Volkes eine wesenhaftere Macht versprach. Indem er den Adel durch größere Vorrechte und Ehren mehr von seiner Person abhängig machte, beobachtete er doch gegen denselben eine solche Herablassung (Condescendenz), daß er, der König, stets nur als der Erste unter Gleichen erschien.

„Während in den griechischen Staaten der Adel, wie in Sparta, allein berechtigt war zu herrschen und zu knechten, oder wie in Athen durch die demokratische Gewalt den gewöhnlichsten Bürgern gleich gemacht worden war, so hielt derselbe in dem Staate Philipp's die naturgemäße Mitte zwischen Volk und König, weder drückend, noch gedrückt, sondern geachtet von dem Volke, geehrt und ausgezeichnet von dem Könige; und da vor dessen Augen nur tüchtige Eigenschaften Gnade fanden, so beeiferten sich die edeln Geschlechter bald, nicht bloß in Thaten der Tapferkeit, sondern auch in griechischer Bildung sich hervorzuthun, und wirkten durch Vorbild und Einfluß auf die Hebung des ganzen Volks". (Born a. a. O.)

Um aber zu diesen kriegerischen Vorbereitungen, so wie überhaupt zur Befestigung seiner Herrschaft Zeit zu gewinnen, suchte er sich zunächst auf anderem Wege seiner Gegner zu entledigen. Er bewog einerseits durch Geschenke die Thrazier, daß sie dem Pausanias, anderseits durch Zurückziehung der mace-

donischen Besatzung aus der Stadt Amphipolis (am Strymon) die Athener, daß sie dem Argäus ihren Beistand entzogen; was letztere in der Hoffnung thaten, diese ihre ehemalige Colonie, aus welcher sie besonders Holz für ihren Schiffbau zogen, wieder an sich bringen zu können.

Argäus versuchte nun zwar mit dem bei ihm gebliebenen Söldnerreste es dennoch mit Philipp aufzunehmen. Allein der junge König schlug ihn bei Methōne und erhöhte durch diesen Sieg den Muth und das Vertrauen seiner Macedonier außerordentlich.

Um nun bei seinen weitern Unternehmungen von der Seeseite her ungehindert zu sein, gab er den in der Schlacht bei Methone gefangenen Athenern die Freiheit und lud Athen ein, die früher bestandene Bundesgenossenschaft mit Macedonien zu erneuern. Hierauf unterwarf er sich im Norden die Päonier und trieb im Westen die Illyrier durch eine entscheidende Schlacht aus dem von ihnen bisher behaupteten Theile von Macedonien.

2. Philipp's Anschläge auf Griechenland. Einnahme von Amphipolis und Potidäa. Eroberungen in Thrazien.

Nachdem er sich so seiner gefährlichsten Feinde entledigt hatte, dachte er darauf, nicht nur seinem Reiche durch Eroberung der Seeküste die längst entbehrte natürliche Südostgränze zu verschaffen, sondern auch auf diesen Besitz die Durchführung eines noch größeren Planes zu gründen. Dieser war auf nichts Geringeres gerichtet, als auf die Unterwerfung Griechenlands mittels Umwandlung seiner demokratischen Freiheit in eine beschränkt-monarchische, und dadurch auf Vereinigung der gesammten macedonisch-griechischen Kräfte zum Umsturz des Perserreiches.

Dieses großartige Ziel erschien ihm darum nicht unerreichbar, weil er einerseits theils in seinem Geiste, theils in seiner moralischen, also willenseinheitlichen Stellung hinreichende Kraft dazu fühlte, anderseits weil er während seines Aufenthaltes in Theben die tiefen Gebrechen aller griechischen Staaten, so wie die innere Schwäche des persischen Kolosses mit scharfem Blicke durchschauen gelernt hatte. Aber er besaß ruhige Überlegung genug, um einzusehen, daß ihn nicht unzeitige Hast und stürmischer Gewaltschritt, sondern nur allmähliges behutsames Vorgehen und folgerichtige Benützung aller sich darbietenden Gelegenheiten, so wie schonende Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten und Schwächen des griechischen Characters zum Ziele führen könne.

Sein erstes Augenmerk war nun zunächst auf den Besitz von Amphipolis gerichtet, welche Stadt ihm zum Standpunct seiner Angriffe auf die chalcidische Halbinsel dienen sollte. Um seine Absicht zu verhüllen, versprach er den Athenern, diese Stadt für sie zu erobern, wenn sie ihm alsdann die von ihnen besetzte macedonische Küstenstadt Pydna überlassen wollten. Als er aber 358 v. Chr Amphipolis zum Theil durch Verrath erobert und Pydna eingenommen hatte, behielt er beide Städte, und die Athener, welche gerade in den für sie so ver-

derblichen Bundesgenossenkrieg (V. 10, 1.) verwickelt waren, ließen sich durch seine Vorspiegelungen um so eher täuschen, als sie ihren tüchtigen Feldherrn Chabrias verloren und sich ihres Iphikrates und Timotheus (wegen deren Weigerung, im Hellespont ein Treffen zu wagen) durch Abberufung von der Strategie beraubt hatten, Chares aber, der dieselben verdrängt hatte, ein eben so unwürdiger, als ungeschickter Feldherr war.

Um nun Olynth, dieses mächtige Haupt der chalcidischen Städte, das Philipp's Vordringen mit Besorgniß sah, sicher zu machen und es sich sogar zu verpflichten, versprach er den Olynthiern, ihnen den längst gewünschten Besitz der von den Athenern besetzten Stadt Potidäa zu verschaffen. Als er sie nach einer hartnäckigen Belagerung erobert hatte, räumte er sie den Olynthiern wirklich ein, zufrieden, vor der Hand diese wichtige Gränzfestung der ihm gefährlichen Macht der Athener entwunden zu haben.

Am Tage der Einnahme von Potidäa soll Philipp drei Freudenbotschaften zugleich erhalten haben, die eine von der Geburt seines Sohnes Alexander, die andere von dem Siege seines Viergespanns in den olympischen Spielen und die dritte von einem durch seinen Feldherrn Parmenio (Parmenion) über die Illyrier davongetragenen Siege.

Deßungeachtet waren die Athener leichtgläubig genug, an seiner Freundschaft nicht zu zweifeln, weil er ihnen ihre Besatzung, die er in Potidäa gefangen bekommen hatte, zurückschickte und eine von ihm bestochene Partei in Athen, deren Führer der Redner Philokrates war, diese Freundschaft Philipp's geschickt hervorzuheben und überhaupt alle etwaigen feindlichen Schritte gegen ihn zu verhindern wußte. Denn die Athener waren bereits so entartet (V. 10, 2.), daß sie nur dem Bedürfnisse des Augenblicks lebten und ohne den frühern Sinn für das Gemeinwohl bloß den eigensüchtigen Eingebungen des Privatvortheils folgten, also auch aus Schlaffheit den Kriegsdienst lieber Söldnern überließen und zur Befriedigung ihrer Genußsucht, welche mit der Abnahme ihrer Handels- und Gewerbsthätigkeit nur noch zu steigen schien, nach jedem, auch dem unrechtlichsten Mittel griffen: so daß selbst nicht wenige ihrer angesehensten Staatsmänner sich theils Veruntreuungen öffentlicher Gelder erlaubten, theils feilen Bestechungen zugänglich waren. Eben so litten auch die übrigen griechischen Staaten an ähnlicher Verderbniß, und namentlich war Käuflichkeit und Verrath der heiligsten Interessen allenthalben zu finden.

Diesen faulen Fleck im griechischen Staatenleben nahm Philipp in seine Berechnung auf und zog daraus den wesentlichsten Vortheil für seine Pläne. Er suchte und fand in jedem griechischen Staate Männer, welche sich sowohl durch Schmeichelei, als durch Geld bestechen ließen, ihm eine macedonisch-gesinnte Partei zu schaffen, die das Volk für seine Zwecke bearbeitete. Eine Unternehmung auf Thrazien, zu der er nach der Eroberung Potidäa's schritt, diente vollends dazu, ihm die Quelle zu öffnen, aus der er größere Mittel zu jenen Bestechungen sowohl, als auch zur Vermehrung seiner Streitkräfte schöpfte, welche letztere, wann die goldenen Netze der Umgarnung über Griechenland vollständig ausgespannt sein würden, den letzten Ausschlag geben sollten.

Die **Thrazier**, stets ein rauhes, kriegerisches Volk, das zur Zeit der Feldzüge des Darius in Europa (V. 1, 1.) eine Zeit lang unter persischer Herrschaft gestanden hatte, war in verschiedene Stämme getheilt, unter welchen die Odrysen, Päonier, Triballer, Geten u. a. die wichtigsten waren. Nach dem Rückzug des Xerxes bildete Teres, ein König der Odrysen, im Südosten von Thrazien durch Unterwerfung einiger Stämme ein Reich, das unter seinen beiden Nachfolgern Sitalkes und Seuthes sich von der Südküste und dem Nestosflusse an bis zur Donau ausdehnte und selbst griechische Pflanzstädte unter seine Tributpflichtigen zählte. Die Macht dieses odrysischen Reichs, das unter Sitalkes mit Athen verbündet war, begann aber schon unter Seuthes durch den Abfall mehrerer Stämme zu sinken. Der Fürst einer dieser abgefallenen räuberischen Stämme im südlichen Thrazien, Namens Kotys, ein roher Wüstling, wußte durch griechische Söldner und durch ein Bündniß mit Athen eine Zeit lang seine Herrschaft zu behaupten. Weil er aber die thrazisch-athenischen Bundesstädte nicht in Ruhe ließ, gerieth er in Krieg mit den Athenern, die indeß nicht viel gegen ihn ausrichten konnten. So erstarkte Kotys' Macht und behauptete sich auch während der zweiten Seeherrschaft Athens, so daß er späterhin die Athener in ihren chersonesischen Besitzungen angreifen konnte.

In dem südlichen Theile des dem thrazischen Fürsten Kotys gehörigen Gebiete lagen im Gebirge Pangäus reiche Goldminen, auf welche Philipp schon länger her sein Auge gerichtet hatte. Der nunmehrige Besitz von Amphipolis machte es ihm leicht, sich nach der Einnahme von Potidäa jener Bergwerke zu bemächtigen, die er dann regelrecht bebauen ließ, so daß ihr jährlicher Ertrag von 1000 Talenten (2,600,000 Gulden oder 1,450,000 Thalern) ihm jenen wirksamen Hebel in die Hand gab, durch den es ihm nachher gelang, so manches feindliche Thor und zuletzt selbst das Thor zum Herzen Griechenlands aus den Angeln zu heben. Den Schlüssel zu diesen Bergwerken, die Stadt Krenidä, verwahrte er durch Befestigung, bevölkerte sie mit Macedoniern und Griechen und nannte sie nach seinem Namen Philippi (wobei er natürlich nicht ahnte, welches höhern Reiches Zwecken einst ein Theil dieser Gemeinde noch dienen sollte).

Als sodann bald darauf Kotys ermordet wurde, und durch den Streit seiner drei Söhne um die Herrschaft ein Bruderkrieg entstand, so suchten Philipp sowohl, als auch Athen aus dieser Verwirrung Nutzen zu ziehen. Während die Athener sich im Osten den thrazischen Chersones abtreten ließen, bemächtigte sich Philipp eines bedeutenden Theiles von Südthrazien, dessen günstiger Boden ihm einen festen Fuß zu seinen Angriffen auf die athenischen Besitzungen im thrazischen Chersones, und dessen kriegerische Stämme seiner Heeresmacht einen ansehnlichen Zuwachs von Reiterei und leichtem Fußvolk gewährten.

3. Philipp's Einmischung in die griechischen Angelegenheiten: sein Antheil am heiligen Krieg. Besetzung Thessaliens.

Schon vor und während dieser Eroberungen in Thrazien hatte Philipp es nicht versäumt, zugleich auch vom südlichen Macedonien aus in dem durch innere Unruhe zerrütteten Thessalien, worin thebanischer und athenischer Einfluß sich fortwährend kreuzte, einen festen Fuß zu fassen. Von einem Theile der Thessalier gegen das im Norden zu Larissa herrschende Adelsgeschlecht der Aleuaden zu Hülfe

gerufen, war er selbst zu ihrer Befreiung ausgezogen und hatte sie theils durch diese Hülfe, theils durch sein einnehmendes Wesen, insbesondre durch seine Theilnahme an ihren Trinkgelagen sehr für sich eingenommen. Zunächst benützte er seine dortige vermittelnde Stellung bloß dazu, die Parteien unter einander zu schwächen. Nach der Eroberung von Südthrazien schritt er ernster vor und eroberte die bisher unabhängige, aber mit Athen verbündete Stadt Methōne an der Gränze von Macedonien und Thessalien, um sich eine „freie Straße nach Thessalien" zu machen. Da ihn bei dieser Belagerung der Pfeilschuß eines olynthischen Bogenschützen des rechten Auges beraubte, ließ er die Stadt nach der Eroberung schleifen und befahl ihren Einwohnern, sich anderwärts anzusiedeln.

Der unterdeß in Griechenland ausgebrochene (dritte) heilige Krieg (V. 10, 3.), welcher durch die Schändlichkeit seiner Veranlassung, wie seines Verlaufes, Griechenland an den äußersten Rand des politischen und sittlichen Verderbens führte, schien hierauf die Bestimmung zu haben, den eben so schlauen, als durch die Einheit seiner monarchischen Stellung kräftigen König seinem Hauptziele wesentlich näher zu bringen, und ihn nicht nur zum Herrn von Thessalien zu machen, sondern ihn auch vor die Pforten Griechenlands zu führen.

Nach dem Tode des ersten Anführers der tempelräuberischen Phocier, Philomēlus (V. 10, 3.), suchte dessen Bruder und Nachfolger Onomarchus durch noch größere Eingriffe in die delphischen Tempelschätze, namentlich durch Vermünzung der goldenen und silbernen Weihgeschenke, den schmählichen Krieg in die Länge zu ziehen und durch große Geldsummen nicht nur die bisherige Hülfe der Spartaner und Athener zu erhalten, sondern auch den thessalischen Tyrannen Lykophron von Pherä zu gewinnen, der als einer der Mörder jenes tyrannischen Alexander's von Pherä (V. 9, 4.) sich zu dessen Nachfolger gemacht hatte.

Gestützt auf solchen Beistand, fiel Onomarchus verheerend und brandschatzend in Lokris und Doris ein und nahm den Böotiern Orchomenus weg. Da riefen die Thessalier gegen den mit den Phociern verbündeten Tyrannen von Pherä die Hülfe Philipp's an, der nicht säumte, in Thessalien einzurücken und den Lykophron zusammt den ihn unterstützenden Phociern zu schlagen.

Als nun aber Onomarch mit dem phocischen Hauptheere in Thessalien einrückte, mußte Pilipp nach zwei unglücklichen Treffen sich wieder nach Macedonien zurückziehen. Bald darauf jedoch, als Onomarch eben wieder Böotien verheerte, erschien Philipp mit verstärkter Macht abermals in Thessalien, und war so glücklich, den Onomarch, der ihm wieder entgegenzog, mit Hülfe der trefflichen thessalischen Reiterei ebenfalls in zwei schweren Treffen zu schlagen und 3000 Phocier gefangen zu bekommen, die er sämmtlich als fluchbeladene Tempelräuber in's Meer sprengen ließ, 353 v. Chr. Onomarch war mit 6000 Phociern in der Schlacht geblieben; seinen Leichnam ließ Philipp an's Kreuz schlagen. Lykophron, der sich in Pherä nicht halten konnte, entwich nach Phocis. Philipp aber erschien als Rächer des delphischen Gottes im Glanze des Ruhms.

Nun versuchte Philipp, mit dem Schein, als gäbe er nur den Bitten der Thessalier und Thebaner nach, durch die Thermopylen in Phocis einzudringen. Allein die Athener hatten in dieser Voraussicht unterdessen den Paß stark besetzt, und da auch ihre Flotte schon in der Nähe der Küste erschienen war, so begnügte sich Philipp einstweilen damit, in Thessalien durch Besetzung einiger fester Plätze, wie Pherä, ferner durch Aufhebung der conföderativen Verfassung dieses Landes und durch Einrichtung einer Tetrarchie (oder Eintheilung desselben in vier unverbundene Provinzen) seine Herrschaft zu befestigen, wobei er jedoch die Eigenthümlichkeiten und sonstigen Freiheiten der Thessalier, besonders ihres ritterlichen Adels, möglichst schonte, um ihrer freiwilligen Heeresfolge bei seinen fernern Kriegszügen stets gewiß sein zu können. Den Athenern aber wurde von einem Theile der Griechen der Vorwurf gemacht, daß sie durch jenes Entgegentreten sich als Feinde des delphischen Gottes erwiesen hätten!

4. Umgriffe auf der chalcidischen Halbinsel. Demosthenes' Warnruf. Olynth's Fall.

Jetzt wendete er sich wieder nach Thrazien, machte dort ungeachtet einer Krankheit, die ihn befiel, neue Erwerbunge und hielt es nun an der Zeit, mit seiner längst im Stillen gehegten Absicht auf Olynth hervorzutreten (350 v. Chr.) um mit dem Besitze dieser mächtigen Stadt endlich die chalcidische Halbinsel in seine Gewalt zu bekommen. Olynth, welches sich bisher durch Philipp's Freundschaftsversicherungen und durch eine von Philipp bestochene Partei hatte hinhalten lassen, erkannte die drohende Gefahr erst, als in seiner Nähe eine Seestadt um die andere dem Könige in die Hände fiel. Bestürzt sandten die Olynthier um eilige Hülfe nach Athen.

Athen hatte dazumal unter seinen vielen Staatsmännern und Rednern nur Einen Mann, der des Macedoniers Absichten auf Griechenland durchschaute und schon bei einer andern Gelegenheit (in der ersten seiner vier gegen Philipp gerichteten Reden, die man Philippiken nennt) das im eitlen Selbstvertrauen blinde Volk auf Philipp's Umgriffe aufmerksam gemacht und es zur steten Wachsamkeit und zum kräftigen Widerstand gegen diesen schlauen und mächtigen Feind aufgefordert hatte. Es war dieß Demosthenes, damals 31 Jahre alt: dessen Character als größten Redners des Alterthums oben (V. 11, 10.) geschildert worden ist. Ihm gieng die Freiheit Griechenlands und seiner Vaterstadt über Alles, und ohne zu glauben, daß das in sich zwieträchtige, in den Stricken eigner Thorheit gefangene, in sittlicher Auflösung begriffene Griechenland die Schwingen der Freiheit nicht mehr so wie in den großen Persertagen zu bewegen vermöge, erhob er, von diesem edlen Gefühle getrieben, nur um so muthiger und gewaltiger die Stimme der Warnung und den Wächterruf der Noth, je leichtsinniger und sorgloser sein Volk die näher und näher rückende Gefahr sich verhehlte.

Bei dem Hinderniß, das seinem begeisterten Streben in der Bequemlichkeit und Lustgier der Masse entgegenstand, sah er sich auch von denen bekämpft, die,

wie Philokrates, durch Philipp's Gold erkauft oder von dessen Freundlichkeit und Gunst bezaubert, alle seine Vorschläge zu hintertreiben suchten. Eben so wenig sah er sich von denen unterstützt, die, wie der edle Redner Isokrates, den Glanz von Philipp's Thaten bewunderten und von ihm Großes für Griechenland, nämlich die Vereinigung seiner zersplitterten Kräfte zur Bekämpfung Persiens erwarteten, oder die, wie der biedere und uneigennützige, auch als tüchtiger Feldherr geachtete Phocion, aus Kurzsichtigkeit wähnten, Athens ungefährdeter Fortbestand ließe sich mit der Entwicklung Macedoniens wohl vereinigen, — und die also alle stets für den Frieden stimmten, der noch gefährlicher war, als offener Krieg.

Aber des Demosthenes Zumuthung, die Mittel eines kräftigen Widerstandes herbeizuschaffen, ja sich den Anstrengungen des Kriegs selbst zu unterziehen und nicht alles bloß Söldnern und fremden Führern zu überlassen, wollte den weichlichen Athenern nicht gefallen. Und gelang es auch einmal, dieselben zu einer Rüstung zu bringen, so geschah sie gewöhnlich erst nach langem und unnützem Lärm und theils in unzulänglicher, theils in nicht dauernder Weise.

Als daher Olynth um Hülfe rief, weckten des Demosthenes drei olynthische Reden die für ihren Chersones besorgten Athener zwar jedesmal aus dem Schlummer auf, so daß sie dreimal Hülfe schickten; aber was half's? Chares, den sie zuerst hinsandten, kam nicht hin, sondern plünderte auf Chalcidice; Charidēmus, der mit dem Söldnerhaufen ankam, war den Olynthiern durch seine wüste Rohheit nur zur Last, und als es endlich dazu kam, daß sich ein athenisches Bürgerheer zur Hülfe aufmachte, war die Stadt Olynth schon durch den Verrath zweier ihrer eigenen Bürger, Namens Euthykrates und Lasthenes, die sich von Philipp hatten erkaufen lassen, nach einer heldenmüthigen Vertheidigung dem beharrlichen Sieger in die Hände gefallen.

Die mächtige Stadt wurde zur Abschreckung für Andere geplündert und zerstört; ihre Einwohner wurden als Sclaven verkauft oder verschenkt; jene beide Verräther aber von Philipp dem Spott der macedonischen Soldaten preisgegeben. (Denn, pflegte Philipp zu sagen, er liebe zwar den Verrath, aber die Verräther hasse er, — während er einen Demosthenes, der sich von ihm nicht bestechen ließ, groß achtete und gegen den Parmenio, der sich über die heftig angreifenden Reden des Demosthenes unwillig ausließ, die Äußerung that, man müsse dem Demosthenes diesen Freimuth im Reden zu gute halten, da dieser allein unter allen Demagogen Griechenlands nirgends auf der Liste der von ihm (dem Könige) besoldeten Verräther stehe.) — Aber nicht bloß Olynth traf jenes harte Geschick, sondern auch Appollonia und noch 32 andere Städte auf der chalcidischen und thracischen Küste, welche Philipp alle in Zeit von einem Jahr durch Verrath in seine Hände bekam, wurden von ihm zerstört, so daß man ihre Stätte kaum mehr erkennen konnte.

5. Angriffe auf Athen. Berückung Athens durch einen täuschenden Frieden. Philipp, nach Beendigung des heiligen Kriegs, Haupt des Amphiktyonenbundes.

Um nun die Athener einerseits an der Vertheidigung des Chersones zu hindern, anderseits ihre Wachsamkeit von den Thermopylen abzuziehen, ließ er sie mit einer unterdeß geschaffenen Seemacht auf ihren Inseln angreifen, setzte sich

wieder auf Euböa, wo er immer Verbindungen unterhalten hatte, fest und suchte durch Unterhändler einige peloponnesische Staaten (wie Messenien, Arkadien, Argos) für sich zu gewinnen. Vergebens durchzog Demosthenes, der wieder den Zornmuth der Athener angeregt hatte, selber die Halbinsel, um jene Staaten von Philipp abzuziehen und zu einem gemeinsamen Auftreten gegen ihn anzuspornen: Philipp's Gold zog stärker.

Unterdessen hatte der heilige Krieg nicht aufgehört. Nach Onomarch's Tode hatte dessen Bruder Phayllus mit dem fortgesetzten Tempelraube das phocische Heer ergänzt und die Verheerungen in Böotien und Lokris, jedoch ohne bedeutenden Erfolg, fortgesetzt. Phayllus beraubte den Tempel in noch größerem Maaßstabe, als sein Bruder. Er ließ die Geschenke des lydischen Königs Krösus, unter andern 117 Ziegel (Barren) Goldes, jeden im Werth von 2 Talenten, ferner 360 goldene Becher, eine 3 Ellen hohe weibliche Bildsäule von Gold und andere durch Alter und Werth berühmte Kostbarkeiten einschmelzen. Als er jedoch bald darauf starb, folgte ihm Onomarch's Sohn Phaläkus, der nach manchem Glückswechsel eine so drohende Stellung einnahm, daß die Thebaner wieder die Hülfe Philipp's anriefen.

Philipp erkannte schnell, daß sich ihm jetzt die Thermopylen um so leichter öffnen würden, zumal Phaläkus, dessen roher Uebermuth selbst den Phociern drückend war, das Anerbieten der Athener, die Päſſe zu besetzen, aus Eifersucht zurückgewiesen hatte. Er dachte daher vor Allem darauf, die Athener zu täuschen und durch einen Frieden zur Unthätigkeit zu bringen. Zu diesem Zweck ließ Philipp durch zwei von ihm bestochene athenische Schauspieler die angesehensten Männer der ihm in Athen ergebenen Partei bearbeiten und durch einige derselben den Vorschlag zum Frieden mit ihm vor das Volk bringen.

Die ohnedieß vorhandene Geneigtheit der Athener dazu stieg durch die enthusiastische Erzählung des in Philipp's Gefangenschaft gerathenen und von ihm frei gegebenen Atheners Phrynon über die ihm widerfahrene gütige Behandlung Philipp's, der ihm seine von Macedoniern im Seekrieg geraubten Güter wieder zurückgegeben hatte, vollends bis zu dem Grade, daß sie schon, auf die bloße Hoffnung eines Friedensabschlusses hin, alle ihre Rüstungen einstellten.

Schon im Jahr 347 war der bedeutende Redner Äschines (V. 11, 10. a. E.), der damals noch ein Gegner Philipp's war, von den Athenern als Gesandter nach dem Peloponnes geschickt worden und hatte zu Megalopolis und an andern Orten zur Vertheidigung der Freiheiten Griechenlands gegen Philipp ermahnt, aber fast überall von macedonischgesinnten Rednern Widerstand gefunden, so daß er, als er den Mangel am nöthigen Zusammenwirken sah, sich nach seiner Rückkehr zu Gunsten des Friedens aussprach.

Selbst Demosthenes hielt es jetzt für gerathen, zum Frieden zu stimmen und sich der Friedensgesandtschaft zutheilen zu lassen, die mit Ktesiphon an der Spitze an Philipp abgeordnet wurde und zu der auch Äschines,

sodann der Redner Philokrates, als Führer der von Philipp bestochenen Partei, desgleichen jener Phrynon und noch fünf andere Gesandte gehörten, denen man den einen jener beiden Schauspieler, Aristodemus, beigab, damit des letztern Kunst der Haltung und Würde des Königs eine ähnliche entgegenstellen möchte.

Als die erwähnte Friedensgesandtschaft noch auf dem Wege nach Pella zu Philipp war, zeigte sich das Mißverhältniß zwischen Demosthenes und Äschines, und im Laufe der Verhandlungen trat der Widerstreit der beiderseitigen Ansichten vollends zu Tage. Äschines, der uns allein etwas Genaueres von dieser Reise berichtete, erzählt, Demosthenes habe sich auf der Reise aufpasserisch und ruhmredig und dadurch Allen als lästig gezeigt. Nach ihrer Ankunft in Pella erfolgte die Einführung der Gesandten bei Philipp, der sie in seiner ganzen Staatspracht und von seinem ganzen Hofe umgeben empfieng. Jeder der 10 Gesandten hielt eine kurze Rede an ihn, nur Äschines und Demosthenes, die den Hauptvortrag hatten, sollten ausführlicher sprechen. Äschines, als der ältere, hielt eine sorgfältig durchdachte Rede, worin er dem Philipp das Unrecht der Wegnahme von Amphipolis vorhielt und die Rückgabe dieser Stadt zur Friedensbedingung machte, sonst aber nichts berührte. Als Demosthenes an die Reihe kam, wurde er in dem Gefühl, daß er bisher Philipp's schärfster Gegner gewesen und die Augen aller umstehenden Macedonier auf ihn gerichtet waren, in seiner Rede verwirrt und brach kurz ab, obgleich ihm Philipp durch freundliche Worte Muth zusprach. Hierauf antwortete ihnen Philipp mit so beredtem Munde und in so treffender Weise, daß Alle, selbst Demosthenes, ihn bewunderten. Demosthenes selbst äußerte sich nachher über diese erste Gesandtschaft wenig und schwieg von seiner und des Äschines Rede gänzlich, nur daß er nachher in seiner Berichterstattung an das Volk in beleidigender Sprache sich beklagte, Äschines habe die besten Puncte für seine Rede vorweggenommen und den andern Rednern nichts übrig gelassen.

Bei den festzustellenden Friedensbedingungen suchten die Athener sich hauptsächlich das ihnen so nöthige Euböa zu erhalten, den Eroberungen Philipp's in Thrazien Einhalt zu thun und Phocis mit in den Frieden einzuschließen. Philipp hielt die Gesandtschaft möglichst lange hin, und erst als er den Redner Äschines durch die größte Auszeichnung ganz für sich gewonnen hatte, entließ er sie mit bloßen Versicherungen der vollsten Bereitwilligkeit zum Frieden. Während er darauf eine eigne Gesandtschaft, bei der sich die Feldherren Parmenio und Antipater befanden, zu den Friedensunterhandlungen nach Athen schickte, fuhr er in seinen thrazischen Eroberungen fort. Seine Gesandten wurden in Athen mit der größten Höflichkeit aufgenommen, und Demosthenes besonders widmete ihnen die feinste Aufmerksamkeit. Hierauf wurden die Friedens- und Bündnißbedingungen festgestellt, nach welchen die Besitzungen, die sich dazumal in den Händen der beiden kriegführenden Theile befanden, einem jeden ohne Störung von Seite des andern verbleiben sollten, was offenbar zu Philipp's Vortheil war, dem dadurch gleichsam alle seine bisherigen Eroberungen bestätigt wurden.

An dem Frieden sollten auch die beiderseitigen Verbündeten Theil nehmen, und ausdrücklich wollten die Athener auch Phocis mit eingeschlossen wissen; aber die macedonischen Gesandten ließen das nicht zu, gaben aber zu verstehen, ihr König werde Phocis gegen Theben halten, und so ließen sich die Athener verleiten, Phocis preiszugeben.

Als sodann diese Bedingungen von Seite der Athener beschworen worden waren, wurde eine zweite athenische Gesandtschaft, unter der Leitung des

Äschines, Demosthenes und Philokrates, nach Pella geschickt, um auch den Eid Philipp's entgegenzunehmen. Anstatt ihre Reise zu diesem Zwecke zu beschleunigen, damit Philipp nicht weitere Eroberungen machen könnte, blieb die Gesandtschaft auf Betrieb ihrer macedonischgesinnten Glieder noch 9 Tage in Athen, bis (auf Demosthenes Betrieb) ein Senatsbeschluß sie zur Abreise nöthigte. Allein sie machten nur ganz langsame Tagereisen und warteten dann, anstatt den Philipp in Thrazien schnell aufzusuchen, 50 Tage lang in Pella auf seine Rückkunft, also so lange, bis Philipp inzwischen vollends nicht nur das Reich des thrazischen Königs Kersobleptes, sondern auch mehrere den Athenern zinspflichtige Küstenstädte in Thrazien und auf dem Chersones eingenommen hatte.

Nun erst kam es zur eigentlichen Audienz. Dießmal hielt Demosthenes zuerst seine Rede an Philipp, in der er (nach des Äschines Aussage) es unterließ, das für die gegenwärtige Lage Nützliche hervorzuheben, dagegen dem Könige starke Schmeicheleien sagte. Darauf folgte des Äschines Rede, in der er den Philipp von dem Zuge, den er soeben gegen die von den Phociern besetzten Thermopylen antreten wollte, abzubringen suchte und ihn ermahnte, in der delphischen Streitfrage nicht mit Waffengewalt, sondern lieber schiedsrichterlich zu entscheiden, dabei die böotischen Städte gegen Theben in Schutz zu nehmen und sich deßhalb die Wiederherstellung des Amphiktyonenrathes zu einer heiligen Pflicht zu machen. — Demosthenes gab nachher an, nur ungern eine Stelle in dieser Gesandtschaft angenommen zu haben; er habe dabei des Äschines falsches Spiel erkannt und habe früher von Pella abreisen wollen, um es in Athen aufzudecken; Philipp aber habe ihn an der Abreise verhindert.

Endlich erklärte Philipp den Gesandten, daß er den Athenern zwar den Chersones lassen wolle, daß aber Phocis von dem Frieden ausgeschlossen bleiben müsse; doch ließ er ihnen abermals täuschend zu erkennen geben, daß er es im Grunde auf Theben und nicht auf Phocis absehe, und brach sogleich mit seinem Heere nach Thessalien auf. Daher unterzeichnete die ihn dahin begleitende athenische Gesandtschaft zu Pherä den Frieden, den er sodann beschwur. Er stand nur noch drei Tagemärsche von den Thermopylen entfernt, als die Gesandten nach Athen zurückkehrten.

Obgleich Demosthenes dem Senat das falsche Spiel Philipp's offenbarte und ihn zum Einschreiten gegen Philipp zu bewegen suchte, so machte doch die vor dem Volke gehaltene Rede des Äschines und dessen Versicherung, daß es nicht auf die Phocier, sondern auf die Thebaner abgesehen sei, einen so günstigen Eindruck, daß Demosthenes nicht mehr zum Worte kommen konnte, zumal ein vorgezeigter Brief Philipp's voll Achtungsbezeugungen gegen Athen und voll Verheißungen für dessen künftiges Wohl bei'm Volke den größten Beifall hervorbrachte.

Jetzt suchte wenigstens Sparta die Thermopylen zu retten und erbot sich durch ein abgesandtes Söldnerheer zu ihrer Besetzung; aber Phaläkus, der mit den Phociern längst zerfallen und, um sich mit seinen Söldnern zu retten, mit Philipp in geheime Unterhandlung getreten war, wies ihr Anerbieten zurück. Weil selbst Athen den Phociern rieth, ihre Sache dem Amphiktyonengerichte zu überlassen, wo ihnen Philipp einen günstigen Spruch verschaffen würde, so leisteten die Phocier keinen Widerstand, und da nun vollends der Verräther Phaläkus die Thermopylenfestung gegen freien Abzug den Macedoniern übergab, so war Philipp, ehe man sich's versah, Herr von Phocis, 346 v. Chr.

Hierauf berief er den Amphiktyonenrath und ließ durch ihn über die tempelräuberischen Phocier, welche zehn Jahre lang durch ihre Söldnerheere Böotien, Lokris und Thessalien auf's grausamste verheert hatten, das Strafurtheil sprechen. Sie wurden aus dem Bunde gestoßen, ihre Kriegsvorräthe zu Gunsten des Tempels verkauft, ihren 22 Städten die Mauern zerstört, die Bewohner in Flecken zerstreut, viele derselben nach Macedonien geschleppt, und alle beim Tempelraub Betheiligte verflucht. Der Tempel selbst wurde den Delphiern zurückgegeben, und den Phociern ein jährlicher Tribut von 50 Talenten an den Tempel auf so lange auferlegt, bis der geraubte Schatz ersetzt sein würde. Alle, die an der Tempelberaubung offenen Antheil genommen hatten, giengen mit Phaläkus in's Exil. (Letzterer kam späterhin auf Kreta bei einem Brande um.)

In der Zeit zwischen der Eroberung von Thermopylä und der Bestrafung der Phocier veröffentlichte der berühmte Redner Isocrates, welcher 34 Jahre zuvor in seiner panegyrischen Rede alle griechischen Staaten aufgefordert hatte, unter der Führung Athens und Sparta's einen Kriegszug gegen Asien zu unternehmen, seine Rede an den Philipp, worin er denselben auffordert, die vier größern griechischen Staaten Athen, Sparta, Theben und Argos miteinander auszusöhnen, dann sich an die Spitze aller griechischen Staaten zu stellen und mit ihnen das persische Reich, dessen König Darius Ochus damals gerade durch eine Empörung Ägyptens, Phöniziens und Cyperns in Noth war, zu stürzen, um die asiatischen Griechen frei zu machen und allen denjenigen, die in Griechenland ohne feste Sitze umherzögen, eine neue Heimath zu verschaffen. — Es mußte mit dem Verfalle Griechenlands schon weit gekommen sein, wenn solche Männer im Gefühl der Unheilbarkeit des allgemeinen Schadens glauben konnten, einen hellenischen Gesammtstaat nur unter der Obmacht und Vormundschaft eines Gewaltherrn wie Philipp, also um den Preis der Selbständigkeit, zu Stande bringen zu können.

Alsdann wurde, besonders auf Thebens Betrieb, an die Stelle von Phocis König Philipp in den Amphiktyonenbund aufgenommen und ihm die Promantie beim Orakel, sowie die Aufsicht über die pythischen Spiele übertragen. Damit erhielt er eine eigentliche hellenische Stellung und eine vermehrte Gelegenheit zu leichtem Eingreifen in die hellenischen Angelegenheiten.

Dagegen erhoben die enttäuschten Athener Widerspruch und dachten sogar darauf, sich zum Kriege zu rüsten, obgleich selbst Demosthenes (in seiner Rede „über den Frieden“) nicht zum Friedensbruch rieth. Doch beruhigten sie sich wieder, als Philipp, nachdem er durch Besatzungen Vorkehr getroffen hatte, sich den Weg durch die Thermopylen stets offen zu halten, mit seinem Heere wieder nach Macedonien zurückgieng, in der stillen Absicht, erst durch anderweitige Vorarbeiten und Unternehmungen Athen zu vereinzeln, um es desto sicherer in seine Gewalt zu bekommen.

3. Kapitel. Philipp, Herr von Griechenland.

1. Philipp's Vorschritte im Chersones. Angriffe auf Perinth und Byzanz.

Während Philipp neue Städte in Thrazien gründete und sich die illyrischen Bergvölker unterwarf, befestigte er seinen Einfluß auf Euböa, gewann in Me-

garis eine Partei und nahm den Korinthern einige Städte am ionischen Meer weg. Dabei aber that er Alles, um die Griechen durch den Glanz seines Hofes, durch Achtung und Freigebigkeit gegen ihre Dichter und Künstler, durch freundliche und ehrenvolle Aufnahme aller Unterdrückten, für sich zu gewinnen. Als er hierauf die Athener in ihren chersonesischen Besitzungen zu beschränken anfieng, hielt Demosthenes seine zweite gewaltige Philippika und bald darauf seine Anklagerede gegen Äschines, den er der Bestechung beschuldigte. Aber während die Athener mit diesen Gerichtsverhandlungen beschäftigt waren, gewann Philipp sowohl im Chersones, als auch im Peloponnes weiteren Fuß.

Da sandten die Athener zum Schutz des Chersones den wackern Feldherrn Diopeithes ab, der einen Streifzug in's macedonisch-thrazische Gebiet machte, und als Philipp auf dessen Absetzung drang, bestätigten die Athener, durch des Demosthenes dritte Rede ermuthigt, nicht nur den Diopeithes im Amt, sondern vertrieben auch durch Phocion die macedonischen Besatzungen aus Euböa und ließen die macedonischen Schiffe kapern.

Fortan handelten die Athener mehr im Einklang mit Demosthenes, dessen Hinweisungen auf Philipp's verderbliche Absichten ihnen jetzt mehr und mehr einleuchteten. Sie hatten ihm daher zwischen den Jahren 344 bis 340 viele Gesandtschaften an verschiedene griechische Staaten (nach dem Peloponnes, nach Ambracia, Leukas, Corcyra, Thessalien, Euböa) anvertraut, um sie gegen Philipp zu vereinigen.

Jetzt erließ Philipp eine Kriegserklärung gegen Athen und richtete seine Angriffe auf die wichtigen Städte Perinthus am westlichen Ufer der Propontis (des Marmorameers) und Byzanz am Hellespont. Beide vertheidigten sich mit der ausdauerndsten Tapferkeit und fanden unerwartete Hülfe. Der persische Statthalter auf der gegenüberliegenden asiatischen Küste, welcher die Gefahr für Persien erkannte, unterstützte die Stadt Perinth mit Söldnern und Geld, und der Stadt Byzanz sandten die Athener auf des Demosthenes vierte philippische Rede eine ansehnliche Flotte zu Hülfe. Weil aber Chares dieselbe befehligte, so wiesen die Byzantier, die von dessen Grausamkeit und Nichtswürdigkeit schon früherhin viel zu leiden gehabt hatten, die Hülfsflotte zurück, und erst als die Athener dem edlen Phocion den Oberbefehl übergaben, nahm Byzanz diese Hülfe an und auf. Und da auch die mit Athen verbündeten Inseln Chius, Rhodus, Kos Hülfe sandten, so mußte Philipp, aller seiner Anstrengungen ungeachtet, auf die Eroberung von Byzanz sowohl, als auch von Perinth verzichten und sich zurückziehen. Die Byzantier und Chersonesier bezeugten daher der Stadt Athen ihren Dank durch ein Ehrendenkmal; Athen aber ehrte seinen Demosthenes mit dem goldnen Kranz.

Um hierauf die erlittenen Unfälle bei seinem Heere vergessen zu machen, that Philipp einen glücklichen Kriegszug gegen die Scythen (im Norden der untern Donau), wurde aber auf der Rückkehr von den Triballern schwer verwundet und mußte zu seinem Verdruß gewahren, daß Phocion unterdeß seine thracischen Besitzungen verheert hatte und die athenische Kaperei den macedonischen Küstenhandel störte.

2. Neuer heiliger Krieg. Philipp in Phocis. Des Demosthenes Anstrengungen zur Vereinigung der Griechen. Der Entscheidungskampf bei Chäornéa.

So schienen Philipp's Fortschritte auf lange gehemmt. Aber siehe, da mußte ihn (ob mit oder ohne seine Veranlassung, ist ungewiß) ein neuer heiliger Krieg an's Ziel bringen. Die Bewohner der lokrischen Stadt Amphissa sollten wegen Bebauung des kirrhäischen Feldes und wegen Beleidigung der Amphiktyonen eine Geldbuße erlegen. Als sie die Zahlung verweigerten, beschloßen die Amphiktyonen, deren Mehrzahl aus macedonischgesinnten Thessaliern bestand, den König Philipp als Bundeshaupt zu bitten, daß er den delphischen Gott rächen und die Ausführung des Beschlusses übernehmen möchte.

Unverweilt zog Philipp in eigner Person mit einem Heere wieder durch die Thermopylen, schlug die Amphissäer, denen die Athener in klarer Erkenntniß der besonders ihnen drohenden Gefahr 10,000 Söldner zu Hülfe gesendet hatten, und überwinterte zum Schrecken der Thebaner und Athener in Lokris.

Schon als Philipp auf jenem Zug gegen Amphissa die ehemalige phocische Hauptstadt Elatēa, die der Schlüssel von Böotien gewesen und jetzt ihrer Mauern beraubt war, wieder zu befestigen befahl, um sich daraus einen Waffenplatz zu machen, hatten die Athener die immer näherrückende Gefahr für sie erkannt. Weil damals Theben und Athen in einer feindseligen Spannung mit einander lebten, so hatte Philipp Grund zu glauben, diese beiden Staaten würden sich nicht gegen ihn vereinigen. Allein Demosthenes drang auf eine Verbindung mit Theben und brachte es dahin, daß es zum Anschluß an Athen aufgefordert wurde. Obgleich aber Theben durch Philipp's Nähe am meisten bedroht war und von ihm noch nicht alle seine vorigen Besitzungen wieder erhalten hatte, so zauderte es doch, theils von Philipp's Schmeicheleien bethört, theils aus schwer zu überwindendem Haß gegen Athen.

Plötzlich besetzte Philipp das unterdeß wieder befestigte Elatēa. Die dadurch hervorgebrachte Bestürzung in Athen benützte Demosthenes, um durch eine feurige Rede, worin er Jeden, der noch von Frieden sprechen würde, selber bei den Haaren in's Gefängniß zu führen drohte, die Gemüther zum Handeln zu bewegen, — und durch seine Bemühung kam nicht nur die schon vorbereitete Verbindung mit Euböa, Megara, Korinth, Achaja, Kerkyra und der Stadt Leukas zu Stande, sondern es sollte auch Theben noch einmal zum Beitritt aufgefordert und einstweilen junge Mannschaft nach Eleusis, so wie eine Flotte von 100 Dreirudern nach den Thermopylen gesendet werden. Der ganze Beschluß war ohne Widerspruch zu Stande gekommen und auch Äschines sprach kein Wort dagegen.

Während Athens Truppenmacht nach der Gränze aufbrach, gieng Demosthenes selbst als Gesandter nach Theben, und obgleich der von Philipp bestochene ausgezeichnete Redner Python alles aufbot, den Haß Thebens zur Rache gegen

Athen aufzustacheln, so siegte doch des Demosthenes größere Redekunst dadurch, daß er einerseits Athens Bündniß ohne allen Vorbehalt anbot, anderseits daß er mit Weglassung aller Anspielungen auf vormalige Eifersucht und Verbitterung an die Tage früherer Freundschaft beider Staaten erinnerte und ihre nachmalige Feindschaft gegeneinander als die natürliche Folge eines rühmlichen Kampfes um die Hegemonie darstellte, daß es aber jetzt gelte, gegen einen Fremdling, der durch Trug und Täuschung die Herrschaft an sich reißen wolle, zusammenzustehen und, eingedenk des Ruhmes der Väter, die Schmach der Knechtschaft abzuwehren.

Da widerstanden die Thebaner nicht länger; sie erklärten ihren Beitritt und nahmen gleich das athenische Bundesheer unter Chares und Lysikles bei sich auf. Und nachdem auch die übrigen Bundesgenossen eingetreten waren, rückte das 40,000 Mann starke Bundesheer gegen Philipp aus. Wirklich siegten die Verbündeten sogleich in zwei Treffen, so daß man in Athen schon Freuden- und Dankfeste anstellte und den Demosthenes wieder mit einer Bürgerkrone ehrte, ja ihm die Leitung aller Angelegenheiten überließ.

Obgleich nun Phocion auch jetzt, wie schon früher, zum Frieden rieth, so drang doch Demosthenes auf einen Entscheidungskampf. Er befand sich nämlich selbst im Lager der Verbündeten und gab sich alle Mühe, sie beisammen zu halten und unglückweissagende Reden im Volke zu entkräften. Und als Philipp zu Friedensbedingungen bereit und die Böotarchen darauf einzugehen geneigt waren, schalt er jeden einen Verräther, der einen Friedensvorschlag machen würde. Konnte er auch dadurch den Untergang Griechenlands nicht abhalten, so gab er doch der von ihm vertretenen griechischen Freiheit die Gelegenheit, „eine Probe ihrer Kraft abzulegen und im schlimmsten Falle würdig und ehrenvoll unterzugehen". So erfolgte denn im August des folgenden Jahres 338 v. Chr. die **Schlacht bei Chärone̅a** in Böotien. Die verbündeten Griechen boten alle Kräfte auf, aber die Ungleichheit derselben war zu groß. Philipp's kampfgeübte Phalanx trug den Sieg davon, und dieser Sieg machte ihn zum Herrn von Griechenland.

Schon hatten nämlich die Athener auf dem linken Flügel die Macedonier zum Weichen gebracht, als die Thebaner auf dem rechten Flügel von Philipp's Sohne Alexander, der damals 18 Jahre alt war, in einem ungestümen Angriff zur Flucht gezwungen wurden, obgleich die heilige Schaar der Dreihundert, die seit ihrer Errichtung (V. 9, 2.) bis dahin unbesiegt geblieben war, ihrem Eide getreu nicht von der Stelle wich, bis von ihnen auch der letzte Mann gefallen war. Während nun die siegenden Athener ihrerseits, anstatt Philipp's Phalanx anzugreifen, dem vor ihnen sich zurückziehenden Flügel nachsetzten, faßte Philipp durch eine Schwenkung sie im Rücken und vollendete die Niederlage der Griechen.

Von den Athenern allein blieben 1000 Bürger auf dem Platze und 2000 wurden gefangen. Demosthenes hatte als Hoplite mitgefochten und nahm Theil an der Flucht seiner Landsleute, weßhalb seine politischen Feinde ihn der Feigheit ziehen, die aber bei seinen Mitbürgern im Allgemeinen keinen Glauben fand. Unter den entkommenen Athenern befanden sich auch die Feldherrn Chares und Lysikles, welcher letztere nachher zum Tode verurtheilt wurde.

In der Nacht durchwanderte Philipp mit seinem Gefolge, vom Sieg und Siegesmahle trunken, das Schlachtfeld und soll beim Anblick der mit Wunden bedeckten Leichname der heiligen Schaar mit Ruhm von den Thebanern —, beim Anblick daliegender athenischer Gefallner

aber mit Hohn von den Athenern gesprochen haben, bis ihm der gefangene athenische Redner Demādes zugerufen habe: „Warum willst Du die Rolle der Thersites (VI. 3, 3.) spielen, da dir das Geschick die des Agamemnon zugetheilt hat? Hierauf habe Philipp beschämt sich den Festkranz vom Haupte gerissen und dem Demādes die Freiheit geschenkt. — Die Thebaner begruben nachher alle ihre Gebliebenen in ein gemeinsames Grab und setzten ihnen ein marmornes Denkmal in Form eines kolossalen Löwen, von welchem man in unserer Zeit noch Trümmer aufgefunden hat.

Ungeachtet nun klar am Tage lag, daß gegen Philipp's Uebermacht fernerer Widerstand rein vergeblich sein werde, so versuchte es doch Demosthenes auch jetzt noch, die Athener zu neuen Anstrengungen aufzufordern, so daß von da an sein „Kampf für die Selbständigkeit der Ohnmacht" und für eine zur Unmöglichkeit gewordene Freiheit dem Beobachter die gemischte Empfindung der Bewunderung seines Muths und des Mitleids mit seiner Einsicht gewährt. Edel war es übrigens von den sonst so wankelmüthigen Athenern, daß sie den großen Redner, als seine Gegner (darunter Äschines) ihn als den Urheber dieses Mißgeschicks vor Gericht anklagten, nicht nur freisprachen, sondern ihm auch den ehrenvollen Auftrag gaben, den bei Chäronēa Gefallenen die herkömmliche Leichenrede zu halten.

Philipp, der Griechenlands Freiheit nicht despotisch unterdrücken, sondern nur unter seiner Hoheit auf ein höheres Ziel hinrichten wollte, achtete insbesondere Athens Freiheitsgefühl und Bildungsstand so hoch, daß er es mit möglichster Schonung behandelte und den Athenern (welche eine Gesandtschaft unter Äschines und Demades an ihn schickten) unter der Bedingung, daß sie den ihrer Herrschaft unterworfenen Inseln die Freiheit gaben, einen mäßigen Frieden bewilligte, der Athens Verfassung und innere Freiheit unangetastet ließ.

Während er, um die Thebaner für ihren Abfall zu strafen, eine macedonische Besatzung in die Kadmea legte und in Theben der macedonischgesinnten Partei die Regierung übergab, auch die von Thebanern zerstörten Städte Orchomenus und Platää wieder aufbaute; — während er bei seinem kriegerischen Zuge durch den Peloponnes die Spartaner zwang, ihrer Waffenvorstandschaft im Peloponnes zu entsagen und an Argos, Arkadien und Messenien alles Entrissene zurückzugeben, — betrat er den attischen Boden mit keinem Schritt, und gab die tausend bei Chäronēa gefangenen Athener ohne Lösegeld frei.

Obgleich er den Spartanern ihr Gebiet verheerte und ihre Gränzen auf drei Seiten verengerte, auch in allen peloponnesischen Städten die Verwaltung in die Hände seiner Anhänger legte, so war doch Sparta die einzige Stadt, die, ohne um Frieden zu bitten, standhaft wider ihn aushielt und mit größerer Entschlossenheit, als Athen, ihre alte Freiheit und Würde behauptete.

3. Philipp unbeschränkter Oberfeldherr der Griechen im beabsichteten Feldzug gegen Persien. Sein Tod.

Um nun vollends zum letzten und höchsten Ziel seiner Wünsche zu gelangen, lud er sämmtliche griechische Staaten im Frühling des Jahres 337 v. Chr. zu

einer National-Versammlung nach Korinth ein, wo er ihnen einen gemeinschaftlichen Kriegszug gegen die Perser vorschlug, an welchen er die von denselben vormals an Griechenland verübten Frevel zu rächen sich getrieben fühle. Alle Staaten, mit Ausnahme von Sparta und Arkadien, hatten sich durch ihre Gesandten eingestellt, und er wußte sie durch Freundlichkeit und Freigebigkeit so für jenen Plan zu gewinnen, daß sie in seinen Antrag einstimmig eingiengen und ihn zu ihrem Oberfeldherrn mit unbeschränkter Gewalt ernannten.

Mit diesem Titel „war der Name gefunden, wodurch Philipp's monarchisch-dominirender Einfluß auch vor der republikanischen Meinung gerechtfertigt war." Nachdem er eines jeden Staates Beitrag an Truppen und Geld bestimmt hatte, kehrte er nach Macedonien zurück.

Die Athener sollten zu diesem Feldzuge eine wohlgerüstete Flotte stellen und diese unter Philipp's Oberbefehl stehen. Von nun an verlor Athen, ungeachtet es noch mehrere Jahre eine große Flotte und gefüllte Seemagazine hatte, seine Seeherrschaft — eine Umkehr der Verhältnisse, die für sie um so bitterer und schmerzhafter war, als sie nicht bloß von einer einfachen Autonomie wie andere Staaten, sondern von einer langgewohnten höhern Machtstellung herabsteigen mußten. Als sie ihren Verdruß äußerten, sagte ihnen Phocion: ihr Murren sei zu spät; da sie den Frieden gewollt, so müßten sie auch dessen Folgen tragen.

Nachdem Philipp im übrigen Theile des Jahres die Rüstungen betrieben hatte, sandte er im Frühling 336 seine Feldherren Parmenio und Attălus mit einer Heeresabtheilung nach Kleinasien voraus und hatte vor, bald selbst mit dem Hauptheere aufzubrechen. —

So stand es bereits mit diesem großen Gedanken seines Geistes, dessen Vorbereitung seiner Klugheit und Beharrlichkeit so gut gelungen, dessen Ausführung aber nicht ihm aufbehalten war.

So glücklich er als Regent und Feldherr war, so traurig sah es in seinem häuslichen Leben aus, zum Theil durch seine Schuld. Mit seiner ersten Gemahlin Olympias, der Tochter des Neoptolemus, Königs der Molosser in Epirus, deren leidenschaftlicher, oft extatisch erregten Gemüthsart er häufigen Anlaß zu eifersüchtiger Gereiztheit gab, lebte er in einem solchen Mißverhältniß, daß er sie zuletzt verstieß und dadurch auch seinen mit ihr erzeugten Sohn Alexander sich entfremdete. Als hierauf Philipp eine zweite Ehe mit Kleopatra, der Nichte eines seiner Feldherren, des obgenannten Attălus, eingieng, so kam es bei der Hochzeitfeier, bei welcher nach macedonischer Weise das Trinkgelag mit der Trunkenheit des Wirthes und der Gäste endete, zu einem so ärgerlichen, das sittliche Gefühl empörenden Auftritt zwischen Vater und Sohn, daß der schwerbeleidigte Alexander sich ganz vom Hofe entfernte und selbst nach eingetretener Wiederversöhnung, zu welcher Philipp die Hand bot, das Mißtrauen gegen den Vater nicht verlor, zumal Olympias von Epirus aus, wo sie bei ihrem Bruder, dem damaligen König von Epirus, lebte, dasselbe zu unterhalten suchte. Als nun Olympias diesen ihren Bruder sogar anstiftete, den Philipp an seinem bevorstehenden persischen Feldzug durch eine Kriegsdrohung zu hindern, so wußte Philipp den epirotischen König nur dadurch zu gewinnen,

daß er ihm seine und der Olympias Tochter, die auch Kleopatra hieß, zur Ehe gab.

Diese Hochzeit wurde im August des Jahres 336 in der alt-macedonischen Königsstadt Ägä mit der größten Pracht gefeiert: denn bei dieser Gelegenheit wollte Philipp, bevor er den Schauplatz seiner Thaten nach Asien verlegte, vor den Augen von Macedonien und Griechenland noch einmal die ganze Größe seiner Macht und Herrlichkeit entfalten. Auf seine Einladung fanden sich nicht nur alle Großen und Edlen seines Reichs, sondern auch die meisten Staaten Griechenlands durch Gesandte, so wie noch viele andere angesehene Staatsmänner und Redner, Dichter und Künstler, Musiker und Schauspieler Griechenlands ein, und die Festzüge, Gelage und Wettspiele zogen noch außerdem eine zahllose Menge Schaulustiger herbei.

Die Festlichkeiten waren schon bis zum zweiten Tage vorgerückt, an welchem der feierliche Zug des Hofes und der Gäste (wobei zunächst den Bildern der zwölf Götter Philipp's Bild wie das eines „dreizehnten Gottes" einhergetragen wurde) in das Theater gieng. Da, als eben Philipp, um Allen sein Vertrauen zu zeigen, nicht nur seine Trabanten in einer ziemlichen Entfernung hinter sich gehen, sondern auch seiner Freundesumgebung beim Theatereingang den Vortritt ließ, so daß er in diesem Augenblicke ganz allein in einem weißen Festgewand einhergieng, — stürzte einer seiner Leibwächter, ein junger Edelmann, Namens Pausanias, auf ihn zu und stieß ihn mit dem Dolche nieder, so daß er sogleich seinen Geist aufgab.

So war der Orakelspruch, den Philipp für seinen asiatischen Feldzug von der Pythia eingeholt und auf Niemand Anderen, als auf den Perserkönig gedeutet hatte, und der so lautete: „Siehe der Stier ist bekränzt, sein Ende da, nahe der Opferer!" in nur zu genaue Erfüllung gegangen.

Den Mörder hatte zuerst Privatrache zu dieser That getrieben, weil er für eine als Edelknabe von dem Attalus erlittene Entehrung beim Könige keine Genugthuung hatte erhalten können. — Es geht aus verschiedenartigen Erzählungen von den Beweggründen zu dieser That hervor, daß auch Anreizungen von verschiedenen Parteien, namentlich auch die Anreizungen der rachsüchtigen Olympias, die Wuth des Pausanias von dem Attalus, der in Asien schwer zu erreichen war, hinweg und gegen den Philipp gelenkt haben. Als die That vollbracht und Alles vor Bestürzung wie gelähmt war, lief Pausanias nach den Thoren der Stadt, wo Pferde für ihn bereit standen. Aber während Einige dem Könige zu Hülfe eilten, stürzten die Leibwächter Leonnatus und Perdikkas dem Thäter nach und stießen ihn, da sein Fuß über eine Weinranke strauchelte, auf der Stelle nieder. — Nach dem feierlichen Begräbniß Philipp's ließ Olympias den Leichnam des Pausanias von dem Kreuz, an das er geschlagen worden war, herabnehmen und ihn verbrennen; auch errichtete sie ihm ein Grabmal und ließ zu seinem Gedächtniß ein jährliches Fest feiern.

4. Kapitel. Alexander König von Macedonien.

1. Alexander's Regierungsantritt. Seine Jugend und Vorbildung.

Mit dem plötzlichen Tode Philipp's, der im 47. Jahr seines Alters und im 25. Jahre seiner Regierung vom Weltschauplatz abtreten mußte, schien nun nicht

nur die Unterwerfung Persiens zur Unmöglichkeit geworden, sondern auch Macedonien sowohl, als Griechenland von Neuem einer endlosen Unordnung und Unruhe preisgegeben zu sein.

Die Frage über die Thronfolge schien nicht allen Macedoniern dadurch ausgemacht, daß Alexander Philipp's Erstgeborner war. Manche macedonische Große fürchteten den Einfluß der rachsüchtigen Olympias; Andere glaubten, der von Philipp zurückgestellte Amyntas, sein Neffe und Schwiegersohn, habe das nächste Anrecht an den ihm von Philipp entzogenen Thron; noch Andere, wie das Adelsgeschlecht der Lynkestier, deren Vorfahren selbst einst macedonische Könige waren, nahmen ihn selbst für sich in Anspruch, ja sie waren es, die schon länger her mit dem persischen Königshause in Verbindung standen, und ebenfalls den Mörderarm des jungen Pausanias durch Anspornung seines Rachegefühls geleitet hatten.

Aber das Volk und Heer hieng an Philipp's Sohn Alexander, dessen Tapferkeit, Hochherzigkeit und Leutseligkeit ihr Vertrauen schon länger her erweckt hatte. Daher wagte Niemand einen Einspruch, als der zwanzigjährige Jüngling die Zügel der Regierung ergriff; es war sogar einer der Lynkestier, gleichnamig mit ihm, so klug, ihm zuerst zu huldigen, wofür Alexander ihn allein begnadigte, während er die übrigen Glieder dieser gefährlichen Familie, und wer sonst noch an ihrer Verschwörung betheiligt war, auf dem Grabe seines Vaters hinrichten ließ. Unter denen, welche, als der Mitschuld oder des Strebens nach der Krone verdächtig, um das Leben gebracht wurden, befand sich auch der oberwähnte 24jährige Amyntas.

So war zunächst Macedonien beruhigt und Alexander's Freunde zweifelten nicht, daß er das angefangene Werk seines Vaters vollenden werde. War doch in diesem Jüngling Alles vereinigt, was irgend erforderlich sein konnte, die große Aufgabe, die seinem Vater nur in unbestimmtem und engerem Umrisse vor der Seele schwebte, mit voller Klarheit und in großartigster Weise auszuführen. Von Natur mit hohen und reichen Anlagen des Geistes und Herzens begabt, von seiner frühen Kindheit an mit dem Sagenmark der griechischen Vorzeit genährt, mit den Siegesthaten bei Marathon und Salamis vertraut, mit den auf Asien abzielenden Wünschen seines Vaters und seiner ganzen macedonischen Umgebung bekannt, und von dem größten Denker des Alterthums in die Tiefen griechisch-philosophischer Bildung eingeweiht, welche sowohl seine natürliche Leidenschaft mäßigte, als auch das Bewußtsein seiner Kraft erhöhte, — war er ausersehen, nicht blos den siegreichen Arm einer ausgebildeteren Kriegskunst über Persien auszustrecken, sondern auch zugleich den geistigen Belebungsstoff griechischer Bildung und Gesittung in die abgestandene schwer bewegliche Masse des orientalischen Lebens zu werfen.

So wie schon in Alexander's Geburtsnacht (Jul. 356) die Flammen des Dianentempels zu Ephesus (des größten Heiligthums auf asiatischem Boden, durch dessen Niederbrennung sich Herostratus einen Namen machen wollte), den Alten einen bedeutungsvollen Schein auf den Zweck seines Lebens zu werfen schien: so ahneten auch schon in dem königlichen Knaben persische Gesandte, die einst von ihm in Abwesenheit seines Vaters empfangen und

über ihres Reiches und Königs Verfassung und Heeresmacht gefragt wurden, den künftigen Herrscher, der seinen Vater noch übertreffen werde. Der Knabe selbst aber äußerte bei den Siegen seines Vaters gegen seine Gespielen die Besorgniß, sein Vater möchte ihm nichts mehr zu thun übrig lassen. Und wie frühe selbst Philipp seinem Sohne eine große Bestimmung zudachte, zeigt die Wahl seines Erziehers, des großen Aristoteles (V. 11, 9.), an welchen er schon bei Alexander's Geburt Folgendes schrieb: „Vernimm, daß mir ein Sohn geboren ist; nicht so sehr daß er geboren, als daß er in deinen Tagen geboren ist, erfüllt mich mit Dank gegen die Götter: von dir erzogen und gebildet, wird er, hoff' ich, meiner würdig und der großen Bestimmung gewachsen sein, die einst sein Erbe ist".

In allen ritterlichen Übungen, in denen er unter Aufsicht eines Verwandten seiner Mutter, des Leonidas, frühe Anleitung erhielt, gewann er eine ungewöhnliche Fertigkeit, so daß, als er z. B. einst ein wildes thessalisches Roß, das kein Anderer besteigen konnte, allein bändigte, sein Vater ihn mit den Worten umarmte: „Mein Sohn, suche dir ein andres Königreich; Macedonien ist für dich zu klein!" Jenes Roß aber, dem er den Namen Bucephalus gab (gr. Bukephalos, d. i. Ochsenkopf, weil es einen starken Kopf hatte), trug ihn nachher in allen seinen Siegesschlachten. — Ein anderer Lehrer seiner Kindheit war Lysimachus aus Akarnanien, der sein Herz dadurch gewann, daß er den Alexander Achilleus und den Philipp Peleus nannte: denn schon frühe zogen ihn die Thaten dieser Ahnherrn, deren sich sein Stamm rühmte, an. Als er 10 Jahre alt war und sein Vater die zur königlichen Tafel geladene athenische Gesandtschaft (bei der Äschines und Demosthenes waren) in seiner angenehmen und heitern Weise unterhielt, mußte auch Alexander einige Stücke aus Dichtern declamiren.

In seinem 13. Jahre wurde er der Leitung des Aristoteles übergeben, der ihn näher in die Heroenwelt Homer's einführte, für die sich der ruhmbegierige Jüngling so begeisterte, daß er stets eine Abschrift der Ilias unter seinem Kopfkissen barg und sich vorzüglich den Achilleus zum Vorbild nahm und ihm auch darin zu gleichen suchte, daß er sich einen Freund, wie Patroklus, in dem jungen **Hephästion** erkor, mit dem er auch bis an's Ende innig verbunden blieb.

Dabei aber führte Aristoteles seinen Zögling auch in die ernsten Wissenschaften ein und zügelte seinen überlebhaften Geist und sein leidenschaftlich aufbrausendes Temperament, das er von seiner Mutter ererbt hatte, durch die strengen Gesetze des Denkens, indem er ihm mittheilte, was er selbst über die Verfassung des Staats, über die Pflichten der Tugend, über die Natur der Dinge und über das Wesen der Gottheit erkannt hatte. Ihm verdankte Alexander die schönsten Strahlen seines Ruhms: den Adel königlicher Gesinnung, den Abscheu vor der Wollust, den hohen Sinn für Wissenschaft und Kunst und das ganze Hochgefühl hellenischer Denkweise, dadurch er sich nicht nur über die früheren Welteroberer, sondern auch über die gewöhnliche Bildung seiner Zeit weit erhob. Letzteres ersieht man aus einem von Plutarch mitgetheilten Briefe Alexander's an Aristoteles folgenden Inhalts: „Alexander wünscht dem Aristoteles Wohlergehen! Du hast nicht recht gethan, daß du deine akroamatischen Schriften herausgabst. Denn wodurch werden wir uns denn vor den Andern auszeichnen, wenn die Kenntnisse, wodurch wir gebildet worden sind, allgemein werden? Ich aber ziehe vor, durch Einsicht in den besten und wichtigsten Dingen mich auszuzeichnen, als durch Gewalt. Lebe wohl!" — Worauf Aristoteles antwortete: „Aristoteles wünscht dem Könige Alexander Wohlergehen! Du schreibst mir wegen der akroamatischen Schriften und glaubst, ich hätte sie geheim halten sollen. Wisse, daß sie herausgegeben sind und auch nicht herausgegeben: denn sie sind nur denjenigen verständlich, welche mich gehört haben. Lebe wohl!" — Für solche Erziehung und Unterweisung bewahrte Alexander dem Aristoteles die größte Verehrung, indem er zu sagen pflegte: „seinem Vater verdanke er das Leben, seinem Lehrer aber, daß er würdig lebe."

Seinem Innern entsprach sein Äußeres: „sein heftiger Gang, der funkelnde Blick, das zurückfliegende Haar, die Gewalt seiner Stimme bekundeten den Helden; wenn er ruhte, bezauberte die Milde seiner Miene, das sanfte Roth, das auf seinen Wangen spielte, sein feucht auf-

blickendes Auge, das ein wenig zur linken geneigte Haupt." — Daß jedoch ungeachtet der größten Natur- und Bildungsgaben selbst der Besitz der Welt den Hunger der Seele nicht zu stillen vermag, sollte sein Leben darthun, dessen Eroberungsgang übrigens, wenn auch nur mittelbar und ihm so wenig als der damaligen Welt bewußt, jenem ewigen Gute den Weg bahnen sollte, das allein die Seele sättigen kann.

2. Alexander's Feinde. Sein entschiedenes Auftreten in Griechenland. Alexander Oberfeldherr der Griechen.

War nun gleich Alexander's Thron und Lebensplan durch die Anerkennung der Macedonier gestützt, so drohten doch von drei andern Seiten her bedenkliche Gefahren. Attalus, der mit Parmenio bereits in Kleinasien angekommen war, traf schon Vorkehrungen, um mit dem ihm untergebenen Heere für seinen Großneffen, den jüngsten Sohn Philipp's von der Kleopatra, nach der macedonischen Herrschaft zu greifen; — die barbarischen Völker des macedonischen Nordens machten Miene, sich ihrer Tributpflicht zu entziehen; — in Griechenland endlich waren alle Staaten, besonders aber Athen, Theben und Thessalien, im Begriff, das Joch der macedonischen Hegemonie abzuwerfen, ja die Athener, (die noch eben bei dem Feste zu Ägä dem Philipp nebst einem goldenen Ehrenkranz den geschriebenen Volksbeschluß überreicht hatten, daß sie Jeden ausliefern wollten, der dem Könige nach dem Leben trachten oder, von ihm verfolgt, zu ihnen fliehen würde) hatten, im ersten Freudentaumel über Philipp's Ermordung, auf Demosthenes' Antrag (doch unter Phocion's Widerspruch) ein Dankfest angestellt, den Mörder der Bekränzung werth erklärt und Einleitungen getroffen, um sich das zu erhalten, was sie ihre Freiheit nannten! Demosthenes forderte zwar nicht offen und positiv zum Aufstand auf, unterhandelte aber mit Persien, das jetzt um so bereitwilliger Geldunterstützungen sandte, weil es die ihm von Alexander drohenden Gefahren dadurch am ersten abzuwenden hoffte. Auch an Attalus in Asien schrieb er; dieser aber hielt für gut, diesen Brief an den Alexander zu senden.

Alexander erkannte, daß nur rasche Entschiedenheit die Hoffnungen seiner Feinde niederschlagen könne. Vor Allem schickte er eine Heerschaar nach Kleinasien ab, mit dem Auftrag, in Vereinigung mit Parmenio den Hochverräther Attalus todt oder lebend auszuliefern; dann machte er sich selbst unverweilt nach Griechenland auf, führte sein Heer, da er die Pässe bei Tempe von den Thessaliern besetzt fand, auf einem ungebahnten Weg über den Ossa unvermuthet in die Ebene Thessaliens und wußte die thessalischen Großen, insbesondre die Aleuaden — durch die Erinnerung an seine mit ihnen gemeinschaftliche Abstammung vom Achill und durch das Versprechen, sie bei ihren Rechten und Freiheiten zu belassen und ihnen Theil an der Kriegsbeute zu geben, — so für sich zu gewinnen, daß sie ihm sogar Zuzug zur Unterdrückung der Unruhen im übrigen Griechenland anboten. Sogleich berief Alexander die delphischen Amphiktyonen an die Thermopylen, und diese, erschreckt durch die unvermuthete Nähe der macedonischen Heeresmacht, beeilten sich, den Vor-

sitz, den sein Vater gehabt hatte, auf ihn überzutragen. Nur Athen, Theben und Sparta, als schon in ihrer Widersetzlichkeit zu weit gegangen, waren nicht erschienen.

Nun rückte Alexander rasch vor Theben, und erst als dieses sich ohne Widerstand ergab, erwachte Athen aus seinem Freiheitsrausch und schickte, da es ungeachtet vielen Hin- und Herredens über einen Krieg noch nicht ernstlich gerüstet hatte, auf des Demosthenes eigenen Antrag Gesandte an den König, um seinen Zorn durch die Bitte um Vergebung und durch Anerkennung seiner Hegemonie zu besänftigen. Demosthenes, der selbst bei der Gesandtschaft war, kehrte aber unterwegs wieder um, vielleicht weil er besonders wegen seines Verhältnisses zu Persien sich keines guten Empfanges versah, und hatte deßhalb den schärfsten Spott seiner Gegner zu tragen.

Alexander nahm die Gesandtschaft huldvoll auf und versicherte sie seiner Vergebung. Hierauf zog er nach Korinth, wohin er die Abgeordneten aller griechischen Staaten beschieden hatte, um sich von ihnen die Hegemonie übertragen zu lassen. Alle erschienen; nur Sparta in egoistisch-befangener Großheit ließ sich mit den stolzen Worten entschuldigen: „es sei gewohnt, selber zu führen, nicht Andern zu folgen“.

Ohne auf diese Weigerung zu achten, brachte Alexander durch die Versicherung, daß er nichts wolle, als die Hegemonie über freie Staaten und den Ruhm, mit ihnen Griechenland an den Barbaren zu rächen, alle Anwesenden zur Aufrichtung eines förmlichen Bundesvertrags, der einerseits jedem Staate seine bestehende Verfassung und Freiheit und den Bundesgliedern gegenseitigen Frieden zu Land und zur See gewährleistete, andererseits dem macedonischen Könige für den Perserkrieg das unumschränkte Oberfeldherrnamt und das Recht des Aufgebots der Bundescontingente zusprach.

Bei dieser Gelegenheit hatten sich zu Korinth die angesehensten Staatsmänner und Philosophen, Künstler und Gebildete jeden Standes eingefunden, um den jungen König zu sehen und wo möglich „einen Blick, ein Wort der Huld von ihm zu erhaschen“. Nur der Cyniker Diogenes (V. 11, 7.), der damals in Korinth wohnte, verschmähte es, dem Könige seine Aufwartung zu machen. Da der philosophische Sonderling in ganz Griechenland bei Alt und Jung bekannt war, und Alexander ihn gerne hätte kennen lernen mögen, so ließ er sich herab, ihm selbst einen Besuch zu machen. Der Philosoph, der gerade in dem kleinen, bei der Stadt befindlichen Cypressenhaine (dem Kraneion) sich sonnend vor seiner Tonne lag, welche ihm zum Wohnhause diente, richtete sich, als er den König mit seinem Gefolge herankommen sah, bloß ein wenig auf und blickte in halbsitzender Stellung den König an, ohne ihn zu grüßen. Doch der König grüßte ihn freundlich und fragte, ob er etwas für ihn thun könne? — „Geh' mir ein wenig aus der Sonne!“ war die Antwort des Cynikers. Als die Begleiter Alexander's darüber theils lachten, theils unwillig waren, sagte Alexander, auf den der unabhängige, selbstgenügsame Sinn dieser Worte Eindruck machte: „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein!“

3. Alexander's Siege über die Illyrier und Thrazier. Thebens Aufstand und Bestrafung. Vorbereitung zum Zug gegen Persien.

Hierauf eilte Alexander nach Macedonien zurück, wo unterdeß seine rachsüchtige Mutter Olympias, ohne sein Wissen, Philipp's Wittwe Kleopatra und

deren Söhnlein hatte ermorden lassen, während Parmenio in Kleinasien den Vater desselben, den Attalus, ermorden ließ, weil er seiner nicht lebendig konnte habhaft werden. — Es galt also jetzt bloß noch, durch die Überlegenheit der macedonischen Waffen die nördlichen Völker seines Reiches von jedem Gedanken an einen Abfall zurückzubringen.

Nachdem Alexander Schiffe von Byzanz aus an die Donaumündung hatte absenden lassen, brach er im Frühling 335 v. Chr. mit seinem Heere gegen jene thrazischen und illyrischen Völkerschaften im Norden und Nordwesten auf, und in kurzer Zeit beugten sich dieselben seiner überwältigenden Tapferkeit, so daß sie von nun an willige Heeresfolge leisteten.

Er zog nämlich von Amphipolis aus zunächst östlich durch das Nessusthal und drängte die sogenannten freien Thrazier tief in's Gebirg zurück, zog dann durch das Gebirg der Odrysen den Hebrus aufwärts vor die Pässe des Hämus und Rhodope, wo er nach einem siegreichen Treffen über die thrazischen Bergbewohner den Hämus (Balkan) überschritt und die mächtigen Triballer schlug; dann setzte er auf den für ihn bereiten Schiffen und auf Kähnen unvermuthet über die Donau, drang in das Land der Geten und zerstörte ihre Stadt, worauf sich die andern Völkerschaften in der Nähe der Donau, darunter auch der dahin geflüchtete Triballerfürst, freiwillig unterwarfen. Der Ruf seines Namens hatte sich so weit in den Donauländern verbreitet, daß selbst eine keltische Gesandtschaft von der Nordspitze des adriatischen Meeres herkam und um seine Freundschaft warb.

Hierauf eilte Alexander wieder südwärts zwischen dem Strymon und Nessus hinab durch das Gebiet der Agrianer und Päonier, um eine Vereinigung der Taulantiner (auch Taulantier) mit den Illyriern zu verhindern, welche letztere von jenseits des lychnitischen See's her im Westen von Macedonien eingefallen waren und schon die Gränzfeste Pellion eingenommen hatten. Nachdem er unter den Mauern dieser Bergveste durch meisterhafte Bewegungen die auf den Höhen ihn rings umschließenden Taulantiner geschlagen und den Illyriern die Festung wieder entrissen hatten, fügten sich die Fürsten dieser Völker zum Frieden.

Unterdeß aber hatte die weite Entfernung Alexander's und eine neue persische Geldsendung den gegenmacedonischen Parteien in Griechenland, besonders den Demagogen in Athen und Theben, den Muth gegeben, von neuen Hoffnungen zu reden. Als sich vollends plötzlich das Gerücht verbreitete, Alexander sei todt, ja als Demosthenes sogar einen Menschen vor die Volksversammlung brachte, der eine Wunde aufwies und aussagte, Alexander sei in der Schlacht gegen die Taulantiner vor seinen Augen gefallen, und nun in gewohnter Weise wieder seinen Freiheitsruf erhob, so schien Jedem, selbst dem besonnenen, unbestechlichen Redner Lykurgus die Zeit gekommen, das macedonische Joch abzuwerfen.

Die Thebaner aber, die im Grunde allein wirklichen Druck erfuhren, schritten zugleich zur That, tödteten zwei Oberste der macedonischen Besatzung, schloßen den dritten in der Kadmea ein, nahmen alle Verbannten auf und riefen die übrigen Staaten um Beistand an. Als sie von allenthalben her Hülfszusicherung und von Athen durch Demosthenes Waffenvorrath erhalten hatten, schien die Burg nicht lange mehr widerstehen zu können. Plötzlich kam Botschaft, Alexander sei im Anzug, und ehe das Gerücht Glauben fand, stand Alexander schon mit 20,000 Mann zu Fuß und 300 Reitern unter den Mauern von Theben. Er hatte im Sinn, wenn die Stadt reumüthig zum Gehorsam zurückkehren würde, sie milde zu behandeln.

Aber Thebens Demagogen und deren Anhänger, wohl fühlend, daß wenigstens sie keinen Anspruch auf Alexander's Gnade machen könnten, hetzten das Volk zum hartnäckigsten Widerstand auf, so daß man sogar die übermüthige Forderung an Alexander stellte, er sollte ihnen seine Feldherren Antipater und Philotas ausliefern! Dennoch wollte Alexander noch schonen. Als aber seine Feldherren Perdikkas und Amyntas eine Gelegenheit in die Stadt zu dringen wahrnahmen und bei Erstürmung eines Walles von den wüthenden Thebanern wieder zurückgeworfen wurden, war Alexander genöthigt, mit der Phalanx einzuschreiten, und da zugleich auch die Besatzung der Kadmea einen Ausfall machte, so wurde die mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfende Stadt nach einem gräßlichen Blutbad eingenommen, wobei die den Macedoniern helfenden Böotier, welche früher von Theben so viel zu leiden gehabt hatten, selbst Weiber, Kinder und Greise nicht schonten. Es sollen an 6000 Thebaner erschlagen worden sein.

Am folgenden Tag ließ Alexander durch einen Bundesgenossenrath das Urtheil über die Stadt sprechen, das dahin ausfiel, daß sie dem Erdboden gleichgemacht werden müsse: denn unter den Mitstimmenden befanden sich viele alte Feinde Thebens, namentlich die Platäer, Thespier, Orchomenier, deren Städte früherhin von den Thebanern gleichfalls mitleidlos vertilgt worden waren. Das harte Urtheil ward vollstreckt: Thebens Mauern und Häuser wurden niedergerissen und nur die Kadmea, die Tempel und, auf Alexander's besondern Befehl, auch das Haus des Dichters Pindar (IV. 8, 1.) sammt dessen Nachkommen verschont; die noch übrigen Einwohner aber, 30,000 an der Zahl (mit Ausnahme der Priester und der Anhänger Macedoniens), als Sclaven verkauft und „nur eine macedonische Wache oben auf der Burg hütete die Tempel und die „„Gräber der Lebendigen““.

Dieser furchtbare Schlag, der des Epaminondas Stadt und Volk vernichtete, preßte ganz Griechenland den Schrei der Klage aus, und selbst Alexander bereute seine Strenge auch noch in späterer Zeit. Von allen Seiten kamen nun die Gesandten der griechischen Staaten herbei, um dem König ihre Ergebenheit zu bezeugen. Auch die Athener, die bei der Nachricht von Thebens Fall sogleich die begonnene Feier des eleusinischen Festes einstellten, waren um ihr Geschick bange; nichts desto weniger ehrten sie sich damit, daß sie entflohene Thebaner gastlich bei sich aufnahmen, obgleich jeden Augenblick Alexander's Heer vor ihrer Stadt erscheinen konnte.

Aber Alexander, zur Milde gestimmt, ließ sie bloß auffordern, ihm ihre antimacedonischen Volksführer, namentlich die Redner Demosthenes, Lykurgus, Hypereides, und die Kriegsführer Chares, Ephialtes und Charidēmus auszuliefern. Die Verlegenheit des rathlosen Volkes war groß. Den Rath Phocion's, die Geforderten sollten sich aus Vaterlandsliebe selbst ausliefern, hintertrieb Lykurgus; Demosthenes aber brachte es durch den von ihm bestochenen Demades dahin, daß man eine Gesandtschaft macedonisch-gesinnter Männer an Alexander abschickte, die ihn wegen seiner Siege über die

Nordvölker und — niedrig genug! — wegen der gerechten Bestrafung des thebanischen Aufruhrs beglückwünschen und um Rücknahme seiner Forderung, so wie um Schonung für die aufgenommenen Thebaner bitten solle. Doch erst einer zweiten Gesandtschaft, bei welcher der von Alexander hochgeschätzte Phocion sich befand, ward die Bitte gewährt: von der Verzeihung sollte bloß Ephialtes und der rohe „Wüstling" Charidemos ausgenommen sein, die daher aus Athen nach Asien flohen und in persische Dienste traten. Seitdem sank der Einfluß des Demosthenes in Athen mehr und mehr, wogegen der des unbestechlichen, nüchternen Phocion höher als je stieg.

Als somit die Ruhe von ganz Griechenland hergestellt war, kehrte Alexander nach einem Besuche des delphischen Orakels, das ihm für seine asiatischen Pläne eine günstige Antwort ertheilte, nach Macedonien zurück und beschäftigte sich den Winter über mit den Zurüstungen zu dem großen Zuge, der das Geschick dreier Welttheile in den wichtigsten Völkern derselben auf Jahrhunderte hinaus entscheiden sollte. Es sollte zwar ein Eroberungszug sein, aber denselben unter die gewöhnlichen Unternehmungen roher Eroberer zu rechnen, wäre ungerecht. Der Zögling des Aristoteles legte diesem Plane eine höhere Idee unter. Es war das Bewußtsein der Überlegenheit des griechischen Geistes über die Barbaren, das in Alexander besonders lebendig war. Er strebte nicht bloß nach einem erweiterten Besitz und der daraus fließenden Freude an Macht und Genuß, sondern er wollte auch die neue Welt geistig bewältigen und deren beste Kräfte dem griechischen Geiste dienstbar machen.

Sein Eroberungszug kann zugleich als eine absichtlich unternommene „wissenschaftliche Expedition" betrachtet werden; ja es war, nach Alexander v. Humboldt's Ansicht (im Kosmos II, 2.) „die erste", in der ein Eroberer sich, außer mit einem auserlesenen Heere, wohl überlegt „mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Landmessern, Geschichtsschreibern, Philosophen und Künstlern umgeben hatte." — Und diesen Hochgedanken hatte er ohne Zweifel aus der Gedankenwelt seines großen Lehrers geschöpft, wie denn Humboldt besonders eine Stelle aus des Aristoteles Politik anführt, die einen lebendigen Eindruck auf den für Großes empfänglichen Alexander gemacht haben mag: „Den asiatischen Völkern heißt es (Arist. Pol. VII p. 1327), fehlt es nicht an Thätigkeit des Geistes und an Kunstgeschicklichkeit; doch muthlos leben sie in Unterwürfigkeit und Knechtschaft, während die Hellenen, kräftig und regsam, in Freiheit lebend und deßhalb gut verwaltet, wenn sie zu Einem Staate vereinigt wären, alle Barbaren beherrschen könnten." — Welch ein weiterer großartiger, wenn auch in seinem Prinzipe nicht haltbarer Gedanke sich allmählig in Alexander's Geiste ausbildete, wird sich zeigen, wenn wir ihn bis in die Metropole Persiens begleitet haben.

Während die Zuzüge der verschiedenen Völkerschaften seines Reichs mit ihren Fürsten sich in Bewegung setzten und die Schiffe zur Überfahrt ausgerüstet wurden, entwarf Alexander mit seinen Großen den Angriffsplan, ordnete die heimischen Angelegenheiten und bestellte den Antipäter zum Reichsverweser mit einem Heere von 12,000 Mann zur Aufrechthaltung der Ruhe im Reiche. Und als er, einzig auf Asiens Eroberung bedacht, alle seine macedonischen Krongüter unter seine Freunde vertheilte und diese ihn fragten, was denn dann ihm bliebe, antwortete er: „die Hoffnung".

5. Kapitel. Alexander's Zug nach Asien.

1. Damaliger Zustand des persischen Reiches und Hofes.

Als Alexander im Frühlinge des Jahres 334 v. Chr. zur Eroberung Asiens aufbrach, führte er ein Heer, das nur in 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Mann zu Pferd bestand, aber dem größten Theile nach durch die ausgebildetste Kriegskunst, durch die stolzesten Nationalerinnerungen, durch das unbedingteste Vertrauen auf die bewährten Talente aller seiner Führer, besonders aber durch die Begeisterung für den jugendlichen Königshelden, und durch die aus allen diesen Gründen in der Brust eines jeden Einzelnen erzeugte Gewißheit des Sieges ein moralisches Übergewicht über die bloß leibliche Masse der persischen Völkermacht hatte.

Alexander's Heer enthielt nämlich zu Fuß: 11,000 Macedonier, 7000 Schwerbewaffnete der griechischen Staaten, 5000 griechische Söldner und 700 Tryballer, Odrysier, Illyrier, Agrianer &c.; zu Pferd: 1900 Macedonier, 1800 Thessalier, 900 Thrazier und Päonier und 600 Griechen. — Die Phalanx der Schwerbewaffneten, die sogenannten Pezetären, wurden von Parmenio befehligt und ihre sechs Abtheilungen von Perdikkas, Könus, Kraterus, Amyntas (Andramenes' Sohn), Meleager und Philipp (Amyntas' Sohn) geführt. — Die schwere macedonische und thessalische Reiterei enthielt den ritterlichen Adel, und ihr Massenangriff war eben so furchtbar als entscheidend. — Sie war in Ilen eingetheilt, davon die macedonischen (die Hetären (Hetairoi) oder „Genossen des Königs") von Philōtas, Parmenio's Sohn und Alexander's Jugendgespielen, die thessalischen von Kalas befehligt wurden. — Die Schaar der macedonischen Hypaspisten, oder der leichtbewaffneten Garde zu Fuß, die dem Range nach sogleich hinter der Ritterschaft folgte und deren erste Abtheilung aus den königlichen Edelknaben bestand, befehligte Nikānor, Philotas' Bruder. Außer den eben genannten Generalen sind noch Ptolemäus Lagi (Sohn des Lagus), Leonnatus, Lysimachus, Pithon, Kassander (Antipater's Sohn), Klitus, Seleukus, Antigonus, Neoptolemus, Peucestes zu nennen, meist geborne Macedonier. — Die leichten Truppen der Illyrier, Odrysier &c., die zur Deckung des Marsches und überhaupt zum „fliegenden Gefecht" dienten, wurden von Klearch und Attalus (einem andern, als dem früher genannten), die Thrazier von ihrem Fürsten Sitalces befehligt. Auch die leichte Reiterei dieser Völker hatte ihre eigenen Führer. — War das ganze Heer in Schlachtordnung aufgestellt, so stand immer der rechte Flügel unter Alexander's, der linke unter Parmenio's Anführung.

Den Kern von Alexander's Heer machten die Macedonier aus, und auf sie, nicht auf die Griechen, wie groß auch ihre Zahl gegen die andern Hülfsvölker war, baute er seine Siege. Übrigens verlieh er die meisten mit dem Kriegsdienst verbundenen und höhere Einsicht erfordernden Civilämter an Griechen, und der talentvolle Grieche Eumenes aus Kardia war sein erster Geheimschreiber. Er selbst überragte Alle nicht so wohl durch seine staatsmännischen, als vielmehr durch seine kriegerischen Eigenschaften, durch die er die Seele der ganzen Bewegung war, und unter denen besonders ein bis zur Tollkühnheit gehender Muth, eine fast abenteuerliche Tapferkeit, eine unermüdliche

persönliche Thätigkeit, eine Alle übertreffende Ausdauer in Ertragung von Ungemach und Strapatzen hervorglänzte.

„Seine strategischen Combinationen, seine Anwendung der verschiedenartigsten auf Ein Ziel gerichteten Kräfte, seine weitausblickenden Feldzugspläne, seine beständige Voraussicht und seine stets bereiten Hülfsmittel gegen neue Schwierigkeiten, die Raschheit seiner Bewegungen selbst auf dem schlimmsten Terrain — und alle diese Eigenschaften zu staunenswürdiger Größe entwickelt — stehen in der alten Geschichte ohne Beispiele da." (Groote.)

Dagegen war die Persermacht sowohl in Bezug auf die Landesverwaltung, als auf die Heeresbeschaffenheit in großer Zerrüttung. Die Schwäche vieler aufeinander folgenden Despoten hatten die einzigen Bande, durch welche ein despotisches Reich zusammengehalten werden kann, nämlich die sclavische Furcht der beherrschten Völker und den blinden Gehorsam der Satrapen, längst gelockert und zum Theil gelöſ't, indem jene nach Selbständigkeit, diese nach Unabhängigkeit trachteten, beide daher oft durch Abfall und Empörungen den Bestand des Reiches schwächten. So kam es, daß die vom Indus bis zum hellenischen Meer, vom Jaxartes bis zur libyschen Wüste wohnenden, ohnedies durch die verschiedensten Volkseigenthümlichkeiten von einander geschiedenen Völker nicht mehr, wie unter Cyrus oder unter Darius Hystaspis, wenigstens durch einen kräftigen Machtwillen zusammengehalten waren, sondern entweder, wie die Völker im Innern von Kleinasien und den beiden Syrien, nur noch aus lang gewohnter, vom Knechtschaftsdruck erzeugter Stumpfheit und Gleichgültigkeit —, oder wie die Völker von Iran, Turan und Ariana nur so lang es Krieg und Beute gab, — oder, wie die Phönizier nur aus Eigennutz und gegenseitigem Neid, — oder endlich nur, wie die kleinasiatischen Griechen und die Ägyptier, aus Zwang dem Großherrn gehorchten. Allenthalben lagen Kennzeichen zu Tage, daß das große Reich zu seinem Untergang reif war, obgleich es damals an **Darius Kodomannus** zum erstenmal nach langer Zeit einen Regenten hatte, dessen persönliche Würdigkeit allen seinen Unterthanen und selbst den Satrapen Achtung einflößte. Da er aber nicht Herrscherkraft genug besaß, um sie alle zur Hingabe des eigenen Vortheils für den Vortheil des Ganzen zu bringen, so konnte er auch den Untergang nicht aufhalten.

Der persische Hof war schon seit Xerxes I durch die Ränke des Harems (II, 8, 3) und durch die bei jeder Regierungsveränderung sich folgenden gräulichen Gewaltthaten, sittlich so verdorben, daß auch im Aeußern dem ganzen Reiche der bindende Zusammenhalt abgieng und ein Statthalter nach dem andern sich empörte, ja ganze Reichstheile, wie Ägypten, Phönicien, auf kürzere oder längere Zeit sich losrissen, auch in mehreren Provinzen einheimische Fürsten sich die Erblichkeit errangen. Selbst ein strengerer Despot wie Artaxerxes III (Ochus, V, 10, 2), der sich nach dem Tode seines Vaters Artaxerxes Mnemon 361 v. Chr. durch Ermordung aller seiner Brüder und Verwandten auf dem Throne festsetzte und durch Grausamkeit und Härte darauf erhielt, konnte, obwohl ihm die Wiederunterwerfung von Ägypten und von Phönicien (durch Sidons Zerstörung) gelang, den Haremsränken ebenfalls nicht widerstehen. Er verfiel in Unthätigkeit und überließ die Regierung seinem Günstling Bagoas, der zuletzt aus Furcht, seinen Einfluß zu verlieren, nicht nur den König 339 v. Chr. vergiftete, sondern auch fast dessen ganzes Geschlecht ausrottete und bloß den jüngsten Prinzen, den unmündigen Arses, übrig ließ, für den er dann die Regierung führte.

Als hierauf Arses herangewachsen war und Rache an ihm nehmen wollte, kam ihm Bagoas zuvor, ermordete ihn sammt seinen Kindern und übergab dem **Darius Kodomannus**, einem Seitenverwandten des königlichen Hauses, einem Urenkel Darius II, den Thron, den dieser in demselben Jahre 336 v. Chr. bestieg, in welchem Alexander zu Korinth sich die Hegemonie über Griechenland zum Umsturz des Perserthrons übertragen ließ. Weil nun Darius, ein Mann von stattlichem Äußern, theils wegen früher bewiesener Tapferkeit, theils wegen seiner guten Gemüthsart die Liebe der Perser gewann, so suchte Bagoas, der dadurch seinen Einfluß zu verlieren glaubte, ihn ebenfalls durch Gift aus dem Wege zu räumen; doch Darius zwang ihn, den für ihn gemischten Trank selbst zu trinken, und übernahm dann selbständig die Zügel der Regierung.

2. Gegenrüstungen des Darius. Alexander's Landung in Kleinasien. Schlacht am Granikus.

Die seinem Reiche von Macedonien her drohende Gefahr, welche sein Vorgänger durch Bestechung der griechischen Staaten abzuwenden gesucht hatte, schienen durch Alexander's Jugend und durch die demselben in Macedonien und Griechenland entgegentretenden Parteien beseitigt, — als die Nachricht von Alexander's kräftigem Auftreten und raschen Siegen, so wie von seinen ernstlichen Rüstungen gegen Persien den Großherrn zu den angestrengtesten Gegenrüstungen zu Wasser und zu Land bewog. Die Hauptstütze seiner Kriegsmacht war, außer einer bedeutenden Flotte, ein griechisches Söldnerheer, das von dem Griechen Memnon aus Rhodus befehligt wurde, der zugleich der tüchtigste unter allen Feldherren des Darius war und schon der macedonischen Vorhut in Kleinasien das weitere Vordringen gewehrt, ja sie nach abermaligem Vordringen wieder aus Aeolis und Troas zurückgedrängt hatte.

Als aber Alexander selbst von Macedonien aufbrach, versammelten sich auf des Darius Befehl auch die Heere der kleinasiatischen Satrapen mit 20,000 persischen, medischen, baktrischen und hyrkanischen Reitern und mit dem Heere der kleinasiatischen Griechen und griechischen Söldner unter ihren Führern in der Gegend des Hellespont, während die 400 Segel starke phönizische und cyprische Flotte nach dem hellenischen Meere steuerte, um wo möglich Alexandern die Landung zu wehren. Aber schon war die macedonische Flotte, aus 200 Triëren (Dreirudern) und vielen Lastschiffen bestehend, im Hellespont angekommen, und wurde von Niemand behindert, das königliche Heer von Sestus nach Abydus überzusetzen.

Alexander hatte in eigener Person sein Heer von Pella aus bei Amphipolis über den Strymon, von da über den Nestus und über die thrazischen Flüsse Hebrus und Melas, sodann über den Chersones nach Sestus geführt. Hier trennte er sich von dem Hauptheere, und während dieses von Parmenio nach Abydus übergeführt wurde, fuhr er mit 60 Triëren nach demjenigen Theil des Hellesponts, der dem Gestade von Troja gegenüber lag. Als er auf der Höhe des Meeres dem Poseidon geopfert hatte und von Eläus aus (am äußersten Ende des Chersones) auf dem Königsschiffe, mit eigner Hand das Steuer lenkend, dem Ufer sich näherte, warf er seine Lanze in Asiens Boden, zum Zeichen, daß er dadurch das Land in Besitz nehme, und sprang in voller Rüstung an's Land. Dann zog er mit seinem Gefolge nach den Ruinen Troja's, wo er im Tempel der Pallas opferte und seine Waffen

gegen heilige Waffen aus der trojanischen Vorzeit vertauschte. Hierauf brachte er am Altare des Zeus dem Schatten des Priamus ein Versöhnungsopfer, kränzte das Grab seines Ahnherrn Achilleus und lief, die gewohnte Sitte beobachtend, nackt und mit Öl gesalbt, um dasselbe herum, mit lauter Stimme das Loos des Helden preisend, während sein Freund Hephästion dem Grabe des Patroklus die gleiche Ehre erwies. Dann feierte er das Andenken aller trojanischen Helden durch Wettspiele und gebot Troja wieder aufzubauen.

Von Abydus aus gieng der Zug des Heers östlich an der Küste hin und gelangte, nach der Einnahme der wichtigen Stadt Lampsakus, an den Lauf des Küstenflusses Granikus, bis an welchen von Osten her das persische Heer bereits vorgerückt war, um dem macedonischen Könige den Weg zu verlegen. Vergebens hatte der kluge Memnon den Satrapen vorgestellt, daß Alexander ihnen an Fußvolk überlegen wäre und daß eine Niederlage leicht den Verlust des Landes nach sich ziehen könnte; man solle lieber sich zurückziehen und durch Verwüstung der Gegend den Feind zum Rückzug nöthigen. Die stolzen Satrapen aber verwarfen diesen Rath, als die persische Tapferkeit entehrend, und führten die Schlacht am Granikus 334 v. Chr. herbei, in welcher macedonische Tapferkeit und Kriegskunst, vorzüglich aber Alexander's persönlicher Heldenmuth über die, übrigens mit nicht geringer Tapferkeit kämpfenden Perser einen entscheidenden Sieg erfocht.

Am rechten Ufer des Flusses hatte sich die persische Reiterei in ausgedehnter Linie aufgestellt und dem griechischen Fußvolk war thörichter Weise rückwärts sein Platz auf den Anhöhen angewiesen worden. Da sich der Tag schon neigte, auch der an sich geringe Fluß abwechselnd tief und reißend war, so rieth Parmenio, den Angriff auf den folgenden Tag zu verschieben; aber Alexander sagte, daß er sich schämen würde, wenn nach so glücklicher Überfahrt über den Hellespont ein so kleines Wasser ihn abhalten könnte.

Nachdem auf beiden Seiten die Heere in Schlachtordnung eine Zeit lang schweigend einander gegenüber gestanden waren, gab Alexander, der auf dem rechten Flügel dem Memnon und den persischen Reitern des cilicischen Satrapen gegenüber stand, das Zeichen zum Übergang über den Fluß. Die Erstürmung des feindlichen Ufers war schwierig, da es steil und schlüpfrig war. Bald entspann sich auf allen Seiten der hartnäckigste, wüthendste Kampf, besonders um den König herum, den man an seinem weißen Helmbusch erkannte und gegen den die persischen Großen ungestüm andrängten. Da brach Alexander's Lanze, und während er sich mit dem Stumpf derselben Bahn machte, verwundete ihn der Wurfspeer des persischen Fürsten Mithridates, den er jedoch dafür mit einer frischen Lanze niederstreckte; und als des Gefallenen Bruder Rhösakes] Alexander's Helm spaltete, daß der Hieb die Stirnhaut ritzte, stieß auch ihn Alexander's Speer vom Pferd. In diesem Augenblicke schwang der lydische Satrap Spithridates seinen Säbel über Alexander's Nacken und hätte ihn tödtlich getroffen, wenn nicht der Macedonier Klitus (Kleitos) dem Satrapen den Arm abgehauen und so dem Könige das Leben gerettet hätte.

Lange dauerte der Kampf, in dem die Perser mit wilder Erbitterung stritten, und erst als die meisten persischen Führer erschlagen dalagen und das persische Mitteltreffen durchbrochen war, erfolgte die Flucht der persischen Reiter, die über 1000 Todte auf dem Platze und das noch auf den Anhöhen stehende Fußvolk im Stiche ließen, das übrigens entschlossen dem Angriff entgegensah. — Sogleich rückte Alexander mit der Phalanx und den Hypaspisten gegen das feindliche Fußvolk an, und wiewohl ihm im hartnäckigen Kampfe ein Pferd unter dem Leibe erstochen ward, so überwältigte er doch auch dieses Heer, von dem fast kein Mann entkam, 2000 aber gefangen wurden. Unter den gefallenen Großen befanden sich auch der Schwiegersohn und der Schwager des Darius. Der persische Oberbefehlshaber Arsites, Satrap von Phry-

gien, der des Memnon's Rath am heftigsten zurückgewiesen hatte, entkam zwar durch die Flucht, gab sich aber nachher aus Scham und Schmerz selbst den Tod.

Der Verlust auf macedonischer Seite war gering und seine Gefallenen ehrte Alexander dadurch, daß er ihren zurückgelassenen Familien Steuerfreiheit schenkte und den 25 macedonischen Rittern (aus der Schaar der Königsgenossen), welche gleich im Beginne der Schlacht gefallen waren, durch den berühmten Künstler Lysippus zu Dion in Macedonien eherne Bildsäulen aufstellen ließ. — Von der großen Beute des persischen Lagers schickte er nach Griechenland und Macedonien verschiedene kostbare Geschenke, den Athenern insbesondere 300 persische Rüstungen als Weihgeschenk für Pallas Athene mit der Aufschrift: „Alexander, Philipp's Sohn, und die Griechen, mit Ausnahme der Lacedämonier, aus der Beute der asiatischen Barbaren."

3. Eroberung der West- und Südküste Kleinasiens. Einzug in Phrygien. Sicherung im Rücken durch Errichtung einer Flotte.

Dieser Sieg gab in seinen nächsten Folgen Kleinasien diesseits des Taurus in die Hände des macedonischen Königs, da die zerstreuten Heere der Satrapen keinen Widerstand im offenen Felde mehr wagten. Ehe Alexander jedoch in's Innere zog, beschloß er erst, sich der ganzen Küste zu versichern, weil sonst die persische Flotte leicht dieselbe hätte besetzen und ihm den Verkehr mit Europa abschneiden können. Während er den Parmenio mit einem Theile des Heeres Phrygien besetzen ließ, dessen Verwaltung er dem Kallas anvertraute, zog er selbst gegen Sardes, die Hauptstadt des lydischen Satrapen, welche sich ihm, ungeachtet ihrer starken Befestigung und für uneinnehmbar geltenden Burg, freiwillig ergab und dafür von ihm den Fortgebrauch ihrer Gesetze gewährt erhielt und mit einem neuen Tempel des Zeus geschmückt wurde.

Hierauf wandte er sich nach Jonien, wo diejenigen griechischen Städte, in denen das Volk nicht durch persisch-gesinnte Oligarchen zu stark niedergehalten wurde, die wieder dargebotene Freiheit mit Freuden ergriff. Zuerst ergab sich die Stadt Ephesus, die ihre Oligarchen erschlug und von Alexander ihre frühere demokratische Verfassung erhielt. Ihrem Beispiele folgten Magnesia und Tralles, dann andere Städte in Jonien, in Aeolis und auf Lesbos, in denen überall die Oligarchie der Demokratie weichen mußte. Alexander selbst aber rückte von Ephesus aus (wo er auch den Wiederaufbau der durch die lydischen Könige zerstörten Stadt Smyrna befohlen hatte) nach Milet, dessen persischer Befehlshaber Hegesistratus, im Vertrauen auf die in der Nähe befindliche, 400 Kriegsschiffe starke persische Flotte, Widerstand leistete. Aber Alexander stürmte die Stadt, während seine Flotte, welche der persischen zuvorgekommen war, durch Besetzung der Insel Lade den Hafeneingang sperrte, und die persische Flotte sich nach Samos zurückzog. Den Milesiern gewährte er Freiheit, andere Gefangene wurden in die Sclaverei verkauft.

Weil nun Alexander sah, daß die persische Flotte bei wohlbesetzten Küsten nichts ausrichten würde, so löste er seine eigene kostspielige Flotte auf und ordnete eine völlige Küstensperre an. Nur das südwestliche Küstenland Karien, das unter persischer Hoheit von einheimischen Fürsten beherrscht wurde, setzte Ale-

xander's Absichten noch Widerstand entgegen. Weil sich aber die von ihrem jüngern Bruder entthronte Königin-Wittwe Ada, der noch ein großer Theil des Volkes anhieng, für Alexandern erklärte, so fielen ihm auch hier um so leichter alle griechischen Städte zu; nur Halikarnaß weigerte sich. Denn in diese Stadt hatte sich der tapfere Memnon, dem der Großkönig den Oberbefehl über das untere Asien und über die persische Land- und Seemacht in den Seeprovinzen übertragen hatte, geworfen, um sie durch die äußerste Vertheidigung zu retten, was ihm aber nicht gelang.

Mit der größten Tapferkeit schlugen die Belagerten einige furchtbare Stürme ab; doch da schon ein Theil der Befestigung durch die Arbeit der macedonischen Kriegsmaschinen eingestürzt und die Besatzung durch das macedonische Schwert sehr geschwächt war, so gab Memnon die Stadt preis, ließ sie selbst in Brand stecken und zog sich auf die Hafeninsel zurück. Alexander fand für gut, die Stadt vollends zu zerstören, damit sie dem Feinde keinen neuen Aufenthalt bieten könnte, und die Einwohnerschaft in die sechs Flecken zu vertheilen, aus denen 40 Jahre zuvor der karische König Mausōlus sie gesammelt und vereinigt hatte. Hierauf gab Alexander die Herrschaft über Karien an die Königin Ada zurück und ließ zu ihrem und des Landes Schutz 2000 Mann als Besatzung zurück.

Weil somit die Eroberung der Westküste Kleinasiens für beendet angesehen werden konnte, so ließ der König diejenigen seiner Kriegsleute, die sich kurz vor dem Aufbruch aus Macedonien verheirathet hatten, für den bevorstehenden Winter in die Heimath zurückkehren und trug ihren Feldherren Seleukus, Könus und Meleager, auf, sich im Frühling mit möglichst viel neuer Mannschaft in der altphrygischen Stadt Gordium einzufinden. Daß die Berichte dieser Heimkehrenden Vielen die Lust, ebenfalls nach den reichen Ländern und Schätzen Asiens zu ziehen, wecken werde, war dabei Alexander's wohlberechnete Absicht.

Während Parmenio mit der kleinern Heeresabtheilung in Lydien überwinterte, brach Alexander, um sich nun zunächst der Südküste Kleinasiens zu versichern, mit der andern Abtheilung, bei der sich der größte Theil der macedonischen Ritterschaft befand, nach Lycien auf, dessen wohlhabende Städte und Häfen sich ihm leicht ergaben.

Eben hatte ihn die reiche Stadt Phasēlis (an der pamphylischen Bucht), die Alexander durch Zerstörung eines dieselbe stets bedrohenden pisidischen Raubnestes befreit hatte, besonders freundlich aufgenommen, als eine gegen Alexander gerichtete Verschwörung zu Tage kam. Jener Lynkestier, der von Alexander bei seiner Thronbesteigung begnadigt (K. 4, 1) und mit der Anführung der thessalischen Ritterschaft betraut worden war und dazumal in Äolis stand, hatte aus Neid und Haß Verbindungen mit dem persischen Hofe angeknüpft, die auf Ermordung Alexander's und auf Erlangung des macedonischen Throns abzweckten; ein persischer Bote mit geheimen Aufträgen an den Lynkestier wurde von Parmenio aufgefangen und nach erfolgtem Eingeständniß an den König nach Phaselis geschickt, der dann nach eingeholtem Kriegsrath den Befehl gab, den Verräther heimlich aufzuheben und einstweilen festzusetzen. Die Verurtheilung verschob er, „um nicht zu beunruhigenden Gerüchten in Griechenland Veranlassung zu geben", da der Lynkestier Antipater's Schwiegersohn war.

Hierauf zog Alexander durch die sogenannte pamphylische Leiter d. h. über die Bergabhänge des Küstensaumes, welcher Pamphylien heißt und ein Theil der Landschaft Pisidien ist, bis an die Gränzstadt Side, und beendigte

mit diesem Zuge die Unterwerfung der Südküste diesseits des Taurus, die er nun unter den Oberbefehl Nearch's stellte. Dann wendete er sich nach Perge und erzwang sich von dort aus den Durchgang durch die Berge der freien Pisidier nach Phrygien, das er nicht unbesetzt lassen durfte, ehe er über den Taurus gieng. Scheinbar rückwärts ziehend an dem Abhang der phrygischen Hochebene nach den Quellen des Mäander hin, erschien er bald vor der Stadt Kelänä, dem westlichen Schlüssel von Phrygien und dem Hauptsitz der großphrygischen Satrapie. Da der Satrap geflüchtet war, übergab er diese Satrapie seinem Bundesgenossenführer Antigŏnus und zog in Gordium, der ehemaligen Hauptstadt des altphrygischen Reiches, ein.

Unterdessen hatte Memnon, der seit dem Verlust von Halikarnaß im ägäischen Meere thätig war, den Plan gefaßt, Alexandern von Europa abzuschneiden und ihm, mit Hülfe der demselben in Griechenland und Macedonien feindlich gesinnten Partei, alle dortigen Hülfsquellen zu entziehen. Schon hatte Memnon mit einer persisch-phönizischen Flotte die Insel Chios und einen Theil von Lesbos in seine Gewalt bekommen, und selbst Mitylene war schon aufs Äußerste gebracht, — als Memnon erkrankte und starb. Der Verlust dieses klugen und thatkräftigen Feldherrn war für die persische Sache unersetzlich. Zwar eroberte sein Neffe und Nachfolger im Oberbefehl, Pharnabazus, die Stadt Mitylene, und traf Anstalten, einerseits den Hellespont zu besetzen, anderseits durch ein Schiffsgeschwader unter Datămes die Cycladen zu gewinnen und dem Peloponnes sich zu nähern. Allein Darius ließ den Seevertheidigungsplan Memnon's nicht weiter verfolgen, sondern gab ihn ganz auf, und stützte sich von da an bloß auf seine Landmacht. Sogleich zog Alexander's Admiral Hegelŏchus Nutzen daraus: er rettete den Hellespont dadurch, daß er alle aus dem schwarzen Meere kommenden Schiffe anhielt und sie zur schnellen Bildung einer macedonischen Flotte verwendete, und des Datămes kleine Flotte ließ Antipater zum Theil wegnehmen und beugte dadurch einem Abfall der Athener vor, die schon, von Demosthenes aufgeregt, ihre Flotte mit der persischen zu vereinigen im Sinne hatten. So war demnach Alexander im Rücken wieder gesichert.

4. Zug über den Halys. Einnahme der cilicischen Pässe. Schlacht bei Issus.

Nachdem sich im Frühling des Jahres 333 v. Chr. alle Heerestheile und die Zuzüge aus Macedonien in Gordium gesammelt hatten, und dadurch das Gesammtheer, das durch die zurückbleibenden Städtebesatzungen sich vermindert hatte, wieder zur frühern Stärke gebracht und durch die errungenen Siege voll der kühnsten Hoffnungen war, brach Alexander mit demselben nach Paphlagonien auf.

Tags zuvor jedoch erfüllte Alexander einen alten Göttersprüch, um den Glauben an seine große Bestimmung bei den Seinigen zu erhöhen. In der Burg zu Gordium stand ein vom altphrygischen Könige Midas herrührender Wagen, an dessen Joch ein Knoten aus Bast vom Cornellkirschbaum so künstlich verschlungen war, daß man weder den Anfang,

noch das Ende des Riemens entdecken konnte. Von diesem Knoten nun sagte ein altes Orakel, daß dem, der ihn löſe, die Herrschaft Aſiens zufallen würde. Alexander ließ sich den Wagen zeigen, untersuchte den Knoten, und als er dessen Ende nicht finden konnte und die Umstehenden für ihn in peinlicher Verlegenheit waren, zog er das Schwert und zerhieb den Knoten. „Der kühne Schwertstreich war seiner würdig und für die Zukunft bedeutſamer als die mühſamſte Geduld; ja mit dieser hätte er aufgehört, der Überwinder Aſiens zu sein: nur sein Schwert vermochte das Unentwirrbare zu entwirren, vermochte den todten Völkerknäuel und das Joch Aſiens zu lösen." (Droysen.)

Von Paphlagonien aus, dessen Pontusküste er meist sich selbst überlassen mußte, gieng der Zug über den Halys durch Kappadocien und von da in südöstlicher Richtung am Nordabhang des Taurus hinunter nach dem Mittelmeer zu den cilicischen Päſſen (oberhalb Tyäna). Zwar fand er diese fast unüberwindlichen Engpäſſe besetzt, aber bei seiner Annäherung floh die Besatzung, und so gelangte Alexander ohne Aufhalt durch den östlichen der beiden Päſſe und gieng auf die cilicische Hauptstadt Tarsus los.

Als er an den Cydnus (gr. Kydnos, jetzt Karäſu) kam, der durch Tarsus strömt, lockte das klare Wasser dieses Bergstroms den durch Eilmärsche und durch die Sommer-Mittagshitze Ermatteten zu einem Bad in seinen kalten Wellen; aber diese plötzliche Abkühlung verursachte Alexandern einen Fieberschauer, und ohnmächtig ward er aus dem Strom in sein Zelt getragen, wo das Fieber so heftig ausbrach, daß kein Arzt aus Furcht vor der Verantwortlichkeit ein Mittel geben wollte, und die Aussicht auf seinen nahen Tod das ganze Heer in Trauer und Verzweiflung setzte. Endlich wagte es der acarnanische Arzt Philippus, der Alexander's Natur von Kindheit an kannte, ihm ein Heilmittel anzubieten, das eine günstige Entscheidung herbeiführen würde. Während der Zubereitung desselben erhielt Alexander vom Parmenio einen Brief, worin er vor diesem Arzte gewarnt wurde, weil derselbe von Darius bestochen sei, ihn zu vergiften. Als der Arzt den Mischtrank brachte, gab ihm Alexander den Brief und trank, während jener las, vertrauensvoll die dargereichte Arznei. Der Arzt war unschuldig; der stark purgirende Trank that seine gute Wirkung und in kurzer Zeit erschien Alexander genesen in der Mitte seiner treuen Macedonier, um mit erhöhtem Eifer seine Kriegsunternehmungen fortzusetzen.

Während Parmenio ostwärts vorrückend die Päſſe nach Oberaſien besetzte, machte Alexander von Tarsus aus westwärts einen Streifzug in das sogenannte rauhe Cilicien, unterwarf es sich theils durch Gewalt, theils durch Güte, und zog dann, nach Tarsus zurückgekehrt, östlich an der Küste hin, — als er in der Stadt Mallos plötzlich die Nachricht erhielt, daß der König Darius in eigner Person mit einem ungeheuern Heere vom Euphrat her im Anzuge sei, um selbst für seinen Thron zu streiten, ja daß er bereits bei der syrischen Stadt Onchä, nur zwei Tagereisen weit von den syrischen Päſſen, stehe.

Seit Darius die Defensive zur See aufgegeben, hatte er seine ganze Streitmacht zu Land aufgeboten und ein Heer von 400,000, nach Andern 600,000 M. zu Fuß (darunter 30,000 griechische Söldner und 100,000 M. zu Pferd um sich versammelt, so daß weder er, noch Einer aus seiner Umgebung je eine so große Entfaltung der Reichsmacht gesehen hatte. Geblendet von dieser glänzenden Heerschau, fragte Darius den Griechen Charidemus (den frühererwähnten verbannten atheniſchen Feldherrn), ob Alexander es mit ihm aufzunehmen im Stande sei? Der Gefragte rieth ihm offen, sich nicht auf seine Aſiaten zu verlassen, sondern erst noch mehr Griechen in Sold zu nehmen. Darüber erhob die Hofumgebung ein solches Hohngeschrei, daß der dadurch aufgeregte Großkönig den Charidemus selbst am Leibgurt faßte und zur

Hinrichtung abzuführen befahl. „Zu spät, rief dieser, werdet ihr die Wahrheit einsehen: denn bald wird mein Rächer über euch kommen."

Als sich Alexander der Bereitwilligkeit seines Heeres zu einer Schlacht versichert hatte, zog er um den issischen Meerbusen herum nach der Stadt Issus, von wo aus zwei Wege nach Syrien führen. Er wählte nicht ostwärts den beschwerlichern Gebirgsweg, sondern südwärts den Weg durch die sogenannten Strandpässe nach der Küstenstadt Myriandros, wo er, als er eben nach Onchä aufbrechen wollte, durch heftige Novemberstürme einige Tage lang im Lager zurückgehalten wurde.

Mittlerweile hatte Darius, umgeben von der ganzen Pracht seines asiatischen Hofstaates und aller Satrapen seines Reichs, seinen macedonischen Gegner in der weiten Ebene von Onchä erwartet, wo die Hunderttausende seines stolzen Völkerheeres vollen Raum hatten sich zu entfalten, und wo besonders der großen persischen Reitermacht, sowie der Menge des leichten Fußvolks kein Hinderniß für ihre eigenthümliche Angriffsweise im Wege stand. Als daher Alexander in der erwarteten Zeit nicht in jener Ebene erschien, hielten die persischen Großen diesen Verzug für Furcht und bestimmten den Großkönig, in die engen Thäler Ciliciens hinab den Macedoniern entgegenzurücken.

So verließen die Perser, und zwar wider den Rath einiger verständiger Griechen, ihre so überaus günstige Stellung, und zogen, nachdem das unnöthige Heergeräthe, der Harem und der königliche Schatz gen Damaskus entsendet war, durch die amanischen Pässe nach Cilicien und kamen in Issus an. Aus dem Umstande, daß sie dort zurückgelassene macedonische Kranke vorfanden (die sie sogleich martervoll tödteten), schloßen sie, Alexander sei vor ihnen auf der Flucht, und zogen ihm in die enge Strand-Ebene am Flusse Pinärus nach. Dort aber erkannten sie zu spät, daß sie sich geirrt, und daß sie nun, ohne rückwärts zu können, Alexandern den Vortheil des Angriffs überlassen mußten. So erfolgte denn im November 333 v. Chr. **die Schlacht bei Issus**, welche alle noch übrigen Seeprovinzen des persischen Reichs in Alexander's Hände legen sollte.

Das macedonische Heer war Anfangs bestürzt und mißmuthig, als es in seinem Rücken die Perser gewahrte; auch Alexander in Myriandros war überrascht und konnte es kaum glauben, bis er Bestätigung erhielt. Sogleich sammelte er alle seine Hauptleute und als er ihnen in einer klaren und begeisterten Rede die Vortheile ihrer Stellung schilderte und sie an ihre bisherigen Thaten erinnerte, gaben sie ihm alle die Hand und verlangten sogleich vor den Feind geführt zu werden. Schon um Mitternacht passirte das macedonische Heer wieder die Strandpässe und zog in die Strand-Ebene hinab, die sich zwei Meilen nordwärts bis zu Stadt Issus hin erstreckte und westlich an's Meer, östlich an ein hohes Felsengebirg gränzt. Die Mitte dieser Ebene durchschneidet der vom Gebirg nach dem Meere südwestwärts fließende Pinarus mit einem steilen Nordufer, das dem jenseits desselben befindlichen Heerlager der Perser zum Wall und Graben diente.

Nach einigen Bewegungen ordnete sich das persische Heer so, daß der Küste zunächst, also auf dem rechten Flügel, die eigentliche persische Reiterei und hinter derselben das griechische Söldnerheer stand, Darius aber auf seinem Streitwagen und umgeben von seiner persischen Leibgarde zu Pferd das Mitteltreffen einnahm, und gegen das Gebirg hin, also auf dem

linken Flügel, die schwerbewaffneten Kardäker, auf den Bergen aber weiter vorwärts über Alexander's linken Flügel hinaus 20,000 schwerbewaffnete Barbaren standen, um den Macedoniern in den Rücken zu kommen. Alles übrige Heer, das nicht unmittelbar zum Kampf bestimmt war, hatte seine Stellung im Rücken jener Linie.

Den macedonischen linken Flügel, der es mit der überlegenen persischen Reiterei zu thun hatte, nahm die peloponnesische, thessalische und thrazische Reiterei ein; das Mitteltreffen bestand aus den macedonischen Phalangen; auf dem rechten Flügel befand sich Alexander mit den Hypaspisten und den macedonischen Reitergeschwadern, denen die Plänkler und Schützen sich anschloßen.

Zuerst ließ Alexander durch einen Seitenangriff die seine Rechte bedrohenden 20,000 Barbaren auf die Höhe zurücktreiben, und sie durch Aufstellung einer kleinen Reiterschaar gleichsam vom Hauptheer abschneiden. Nachdem sodann die ganze macedonische Linie in fester Ordnung langsam vorgerückt war und sich dem Flusse, der die Scheidelinie zwischen den beiden feindlichen Schlachtlinien bildete, bis auf Pfeilschußweite genähert hatte, warf sich Alexander mit seiner Ritterschaft in den Pinărus, gewann das Ufer, und stürzte sich auf das persische Centrum, wo sich um den Streitwagen des Perserkönigs der hitzigste Kampf entspann. Als Darius schon vier seiner tapfersten Großen neben sich getödtet sah, wandte er seinen Wagen aus dem Getümmel und veranlaßte dadurch im Mitteltreffen und auf dem linken Flügel eine allgemeine Flucht.

Durch Alexander's rasches Vordringen war aber seine von Kratĕrus und Parmenio geführte Phalanx im linken Centrum zurückgeblieben, so daß in seiner Linie eine Lücke entstanden war, in die sich die 30,000 griechischen Söldner des Darius mit Ungestüm warfen, um Alexandern den Sieg zu entreißen; zu gleicher Zeit bedrängte die persische Reiterei die thessalischen Reiter mit solcher Wuth, daß, wenn sie gesiegt hätten, Alexander verloren gewesen wäre. Schon war Alexander im Verfolgen des Perserkönigs begriffen; als er aber seine Phalangen in Gefahr sah, eilte er zurück, und fiel den griechischen Söldnern in die Seite, so daß diese den Doppelangriff nicht aushalten konnten, und da zugleich die persischen Reiter auf das Geschrei „der König flieht!" davon jagten, stürzte sich Alles in wilder Flucht den Bergen zu, in deren Schluchten noch eben so viele umkamen als in der Schlacht.

Um den Sieg vollständig zu machen, versuchte es Alexander, den Darius auf der Flucht einzuholen; allein derselbe hatte in einer Bergschlucht seinen Wagen sammt Schild, Mantel und Bogen zurückgelassen, sich auf ein Pferd geworfen und bereits einige Meilen Vorsprung gewonnen, also daß Alexander nur mit jenen Trophäen zu seinem Heere zurückkehrte, das sich bereits in den unbestrittenen Besitz des persischen Lagers gesetzt hatte, in welchem sich unter andern werthvollen Dingen 3000 Talente an Geld vorfanden.

Als Alexander mit seinen Großen in des Darius Gezelt zu Abend speis'te, hörte er in einem Nebengemach ein Klagen wie von weiblichen Stimmen, und als er erfuhr, daß des Darius Mutter, Schwester und Gattin mit zwei Töchtern und einem Söhnchen darin wären, die den Tod des Großkönigs beweinten, ließ er sie durch den Leonnatus mit der Nachricht trösten, daß Darius

noch lebe und daß sie von ihm, dem Sieger, nichts zu fürchten hätten, sondern mit der ihrem Rang und Unglück gebührenden Ehrerbietung behandelt werden würden. Und wirklich hielt Alexander sie nicht als Kriegsgefangene, sondern gab in der zarten und schonenden Behandlung, die er ihnen stets angedeihen ließ, einen eben so großen Beweis von seinem hochherzigen Charakter, als von seiner „feinen Bildung und höhern Staatskunst", wodurch er über seine ganze Zeit hinausragte, die eine solche edle, ihr kaum begreifliche Handlungsweise mit der größten Bewunderung anstaunte. — So zeigt es gewiß von feinem Gefühl, daß er die gefangene Gemahlin des Darius, welche für die schönste Frau in Asien galt, nie zu sehen versuchte, ja es ablehnte, Lobpreisungen auf ihre Schönheit anzuhören. — Eine ähnliche Menschenfreundlichkeit bezeugte er am andern Morgen gegen seine verwundeten Krieger, die er obgleich selbst verwundet, von Zelt zu Zelt gehend durch seinen Besuch erfreute.

5. Des Darius vergebliche Unterhandlungen. Einnahme von Syrien und Phönizien. Belagerung und Eroberung von Tyrus. Einnahme von Palästina.

Da das persische Heer theils aufgerieben, theils nach allen Seiten hin zerstreut war, so versuchte Darius, als er auf seiner Flucht nur mit 4000 Mann über den Euphrat zurückgekommen war, sich durch Unterhandlung wenigstens den größten Theil seines Reiches zu retten und bot Alexandern in einem Schreiben, worin er ihn als den Urheber des Kriegs bezeichnete, gegen die Auslieferung seiner Familie ein Freundschaftsbündniß an. Alexander aber legte ihm in seinem Antwortschreiben dar, daß er darum gegen Persien ausgezogen sei, weil die Perserkönige so viel Unglück über Griechenland gebracht, nachher stets die Griechen gegen Macedonien unterstützt, sogar die Ermordung Philipp's begünstigt hätten, und selber Darius die Hellenen gegen ihn aufgereizt habe; durch die Gnade der Götter sei er nun Herr des Landes geworden; Darius solle daher entweder selbst oder durch Gesandte ihn um Zurückgabe seiner Familie bitten und künftig an ihn, nicht als Gleicher an einen Gleichen, sondern als an den Herrn von Asien schreiben; wo nicht, so solle ein neuer Kampf entscheiden.

Da sich die persische Flotte durch des Hegelochus fortgesetzte Thätigkeit fast in aufgelöstem Zustande befand und, ungeachtet der eifrigen Unterstützung des spartanischen Königs Agis, seit der Schlacht bei Issus keine offene Unternehmung zur See mehr wagte, so konnte Alexander um so ruhiger seinen Siegeszug fortsetzen, um nun zunächst durch die Wegnahme Phöniziens, dieses „unerschöpflichen Arsenals" für Persien, sowie durch die Besetzung Ägyptens sich die Eroberung Oberasiens zu erleichtern.

Während Parmenio mit seiner Heeresabtheilung gegen Damaskus aufbrach und durch die Einnahme dieser Hauptstadt Cölesyriens den reichen königlichen Schatz, welchen Darius sammt seiner kostbaren Hofhaltung und den Harems seiner Großen kurz vor der Schlacht bei Issus dorthin gesendet hatte,

in seine Gewalt bekam und auf Alexander's Befehl zu Damaskus bewachen ließ, — erreichte Alexander vom Flusse Orontes her die phönizische Küste.

Phöniziens mächtige Handelsstädte hatten unter persischer Oberhoheit (III. 9, 4.) wenigstens in so weit immer eine gewisse Selbständigkeit behalten, als ihnen der persische Oberherr ihre alten Verfassungen ließ und nur über die phönizische Flotte zu verfügen sich vorbehielt. Dadurch hatte sich in den Phöniziern nicht nur der altberühmte Handelsgeist, sondern auch ein starker Unabhängigkeitssinn erhalten, während in den übrigen persischen Provinzen im Laufe der Zeit jene große Erschlaffung hervortrat, welche Alexander's Siege beschleunigte. Daß sich Phönizien nicht schon längst von Persien losgerissen hatte, davon lag der Grund in der gegenseitigen Handelseifersucht seiner Hauptstädte, so daß z. B. die Stadt Sidon, als sie zwanzig Jahre vor Alexander's Zug nach Kleinasien im Bunde mit Cypern unter Artaxerxes Ochus einen Aufstand wagte, von den beiden andern Hauptstädten Tyrus und Aradus nicht unterstützt und daher von den Persern zerstört und ihrer alten Verfassung beraubt wurde.

Weil die phönizische Flotte sich größtentheils noch in den griechischen Gewässern befand, so ergaben sich die Seestädte des phönizischen Festlandes ohne allen Widerstand, und durften dafür alle ihre Gerechtsame behalten, ja Sidon erhielt durch Alexander's Gnade ihr früheres Gebiet und ihre alte Verfassung unter einem sidonischen Könige wieder. Nur (Neu-) Tyrus, das sich durch seine Lage auf einer Küsteninsel (III. 8, 3.) stark zum Widerstand hielt, begrüßte ihn zwar durch Abgeordnete, verbat sich aber seinen Besuch in ihrer Stadt, weil sie neutral bleiben wolle. Diese Stadt hatte allerdings selbst dem Perserkönige nie das Besatzungsrecht eingeräumt, warum sollte sie es sich von einem neuen Herrn gefallen lassen?

Alexander wollte aber eine so wichtige Stadt bei seinem Zuge nach Aegypten nicht unbezwungen in seinem Rücken wissen, zumal Tyrus ihm in Verbindung mit den Persern und Spartanern leicht seine ganze Unternehmung hätte scheitern machen können, während er voraussah, daß der Besitz dieser Stadt ihm das phönizische Land und den Kern der persischen Flotte und was sich demselben von selbst anschloß, sichern und somit das Uebergewicht Macedoniens zur See nach sich ziehen würde. Daher beschloß er, die stolze Inselstadt um jeden Preis in seine Gewalt zu bekommen. Doch die günstige Lage derselben und der kräftige Widerstand der Einwohner, die ihre Weiber und Kinder nach Karthago geschickt hatten, verzögerte die Eroberung von Tyrus, die erst im siebenten Monate der härtesten Belagerung unter einem furchtbaren Blutbade erfolgte (332 v. Chr.).

Um ihr beizukommen, ließ Alexander vom Festland aus durch die etwa 1000 Schritte breite Meerenge einen Damm nach der Insel hinüber legen, zu welchem das Material von dem verlassenen Alt-Tyrus genommen wurde. Als der Damm bis nahe an die Stadt geführt war, wurde er sammt allen Angriffsmaschinen von den Tyriern durch einen Brander angezündet und durch einen gleichzeitigen Ausfall größtentheils zerstört. Sogleich ließ Alexander den Damm in größerer Breite herstellen und eilte selbst nach Sidon, um eine Flotte zu einer Seeblokade aufzubringen. Da so eben mit dem beginnenden Frühling die phönizische Flotte aus den griechischen Gewässern zurückgekehrt war, so erhielt er von den Städten des Festlands die gewünschten Schiffe, und da auch die Inseln Rhodus und Cypern der Sache Alexander's beitraten, so konnte Alexander, der unterdeß auf einem eiligen Streifzuge auch die arabischen Stämme im Libanon unterworfen hatte, mit einer Flotte von 300 Schiffen gegen Tyrus anrücken.

Gegen eine solche Übermacht konnte die Stadt keine Seeschlacht wagen, sondern mußte sich begnügen, mit ihren 80 Schiffen die enge Mündung ihres Nordhafens zu sperren. Während Alexander's Flotte diesen Hafen sowohl, als auch den Südhafen einschloß, bearbeiteten die Sturmmaschinen vom Damme her die Mauern. Aber die Tyrier wußten mit dem größten Aufwand von Kraft und durch die sinnreichsten Gegenmittel alle Angriffe zu vereiteln. Als sie sich aber durch einen verunglückten Ausfall mit ihren Schiffen vom Meere verdrängt sahen, suchten sie sich durch Sperrketten unter dem Wasser gegen einen Überfall zu sichern.

Vom Damm aus ließ sich, aller Mühe und Kunst ungeachtet, gegen die dicken und hohen Mauern nichts ausrichten. Dafür wurde auf der Südseite Bresche gemacht, und ein Sturm versucht, den aber die Tyrier abschlugen. Erst in einem zweiten allgemeinen Sturme gelang es, durch eine große Bresche die südliche Mauer zu erstürmen, und zugleich durch Sprengung der Sperrketten in den Nordhafen einzulaufen und so die Stadt zu erobern. Alexander war unter den Ersten, die den Wall erstiegen. Achttausend Tyrier fanden im Kampf ihren Tod; was sich in den Heraklestempel geflüchtet hatte, wurde von Alexander geschont; die Anstifter des Widerstands wurden gekreuzigt und von den übrigen Einwohnern an 30,000 in die Sclaverei verkauft. — Da gieng in Erfüllung, was an dritthalbhundert Jahre vorher der Prophet Ezechiel (Kap. 27 und 28) über den Fall von Tyrus geweissagt hatte: „Du bist sehr reich und prächtig geworden mitten im Meer; aber ein Ostwind wird dich mitten „auf dem Meere zerbrechen, daß auch die Anfurthen erbeben werden von dem Geschrei deiner „Schiffherren. Da du deinen Handel auf dem Meere triebst, da machtest du viele Länder reich; „nun aber bist du vom Meer in die rechte Tiefe gestürzt, daß dein Handel und alles dein Volk „in dir umgekommen ist!"

Die für ihren Uebermuth hart gestrafte Stadt wurde zwar nicht vernichtet, vielmehr auf Alexander's Befehl wieder hergestellt und zu einem Hauptwaffenplatz gemacht; aber sie verlor ihre alte freie Verfassung, und wenn auch Alexander das Wiederaufblühen ihres Handels auf vielfache Weise zu begünstigen suchte, so konnte sie doch ihre vormalige Größe nicht wieder gewinnen.

Von Phönizien aus näherte sich nun Alexander (im Septbr. 332 v. Chr.) den Gränzen Palästina's, dessen jüdische Einwohner aus religiöser Dankbarkeit gegen Persien, durch welches Juda wieder seine Selbstständigkeit erhalten hatte, sich sammt den Samaritanern geweigert hatten, Alexandern bei der Belagerung von Tyrus mit den befohlenen Zufuhren zu unterstützen. Samaria kam dem Zorn des Siegers mit schneller Unterwerfung zuvor und auch Jerusalem suchte und fand Gnade, ja es erfreute sich der huldreichsten Behandlung von Seite Alexander's, der sogar (wie er allenthalben aus Politik, theilweise auch aus philosophischem, ja selbst aus abergläubischem Grunde that) dem Jehovah im Tempel auf jüdische Weise feierlich opferte und den Juden für das Sabbathjahr Steuerfreiheit gewährte, ohne irgend ihrer Eigenthümlichkeit zu nahe zu treten.

Die griechischen Schriftsteller geben über Alexander's Benehmen in Judäa nur unbestimmte Andeutungen. Der spätere (freilich eben nicht allenthalben zuverlässige) jüdische Geschichtschreiber Josephus erzählt dagegen, der Hohepriester Jaddua sei in vollem Priesterschmuck, von den übrigen Priestern und Leviten begleitet, in feierlichem Zuge dem anrückenden Sieger entgegengegangen, um ihn um Gnade und Schonung ihrer Religion zu bitten. Von diesem Anblick sei Alexander um so mehr betroffen worden, da er einige Zeit zuvor ein Traumgesicht gehabt, worin ihm derselbe Priesterzug mit einem eben so gekleideten Oberpiester vorgekommen sei, und habe darum mit unerwarteter Milde die Bitte in der oben angegebenen Weise

gewährt und die bewilligte Religionsfreiheit auch auf alle ausländischen Juden in Medien, Babylonien und Assyrien ausgedehnt.

6. Einnahme von Ägypten. Gründung Alexandria's. Alexander in Ammonium. Vernichtung der persischen Flotte.

Noch aber stand Gaza, diese starke und günstig gelegene Gränzfestung des südöstlichen Palästina, dem Zuge Alexander's nach Ägypten im Wege: ihre Eroberung legte ihm die Schlüssel zu diesem Land in die Hände.

Die Vertheidigung dieser wichtigen Gränzveste, die von den Perserkönigen stets im besten Stand erhalten wurde, um durch sie Ägypten im Zaum zu halten, war dem schwarzen Eunuchen Batis anvertraut, der durch aufgehäufte Vorräthe und Anwerbung arabischer Söldlinge sich auf eine Belagerung gefaßt gemacht hatte. Ihre Eroberung kostete daher ebenfalls die angestrengteste Mühe; doch nach mehreren heftigen Stürmen mußte sie dem unwiderstehlichen Willen Alexander's fallen, der dabei durch einen Pfeilschuß in die Schulter verwundet wurde. Zehntausend Gazäer blieben im Kampfe, die übrigen wurden verkauft, die Stadt selbst zu einem macedonischen Waffenplatz gemacht. — Der tapfere Batis gerieth lebend in Alexander's Gewalt, und dieser soll seinen Zorn wegen so viel Verlust an Zeit und Menschen an dem Unglücklichen dadurch ausgelassen haben, daß er ihn mit durchbohrten Füßen an einen Wagen binden ließ und ihn selbst (wie Achill den Hector) triumphirend unter dem Hohngelächter des Heeres herumfuhr. So erzählt Curtius, aber weder Ptolemäus oder Aristobulus, noch Arrian berichten diesen rohen Zug.

Nun hinderte nichts mehr, in Ägypten einzurücken und diese letzte mittelländische Provinz des Perserkönigs einzunehmen: denn in der vorherrschenden Schlaffheit des ägyptischen Characters, welche durch die frühe Auswanderung der Kriegerkaste (unter Amasis III 9, 5.) zugenommen hatte, so wie in dem Hasse der Ägyptier gegen die Perser, der sich während einer 200jährigen Dienstbarkeit schon oft durch Empörungen Luft zu machen gesucht hatte, fand Alexander die Gewähr eines leichten Sieges. Wirklich konnte Ägypten, das ohnehin so lange her sich nicht auf eigene Kraft, sondern nur auf griechische und libysche Söldner zu verlassen gewohnt war, jetzt um so weniger an Widerstand denken, da der ägyptische Satrap Mazakes noch kurz vorher eine Schaar griechischer, aus der Schlacht bei Issus entkommener Söldner, die nach Ägypten ihre Zuflucht genommen hatten, aus Mißtrauen hatte niedermetzeln lassen. Als Alexander vor Memphis erschien, übergab jener Satrape die Stadt sammt ihrem Schatz von 800 Talenten.

So unterwarf sich also Ägypten ohne Umstände dem Sieger, der dadurch, daß er in Memphis allen ägyptischen Gottheiten, besonders dem Apis (II. 4, 6.) und, ungleich dem unduldsamen Kambyses (III. 9, 6.) den ägyptischen Priestern volle Achtung erwies, seinen Plänen zur Hebung Ägyptens und zur Verschmelzung ägyptischen und griechischen Lebens leichteren Eingang verschaffte. Um den gänzlich darniederliegenden Handel dieses fruchtbaren Landes wieder emporzubringen, wählte er selbst mit weit in die Zukunft aussehendem Scharfblick an dem Mittelmeere bei der schützenden Insel Pharos zwischen der Küste und dem See Mareotis eine Stelle zur Gründung einer griechischen Pflanzstadt aus, die sich auf seinen Befehl durch seinen Baumeister

Dinokrätes in Kurzem unter dem Namen Alexandria erhob, und auf Jahrhunderte hinaus nicht nur der Stapelplatz des Handels von Indien und Europa, sondern auch „die Heimath der aus dem Orient und Occident zusammenströmenden Weltbildung und Weltliteratur" zu werden bestimmt war (VII. 8, 1.).

Ehe Alexander Ägypten verließ, um den Zug nach Oberasien anzutreten, wo sich die Geschicke des Orients vollends entscheiden sollten, wollte er zuvor noch durch die libysche Wüste nach Ammonium gehen, um sich, wie Anfangs in Ilium und nachher in Gordium, so nun besonders hier in dem weltberühmten heiligen Tempel des Zeus Ammon (II. 3, 2.) eine neue, noch höhere Weihe geben zu lassen, an der ihn die Völker des Morgenlandes als den von den Göttern zum Herrn der Welt Auserkornen erkennen möchten.

Nur mit einer kleinen auserlesenen Schaar trat er den Wüstenzug an, und gelangte — nachdem ihm zu Panätonium die Cyrenäer gehuldigt — durch das baum- und quellenlose Sandmeer, zuletzt von voranfliegenden Raben geleitet, endlich zu der lieblichen, palmen- und quellenreichen Oase und in derselben an die Schwelle des geheimnißvollen Tempels. Hier empfieng ihn der Priester mit dem Gruße: „Heil dir, mein Sohn!" worauf ihm Alexander die Antwort gab: „Vater, so sei es! dein Sohn will ich sein: gib mir die Herrschaft der Welt!" Darauf führte der Priester den König, dessen Begleitern er im Vorhof zu bleiben gebot, allein hinein in das Innere des Heiligthums. — Nach einer Weile kam Alexander heiter zurück, versicherte seinen Gefährten, die Antwort des Gottes sei ganz nach seinem Wunsch ausgefallen, und kehrte, nachdem er den Tempel reichlich beschenkt, auf dem geradesten Weg nach Memphis zurück.

Seine Macedonier aber trugen sich fortan über das, was ihr König vom ammonischen Gott erfahren, mit den wunderbarsten Erzählungen, zu denen Alexander stets geheimnißvoll schwieg, so daß er dadurch selbst den Griechen imponirte. — Die Annahme, daß er sich zu Zeus Sohn, also zu einem Gott, habe erklären lassen, belächelte er selbst bei mancher Gelegenheit; daß aber seiner Befragung jenes Orakels, eben sowohl eine tiefe politische Klugheit, als auch ein gewisser persönlicher Aberglaube zum Grunde gelegen, der für seines Herzens übergroßen Wunsch auch ein möglichst verstärktes Verheißungssiegel haben wollte, läßt sich unschwer aus Alexander's ganzem Thun und Wesen erkennen.

Als er nach Ägypten zurückkam, überbrachte ihm sein Flottenführer Hegelöchus mit vielen Gefangenen die erfreuliche Nachricht, daß es ihm unterdessen gelungen war, die Flotte des Pharnabazus gänzlich zu vernichten und alle Inseln in dem ägäischen Meere, mit Ausnahme von Kreta zu gewinnen. So konnte also das macedonische Heer im Rücken nicht mehr gefährdet werden und nichts mehr stand dem Zug nach Innerasien im Wege. Schnell ordnete Alexander noch die Verwaltung Ägyptens, wobei er nur über die arabischen und libyschen Nomen (Kreise) Macedonier oder Griechen von bewährter Treue setzte, aber in den echtägyptischen Kreisen die bisherigen ägyptischen Nomarchen, jedoch unter zwei griechischen Oberaufsehern beließ, und dem im Naukrätis ansäßigen Griechen Kleomenes (dessen geldgieriger Character ihm freilich nicht näher bekannt war) die Abgabenerhebung aus allen Kreisen übertrug. Dann brach er nach einem feierlichen Opfer für „Zeus den König" im Frühling 331 v. Chr. von Memphis nach Phönizien auf, strafte unterwegs in Paläſtina das aufständische Samaria, und langte zugleich mit der Flotte in Tyrus an. Dort veranstaltete er pracht-

volle Feste, empfieng eine Ehrengesandtschaft der Athener, und ordnete eine Flotte nach dem Peloponnes ab, um abermaligen feindlichen Bewegungen der Spartaner zu begegnen; auch traf er in der Verwaltung der syrischen und kleinasiatischen Länder manche unterdeß nöthig gewordene Abänderungen und rüstete sich zugleich zum Aufbruch nach dem Euphrat.

6. Kapitel. Alexander der Große Herr von Asien.

1. Darius' letzte Rüstung. Alexander's Uebergang über den Euphrat und Tigris. Schlacht bei Gaugamela.

Noch einmal hatte Darius, bald nach jener ersten Unterhandlung mit Alexander, eine Botschaft an ihn gesendet und demselben für die Zurückgabe seiner von ihm tief verehrten Mutter und seiner zärtlich geliebten Kinder und Gattin die Länder diesseits des Euphrats nebst 10,000 Talenten Lösegeld, dazu die Hand seiner Tochter und Bundesfreundschaft angeboten. Zwar hatte bei diesem Antrage Parmenio im Kriegsrathe gemeint, wenn er Alexander wäre, so würde er diese Bedingungen annehmen: „Ich auch, entgegnete Alexander, wenn ich Parmenio wäre; da ich aber Alexander bin —" und somit erhielt Darius einen entschiedenen Abschlag. Da sandte Darius ein Aufgebot in alle Satrapieen seines Reichs, von welchem er doch noch das Innere, also den bei weitem größeren Theil, vom Taurus bis zum Indus und vom Euphrat bis zum Jaxartes, sein nennen konnte, und hieß seine tapfersten und treuesten Völker, insbesondere die von Turan, Iran und Ariana (K. 5, 2.), sich zu ihm sammeln, um für Persiens alten Ruhm zu kämpfen und die Unversehrtheit des Achämenidenthrons zu vertheidigen.

Als schon das Aufgebot ergangen war, kam der Hüter der gefangenen Königin Statira als Flüchtling nach Susa zu Darius und brachte ihm die Trauerbotschaft von ihrem Tode. Der Kummer und die Anstrengung des Zuges, den sie mit ihrer Familie im Gefolge Alexander's machen mußte, scheint sie angegriffen zu haben, so daß sie kurz nach dem Übergang über den Tigris starb. Des Darius Jammer war groß und beruhigte sich nur bei der Versicherung des treuen Eunuchen, daß Alexander die Königin mit der zartesten und edelsten Rücksicht behandelt und sie mit königlicher Pracht nach persischer Weise habe bestatten lassen. Da hob Darius seine Hände gen Himmel und rief: „Großer Lichtgott und ihr Geister des Lichts, erhaltet mir das Reich, das ihr mir vertraut habt! Soll es aber nicht sein, so gebt die Tiāra des großen Cyrus keinem Andern, als dem Macedonier Alexander!" — So erzählen die meisten alten Schriftsteller, und nach ihnen Plutarch.

Im Frühling des gedachten Jahres 331 sammelten sich also in den Ebenen von Babylon die Kriegerschaaren von Baktrien und Sogdiana, vom indischen Kaukasus, von Turkestan und vom Aralsee, von Arachosien, Drangiana und dem indischen Paraveti-Gebirg, von Ariana und aus Hyrkanien, aus Medien und Kardusien, vom Kur und Araxes und dem Urmiasee, aus Parsis, Gedrosien und Karmanien, aus Susiana, Babylonien und Armenien, aus den beiden Syrien und dem nördlichen Cappadocien — ein Völkerheer von vielen Hunderttausenden

Menschen mit vierzigtausend Pferden, 200 Sensenwagen und 15 Elephanten. An den Stromübergängen sollte dem Feinde entgegengetreten werden, die Hauptmacht daher sich hinter den besser schützenden Tigris und nur ein kleines Beobachtungsheer am Euphrat sich aufstellen.

Als das macedonische Heer von nur 40,000 Mann zu Fuß und 7000 zu Pferd von Tyrus her auf der gewöhnlichen Heerstraße über Thapsakus an den Euphrat kam, zog sich das dort aufgestellte kleinere persische Beobachtungsheer zurück und Alexander überschritt ungehindert den Euphrat, rückte dann ostwärts über Nisibis an den Tigris und zog an dessen linkem Ufer abwärts auf Babylon zu. Als er aber Kunde von des Darius Stellung erhielt, wendete er sich schnell nordöstlich und überschritt (etwa 16 Meilen oberhalb dem heutigen Mossul) den Tigris. Nach vier Tagmärschen südwärts stieß das macedonische Heer auf die Vorhut der persischen Völkermacht. Am 1. October des Jahrs 331 v. M. erfolgte die Schlacht **bei Gaugamela** und Arbēla, welche Asien's Geschick entschied, und worin, nach des Propheten Daniel's weissagendem Bilde (III. 8, 3. Dan. 8.), das Horn des macedonischen Bockes den persischen Widder zu Boden stieß d. h. die persische Weltmonarchie der macedonisch-griechischen erlag.

Am Abend vor der Schlacht rieth Parmenio, dem die große Übermacht des Feindes Bedenken machte, zu einem nächtlichen Überfall; doch Alexander verwarf den Vorschlag mit den Worten, er sei nicht gewohnt, den Sieg zu stehlen. Und als am Morgen das Heer zum Ausrücken bereit war, schlief Alexander noch so ruhig und furchtlos in seinem Gezelt, so daß Parmenio ihn dreimal mit Namen rufen mußte, um ihn zu wecken.— Bald standen sie in der großen Ebene bei Gaugamela, 10 Meilen von Arbela (jetzt Erbil) und eben so weit südöstlich vom jetzigen Mossul, beide Heere in gedoppelten Linien einander gegenüber, das persische auf beiden Seiten sich weit über das macedonische hinausdehnend, so daß Alexander mit seinem rechten Flügel fast dem Centrum des Darius gegenüber stand, der sich in der zweiten Linie befand und außerdem noch unmittelbar durch Sensenwagen und Elephanten, in seinem Rücken aber durch seine Babylonier und noch einige andere Völkerschaaren gedeckt war.

Bei dem Anrücken der Heere geht Alexander mit seinem rechten Flügel — schräg zur Rechten beugend, um den Sichelwägen auszuweichen, auf den linken Flügel der Feinde los, und als die Sichelwägen eben noch zur rechten Zeit losrennen, um ihn zu packen, werden sie theils von den Seinen aufgefangen, theils durch seine geöffneten Reihen hindurchgelassen und fallen weiter hinten den macedonischen Troßknechten in die Hände. Nun setzt sich die ganze persische Linie in Bewegung und stößt in der Mitte mit den macedonischen Phalangen zusammen, während Alexander bereits dicht am persischen Flügel steht und eine Reiterschaar unter Aretas in den Rücken dieses Flügels entsendet, um dort die scythischen und bactrischen Reiter zu beschäftigen.

Als eben dort (im Rücken dieses linken persischen Flügels) der Kampf schon begonnen und durch immer neu hinzustürzende feindliche Reiterschwärme höchst gefährlich zu werden schien, kommt eilige Botschaft von Parmenio an Alexander, die Phalangen seien von den parthischen, persischen und indischen Reitern des rechten persischen Flügels durchbrochen, das macedonische Lager überfallen, die Flanken des macedonischen Flügels mit Reiterschwärmen bedroht: Alexander möge also schnelle Hülfe senden! Alexander aber ließ zurück sagen, ob Parmenio von Sinnen sei und sich nicht selbst zu helfen wisse? Darauf bestieg er seinen Bucephalus und stürzte sich an der Spitze der macedonischen Ritterschaft und von den Hypaspisten gefolgt, in die Lücke, die so eben eine von ihm frisch abgesendete Reiterschaar in den linken persischen Flügel gemacht hatte, den er nun durch einen Keilangriff auseinander zu sprengen die

Absicht hatte. Bald dringt auch ein Theil der nächsten Phalangen, alles vor sich niederwerfend, in die Schlachthaufen ein, welche im Centrum den Wagen des Darius umgaben, und als Darius die wildeste Verwirrung um sich herum erblickt: wendet er sich zur Flucht, in die dann auch sein ganzes Centrum mit fortgerissen wird.

Als Alexander mit Hülfe des Aretas den linken Flügel zersprengt hatte, wendete er sich rasch, um jetzt dem Parmenio zu helfen. Aber eben waren jene persischen und parthischen Reiter durch den thrazischen Reiterführer Sitalkes wieder aus dem macedonischen Lager geworfen worden und im Zurückjagen auf das Schlachtfeld stießen sie mit dem rückkehrenden Alexander und seinen macedonischen Rittern zusammen, so daß nun ein furchtbares Reitergefecht entstand. Doch auch hier siegte Alexander und als er sah, daß auch die Thessalier auf dem äußersten linken persischen Flügel gesiegt, so machte er sich, während Parmenio das große persische Feldlager einnahm, eiligst auf, um den Darius nach Arbela hin zu verfolgen.

Ohne Alexander's mächtigen Stoß auf den linken feindlichen Flügel, woran er sich durch Parmenio's Zumuthung nicht irren ließ, wäre die Schlacht für ihn verloren gewesen. So aber siegte er durch den „strategischen Grundsatz, im entscheidenden Moment am entscheidenden Punct die höchste Kraft zu concentriren;" das persische Heer aber erlag wieder durch seine eigene unbeholfene Masse, gegenüber geistiger Kraft und Beweglichkeit. Die Niederlage bei Gaugamela war der Todesstreich für die persische Macht.

In Arbela, dem Hauptquartier des Darius, erbeutete Alexander wieder des Darius Wagen, Schild und Bogen und den reichen königlichen Schatz sammt anderer kostbaren Beute. Darius selbst aber floh mit nur 300 Reitern und 6000 Mann zu Fuß ostwärts nach den medischen Päßen zu, um Ekbatana zu erreichen und wenigstens Iran und Turan zu retten, während er vielleicht noch sein Reich hätte retten können, wenn er diesseits der Bergkette Iran's sich auf die dortigen kriegerischen Bergvölker gestützt und wie sein persischer Satrape Ariobarzanes die persischen Päße, die dieser mit 30,000 Mann besetzte, zum Mittelpunct einer nochmaligen Vereinigung seiner Völker gemacht hätte.

2. Einnahme von Babylon. Alexander's Verschmelzungsplan. Alexander in Susa und Persepolis.

Der nächste Preis des Sieges bei Gaugamela war Babylon, diese rein asiatische Weltstadt (III. 8, 3. a. E.), die wider alles Vermuthen dem Sieger freiwillig ihre Thore und die königlichen Schatzkammern ihrer Burg öffnete, und mit der ganzen Fülle ihrer mährchenhaften Pracht und ihrer tausendfachen Wechselgenüsse eben so sehr die Sinne der „kräftigen" Macedonier und „wilden" Thrazier, als der „lüsternen" Griechen erfüllte und deren Begierde nach weitern Eroberungen im nun erschlossenen Orient mächtig steigerte. Und so wie Alexander aus dem Abendland ausgezogen war, um sich zum Herrn von Asien zu machen, und sich daher in Ilium, Gordium und Ammonium die Weihe zu dieser Bestimmung geholt hatte, so trat ihm diese in Babylon erst in das vollste Licht. Mit ihrer Gewißheit aber stellte sich ihm nun auch die Ueberzeugung ein, daß das morgenländische Leben, sollte seine träge Ruhe in geistige Bewegung verwandelt

werden, nicht durch Vertauschung seiner alten Knechtschaft mit einer neuen, sondern nur durch Achtung seiner „Volksthümlichkeit in Sitte, Gesetz und Religion" und durch Lösung seiner geistigen Gebundenheit mittelst eines Zusatzes aus dem griechischen Freiheitselement erneuert werden könne.

Um aber als Herr von Asien auch dessen Völker sein nennen und seinen Thron auf ihre dauernde Liebe und stützende Kraft gründen zu können, schien es ihm durchaus nothwendig, sie in keiner Weise als Unterworfene und Hörige zu behandeln, sondern ihnen gleiche Rechte und Vorzüge mit den Macedoniern einzuräumen, beide Nationalcharactere einander zu nähern und eine Verschmelzung des Abendlandes und Morgenlandes vorzubereiten, durch die ihm die Universalmonarchie, die er anstrebte, allein möglich und ausführbar erschien.

Dieser Plan lag fortan allen seinen Handlungen und Einrichtungen zum Grunde und so gieng er an ein Werk, das großen Kraftmenschen, die sich selbst ihr Gott sind, stets als ein erstrebenswerthes Ideal erschien, das aber Der, welcher allein wahrer Gott ist und eine gewisse Scheidung so verschiedengearteter Völker so lange dulden will, bis die wahre Einheit und Einigkeit im Geist auf geistigem Wege eintreten kann, noch immer wieder als eine Thorheit in sich zerfallen ließ.

So gieng Alexander an die „Lösung des Unlöslichen," die, soll sie einmal auf bloß äußerlichem Wege versucht werden, von Alexander wenigstens auf die mildeste und — bei so entgegengesetzten Elementen — bewundernswürdig verständige Weise versucht wurde. Und so wie er selbst ein unbewußtes Werkzeug höherer Gedanken war, so sollten später noch die Trümmer seines Werkes höhern Zwecken dienen.

Seinem bisher befolgten Grundsatze gemäß, gewann sich Alexander während seines 30tägigen Aufenthalts in Babylon das Volk und die Priester durch ein feierliches Opfer, das er dem chaldäischen Baal darbrachte, so wie durch den Befehl der Wiederherstellung des Belusthurms (II. 5.); und um sich die persischen Großen geneigt zu machen, eröffnete er ihnen dadurch, daß er die Satrapieen von Babylonien und Armenien an Perser verlieh, die Aussicht, daß sie auch bei ihm „Ehren und Würden" finden könnten. Nachdem er, wie er allenthalben that, die bewaffnete Macht des Landes dem Oberbefehl eines Macedoniers übergeben und eine Burgbesatzung zurückgelassen hatte, brach er nach Susa (dem heutigen Shus, nicht Shuster), der zweiten Hauptstadt des Reichs auf, die sich bereits mit ihrem großen Königsschatze, darin sich allein 50,000 attische Talente (oder 138 Mill. Gulden) an Gold und Silber befanden, gleichfalls freiwillig seinem vorausgesandten General Philoxenus ergeben hatte. Dort waren auch noch aus Xerxes' Zeiten griechische Beutestücke aufbewahrt, von denen Alexander den Athenern die ehernen Standbilder der Tyrannenmörder Harmodius und Aristogiton (IV. 7, 7.) als Geschenk zurücksandte. Dort fand sich auch Zuzug von nahe an 15,000 frischer Truppen aus der macedonischen und griechischen Heimath ein.

Von Susa, der jetzt verschwundenen Hauptstadt Susiana's, hat der englische Geologe Loftus, welcher 1849 und 1850 der Commission der Gränzberichtigung zwischen der Türkei und Persien beigegeben war, die Trümmer des großen Königspalastes aus der Achämenidenzeit durch Aufgrabung, die er unter Aufsicht des Obersten Rawlinson leitete, aufgefunden. Inschriften, auf die man stieß und die Rawlinson entzifferte, bezeugen, daß Darius Hystaspis diesen Palast erbaut und Alexander Mnemon ihn ausgebessert hat. Der Styl der Bauten und der Bildwerke stimmt mit denjenigen der Palasttrümmer von Persepolis überein.

Von Susa, wo er ebenfalls den persischen Satrapen beließ, eilte Alexander über den Pasitigris und über die schönen Ebenen Susiana's durch die sogenannten susischen Thore oder Pässe, im Lande der räuberischen Berg-Uxier, die sich ihm vergebens zu widersetzen suchten, nach Persis (II. 8, 1), dem Stammlande des persischen Königsgeschlechts, um durch die Einnahme von Persepolis den eigentlichen Thron von Persien zu besteigen und dadurch in den Augen des Morgenlandes erst völlig als Herr von Asien zu erscheinen.

Obgleich die von Ariobarzänes gesperrten persischen Engpässe durch hohe Felsenwände und starke Befestigungen ein unübersteigliches Hinderniß zu bieten schienen, so erstürmte sie Alexander doch, sprengte das feindliche Heer in die Abgründe und zog in den angestrengtesten Eilmärschen nach Persepolis und Pasargadä, damit nicht der Feind die ungeheuern Schätze aus den dortigen Königspalästen und Königsgräbern mit sich fortschaffen möchte. Da seine schnelle Ankunft daselbst dem Gerüchte von den verlornen Engpässen vorausgieng, so fielen Stadt und Schätze ohne Widerstand in seine Hände, und so groß waren diese Schätze, daß zu ihrer Wegschaffung nach Ekbatana 5000 Kameele und 10,000 Paar Maulthiere nöthig gewesen sein sollen.

Als Alexander sich Pasargadä näherte, begegneten ihm 800 griechische Gefangene, die an Armen oder Beinen, an Augen oder Ohren oder andern Körpertheilen verstümmelt waren. Alexander, über diesen traurigen Anblick bis zu Thränen gerührt, wollte sie in ihre Heimath zurückbringen lassen. Sie aber zogen aus Scham es vor, ferner hier zu wohnen, baten ihn aber um Ländereien nebst Hörigen zur Bebauung, was er ihnen reichlich gewährte. — Den Werth des in den Königsgräbern vorgefundenen Goldes und Silbers geben Diodor und Curtius auf 120,000 Talente an, was glaublich ist, wenn man bedenkt, daß Persepolis der Hauptaufbewahrungsort für die ungeheuern Jahreseinkünfte war, die jeder König für sich bezog und großentheils dort niederlegte, so daß sich der Schatz jährlich mehrte, nie minderte, und Persepolis der reichste Ort unter der Sonne war. Auch viele Einwohner besaßen große Reichthümer an Geld, kostbaren Kleidern, Geräthen und Schmuck; diese überließ Alexander seinen Soldaten zur Beute.

Dort im Thale von Pasargädä, wo Cyrus die medische Herrschaft errungen, befand sich noch sein Palast und sein Grab — „ein einfaches Felsenhaus, bei dem fromme Magier jeden Tag opferten und beteten." In dem südlichen Thale von Persepolis lag der Palast und das Grab des Darius Hystaspis, und in dem Felsenthale von Bundemir befanden sich die Paläste und Gräber seiner Nachfolger.

„Die Königspforte der tausend Säulen, der stolze Felsenbau auf dreifacher Terrasse, die lagernden Riesenbilder am Eingange, ein Riesenplan von Gebäuden der höchsten Pracht und feierlichsten Größe schmückten diesen heiligen Bezirk, den die Völker Asiens ehrten als die Wiege des Achämenidengeschlechts, als die Grabstätte des persischen Fürstenhauses, als Herd und Mittelpunct des einst so mächtigen Reiches." (Droysen.)

So lange diese Königspforte noch stand, an deren Fortdauer sich in der Meinung der Perser der Fortbestand des persischen Herrschergeschlechtes knüpfte, so lange glaubte Alexander in den Augen der orientalischen Welt noch nicht als bleibender Eigner und Herr des Perserreiches gelten zu können; — so lange im Angesichte der Königsgräber gleichsam die „Wiege" noch stand, aus welcher ein Perserkönig hervorgegangen war, um Athen und die hellenischen Göttertempel in Brand und Asche zu legen und die Gräber der großen Griechenahnen zu zerstören, so lange glaubte Alexander in den Augen Griechenlands noch nicht als der Rächer jenes Frevels und als der Versöhner der von dem persischen Despoten beleidigten hellenischen Götter und Todten erscheinen zu können. Und so gebot er in einer raschen Anwandlung trunkenen Hochgefühls, das der kühlere Parmenio vergebens zu dämpfen suchte, den Feuerbrand in diesen Palast zu werfen, so daß ein Theil dieses Denkmals der Größe und Herrlichkeit des alten Achämenidengeschlechtes in Trümmer sank.

Spätere Geschichtsschreiber stellten diese That, um sie sich zu erklären, als bloße Folge einer Weintrunkenheit Alexander's dar, in der er bei einem Festgelage, als die athenische Tänzerin Thais in der Begeisterung des Tanzes einen Feuerbrand vom Altare gerissen und ihn in's Getäfel des Palastes geworfen habe, mit seinen Festgenossen dem Beispiele derselben folgend, in wilder Siegeslust den Brand vollendet habe; — eine Angabe aber, die nach Plutarch des historischen Grundes entbehrt. — Von diesem Palaste blieb übrigens ein großer Theil stehen, wie denn Persepolis überhaupt noch spätern Reichen zum Sitze gedient hat und erst im 10ten Jahrhundert nach Christo gänzlich zerstört worden ist.

Die gegenwärtigen **Ruinen von Persepolis** (in einer Hochebene nördlich von der jetzigen Stadt Schiras) liegen auf der terrassenförmig emporsteigenden Seite eines Marmorgebirgs, aus dessen Quadern auch alle diejenigen Ruinen bestehen, die aus der altpersischen Zeit stammen. Die erste Terrasse zeigt noch Reste eines Säulengangs mit den Reliefs zweier symbolischen Thiere: eines Einhorns, als Sinnbildes der „Stärke und Schnelligkeit," und einer mit einem Menschenhaupte, mit Pferdfüßen und Flügeln versehenen Thiergestalt, als Sinnbildes „königlichen Muths und königlicher Gesinnung." — Zur zweiten Terrasse führt eine Doppeltreppe, deren Wandsculpturen links Gruppen von Hofleuten darstellen, theils in weiten medischen Gewändern, theils in engen persischen Lederkollern, mit Hals-, Arm- und Ohrenschmuck, mit Dolchen an den Seiten, zum Theil mit Bechern in den Händen; rechts einen Zug von Deputationen aus den 20 verschiedenen Satrapieen des Reichs, welche dem Könige Geschenke bringen, wobei Kleidung, wie Geschenke, auf die ganz verschiedenen Klimate deuten, in welchen jene Völker zu Hause waren.

Von der Treppe aus gelangte man auf der zweiten Terrasse in eine rings mit 50 bis 60 Fuß hohen und drei Armspannen dicken Säulen umgebene Reichshalle, wo der König Gesandte zu empfangen pflegte. Links dabei liegt ein großes, viereckiges Gebäude von 210 Fuß im Gevierte: in diesem ist auf der einen Wandseite der König auf dem Throne mit Scepter und Opferschale abgebildet; hinter ihm sein Waffenträger und ein Eunuche mit dem Flügelwedel, dazu fünf Reihen medischer und persischer Leibwächter übereinander; vor dem Könige ein Gesandter, über ihm am Thronhimmel das Reichswappen, nämlich ein Löwe, der ein Einhorn zerreißt. — Auf der entgegengesetzten Wand erscheint der König wieder auf einem Thron, getragen von drei Reihen Männern in verschiedener Tracht, gleichsam die Majestät des Königs auf seine Nationen sich stützend; über dem Könige schwebt sein Ferwer d. i. sein geistiges Urbild oder sein eigener Lichtgenius (II. 1, 1.), dessen Obertheil dem Könige ähnlich ist, dessen Untertheil aber in ein Blättergewand ausgeht. — Das Gebäude enthält noch viele andere Bildergruppen, die alle den König in verschiedenen Lagen und Hand-

lungen darstellen; dazwischen befinden sich Inschriften mit Keilschrift, in denen oft der Name Darius und Xerxes vorkommt.

In der Felsenwand, aus der dieses Gebäude hervortritt, befinden sich zwei Todtenkammern, von denen die eine das Grab des Darius ist. Jede ist durch eine Façade bezeichnet, davon die eine (am Grabe des Cyrus) sich in beträchtlicher Höhe über der Erde befindet. Jede Façade ist von vier Pilastern getragen und hat dazwischen einen Schein-Eingang; über diesem befindet sich, von zwei Männerreihen getragen, ein Gestelle, auf welchem ein Altar mit brennendem Feuer und neben ihm der König mit seinem Ferwer steht. — Außer diesen Gräbern gehören noch ähnliche Felsengräber eine Meile nordwärts von jenen, so wie noch einige andere dazwischen, der altpersischen Zeit an. — Die nähere Beschreibung der Ruinen von Persepolis gab uns der englische Reisende Ker-Porter.

3. Alexander in Medien. Darius auf der Flucht in der Gewalt des Bessus. Tod des Darius. Alexander in Parthien und Hyrkanien.

Nachdem er die Umgegend von Persepolis gegen die räuberischen Bergvölker gesichert, darnach die ganze Landschaft Persis erobernd durchzogen und die Satrapie darüber einem Perser zugetheilt hatte, brach er nach Medien auf, wohin Darius sich geflüchtet hatte. Umgeben von seinem treuen persischen Adel, darunter der alte würdige Artabazus, ferner von sechs mächtigen Satrapen, darunter sein Verwandter Bessus (Bessos), Satrap von Baktrien, endlich von tapfern Reitervölkern und griechischen Söldnern, und geschützt durch schwer zugängliche Gebirge, glaubte Darius es noch einmal auf eine Entscheidung ankommen lassen zu können. Als er aber Nachricht von der Einnahme von Persepolis erhielt, gedachte er sich hinter die kaspischen Pässe nach Baktrien zurückzuziehen, schickte sein Feldgeräthe nach Hyrkanien voraus und brach bei Alexander's Annäherung mit einem kleinen Heere und einem Schatze von 7000 Talenten selber dahin auf.

Als Alexander in Ekbatana ankam, ordnete er schnell das Nöthige, machte den Harpalus zum Schatzmeister seiner von allen Seiten her in der dortigen Burg aufgehäuften Schätze (im Betrag von 180,000 Talenten), bestellte einen Perser zum Satrapen, ließ den Parmenio als Oberfeldherrn von Medien mit einer Heeresabtheilung daselbst zurück und eilte mit dem übrigen Heere dem Darius nach. In eilf angestrengten Tagmärschen war er in Rhagä (dem apokryphischen Rhages), wo er auf die Nachricht, Darius sei bereits jenseits der Pässe in Baktrien angekommen, seinen erschöpften Truppen eine fünftägige Rast gönnte.

Unterdeß berieth sich Darius, der nur 20 Meilen Vorsprung hatte, mit den Großen seiner Begleitung, ob man weiter fliehen, oder einen Kampf wagen solle. Nur Wenige, darunter Artabazus, zeigten sich bereit, dem Könige ihr Leben zu opfern; die Uebrigen waren theils entmuthigt, theils von Bessus gewonnen worden, der im Sinne hatte, sich des Königs zu bemächtigen und durch seine Auslieferung an Alexander sich die Herrschaft über einen Theil von Asien zu verschaffen.

In diesem Kriegsrathe erklärte der Führer der Leibwache, man müsse nach Turan flüchten; um aber die Völker von Turan zu gewinnen, müsse Darius dem Bessus die Tiare auf so lange abtreten, bis Alexander besiegt sei. Zornig riß Darius den Dolch aus dem Gürtel, um den treulosen Sprecher niederzustoßen; der aber enteilte und trennte sich sammt Bessus mit den Persern und Baktriern von dem Könige, dem nun auf des Artabazus Rath nichts übrig blieb, als der Versuch, die Untreuen durch Verzeihung wieder zu gewinnen. Sie kehrten zurück, baten heuchlerisch um Gnade und zogen wieder mit dem Könige vorwärts.

In dumpfer Stille gieng der Zug weiter. Von den Verräthern dicht umdrängt, konnte Darius nur die Warnung des griechischen Söldnerführers vernehmen, der ihn in griechischer Sprache bat, sein Leben den Griechen anzuvertrauen. Bessus, der zwar nicht griechisch verstand, aber aus den Mienen des Griechen den Inhalt der Warnung errieth, beschloß nun mit der Ausführung seines Planes zu eilen.

Wirklich nahm er in der Nacht darauf (in dem Dorfe Thara in Parthien) den König gefangen, brachte ihn mit goldnen Ketten gefesselt auf einen Wagen und eilte mit ihm sammt den Baktriern und vielen Persern weiter, indeß Artabazus und die übrigen Perser sammt den Griechen, welche gegen die Uebermacht nichts vermochten, einen andern Fluchtweg einschlugen.

Als Alexander durch einige dieser Flüchtlinge, die seine Gnade suchten, von diesem Vorgange erfuhr, eilte er mit einem kleinen auserlesenen Heere den Verräthern nach, während das Hauptheer unter Kraterus langsamer nachrückte.

Nach drei Tagen und drei Nächten rastlosen Jagens ließ Alexander, der dabei den Seinen selber das Beispiel der größten Anstrengung und Selbstverläugnung gab, sein ganz erschöpftes Heer langsam ziehen, nahm 500 Reiter aus seiner Edelschaar und die Schnellsten aus den Übrigen, und jagte dem Feinde, der noch einen Vorsprung von einem Tag hatte, auf einem kürzern Wege durch eine wasserlose Wüste die ganze Nacht hindurch nach und bekam am andern Morgen den Zug der Feinde zu Gesicht. Mit wildem Geschrei zerstreuten sich diese; nur Bessus und seine Vertrautesten umgaben noch den Wagen. Sie drangen in Darius, ein Pferd zu besteigen und sie auf der Flucht zu begleiten. Da er sich aber deß weigerte und sie ihn um keinen Preis lebendig in Alexander's Hände gerathen lassen wollten, so warfen sie, als sie Alexandern so nahe sahen, ihre Wurfspieße nach dem gefesselten König und jagten davon. Mit nur 60 Mann, welche auf dieser übermenschlich angestrengten Verfolgung bei Alexander ausgehalten hatten, langte dieser bei dem Wagen an, fand aber seinen königlichen Gegner, dessen Leben er so gern gerettet hätte, bereits entseelt.

Mit Wehmuth deckte er seinen eigenen Mantel über den Leichnam desselben und befahl ihn nach Persepolis zur Bestattung zu bringen, wo ihn seine Mutter, die alte hartgeprüfte Sisygambis, begrub.

Wäre Darius am Leben geblieben, gewiß hätte ihn Alexander würdiger behandelt und besser geschützt, als die persischen Großen es thaten. Zu schwach für einen König in Zeiten des Sturms, wäre Darius in ruhigern Zeiten durch seine Privattugenden das Muster eines persischen Königs gewesen. Seinem edlen Gemüthe giebt noch jener Zug Zeugniß, den man sich von seinem letzten Lebensaugenblick erzählt: Ein Macedonier, Namens Polystratus, soll, ehe Alexander selbst beim Wagen anlangte, den Darius noch sterbend gefunden und ihn auf seine Bitte mit einem Trunk Wasser gelabt haben. Darauf habe Darius gesagt: nichts thue ihm mehr leid, als daß er ihm diesen Dienst nicht belohnen könne: Alexander werde es ihm vergel-

ten; Alexandern aber möchten die Götter die den Seinigen erwiesene Menschlichkeit lohnen; er möge ihm diesen seinen Handschlag bringen. Hiemit habe er dem Macedonier die Hand gereicht und sei dann gestorben.

Durch jenen verrätherischen Königsmord hatten die persischen Großen das Recht verloren, zu Gunsten des persischen Königthums wenigstens zu protestiren, wogegen dem Alexander kraft des Sieges und des durch den Sieg erlangten Thronrechts zugleich das Recht und die Pflicht der Rache an den Königsmördern zugefallen zu sein schien. Ohne für jetzt die Mörder auf geradem Wege zu verfolgen, versicherte er sich erst Parthiens, zog dann durch einen der schwierigen Pässe des Elburs-Gebirgs nach Hyrkanien, wo sich bei der Stadt Zadracarta verschiedene Abtheilungen seines Heeres wieder vereinigten, der parthisch-hyrkanische Satrap Phrataphernes sich unterwarf und seine Satrapieen wieder erhielt, auch Artabazus sammt dem Bruder des Darius an Alxander sich anschloß. Hierauf faßte Alexander den Beschluß, nach Eroberung des südkaspischen Gebirgslandes eine Flotte auf dem kaspischen Meere zu bauen, um die Verbindung zwischen dieser Küste und dem Osten Asiens zu erleichtern.

4. Letzter Freiheitsversuch der Griechen unter Agis II in Sparta. Antipater's Sieg über sie bei Megalopolis.

Während Alexander in der Hauptstadt Hyrkaniens verweilte, hatte in Europa die macedonische Sache noch einen letzten Kampf mit den Griechen zu bestehen. Die Gefahr kam wieder von Sparta, und zwar diesmal nicht zur See, wo die macedonische Flotte jetzt die Oberhand hatte, sondern auf dem griechischen Festlande. Da es fast in allen griechischen Staaten Demagogen gab, welche zur Wiedererlangung ihres demokratischen Einflusses in der leichtgläubigen und leichtsinnigen Menge Mißvergnügen zu erregen und alles, was Alexander that, zu verkleinern und zu verdächtigen suchten, man auch mit Antipater's strengerem Auftreten nicht zufrieden war, so wurde es dem schon genannten König Agis II von Sparta nicht schwer, in den meisten griechischen Staaten Verbindungen anzuknüpfen und durch Anwerbung von Söldnern die Hoffnungen der Freiheitsmänner zu beleben.

Selbst auf Athen, obwohl es fortwährend dem fernen Sieger mit Kränzen und Gesandtschaften zu huldigen schien, konnte Alexander nicht sicher rechnen, da dieser Staat zu gleicher Zeit auch am persischen Hofe heimliche Gesandtschaften fort erhalten hatte, welche Alexander bei der Einnahme von Medien in seine Gewalt bekam. Immer hatte Alexander die Athener besonders gütig behandelt, weil deren offener Beitritt zu seinen spartanischen und übrigen Gegnern in Griechenland ihm hätte sehr gefährlich werden können. Auch Antipater mußte deßhalb zu den spartanischen Umtrieben ein Auge zudrücken und manchen Schritt zur Erweiterung der macedonischen Macht, sogar im Norden des Reichs, unterlassen, um keine Veranlassung zum allgemeinen Ausbruch der Unruhen in Griechenland zu geben. Als aber ein Aufstand in Thrazien entstand, bei

welchem Agis die Hand mit im Spiele hatte, und die Verbindung Macedoniens mit Asien gefährdet schien, da mußte Antipater ausziehen, ihn zu dämpfen, und diesen Zeitpunct wählte Agis zum Losbrechen. Er brachte schnell den ganzen Peloponnes zum Abfall von dem korinthischen Bund und belagerte die arkadische Stadt Megalopolis, die allein zu Alexander halten wollte. Selbst die Thessalier und Ätolier waren in Aufregung; nur die Athener waren ruhig, weil sie gerade über die Ankunft der Bildsäulen des Harmodius und Aristogiton, die ihnen Alexander aus der Beute von Susa zum Geschenk geschickt hatte (K. 6, 2.), entzückt waren, so daß selbst Demosthenes es nicht wagte, zum Aufstand zu reizen.

Unverweilt aber schloß Antipater einen Waffenstillstand mit den Thraziern und eilte mit einem starken macedonischen Heere nach Griechenland, um Megalopolis zu entsetzen und den Aufstand niederzuschlagen. In der Nähe dieser Stadt kam es im Sommer 330 v. Chr. zu einer hitzigen Schlacht, in welcher zwar die Spartaner ihres alten Kriegsruhms würdig fochten und dem Antipater einen großen Verlust an Mannschaft beibrachten, aber dennoch eine völlige Niederlage erlitten. Selbst König Agis fiel nach dem heldenmüthigsten Kampfe (im 9. Jahre seiner Regierung). — Für Sparta erscheint dieser unglückliche Ausgang als eine Strafe für seine kleinliche, eigensüchtige Abschließung gegen die Forderungen einer nach einem höhern Ziel ringenden Zeit, für die übrigen Peloponnesier dagegen als eine Strafe für ihren Verrath an dem einmal beschworenen Bündniß mit Alexander.

Jetzt, da keine Hoffnung mehr vorhanden schien, eine Freiheit, wie sie einst die Väter zu bewahren gewußt, wieder zu erlangen, weil die Enkel sich ihrer unwerth, ja unfähig gemacht hatten, — gab sich nicht nur Sparta, das um Frieden bat, sondern auch ganz Griechenland zur Ruhe. Konnte es doch von Glück sagen, daß der Sieger es nicht unterjochte und seinem Reiche einverleibte, sondern seine hellenische Gesinnung darin bewährte, daß er, ungeachtet solcher störenden Opposition, fort und fort jedem griechischen Staate seine Freiheit im Innern ließ und nur die Erfüllung der eingegangenen Bundespflicht verlangte. Diese wurde nun allenthalben ohne Widerrede, selbst wie es scheint von Sparta, geleistet, und während die griechische Jugend zum Theil im Dienst des macedonischen Königs Beute und Ruhm suchte, zum Theil daheim mit den Alten im geschäftigen Nichtsthun und im sinnlichen Wohlleben, (zum geringsten Theil allerdings auch in ernsteren Studien) ihre Zeit und Kraft verwendete, konnte Alexander, als glücklicher Sieger in der Heimath wie in der Fremde, sich aller weitern Sorge überheben und seine großen Pläne in Asien verfolgen.

Während der, nach dem Siege Antipater's über Agis in Athen eingetretenen Reaction nahm Äschines seine, sechs Jahre zuvor bei Gericht angebrachte Klage gegen Ktesiphon, — der im Jahre 337—336 auf Bekränzung des Demosthenes angetragen hatte — wieder auf und suchte in einer Rede, die er jetzt zur nähern Begründung und Erweiterung seiner frühern

Klaggründe hielt (denn so lange war der Prozeß schwebend) zu beweisen, daß Demosthenes einer Bekränzung durchweg unwürdig sei, weil dessen ganzes politisches Verhalten gegen Philipp und gegen Alexander für Athen und die griechischen Staaten Verderben-bringend gewesen sei, indem es dem Staate eine Reihe von Niederlagen und Demüthigungen zugezogen habe; seine Feindschaft gegen Alexander wenigstens könne auf keinem lautern Grunde ruhen, weil er sich gegen denselben so oft feige benommen und sich stets die rechten Zeitpuncte zur öffentlichen Erhebung gegen denselben habe entschlüpfen lassen, besonders während der ersten glücklichen Erfolge des Agis. — Dagegen vertheidigte sich nun Demosthenes in seiner meisterhaften Rede vom Kranze, worin er freilich von seinem Verhalten in den letzten sechs Jahren Umgang nimmt, dagegen am meisten und mit Stolz bei seinem patriotischen Verhalten gegen Philipp vor der Schlacht bei Chäronea verweilt und seinen Landsleuten Glück wünscht, daß sie eine so schöne, panhellenische Vaterlandsliebe gezeigt hätten; er für sich spreche bloß die Ehre an, diese ruhmvolle Gesammtgesinnung ausgesprochen und zum Bewußtsein gebracht zu haben. Diese mit dem vollen Pathos des Patriotismus und mit aller Kunst des Vortrags gehaltene Gegenrede des Demosthenes machte auf die Richter einen so tiefen Eindruck, daß mehr als vier Fünftheile der Stimmen für ihn waren, und Äschines zu der gewöhnlichen Strafe von 1000 Drachmen verurtheilt wurde. Aus Verdruß über diese Kränkung und Beschämung verließ Äschines Athen. Er soll nachher in Rhodus eine rhetorische Schule eröffnet und in Alexander's letztem Lebensjahre sich nach Innerasien begeben haben, um durch Alexander seine straflose Rückkehr nach Athen zu erwirken, die aber des Königs Tod vereitelte.

5. Alexander in Arien und Drangiana. Reaction des macedonische n Elements. Die Verschwörung und Bestrafung des Philotas.

Nun brach Alexander von Hyrkanien auf und zog durch Arien, das sich unterwarf. Im Begriff, an die Unterwerfung Baktriens zu gehen, erfuhr er in Susia an der Gränze von Baktrien, daß Bessus unterdeß die turanischen Fürsten für sich gewonnen, den Königstitel von Asien sich beigelegt und viele flüchtige Perser um sich versammelt habe, auch scythische Hülfsvölker erwarte. Schon beschloß Alexander auch ihn wieder durch einen raschen Überfall zu überwältigen, als er hörte, daß in seinem Rücken der arische Satrap abgefallen sei. Um daher nicht abgeschnitten zu werden, brachte er erst Arien wieder zum Gehorsam, und da sich in Arien, als dem Zwischenlande zwischen Iran und Ariana, die großen Heer- und Carawanenstraßen aus allen umliegenden Ländern kreuzten, so legte er dort (auf der Stelle, wo übrigens schon in den frühesten Zeiten Niederlassungen bestanden hatten: s. II. 1, 1.) das arische Alexandria an, aus der das heutige Herat entstand, das noch die Erinnerung an seinen Gründer bewahrt.

Während Alexander im Herbst 330 in der Hauptstadt der Satrapie Drangiana weilte, trat ihm in seiner eigenen macedonischen Umgebung eine Gefahr entgegen, welche gegen sein Leben gerichtet war und ihn über eine Veränderung belehren konnte, welche unterdeß mit seinen, ihm sonst so treu ergebenen Macedoniern und wohl auch mit ihm selbst vorgegangen war.

Die raschen Siege und deren alle Vorstellung übersteigenden Erfolge hatten seinem früher gefaßten Plane einer Verschmelzung des abend- und morgenländischen Lebens die reichste Nahrung gegeben, und der neugegründete Thron schien ihm auf keiner andern Grundlage sicherer und bleibender zu ruhen als auf dieser.

Sollte dieß gelingen, so mußte er es vermeiden, die altbestehenden Verhältnisse und Vorurtheile der asiatischen Völker in griechische Formen zwängen zu wollen, sondern er glaubte, es dem in die alten Formen hineingebrachten hellenischen Bildungsgeiste überlassen zu können, eine allmählige Umformung von innen heraus zu bewirken. Daher sein Bestreben, sich den persischen Großen mit möglichstem Vertrauen und Wohlwollen zu nähern, damit sie in ihm den Sieger vergessen möchten.

Schon in diesem Bestreben hatten von Anfang an manche macedonische Große, welche lieber das strenge Recht der Eroberung hätten angewandt gesehen, eine Zurücksetzung ihrer Ansprüche erblickt; doch die großen Reichthümer, die ihnen durch Alexander's schrankenlose Freigebigkeit, die auch den geringsten Soldaten bedachte, zu Theil wurden, und die Genüsse, die ihnen das durch ihn eröffnete neue Leben darbot und in deren Lustmeer sich Viele mit angeborner macedonischer Heftigkeit tief hineinstürzten, schienen keine offenen Klagen rechtfertigen zu können.

Als aber durch den Tod des Darius das königliche Vollrecht desselben auf Alexander übergegangen erschien, und er nun, um die Asiaten desto fester an seine Dynastie zu ketten, die asiatischen Großen auf völlig gleichem Fuße mit seinen macedonischen behandelte und die den Orientalen gewohnte Kniebeugung, die ihrer Ansicht von der irdischen Majestät zum Grunde lag, annehmen und sogar durch Vertauschung der macedonischen Tracht und Feldlagersitte mit orientalischer Kleidung und Hofhaltung sich ihren Vorurtheilen anbequemen zu müssen glaubte: da konnten sich die Seinen nicht mehr in ihn finden. Und wenn auch Hephästion ganz in seine Pläne und Ansichten eingieng, und Kraterus sie zwar mißbilligte, aber in treuer Selbstverläugnung unterstützte: so fühlten sich doch die Meisten in ihrem Nationalstolz gekränkt, klagten frei und unverholen und betrachteten alle Schritte ihres Königs mit Mißtrauen, obgleich er sie mit Wohlthaten überhäufte.

Dem Könige entgieng dieß nicht, und selbst seine Mutter Olympias, mit der er in beständigem Briefwechsel stand, hatte ihn schon ermahnt, gegen seine Macedonier vorsichtiger zu sein. Von Parmenio, als dem alten treuen Diener seines Hauses, war er ohnedieß stets Tadel gewohnt, und da derselbe längst zu den Unzufriedenen gehörte, hatte ihn Alexander in Ekbatana gelassen. Von Philotas, dem ältesten tapfern Sohne desselben, und von Klitus (K. 5, 2.), welchen beiden er stets so großes Vertrauen gezeigt hatte, that es ihm am meisten weh, verkannt zu sein. Die Spannung zwischen ihm und vielen seiner Großen hatte bereits einen hohen Grad erreicht, als der König hinter eine Verschwörung gegen sein Leben kam, deren glückliche Entdeckung, offene Untersuchung und strenge Bestrafung ihn, obwohl mit Aufopferung so tüchtiger Generale wie Philotas und Parmenio, von einem störenden Gegensatze befreite, und wenn auch nicht das volle Vertrauen aller seiner Großen herstellte, doch die Liebe des macedonischen Heeres für seinen König erhöhte, den es ungeachtet seiner Hinneigung zu den

asiatischen Sitten stets alle Gefahren und Entbehrungen unausgesetzt mit ihm theilen sah.

Der Macedonier Dimnus aus Alexander's Gefolge hatte nämlich einem Edelknaben desselben vertraut, daß er im Einverständniß mit mehreren Vornehmen, die eine Änderung der Dinge wünschten, den König tödten wolle. Der Jüngling beschwört seinen ältern Bruder, die Anzeige zu machen. Dieser sagt es dem Philotas mit der Bitte, den König sogleich zu warnen. Philotas verspricht es, thut es aber auch bei einer zweiten Mahnnng nicht. Nun entdeckt jener die Sache dem Könige selbst und bemerkt ihm dabei, daß er es schon vor zwei Tagen dem Philotas gesagt habe. Sogleich läßt der König den Dimnus festsetzen, der sich aber selbst entleibt oder (nach Plutarch) bei wüthendstem Widerstand niedergestoßen wird. Alsdann stellt der König den Philotas zur Rede, der aber seine Mitwissenschaft läugnet. Darauf hält der König eine geheime Berathung mit seinen Getreuen, die in der Sache eine weitere Verzweigung sehen, so daß der König in der Nacht den Philotas und mehrere andere als Verschworne Bezeichnete festnehmen läßt.

Am andern Morgen beruft Alexander nach macedonischer Sitte alle gebornen macedonischen Kriegsmänner, 6000 an der Zahl, zu einer kriegsgerichtlichen Versammlung und eröffnet ihnen den hochverrätherischen Anschlag. Die Anzeiger geben Zeugniß; des Dimnus Leichnam bestätigt es. Der König, als Kläger, macht auf des Philotas dreitägiges Schweigen aufmerksam, zeigt Briefe von Parmenio an seinen Sohn Philotas vor, die den Verdacht bestärken, erinnert daran, daß Philotas, obgleich früher ein Anhänger des Amyntas, dennoch von ihm stets mit Vertrauen geehrt worden sey, daß aber derselbe schon in Aegypten freche Reden gegen ihn geführt und von Parmenio gewarnt worden sei, sich nicht zu früh zu verrathen; — seit des Darius Tod seien die Undankbaren bis zu diesem Puncte vorgeschritten und sein Tod solle die Losung zum Umsturz alles Bestehenden sein.

Alle Macedonier waren bestürzt, und schon ergriff Könus einen Stein und wollte den Philotas nach macedonischem Brauche steinigen; aber Alexander hält ihn zurück und erklärt, Philotas habe das Recht, sich zu vertheidigen, und damit dieser es freier thun könne, trat der König ab. Philotas vertheidigt nun sein Schweigen damit, daß er die Anzeige für leer gehalten habe; man sehe übrigens, wie sehr den Despoten die Furcht plage. Die Versammlung der Macedonier fand die Vertheidigung ungenügend und verurtheilte den Philotas und die Mitverschwornen zum Tode.

Da aber des Philotas Geständniß noch fehlte, legte der König die Sache noch einmal seinem geheimen Kriegsrath vor, welcher auf Folter erkannte. Bei dieser Folter bekannte Philotas, es sei wohl früherhin einmal zwischen ihm und seinem Vater die Rede von Ermordung gewesen, aber von der vorliegenden Sache habe sein alter Vater keine Mitwissenschaft. Nun wurde Philotas am andern Tage wieder vor die Heeresversammlung gebracht und von den Lanzen der Macedonier durchbohrt.

Den Parmenio aber, der auch zum Tode verurtheilt war, ließ Alexander rasch durch drei Generale in Ekbatana heimlich umbringen, weil zu befürchten war, derselbe möchte, wenn er des Sohnes Schicksal erführe, als Befehlshaber von Medien und als beliebter Feldherr dort die Fahne der Empörung erheben. Während nämlich Parmenio einen ihm durch Polydamas überbrachten, angeblich von Alexander geschriebenen Brief durchlas, stieß ihn Kleandrus mit dem Schwerte nieder und sandte den Kopf desselben an den König. Auch einige andere in den Mordanschlag verwickelte Generale wurden hingerichtet, drei Angeklagte aber vom Heere freigesprochen und vom Alexander nach wie vor gütig behandelt. Die hohe Stelle des Befehlshabers über die Hetairoi oder über die macedonische Ritterschaft wurde fortan getheilt und über letztere zwei Führer gesetzt, Hephästion und Klitus. — Bei dieser Gelegenheit fand auch der gefangene Lynkestier (K. 5, 3.), der vier Jahre zuvor des Königs Leben bedroht hatte, seine Bestrafung, vielleicht weil Verdacht vorlag, daß derselbe, wenn Alexander's Ermordung gelungen wäre, leicht Anspruch auf den Thron hätte machen können.

Mag man auch in dem Verfahren gegen Philotas, daraus Viele dem Alexander den Vorwurf der Despotie machten, keine förmliche Verletzung der Gerechtigkeit finden (die Erpressung des Geständnisses durch die Folter war damals gesetzlich) zumal sich Alexander alles eigenen Urtheils dabei enthielt: so sieht man doch, daß er persönlich gegen den Angeschuldigten eingenommen war und ihn nicht retten wollte, vielleicht um so weniger, ein je größeres Vertrauen er vorher demselben geschenkt hatte. Mehr zeigt das heimliche Verfahren gegen den alten verdienten Parmenio, ungeachtet aller Entschuldigung, die dafür anzuführen sein mochte, eine bereits beginnende Umwandlung in Alexander's ehehin so offenem Gemüthe, welches eben so durch die Übergröße der ihm zugefallenen irdischen Macht, als durch die Besorgniß, sie wieder zu verlieren, zum Wanken gebracht und auf die Seite der Despotie geneigt wurde. Von dieser Katastrophe an scheint Alexander mit noch größerer Bestimmtheit seine Politik verfolgt zu haben, die es ihm zu gebieten schien, den Machtbau seines Ehrgeizes mehr auf die asiatischen Elemente zu gründen.

6. Alexander in Arachosien und am Paropamisus. Übergang nach Baktrien. Gefangennehmung des Bessus in Sogdiana. Alexander am Jaxartes gegen die Scythen. Unterdrückung der Aufstände in Sogdiana. Ermordung des Klitus.

Nachdem Alexander von Drangiana aus die Unterwerfung von Gedrosien (im Süden) angenommen hatte, zog er nordöstlich durch Arachosien (das heutige Afghanistan), in dessen nördlichem Theile die Engpässe liegen, welche in das Fünfstromland des Indus (das Pendschab) führen; daher er dort das arachosische Alexandria gründete, welches ohne Zweifel das heutige Kandahar ist. Von da gelangte er in das Land der Paropamisaden (des ersten indischen Volksstammes, auf den er stieß), so daß er mit dem Eintritt des Winters 330 v. Chr. am Fuße des indischen Kaukasus oder des Hindukuh stand, jenseits welches Baktrien liegt.

Nach einiger Winterrast, während welcher er da, wo sich die Wege zu den verschiedenen Päßen begegnen, die über den Paropamisus (Hindukuh) führen, wieder ein Alexandria gründete, trat er den kühnen Gebirgsübergang an, der zu den berühmtesten der Geschichte gehört. Nach den ungeheuersten Beschwerden, die das Heer in diesen kalten unfruchtbaren Höhen vierzehn Tage hindurch zu erdulden hatte, langte der Zug endlich in den Fruchtebenen Baktriens an, das sich ohne Widerstand bis an den Oxus (II. 1, 1.) unterwarf. Denn Bessus, der sich durch den Gebirgswall geschützt glaubte, war auf die Nachricht, daß Alexander ihn überstiegen habe, eiligst über den Oxus in die Provinz Sogdiana geflohen.

Als Alexander die bactrische Satrapie dem Artabazus anvertraut und eine Besatzung in Aornos eingelegt hatte, brach er unverweilt (im Frühling 329) von Baktra (dem heutigen Balkh) auf, um des Bessus habhaft zu werden

und diesen Usurpator, der ihm kurz vorher noch auf's Neue durch einen in Arien bewirkten Aufstand zu schaffen gemacht hatte, unschädlich zu machen. Da der mächtige Oxusstrom nicht zu durchschwimmen war, so trug eine fliegende Brücke (von ausgestopften Thierhäuten) das Heer hinüber. Die Erscheinung Alexander's in diesem äußersten Grenzlande benahm dem Bessus alle Hoffnung, und da die dort zu ihm haltenden Fürsten sahen, daß sie keine Stütze mehr an ihm hatten, suchten sie sich durch das Anerbieten seiner Auslieferung Alexander's Gunst zu erwerben. Alexander schickte sogleich den Ptolemäus mit Truppen dahin ab, dem es durch seine schnelle Bewegung gelang, den Bessus in einem Dorfe zu überraschen und zu ergreifen. Als Bessus in Alexander's Gewalt war, wurde er, mit einer Kette um den Hals an einen Pfahl gebunden und im Angesichte des ganzen vorbeiziehenden Heeres gegeißelt, dann nach Baktra zur spätern Hinrichtung abgeführt.

Hierauf rückte Alexander in die Hauptstadt Sogdiana's Marakanda (das spätere Samarkand) ein und zog von da immer weiter nordwärts an den Jaxartes (Dsjihun II. 1, 1.) nach Kyropolis oder Kyreschata, der letzten Stadt des Reiches, welche zugleich die festeste von jenen sieben Gränzfestungen war, die, am Rande des scythischen Steppenlandes in einer Reihe hinliegend, das baktrische Gebiet gegen die Einfälle der wilden Scythen (der Turanier der alten Parsenlehre II. 1, 1.) zu schützen hatten. Hieher kamen, gelockt durch den großen Ruf seines Namens, scythische Gesandtschaften, um mit ihm Freundschaftsbündnisse zu schließen. Doch machte ihm nun ein in seinem Rücken ausgebrochener, von dem Fürsten Spitamenes geleiteter Aufstand im Oxuslande viel zu schaffen und nöthigte ihn, Sogdiana auf's Neue zu unterwerfen.

Eben nämlich, als Alexander den Scythen einen Besuch zudachte, brach durch den Verrath jenes Spitamenes, eines der Fürsten, die den Bessus ausgeliefert hatten, in dem weiten Bereich des trans-oxianischen Landes ein allgemeiner Aufstand gegen ihn aus, der auch anderseits den Scythen Lust machte, über den Jaxartes herüberzudringen, so daß Alexander in der Gefahr war, von allen Seiten wie von einem Netze eingeschlossen zu werden. Aber Alexander's kühner Geist ließ sich nicht entmuthigen. Rasch gieng er, um seinen Rückweg nach Sogdiana frei zu machen, an die Eroberung jener sieben Gränzfestungen, ließ deren Bevölkerungen niedermachen, baute zur Zügelung der Scythen in 20 Tagen die Gränzfestung Alexandria eschata (d. i. das äußerste) am obern Lauf des Jaxartes, gieng über den Strom, besiegte in einem Treffen die Scythen und verfolgte sie bis in die Wüste, wo ein Trunk schlechten Wassers dem von Hitze und Durst gequälten König einen Durchfall zuzog, der sein Leben in Gefahr brachte. Die Verfolgten boten kurz darnach ihre Unterwerfung an und wurden von Alexander durch unentgeldliche Zurückgabe ihrer Gefangenen gewonnen.

Hierauf entsetzte er Marakanda, verjagte den Spitamenes, der zu den Massageten floh, und strafte das Land durch Verheerung vieler Städte und Dörfer.

Da sich auch die dadurch geschreckten Baktrier ruhig verhielten, so konnte Alexander im Winter 329 auf 328 zu Zariaspa einen prachtvollen, von asiatischen und europäischen Gesandtschaften beschickten Hof halten. Hier empfieng auch Bessus sein letztes Urtheil, das Alexander den medischen und persischen Großen zu fällen überließ. Er wurde von denselben, der Landessitte ge-

mäß, nach der gewöhnlichen Gesichtsverstümmlung zur **Kreuzigung** verurtheilt, die in Ekbatana an ihm vollzogen wurde.

Unterdeß aber hatte sich im Lande ein neuer Aufstand gebildet, so daß Alexander genöthigt war, die Empörer in die äußersten Schlupfwinkel ihrer Gebirge zu verfolgen, viele Plätze zu zerstören und dann das dadurch zerüttete Oxusland durch Anlegung von zwölf neuen Städten wieder emporzubringen, die er, wie alle seine Gründungen im Orient, an wichtigen, vorzüglich **die Pässe beherrschenden Orten** anlegen ließ. Bei diesem Gebirgsfeldzug war es, wo Alexander unter andern das festeste Bergschloß Sogdiana's, wohin die meisten Fürsten ihre Frauen und Töchter sammt ihren Reichthümern geflüchtet hatten, durch eine kühne Kriegslist eroberte und unter den vielen weiblichen Gefangenen auch des Oxyartes Tochter **Roxane**, „die Perle des Morgenlandes", in seine Gewalt bekam, mit der er Asiens Thron zu theilen beschloß.

Eben als er in Marakanda zu einem letzten Streifzug sich rüstete und dem **Klitus** (demselben, der ihm am Granikus das Leben gerettet hatte und zu einen der zwei an des Philotas Stelle ernannten Führer der macedonischen Ritterschaft erhoben worden war) die Satrapie von Baktrien zugesprochen hatte, begab sich jenes traurige Ereigniß, das Alexandern zum Mörder dieses seines Freundes machte und den Beweis gab, daß ihm mit der schmeichelnden Gewohnheit unbeschränkteren Herrschens die Beherrschung seiner Leidenschaften immer schwerer wurde. Doch läßt dabei seine schmerzvolle Reue über die im Zorn begangene That einen versöhnenden Blick in sein Inneres thun.

Bei einem der Trinkgelage, deren macedonische Natur sich seither durch die asiatische Schwelgweise noch verstärkt hatte, erhoben **Schmeichler**, welche Alexander **mehr und mehr in seiner Umgebung duldete**, des Königs Thaten über die des Herakles und anderer Heroen. Darüber empört, rief **Klitus**, vom Wein erhitzt: an diesen Thaten hätten die Macedonier wenigstens eben so großen Antheil; und als man im Verlauf des Streites auf einen vorangegangenen Tadel, den Alexander über seinen Vater aussprach, in schmeichlerischer Weise die Thaten Philipp's herabsetzte, und sagte, er habe blos das Verdienst, Alexander's Vater zu sein, **vertheidigte Klitus den Philipp**, rühmte zugleich die Thaten der alten Generale, **auch eines Parmenio und seiner Söhne**, und pries die Todten glücklich, daß sie die Schmach nicht sehen dürften, **wie Macedonier sich von Persern Zutritt von ihrem Könige erbitten müßten.** Vergebens versuchten Ptolemäus, Perdikkas und mehrere der alten Generale den erhitzten Klitus zum Schweigen zu bringen. Dieser aber fuhr fort zu lärmen und zu Alexander sich wendend prahlte er, ihm das Leben gerettet zu haben, und schrie, **er solle künftig freie Männer nicht mehr zu seiner Tafel laden**, sondern Barbaren und Sclaven, die ihm den Kleidsaum zu küssen sich nicht schämten! —

Nun sprang **Alexander**, der bisher seinen Zorn gemäßigt hatte, in der höchsten, vom Wein gesteigerten **Zornwuth** auf, und wollte nach seinen Waffen greifen. Da aber seine Freunde dieselben aus Vorsicht weggebracht hatten, so rief er seinen Leibwächtern im Commandoton zu, ihre Pflicht zu thun. Unterdessen aber hatten seine Freunde auch den Klitus aus dem Saale entfernt, und Alexander gieng in heftiger Bewegung auf und ab, sich laut mit dem verrathenen Darius vergleichend. In diesem Augenblicke (wie Aristobul berichtet) stürzte **Klitus** zur entgegengesetzten Thüre wieder herein und sang ein Spottlied. Da konnte Alexander sich nicht mehr halten: er entriß einem Wächter die Lanze und **schleuderte sie in rasender Wuth nach dem Klitus, der augenblicklich todt niederfiel.** Jetzt kam Alexander zu sich und im Schmerz des Bewußtseins seiner That wollte er sich selbst tödten; aber die

Freunde brachten ihn in sein Gemach, worin er sich drei Tage einschloß und, über Klitus Leichnam liegend, ohne Schlaf und Speise seine rasche That beweinte. Vergebens suchten ihn seine Hofphilosophen Anaxarchus und Kallisthenes, ein jeder auf seine Weise, zu trösten. Endlich vermochten ihn seine Generale, hervorzutreten und sich wieder dem Heere zu zeigen, das unterdeß über den Todten das Schuldig ausgesprochen hatte und mit kriegerischem Jubel seinen König empfieng.

7. Alexander's asiatische Hofhaltung in Baktra. Erneuerter Versuch gegen seine Verschmelzungspolitik. Kallisthenes.

Kurz darauf nahm der erneuerte Kampf, zu welchem ihn theils der noch widerspenstige Theil Sogdiana's, theils ein von Spitamenes geleiteter Einfall der Scythen nöthigte, seine kriegerische Thätigkeit wieder in Anspruch, durch die es ihm endlich, wenn auch mit nicht geringem Verlust an vielen Tapfern, gelang, das Land mit mächtiger Hand, theils durch Strenge, theils durch Güte zu beruhigen, wozu der Tod des Spitamenes, der von seiner eigenen Gemahlin ermordet wurde, viel beitrug. Nach der Winterrast brach Alexander nach Baktra auf, wo er seine Vermählung mit der baktrischen Fürstentochter Roxane feierte und dadurch sowohl die Versöhnung dieses Landes, als auch seine beabsichtigte Vereinigung des Orients mit dem Occident zu besiegeln gedachte.

Hatte er doch um dieses Gedankens willen bereits mehr, als er glaubte, sich selbst sammt seinen Macedoniern von der Einfalt des angestammten heimischen Wesens entfernt und, um seine neuen Unterthanen leichter mit der europäischen Anschauungsweise bekannt zu machen, sich der ihrigen so genähert, daß er sich den Zwang asiatischer Hofhaltung auflegte, und sogar göttliche Ehre erweisen ließ. Doch muß anerkannt werden, daß er nicht nur jenen Zwang selber nicht liebte, vielmehr ihn, so oft er konnte, mit der freien macedonischen Feldlagersitte vertauschte, sondern daß er auch dem Ehrentitel eines Zeussohns keine andere Bedeutung beimaß, als die, welche den Persern, obwohl in ihrer Religionsanschauung gegründet, doch selbst längst zur leeren Titulatur geworden war. Ließen sich doch auch am Ende seine Griechen und Macedonier zu solcher Ehrenbezeugung herbei, da ihnen Reichthum, Ruhm und Genuß noch höher stand als ihr Glaube. Denn dieser Glaube an Götter, Orakel und Opfer war durch die aufklärende Wirkung sophistischer Philosophie längst schon erschüttert, ohne daß diese in ihrer niederreißenden Tendenz, an die Stelle der mit dem festen alten Götterglauben zusammenhängenden sittlichen Bestrebungen etwas anderes hätte setzen können, als die aus dem vollen Unglauben kommenden Untugenden frivoler Überbildung. Alexander's eigener Glaube war negativer Art, wie der seines Lehrers Aristoteles, und darum ward es ihm um so leichter, nicht nur um der Politik willen den Göttern jedes Volks in gleicher Weise ihre Ehre zu geben, sondern auch seiner eigenen Person göttliche Ehre erweisen zu lassen, in der er nichts als eine Ceremonie sah, deren täuschender Schein ihm für seinen Weltreichsplan förderlich schien.

Es konnte nicht fehlen, daß bei dieser Ansicht, die sich bei ihm mit dem Steigen seines Glückes bewußter ausprägte, sein früherer Sinn für Wahrheit in dem Grade sich verdunkelte, als sein Herz sich dem Einfluß der Schmeichler mehr und mehr öffnete, die als Dichter, Künstler, Gelehrte inmitten seiner Edlen und Großen stets einen nicht geringen Theil seines Gefolges ausmachten und durch ihre übertriebenen Schmeicheleien in Gedichten, Reden und Kunstwerken nicht wenig beitrugen, den König zu blenden und weiter zu treiben als er selbst wollte. Aber selbst ein neuer Versuch gegen sein Leben, den eine, wenn auch nur künstlich erregte Opposition in seiner Umgebung wagte, und dessen Bestrafung ihn bei seinen Gegnern auf's Neue in den Ruf arger Despotie brachte, konnte ihm die gefährliche Seite seiner Staatsklugheit nicht so vor Augen stellen, daß er davon abgehen zu müssen geglaubt hätte.

Der Fall war dieser: Unter den Philosophen seiner Umgebung wirkte besonders nachtheilig das Treiben des Olynthiers Kallisthenes, eines Neffen und Schülers vom Aristoteles, und des Abderiten Anaxarchus, eines Schülers von Demokritus (V. 11, 5.). Kallisthenes, der ihm von Aristoteles zugesandt worden war, damit derselbe als Augenzeuge die macedonischen Großthaten beschreibe, war ein Sophist, der aber wegen seiner Schönredekunst sowohl, als auch wegen einer gewissen Sittenstrenge und äußern Würde Vielen, besonders den Jüngern, als ein Orakel galt. Weil er sich aber durch sein taktloses Widersprechen und durch seinen Dünkel, mit dem er alles zu leiten sich das Ansehen gab, dem Könige lästig machte, so schien dieser ihn zu vernachlässigen und dem gefälligeren Anaxarch mehr Gehör zu verleihen, der allerdings ein schlimmerer Sophist war und seine sittenverderbliche Glückseligkeitslehre durch seinen Hang zum Wohlleben bethätigte.

Für diese Vernachlässigung rächte sich Kallisthenes dadurch, daß er, der bisherige Lobpreiser der königlichen Gewalt und pomphafte Geschichtschreiber, anfieng den Demokraten zu machen und sich der, nun auch den Macedoniern zugemutheten Ceremonie der Königsverehrung zu widersetzen. Dieß Benehmen gab Vielen Veranlassung, den König noch mehr gegen ihn zu stimmen, und die Vermuthung lag nahe, daß er bei solcher Gesinnung besonders auf die jungen macedonischen Edelleute, die ihn gern hörten, einen politisch-gefährlichen Einfluß üben werde. Auch war diese Besorgniß nicht ungegründet. Denn als einer der Edelknaben, Namens Hermolaus, ein eifriger Zuhörer des Philosophen, wegen Verletzung einer Hofsitte (er war dem Könige auf einer Jagd durch Erlegung eines heranrennenden Ebers zuvorgekommen) sich eine Ehrenstrafe vom Könige zugezogen hatte, entzündete Kallisthenes in dem darüber erbosten Jünglinge durch seine begeisternden Vorträge über Demokratie und Tyrannenmord, unter Hinweisung auf die That des Harmodius und auf die Verwundbarkeit auch des Mächtigsten, den Gedanken der Rache.

Hermolaus verband sich mit noch fünf andern Edelknaben und faßte mit ihnen den Plan, den König, bei dem sie die Nachtwache hatten, im Schlafe zu tödten. Als der König von der Nachttafel gieng, um sich zur Ruhe zu begeben, wurde er von einem wahrsagenden alten Weibe, deren warnende Aussagen schon öfters eingetroffen waren, ermahnt, die Nacht hindurch beim Becher zu bleiben. Er that's. Am andern Morgen zog Hermolaus noch einen sechsten Edelknaben in's Geheimniß, der aber die Sache sogleich durch den schon mehrmals genannten Lagiden Ptolemäus, einen der vornehmsten Feldherren Alexander's, dem Könige entdeckte. Im Verhör nun gestanden die jungen Leute ihren Mordplan, wobei sich zwar des Kallisthenes indirekte Betheiligung herausstellte, seine Nichtmitwissenschaft aber von den Jünglingen standhaft behauptet wurde.

Als die Sache wieder kriegsgerichtlich vor dem Heere verhandelt wurde, warf der junge Hermolaus bei seiner Vertheidigung, mit dem „Gefühl eines Märtyrers“ in dieser Sache, dem Könige einen Verrath an der väterlichen Sitte vor und schalt ihn einen Despoten, der

seine Freunde widerrechtlich tödte, freie Macedonier zur Anbetung erniedrige und nur Sclaven um sich sehen wolle. Das Heer aber fällte das Urtheil und steinigte die jungen Verbrecher. Den Kallisthenes aber, als einen Griechen, behielt Alexander gefangen, um ihn später vor den Augen des Aristoteles und der Athener zu bestrafen, von denen er glaubte, man habe ihm nicht ohne sträfliche Nebenabsicht diesen Mann zugesandt. Kallisthenes starb aber später (nach der Angabe des Aristobul) im Gefängniß an der Läusesucht; nach der Angabe des Ptolomäus ward er gefoltert und gehängt. Sein Geschick erweckte noch lange nachher unter den Philosophen des Alterthums „die tiefste Theilnahme und Entrüstung." — (Anaxarch, der dem König am meisten schmeichelte und das bei ihm gewonnene Ansehen zu freimüthigen Derbheiten gegen andere mißbrauchte, so daß er einmal, als er den König Fische essen sah, äußerte, warum er sich nicht lieber Fürsten- und Satrapenköpfe vorsetzen lasse? hatte ein noch traurigeres Ende. Er wurde späterhin von dem cyprischen Tyrannen Nikokreon, auf den er damals bei jener Rede einen Seitenblick geworfen hatte, in einem Mörser zerstampft, litt aber diesen Martertod mit der größten Standhaftigkeit.)

Weit entfernt, sich durch solche Erfahrungen von seiner Ansicht abbringen zu lassen, gieng Alexander von nun an nur mit um so größerer Bestimmtheit darauf aus, sich der Schranken macedonischer Regierungsweise, die ihn in seiner jetzigen Stellung viel zu sehr beengten, mehr und mehr zu entledigen und, wiewohl mit möglichster Schonung der Rechte seiner Macedonier, das Ziel einer unumschränkten Herrschaft zu verfolgen. Um sich daher nicht bloß auf die ihm aus der Heimath zugesandten Heeresergänzungen verlassen zu müssen, befahl er in allen Satrapieen die kräftigsten Landeseingebornen zum Kriegsdienst auszuheben und sie in der macedonischen Kriegskunst einzuüben. Bevor er jedoch eine volle Umgestaltung der inneren Reichsverwaltung vornahm, glaubte er erst noch Indien erobern zu müssen, an dessen Ostgränze er sich das Ende Asiens dachte, um dann mit noch größerem Rechte König von Asien heißen zu können, als die Könige von Persien, unter denen es selbst dem großen Darius (Hystaspis) nicht gelungen war, über den Indus zu kommen. (III. 9, 8.)

In dem ehrgeizigen Gedanken an eine solche Unternehmung hatte Alexander schon damals, als er noch am Paropamisus stand, die dortigen Pässe des indischen Kaukasus besetzt, und in Sogdiana hatte ihn in diesem Plane vollends die Einladung eines der indischen Pendschab-Fürsten, Namens Taxiles (eig. Mophis), bestärkt, der ihm von seiner Hauptstadt Taxila aus durch Gesandte seinen Beistand zur indischen Heerfahrt anbieten ließ, wenn zuvor Alexander ihm helfen würde, seinen feindlichen Nachbar, den Fürsten Porus (Poros) am Hydaspes, zu besiegen. Die Vorbereitungen, die er nun zu diesem Zuge machte, entsprachen den Erkundigungen, die er über die Schwierigkeit dieser Unternehmung eingezogen hatte, — und da die Truppen aus dem Abendlande, mit denen außerdem auch noch die Besatzungen in den bisher eroberten Ländern unterhalten werden mußten, selbst mit den kleinasiatischen, syrischen und ägyptischen Truppen noch nicht hingereicht haben würden, so verstärkte er sein Heer durch auserlesene Schaaren aus den streitbaren Völkern von Parthien, Ariana, Baktrien, Sogdiana, Arachosien und Scythien, und erwartete unter diesen Rüstungen den Abgang des Schnees, um den Weg durch die Gebirge desto unbehinderter antreten zu können.

7. Kapitel. Alexander's Zug nach Indien.

1. Uebergang über den Indus. Aufnahme in Taxila. Uebergang über den Hydaspes und Sieg über den Porus.

Die Völker, in deren Sitze er zunächst eindringen wollte, bewohnten die Gegend von Kabul bis zu dem bei seiner früheren Anwesenheit von ihm angelegten Alexandria (dem heutigen Kandahar) und waren wahrscheinlich Vorfahren (zum Theil wenigstens) der jetzigen Afghanen, zum Theil der Bewohner des jetzigen Kohistan, also noch nicht eigentliche Inder. Ihr Land war, obwohl einem strengen Winter ausgesetzt, doch sehr bevölkert und fruchtreich, und bot ihm reichliche Vorräthe.

Im Spätfrühling des Jahres 327 v. Chr. brach Alexander mit 120,000 Mann, darunter die Macedonier den Kern bildeten, von Baktra auf, und gelangte nach einem zehntägigen Marsch durch das Gebirg nach Alexandria am Südabhang des Paropamisus und von da an den Gränzfluß Kophen (jetzt Pundschir), der im Süden den Kabul aufnimmt und unter diesem Namen im offenen Lande in den Indus strömt. Dorthin entbot er die, am untern Kophen und am Ostufer des Indus wohnenden indischen Fürsten zur Huldigung. Sie kamen mit kostbaren Geschenken und führten ihm 25 Elephanten zu. Er befestigte das früher mit dem Taxiles eingeleitete Bündniß und ließ durch eine Abtheilung seines Heeres unter Hephästion und Perdikkas die Städte der Fürsten am rechten Kophen-Ufer besetzen. Er selbst zog mit dem größeren Heerestheile über den Choaspes. Hier aber stieß er auf Völker, die bei ihren meist aristokratischen Einrichtungen ihre Freiheit mit der außerordentlichsten Tapferkeit vertheidigten, so daß Alexander selbst oft in Lebensgefahr kam.

Unter fortwährenden Kämpfen jedoch, in welchen Alexander's unerschütterlicher Wille und die ausdauernde Tapferkeit der Macedonier das Unglaublichste leisteten, gelang es ihm im Laufe des Sommers das Land zwischen dem Kophen und Indus zu erobern, das er dann mit dem Namen des diesseitigen Indien unter einem einheimischen Satrapen zu seinem Reiche schlug.

Zu den gefeiertsten Thaten Alexander's gehört die in die Zeit dieser Kämpfe fallende Eroberung der Felsenburg Aornos. Sie lag auf einem 5000 Fuß hohen Berg in der Nähe der Kophenmündung, hatte innerhalb ihrer Mauern eine reichhaltige Quelle, anbaufähiges Land zur Ernährung von 1000 Menschen und nur einen einzigen, in Felsen gehauenen, schmalen und steilen Zugang. So beherrschte sie durch ihre natürliche Festigkeit und Lage den Zugang zum obern Indus. Nach der Eroberung dieses wichtigen Postens ließ Alexander ihn durch neue Werke verstärken und legte macedonische Besatzung hinein. Seit seinem Auszug von Baktra bis zu seiner Ankunft am Indus war ein Jahr verflossen.

Darauf fuhr er auf einer Stromflotte, die er bauen ließ, eine Strecke den Indus hinab bis an die Brücke, die unterdessen von Hephästion und Perdikkas über diesen mächtigen Strom (in der Gegend des heutigen Attok, in

der Nähe der Kabulmündung) geschlagen worden war, und bewerkstelligte im Frühling des Jahres 326 v. Chr., wie gewöhnlich nach vorausgegangenen Opfern, Festzügen und gymnastischen Spielen, mit seinem ganzen, durch die Zuzüge der Fürsten verstärkten Heere den Uebergang über den Indus.

Vom Ostufer des Indus aus (wo das Land der heutigen Sihks beginnt) gieng der Heereszug durch reichbevölkerte blühende Gegenden nach Taxila, der Hauptstadt des Fürsten Taxiles, der den König schon kurz vor dem Indusübergang durch reiche Geschenke (3000 Opferstiere, 10,000 Schafe, 25 Elephanten, 200 Talente Silbers) noch einmal hatte zu sich einladen lassen. Vor Taxila übergab ihm der Fürst in prunkhaftem Aufzug sein Reich und seine Person, und erwies ihm mit andern Fürsten des Landes die aufrichtigste Huldigung, die Alexander unter noch reicheren Gegengeschenken dadurch belohnte, daß er ihn und alle Fürsten im Besitz ihrer Länder bestätigte, ja ihre Gebiete durch angränzende Landschaften vergrößerte.

Das ganze obere Indusgebiet wurde unter dem Namen indische Satrapie dem Philippus (Vater des in der Folge berühmten Antigonus) anvertraut und ihm die Aufsicht über die in diesen Fürstengebieten zurückbleibenden macedonischen Besatzungen übergeben.

Bei Taxila lernte Alexander das Wesen und Treiben der indischen Büßer kennen. Fünfzehn derselben hielten sich in der Nähe dieser Stadt auf und wurden von Alexander durch den Onesikritus beobachtet. Sie waren nackt und nahmen bei ihren Büßungen verschiedene Stellungen an: der Eine stand mit einem langen Stück Holz in den Händen, bald auf dem einen bald auf dem andern Fuße; ein Anderer saß; ein Dritter lag auf der Erde mit Steinen auf dem Rücken und setzte sich so der Sonne und dem Regen aus. Am schwersten zu ertragen war das Stehen mit den nackten Füßen auf der von der Sonne glühend erhitzten Erde. Andere machten sich's leichter: wenn jene den Tag über ihre Stellung ausgehalten hatten, so kehrten sie in die Stadt zurück und wurden von den ihnen Begegnenden mit Obst beschenkt, das sie aßen, oder mit Oel, womit sie sich salbten. Auch war ihnen der Zutritt in die Häuser der Reichen und die Theilnahme an deren Mahlzeiten erlaubt. Das hohe Ansehen, daß sie genossen, mehrte aber ihren Hochmuth. Einer dieser Büßer, Namens Kalanus, ließ sich aber doch herbei, sich dem Gefolge Alexander's anzuschließen. (Wir werden unter Kap. 8, 2. a. E. noch einmal auf ihn zurückkommen.)

Hierauf im Mai 326 v. Chr. brach Alexander gegen den Fürsten Porus auf, dessen Reich jenseits des Hydaspes (jetzt Dschelum), des ersten der vier Nebenströme des Indus, lag und sich mit seinen 300 Städten bis zum Hydraotes, dem dritten Nebenstrom, erstreckte. Aufgefordert, dem Alexander huldigend entgegenzukommen, antwortete Porus, er wolle kommen, aber zum Kampfe gerüstet. Da befahl Alexander, die am Indus zurückgelassenen Schiffe zerlegt auf Wägen an den Hydaspes zu bringen und rückte gegen diesen Fluß vor.

Der Beginn des tropischen Regens (des Monsouns) erschwerte den Zug. An einem Passe, durch den die Straße führte, hatte sich ein Neffe des Porus aufgestellt, ward aber in die Flucht geschlagen. Als Alexander am Hydaspes anlangte, zeigte sich jenseits des hochangeschwollenen Stromes das wohlaufgestellte, von 300 bethürmten Elephanten, 1000 Wagen, 4000 Reitern beschützte Heer des Porus, das, 50,000 Mann zu Fuß stark, jede Übergangsstelle be-

machte, so daß es um der Pferde willen, die vor den Elephanten scheu geworden wären, unmöglich schien, im Angesichte des Feindes den Flußübergang zu wagen.

Daher beschloß Alexander, um das jenseitige Ufer zu erreichen, einen nächtlichen Uebergang. Dieser, der in seiner Kühnheit dem frühern Uebergang Alexander's über den Paropamisus gleichzusetzen ist, gelang dadurch, daß Alexander vorher durch viele nächtliche Scheinübergangsversuche den Feind in der Bewachung des Stromes ermüdete und daher beim wirklichen Übergang (auf den vom Indus mit herübergeschafften Kähnen und Flößen) das jenseitige Ufer unbesetzt fand, an das ihn (von einer Strominsel aus) sein Schlachtroß Bucephalus schwimmend hinübertrug.

Der erstaunte Porus, anstatt sogleich den gelandeten Feind mit aller Macht anzugreifen, wollte erst das versprochene Hülfsheer des Fürsten Abisares von Kaschmir erwarten und schickte einstweilen seinen Sohn mit einigen tausend Reitern und 100 Elephanten ab, um den vorrückenden König aufzuhalten. Aber Porus Sohn wurde geschlagen und fiel im Kampf, und nun erst rückte Porus selbst mit seiner Hauptmacht in einer unabsehbaren Ausdehnung, vorn durch eine fast eine Meile lange Reihe von 200 bethürmten Elephanten geschützt und auf beiden Flanken durch 2000 Reiter und 150 Schlachtwagen gedeckt, gegen Alexander an, dessen Heer nur aus 16,000 Mann Fußvolk und 5000 Reitern bestand. Aber auch hier zeigte es sich, daß Unbeholfenheit der Masse vor der Kraft des beweglichen Geistes nicht bestehen kann. Denn auch aus diesem mächtigen Zusammenstoß gieng Alexander als Sieger hervor und die hellenische Kriegskunst bestand ihre erste glänzende Probe gegen die altindische Kriegskunst. „Durch diesen Sieg wurde die engere Verbindung begründet, durch welche Indien in der nächstfolgenden Zeit in die politischen Händel der Westwelt und in den belebteren Handelsverkehr mit ihr hineingezogen wurde."

Porus hatte die Zeit, in der Alexander sein nur allmählig sich zusammenziehendes Heer ordnete, zu einem Angriff versäumt, und so kam ihm Alexander mit dem Angriff zuvor, der zuerst der Reiterei des linken indischen Flügels galt. Als diese durch den ungestümen Angriff Alexander's in Verwirrung gerieth, schickte Porus die Reiter seines rechten Flügels hinter die Linie hinum dem weichenden linken Flügel zu Hülfe. Rasch jagt nun aber die Reiterei des linken macedonischen Flügels jenen Hülfebringenden hinter die indische Linie nach, so daß dort die ganze indische Reiterei nach rechts und links hin einem Doppelangriff ausgesetzt ist und daher zurückjagend hinter der Elephantenreihe Schutz sucht. Sie versuchte noch einen Angriff auf Alexander's Reiter, zog sich aber auch das zweitemal hinter die Elephanten zurück. Da ließ Porus einen Theil der Elephanten rückwärts gewendet auf die macedonischen Reiter los, deren Pferde scheu wurden und flohen. Während dieser Zeit war vor der indischen Linie die macedonische Phalanx gegen die übrige Elephantenreihe angerückt, aber von den wüthenden Thieren durchbrochen und theilweise zerstampft worden. Da stürmte Alexander mit der wiedergesammelten Reiterei in die Linie des indischen Fußvolks, das in Unordnung hin zu den kämpfenden Elephanten floh, wo ein Knäuel entsetzlicher Verwirrung entstand und ein gräßliches Gemetzel erfolgte. Aus diesem ließ endlich Alexander durch die Trompete die Seinen zurückrufen und machte dann in neugeschlossener Ordnung von vorne her mit der Phalanx, von hinterher mit der Reiterei einen erneuerten Doppelangriff, dem die Indier nicht mehr widerstehen konnten, so daß sie nach allen Seiten hin flohen.

Zwanzig tausend Inder, 3000 ihrer Pferde und 100 Elephanten lagen todt auf der Wahlstatt. Porus selbst in seinem goldenen Panzer und auf seinem Elephanten sitzend hatte standhaft fechtend ausgehalten, bis er an der Schulter mit einem Pfeil verwundet wurde und nun auch zur Flucht sich wendete. Um dem tapferen Manne das Leben zu erhalten, sprengte ihm Alexander auf seinem Bucephalus nach, mußte aber, da das Pferd von Wunden bedeckt zusammenfiel, die Verfolgung dem Fürsten Taxiles überlassen, den jedoch Porus mit seinem letzten kräftigen Speerwurf zur Flucht zwang. Erst einem andern Fürsten ergab sich der erschöpfte Porus und ließ sich zu Alexander führen, der mit freundlicher Würde dem schönen, riesengroßen, stolz einhertretenden Greis entgegentritt und ihn fragte, wie er behandelt sein wolle? — Königlich! war die Antwort; und als Alexander sagte: Das werde ich schon meinetwegen thun; verlange, was dir sonst noch erwünscht ist? entgegnete Porus: In jenem Worte ist Alles schon enthalten!

Da gab ihm Alexander nicht nur die Freiheit, sondern auch die Herrschaft über sein Fürstenthum zurück und hatte von dieser Zeit an den treuesten Verbündeten an ihm. Denn nur dadurch, daß er die beiden mächtigen Fürsten Taxiles und Porus in ihrem Besitzthum anerkannte, ja daß er nachher das des Porus noch bis zum Hyphäsis (oder Zadadrus, auch Satadru, jetzt Sutledsch) hin vergrößerte, konnte er seinen Einfluß auf die übrigen Völker Indiens begründen, während die fortwährende Eifersucht zwischen beiden ihm eine Gewähr ihrer Treue gegen ihn gab.

2. Alexander am Hyphasis. Gezwungene Umkehr. Rückfahrt auf dem Hydaspes. Kampf gegen die Maller. Alexander in Lebensgefahr.

Nachdem der König an der Stelle seines Stromübergangs am Westufer die Stadt Bucephala seinem gefallenen Schlachtrosse zu Ehren, und drei Meilen weiter unterhalb am östlichen Ufer die Stadt Nicäa zu Ehren dieses großen Sieges angelegt und den Befehl zum Bau einer Indusflotte gegeben hatte, richtete er seinen Zug in's nördliche Gebirgsland zur Unterwerfung der noch übrigen freien Bergvölker des Pendschab. Als er unter geringem Widerstand den breiten Acesīnes (jetzt Dschinab, den zweiten Indusnebenstrom), an welchem er auch ein Alexandria erbauen ließ, überschritten und das Land bis an den Hydraōtes (auch Hyarōtis, jetzt Rawy) unterworfen hatte, gelangte er über diesem Strom in das Land der sogenannten freien Inder, die keinem Könige gehorchten und von dem heiligen Induslande ausgeschlossen waren.

Von hier an bereitete ihm der äußerst kriegerische, durch religiösen Abscheu gegen alle Fremden verstärkte Muth dieser Inder fast allenthalben, wo er hinkam, den hartnäckigsten und gefährlichsten Widerstand, der ihm viele Menschen kostete und ihm wegen der Strenge, mit der er denselben niederschlug, bei den dortigen Indern den Ruf der Grausamkeit und Barbarei zuzog.

Besonders verbreitete die Erstürmung und Zerstörung der Kathäerhauptstadt Sangala am Hyphäsis, bei der allein an 1100 Macedonier schwer verwundet wurden, einen großen Schrecken vor ihm her. Von den Belagerten wurden 17,000 erschlagen und 70,000 gefangen. Doch hatte dieses Strafbeispiel die Folge, daß zwei weiter östlich gegen den Hyphäsis (Sutledsch) hin wohnende Fürsten sich ihm schnell unterwarfen und dafür seine Nachsicht und Großmuth erfuhren. Alles eroberte Land bis an den Hyphasis wurde dem Porus übergeben, der nun 7 Völker und 2000 ansehnliche Städte beherrschte.

Als man am **Hyphäsis**, also am Ende des Fünfstromlandes, angekommen war, erregten die Nachrichten von der Fruchtbarkeit und Herrlichkeit des innern Indiens, insbesondere von der Cultur und Verfassung der Gangesländer die Begierde des Königs, immer weiter, bis an's Ende dieses Wunderlandes, vorzudringen. Aber als er schon Anstalten zum Durchzug durch die weite Sandwüste machte, welche das Fünfstromland vom eigentlichen Indien noch trennt, — siehe, da **weigerten sich seine Macedonier weiter zu gehen**: denn sie waren der unausgesetzten Anstrengungen und Mühen, die ihnen keinen dauernden Lohn versprachen, überdrüssig, und der Gedanke an die bevorstehenden Wüstenmärsche, Tropenregen, klimatischen Krankheiten und Kämpfe mit noch wilderen Elephanten entmuthigte sie vollends.

Die Vorstellungen Alexander's, daß den Macedoniern die Welt beschieden sei und daß erst nach deren Eroberung der Ruhegenuß in der Heimath wohl thun werde, in die er sie dann reich an Ruhm und Habe zurückführen werde, machte auf die Versammlung seiner Hauptleute keinen Eindruck. Die bescheidene und verständige Gegenvorstellung des alten treuen **Könus**, welche Allen die Thränen der Sehnsucht nach der Heimath entlockte, bestimmte den König am andern Tage nur zu der Erklärung, daß er keinen Macedonier nöthigen wolle, ihm zu folgen; sie sollten nur heimziehen und dort berichten, daß sie ihren König mitten im Feindesland zurückgelassen hätten. Nach diesen Worten schloß er sich **drei Tage lang in sein Zelt** ein, in der Hoffnung, daß sie ihren Sinn ändern würden. Da aber während dieser drei Tage ein drückendes Schweigen im Lager herrschte, das auf keine Sinnesänderung deutete, so ließ er, damit er bloß dem Willen der Götter nachgegeben zu haben schiene, an dem Stromufer ein Opfer veranstalten, und da natürlich dabei die Anzeichen für den Weiterzug ungünstig ausfielen, so berief er die Hauptleute und Veteranen seines Heeres und verkündete ihnen seinen **Entschluß zur Rückkehr**. Auf die Kunde davon drängten sich die Macedonier weinend und jubelnd um sein Gezelt und priesen ihn laut, daß er, „stets unbesiegt, sich von seinen Macedoniern habe besiegen lassen".

Gewiß mußte Alexander, so schwer es ihm wurde, seinen Lieblingswunsch aufgeben zu müssen, doch selber erkennen, daß bei einem weitern Vordringen gegen Osten leicht alles im Westen Errungene verloren gehen könne, da bereits Nachrichten aus Persien und Syrien zu ihm gedrungen waren, daß dort durch die Bedrückungen und Anmaßungen persischer und macedonischer Großen gefährliche Unordnungen eingerissen seien. Dazu kam, daß selbst im Fall einer gelungenen Eroberung der Gangesländer das indische Reich theils seiner Ausdehnung wegen nicht lange hätte behauptet, theils seiner **eigenthümlichen, völlig entwickelten Cultur wegen** nicht wohl mit **hellenischen** Bildungskeimen hätte befruchtet werden können. Das eigentliche Indien sollte noch nicht in den Verlauf der Weltgeschichte hineingezogen werden,

und weder Alexander, noch späterhin Muhammed's Lehre den in sich geschlossenen Geist des indischen Culturlebens überwinden: dieser Sieg kann nur dem universelleren Geiste des Christenthums aufbehalten sein.

Nachdem Alexander am Ufer des Hyphasis auf zwölf thurmähnlichen Denksteinen, die er errichten ließ, Dankopfer gebracht und gymnische Spiele gefeiert hatte, trat er im August 326 v. Chr. den Rückweg durch die befreundeten Lande nach dem Hydaspes an, wo er die unterdeß erbaute Stromflotte von nahe an 2000 Fahrzeugen (darunter 80 Kriegsjachten) vollends ausrüsten und mit den in seinem Heere dazu tauglichsten Leuten (meist Phöniziern, Ägyptiern, Griechen) bemannen ließ. Denn er hatte den Plan, den ganzen Lauf des Indusstroms nicht nur kennen zu lernen, sondern auch durch hellenisch-macedonische Colonieen zu befestigen, um dadurch den umwohnenden indischen Völkerschaften einen bleibenden Eindruck von seiner Übermacht zu hinterlassen und so die Verbindung von Persien und Indien für die Zukunft zu öffnen.

Noch einmal bestätigte er in einer feierlichen Abschiedsversammlung vor den erschienenen Fürsten dem Taxiles und Porus ihren Länderbesitz, verwies die abhängigen Fürsten alle an den von ihm eingesetzten Satrapen Philippus und ordnete alle übrigen Verhältnisse der neuen Eroberung. Dann nach den gewöhnlichen Opfern, gymnastischen Spielen und Festmahlen bestieg er am Ende des Octobers 326 unter Trompetenklang und dem Alalá-Rufen der Seinigen die Stromflotte, die vor den Augen der staunenden Indermenge den Acesines hinab nach dem Indus fuhr, während auf beiden Stromufern zwei Landheere, das eine mit 200 Elephanten unter Kraterus am rechten Ufer, das andere unter Hephästion am linken Ufer hinabzogen.

Nachdem die von Nearch befehligte Flotte am fünften Tage die Stromschnelle an der Einmündung des Hydraotes in den Acesines nicht ohne Schaden passirt und dort gelandet hatte, machte Alexander einen Streifzug ostwärts in das Gebiet der kriegerischen Maller (Mâlava), eroberte die Stadt Agalassa, setzte über den Hydraotes und erstürmte eine Reihe von mallischen Städten, so daß der Schrecken vor dem macedonischen Schwert sich allenthalben hin verbreitete. Bei der Belagerung der letzten und festesten Stadt dieses Volks brachte den König die Verwegenheit seines Muthes in die äußerste Lebensgefahr, indem er, von einem Pfeil in die Brust getroffen, als todt hinweggetragen wurde.

Es war nämlich bereits die Stadt erobert; nur die starkbefestigte und mit Indern dicht gefüllte Burg derselben hielt sich noch, und ein unablässiger Pfeilregen aus derselben hinderte die Sturmleiter anzulegen. Da ergreift Alexander eine Leiter und glimmt voran, ihm nach eine Menge seiner Getreuen. Kaum hat er mit noch drei der Seinen die Mauerzinne erstiegen, als die Leiter von der Überlast bricht und die Daraufstehenden hinunterstürzen, so daß also der König oben sammt jenen Dreien abgeschnitten und den Angriffen der Feinde ausgesetzt ist. Gegen die Mahnung der Seinen, rückwärts abzuspringen, springt er allein in das Innere hinab und ist dort, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, so lange das Ziel der allein auf ihn gerichteten Geschosse, die er mit dem Schild auffängt, bis jene Drei, auch her-

untersprinqend, ihm zu Hülfe kommen und den Ermüdeten unterstützen. Schon war einer der Drei gefallen, als ein Pfeil auch den König in die Brust trifft, so daß er blutend und besinnungslos niedersinkt. Während der Eine von den zwei Übrigen, Namens Peucestes, den Gefallenen mit dem heiligen Schilde von Ilium deckt und selbst schon im Sinken ist, der Andere aber, Leonnatus, ihn mit dem Schwerte vertheidigt, — da stürzen die Macedonier, die unterdeß, um ihren König zu retten, die Mauer erklettert hatten, unter Wuth- und Jammergeschrei auch in das Innere hinab, und während die Einen den König umstellen und auf dem Schilde hinaustragen, erstürmen die Andern vollends die Burg und machen Alles ohne Gnade nieder.

Als diese Nachricht in das Lager am Hydraotes gelangte, überfiel Schrecken und Angst das ganze Heer, das sich ohne Alexander wie verlassen und verloren fühlte, und als bald nachher die Kunde eintraf, daß er noch am Leben sei und nur an seiner Brustwunde noch schwer darniederliege, glaubte man es nicht, so daß Alexander am siebenten Tage mit offener Wunde sich auf seinem Lager in einer geschlossenen Zeltjacht den Fluß hinabschiffen ließ, um dadurch den Seinigen Gewißheit von seinem Leben zu geben.

Aber der bloße Anblick des Schiffgezeltes überzeugte sie noch nicht: sie glaubten, es sei seine Leiche und man wolle ihnen nur seinen Tod verhehlen. Da ließ Alexander das Zelt öffnen und breitete seine Arme nach ihnen aus; und als er unter endlosem Jubelruf landete, ließ er sich ein Pferd bringen, durchritt die Reihen der Seinen und stieg beim Hauptzelte ab, wo ihn Alles mit Freudenruf umdrängte und die Freunde ihm seine Verwegenheit vorwarfen.

3. Beschiffung des Indus. Widerstand im untern Indusland. Untersuchung der Indusmündungen.

Sowohl diese seine Verwegenheit, als auch die rasche Eroberung jener Hauptfestung hatte übrigens die völlige und demüthige Unterwerfung der Maller zur Folge, deren Beispiel dann auch nicht nur die tapfern, am westlichen Ufer des Acesines wohnenden Oxydraker oder Sudraker, d. i. wahrscheinlich die dort wohnende Kaste der Sudras (Çudra s. II. 2, 11.), sondern auch noch viele andere Völkerschaften nachahmten, die nah und fern am Hyphasis hinab wohnten und durch ihre Gesandtschaften mit reichen Geschenken sich einstellten. An der Einmündung dieses Stroms in den Indus, welche für den Völker- und Handelsverkehr einen natürlichen Vereinigungspunct bildet, legte der König wieder ein Alexandria an und machte es zur südlichen Gränze der obern Indussatrapie, zu deren Beschützung er auch einen Theil des Heeres zurückließ.

Im Jahre 325 v. Chr. trat Alexander die Stromfahrt auf dem eigentlichen Indus an, während das Landheer unter Kraterus am östlichen Ufer hinabzog, um etwa widerstrebende Völker zu unterwerfen. Ohne Hinderniß kam man in's Land der Sogdier, deren Hauptstadt zu einem sogdischen Alexandria umgewandelt und zum Sitz der untern Indussatrapie gemacht wurde. Alexander hatte gehofft, daß sich in dieser Stadt die Fürsten des untern Induslandes, das sich durch hohe Cultur und starke, Ackerbau-treibende Bevölkerung merklich vom obern Indusland unterschied, zur Huldigung einfinden würden; allein der Einfluß der Brahmanenkaste, die in jenen Gegenden die Völker

und Könige beherrschte und alles Fremde mit Mißtrauen und Verachtung betrachtete, bereitete ihm dort allenthalben ernstlichen Widerstand, den er auf einem eigenen Feldzuge nur mit Mühe bewältigte.

Als er mehrere Fürsten zur Unterwerfung zwang, und sich deßhalb durch den Fanatismus der Brahmanen ganze Bevölkerungen erhoben, glaubte Alexander die äußerste Strenge zeigen zu müssen, welche unzähligen Indern, einigen Fürsten, insbesondere aber vielen Brahmanen das Leben kostete. Dabei entgieng er dem wiederholten Vorwurf der Grausamkeit nicht, welche übrigens großentheils darin ihren Grund hatte, daß er die indische Kasteneinrichtung und die in ihr wurzelnden Vorurtheile der Inder nicht begriff. — Anderseits zeigte er auch Großmuth, indem er dem trotzigsten und mächtigsten der dortigen Könige, Namens Musikanus, der seine Huldigung verweigerte, aber, geschreckt durch Alexander's raschen Angriff, mit vielen Geschenken kam und sich und sein Volk unterwarf, — Verzeihung gewährte und ihm seine ganze Herrschaft ließ. Doch befahl er in der Hauptstadt desselben eine Burg zu bauen, um die benachbarten Völker im Gehorsam zu erhalten.

Nach seiner Zurückkunft in das sogdische Alexandria sandte er den dritten Theil seines Heeres unter Kraterus zu Land nach Persien zurück, woher ihm abermals Nachrichten von argen Unordnungen (namentlich von einem Aufstand der Macedonier in Baktra, von einem Abfall der Perser in Ariana) gekommen waren, denen er möglichst bald ein Ziel zu stecken wünschte.

Hierauf wurde die Stromfahrt fortgesetzt, um das Indusdelta zu besetzen und durch Gründung eines großen Vereinigungsplatzes den Handelsverkehr zwischen den östlichen und westlichen Völkern zu fördern und die Verbindung zwischen den Gangesländern und seinem Reiche stets offen zu erhalten. Zur Ausführung dieses großen Gedankens wurde die Stadt Páttala (auch Pátala) an der Stromscheide zum Eingang in's Indusdelta gewählt, sorgfältig befestigt und mit allem versehen, was zu ihrem Aufblühen dienlich sein konnte. Hierauf beschloß Alexander die Indusmündungen zu untersuchen, von deren Zusammenhang mit dem persischen Meerbusen und durch denselben mit den Euphrat- und Tigrismündungen er Kunde bekommen hatte. Er fuhr zuerst den rechten Indusarm hinab und erreichte unter mancherlei Fährlichkeiten, die ihnen zuerst ein Sturm, dann der brandende Zusammenstoß des mächtigen Stroms mit dem eindringenden Meere, zuletzt eine ihnen unbekannte Ebbe und dadurch erfolgte Trockenlegung der Schiffe verursachte, endlich die offene See, auf der er den Meergöttern opferte und unter Gebet die goldnen Opferschalen in's Meer warf.

Als er hierauf, abermals von Pattala aus — auch die zweite Indusmündung untersucht hatte, beschloß er, von diesen Mündungen aus den Seeweg zur Euphratmündung zurück aufsuchen zu lassen. Weil er selbst aber den Rückweg zu Land nehmen wollte, da die Unordnungen in Persien seine schnelle Gegenwart erforderten, so betraute er mit jenem wichtigen Auftrag den erfahrenen und edlen Nearch, der dann mit seinem Heerestheile erst im November von Pattala aus den vorgezeichneten Rückweg zur See antrat, während Alexander schon im August Indien verließ und seinen Rückweg durch Gedrosien (dem heutigen Beludschistan) einschlug.

Die Hauptbedeutung des indischen Feldzugs liegt insbesondere darin, daß wir durch die Berichte der Begleiter Alexander's zum erstenmal einen Theil Indiens und seiner innern Zustände kennen gelernt haben; ferner daß Indien schon in der nächsten Folgezeit durch den diplomatischen Verkehr der syrischen und ägyptischen Herrscher (der Seleuciden und Ptolemäer) mit Inner-Indien (dem Königshofe von Palibothra) in die Politik der westlichen Staaten hineingezogen wurde; dann noch später, daß durch die griechischen Beherrscher Baktriens indische Länder erobert und beherrscht wurden; so wie endlich, daß das ägyptische Alexandria nach Alexander's großem Plane auch wirklich nachher der Sitz des indischen Handels mit den Ländern des Mittelmeeres wurde.

8. Kapitel. Alexander's Rückkehr nach Persien und letzte Regierungszeit.

1. Nearch's Untersuchung des Seewegs vom Indus zum Euphrat. Alexander's Rückweg durch die Wüste Gedrosiens; Erholung in Karmanien.

Den gefährlichen Weg durch Gedrosien wählte Alexander, theils um nicht das weite Land zwischen dem Indus und persischen Meere ununterworfenen Völkern zu überlassen, die den Zusammenhang der westlichen und östlichen Eroberungen hätten stören können, — theils und vorzüglich um der längs der Küste hinfahrenden Flotte den Zugang zur Küste zu erleichtern, an der sie von Zeit zu Zeit Vorrath an Trinkwasser und Lebensmitteln einnehmen mußte. Was einer Semiramis und einem Cyrus nicht glückte, deren Heeren einst diese Wüste den Untergang gebracht, das konnte ihm nach der bisherigen Überwindung so großer Schwierigkeiten um so eher möglich scheinen, da ihm die Schrecken dieses öden Landes nicht in's Einzelne bekannt sein konnten.

Zwischen dem Indusdelta und dem Küstensaume Gedrosiens, sowie weiter nördlich aufwärts zwischen dem heutigen Sind und der Wüstensteppe Ariana's bildet der Gebirgszug, der den ganzen Westen des Induslandes begränzt, eine schroffe Scheidewand. In der Mitte des „Felsenlabyrinths" dehnt sich das wüste Tafelland Kelat hin, worauf dann nördlich jenseits eines querlaufenden Klippenzugs die glühende Sandwüste Ariana's beginnt. Ist also schon das Innere dieses Landes furchtbar, so ist der Küstensaum im Westen noch furchtbarer. Denn hat man die bis an's Meer reichenden Berge der Oriten überstiegen, so beginnen die Schauer der entsetzlichen Einöde. — „Die Küste flachsandig, glühend heiß, ohne Gras und Strauch, von den Sandbetten vertrockneter Ströme durchfurcht, fast unbewohnbar; die elenden Fischerhütten, welche einzeln auf Meilen weit am Strande zerstreut sind, von Fischgräten und Seegras erbaut, unter einsamen Palmengruppen; die wenigen Menschen, noch elender als ihr Land. Eine Tagreise landein streichen nackte Klippenzüge, von Gießbächen durchrissen, die in der Regenzeit plötzlich anschwellen, reißend und brausend zur Küste stürzen und dort die tiefen Mündungsbetten auswühlen, sonst das Jahr hindurch trocken liegen, mit Genist, Mimosen und Tamarisken überwuchert, voll von Wölfen, Schakalen und Mückenschwärmen. Hinter diesen Klippenzügen dehnt sich die Wüste Gedrosiens hin, mehrere Tagereisen breit, von wenigen wandernden

Stämmen durchirrt, dem Fremdling mehr als furchtbar; Einöde, Dürre, Wassermangel sind hier die kleinsten Leiden; tags stechende Sonne, glühender Staub, der das Auge entzündet und den Athem erdrückt, nachts fröstelnde Kühle und das Heulen hungriger Raubthiere; nirgend ein Obdach oder Grasplatz, nirgend ein sicherer Weg oder ein Ziel des Weges". (So Droysen nach dem englischen Reisenden Pottinger.)

Als Alexander vom Indus her das Gränzgebirg überstiegen hatte, überwältigte er die jenseits des Arabiusstroms wohnenden Oriten (Oreiten), wandelte durch Hephästion ihre Hauptstadt Rambakia in ein oritisches Alexandria um und machte sie zum Sitz einer neuen Satrapie, die er dem Apollophanes gab und zu deren Schutz er den Leibwächter Leonnatus mit einem Theile des Heeres und mit dem Befehle zurückließ, die Flotte bei ihrem dortigen Anlanden zu unterstützen. Dann führten ihn die Gebirgspässe in das eigentliche Gedrosien, wo der Weg an der Fischerküste hin durch öde Sandstrecken gieng, in denen er mit vieler Mühe Brunnen für die Flotte graben und Vorräthe aufhäufen ließ. Die erschöpfenden Märsche, die unsäglichen Anstrengungen, die Abnahme der Vorräthe erschwerten den Zug von Tag zu Tag und lockerten die Bande der Ordnung, so daß Alexander es ungestraft hingehen lassen mußte, als eines Tages die Soldaten über die wenigen versiegelten Vorräthe, die auf länger vorbauern sollten, herfielen und sie auf Einmal verzehrten.

Noch aber hatte man den schrecklichsten Theil der Wüste vor sich, ein tiefes Sandmeer ohne Wasser, ohne Vegetation: da, von Hunger und Durst verschmachtend, von Hitze und Staub erstickend, von Krankheit und Entkräftung ergriffen, oder bei erreichten Wassern die unmäßige Trinkgier büßend, fanden Tausende von Menschen und Thieren den Tod in der gräßlichsten Gestalt. Und als vollends vom Winde jede Wegspur verweht wurde und selbst die eingeborenen Wegweiser rathlos waren, da schien auch den noch Übrigen der Untergang gewiß. Nur Alexander's unermüdlicher Geist, durch den er bisher mit Allen Alles getragen, fand Rath und mittagswärts sich wendend entdeckte er selber den Meeresstrand, und eine Zeitlang noch an demselben hinziehend erreichte man nach einer neuen Wendung landeinwärts eine fruchtbare Gegend und in derselben die Stadt Pura, den Sitz der gedrosischen Satrapie, wo das Heer, das auf diesem 60tägigen Zuge durch die schauerliche Wüste auf den vierten Theil zusammengeschmolzen war, im Zustande des äußersten Elends ankam.

Nach einiger Erholung brach Alexander nach Karmanien auf, wo der Hipparch der dortigen Seeküste dem Könige die Nähe der Flotte meldete, die unterdeß unter den mannichfaltigsten Gefahren an der unwirthlichen Küste herauf an einer Flußmündung gelandet war, um Lebensmittel einzunehmen. Da Alexander die Flotte schon verloren gegeben hatte, so war er bei seiner Zusammenkunft mit Nearch, der ihn von der Küste aus aufsuchte, so gerührt, daß er weinte und schwur: „daß dieser Tag ihm theurer wäre, als der Besitz von ganz Asien".

Nearch hatte, um den Wechsel des ungünstigen Südwest-Monsuns abzuwarten, erst im November, wo der günstigere Nordostwind einzutreten pflegte, vom Indusland abfahren sollen,

fuhr aber schon den 9. Sept. ab, weil ihn die nach Alexander's Abzug wieder nach Freiheit strebenden Inder (des Landes Pattala) angriffen. Auf seiner Fahrt gelangte er zur Mündung des Arbisflusses und von da nach Kokala im Lande der Oriten, die so eben vom Leonnatus in einer großen Schlacht, in der auch der Satrape Apollophanes fiel, geschlagen worden waren. Nachdem er eine Zeitlang wegen der Ausbesserung der Schiffe und Empfangnahme der ihm vom Leonnatus zugeführten Vorräthe verweilt hatte, erreichte er das Vorgebirg Malana an der Westgränze des Oritenlandes, und kam von da nach Harmozia (Harmózeia, jetzt dem Hafen Ormus), von wo aus er jene Zusammenkunft mit Alexander in Pura hatte.

Weil nun kurz vorher auch Kraterus mit seinem frischen Heere von Arachosien und Drangiana aus in Karmanien mit dem Könige zusammengetroffen war, und noch vier andere Befehlshaber aus Medien mit einem Theil ihrer Truppen, dazu die Satrapen aus Aria und Drangiana und der Sohn des persischen Satrapen mit Zufuhr an Lebensmitteln herbeikamen, und so die lange schreckliche Noth sich plötzlich wieder in heitres Behagen verwandelte: so sollte ein großes Dank- und Freudenfest die glücklich beendigte Rückkehr aus Indien bezeichnen und das ausgestandene Elend des gedrosischen Wüstenzuges vergessen machen. Das morgenländische Prachtgepränge und der Lusttaumel bei diesem Feste mag allerdings, wie das Zeitalter selbst, den Character sinnlicher Lust in vorherrschendem Grade an sich getragen haben, wurde aber von spätern Schriftstellern mit ekelhafter Übertreibung dargestellt.

Arrian in seiner besonnenen Darstellung der Thaten Alexander's sagt hierüber: „Einige erzählen auch, was mir nicht wahrscheinlich erscheint, daß Alexander auf einem Doppelwagen, mit seinen Getreuen zu Tische sitzend und schwelgend, durch Karmanien gezogen und das Heer gekränzt und jubelnd ihm gefolgt sei. Das Alles habe der König zur Nachahmung des bacchantischen Zuges gethan, in welchem Dionysos nach der Unterwerfung Indiens zurückgekehrt sei. Doch erzählt dieses weder Ptolemäus, noch Aristobul, noch irgend ein anderer glaubwürdiger Schriftsteller.

2. Strafgericht über die untreuen Satrapen. Die große Hochzeit in Susa als Besieglung der Vermählung des Occidents mit dem Orient.

Während hierauf die Flotte die Küstenfahrt fortsetzte, um die Mündung des Pasitigris und auf demselben stromaufwärts durch den Choaspes Susa zu erreichen, wohin auch einstweilen Hephästion zu Land mit einem Theile des Heeres abgeschickt wurde, beschloß Alexander seinen Weg nach den Westprovinzen seines Reiches zu nehmen, um dort zunächst den unterdeß eingerissenen Unordnungen und Neuerungen zu steuern. Denn theils hatten macedonische Satrapen sich aus Habgier, Wollust und Herrschsucht die furchtbarsten Bedrückungen gegen das Volk erlaubt und sich zum Theil mit Söldnerschaaren umgeben, um sich für den Fall, daß Alexander nicht mehr aus Indien zurückkäme, im Besitz ihrer Satrapieen zu behaupten; — theils hatten persische Satrapen und andere morgenländische Große Unabhängigkeitsversuche gemacht, die auf den Umsturz des neugegründeten Königthums und auf Wiederaufrichtung des altpersischen zielten.

Da also der Bestand seiner ganzen Schöpfung auf dem Spiele stand, so glaubte Alexander die schonungsloseste Gerechtigkeit üben zu müssen, theils um für die Zukunft Andere von dergleichen Versuchen abzuschrecken, theils um den Bedrückten Genugthuung zu geben und ihr Vertrauen zu seiner Macht wieder herzustellen. Schon vor seinem Abzug aus Karmanien begann das Strafgericht durch die Hinrichtung des karmanischen Satrapen, der sich treulos erwiesen, des arianischen Satrapen, welchen Kraterus in Ketten mitgebracht, ferner dreier Generale mit 600 Soldaten, die in Medien Tempel und Gräber geplündert und sich jeden Frevel erlaubt hatten. (Unter diesen war auch jener Kleander, der den Parmenio meuchlings ermordet hatte.) Als sodann Alexander in der Provinz Persis ankam und dort das Grab des großen Cyrus, für dessen Erhaltung er bei seinem vorigen Aufenthalt daselbst Sorge getragen hatte, erbrochen, geplündert und zerstört, ja den Leichnam selbst verstümmelt fand, so ließ er, weil man den Thäter nicht entdecken konnte, den, wie es scheint, unschuldigen Satrapen (der sogar selber aus dem Stamme der Achämeniden war) für diese Fahrlässigkeit büßen, und ertheilte dem Peucestes (demselben, der ihn in der Mallerstadt mit dem Schilde gedeckt) die persische Satrapie. Auch der medische Satrap fiel unter Henkershand. Einen andern Satrapen stieß Alexander mit eigener Hand nieder, und als er in Susa ankam, wohin er noch viele andere zur Rechenschaft beschieden hatte, erfolgten auch dort noch einige Hinrichtungen. Einer der schändlichsten Menschen aber, des Königs oberster Schatzmeister Harpälus, der die seiner Bewahrung anvertrauten Schätze im ungemessensten Grade veruntreut hatte, entzog sich der wohlverdienten Strafe durch die Flucht nach Griechenland, wohin er einen Theil des Schatzes mitnahm. (S. K. 8, 4.).

Kurz nach Alexander's Einrücken in Susa im Februar 324 v. Chr., als auch Hephästion mit dem übrigen Heere und den Elephanten von Karmanien her und Nearch vom Pasitigris her eingetroffen war, strömten auf des Königs Einladung die Großen des Reichs mit ihren Frauen und Töchtern zu dem wunderbaren Feste zusammen, das Alexander hatte dort vorbereiten lassen, und das er als den Schlußstein seines großen Einigungs- und Verschmelzungsplans betrachtet wissen wollte. Es feierte nämlich der König daselbst seine Vermählung mit des Darius älterer Tochter, die den Namen ihrer Mutter Statira führte (aber auch Barsine und Arsinoë genannt wird) und mit Parysatis, der Tochter des vorigen Perserkönigs Artaxerxes III Ochus; zugleich mit ihm mußten nicht nur seine vornehmsten macedonischen Edlen, 80 an der Zahl, sich mit Töchtern der persischen Großen (wie z. B. Hephästion mit des Darius jüngerer Tochter, Kraterus mit des Darius Nichte ꝛc.), sondern auch noch 10,000 Macedonier geringern Standes mit Perserinnen ehelich verbinden. Die Pracht, mit der diese große Hochzeit in Susa fünf festliche Tage hindurch unter den mannichfaltigsten Lustbarkeiten, besonders gymnischen und musischen Spielen, gefeiert wurde, übertraf Alles, was bis dahin derartiges in Asien gesehen worden war.

Den Schluß dieses Festes machte zufällig ein seltenes Schauspiel. Der indische Büßer und Weise Kalänus, der (wie oben Kap. 7, 1 erwähnt wurde) von Taxila aus dem macedonischen Heere gefolgt war und sich durch seine Weisheit und ernste Frömmigkeit des Königs Achtung und die Verehrung des Heeres erworben hatte, fühlte sich jetzt als 80jähriger Greis zum erstenmal in seinem Leben krank und beschloß, der ausbrechenden Krankheit, welche die Ruhe seines Geistes hätte stören können, durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen und sich nach seines Landes Sitte zu verbrennen. Da er keiner Gegenvorstellung Gehör gab, so befahl Alexander, „den Flammentod dieses Heiligen mit aller Pracht zu feiern." Dieß geschah in Gegenwart des ganzen Heeres, das im Glanze seiner Waffen den kostbar errichteten Scheiterhaufen umstellte. An den Stufen desselben angekommen, nahm der Greis von den Umstehenden Abschied und trug ihnen noch einen Gruß an den König, der dem Schauspiel, aus Mitleid mit dem Greise, nicht hatte beiwohnen wollen, mit den Worten auf: „in Babylon werde Alexander ihn bald wiedersehen!" — Als er den Scheiterhaufen bestiegen und bei der feierlichsten Stille die in seiner Religion übliche Weihe vollzogen hatte, betete er knieend gegen die aufgehende Sonne, und kurz darauf schlugen unter dem Schmettern der Trompeten, dem Schlachtruf des Heeres und dem Gedröhne der Elephanten die Flammen über dem Haupte des indischen Heiligen zusammen, der in diesen Tagen der sinnlichsten irdischen Freuden vielleicht der einzige war, dessen Sinn auf das Überirdische ernstlich gerichtet war. Den ernsten Eindruck, den dieses Memento mori auf die Zuschauer hätte machen können, verwischte jedoch das allgemeine Wetttrinkgelag, das diesen Tag beschloß und den Trinkpreisträgern und mehreren andern den wüstesten Tod brachte. (Nach Andern fiel diese Verbrennungsscene anderwärts vor.)

3. Tumult und Demüthigung der macedonischen Veteranen. Ihre Heimkehr unter Kraterus nach Europa.

So wie Alexander bei dieser Hochzeitfeier von allen Städten und Provinzen des Reichs, deßgleichen von allen befreundeten Staaten Asiens und Europa's glänzende Geschenke bekam: so zeigte sich auch seine bekannte Freigebigkeit im glänzendsten Lichte, indem er nicht nur seinen Mithochzeitern reiche Geschenke und Aussteuern gab, sondern auch allen Soldaten seines Heeres ihre Schulden bezahlte, zu deren Deckung nicht weniger als 20,000 Talente (52 Millionen Gulden) nöthig waren. Aber ungeachtet aller dieser Beweise von Alexander's Wohlwollen, welches die Perser und nun auch seine höchsten Generale dankbar erkannten, wollte doch dem übrigen macedonischen Adel diese Gleichstellung mit Asiaten nicht gefallen: und als der König jetzt sogar auch jene dreißigtausend Perser, die er unterdeß aus allen Satrapieen hatte auslesen und im Waffendienst heranbilden lassen, in das Reichsheer einreihte und ihnen gleiche Rechte mit den Macedoniern zugestand; als er ferner die Edelsten und Schönsten aus Iran, Turan, Ariana und Parthien in die Schaar seiner Getreuen, und mehrere asiatische Fürsten in seine unmittelbare Umgebung aufnahm, — da wuchs die Mißstimmung der Macedonier mehr und mehr und machte sich durch einen tobenden Tumult der Veteranen Luft, die Alexander nur mit der größten Entschlossenheit dadurch demüthigte, daß er ihnen bewies, er könne auch ohne sie bloß mit asiatischen Kräften sein Werk fortführen.

Als er nämlich mit der Flotte die Tigrismündung, in deren Nähe er die Gründung eines neuen Alexandria veranlaßte, untersucht hatte und nun den Tigris aufwärts steuernd die

Reinigung dieses Stroms und seiner Kanäle durch die Soldaten vornehmen ließ, so thaten die Macedonier diese Arbeit nur ungern, und ihre Unzufriedenheit stieg, als sie merkten, der Zug gehe jetzt wieder tiefer in's Innere. Nachdem man daher mit dem vorausgeschickten Landheere bei der Stadt Opis angekommen war, erklärte Alexander dem versammelten Heere, daß er den Veteranen die Ruhe, nach der sie sich sehnten, gerne gönne und sie daher in die Heimath entlassen wolle, indem jetzt nach der Unterwerfung Asiens nur 15,000 Macedonier zum fernern Heerdienst nöthig seien; wer aber freiwillig bleiben wolle, den werde er reich belohnen.

Dieser Erklärung folgte nun der wildeste Tumult und die trotzige Gegenerklärung, daß er sie lieber alle entlassen und sich mit seinem Barbarenheere behelfen möge! Auf's Höchste erregt stürzte Alexander von der Rednerbühne herab, ohne Waffen, unter die tobende Menge, und schleuderte mehrere der frechsten Wortführer seinen Leibwächtern zur Bestrafung zu. Als sodann die tiefste Stille erfolgte, zeigte er ihnen in einer bewegten Rede, was er Alles für sie gethan, wie er Alles mit ihnen getheilt habe und wie schlecht sie es ihm jetzt dankten: sie sollten nur heimziehen und sich rühmen, ihn dem Schutze der Barbaren überlassen zu haben.

Nach diesen Worten eilte er mit seinen Getreuen in die Stadt zurück und ließ sich zwei Tage nicht sehen. Am dritten Tag erließ er eine neue Heereseinrichtung, wornach alle Waffenabtheilungen nur aus Asiaten und selbst seine Leibwache und sein Gefolge fast nur aus Persern bestand, und ließ sodann den Macedoniern sagen, sie sollten nun entweder das Lager räumen oder gegen ihn zu Felde ziehen; er werde auch sie zu besiegen wissen. Da bereuten die Macedonier ihren Trotz, liefen alle in die Stadt, legten ihre Waffen vor dem Schlosse nieder und baten zwei Tage und zwei Nächte hindurch jammernd um Gnade. Endlich trat Alexander gerührt unter die Knieenden heraus und da der Wortführer sagte, es habe ihnen nur das wehe gethan, daß er nur Persern den Verwandtenrang und Königskuß gestatte, so nannte er sie alle seine Verwandten und ließ sich von ihnen küssen, worauf sie jauchzend in's Lager zurückkehrten.

Die erfolgte Versöhnung besiegelte ein Fest, und fortan schien es zwischen Macedoniern und Asiaten, Siegern und Besiegten, keinen Unterschied mehr zu geben, als den, welchen „persönlicher Werth und Treue gegen den König" gab. Dieses aber wäre unmöglich gewesen, wenn nicht die Macedonier selbst sowohl, wie die Perser, bereits von ihrer nationalen Grundlage abgewichen und fast nichts mehr abzulegen gehabt hätten, als ihren gegenseitigen Hochmuth.

So stellte sich denn Alexander's Plan einer „Ineinanderbildung und Verschmelzung" des hellenischen und morgenländischen Elements aller Welt immer deutlicher vor Augen: die Einübung der Elite der asiatischen Jugend durch die macedonische Kriegskunst und ihre Einführung in die Reihen des macedonischen Heeres; die große Hochzeit in Susa; die Gründung so vieler Städte als eben so vieler Befestigungs- und Verbreitungspuncte hellenischer Cultur waren die sprechendsten Beweise. War es auch ein Vorgriff, die Vereinigung so vieler Volksthümer zu einem menschheitlichen Ganzen herbeiführen zu wollen, so ist es doch an sich eine Idee gewesen, die, wenn auch ihre Ausführung mehr nur äußerlich betrieben ward, Alexander'n doch hoch hinaufhebt über alle ihm vorangegangenen Eroberer.

Reichbeschenkt, hochgeehrt und von Alexander mit Thränen entlassen, kehrten nun 10,000 Veteranen nach Europa zurück. Ihre Führung übernahm der treue Kraterus mit der Bestimmung, den Antipater in der Reichsverwesung von Macedonien zu ersetzen, während Antipater mit frischen Truppen nach Asien kommen sollte: eine Maaßregel, welche der beständige Zwist zwi-

schen Alexander's Mutter Olympias und Antipater nöthig machte, indem sich die herrschsüchtige Frau stets in Regierungssachen mischte, der „kräftige und gewandte" Antipater aber dieß nicht dulden wollte, und beide daher in ihren Berichten an den König einander auf's Heftigste beschuldigten. Zugleich mochte wohl Alexander besorgen, es möchte Antipater seit der Bestrafung des Lyncestiers (K. 6, 5.), der sein Eidam war, nicht mehr die alte Ergebenheit gegen ihn hegen, und daher den Plänen, welche Alexander mit Griechenland vorhatte, nicht förderlich sein.

4. Alexander's Versuche zur Anbahnung einer Monarchie in Griechenland. Haltungslose Gesinnung der griechischen Staaten. Die Harpälusgeschichte.

Da sich in Griechenland die Demokratie ausgelebt zu haben schien, indem es keine eigentlich antimacedonische Partei mehr gab, ja selbst ein Demosthenes nichts mehr vermochte und Sparta nicht mehr trotzte, so glaubte Alexander an eine allmählige Umwandlung dieses Freistaatenverbands in eine Monarchie gehen zu können. Als einleitende Maaßregel dazu sollte die Aufforderung an die Helenen dienen, auch ihrerseits dem Könige Alexander göttliche Ehre zu erweisen. Lag doch die Sitte, Menschen zu Heroen zu erheben, schon in der Ansicht des hellenischen Heidenthums; hatten doch die griechischen Gesandtschaften an Alexander schon seit mehreren Jahren „die Form heiliger Prozessionen angenommen"; waren doch Alexander's Züge und Thaten schon über die des Dionysos und Herakles gesetzt worden; es schien also jene Aufforderung um so weniger unerhört, je mehr Griechenland sich selbst zu ehren und seinen alten bessern Freiheitssinn zu bewahren verlernt hatte.

Wirklich gaben sich alle griechischen Staaten willig darein und selbst Demosthenes rieth zur Annahme dieses Antrags; Sparta allein that es in einer Weise, aus welcher noch eine schöne Spur seiner alten Würde und Selbstachtung hervorblickte; es faßte seinen Volksbeschluß in die lakonischen Worte: „Wenn Alexander Gott sein will, so sei er's!" — Eine andere Maaßregel, die Aufforderung an die griechischen Staaten, ihre Verbannten wieder aufzunehmen, hatte den Zweck, Asien und Griechenland von heimathlosen und darum stets zu Störungen geneigten Menschen zu befreien und durch sie in den griechischen Städten die macedonische Partei zu verstärken. Die Durchführung dieser Maaßregel, welche gegen die den griechischen Staaten gewährleistete Autonomie gerichtet war und in manchen Städten die größte Verwirrung zur Folge gehabt haben würde, unterblieb aber durch die bald hernach eintretenden Ereignisse.

In Athen dachte man schon an Widerspruch, und die Geschichte mit den Schätzen des Harpalus hätte der athenischen Weigerung bedeutenden Nachdruck geben können, wenn nicht gerade die Eifersucht der athenischen Demagogen untereinander durch die dabei vorgefallene Bestechlichkeit auch der Besseren den entarteten Zustand des griechischen Gemeinwesens auf's Neue dargethan hätte.

Der schon oben (K. 8, 2.) genannte Harpalus war zuerst nach der Schlacht bei Issus von Alexander zum Aufseher über den eroberten Schatz gemacht worden, war dann mit einem großen Theil der Gelder durchgegangen und hatte sie in Griechenland verschwendet. Dennoch wurde er von Alexander begnadigt und sogar als Großschatzmeister über die aus Persepolis nach Ekbatana gebrachten Schätze gesetzt. Mit diesen Schätzen begann er nach Parmenio's Tode und während Alexander in Indien war, nach Gutdünken zu schalten und ein so ausgesucht schändliches Leben zu führen, daß die allgemeine Verachtung auf ihm lastete und von allen Seiten Klagen über ihn bei Alexander einliefen. Als Harpalus aus den strengen Bestrafungen der andern untreuen Beamten sah, daß auch er dem Gerichte nicht entgehen würde, warb er schnell 6000 Söldner, nahm 500 Talente (13 Millionen Gulden) aus dem Schatze, zog unter dem Schein eines amtlichen Auftrags durch Kleinasien und schiffte sich nach Griechenland ein, wo er (bei Tänärum auf spartanischem Gebiet) die Söldner entließ und in Athen durch Bestechung vieler Demagogen Aufnahme fand.

Als nun Antipater den Athenern befahl, ihm den Verbrecher mit seinen Schätzen auszuliefern, und diese aus Furcht nachgeben wollten, widersetzte sich Demosthenes, der früher mit Phocion allein gegen Harpalus' Aufnahme gestimmt hatte, jetzt diesem Vorhaben und schlug vor, die Schätze lieber dem Alexander auszuliefern und sie, bis derselbe sie holen lassen würde, in Verwahrung zu nehmen. Als sodann einige Zeit hernach über die Person des Harpalus entschieden werden und Demosthenes den Vorschlag auf der Rednerbühne machen sollte, erklärte er, er habe Halsweh und könne nicht sprechen. Dieß hielt man für eine Ausflucht und glaubte, er sei von Harpalus bestochen worden. Man beschloß hierauf, den Harpalus in's Gefängniß zu legen, um ihn seiner Zeit dem Könige zu überantworten.

Wenige Tage darauf wußte Harpalus aus der Haft zu entkommen und schiffte sich mit dem Reste seiner Schätze, die er vor seiner Aufnahme in Athen im Peloponnes niedergelegt hatte, nach Kreta ein.

Jetzt wurde den Athenern vor der Rechenschaft bange, die Alexander von ihnen fordern würde, und da bekannt war, daß viele Bestechungen vorgefallen waren, so begann eine Reihe Prozesse, in die auch Demosthenes verwickelt wurde. Er wurde, vielleicht unschuldig, zu einer Geldstrafe verurtheilt, und da er sie nicht bezahlen konnte, in's Gefängniß gelegt, aus dem er jedoch entfloh. Harpalus aber wurde in Kreta von einem nach seinen Schätzen gierigen Spartaner ermordet.

5. Alexander in Medien zur Herstellung der Ordnung. Hephästion's Tod. Rückkehr nach Babylon.

Von Opis aus zog der König nach Medien, zum Theil, um eben jene Veruntreuung des Harpalus an Ort und Stelle näher zu untersuchen, vorzüglich aber um auf diesem Schauplatz des empörendsten macedonischen Übermuths die letzten Spuren der bereits bestraften Unordnungen vollends zu verwischen, endlich auch, um die Handelswege durch die medischen Päffe gegen die Überfälle der noch unbezwungenen Kossäer, eines räuberischen Bergvolks, zu sichern.

Auf diesem Zuge nach Ekbatana brach zwischen Hephästion und dem Geheimschreiber Eumenes, den alle macedonischen Großen aus Eifersucht stets geringschätzend behandelten, ein heftiger Streit aus, den Alexander vergeblich auszugleichen suchte, obgleich der verständige Eumenes sich sogleich zur Versöhnung bereit finden ließ.

Da, in dem prächtigen Ekbatana, bei der glänzenden Feier der großen Dionysien (IV. 5, 5.), wo die mannichfaltigsten Festlichkeiten sich drängten, wurde

Hephästion, des Königs innigster Freund, mit dem er von Kindheit an in ununterbrochener Übereinstimmung des Geistes und Herzens gelebt hatte und den er wie seine eigne Seele liebte, von einer Fieberkrankheit befallen. Gerne wäre der König mehr um ihn geblieben, aber um des Volkes und Heeres willen konnte er sich den verschiedenen Festaufzügen, Spielen und Gastmälern nicht entziehen, und als er nach einigen Tagen auf die Meldung, daß es mit Hephästion schlimm stehe, vom Theater aus an dessen Krankenlager eilte, traf er seinen Freund so eben verschieden. (Es hatte derselbe gegen ärztliche Verordnung sich durch einen Becher Weins und ein Stück Hahnbraten die Krankheit zum Tode verschlimmert.) Der Schmerz Alexander's war unbeschreiblich; drei Tage lang saß er anfangs klagend, dann stumm bei dem Todten, ohne Speise, ohne Trank. Alle Festlichkeiten wurden eingestellt; alle Macedonier und Perser waren von dem tiefen Gram des Königs mitbetroffen. Die Magier mußten die heiligen Feuer in den Tempeln löschen, „als ob ein König gestorben wäre", — was jedoch von ihnen als eine schlimme Vorbedeutung angesehen wurde. Als endlich Alexander es über sich vermochte, sich von der theuern Leiche zu trennen, wurde dieselbe durch den Perdikkas nach Babylon gebracht, wo späterhin die Todtenfeier gehalten werden sollte. Von nun an war Alexander's Seele viel mit Gedanken an den Tod beschäftigt und öfters mit bangen Ahnungen erfüllt.

Den Rest des Jahres 324 verwendete der König zum Gebirgskrieg gegen die wilden Kossäer, die durch ihn und Ptolemäus nach hartnäckiger Gegenwehr binnen vierzig Tagen zur Unterwerfung gebracht wurden und dann zu festen Ansiedlungen sich bequemten. Mit dem Beginne des folgenden Frühjahrs gieng der Königszug nach Babylon, das er zum Herrschersitz und Mittelpunct des Reichs zu machen gedachte, wozu, abgesehen von ihrem alten Ruhme, ihre günstige Lage sie durch die gleichheitlichen Beziehungen zu den Völkern des Abendlandes, wie des Morgenlandes vorzüglich berechtigte. Bereits waren zahlreiche Gesandtschaften aus den verschiedenen Ländern der damaligen bekannten Welt, selbst aus Italien, Karthago, Spanien, aus dem Lande der Celten und europäischen Scythen dort angekommen, um dem großen König ihre Huldigung darzubringen.

Als Alexander mit seinem Heereszug von Osten her der Stadt Babylon sich näherte, kamen ihm Chaldäer, d. i. sternkundige Beluspriester entgegen und offenbarten ihm, daß die Sterne seinem Einzug in Babylon ungünstig seien; wenigstens möge er nicht von Morgen her, sondern auf der andern Stadtseite mit dem Gesicht nach Morgen gekehrt seinen Einzug halten. Alexander, der bei all' seiner philosophischen Bildung stets viel auf Opfer- und Zeichendeutung gehalten hatte und in seiner jetzigen Stimmung nur zu empfänglich für solche Warnungen war, wollte gehorchen und mit dem Heere über den Euphrat setzen, um zum entgegengesetzten Thore einzuziehen. Aber die sumpfigen Ufer erschwerten das Unternehmen, und da der Sophist Anaxarch mit philosophischen Gründen des Königs Besorgniß zu heben suchte, die Chaldäer auch leicht bei dieser Eröffnung die Absicht haben konnten, dem Könige Babylon zu entleiden, weil sie besorgten durch den von Alexander befohlenen Wiederaufbau des alten zerstörten Belusthurms (II. 5.) im bisherigen Genuß der Tempelgüter beeinträchtigt zu werden: so zog Alexander doch durch die östlichen Thore, also mit dem Gesicht nach Abend gekehrt, in Babylon ein. Da ihm aber nachher auch von einem hellenischen Opferschauer eine, sein Leben betreffende unglückliche Weissagung zukam, so war er über dieses Zusammentreffen sehr betroffen.

6. Vorbereitung zur Eroberung und Colonisirung Arabiens. Hephästion's Todtenfeier. Alexander's Tod.

Während der König die vielen Gesandtschaften abfertigte und den Bau des Belusthurms durch 20,000 Arbeiter aus seinem Heere beschleunigen ließ, kamen Nearch's Schiffe von der Tigrismündung her den Euphrat herauf und phönizische Schiffe von Thapsakus her den Euphrat herab und vereinigten sich mit den zu Babylon erbauten Schiffen, so daß eine bedeutende Flotte mit der vollkommensten Ausrüstung bereit stand, um einen neuen Plan des Königs in's Werk zu setzen, der die Befahrung des persischen Meerbusens und die Colonisirung der arabischen Küsten und Inseln, folglich die Erleichterung des Handelsverkehrs mit Arabien, ja die allmählige Eroberung dieses Landes selbst zum Zweck hatte. Auch hatte Alexander schon drei Schiffe zur nähern Erforschung der Euphratmündung und der arabischen Küsten vorausgesandt, von denen eines derselben sogar die Weisung hatte, Arabien zu umsegeln und einen leichten Zugang zu Ägypten zu suchen; es kam aber nur bis zum jetzigen arabischen Vorgebirg Kuriat und wagte nicht, weiter zu dringen. — Alexander selbst besichtigte unterdeß die Kanalarbeiten am untern Euphrat und untersuchte den Pallakopas-See an der arabischen Gränze, wo er eine Stadt zur Sicherung des Landhandelswegs von Babylon nach Arabien anlegen ließ.

Der Kanal zum Pallakopassee enthielt eine Art Schleuße, welche die altassyrischen Könige angelegt hatten, um bei einer Hochfluth des Stroms geöffnet zu werden und das Wasser in die am westlichen Ufer befindlichen Sümpfe abzuleiten. Alexander fand die Schleuße nicht mehr gut brauchbar und entwarf den Bau einer neuen weiter unterhalb der alten. Darauf befuhr er den See selbst. Als der König auf der Rückfahrt vor den Gräbern der altbabylonischen Könige, die in den Euphratsümpfen erbaut waren, vorbeisteuerte, riß ihm ein Windstoß die Kopfbedeckung vom Haupte; sie fiel in den Strom und sank unter, während das an ihr befestigt gewesene Diadem im Schilf bei einem der Königsgräber hängen blieb. Ein Matrose holte es dort, und um beim Zurückschwimmen nicht gehindert zu sein, band er sich das Diadem um den Kopf, und das wurde allgemein für eine böse Vorbedeutung gehalten! — Eben so, als Alexander die in diesen Tagen aus Persien, Karien und Lydien neu angekommenen Heere mehrere Tage hintereinander mit der ganzen Pracht seiner asiatischen Hofumgebung empfieng und einmal müde den Thron verließ, um schnell ein erfrischendes Bad zu nehmen, gieng ein wahnsinniger Mensch auf den Thron zu, schmückte sich mit dem zurückgelassenen Diadem und Purpur und setzte sich auf den Thron in dem Augenblick, als Alexander wieder zurückkam und Alles voll Entsetzen über das unglückbedeutende Zeichen war.

So war der Mai des Jahres 323 herbeigekommen, wo der arabische Feldzug eröffnet, zuvor aber noch die große Todtenfeier für den zum Heros erklärten Hephästion gehalten werden sollte, zu welcher ein Scheiterhaufen in Form eines 200 Fuß hohen Prachtgebäudes mit einem Aufwand von 12,000 Talenten (oder mehr als 31 Mill. Gulden) errichtet worden war. Eine unermeßliche Menge Festgäste, darunter viele Gesandtschaften, strömten aus allen Ge-

genden herbei, theils um der Todtenfeier ehrend beizuwohnen, theils um dem Könige zum bevorstehenden Feldzug Glück zu wünschen. Nach vorangegangenen Todtenopfern und Trauerumzügen wurde der aus dem kostbarsten Cedernholz erbaute und mit den prächtigsten Kunstwerken geschmückte Bau sammt dem darauf befindlichen Leichnam verbrannt und dann dem neuen Heros zu Ehren ein Opfer von 10,000 Stieren gebracht, dem ein Festmahl für das ganze Heer folgte.

Die Opferfestlichkeiten und Gastmähler der nächsten Tage galten dem arabischen Feldzug, und der König entzog sich denselben um so weniger, als er wahrscheinlich den neu aufgeregten Gram um den todten Freund dadurch leichter zu verscheuchen glaubte. Denn was konnte ihm die Philosophie, in der er erzogen worden war, was konnten die von ihr als nichtig dargestellten Götter, denen er täglich opferte, was die Wahrsager, die er so fleißig befragte, für einen Trost bei dem erlittenen Verlust geben, der ihn so ernst an das eigene Ende mahnte? und wie konnte selbst die halbe Welt, die ihm zu Füßen lag, die entstandene Leere des Herzens füllen, selbst wenn er unermüdlich darauf sann, auch die andre Hälfte noch zu erobern, um ihr das Glück zu bringen, das er mit wohlwollendem Sinn ihr zudachte, ohne es selber gefunden zu haben?

Eben hatte er ein Abschiedsmahl, das er seinem treuen Flottenführer Nearch zu Ehren vor seiner Abfahrt mit der Flotte gab, beendet, als Medius, einer seiner Vertrauten, dem er ungern etwas abschlug, ihn bestimmte, noch einem Nachtgelage mit ausgesuchten Freunden beizuwohnen, das alle Theilhaber so ergötzte, daß es auch am folgenden Tag wiederholt wurde. Dieses zu seinem erregten Gemüthszustand hinzukommende diätetische Unmaaß zog ihm ein Fieber zu, das ihn gleich an's Lager fesselte. Nichts destoweniger ließ er sich auf dem Lager zu dem Morgenopfer, in das Bad, in den Audienzsaal, über den Euphrat in die Gärten bringen, und fuhr fort, die Anstalten zum Aufbruch der Flotten zu betreiben; ja obgleich das Fieber immer heftiger, die Nächte immer qualvoller wurden, so setzte er doch den 6. Juni zur Abfahrt an. Das Gefühl zunehmender Schwäche aber bestimmte ihn, sie noch zurückzustellen, und als er am 7. Morgens kaum noch das Opfer verrichten konnte, ließ er sich aus den Gärten in das Schloß zurückbringen und dort die Offiziere aller Grade sich versammeln. Er ließ mehrere an sein Bett rufen und reichte ihnen die Rechte; aber es versagte ihm die Stimme und die Fiebergluth zog ihn tiefer in ihre wirren Kreise. Am 10. Morgens ließen sich viele der das Schloß umdrängenden Macedonier nicht mehr halten: sie wollten ihren König noch einmal sehen und nach erhaltener Erlaubniß giengen sie Mann für Mann unbewaffnet und mit allen Zeichen der Theilnahme und des Schmerzes vor dem Lager des Todtkranken vorüber, der mit schwachem Haupteneigen sie grüßte. Am Abend des folgenden Tags verschied Alexander „der Große“ im 33. Jahre seines Lebens, des thatenreichsten, das die Geschichte kennt.

---

9. Kapitel. Rückblick auf den Zustand der griechischen Bildung im letzten Drittheil des vierten Jahrhunderts v. Chr.

1. Alexander's Größe. Scheinbares Scheitern seiner Idee einer Umbildung des Orients. Sein Verhältniß zur Kunst und Wissenschaft. Förderung der practischen Kenntnisse durch ihn.

Die Größe Alexander's beruhte nicht sowohl in der mächtigen Eroberungsgewalt, durch die er mit äußerlich geringen Mitteln ein so großes Völkerreich so rasch umgestoßen hat: denn der innere Zustand aller dieser Völker war für den Umsturz reif und einer Neubelebung und Neugestaltung bedürftig; seine Größe lag vielmehr darin, daß er es verstand, die besiegten Völker durch seine Persönlichkeit für seinen neuen Thron sowohl, als auch für seinen Umbildungsplan dermaßen zu gewinnen, daß sie einen Theil ihres sonst so spröden Volksthums hinzugeben und ein völlig Anderes in sich aufzunehmen willig und bereit waren.

Da aber eine Verschmelzung zweier gänzlich verschiedenen Elemente auf beiden Seiten eine Gleichheitlichkeit des Hingebens und des Darannehmens voraussetzt, diese aber auf der einen Seite nicht vorhanden war, so konnte zwar anfangs durch die Kraft eines einheitlichen Willens auf eine Zeit lang eine scheinbare Verschmelzung zu Stande kommen, würde aber auch bei längerer Einwirkung jenes einzelnen Kraftwillens sich doch nur als eine bloße Vermengung erwiesen haben. Sollte der Verschmelzungsprozeß tiefer gehen und wenigstens ein solches Neues daraus hervorkommen, das als eine Übergangsform für die Weiterentwicklung der Menschheit dienen könnte: so mußten nun gewaltigere Kräfte, als selbst ein Alexander sie besaß und überhaupt ein Einzelner besitzen kann, die Einwirkung auf die widerstrebenden Theile übernehmen.

Diese Kräfte lagen in den furchtbaren Kämpfen, in welche nach Alexander's Tod die erobernde macedonisch-hellenische Macht mit sich selbst gerieth und durch welche sie genöthigt wurde, ihre der Verschmelzung widerstrebende Einseitigkeit abzustumpfen. Diese Einseitigkeit lag hauptsächlich in dem rohen Stolz der macedonischen Kraft, die das morgenländische Wesen eher zerdrückt, als sich mit ihm geeinigt hätte — und die, wäre sie überwiegend geworden, auch das mit ihr verkettete Hellenische gezwungen hätte, in seiner abgelebten Beschränktheit zu bleiben.

Darum hatten die Kämpfe, welche nun durch den Zwiespalt der in Alexander's Reich sich theilenden Großen entstanden, die Bestimmung, die eigentliche macedonische Macht, als solche, im Orient aufzureiben und dadurch dem hellenischen Wesen Gelegenheit zu geben, sich durch das Eingehen und Sichhineinarbeiten in das morgenländische Element zu einer neuen Lebensform umzugestalten, die man mit dem Worte Hellenismus bezeichnet hat, der dann die Grundlage abgab, auf der sich die Bildung der nächsten drei Jahrhun-

derte erhob. Das Wesen dieser Bildungsstufe aber, welche die augenscheinliche Bestimmung hatte, in der heidnischen Menschheit das Bedürfniß nach dem wahren, ihr nur unbekannten Trost auf das schreiendste zu wecken, läßt sich erst dann näher angeben, wenn die Darstellung der Kämpfe vorausgegangen ist, die den Hellenismus zur Erscheinung brachten.

Für jetzt sei nur kurz noch des Einflusses gedacht, den Alexander's Persönlichkeit auf diejenigen Lebensbeziehungen übte, die im Verlauf seines eben dargestellten Welteroberungsgangs, ohne den Fluß desselben zu unterbrechen, nicht näher in Betracht kommen konnten. Es ist dies sein Verhältniß zur Kunst und Wissenschaft.

Daß er beide liebte und sich selbst durch sie erhob, sowie daß er sie und ihre bedeutendsten Repräsentanten durch die in seine Hände gelegten großartigen Mittel in aller Weise zu fördern und zu unterstützen suchte, ist im Allgemeinen schon berührt worden. Wie sehr er die Dichtkunst liebte, zeigt der Umstand, daß er fortwährend die Ilias des Homer zur fleißigen Lesung in einem, bei Issus von Darius erbeuteten kostbaren Salbenkästchen mit sich führte und wohl selbst zuweilen Dichtversuche machte. Daß er sich nur von einem Lysippus in Erz bilden und von einem Apelles (IV. 11, 1.) malen ließ, zeugt von seinem Geschmack, so wie die glänzende Auszeichnung und Freigebigkeit, die alle großen Künstler bei ihm erfuhren, ein Beweis des Werthes ist, den er auf die Kunst überhaupt legte. Daß insbesondere die Baukunst und die Baukünstler durch den Bau so vieler Städte und Tempel, die er gründete, reiche Unterstützung bei ihm fanden, davon ist seine Geschichte voll von Beispielen, wie er denn z. B. einmal bloß zur Wiederherstellung der Tempel in Griechenland eine Summe von 10,000 Talenten oder 26 Millionen Gulden anwies.

Wie er anderseits der Wissenschaft huldigte, also auch die Gelehrten aller Gattung ehrte und auf das freigebigste unterstützte, zeigt insbesondere seine Achtung vor dem hohen Geist des Aristoteles und der Umstand, daß er einen Aufwand von 800 Talenten (über 2 Mill. Gulden) nicht scheute, um dessen Forschungen in der Naturgeschichte zu fördern, indem er den Philosophen durch Tausende von Menschen (durch Jäger, Vogelfänger, Fischer, Hirten, Thierwärter &c.) mit allen möglichen Thierexemplaren sowohl, als mit den Erfahrungen versehen ließ, welche diese Leute in ihrem Bereich gemacht hatten, und daß er auf seinem Zuge nach Asien viele Gelehrte eigens dazu mitnahm, damit sie dem Aristoteles ihre Beobachtungen mittheilen möchten, nicht zu gedenken seiner Freigebigkeit gegen andere Gelehrte, wie z. B. gegen Pyrrho, dem er 10,000 Goldstücke, oder gegen Xenokrates, dem er 50 Talente (130,000 Gulden) schenkte, welche dieser aber eben so großdenkend ausschlug, weil ihm seine demokratische Gesinnung sie anzunehmen nicht gestattete.

Nichts destoweniger hat theils der fremdartige Boden, auf den er die griechische Kunst verpflanzte, theils seine Nachgiebigkeit gegen die Schmeichelei auf die Fortentwicklung der Kunst und Wissenschaft auch einen nachtheiligen Einfluß gehabt.

Der symbolisirende Geschmack des Orients am Kolossalen, Phantastischen, Überladenen und Kostbaren übermochte viele Künstler so, daß sie, das den Hellenen gleichsam anvertraute Ebenmaaß des Schönen verlassend, Werke schufen, denen jener Stempel großartiger Einfachheit und befriedigender Ruhe fehlte, welche die Werke der griechischen Kunstblüthe auszeichnen, und folglich, so wie sie oft nur vorübergehenden Huldigungen dienten, auch nur zum geringsten Theil auf die Anerkennung der Mustergiltigkeit und auf bleibenden Ruhm bei der Nachwelt Anspruch machen konnten.

Eben so hat niedrige Schmeichelei den Character und die Werke vieler Künstler und Gelehrten entstellt, die, gelockt durch Alexander's Freigebigkeit, die er oft ohne Unterschied übte, zu Übertreibungen und Entstellungen der Schönheit, wie der Wahrheit sich hergaben und zu dem sittlichen Verderben der Zeit nicht wenig beitrugen.

So schenkte Alexander z. B. einem Schauspieler, weil er in seiner Rolle einen Vers, der eine Bitte um eine Gabe enthielt, eingelegt hatte, gleich 10 Talente oder 26,000 Gulden; ja der schmeichlerische Sophist Anaxarch forderte, als Alexander ihm ein Geldgeschenk anbieten ließ, ohne Umstände gleich 100 Talente (260,000 Gulden), weil er wußte, daß es ihm nicht abgeschlagen würde. Doch muß auch gesagt werden, daß Alexander die Ausschweifungen greller oder niedriger Schmeichelei verdientermaßen zurückzuweisen wußte. So hatte einmal einer seiner Baumeister, Stasikrates, den phantastischen Einfall, dem Berg Athos die Gestalt einer Alexandersbildsäule geben zu wollen, welche in der einen Hand eine Stadt mit 10,000 Einwohnern tragen und mit der andern eine Schale halten sollte, aus der ein Fluß beständig sein Wasser in's Meer strömen ließe. „Laß den Athos, wie und wo er ist! — entgegnete Alexander, — es ist genug, daß er schon das Denkmal von Eines Königes thörichtem Stolz ist!" (wobei er auf den Athos-Durchstich anspielte, den Xerxes zur Sicherung seiner Flotte hatte machen lassen). — Als Aristobul, einer von seinen Befehlshabern, welcher, gleich dem Befehlshaber Ptolemäus, das Leben und die Thaten Alexander's beschrieb, dem Könige eben die Beschreibung seines Zweikampfs mit dem Porus vorlas, worin er in der Meinung, Alexandern einen Gefallen zu thun, dessen Thaten stark übertrieb, so nahm ihm Alexander die Schrift aus der Hand und warf sie — sie fuhren nämlich gerade auf dem Hydaspesstrom — über seinen Kopf weg in's Wasser, mit den Worten: So sollte man dir's machen, weil du mich einen solchen Zweikampf führen und Elephanten mit Einem Speerwurf tödten lässest!

Wie aber überhaupt in der Kunst, und namentlich in der Poesie, die Zeit vorüber war, da der Drang der innern Begeisterung zum Schaffen unsterblicher Werke trieb, und dafür allenthalben der zur Herrschaft gelangende Begriff, davon die Philosophie des Aristoteles der höchste Ausdruck war, bei seinen Schöpfungen in bewußter Weise nach den Regeln des reflectirenden Verstandes verfuhr (so daß es eben diesem großen Philosophen auch möglich ward, sogar auch für die Dichtkunst die erste Theorie aufzustellen): so haben in dieser Zeit die empirischen und practischen Wissenschaften, die unmittelbar dem Leben dienen, eine vorzügliche Pflege gefunden. Daher hatten auch Alexander's großartige Bemühungen um die Hebung und Förderung des Handels und Verkehrs, womit das über seine Eroberungen geworfene Colonieen-Netz in Verbindung stand, einen um so dauerndern Erfolg.

Die Belagerung und Einnahme so fester Plätze (wie z. B. Tyrus), wobei vorher nie gekannte Maschinen zur Anwendung kamen; die Gründung so vieler Städte, die eben sowohl feste Stützpuncte für militärische Operationen, als Schutz- und Sammelplätze für den Handelsverkehr wurden; die Untersuchung so wichtiger, dem Abendländer noch wenig bekannter Flüsse und Länderküsten; die Anlegung von Kanälen, die Entdeckung des Seewegs vom Indus bis zum Euphrat durch Befahrung des persischen Meerbusens — alle diese Untersuchungen erforderten die practische Anwendung von vielen theoretischen Kenntnissen, namentlich der Mathematik und Mechanik, die dadurch selbst wieder eine bedeutende Ausbildung erhielten.

Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß Alexander, wie kein Feldherr vor ihm, die ausgezeichnetsten „Ingenieure" zu Vermessungen und Planzeichnungen, ja eine eigene mathematisch-geographische Abtheilung zur Erkundigung der Gegenden und Wegelängen, zur Entwerfung von Karten, zur Beobachtung der Länder- und Völkereigenthümlichkeiten, in seinem „Generalstab" hatte — Männer wie Bäton und Diognētus, Daïmăchus und Megasthĕnes u. A., deren Verzeichnungen und Angaben nachher in die Werke späterer Schriftsteller übergiengen. Mehrere darunter, die zugleich Generale und Schiffsführer waren, verfaßten ausführliche Berichte, worin sie, wie Amyntas, der alle jene wissenschaftlichen Abtheilungen leitete, oder wie Onesikrĭtus, der besonders die Indusfahrt —, und Nearch, der seine Seefahrt im persischen Meerbusen beschrieb, ihre Erfahrungen niederlegten, — wiewohl gerade die beiden letztern, ihrer offenbaren Übertreibungen und öftern Unrichtigkeiten wegen, nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind.

So legte denn Alexander in allen Gebieten materieller und intellectueller Strebungen theils mittelbar, theils unmittelbar Keime zu einer neuen Zukunft der Völker des Morgen- und Abendlandes, welche sich freilich erst unter schweren Wehen und in einer Form in's Dasein ringen sollten, die selbst sein weit schauender Geist kaum ahnen, geschweige schon erkennen konnte.

Unter den obengenannten griechischen Schriftstellern, welche aus Alexander's Zeit über Indien genauere Mittheilungen machten, muß Megasthĕnes hervorgehoben werden. Dieser mit scharfem Urtheil und größern Kenntnissen, als seine Vorgänger hatten, begabte Grieche hatte durch seinen längern Aufenthalt in Indien größere Ruhe und bessere Gelegenheit zu Beobachtungen gehabt, als Alexander's Begleiter bei ihren schnellen Durchzügen. Er lebte unter Seleucus Nicator bei dem Satrapen Arachosiens, kam mehrmals als Gesandter nach Indien an den Hof des Kandragupta (II. 3, 1. VII. 1, 1. a. E.) und lernte Indien genau kennen. Sein Werk (*τὰ Ἰνδικά*) aus den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts v. Chr. bestand aus 4 Büchern: das erste enthielt eine geographische Beschreibung Indiens und einen Bericht über dessen Erzeugnisse; das zweite gab die Geschichte und Angaben über die indischen Städte, Völker, Gesetze und Sitten; das dritte stellte die Kastenverfassung und Lebensweise der Brahmanen und ihrer Religionslehren dar; das vierte handelte von den Staatsbeamten. Den Inhalt seiner anziehenden Beobachtungen hat Lassen im II. Band seiner indischen Alterthumskunde von S. 660—729 näher dargestellt.

2. Griechische Poesie: die mittlere Komödie. — Philosophie: Fortgang der ältern academischen Schule (unter Speusippŭs, Xenokrătes und Polĕmo).

Um aber diese in der folgenden Periode als „Hellenismus" hervortretende Form unmittelbar nach der Darstellung der Ereignisse, die ihn erzeugten, unge-

störter betrachten zu können, möge hier noch theils nachholend, theils vorausnehmend, derjenigen Beziehungen des geistigen Lebens der griechischen Welt gedacht werden, die der Zeit von Alexander's Regierung an bis zum Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. angehören. Es gilt bloß noch einen Blick auf die Kunst und Wissenschaft der in Rede stehenden Zeit zu werfen.

In der Poesie hatte die schaffende Kraft fast einen völligen Stillstand gemacht, und es galt schon für ein Verdienst, sich an die vorhandenen Muster zu halten und diese zu studiren; insbesondere ist für das Drama nicht ein einziger bedeutender Namen zu nennen, wenn auch die Mittelmäßigkeit eine ziemliche Reihe von Vertretern fand, wie denn auch nur von Einigen sich geringe Fragmente erhalten haben.

Nur im Lustspiel fehlte es nicht an hervorbringenden Köpfen, wenn auch der ausgelassene Witz der alten hyperdemokratischen Zeit, die das Ideale und das Gemeine auf's grellste contrastirte, durch das aufkommende monarchische Princip mehr und mehr eine dämpfende Schranke fand, und überhaupt die kraft- und würdelose Hingebung des ganzen Gemeinwesens und seiner Regierung an die „Genüsse des Augenblicks" keinen günstigen Stoff zu politischen und idealen Auffassungen und Contrastirungen mehr bot. Daher bewegten sich diese Dichter in dem engen Kreise der Bürgerlichkeit, giengen aber dabei in die „Vergangenheit der Literatur" bald anspielend, bald parodirend, bald fast travestirend zurück, — was ihnen bei der philosophischen und literarischen Bildung und Belesenheit ihres Publikums um so leichter wurde. Nicht wenige „gehässige oder ehrenrührige Züge", die man sich nachher von manchem der großen Autoren erzählte, mögen bloß aus den scherzhaften Zusammenstellungen und Uebertreibungen dieser mittlern Komödie entstanden seyn. Auch in Betreff der Form fehlt es diesen Komikern nicht an Eleganz der Rede und Leichtigkeit des Ausdrucks, die aber oft durch Breite, Geschwätzigkeit, übermäßige Ausmalerei und lächerlichen Schwulst in den Schatten gestellt wird. Characteristisch ist, daß die mittlere Komödie des Chores entbehrt, theils weil sie die politischen und idealen Motive mied, theils weil sich Niemand mehr fand, der die Kosten der Chorausstattung übernahm, und so allmählig auch die dazu nöthige musikalische und orchestische Vorbildung der Choreuten in Abgang kam.

Die beiden fruchtbarsten Repräsentanten dieser mittlern Komödie sind Antiphanes aus Rhodus, der zur Zeit der Herrschaft der Dreißig lebte, und Alexis aus Thurii, der den Beinamen der „Anmuthige" bekam. Jeder dieser beiden schrieb mehrere hundert Komödien, die aber nur in wenigen Bruchstücken auf uns kamen. Daß ihr Witz es eben nicht genau mit der Moral nahm zeigt das Mißfallen, das deßhalb Alexander dem Antiphanes über eines seiner Stücke zu erkennen gab.

Die größte Pflege und Aufmunterung fand in dieser Zeit die Schauspielkunst, die natürlich an den Höfen der beiden macedonischen Könige einen Hauptanhalt hatte. Wie hoch angesehen der Schauspieler damals war, weil er durch den Einfluß seiner Kunst auf die

Redekunst dem Staatsmann nützlich war, ergiebt sich aus dem Umstand, daß viele Schauspieler auch im wirklichen Leben eine bedeutende Rolle spielten (K. 2, 5.). Die Menge der Schauspielernamen, die aus dieser Zeit mehr als aus irgend einer andern sich erhalten haben, beweis't nur, wie groß die mit der eingerissenen Genußgier verbundene Schaulust der müssigen Menge gewesen ist.

In wissenschaftlicher Beziehung ist nur noch Einiges von der in diese Periode herüberreichenden Thätigkeit der ältern akademischen Schule zu erwähnen, sodann ein Näheres von der Wirksamkeit des Aristoteles (dessen Philosophie im Gegensatz zur platonischen oben V. 11. im Allgemeinen characterisirt wurde), so wie von dem Fortgang der von ihm gestifteten peripatetischen Schule beizubringen.

Die platonische Schule hatte nach dem Tode ihres Stifters als sogenannte ältere Akademie ihren Hauptführer an Plato's Schwestersohn **Speusippus**, der die platonische Philosophie für Geld zu lehren keinen Anstand nahm, dafür aber auch dieselbe durch stärkere Zumischung pythagoreischer Grundsätze (IV. 8, 4.) für Staatsmänner handhablicher zu machen, ja durch seine „populäre" Behandlungsweise auch gebildeten Frauen näher zu bringen wußte. Er übte daher auf den Staat und das Leben der gebildeten Klasse einen noch unmittelbarern Einfluß, als sein Lehrer Plato, dessen Philosophie zwar durchgängig ebenfalls das Leben vor Augen hatte, aber den Weltleuten wegen der strengern, feierlicheren Form, in der Plato sie gab, weniger annehmbar erschienen war.

Wenn bei Plato, sowie noch mehr bei Speusippus, von einer esoterischen, (für Eingeweihte bestimmten Lehre und von einer exoterischen, mehr auf Uneingeweihte berechneten Vortragsweise die Rede ist, so ist damit nicht gemeint, daß diese beiden Lehrweisen einen verschiedenen Inhalt gehabt hätten, sondern ihr Unterschied lag nur in der Form der Entwicklung, welche natürlich vor Denkgeübteren anders, als vor der großen ungeübten Menge sein konnte.

Nachdem Speusippus nach Plato's Tod acht Jahre lang die Akademie geleitet hatte, übergab er Kränklichkeits halber sein Amt 339 v. Chr. einem andern Schüler und beständigen Begleiter des Plato, dem **Xenokrätes** (geb. 395 v. Chr.), der sich gleichfalls die Bildung von Staatsmännern angelegen sein ließ, wie er denn für Alexander auch „Anfangsgründe der Regierungswissenschaft" geschrieben haben soll. Hatte er auch weder Plato's Genius, noch des Speusippus einnehmende Umgangsweise, so war er doch von so festsittlichem Charakter, daß ihn, obwohl er arm war und blieb, weder Philipp's Gold zur Verrätherei an seiner Vaterstadt Athen, noch Alexander's Freigebigkeit (K. 9, 1.) zum Tausch seines Lehramts mit einer Stellung an dessen Hofe bewegen konnte, und die Athener sein Wort einem Eide gleich hielten. Er soll die von Plato aufgestellte Eintheilung der Philosophie in Logik, Ethik (Moral) und Physik (Naturphilosophie) näher begründet haben.

Mit seinem Nachfolger **Polĕmo** 314 v. Chr., welchen sein Lehrer Xenokrates durch die Philosophie aus einem Wüstlingsleben zu einem ernstsittlichen Wandel zurückgeführt hatte, nahm die ältere Akademie schon mehr eine eudämonistische Richtung, d. h. ließ in den strengen Anforderungen an die Sitt-

lichkeit des Menschen nach und räumte den sinnlichen Neigungen bis auf einen gewissen Grad ein Recht ein. Die daraus hervorgehende Lebensweisheit, nach welcher die sinnlichen Triebe in so weit befriedigt werden dürfen, als es sich mit dem feinen äußern Anstand eines ernsten Weltmanns verträgt, hieß man seit Polĕmo sehr bezeichnend „der Natur getreu leben." Wenigstens führte man, in der Meinung, eine Pflicht der Dankbarkeit zu üben, jene späterhin bei der vornehmen römischen Welt besonders beliebte Gattung von Philosophie des natürlichen Menschen auf den Polĕmo zurück, dessen Lehre durch ihre Mischung von Strenge und Nachsicht sich nach der einen Seite zur Moral der peripatetischen Schule, nach der andern Seite zur Moral der cyrenäischen Schule hinneigte, ohne noch in diese überzugehen.

In demselben Geist lehrten auch Polemo's Freunde Krates und Krantor, von welchem letztern das Werk „über die Trauer", oder eigentlich von der Tröstung im Schmerz, bei Staatsmännern, welche damals oft über einen gar „schnellen Glückswechsel" zu klagen hatten, außerordentlichen Beifall fand. Mit ihm schließt die sogenannte ältere Akademie.

3. Die Werke des Aristoteles. Schluß der peripatetischen Schule mit Theophrast.

Noch gebührt es sich, die weitgreifende Thätigkeit des Stifters der peripatetischen Schule (V. 11, 9.), dessen Riesengeist die damalige Welt des Wissens umfaßte, durch eine kurze Andeutung seiner Werke in's Licht zu stellen, zumal sie größtentheils in diesem oben betrachteten Zeitabschnitt entstanden.

Was sich von der unglaublichen Menge der Schriften des Aristoteles noch erhalten hat, ist von den Neuern unter verschiedene Rubriken gebracht worden, so daß sie in logische, rhetorische, ästhetische, physikalische, naturhistorische, mathematische, metaphysische, moralisch-politische, historische und paränetische (populärmoralische) Schriften zerfallen.

Seine logischen Schriften hat man mit dem Namen Organon bezeichnet, um auszudrücken, daß die Logik den Zweck habe, allen menschlichen Erkenntnissen wenigstens in formaler Beziehung den rechten Halt zu geben. In der That ist Aristoteles erst als der eigentliche Schöpfer der Logik anzusehen; ja er brachte diese Wissenschaft gleich zu solcher Vollendung, daß „alle folgenden Jahrhunderte bis auf unsere Tage nichts Wesentliches mehr hinzufügen konnten." Zugleich machte er von ihr Anwendung auf alle Zweige des Wissens, ganz besonders aber auf die Rhetorik, die der Logik am wenigsten entbehren kann.

Die aristotelesche Philosophie selbst, als Inbegriff alles Wissens, zerfällt in eine theoretische und eine practische. Zur theoretischen Philosophie rechnet er die Mathematik, Physik und Metaphysik, so daß Mathematik und Naturwissenschaft, die bei Plato mehr verbunden erscheinen, bei Aristoteles zuerst scharf geschieden auftreten. — Was bei ihm Physik heißt, bezieht sich auf alle wirklichen, in der Erfahrung erkennbaren Dinge in der Natur, die er nach einem dreifachen Princip betrachtet, dem der Form, der Materie und der

„Beraubung", als durch welche letztere die Veränderung und Bewegung bedingt werde. — Die Metaphysik, welche das Wesen der Dinge an sich betrachtet, erklärt er für einen nie ausreichenden Versuch, die Logik des Verstandes auf Übersinnliches überzutragen, also Unbegreifliches zu begreifen.

Die practische Philosophie des Aristoteles lehrt als Ethik oder Moral, daß Glückseligkeit aus vollkommenen, durch vernünftige Willensfreiheit bestimmten Tugendhandlungen hervorgehe, weis't sodann als Politik nach, daß diese Glückseligkeit der höchste Zweck einer vollkommenen bürgerlichen Verfassung sein müsse, und giebt zuletzt als Oekonomie an, wie die Glückseligkeit in einer vollkommenen Haus- und Staatswirthschaft zu finden sei. — Seine Schriften vom Staat, deren er 158 verfaßt haben soll, von denen aber nur noch acht vorhanden sind, hatten besonders darum eine so große Wichtigkeit, weil sie die geschichtliche Beschreibung aller noch so verschiedenen Staatsverfassungen der griechischen und nichtgriechischen Welt enthielten, zu deren Kenntniß Aristoteles mit Hülfe der ihn auf Alexander's Geheiß unterstützenden Gelehrten nur immer gelangen konnte. Aus dem, was sich noch davon erhalten hat, ersieht man, daß er eine der platonischen Idee vom Staate entgegengesetzte Staatslehre aufstellt, indem er, nach einer Einleitung über die Natur und den Zweck der einfachsten gesellschaftlichen Verbindungen, aus denen der Staat hervorgeht, die verschiedenen gegebenen Staatsverfassungen nach ihren Vorzügen und Mängeln durchgeht, dann die Ursachen ihres Verfalls angiebt, hierauf die Mittel zu ihrer Erhaltung aufzeigt und zuletzt seine eigene Ansicht von einem „auf Vernunft und Erfahrung" gegründeten Staat aufstellt, von dessen Tugend er, wie von der Tugend seiner Bürger, nur „das Mäßige und Mittlere" oder die „weise Mitte" zwischen den Extremen verlangt, ohne im Staate, oder im Staatsbürger ein Hochbild, als doch etwas Unerreichbares, anzuerkennen.

Darum ist auch das Ziel seiner Tugendlehre (Ethik), die er in die engste Verbindung mit seiner Staatslehre setzt, eine Glückseligkeit, die ihm kein Sein oder keine Beschaffenheit, sondern nur, wie auch die Tugend selbst, eine Thätigkeit ist, die man also zwar nicht um äußerer Zwecke, sondern um ihrer Selbst willen suchen, von der man aber nicht glauben solle, daß sie je einem Menschen dauernd zukommen könne, sonst müßte ja der Mensch die Glückseligkeit auch im Schlaf oder im Unglück genießen können, was nicht möglich sei!! Man sieht, der Verstand geht nur so weit, als er greift.

Da Aristoteles stets von dem in der Erfahrung Gegebenen und Wirklichen (Realen) aus und auf dasselbe zurückgeht, so hat er vorzüglich auch in der Naturgeschichte Außerordentliches geleistet und besonders in den 11 Büchern, die noch von ihr vorhanden sind, eine Zoologie (Thierkunde) gegeben, deren reiche und treffliche Beobachtungen, besonders in physiologischer und anatomischer Hinsicht, von den Neuern erst wieder recht anerkannt worden sind.

Hält man das, was im vorangehenden Abschnitt (V. 11, 8. u. 9.) über die Geistesrichtung Plato's und Aristoteles' gesagt ist, mit dem, was so eben hier von des letztern umfassender Gei-

stesthätigkeit abrißlich angedeutet wurde, zusammen, so wird damit die von Göthe aufgestellte Charakterzeichnung beider „Heroen der Philosophie" kürzlichst erklärt sein. Derselbe sagt (in seiner Farbenlehre):

„Plato verhält sich zur Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt, und was ihr Noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht seines Ursprungs wieder theilhaftig zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag."

„Aristoteles dagegen steht zur Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier schaffen und wirken. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunct der Erde ist ihm das Übrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuern Grundkreis für seine Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf, und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht!"

So kennzeichnet auch der große Maler Rafael in seinem berühmten Gemälde, das man die Schule in Athen nennt, beide Denker also, daß er den Plato begeistert zum Himmel blicken, den Aristoteles scharf zur Erde niedersehen läßt.

Die Schule des Aristoteles wurde von dessen vertrautestem Schüler Theophrast (geb. auf Lesbos 370 v. Chr.) fortgesetzt. Ihn hatte Aristoteles zum Erben seiner ganzen Bibliothek und aller seiner Handschriften, deren an 500 gewesen sein sollen, eingesetzt und zu seinem Nachfolger im Lyceum bestimmt. Nach den wenigen Schriftresten, die von Theophrast selbst noch auf uns gekommen sind, zu urtheilen, scheint sich derselbe die Aufgabe gestellt zu haben, das, was sein Meister angefangen oder angedeutet, aber nicht ausgeführt hatte, zu vollenden und zu ergänzen.

So hat er in einem Buche die Arithmetik, in einem andern die Geschichte der Mathematik behandelt, und bei seinen naturhistorischen Forschungen vorzüglich der Pflanzenkunde (Botanik, in 10 noch vorhandenen Büchern) und auch der Steinkunde (in Einem Buch) seine Aufmerksamkeit gewidmet. — In seinen moralisch-politischen Schriften suchte er die Theorie oder die allgemeinen Grundsätze und Vorschriften seines Lehrers in anschaulichen Beispielen und individuellen Charakterzeichnungen nachzuweisen. Er lehrte mit solchem Beifall, daß er 2000 Zuhörer (ohne Zweifel nicht auf Einmal) gehabt haben soll, und die Athener ihn so hoch achteten, daß sie die Klage eines seiner Gegner auf Irreligiosität abwiesen, ohne ihm die Vertheidigung aufzuerlegen. Mit seinem Tode 288 v. Chr. schließt die sogenannte „reine" peripatetische Schule.

4. Mathematik. Geschichte. Heilkunde und Geographie.

Um die Betrachtung der wissenschaftlichen Seite der bisherigen Zeiträume vollends zum Abschlusse zu bringen, mag hier noch nachträglich der Stand der Mathematik und Heilkunde, so wie der Geschichtschreibung bis zum Eintritt der alexandrinischen Periode kurz berührt werden.

Die Mathematik war seit Pythagoras als ein Theil der Philosophie behandelt worden, und der akademischen Schule verdankt man besonders mehrere

wichtige Entdeckungen in der Astronomie, Arithmetik und Geometrie. Weil die Griechen die Ziffern noch nicht kannten, so halfen sie sich meist durch Bezeichnung arithmetischer Größen mittels Linien, Flächen und Körpern, in denen die Philosophen der pythagoreischen Schule überhaupt tiefere Beziehungen sahen, und so kam es, daß die practische Rechenkunst noch lange zurückstand. Die berühmtesten Mathematiker waren Archȳtas von Tarent (V. 11, 7.), Theodōrus von Cyrēne (Plato's Lehrer in der Geometrie), Philolaus von Kroton, der zuerst die Umdrehung der Erde um ihre Achse lehrte, Eudoxus von Knidus, des Archytas und Plato Schüler, der zuerst auf die Bewegung der Planeten aufmerksam machte. — Erst aber durch Aristoteles und seine Schüler Eudēmus aus Rhodus und Aristoxēnus aus Tarent erhielt die Mathematik ihre selbständige wissenschaftliche Stellung, die wir sie vollends in der folgenden Periode werden einnehmen sehen.

Die Medicin oder Heilkunde geht in ihren Anfängen auf Asklepios (Aeskulapius) zurück, einen thessalischen Fürsten, der im 14. Jahrhundert v. Chr. diese Kunst in Griechenland verbreitet haben soll und dafür göttliche Ehre erhielt. Seine Nachkommen, die Asklepiaden, bildeten einen besonderen geschlossenen Priesterstand, durch welchen sich die in den Tempeln gesammelten Erfahrungen im Gebiete der Heilkunde als Geheimnisse erblich fortpflanzten. Die Asklepiaden stifteten in der Folge zwei berühmte medicinische Schulen, eine empirische zu Knidus und eine philosophische zu Kos. Der letztern gehörte der große Hippokrătes (geb. 460 v. Chr.) an, so jedoch, daß er nicht die speculative, sondern die practische Seite der Philosophie mit der reinen Empirie seiner Kunst verband. Er übte seine Kunst zuerst auf der Insel Thasos und in den benachbarten Städten des Festlandes, erweiterte dann seine Kenntnisse und Erfahrungen auf Reisen in Asien und ließ sich zuletzt auf der Insel Kos nieder, wo er seine „unsterblichen Werke" schrieb, in denen „die Keime aller Fortschritte liegen, welche die Heilkunst seit der Zeit gemacht hat." Von den 80 Werken, die seinen Namen trugen, wurden nur acht fast einstimmig, zwölf weitere mit getheilten Stimmen als echt, d. h. von ihm selbst herrührend, anerkannt. Hippokrates war auch besonders darum groß, weil er bei der Ausübung seiner Kunst nur das Wohl der Menschheit im Auge hatte (S. V. 5, 3.). „Wie Sokrates die Scheinweisen, so griff er die marktschreierischen Ärzte an." Nach ihm verließen die Ärzte den empirischen Weg und geriethen in der sogenannten „dogmatischen Schule" auf metaphysische Speculationen, die den Fortschritten der Heilkunde Eintrag thaten. Auch auf sie hat Aristoteles durch mannichfache Entdeckungen bei seinen Thierzergliederungen wieder einen förderlichen Einfluß gehabt.

Was endlich die Geschichtschreibung betrifft, deren bessere Periode mit Xenophon abgeschlossen hatte, so nahm dieselbe seitdem durch die Beimischung rhetorischer Kunst, eine falsche Richtung, welche zuerst Philistus aus Syrakus in seinen sicilischen Geschichten einschlug, Theopompus aus Chius (geb. um 360 v. Chr.), ein Schüler des Isokrates, vollends begünstigte und dadurch seinen

geschichtlichen Darstellungen den Character der Weitschweifigkeit und Eitelkeit aufdrückte, obwohl in ihnen die Anordnung und die Reinheit der Schreibart, so wie sein kritisches (oder, wie seine Gegner sagten: schmähsüchtiges) Eingehen in die Motive der Handlungen und Charactere von seinen Nachgängern gerühmt wird. Er setzte den Thucydides in einem achten Buche fort, schrieb eine Geschichte Griechenlands in 11 Büchern und eine Geschichte Philipp's von Macedonien in 58 Büchern, die alle bis auf den Inhalt des 12. Buches verloren gegangen sind. — Sein Zeitgenosse Ephŏrus aus Kumä, ebenfalls ein Schüler des Isokrates, war der erste, welcher den Plan zu einer Universalgeschichte entwarf, die, in 30 Bücher getheilt, einen Zeitraum von 750 Jahren (bis 340 v. Chr.) umfaßte und von des Mannes vielumfassendem Geiste und methodischer Anordnung zeugte. Wir haben nur noch Bruchstücke davon.

An diese rhetorisirenden Geschichtschreiber nun schließen sich die älteren Geschichtschreiber Alexander's an, deren Werke wir aber nur aus Anführungen und Auszügen Späterer kennen. Unter ihnen sind Anaximĕnes, Kallisthenes, Onesikrĭtus, Aristobūlus, Ptolemäus, Diotōtus, Nearchus zu erwähnen, die zum Theil im Verlauf der Geschichte Alexander's selbst, zum Theil oben K. 9, 1. schon genannt und näher bezeichnet wurden. — Von diesen Historikern wurde auch die Geographie bereichert, die ohnedieß in diesem Zeitraume durch Kriege, Handelsunternehmungen, Reisen und zuletzt durch die Feldzüge Alexander's außerordentlich gefördert wurde.

Siebentes Buch.

Zerfall des macedonisch-griechischen Weltreichs und die daraus entstandenen hellenistischen Reiche.

---

1. Kapitel. Der Kampf um die Erhaltung der Reichseinheit.

1. Der Streit um die Regentschaft. Philipp Arrhidäus König. Perdikkas Reichsverweser. Vertheilung der Satrapieen.

Die Kämpfe, in welchen die, durch Alexander's Eroberung vorbereitete Grundlage einer Lebensumgestaltung der Welt zu Stande kommen sollte, begannen sogleich nach Alexander's Tode und durchrüttelten fünfzig Jahre hindurch die Länder des macedonischen Machtbereiches auf das furchtbarste. Während dieser Kämpfe zersplitterte Alexander's Reich in eine Mehrheit von Herrschaften,

deren Wiedervereinigung das vergebliche Ziel seiner Nachfolger war. Es ist dieß die sogenannte Diadochenzeit, in welcher die Gründung Alexander's äußerlich wieder zerstört erscheint, ohne daß man jedoch sagen könnte, daß alles sein Thun vergeblich gewesen wäre. War er doch selbst eines jener wichtigen Werkzeuge, deren sich die göttliche Allmacht zur Wegbereitung für ihren Welterlösungsplan bediente, deß Ziel ein Reich ist, das nicht bloß die damals bekannte, sondern die ganze Welt zu umfassen bestimmt — und das nicht bloß auf vorübergehende Zeitperioden, sondern auf die Ewigkeitsdauer berechnet ist. — Im Übrigen gewährt der mit dem Fall dieses Reiches verbundene Untergang des ganzen macedonischen Königshauses und seiner nächsten Stützen sowohl, als seiner gewaltigsten Gegner zugleich eine reiche, höchst tragische Scenerie, die, wenn gleich zur eigentlichen Tragödie unter den darin auftretenden Handelnden ein reinsittlicher Character fehlt, doch im größten Styl die in der Geschichte so oft wiederkehrende Wahrheit einer nie ungestraft bleibenden Überhebung des Menschengeistes über das ihm von Gott gesetzte Höhen- und Weitenmaaß, insbesondere einer nie ausbleibenden Vergeltung für Frevelschulden — in zwar erschütternden, aber belehrenden Bildern veranschaulicht.

So wie dem sterbenden Alexander selbst, bei dem Mangel eines ihm an Geist und sittlicher Kraft ebenbürtigen Nachfolgers, die Zukunft seiner Weltmonarchie sammt der sie tragenden Idee einer Völkerverschmelzung im unaufhellbarsten Dunkel vorgeschwebt haben mag, daß er es nicht einmal wagte, einen Nachfolger zu ernennen, sondern auf die Frage, wem er sein Königreich vermache, bloß geantwortet haben soll: „Dem Stärksten!“ und zuletzt schweigend den königlichen Siegelring vom Finger zog und ihn seinem ersten und ältesten Leibwächter Perdikkas übergab: so durchzuckte bei seinem Tode Jeden, Macedonier, wie Perser, die Ahnung einer unausbleiblichen Verwirrung, und die bangste Ungewißheit bemächtigte sich Aller.

Gleich am folgenden Morgen beriefen die sieben Leibwächter, als höchste Heerbeamte und Vertrauteste des Königs (die man gut mit unsern „Marschällen“ verglichen hat) die übrigen Heerobersten und vornehmsten Freunde Alexander's zu einer Berathung, in welcher Perdikkas das Siegel der königlichen Macht zu den andern Reichskleinodien legte und die Versammelten zur Wahl eines Reichsverwesers aufforderte, indem das Erbrecht im macedonischen Königshause bleiben müsse. Zu diesem Grundsatz gaben zwar alle ihre Beistimmung; wem aber von Alexander's Verwandten die Erbfolge zufallen solle, darüber waren die Stimmen getheilt; doch entschied man sich dahin, daß nicht etwa des Königs zehnjähriger Sohn Herakles, weil er aus einer Nebenverbindung, nicht des Königs Bruder Arrhidäus, weil er von einer unedlen Mutter und schwachsinnig war, sondern Roxanen's zu erwartender Sprößling, falls es ein Knabe sein würde, der rechtmäßige Thronerbe sein solle.

Der eben genannte Herakles entsproßte aus der Verbindung Alexander's mit Barsine, des Artabazus Tochter und Wittwe von Alexander's berühmten Gegner Memnon, die er nach der Einnahme von Damaskus aus den dort erbeuteten Harems der persischen Großen

wegen ihrer Schönheit und ihres gewinnenden Benehmens sich selbst ausgewählt hatte. (Groote meint, es möge bei dieser Verbindung der lebhaften Phantasie Alexander's das Beispiel seines mythenhaften Ahnherrn Neoptolemus vorgeschwebt haben, dessen zärtliche Beziehungen zu Andromache, der Wittwe seines Feindes Hektor, einem Leser des Euripides unvergeßlich sein mochten.)

Dagegen führte die Frage über das Reichsverweseramt zu einem offenen Zwiespalt. Dem Antrag, daß es dem Perdikkas, als dem Empfänger des Siegelrings, gebühre, widersetzte sich der Phalangenführer Meleager (Meleagros), verließ die Versammlung, stellte in Eile den Arrhidäus, für welchen sich unterdessen, der Ritterschaft zum Trotz, das ganze macedonische Fußvolk ausgesprochen hatte, unter dem Namen Philipp als König auf und kehrte dann mit diesem und einer Schaar Phalangiten in den Versammlungssaal zurück, wo unterdessen Perdikkas und Leonnatus zu Vormündern des künftigen Roxanensohns und zu Reichsverwesern in Asien, Antipater und Kraterus zu Reichsverwesern in Europa gewählt worden waren.

Bei der Annäherung des Tumults zogen sich die Getreuen des Königs mit der Edelschaar in das Sterbegemach zurück, dessen heilige Stille aber die Nachdringenden ohne Scheu durch wilden Lärm, ja durch Blutvergießen störten. Mit Mühe kam es zu einem Waffenstillstand, während welches sich die ganze Ritterschaft unter Perdikkas und Leonnatus aus der Stadt zog. Ein Versuch Meleager's, den Perdikkas tödten zu lassen, mißlang durch den Eindruck, den die ehrfurchtgebietende Rede des letztern auf die gegen ihn ausgesandten Macedonier machte, und als die Ritterschaft anfieng, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden, boten die Aufrührer die Hand zur Versöhnung. Diese kam unter der Bedingung zu Stande, daß Arrhidäus und Alexander's Kind, das Roxane gebären würde, gemeinsam regieren, und daß in Europa Antipater und Kraterus, in Asien Perdikkas und Meleager, jener als Haupt des Fußvolks, die Leitung des Reichs bekommen sollten.

So bekam also im Grunde doch Perdikkas die höchste und nächste Stellung am Thron, und seine fürstliche Geburt, sein langer vertrauter Dienst bei Alexander, sein kühner Muth und sein fester, wenn auch herrischer Character, machte ihn ohnedieß allen Übrigen überlegen. Kaum hatte er seine neue Stellung inne, als er beschloß, ein durchgreifendes Beispiel der Strenge zu üben. Er benützte die militärisch-religiöse Feier einer öffentlichen Sühnung der Blutschuld, die durch den Aufruhr „am Heere haftete“, und ließ im Namen des Königs 300 Phalangiten, die mit Meleager den Aufruhr begonnen hatten, unvermuthet festnehmen und im Angesichte des ganzen Heeres von den Elephanten zerstampfen, den Meleager aber, der sich sogleich in einen Tempel flüchtete, an den Stufen des Altars niederhauen.

Damit nun aber unter den übrigen Großen kein Mißtrauen gegen seine also befestigte Alleingewalt der Reichsweserschaft aufkommen möchte, suchte er der Gefahr einer Vereinigung derselben gegen ihn dadurch vorzubeugen, daß er bei der neuen Vertheilung der Satrapieen diejenigen seiner Freunde, von denen

er am meisten zu befürchten hatte, durch Verleihung wichtiger Satrapieen aus des Königs Nähe entfernte, in Macedonien aber dem Kraterus die Reichsverwaltung übertragen und neben ihm den Antipater zum „bevollmächtigten Strategen über alle Macedonier und Griechen" ernennen ließ.

Bei dieser neuen Vertheilung erhielt der kluge und gewandte **Ptolemäus Lagi** (d. i. Sohn des Lagus), bisheriger Führer der Edelschaar, die reiche Satrapie Ägypten mit der rasch aufblühenden Hauptstadt Alexandria; der sprachenfertige **Laomĕdon** die Satrapie Syrien diesseits der Wasser (vom Euphrat bis zum Mittelmeer), der Phalangenführer **Philōtas** das militärisch-wichtige Cilicien, der Flottenführer **Nearch** die Satrapie Pamphilien mit Lycien, die er aber wegen seiner Bestimmung für die südlichen Meere einstweilen dem Satrapen **Antigonus** von Großphrygien zur Mitverwaltung überließ; der klug-gewandte Geheimschreiber Alexander's **Eumenes**, der einzige Grieche unter den Großen, erhielt Paphlagonien, Kappadocien und das Pontusland als Satrapie, die er aber sich erst mit Hülfe des Antigonus vollends erobern sollte; der treue **Leonnatus** erhielt die wichtige Satrapie Kleinphrygien, um die große Straße, die von Asien nach Europa führte, zu schützen; der dem Perdikkas ergebene Leibwächter **Lysimachus** das macedonische Thrazien mit dem Chersones, um die Straße nach Macedonnien zu sichern und deren Sperrung dem Antipater unmöglich zu machen; der unruhige, hochstrebende Leibwächter **Pithon** bekam die Satrapie Medien.

Die meisten andern Satrapieen, besonders die östlichen, durften ihre bisherigen Verwalter behalten. Namentlich wurde auch der Vater der Roxane, Oxyartes, den Alexander selbst zum Satrapen der Paropamisaden gemacht hatte, in seiner Satrapie bestätigt. Dem alten mächtigen Porus, der unterdessen seine Macht bis zu den Mündungen des Indus ausgebreitet zu haben schien, wurde auch sein Reich gelassen, und Taxiles am Hydaspes erscheint fast als unabhängig von macedonischer Herrschaft. (Vier Jahre darnach, im J. 317, als auch die Inder im Reiche des Porus sich gegen die Fremdherrschaft aufzulehnen anfiengen, ließ ein Feldherr des damals in Oberasien gebietenden Eumenes, Namens Eudemus, den alten Porus durch Meuchelmörder umbringen und führte dem Eumenes 120 Elephanten zu, die dem Porus gehört hatten. Die Ermordung dieses ehrwürdigen Königs steigerte den vorhandenen, nur durch Gewalt unterdrückten Haß der Inder zu einem allgemeinen Aufstand derselben, dessen Hauptleiter Kandragupta war, welcher nach Justin's Bericht der Urheber der Befreiung Indiens von der macedonischen Herrschaft wurde.)

Damit aber auch das Königshaus selbst nicht durch anderweitige Ansprüche gefährdet werden könnte, ließ die Königin-Wittwe Roxane der Statira, Alexander's anderer Gemahlin, und der Schwester derselben, der Wittwe Hephästions, also den beiden letzten Sprossen des Königsstamms, mit des Perdikkas Vorwissen, das Leben nehmen, und gab dadurch der Wiege des königlichen Knaben, den sie kurz darauf selbst gebar und den das Heer unter dem Namen **Alexander Ägus** als König begrüßte, eine traurige Blutweihe, die einst an ihr und dem jungen Königsspröß selber heimgesucht werden sollte. Von den Asiaten zwar, die in Alexander dem Großen ihren Befreier von der alten Satrapenwillkühr und den edelsten Beschützer ihrer Religion und Sitte aufrichtig verehrt hatten, und die durch seinen Tod den härtesten Schlag erlitten, war weder für Alexander's Geschlecht, noch überhaupt für die macedonische Herrschaft etwas zu befürchten: sie verhielten sich alle ruhig, einzig besorgt, sie möchten nun wieder einer noch schlimmern Satrapendespotie schutz- und haltlos anheimfallen. Dagegen nahte der macedonischen Macht die drohende

Gefahr zunächst von den Griechen, und als sie auf dieser Seite gedämpft war, trat sie in ihrer eigenen Mitte verderbenbringend auf.

2. Der lamische Krieg: Aufstand und Unterwerfung Griechenlands durch Antipater. Tod des Demosthenes.

Während ein Versuch der Griechen in den Militärcolonieen der oberasiatischen Satrapieen, sich die Heimkehr nach Europa zu erzwingen, nur durch völlige Vernichtung von 23,000 dieser griechischen Veteranen vereitelt werden konnte, war bereits in Griechenland selbst ein mächtiger Aufstand ausgebrochen, der nicht so leicht zu bewältigen war. Der Mittelpunct dieser Bewegung war Athen. Hervorgerufen war die Vorbereitung zum Widerstand schon durch jenen Befehl Alexander's an die griechischen Staaten, ihre Verbannten wieder aufzunehmen (VI. 8, 4.). Die Athener hatten schon damals sogleich durch Leosthenes, einen tüchtigen Söldnerhauptmann, mit dem Reste der harpalischen Gelder (VI. 8, 4.) heimlich 8000 Söldner anwerben lassen; und als die Nachricht von Alexander's Tod eintraf, traten sie offen hervor, um wieder nach dem Schattenbild ihrer alten Freiheit zu haschen. Sie traten mit den Ätoliern und Akarnaniern, Doriern, Lokrern, Phociern und den epirotischen Bergvölkern in einen Bund und stellten ein Heer von 30,000 Mann unter der Führung des Leosthenes an den Thermopylen auf.

In der That erfochten sie daselbst gegen den Antipater, der nur mit 13,000 Mann gegen sie herbeieilen konnte, da Kraterus noch nicht in Europa angekommen war, einen schönen Sieg, der den Antipater zwang, sich in die feste Stadt Lamia (jetzt Zeitun am Meerbusen gleichen Namens) zu werfen, deren Lage zu trefflicher Vertheidigung geschickt schien. Aber Leosthenes sperrte die Stadt durch die engste Einschließung von aller Verbindung nach Außen ab, und schon begann Antipater zu unterhandeln, als Leosthenes plötzlich von einem Schleuderstein getödtet wurde und der Fall dieses ausgezeichneten Feldherrn den Verbündeten viele Theilnehmer, darunter besonders die Ätolier, entzog. Zwar wurde durch seinen Nachfolger Antiphilus die Belagerung fortgesetzt und der aus seiner Verbannung zurückgerufene und mit dem höchsten Jubel nach Athen heimgeholte Demosthenes schien durch den alten Ruhm seines Namens der Freiheit zum endlichen Siege verhelfen zu können.

Da erschien auf Antipater's Hülferuf der kleinphrygische Statthalter Leonnatus mit 20,000 Mann Fußvolks und 2500 Reitern vom Hellespont her durch Thessalien, um Lamia zu entsetzen, zugleich aber auch in der geheimen Absicht, durch eine ihm angetragene Heirath mit Alexander's Schwester, der epirotischen Königswittwe Kleopatra, einen künftigen Anspruch auf Macedonien zu begründen. Es kam bald zu einem Reitertreffen, in welchem zwar Antiphilus mit der stets trefflichen thessalischen Reiterei siegte und sogar der hitzig kämpfende Leonnatus das Leben verlor; aber weil das macedonische Fußvolk desselben unbesiegt geblieben und vor Lamia kein Beobachtungs-

heer zurückgelassen worden war, so gelang es dem Antipater sich mit dem Hülfsheere zu vereinigen und eine Stellung zu nehmen, in der ihn Antiphilus nicht anzugreifen wagte. Zugleich siegte die macedonische Flotte in zwei Seetreffen; ein Theil Macedonier landete in Attika, mußte sich aber bald wieder daraus zurückziehen.

Unterdeß aber war Kraterus mit den Veteranen aus Asien in Macedonien angekommen und seine Vereinigung mit Antipater, durch welche das macedonische Heer auf nahe an 50,000 Mann stieg, machte dem schleppenden Gang des Krieges ein Ende und die Schlacht am Krannon 322 v. Chr. führte zur Entscheidung. Die Griechen, an Zahl um die Hälfte geringer, zogen sich nach tapferer Gegenwehr zurück und suchten um einen gemeinsamen Frieden nach, und da Antipater erklärte, nur mit den einzelnen Staaten unterhandeln zu wollen, so giengen sie alle auseinander, ein jeder nur darauf bedacht, bei diesen Unterhandlungen am besten wegzukommen.

Auch gelang es den meisten Staaten, leidliche Bedingungen zu erhalten. Nur von Athen forderte Antipater Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Doch wurde um des greisen, stets gutmacedonisch gesinnten Phocion's willen, der bei der Friedensgesandtschaft war, das attische Gebiet mit dem Einrücken des Heeres verschont, Frieden aber und Bündniß nur unter folgenden Bedingungen zugesagt: daß Athen die antimacedonischen Redner und Staatsmänner, darunter besonders den Demosthenes und Hyperides (gr. Hypereides), ausliefern, Kriegsentschädigung und Strafe zahlen und sich die Umänderung seiner demokratischen Verfassung in eine oligarchische Timokratie (wobei nur den Vermöglichern das volle Bürgerrecht zukam), ferner die Aufnahme einer macedonischen Besatzung, endlich den Verlust von Samos und einiger andern Inseln gefallen lassen sollte.

Athen fügte sich dem Ausspruch des Siegers, und der mitgesandte greise Philosoph Xenokrates hatte Recht, als er gegen Antipater äußerte: für Sclaven seien diese Friedensbedingungen billig, für freie Männer zu hart. Doch waren sie das einzige Mittel, Macedonien vor weiterer Gefahr durch Athen, ja Athen selbst vor dem ferneren Druck einer verwilderten Demokratie zu sichern.

Die Austreibung des Demosthenes und Hyperides konnte nicht Statt haben, da beide mit noch mehreren andern schon während der Unterhandlungen aus Athen nach Ägina geflohen waren. Als sie der Vorladung zum Erscheinen nicht Folge leisteten, beantragte der elende Demades, in dessen demagogischer Leitung die Stadt schon lange war, ihre Verurtheilung zum Tode, und Antipater, welcher gerade den Peloponnes durchzog, um überall die demokratische Verfassung in eine oligarchische umzuändern, übernahm die Vollstreckung des Urtheils. Er schickte Häscher aus, die den Hyperides mit noch drei andern auf Ägina ergriffen, und nach Argolis zu Antipater brachten, wo sie hingerichtet wurden; Demosthenes aber war noch vor der Ankunft der Häscher nach der

kleinen Insel Kalauria geflohen, wo er, ehe man seiner habhaft werden konnte, Gift nahm und starb 322 v. Chr.

Demosthenes hatte sich zu Kalauria in den Tempel des Poseidon geflüchtet; aber die Häscher besetzten die Eingänge zu seinem Asyl. Als Archias, ihr Führer, ein vormaliger athenischer Schauspieler, durch Vorspiegelung einer gnädigen Aufnahme bei Antipater zum freiwilligen Mitgehen ihn zu bewegen suchte, weigerte sich Demosthenes mit den Worten: Archias habe ihn auf der Bühne nie täuschen können, viel weniger werde es ihm jetzt gelingen. Da hierauf Archias mit Drohungen herausrückte, sagte Demosthenes: „Jetzt bist du in deiner Rolle, laß mir nur einen Augenblick, damit ich noch den Meinigen einige Worte schreibe!" Hiemit trat er zurück, setzte sich, zog seine Schreibtafel heraus und hielt den Griffel, als ob er nachdenkend an ihm kauen wollte, an den Mund, schlürfte aber unbemerkt das Gift ein, das er schon lange her darin verborgen mit sich herumgetragen hatte, und verhüllte dann sein Haupt. In der Meinung, Demosthenes thue dieß aus Furcht, trat Archias zu ihm hin und suchte ihn mit einer guten Aufnahme bei Antipater zu trösten. Da enthüllte Demosthenes sein Haupt und sagte: „Nun kannst Du den Kreon in der Tragödie spielen und meinen Leichnam hinauswerfen und unbegraben liegen lassen!" Nach diesen Worten wankte Demosthenes gegen den Altar hin, stürzte an dessen Stufen zusammen und verschied.

So war nun Griechenland vollkommen unter Macedonien gebeugt und nur die Ätoler standen noch frei; doch schien ihre Demüthigung im nächsten Winterfeldzug gewiß. Auch wäre sie, trotz dem kühnsten Widerstand dieses Bergvolks, jedenfalls erfolgt; aber die Nachricht von unerwartet eingetretenen Ereignissen in Asien, nöthigte den Antipater, den Ätolern schnell einen günstigen Frieden zu gewähren, um mit Kraterus und dem macedonischen Heere selbst nach Asien aufbrechen zu können, wo unterdeß der Kampf der Nachfolger Alexander's um die Alleinherrschaft zum Ausbruch gekommen war. Denn auch Antipater strebte nach derselben, und hatte so eben die eine seiner Töchter mit Kraterus vermählt, um diesen uneigennützigsten unter den Feldherren Alexander's als Stütze seines versteckten Strebens benützen zu können.

3. Beginn der Diadochenkämpfe. Antigonus und Antipater gegen Perdikkas. Sieg des Eumenes. Tod des Kraterus.

Das Streben der neuen macedonischen Satrapen nach unabhängiger Gewalt, so wie anderseits das Streben des höchsten Reichsverwesers, die Macht der Satrapen dem Ganzen verfügbar zu machen, um sowohl die Einheit des Reichs, als auch seine eigene Stellung zu bewahren, mußte nothwendig früher oder später zu einem Bruch führen. Der erste Satrape, der sich nicht fügte, war Antigonus, indem er dem Befehle, mit Leonnatus dem Eumenes zur Eroberung von Paphlagonien und Kappadocien behülflich zu sein, keine Folge leistete. Da nun auch Leonnat, der schon auf dem Wege war, sich mit Eumenes zu vereinigen, sich durch die Aussicht auf ein höheres Glück nach Macedonien hinüberziehen ließ, wo er seinen Tod fand (K. 1, 2.): so machte sich der Reichsverweser Perdikkas mit dem Reichsheere 322 v. Chr. selbst auf und half dem Eumenes durch einen glänzenden Sieg über den König Ariarathes von Kappadocien seine Satrapie erkämpfen.

Darauf wendete er sich, von Eumenes unterstützt, gegen den Antigonus, um ihn für seine Widerspenstigkeit zur Verantwortung zu ziehen. Dieser aber entzog sich derselben durch die Flucht nach Macedonien zu Antipater und bewog diesen durch Mittheilung der hochstrebenden Plane, zu denen Perdikkas seine Stellung zu mißbrauchen anfieng, zu dem schon angedeuteten Zuge nach Asien, um unter Mitwirkung des Ptolemäus von Ägypten dem Perdikkas die Macht zu entwinden.

Noch aber war eine Stiefschwester Alexander's, Namens Kynāne, Wittwe des früher von Alexander hingerichteten macedonischen Kronbewerbers Amyntas, mit ihrer jungen Tochter Eurydice vorhanden, beide von stolzer, wild-kriegerischer Gesinnung und gleichfalls nach der Herrschaft begierig. Um diese ihre Tochter mit dem König Arrhidäus zu vermählen und dadurch zur Gewalt zu kommen, machte sich auf Olympias' Antrieb Kynane an der Spitze einer Kriegerschaar auf und erkämpfte sich gegen Antipater's Truppen den Durchgang nach Asien. Da die macedonischen Truppen, welche Perdikkas gegen sie schickte, nicht gegen diese Philippstochter kämpfen wollten, so ließ Perdikkas sie ermorden, konnte aber den Unwillen des Heeres über diese That nur dadurch beschwichtigen, daß er die Vermählung Eurydice's mit Arrhidäus zugab, da er die junge Fürstin ja dadurch doch in seiner Gewalt und somit die Aussicht hatte, sogar um so eher zu seinem Ziele zu kommen.

Um nun aber den bevorstehenden Kampf mit Antipater leichter bestehen zu können, beschloß er, rasch gegen den mit diesem verbündeten Ptolemäus zu ziehen, damit nicht dieser sich mit seiner wohlgerüsteten Macht von Ägypten her nach Asien werfen und ihn von den obern Theilen des Reiches abschneiden möchte. Nachdem Perdikkas daher dem umsichtigen Eumenes die unbeschränkte Gewalt über alle Satrapieen diesseits des Taurus sammt einem Theile des Heeres übergeben hatte, um theils den gleichfalls widerstrebenden armenischen Satrapen Neoptolemus zu züchtigen, theils den von Europa herziehenden Antipater von Kleinasien abzuhalten, brach er im Frühling 321 v. Chr. nach Ägypten auf.

Eumenes hatte einen schweren Stand, da er selber als Grieche den stolzen Macedoniern verhaßt und mit seinen meist asiatischen Truppen der Macht Antipater's nicht gewachsen schien. Er konnte daher des Antipater und Kraterus Übergang nach Asien nicht hindern, da die hellespontischen Städte ihnen gleich zufielen. Als aber beide in Kleinasien ihre Heere theilten, und Antipater nach Cilicien, dem Perdikkas nach, vorauszog, Kraterus aber nach Kappadocien seine Richtung nahm, wohin Eumenes so eben nach Besiegung des Neoptolemus zurückgekehrt war, bot sich dem Eumenes eine günstigere Aussicht dar. Es gelang ihm, den macedonischen Theil seines Heers, der gegen den allverehrten Kraterus nicht fechten wollte, durch eine List zum Kampf zu bewegen, indem er vorgab, es gehe noch einmal gegen Neoptolemus, der sich wieder gesammelt habe, in der That aber sich mit Kraterus vereiniget hatte.

In der nun erfolgenden heißen Schlacht fiel nicht nur Neoptolemus im

erbittertsten Zweikampfe mit Eumenes, sondern es fiel auch der edle Kraterus, vom Schwert eines Thraziers getroffen und von den Reitern überstürmt, und starb in den Armen des klagenden Eumenes, der, obgleich sein politischer Gegner geworden, die Empfindungen der alten Freundschaft zu ihm nicht verläugnen konnte und ihm eine glänzende Leichenfeier hielt. Dieser Sieg gab Kleinasien ganz in die Hände des Eumenes und schnitt den Antipater von Macedonien ab, während in Griechenland sich wieder die Ätoler gegen Macedonien erhoben und Thessalien befreiten.

4. Perdikkas gegen Ptolemäus. Tod des Perdikkas.

Unterdeß sollte sich das Geschick des Reiches an den Ufern des Nils entscheiden.

Ptolemäus hatte sich nämlich bald nach der Besitznahme seiner ägyptischen Satrapie der dort von Kleomenes (VI. 5, 6.) den Ägyptiern abgepreßten Schätze bemächtigt und sich mit denselben, mehr aber noch durch seine eben so freundliche als gütige Gesinnung nicht nur ein bedeutendes Söldnerheer, sondern auch die Anhänglichkeit der Ägyptier gewonnen und seine neue Macht sogar schon über die im Westen liegende griechische Landschaft Cyrene (in Nordafrika, s. V. 11, 7.) ausgedehnt. So gerüstet und durch seine Verbindung mit Antipater vorbereitet, konnte er den Kampf mit Perdikkas, den er lange vorhergesehen, wohl aufnehmen und durch die eigenmächtige Zurückbehaltung des Leichnams Alexander's den ersten Schritt zur Auflehnung gegen des Perdikkas angestrebte Obergewalt wagen.

Alexander's Leichnam war fast zwei Jahre lang in Babylon gelegen, weil der kostbare Kunsttrauerwagen, auf welchem er in unerhörtem Prachtzuge eigentlich nach Macedonien in die Königsgruft zu Ägä gebracht werden sollte, nicht eher fertig wurde. Weil nun unter den Macedoniern die Sage gieng, daß das Land, wo des Königs Reste ihr Grab fänden, mächtig und glücklich werden würde, so suchte Ptolemäus dieses Vorurtheil für seine Zwecke zu benützen. Er bewog daher den Führer des Trauerzugs, denselben durch Ägypten hindurch nach dem libyschen Ammonium zu lenken, wo Alexander als Zeus- und Ammons-Sohn die würdigste Ruhestätte finden würde. Dieß geschah, obgleich wider des Reichsverwesers ausdrücklichen Befehl. Ptolemäus selbst holte den Leichnam in Syrien feierlich ein; — anstatt ihn aber nach Ammonium zu fördern, bewahrte er ihn so lange in Memphis, bis in Alexandria das Prachtheiligthum erbaut war, in das ihn Ptolemäus dann beisetzen ließ.

Als nun Perdikkas in Begleitung der beiden Könige Arrhidäus und des kleinen Alexander's mit seinem Reichsheere und mit den Elephanten in Damascus ankam, berief er die Macedonier zu einem Kriegsgericht, um gegen Ptolemäus wegen jener Eigenmächtigkeit ein Urtheil zu erhalten, das ihn zum Krieg gegen den ägyptischen Satrapen förmlich berechtigen könnte. Allein das Heer, bei welchem der rühmliche Name des Ptolemäus viel galt, sprach ihn frei. Betroffen über diese unerwartete Stimmung, fieng der Reichsverweser an, seine bisherige kluge und gemäßigte Haltung zu verlieren und durch

despotische Strenge sich den Geist des Heeres noch mehr zu entfremden. Als er daher im Nildelta eingerückt war, um in Hast nach dem nahen Ziele zu greifen, gieng schon ein nicht geringer Theil seiner Macedonier zum Ptolemäus über; und als er von seinem Lager am pelusischen Nilarm aus nach der ersten vergeblichen Bestürmung der jenseits des Stroms liegenden Veste, in der sich ihm Ptolemäus entgegensetzte, noch einen Sturm versuchen wollte, aber der Stromübergang dießmal mißlang und zugleich Mangel eintrat: so kündigten die Macedonier, Pithon an der Spitze, dem Perdikkas den Gehorsam auf, und in der Nacht drangen einige der „Getreuen", darunter Seleucus, der Befehlshaber der berittenen Königsgarde, in sein Zelt ein und stießen ihn mit den Sarissen nieder.

So endete Perdikkas, weil er den Zweck der Erhaltung der Reichseinheit mit selbstischen Zwecken vermengt und das Interesse des Königshauses dem seinen hintangesetzt hatte. Durch seinen Tod löste sich, vor der Hand dem Wesen nach, die Einheit und Majestät des Reiches auf, und wenn auch der Schein derselben noch eine Zeit lang blieb, so zerfiel es in der That doch von nun an in eine Reihe unabhängiger Satrapieen.

5. Antipater Reichsverweser. Die Theilung von Trisparadeisos. Antigonus Oberbefehlshaber in Asien. Sein Sieg über Eumenes. Antipater's Tod. Auflösung der Reichseinheit.

Gleich nach des Perdikkas Ermordung erklärte sich das Heer für den Ptolemäus und trug ihm das Reichsverweseramt an. Ptolemäus aber war weise genug, diese schlüpfrige Stelle auszuschlagen, und mit seiner glücklichen, in der That unabhängigen Stellung in Ägypten sich begnügend, lenkte er die Wahl auf Pithon.

Zwei Tage nach dem Sturze des Perdikkas gelangte die Nachricht von des Eumenes Sieg über Kraterus nach Ägypten, die, wäre sie einige Tage früher eingetroffen, wahrscheinlich dem Perdikkas das Leben und die Treue des Heeres erhalten hätte. Nun aber hatte sie die Folge, daß das Reichsheer den Eumenes mit noch 50 Unterfeldherren desselben zum Tode verurtheilte und kurze Zeit darauf den Antipater, bei der Zusammenkunft mit demselben zu Trisparadeisos in Syrien, zum Reichsverweser erhob; denn Pithon hatte, durch die Herrschsucht der jungen Königin Eurydice bewogen, diese Würde wieder niedergelegt.

Antipater nahm hierauf in der sogenannten Theilung von Trisparadeisos 321 v. Chr. eine neue Vertheilung der Satrapieen vor, bei der insbesondere Antigonus wieder Großphrygien mit Lycien, Seleucus Babylonien bekam. Antipater selbst behielt neben seinem Reichsverweseramt (ganz der Idee desselben zuwider) seine bisherige Statthalterschaft in Macedonien und Griechenland bei und verlegte den Mittelpunct des Reiches nach Europa, wohin er nun selbst mit dem König Arrhidäus und der Königin Eu-

rydice, mit dem dritthalbjährigen König Alexander und seiner Mutter Roxane sammt einem Theile des Reichsheeres im Jahr 320 v. Chr. zurückkehrte. — Dieser Schritt (obwohl für die Erhaltung der europäischen Cultur wohlthätig) trug übrigens am meisten zur Zerstörung des macedonischen Königthums und zur Auflösung des Reiches bei.

Für Asien übertrug Antipater den Oberbefehl über das dortige Reichsheer dem Antigonus mit der Aufgabe, den noch vorhandenen Theil der perdikkanischen Partei zu bekämpfen. Denn noch hatte in Kleinasien Eumenes die Oberhand und sich zum äußersten Widerstand gerüstet. Weil aber der Schwager und der Bruder des Perdikkas weder unter, noch neben diesem ihnen verhaßten Griechen stehen wollten, so mußte Eumenes sich bloß auf sein eigenes Heer verlassen, das ihm indeß als einen vorsichtigen und für seine Untergebenen treu besorgten Feldherrn ganz ergeben und überdieß an Zahl dem Heere des Antigonus überlegen war.

Als es jedoch in Kappadocien zu einer Schlacht kam, gieng mitten im Gefecht ein Unterfeldherr des Eumenes zum Antigonus über, so daß diesem dadurch der Sieg und in Folge desselben der Satrapieencomplex des Eumenes zufiel, dem nichts übrig blieb, als sich mit seinen Getreuen in die Felsenburg Nora zu werfen, wo er heiter und muthig sich vertheidigend bessere Zeiten abwartete.

Während nun bald darauf Antigonus die Reste der perdikkanischen Partei vollends niederkämpfte und durch diese glücklich errungenen Vortheile der Gedanke in ihm reifte, sich selbst zum Oberherrn von Kleinasien zu machen, bereitete sich in Macedonien eine folgenreiche Veränderung vor. Antipater, welcher bereits in hohem Alter stand, war kränklich geworden und hatte darum schon einige Zeit her einen Theil der Reichsgeschäfte seinem Sohne Kassander übergeben; weil er aber den harten und jähzornigen Character desselben, so wie die Abneigung der Macedonier gegen ihn kannte, so ernannte er, als er sein Ende herannahen fühlte, dem allgemeinen Wunsche gemäß, nicht den Kassander, sondern den alten mit Kraterus früherhin aus Asien zurückgekehrten Polysperchon zu seinem Nachfolger im Reichsverweseramte. Nach dieser Anordnung starb Antipater 319 v. Chr. in seinem 80. Jahre und mit seinem Tode trat nicht nur die Auflösung von Alexander's Reich, sondern auch ein Zustand von Verwirrung ein, in der auch das macedonische Königshaus seinen Untergang fand.

2. Kapitel. Der Kampf um das Recht des macedonischen Königshauses.

1. Polysperchon Reichsverweser. Eumenes Oberfeldherr in Asien. Antigonus gegen Eumenes und Arrhidäus. Parteikampf in Athen. Phocion's Tod.

Weil das Reich Alexander's seine Einheit nun auch dem Scheine nach verloren hatte, so suchte sich nun wenigstens „das Recht seines Hauses" zu behaupten, für das nun Polysperchon in Europa und Eumenes in Asien auftraten. Allein Polysperchon war zwar ein braver Kriegsmann, besaß aber weder die Kraft noch den Geist, um die ihm gestellte Aufgabe der Bewahrung des Königthums gegen die Anmaßungen des kühnen und herrschsüchtigen Kassander durchzuführen, der natürlich alles aufbot, ihm die übertragene Macht zu entreißen. Denn unverweilt knüpfte Kassander Verbindungen mit den griechischen Staaten und mit den Satrapen in Asien an, schloß mit Ptolemäus ein Bündniß und eilte selbst nach Asien, um sich mit Antigonus zu verständigen.

Bestürzt darüber griff nun Polysperchon zu solchen Sicherungsmitteln, welche nothwendig die ganze bisherige Politik Macedoniens und die darauf gegründete Ruhe und Ordnung bloßgeben mußten. Um seinen Gegnern Griechenland zu versperren, gab er den griechischen Staaten ihre Autonomie zurück, und um den Kassander mit dem Königshause zu verfeinden, ersuchte er die Königin Olympias, die sich vor Antipater nach Epirus zurückgezogen hatte, nach Macedonien zurückzukehren und des kleinen Alexander's Erziehung zu übernehmen, was sie aber zu thun noch zauderte.

Verständiger war der Gedanke, sich mit dem klugen Eumenes zu verbinden, der um so eher zur Unterstützung bereit war, als er von Anfang an nur im treuen Anschluß an das königliche Haus seine eigene Sicherheit erkannt hatte. Eumenes hatte sich selbst bereits durch eine verstellte Unterhandlung mit Antigonus, der ihn vergeblich für sich zu gewinnen suchte, aus seinem Belagerungszustande zu Nora befreit; und als er nun von Macedonien aus seine Ernennung als Oberfeldherr über Asien und die Anweisung auf die Mittel zu Kriegsrüstungen in Händen hatte, gieng er sogleich nach Cilicien und wußte dort die auf ihn, den Nichtmacedonier, neidische und auf ihren Veteranenruf stolze Edelschaar der Argyraspiden (Silberschildner s. VI. 2, 2.) auf eine überaus kluge Weise zu gewinnen und sie mit dem Namen Alexander's und des königlichen Hauses zu beherrschen.

Der vielgewandte Geist dieses ausgezeichneten Feldherrn bewog daher den Antigonus, sich, wo möglich, dieses gefährlichen Gegners, der ihn allein in seinem glücklich begonnenen Streben nach dem Ziele der Oberherrschaft aufhalten konnte, durch Verrätherei zu entledigen. Sein Bemühen jedoch, durch heimliche Aufstifter die genannte Edelschaar zum Abfall

von Eumenes zu bringen, scheiterte für dießmal an der Geistesgegenwart desselben, und da die Streitmacht des Eumenes doch noch zu unbedeutend war, so behielt Antigonus ihn vor der Hand bloß im Auge.

Unterdeß verfolgte Antigonus seine geheimen Plane in Vorderasien. Hier suchte er, nach Niederkämpfung der ihm widerstrebenden Satrapen von Kleinphrygien und von Lydien, alle Satrapieen mit seinen Freunden zu besetzen, und die Verbindung mit Kassander (und Ptolemäus) sah er als ein besonders gelegenes Mittel an, zu seinem Zwecke zu gelangen.

Inzwischen hatte Polysperchon's Erklärung an die Griechen, ihnen wieder diejenige Freiheit zu gewähren, die sie unter Philipp und Alexander genossen hatten, in Griechenland durch die Wiederaufhebung der oligarchischen Verfassungen einen furchtbaren Parteikampf hervorgerufen. Denn mit der Zurückführung der Demokraticen erhob die durch die Rückkehr der Verbannten und Flüchtlinge verstärkte Volkspartei allenthalben ihr Haupt mit rachetrunkener Wildheit, welche, von Polysperchon's Politik unterstützt, vorzüglich in Athen die für Ruhe und Ordnung gestimmten Häupter der Oligarchie in eine schwierige Lage versetzte, und auch den edlen Phocion 318 v. Chr. den Giftbecher zu leeren zwang, und so diesem „letzten Ehrenmann" in einer verderbten Zeit die Gelegenheit gab, seine stete Überzeugung, daß die Freiheit der bessern Demokratie sich längst ausgelebt habe, mit seinem Tode zu bewahrheiten.

Als nämlich das Volk in Athen die dem Kassander ergebene macedonische Besatzung von Munychia vertreiben wollte, diese aber, weil der Strateg Phocion nicht gerade mit Gewalt gegen dieselbe vorschreiten wollte, nicht nur nicht wich, sondern sogar auch den Piräeus besetzte, so schickte Polysperchon auf Bitten des Volkes seinen Sohn Alexander mit einem Heere nach Athen, um die Hafenstadt zu befreien. Mit diesem zog nun auch eine Menge fremder und ehrloser Menschen in Athen ein, die dann in der Volksversammlung das rohe Geschrei vermehrten und jeden geordneten Gang des gerichtlichen Verfahrens störten. So wurde es den Demokraten leicht, den edlen Phocion und seine Freunde des Amtes zu entsetzen und sie als Vaterlandsverräther theils auf Verbannung, theils auf den Tod anzuklagen. Unter den letztern war Phocion. Nach der ersten gegen ihn erhobenen Anklage hatte sich Phocion mit seinen Freunden in das macedonische Lager vor der Stadt zu Alexander begeben, der sie freundlich aufnahm und an seinen sich bereits den Termopylen nähernden Vater Polysperchon mit Empfehlungsbriefen sandte. Aber auch die Athener schickten Gesandte mit Klagen über Phocion dahin. Polysperchon, seiner neuen Politik gemäß, gab dem Phocion und seinen Freunden auf höhnende Weise Unrecht, ließ sie in Ketten legen und nach Athen führen, um dort von dem Volke gerichtet zu werden. Dort nun bei der Volksversammlung ließ der lärmende Haufe den ehrwürdigen Phocion bei seiner Vertheidigung gar nicht zu Worte kommen. Endlich sagte Phocion, er wolle ja gerne Unrecht haben, man solle nur seine Freunde schonen. Aber unter gräßlichem Tumult erfolgte die Abstimmung, die für den Tod entschied, und noch auf dem Wege zum Gefängniß hörte der Hohn und die Schmähung nicht auf.

Es wird erzählt, einer der Wüthenden habe sich, als Phocion von der Volksversammlung in das Gefängniß abgeführt wurde, vor ihn hingestellt und ihn angespuckt, worauf Phocion sich an die ihn begleitenden Beamten gewendet und gesagt habe: Will denn Niemand diesem unanständigen Menschen Einhalt thun? Dieß war die einzige Gemüthsaufregung, die er zeigte, während er im Übrigen die festeste Ruhe und Selbstbeherrschung auf diesem schweren Gange

behauptete, auf welchem ihn theils die Wehklagen seiner Freunde, theils die wildesten Ausbrüche des Hasses seiner Mitbürger begleiteten. Einen Trost gewährte es ihm, als ihm der Aufzug der athenischen Ritter, die gerade an diesem Tage ihr jährliches Fest dem Zeus zu Ehren hielten, begegnete und ein Theil derselben beim Vorüberziehen vor ihm Halt machten, ihre Festkränze abnahmen und ihm mit Thränen nachblickten. Als man ihn vor der Strafvollziehung fragte: ob er seinem Sohne etwas zu sagen habe, antwortete er: „Ich sage ihm mit allem Nachdruck, daß er die Athener in keinem übeln Andenken behalten möge! Darauf wurde der Schierlingstrank zuerst den vier mit ihm Verurtheilten und zuletzt ihm gereicht.

Die Leichname der Getödteten wurden dann außerhalb des attischen Gebiets „den Hunden und Vögeln zum Fraß" hingeworfen. So feierte das attische Volk seine wiedergewonnene Freiheit! — Phocion's Gattin sammelte nachher heimlich seine Gebeine und begrub sie neben dem Hausherde mit den an die Hestia oder Göttin des Herdes gerichteten Worten: „Ich vertraue Dir die Überreste eines guten Mannes; bringe sie in seine Familiengruft, sobald die Athener wieder zu Sinnen kommen werden!" — Einige Monate nachher, als sich Kassander Athens bemächtigte, und dadurch die oligarchische oder phocionische Partei wieder emporkam, feierten die Athener Phocion's Begräbniß auf öffentliche Kosten und errichteten ihm ein Standbild.

2. Kassander gegen Polysperchon. Eurydice. Rückkehr der Olympias. Tod des Königs Arrhidäus und der Eurydice. Kassander Herr von Macedonien. Olympias' Tod.

Aber Polysperchon, der sich durch den Tod Phocion's und der andern Oligarchen an Athen eine Hauptstütze gegen den Kassander gewonnen zu haben glaubte, täuschte sich hierin. Weder konnte er die kassandrisch-gesinnte Besatzung vertreiben, noch im übrigen Griechenland rasche Fortschritte machen, und ehe er sich's versah, kam Kassander selbst von Asien zurück, unterstützt von einem Heere, das er vom Antigonus bekommen hatte, der ganz erfreut darüber war, diese beiden ihm so gefährlichen Nebenbuhler in Griechenland gegeneinander beschäftigt und dadurch verhindert zu wissen, seine Schritte in Asien zu hemmen.

Kassander besetzte sogleich den Piräeus, eroberte Ägina und bot alles auf, dem Polysperchon Griechenland zu entreißen. Nicht lange, so fiengen die griechischen Städte an, sich für den Kassander, als den Kräftigeren, zu erklären, und selbst die Athener waren froh, daß er ihnen wenigstens Stadt und Landschaft nebst Schiffen und Einkünften ließ. Doch mußten sie sich eine Besatzung in Munychia und eine Beschränkung ihrer demokratischen Verfassung, so wie einen Stadtverweser in der Person des unter den damaligen Schriftstellern bekannten Demetrius von Phalēron gefallen lassen.

Während so Polysperchon's Einfluß allenthalben abnahm, trat die von ihm bisher zurückgesetzte Königin Eurydice wieder offener mit Versuchen hervor, die Alleingewalt an sich zu bringen. Bereits hatte Roxane mit dem kleinen Alexander vor ihren Nachstellungen nach Epirus zu der Königin Olympias fliehen müssen, die sich noch nicht zur Rückkehr nach Macedonien hatte entschließen können. Nun trat Eurydice mit Kassander in Verbindung, er-

nannte ihn im Namen ihres Gemahls zum Reichsverweser, und befahl dem Polysperchon ihm das Heer zu übergeben.

Jetzt wollte Polysperchon mit Hülfe des epirotischen Königs Äacides die Olympias und den kleinen Alexander nach Macedonien zurückführen, wurde aber durch eine Abtheilung von Kassander's Heer unterwegs im Schach gehalten. Indeß rückte Eurydice, selber in Waffenrüstung, an der Spitze eines Heeres an die macedonische Gränze, um dem epirotischen Heere der Olympias den Eingang zu verwehren. Als es aber zwischen beiden Königinnen zum Kampfe kommen sollte, traten Eurydice's Macedonier zu Olympias über, worauf diese sogleich den König Arrhidäus auf dem Schlachtfelde, die Königin Eurydice aber auf der Flucht gefangen nehmen ließ, und nun mit dämonischer Wuth an den ihr verhaßten Philippskindern und an dem ihr noch verhaßteren Antipatersgeschlechte ihre langverhaltene Rache kühlte. Sie ließ sowohl Arrhidäus und Eurydice, als auch einen Bruder Kassander's und hundert macedonische Edle, als Anhänger Kassander's auf das grausamste umbringen, so daß selbst die Macedonier, die noch eben jubelnd sie in die Heimath zurückgeführt hatten, sich mit Abscheu von ihr wandten.

Arrhidäus und Eurydice wurden in einem engen Raume eingemauert und sollten eines langsamen Hungertodes sterben: da aber die Macedonier darüber in lauten Unwillen ausbrachen, so ließ Olympias den Arrhidäus im Gefängniß mit Pfeilen erschießen und der Eurydice ein Schwert, einen Strang und einen Giftbecher reichen, mit der Weisung, sich selber die Todesart zu wählen. Mit dem Wunsch, daß die Götter einst der Olympias mit gleichem Maaße messen möchten, deckte Eurydice ohne Klage ihren todtwunden Gatten mit dem Mantel, nahm dann ihren Gürtel und erhängte sich.

Für Olympias sollte indeß die Vergeltung nicht lange ausbleiben. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen drang Kassander, ohne daß Polysperchon es hindern konnte, in Macedonien ein und belagerte die Festung Pydna, in welche sich bei seiner Annäherung Olympias mit Roxane und dem kleinen Alexander sammt ihrem ganzen Hofstaat geflüchtet hatte. Zwar wollte der König Äacides ihr zu Hülfe kommen, aber an den Gränzpässen, die Kassander bereits hatte besetzen lassen, empörten sich seine Epiroten, setzten in einem allgemeinen Aufstand ihren König ab und schloßen mit Kassander ein Bündniß, das auch viele der Macedonier bewog, auf Kassander's Seite zu treten.

Von aller Hülfe verlassen und von Kassander auf's engste eingeschloßen, waren nun die Belagerten in Pydna der Hungersnoth preisgegeben, so daß viele sogar von menschlichen Leichnamen sich nähren mußten. Aber selbst nicht der Anblick des gräßlichen Elends, nicht der Pesthauch der Verwesung, nicht der Übertritt der Besatzung zu Kassander konnte die unbeugsame Olympias zur Übergabe vermögen. Endlich als sie eben gedachte, heimlich auf einem von Polysperchon gesandten Schiffe zu entfliehen, das sie aber bereits von Kassander in Beschlag genommen fand, fiel sie, am Uferstrand umherirrend, in Kassander's Hände, und da auf die Nachricht hievon sich auch die Städte Pella und Amphipolis demselben ergaben, so war nun Kassander Herr von Macedonien, 316 v. Chr.

Als solcher baute er nun auf den Besitz der gefangenen Glieder des königlichen Hauses seine weitern Herrscherplane. Um ein rechtgültiges Urtheil gegen die Olympias zu erlangen, ließ er sie durch die Verwandten der von ihr hingerichteten Edlen in der Versammlung der Macedonier auf den Tod anklagen und das durch dieselbe gefällte Todesurtheil rasch an ihr vollstrecken. Mit dem ihr angebornen Stolz gieng die greise Königin dem Steinigungstode entgegen und beschleunigte durch ihren Fall den Untergang ihres Hauses.

Gleich nach gefälltem Urtheil bot ihr zwar Kassander Gelegenheit zur Flucht nach Athen, aber nur in der Absicht, damit sie durch die Flucht gleichsam ihre Schuld bekennen und das Urtheil rechtfertigen möchte; allein Olympias willigte nicht ein, sondern bestand fest darauf, sich vor den Macedoniern persönlich zu vertheidigen. Dazu wollte es aber Kassander, aus Furcht vor dem Wankelmuth der Macedonier, nicht kommen lassen. Er eilte daher mit der Vollstreckung des Urtheils und gab zweihundert Bewaffneten den Auftrag, sie in ihrem Schlosse niederzustoßen. Mit dem Purpur und Diadem geschmückt und auf zwei Frauen gestützt, gieng sie den in ihr Zimmer eindringenden Bewaffneten entgegen. Von ihrem Anblick betroffen, wagten diese es nicht, des großen Alexander's Mutter zu tödten, und entfernten sich wieder. Da sandte Kassander die Verwandten der von ihr hingerichteten Edlen ab, die nun mit der Lust der Rache sie steinigten. Festen Blicks den Steinwürfen die Brust darbietend sank die greise Königin „ohne Klagen und Thränen" darnieder und deckte im Sterben noch die zerschmetterten Glieder mit ihrem Gewand.

Mit ihr trat die großartig-dämonische Natur aus der gewaltigen Welttragödie ab, deren Urheberin sie von Beginn an gewesen. Die Aufregung unter den Macedoniern erlaubte dem Kassander nicht, sogleich auch die übrigen, ihm noch im Wege stehenden Glieder des macedonischen Königshauses zu vertilgen. Er hielt einstweilen Roxane und ihren Sohn in strenger Aufsicht und vermählte sich mit Philipps jüngster (mit einer Thessalierin erzeugten) Tochter Thessalonice, die ihm mit ihrer Hand das Recht auf den macedonischen Thron zubringen sollte.

3. Eumenes in Asien Vertheidiger des Königshauses. Sein Sieg über Antigonus und Seleucus. Sieg des Antigonus über Eumenes. Eumenes' Tod. Flucht des Seleucus. Antigonus Herr von Asien.

Unterdessen hatte noch Eumenes in Asien das Recht des Königshauses verfochten und von Cilicien aus dem Ptolemäus das phönizische Küstenland entrissen. Da er es aber nicht behaupten konnte, wendete er sich nach dem Osten. Dort hatte nämlich inzwischen der Satrap Pithon von Medien in gleicher Weise, wie Antigonus im Westen, durch Unterdrückung der kleinern Satrapen sich zum Herrn von Oberasien machen wollen, war aber von ihnen durch ihre Vereinigung besiegt worden und hatte sich nun mit Seleucus von Babylon verbunden.

Bald stand Eumenes jenseits des Euphrats und Tigris am westlichen Eingang in die medischen Pässe und rückte auf die Weigerung des Pithon und Seleucus, mit ihm die Königssache zu vertheidigen, am Tigris hinab, um Babylon zu schrecken, in der That aber, um Susa und die dortigen Schätze zu gewinnen

und sich mit den kleinern Satrapen Oberasiens zu verbinden. Vergebens suchten Pithon und Seleucus ihn aufzuhalten: es gelang ihm, sich mit den obern Satrapen, worunter Peucestes von Persis der bedeutendste war, zu vereinigen und eine Streitmacht aufzustellen, die groß genug gewesen wäre, die königliche Sache in Asien zu halten, wenn nicht die Eifersucht dieser Satrapen auf Eumenes diesem königlichen Strategen stets hemmend in den Weg getreten, und der Geist jener meist asiatischen Truppen nicht so verderbt gewesen wäre.

Mittlerweile hatten Pithon und Seleucus den Antigonus aus Vorderasien herbeigerufen, und dieser sich in Babylon mit ihnen vereinigt, worauf sie in Gemeinschaft gegen die Verbündeten auszogen. In der Landschaft Parätacene am Koprātas, einem Nebenflusse des Pasitigris, kam es zwischen Eumenes und Antigonus zum ersten Zusamenstoß, der für den letztern so unglücklich ausfiel, daß er beschloß, sich nach Medien zu werfen, um sich der königlichen Schätze von Ekbatana zu bemächtigen.

Vergebens drang Eumenes darauf, jetzt gleich nach den Westländern zu ziehen und den Antigonus von denselben abzuschneiden; allein die Satrapen weigerten sich aus Eigennutz und zogen es vor, in Persis den Fortschritten des Antigonus zu begegnen. So lange keine Gefahr war, setzten sie den Eumenes auf jede Weise zurück, und besonders bestrebte sich Peucestes in dieser seiner Satrapie durch eine reiche Bewirthung die Zuneigung des Heeres zu gewinnen. Bald jedoch wußte Eumenes durch seinen überlegenen Geist und seine unerschöpfliche Gabe der Auffindung von Mitteln und Wegen sein Ansehen wieder herzustellen, und die Gefahr, die jetzt durch den Heranzug des Antigonus aus Medien bevorstand, sollte ihm Gelegenheit geben, sein großes Feldherrntalent zu bewähren, an dem er eigentlich alle Nachfolger Alexander's überragte. Es kam zwischen ihm und dem Antigonus zu zwei großen Schlachten, davon die erste unentschieden blieb, die zweite wohl für Eumenes entschieden günstig ausgefallen wäre, wenn nicht Eifersucht und Verrath der Satrapen es verhindert hätte. Der Verlust dieser letzten Schlacht entschied das Geschick des Eumenes sowohl, als auch des königlichen Hauses. Denn die von Antigonus gewonnenen Argyraspiden lieferten den Eumenes aus, und Antigonus ließ ihn im Gefängniß um's Leben bringen.

Gleich im Beginn der letzten Schlacht nämlich zog Peucestes sich absichtlich vor dem Ansturm des Antigonus zurück, der sich sogleich des Lagers und darin der reichen Habe der Argyraspiden bemächtigte. Dennoch hätte Eumenes, da er in der nämlichen Zeit mit den Argyraspiden das Centrum des Antigonus schlug, die Schlacht noch gewinnen können, wenn Peucestes sich mit ihm vereinigt und noch einen Reiterangriff gemacht hätte; aber die verrätherische Weigerung desselben entschied den Verlust der Schlacht. Die Satrapen forderten am andern Tag schleunigen Rückzug in die obern Provinzen; Eumenes bestand auf einer Erneuerung des Kampfes; die Argyraspiden aber konnten den Verlust ihrer Habe und Weiber nicht verschmerzen und knüpften, aufgehetzt durch ihre beiden Anführer, heimlich mit dem Antigonus Unterhandlungen wegen der Zurückgabe des Ihrigen an. Dieser versprach Ihnen Alles

zu erstatten, wenn sie ihm den Eumenes ausliefern würden. Ohne Bedenken bemächtigten sie sich seiner Person, und brachten ihn gebunden dem Antigonus, zu dem sie und Peucestes mit seinen 10,000 Persern übergiengen, während das übrige Heer der Verbündeten durch die Flucht sich auflös'te.

In dem über Eumenes gehaltenen Kriegsrathe sprachen nur Nearch und des Antigonus Sohn Demetrius für die Lebenserhaltung dieses ausgezeichneten Mannes; allein die Übrigen warnten vor ihm, als dem gefährlichsten Gegner, und da auch die Argyraspiden mit Aufruhr drohten, wenn man ihn leben lasse, so gab Antigonus den Befehl zu seinem Tode.

Weder sein Ruhm, noch seine sonstigen außerordentlichen Gaben konnten bei den stolzen Macedoniern die Erinnerung an seinen griechischen Ursprung auslöschen. Daß er ein Grieche war, ist ihnen sein einziges Verbrechen; daß er für's Königthum treu bis zu seinem letzten Hauche kämpfte und nie für seine Person nach einem Besitzthum und nach einem Wohlleben strebte, „sein Unglück."

Mit Eumenes fiel die letzte Stütze des Königthums und jetzt erst konnte sich Antigonus als Herr von Asien betrachten. Nachdem er noch des hochstrebenden Pithon, der mit einem Abfall umgieng, durch dessen Hinrichtung in Ekbatana sich entledigt, die ihm gefährliche Schaar der Argyraspiden durch Vertheilung „zertrümmert" und von Persepolis aus die östlichen Satrapieen neu geordnet hatte, zog er über Susa mit den medischen, persischen und susianischen Königsschätzen, zusammen mit 25,000 Talenten Goldes, wie im Triumph in Babylon ein.

Hier war ihm nur noch Seleucus im Wege, der ihn zwar glänzend aufnahm, aber sich ihm nicht unterordnen, noch weniger sich einer Rechenschaft über seine bisherige Verwaltung unterziehen wollte. Aus Furcht jedoch, Antigonus möchte ihn wie den Pithon aus dem Weg räumen wollen, entfloh Seleucus nach Ägypten zum Ptolemäus. Antigonus, froh, daß sich alles so gut fügte, um ihm den Gang zum Ziel zu erleichtern, bestellte in Babylon einen andern Satrapen und eilte, vom Sieg und Glück gekrönt, 315 v. Chr. wieder nach dem Westen, um auch den dortigen Machthabern seine Übermacht fühlen zu lassen.

Obgleich schon ein Greis und einäugig, war Antigonus doch noch ein rüstiger Mann, ein tapferer, auf Zucht und Ordnung haltender Feldherr, ein kluger und sparsamer Verwalter, voll Vorsicht, Umsicht und Berechnung, der Schmeichelei unzugänglich, dem üppigen Genußleben abgeneigt, dabei aber aufgeräumt, witzig, verbindlich und daher bei seinen Soldaten sehr beliebt. Da er stets nach festem Plane handelte, überall alles selbst leitete und nur seinem Sohne Demetrius, der ihm, ungeachtet seines feurigen, leidenschaftlichen und darum entgegengesetzten Charakters, auf das treueste ergeben war, einen Einblick in seine Absichten und Plane gestattete, so war er seines Vortheils gewisser als seine Gegner, denen er auch an Mitteln überlegen war, welche ihm jene Schätze, sowie die jährlichen Einkünfte so vieler Satrapieen zur Kriegsführung gewährten.

3. Kapitel. Versuche zur Wiedervereinigung des Gesammtreichs.

1. Antigonus gegen die drei übrigen Machthaber. Kampf in Griechenland. Antigonus Herr von Syrien. Demetrius Poliorcetes. Des Seleukus Rückkehr nach Babylon. Vergeblicher Zug des Demetrius gegen Babylon. Friede im Namen des Alexander Aegus. Ermordung desselben durch Kassander.

Die Macht des Königshauses war zerbrochen und nun traten die zu seinem Sturz verbündet Gewesenen gegeneinander selbst als Feinde auf. Aus ihnen tritt besonders Antigonus mit dem Streben hervor, das Gesammtreich, dessen größten Theil er schon gewonnen hatte, wieder zu vereinigen. Titel und Recht dazu sollte ihm der Name des königlichen Knaben geben, für den er aufzutreten vorgab.

In der Voraussicht, daß sich jetzt Ptolemäus, Kassander und Lysimachus gegen ihn verbünden würden, machte sich Antigonus zum Kampfe gefaßt. Als sie ihm sodann vereint den Krieg erklärten, war er darauf bedacht, jeden seiner Gegner besonders zu beschäftigen, um die Vereinigung ihrer Streitkräfte zu verhindern.

Um dem Lysimachus den Hellespont zu sperren, ließ er seinen tapfern Neffen (der gleichfalls den Namen Ptolemäus führte) mit einem Heere in Kleinasien; um den Kassander abzuhalten, unterstützte er den Polysperchon mit Geld und ließ durch eine macedonische Heerversammlung die Griechen für frei, den Kassander aber für einen Feind des Reichs erklären. Gegen den Ptolemäus aber, der im Besitz der ägyptisch-phönizischen Flotte und in Verbindung mit Seleucus sein mächtigster Gegner war, wendete er sich selbst, besetzte sogleich Phönizien und Syrien und war vor Allem darauf bedacht, sich auch eine Flotte zu schaffen, die, ungeachtet aller Gegenwirkung des Ptolemäus, sich bald auf 240 Kriegsschiffe belief und seine Operationen in Asien, wie im Peloponnes unterstützen konnte.

Der Blick hat nun abwechselnd auf drei Kriegsschauplätzen zu verweilen, auf Griechenland, Kleinasien und Syrien.

Da für Griechenland die Verbündeten ebenfalls eine Freiheitserklärung erließen, so blieben daselbst die Parteien getheilt, und es entspann sich in den griechischen Städten ein lebhafter Kampf, der besonders im Peloponnes (namentlich in Sicyon, wo Kassander's Sohn ermordet wurde) am heftigsten wüthete.

Während in Kleinasien des Antigonus Neffe gegen ein Heer Kassander's und gegen den karisch-lydischen Satrapen sich mit abwechselndem Glücke hielt, eroberte Antigonus das feste Tyrus, das ihm fünfzehn Monate lang widerstanden hatte, und konnte jetzt erst Syrien als erobert betrachten. Daher war er nun im Stande, seinem Neffen in Kleinasien zu Hülfe zu ziehen, den lydischen Satrapen zu demüthigen und dann seinen Neffen nach dem Peloponnes hinüber zu schicken, um dort den Krieg nachdrücklicher zu betreiben.

In Syrien hatte Antigonus seinen Sohn Demetrius zurückgelassen, um dieses Land gegen den Ptolemäus zu behaupten, der unterdessen durch den

Abfall der Provinz Cyrene verhindert war, seinen Gegner in Syrien zu bekämpfen. Als aber die Wiedereroberung Cyrene's dem ägyptischen Hofe freie Hand gab, zog Ptolemäus mit Seleucus an der Spitze eines mächtigen Heeres von Ägypten heran, und bald sah sich Demetrius an der Südgränze Palästina's diesen beiden erfahrnen Kriegsfürsten gegenüberstehen.

Ohne Vorwissen seines abwesenden Vaters, der unter solchen Umständen einen Entscheidungskampf nicht zugelassen hätte, dazu wider den Rath seiner ältern Generale, aber mit freudiger Zustimmung des ganzen Heeres, wagte der feurigkühne Heldenjüngling 312 v. Chr. die Schlacht bei Gaza, in der er zwar mit der größten Tapferkeit stritt, der „fehlerhafte Gebrauch der Elephanten" aber ihm eine große Niederlage, und diese seinem Vater den Verlust von Palästina, Phönizien und Cölesyrien verursachte.

Jetzt, da der Weg nach dem Euphrat wieder offen war, und der Eindruck jenes Sieges die obern Provinzen gegen die Sache des Antigonus stimmte, entschloß sich Seleucus mit einer kleinen Schaar zu einem raschen Zuge nach Babylon, um seine frühere Satrapie wieder einzunehmen. Da er allenthalben die Liebe und Ehrerbietung der Seinen in hohem Grade genoß, und der Druck der Anhänger des Antigonus in jenen Provinzen allgemein verhaßt war, so zog er bald als Befreier in Babylon ein und traf Anstalten sich auch der obern Provinzen zu bemächtigen.

Unterdessen fand Demetrius Gelegenheit seine Niederlage durch einen Sieg bei Myus in Syrien wieder gut zu machen, und kurz darauf erschien auch Antigonus aus Kleinasien her mit dem Hauptheere im Lager des siegreichen Sohnes, nahm ohne Mühe die syrischen Länder wieder ein und versuchte es nun, vom peträischen Arabien her dem Ptolemäus in Ägypten beizukommen. Auf die Nachricht aber, Seleucus mache von Babylon aus weitere Fortschritte in den östlichen Provinzen, entsandte er eiligst seinen Sohn Demetrius dahin, um jenen ihm weit gefährlicheren Feind mit Nachdruck zu bekämpfen.

Seleucus hatte bereits Susiana, Medien und Persien erobert, als Demetrius in Babylon anlangte, und da die Einwohner von Babylon vor seiner Ankunft sich geflüchtet hatten, so wußte Demetrius nichts zu beginnen, als nach grausamer Verheerung des Landes eiligst wieder umzukehren. Doch erfolgte diese Rückkehr wahrscheinlich auf Geheiß seines Vaters. Denn da einerseits Antigonus durch den Verlust der östlichen Provinzen, anderseits die gegen ihn kämpfenden Verbündeten in dem bisherigen Kampfe „mehr verloren als gewonnen" hatten (indem Antigonus die östlichen Provinzen, Ptolemäus Syrien und Kassander den größten Theil seines Einflusses auf Griechenland eingebüßt hatte, Lysimachus aber stets in Thrazien und am Westpontus beschäftigt war): so waren alle Theile zu einem Frieden geneigt, der 311 v. Chr. zu Stande kam, im Grunde aber dem Antigonus, der ihn wahrscheinlich betrieb, nur Zeit verschaffen sollte, den Seleucus, der in diesen Frieden nicht mit eingeschlossen war, im Osten desto nachdrücklicher bekriegen zu können.

In diesem sogenannten Frieden wurde jedem Machthaber (mit Ausnahme des Seleucus) sein gegenwärtiger Besitz und den griechischen Städten die Freiheit zuerkannt; der Name des nun zwölfjährigen Königs Alexander Ägus aber mußte dabei den Schein der Reichseinheit hergeben, obgleich der unglückliche Knabe in Kassander's Händen so gut als in fernerer Haft blieb. Wie wenig Ernst es den Machthabern mit dieser Anerkennung seines Königsthums war, sollte sich nur zu bald zeigen. Denn als es in Macedonien bekannt wurde, daß der fast schon vergessene Alexander Ägus jetzt als alleiniger rechtmäßiger Thronerbe von allen streitenden Parteien anerkannt sei und daher die Theilnahme für den schönen schuldlosen Sohn des großen unvergeßlichen Alexander's allenthalben rege wurde, so daß man schon im Geist durch ihn Macedoniens Größe in Europa und Asien wieder hergestellt sah: — da ließ der herzlose Kassander plötzlich den Knaben sammt seiner schönen Mutter Roxane in aller Stille ermorden, die Leichname heimlich verscharren und den Tod beider erst allmählig bekannt werden. Keinem der übrigen Mächtigen aber kam es in den Sinn, diese blutige Gräuelthat zu mißbilligen!

2. Antigonus gegen Seleucus. Seleucus Herr von Oberasien. Polysperchon gegen Kassander. Ermordung des letzten Königssprossen. Lage der Dinge während des Scheinfriedens. Die griechischen Staaten, insbesondere Athen.

Der verabredete Frieden, der in seinen Folgen kaum als Waffenruhe zu betrachten ist, versetzte alle Theile in einen unbefriedigten Zustand, in welchem keiner den andern traute, keiner in seiner Errungenschaft sich für sicher halten konnte. Es scheint, daß Antigonus ihn zunächst benützte, um gegen den Seleucus zu Felde zu ziehen und seine verlornen obern Provinzen wieder zu gewinnen, daß aber Seleucus in dem Kampfe Sieger blieb, und Antigonus auch ihn in seinem Besitze Babylons anerkennen mußte.

Während jenes Kampfes aber unterstützte Ptolemäus, der sich durch den Verlust Syriens in seiner Stellung fort und fort gefährdet sah, nicht nur den Seleucus im Osten, sondern ermunterte auch die griechischen Städte allenthalben in ihren Freiheitsbestrebungen, während des Antigonus Neffe sogar zu Kassander übergieng.

Um sich in Griechenland wieder ein Gegengewicht gegen Kassander zu verschaffen, stellte sodann Polysperchon, ohne Zweifel auf Anstiften des Antigonus, durch einen allgemeinen Aufruf an die Anhänger des königlichen Hauses den Nebensohn Alexander's, den 18jährigen Herakles, als König auf, und zog an der Spitze eines von vielen Seiten zusammenströmenden Heeres aus, um ihn nach Macedonien zurückzuführen. Dieß zu verhindern, rückte Kassander ihm entgegen; als er aber in seinem eigenen Heere eine ihm gefährliche Stimmung für den Königssohn wahrnahm, trat er mit Polysperchon in Unterhandlung und erkaufte ihn mit 100 Talenten und dem Versprechen, die Macht mit ihm zu theilen. So verrathen, wurde der junge Herakles nach

einem Gastmahle bei Kassander erdrosselt, und dieser erwies sich dadurch vollends als den Blutschergen des macedonischen Königsgeschlechts.

Die nächsten Jahre gieng en unter beständigen Versuchen der vier Machthaber hin, sich eine überwiegende Stellung zu verschaffen, und der Friede gab nur den Namen zur Verdeckung des Kampfes her, in welchem Treulosigkeit als die beste Politik galt. — Um den Wiederabfall Cyrene's zu bestrafen, mußte Ptolemäus Griechenland, das er vergebens durch die Lockspeise einer trügerischen Freiheit zu gewinnen suchte, wieder aufgeben, und als der Neffe des Antigonus ihm seine Dienste anbot, ließ er denselben tödten und behielt seine Truppen. Als hierauf die Schwester Alexander's, die Wittwe Kleopatra, welche bisher in Sardes, also unter der Oberaufsicht des Antigonus, gelebt hatte, dem Ptolemäus in Ägypten ihre Hand und mit derselben das Recht auf das Königsdiadem anbot, wurde sie in Sardes ermordet, und die allgemeine Stimme bezeichnete den Antigonus als den Anstifter der Unthat.

So war es kein Wunder, daß nach nur vier sogenannten Friedensjahren der Krieg auf's Neue entbrannte.

Ungeachtet Griechenland für frei erklärt worden war (wodurch es aber nur der Hauptttummelplatz der Leidenschaften wurde), so hatten doch die gegeneinander stehenden Mächte ihre Besatzungen nicht aus den griechischen Städten entfernt. Sich einzeln selbst zu befreien, waren diese zu schwach, zu zerrüttet und die meisten zu verarmt; sich aber unter einander für die Freiheit zu verbinden, waren sie zu eifersüchtig, zu entartet, und durch diese Scheinfreiheit in einer weit schlimmern Lage, als die griechischen Städte Thraziens, Kleinasiens, des ägäischen Meers und des Pontus, die zwar in Unfreiheit, aber in besserer Ordnung und größerem Wohlstand lebten.

Während nur die Ätöler, diese zwar rohen, aber tapfern Natursöhne und Spätlinge hellenischer Cultur, fortwährend ihre Freiheit gegen Macedonien und ihre von denselben aufgestifteten acarnanischen Nachbarn behaupteten, war unter den andern griechischen Staaten das gebildete Athen der verderbteste Staat, obgleich der Phalereer Demetrius (K. 2, 2.), der als Kassander's Schützling die Staatsleitung hatte, die Sitten durch Luxusgesetze zu verbessern suchte, die er aber mit seinem schwelgerischen Beispiel selbst unwirksam machte. Das materielle Wohl der Stadt, welche durch Handelsthätigkeit und Fremdenbesuch reichen Gewinn hatte, förderte er allerdings so bedeutend, daß man sich seine kluge Benützung der noch vorhandenen Freiheitsformen zu einer Art von Tyrannis gefallen ließ; daher er selbst in seinen Schriften seinem zehnjährigen Regimente das höchste Lob spendet, das man in so weit gelten lassen mag, als eine wahre Freiheit in Athen nicht mehr möglich war.

2. Demetrius Befreier Athens. Antigonus gegen Ptolemäus: der cyprische Krieg. Demetrius Eroberer von Cypern. Antigonus König.

Da kam es, daß Antigonus, um wieder festen Fuß in Griechenland zu bekommen, den Beschluß faßte, die Freiheit der Städte daselbst zu ver-

wirklichen d. h. durch Vertreibung der macedonischen Besatzungen sich selbst zum Herrn von Griechenland und dadurch, wo möglich, von Macedonien zu machen.

Zur Ausführung dieses Planes konnte er dem bedeutenden Heere und der großen Flotte, die er dahin sandte, keinen bessern Führer geben, als seinen Sohn Demetrius, der in seinem Wesen mit der „Strenge und Rüstigkeit" macedonischer Kraft einerseits die Schwelglust asiatischer Sinnlichkeit, anderseits „die bezaubernde Gewandtheit" attischer Bildung vereinigte und dadurch, wie einst Alcibiades, der zusammengefaßte Ausdruck seiner Zeit war, so wie hinwiederum das, was er im Sturmdrang seines unruhigen Lebens schuf, gleichfalls der Abdruck seines, nur dem Gefühl des Augenblicks hingegebenen Wechselwesens war — rasch aufglänzend und mächtig imponirend, aber ohne Dauer und Nachhalt.

Da er von Jugend auf die Athener in den Thaten ihrer Vorzeit und in der Bildung ihrer Gegenwart enthusiastisch bewunderte, so sollte zunächst Athen der Mittelpunct seines Waltens werden und er dachte sich nichts Schöneres, als den Ruhm, der Befreier dieses herrlichen Staates zu werden!

Bald nach seiner Erscheinung ergaben sich ihm die macedonischen Besatzungen in den Hafenstädten Athens; der Phalereer (K. 3. 2. a. E.) entgieng dem Haß seiner jetzt offen hervortretenden Gegner nur dadurch, daß er seine Zuflucht zu Demetrius nahm, der ihn mit sicherem Geleite nach Theben entließ, von wo aus er zu Kassander, bald darauf aber zu Ptolemäus nach Ägypten gieng. (K. 8, 1. a. E.) Als Demetrius noch Megara befreit hatte, hielt er seinen Einzug in Athen. Jubelnd empfiengen die Athener ihren vermeintlichen Befreier und überboten sich nach Herstellung der vollen Demokratie in den unsinnigsten und niedrigsten Schmeicheleien gegen ihn, indem sie ihn unter andern als „König" begrüßten, ihm einen Götteraltar und jährliche Wettspiele mit Opfern und Bittgängen widmeten und ihm und seinem Vater zu Ehren zwei neue Phylen (IV. 7, 5.) einführten.

Kaum aber hatte er einige Monate lang, bezaubert und bezaubernd, Athens witzige und üppige Festgelage durchschwelgt, als er von seinem Vater abgerufen wurde, um mit der Flotte den Ptolemäus in Cypern zu bekämpfen, der diese Insel nach Vertilgung des ganzen cyprischen Fürstengeschlechts für sich eingenommen und seinem Bruder Menelaus zur Vertheidigung übergeben hatte. Da Kampf und Gefahr für Demetrius den gleichen Reiz wie der süße Sinnentaumel hatte, so eilte er ohne Widerrede, die Befehle seines Vaters zu vollziehen, und überließ Athen der Leitung des Stratokles, eines der niedriggesinntesten Demagogen, deren Treiben Athen wieder preisgegeben war.

In dieser Zeit gaben die Athener aus Haß gegen den, vom abgetretenen phalereischen Demetrius geschätzten Philosophen Theophrastus ein Gesetz, das die Freiheit des Philosophirens beschränkte und es keinem Philosophen mehr gestattete, ohne Volksbeschluß eine Schule zu eröffnen. Einmüthig entschlossen verließen nun alle Philosophen Athen, dessen Ruhm bisher allein noch in der Freiheit der Schule bestand, und durch seinen Zauber junge Männer aus allen Theilen Griechenlands nach Athen gezogen hatte. Doch schon nach einem Jahre

wurde das beschränkende Gesetz wieder aufgehoben, und die Philosophen kehrten wieder nach Athen zurück.

Demetrius landete rasch auf Cypern, besiegte die ägyptischen Truppen vor Salamis, der Hauptstadt dieser Insel, und begann die Belagerung dieser festen Stadt. Hiebei zeigte er besonders sein großes Talent in Erfindung von sinnreich gebauten und gewaltig wirkenden Kriegsmaschinen, durch die er die Belagerungskunst so vervollkommnete, daß fast das ganze spätere Alterthum in der Kriegsbaukunst „seine Erfindungen zum Muster“ nahm.

Unter den verschiedenartigen Maschinen, die er durch Baumeister und Handwerker aus Asien bauen ließ, war außer den gewöhnlichen, schon von Alters her bekannten und gebrauchten Roll- oder Räderthürmen, Sturmböcken oder Mauerbrechern, Schildkröten oder Schirmdächern, Katapulten oder Speerwurfmaschinen, Ballisten oder Steinschleudermaschinen 2c., besonders ein riesiggroßer Belagerungsthurm merkwürdig, der den Namen Helepolis, d. i. Städteeinnehmerin oder Nehmestadt führte. Er war 150 Fuß hoch und jede der vier Seiten 75 Fuß breit; er enthielt neun Stockwerke und stand auf vier Rädern oder Rollen von je 14 Fuß im Durchmesser. Das unterste Stockwerk diente zu Aufstellung von mächtigen Ballisten, von denen die größten anderthalb-centnerschwere Steine im Bogen abschleuderten; in den mittlern Stockwerken wurden die größten Katapulte aufgestellt, die eine große Menge von Speeren mit Einem Schnellwurf in gerader Richtung abschnellten; die obern Stockwerke enthielten eine große Zahl kleiner Schnell- und Wurfmaschinen. An beiden Seiten des Thurmes waren unten Schirmdächer und unter denselben zwei ungeheure Sturmböcke angebracht (d. i. schwere, vorn mit einem eisernen Widderkopf versehene, in Seilen hangende Balken, die durch Hin- und Herschwingen an die Mauer stießen, um sie zu brechen). Dieser ganze „Batteriethurm“ wurde von mehreren tausend Mann bedient. Da er aber nicht gegen Feuer geschützt war, so befreiten sich die Belagerer von der Gefahr seiner furchtbaren Wirkung dadurch, daß sie unzählige Feuerpfeile und Feuerbrände auf und in denselben schleuderten, wodurch er bis auf den Boden niederbrannte.

Schon war die Stadt, die sich auf's tapferste vertheidigte, von der Land- und Seeseite auf's engste eingeschlossen, als Ptolemäus selbst mit einer mächtigen Flotte zum Entsatze der Insel herbeieilte. Indeß wußte des Demetrius kühner Geist nicht nur den Stadthafen zu sperren, sondern zugleich auch mit einer trefflich bemannten Flotte den Ptolemäus in klug geordneter Schlachtlinie zu empfangen und durch seine unermüdliche, stürmische Tapferkeit die an Größe und Geübtheit überlegene ägyptische Flotte in der Seeschlacht bei'm cyprischen Salamis 306 v. Chr. so zu besiegen, daß sich Ptolemäus nur mit acht Schiffen nach Ägypten durchschlagen konnte.

Dieser glänzende Seesieg, der dem Demetrius auch Gelegenheit gab, seine hochherzige Gesinnung gegen die Besiegten zu zeigen, hatte die Unterwerfung der Hauptstadt sowohl, als auch aller übrigen Städte der Insel zur Folge, welche dadurch in die Gewalt des Antigonus kam. Seitdem erhielt Demetrius den Beinamen Poliorcetes, d. i. der Städteeroberer.

Antigonus war gerade mit dem Bau seiner Residenz Antigonia am untern Orontes beschäftigt, als ihm der Siegesbote seines Sohnes, einer der Getreuen, der des Antigonus geheime Plane kannte, mit dem Rufe entgegentrat: „Freue dich, König Antigonus, Ptolemäus ist überwältigt, Cypern dein!“ Da

auch sogleich die Macedonier sammt allem Volk in diesen Ruf einstimmten, so sandte der freudetrunkene Vater dem siegreichen Sohne sogleich ein Diadem sammt einem Dankschreiben mit der Aufschrift: „dem König Demetrius!" Denn da Ptolemäus durch die Niederlage bei Cypern nicht mehr zu fürchten, Kassander durch die freiere Stellung Griechenlands gelähmt, Seleukus also desto leichter bezwingbar schien, so glaubte Antigonus den lang berechneten Lohn für seine bisherigen Mühen in dem errungenen Königsnamen hinnehmen zu dürfen. Indem er mit ihm das Recht auf die ganze macedonisch-asiatische Herrschaft beanspruchte, sah er sich auf dem Gipfel seines Glücks, ohne zu ahnen, daß gerade diese stolze Hoffnung ihn aus seiner bisherigen vorsichtigen Haltung und dadurch zum Falle bringen sollte.

4. Die vier Könige. Des Antigonus vergeblicher Angriff auf Ägypten. Demetrius vor Rhodus.

Weit entfernt aber, daß Ptolemäus zur Unterwürfigkeit geneigt gewesen wäre, nahm er vielmehr, als Herr eines so reichen und ihm so treu ergebenen Landes, gleichfalls den Königstitel an, und auch Seleukus, Lysimachus und Kassander thaten dasselbe, — nur daß der letztere es vermied, bei Unterschriften diesen Titel zu gebrauchen. Die Zeit strebte nach gesonderten Königthümern und mit dem Aufkommen so vieler durch diesen Titel begründeten Alleinherrschaften war das Auseinanderfallen des großen Alexanderreichs vollendet und besiegelt. Und so wie die neuen Könige mit diesem Titel auch eine despotischere Stellung gegen ihre Unterthanen nahmen, so prägte sich auch das Hellenistische in diesen Reichen als ein sich mehr und mehr durchdringendes Gemische asiatisch-europäischer, insbesondere hellenisch-barbarischer Elemente immer deutlicher aus.

Nur in Antigonus lebte noch der Gedanke, die ehemalige Reichseinheit wieder herzustellen, für die er bisher im eigenen Interesse gekämpft hatte; und um diesen Kampfpreis noch zu erringen, beschloß er zunächst den gedemüthigten Ptolemäus in Ägypten selbst anzugreifen. Von seinem Sohne Demetrius unterstützt, zog er mit einer großen Macht von 80,000 Mann zu Fuß und 8000 Mann zu Pferd aus, um zu Wasser und zu Land in Ägypten einzubringen. Aber Ptolemäus hatte durch Besetzung der Küsten und des nördlichen Nilarms die besten Anstalten zu seinem Empfange getroffen. Dadurch, so wie durch Seestürme, mißglückte Landungs- und Stromübergangsversuche, Mißstimmung des Heeres, Ausreißen vieler Söldner, Mangel an Lebensmitteln und späte Jahreszeit wurde der greise Antigonus, welchen ohnedieß mit dem zunehmenden Alter die Spannkraft des Willens verließ, zu schmählicher Umkehr gezwungen, die ihn zugleich um den bisher gewonnenen Waffenruhm brachte. Um daher diesen Ruhm möglichst wieder herzustellen und Ägypten auf indirectem Wege beizukommen, sollte nun Demetrius einen Zug gegen die Insel Rhodus machen, die dem Antigonus ihre Beihülfe gegen

Ptolemäus verweigert hatte, weil sie mit diesem Lande in lebhaftem Handelsverkehr stand.

Seit dem Tode Alexander's war es der Insel Rhodus gelungen, nach Vertreibung der macedonischen Besatzung durch kluges Benehmen sich frei von jedem Bündnisse mit einem oder dem andern der macedonischen Machthaber zu erhalten und die neutrale Stellung, welche ihr die gegenseitige Eifersucht derselben gestattete, sowie ihre glückliche Lage in der Mitte des Westens und Ostens zur Hebung ihres Handels zu benützen. So wurde Rhodus, als ein Hauptstapelplatz der europäischen und asiatischen Producte, einer der wichtigsten und reichsten Handelsstaaten damaliger Zeit; allenthalben galten die Rhodier als vortreffliche Seeleute und als betriebsame Kaufherren, deren gesetzlicher, ruhiger Sinn sich in einer gemäßigt-aristokratischen Verfassung, in Aufstellung verständiger See- und Handelsgesetze, in beständiger Bekämpfung der Seeräuber und in Beschützung der Kauffahrtei in den östlichen Gewässern aussprach.

Da die Rhodier der Aufforderung, ihren Verkehr mit Ägypten abzubrechen, kein Gehör gaben, erschien Demetrius mit einer ungeheuern Übermacht, und als sie sahen, daß es eigentlich auf völlige Unterwerfung ihrer Insel abgesehen sei, entschlossen sie sich mit voller Selbstverläugnung zum äußersten Widerstand. Daher schritt Demetrius zur Belagerung der Stadt Rhodus, welche, zur Zeit des peloponnesischen Krieges gebaut, die meisten griechischen Städte an Schönheit und Regelmäßigkeit übertraf und durch treffliche Häfen geschützt war. Auf der Land- und Seeseite mit den riesigsten Kriegsmaschinen des erfindungsreichen Städteeroberers hart bestürmt, wehrte sich Rhodus auf das entschlossenste, und die umsichtige und ausdauernde Vertheidigung dieser Stadt gegen einen so mächtigen und unternehmenden Feind gehört mit zu den großartigsten Thatsachen dieser Art in der Geschichte. Die heftigsten Stürme wurden, selbst als die Stadt einmal schon so gut als erobert war, immer wieder abgeschlagen und dem Demetrius seine staunenswürdigsten Wagnisse zu nichte gemacht. Noch war ihr Muth nicht gebrochen, noch hatte Demetrius nichts erreicht, als — eben da er zu einem neuen Angriff sich rüstete, — Antigonus ihm die Weisung schickte, mit den Rhodiern Frieden zu schließen und seine Kräfte eilends gegen Kassander zu wenden, der in Griechenland wieder bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

So kam denn nach mehr als einjähriger vergeblicher Belagerung der Friede mit Rhodus 304 v. Chr. unter der Bedingung zu Stande, daß die Rhodier mit Antigonus und Demetrius (jedoch nicht zum Nachtheil des Ptolemäus) in Bundesgenossenschaft traten und hundert Geiseln stellten. Demetrius ehrte die Tapferkeit der Stadt dadurch, daß er ihr zum Andenken seine Belagerungsmaschinen überließ, unter denen eine so ungeheuer große, diesmal mit Erz gegen Feuer geschützte Helepolis (K. 3, 3.) war, daß sie von 3400 Mann gelenkt werden mußte. Der ungünstige Ausgang dieser Unternehmung war für beide Könige einer Niederlage gleich, weil ihnen dadurch die angestrebte Herrschaft zur See entgieng.

5. Antigonus gegen Kassander. Demetrius Oberfeldherr der Griechen gegen Macedonien. Der Viermächtebund gegen Antigonus. Lysimachus und Seleukus gegen Antigonus in Kleinasien. Die Schlacht bei Ipsus. Antigonus' Tod. Flucht des Demetrius.

Bereits hatte Kassander Böotien, Euböa und die nördlichen Gränzfesten Attika's in seiner Gewalt, ja er hatte bereits die Belagerung von Athen begonnen, als Demetrius mit einer großen Flotte und mit der Verkündigung, die Freiheit Griechenlands zu vollenden, bei Aulis landete, so daß Kassander für gut fand, sich nach den Thermopylen zurückzuziehen. In kurzer Zeit war Kassander's Macht aus dem eigentlichen Hellas vertrieben und innerhalb der Thermopylen „die Freiheit hergestellt." Dafür wurde der Befreier Demetrius von seinen geliebten Athenern zum Bruder der Göttin Pallas Athene erklärt, in deren Tempelgebäude er nun sein üppiges Hoflager aufschlug!

Von Athen aus befreite er nun im Peloponnes eine Stadt nach der andern, hielt in Argos sein Vermählungsfest mit Deïdamia, der Schwester des Epirotenkönigs Pyrrhus, eroberte Sicyon, wo noch ptolemäische Besatzung war, und vermochte die Sicyonier, ihre bisherige Stadt etwas mehr landeinwärts zu verlegen, wo sie den Namen Demetrias erhielt. Sodann bekam er auch Korinth in seine Gewalt, und ehe noch das Jahr 303 zu Ende gieng, hielt Demetrius als Herr vom Peloponnes und von Hellas ein Synedrium zu Korinth, auf welchem er sich von den versammelten Staaten zum unumschränkten Feldherrn der hellenischen Landesmacht ernennen ließ, damit er unter diesem Namen, welcher Alexandern nur zur Unterjochung Griechenlands gedient habe, die Befreiung desselben vollenden könne.

Nachdem er sodann in Athen die eleusinischen Weihen (gegen das Gesetz alle auf Einmal) empfangen und, obgleich selbst schamlos in seinen Begehrungen, die Athener doch noch schamloser in ihren Gewährungen und Schmeicheleien gefunden und verachten gelernt hatte, eröffnete er im Sommer 302 v. Chr. den auf den Bundestag zu Korinth beschlossenen Feldzug gegen Macedonien.

Mit Besorgniß hatte Kassander die Gefahr vorausgesehen und sich gegen Antigonus zu einem Frieden bereit erklärt. Da er jedoch von demselben zurückgewiesen und zu gänzlicher Unterwerfung aufgefordert wurde, so lud er, weil er sich auf Macedonien selbst nicht ganz verlassen konnte, den Lysimachus, Ptolemäus und Seleukus zu einem Bündnisse ein. Und da Lysimachus diesmal selbst näher als je gefährdet war, Ptolemäus sein Syrien und Phönizien nicht verschmerzen konnte, und Seleukus, falls Macedonien und Ägypten unterliegen würden, für den bisherigen Bestand seines oberasiatischen Besitzes fürchtete: so kam 302 v. Chr. eine Coalition der vier Könige zu Stande, die den Zweck hatte, die Macht des Antigonus zu zertrümmern.

Während Kassander nach Thessalien eilte, um die Thermopylen zu sperren, rückte Lysimachus mit einem bedeutenden Heere in Kleinasien ein und trat

dort, weil keine Stadt auf einen Angriff gefaßt war, fast überall als Sieger auf, so daß bald die wichtigsten Städte auf der äolischen und ionischen Küste, sowie in Großphrygien und Lydien in seiner Gewalt waren. Kaum hatte Antigonus diese unerwartete Nachricht erhalten, als sich der Greis mit aller Macht aufraffte, um, ehe noch Seleukus und Ptolemäus herbeikommen konnten, Kleinasien wieder vom Feinde zu säubern.

Durch die cilicischen Pässe nach Kappadocien dringend, eroberte er schnell sein Phrygien wieder und suchte dann den Lysimachus auf, der aber dreimal vor ihm zurückwich. Weil nun auch Seleukus vom Tigris her im Anzuge war und Ptolemäus schon Cölesyrien erobert hatte und vor Sidon stand, so nahm Antigonus, um die Vereinigung der Verbündeten zu verhindern, seine Stellung im nördlichen Phrygien und rief, obwohl recht zur Unzeit, und nur für die nächste Gefahr besorgt, seinen Sohn Demetrius aus Europa herüber: „denn, ließ er ihm sagen, die Feinde kämen von allen Seiten her wie Sperlinge auf ein Kornfeld zusammengeflogen; es sei Zeit, daß man einen tüchtigen Stein unter sie würfe."

Demetrius, der unterdeß schon in Thessalien eingedrungen und den Kassander zu einer Schlacht zu bewegen im Begriff war, gehorchte seinem Vater, schloß mit Kassander einen Vertrag und eilte nach Kleinasien, wo seine Ankunft den Lysimachus in bedeutenden Nachtheil setzte. Indessen rückte Seleukus mit einem mächtigen Heere, das besonders durch 100 Sichelwägen und 480 indische Kriegselephanten furchtbar war, in Kappadocien ein, und auch Kassander, der unterdeß wieder Thessalien eingenommen und die Thermopylen besetzt hatte, sandte seinen Bruder Plistarch mit einem Heere nach Asien. Mit dem Beginn des Jahres 301 v. Chr. vereinigten sich Lysimachus von Heraklea her und Seleukus von Kappadocien her am Halysstrom; Demetrius aber zog von der Propontis her seinem Vater zu Hülfe, während der vorsichtige Ptolemäus, zufrieden einstweilen Cölesyrien gewonnen zu haben, ruhig in Ägypten weilte und es den übrigen Verbündeten überließ, den ungewissen Kampf mit Antigonus zu bestehen.

Endlich im Sommer 301 v. Chr. kam es in der phrygischen Ebene zu der entscheidenden Schlacht von Ipsus, in der beide Könige, Vater und Sohn, die völligste Niederlage erlitten und der 81jährige Antigonus wenigstens das Glück hatte, den Tod auf dem Schlachtfeld zu sterben, während Demetrius nur durch die Flucht entkam.

Antigonus hatte hartnäckig auf dieser Schlacht bestanden, obgleich er nicht nur die Übermacht der Verbündeten kannte, sondern auch ein eigenes Vorgefühl von dem unglücklichen Ausgang derselben hatte, so daß er, sonst so muthig und munter, jetzt still und nachdenklich war und auf den Fall seines Todes dem Heere seinen Sohn als Nachfolger im Reich vorstellte. Am Morgen der Schlacht fühlte sich Antigonus auch durch einen unglückweissagenden Traum erschüttert, und als das Heer in Schlachtordnung stand, fiel er beim Austritt aus seinem Zelt unversehens zur Erde und verletzte sich das Gesicht, worauf er die Götter um Sieg oder um einen schnellen Tod bat. — Die Schlacht begann mit dem Reitergefecht, in welchem Demetrius den Sohn des Seleukus, Antiochus, in die Flucht schlug, aber ihn zu weit verfolgte

und daher durch die aufziehende Elephantenlinie von den Seinigen abgeschnitten wurde. Bald wurden die von der Reiterei entblößten Phalangen des Antigonus durch den Angriff der Elephanten getrennt und mußten sich theils ergeben, theils die Flucht ergreifen. Nur der greise Antigonus wollte nicht weichen, sondern blieb, immer nach seinem Sohn um Hülfe aussehend, fest stehen, bis er, von Pfeilen überdeckt, todt zu Boden sank. Die Sieger gewährten seinem Leichnam die Ehren königlicher Bestattung.

4. Kapitel. Herausbildung der vier selbständigen hellenistischen Reiche.

1. Theilung des Reichs zwischen den vier Verbündeten. Abfall Griechenlands von Demetrius. Lysimachus und Ptolemäus gegen Seleukus und Demetrius. Friede. Kassander's Tod. Demetrius wieder Herr von Athen.

Durch diese Schlacht war die Macht des Antigonus, der allein noch, und zwar bloß kraft seines Schwertes, die Vereinigung des Königthums angestrebt hatte, völlig vernichtet, und die Sieger schritten zur Theilung der mächtigen Länderbeute. — Lysimachus bekam in Kleinasien die Südküsten diesseits des Taurus, die Westprovinzen, Phrygien am Hellespont, den größten Theil von Großphrygien und den Einfluß auf Paphlagonien und den Pontus; Seleukus erhielt zu seinen frühern Erwerbungen Syrien diesseits des Euphrat bis an's Meer, dazu Mesopotamien, sowie einen Theil von Großphrygien und den Einfluß auf Armenien und Kappadocien; Kassander erhielt für seinen Bruder Plistarch nur Cilicien; Ptolemäus dagegen, weil er sich vom Kampfe fern gehalten hatte, bekam keinen Antheil an der Beute und mußte zufrieden sein, daß ihm der mächtige Seleukus Cölesyrien ließ. — Daneben wurden die Dynasten von Armenien, Kappadocien und dem Pontus, die sich persischer Abkunft aus dem Stamme der Achämeniden oder wenigstens der Pasargaden rühmten, als selbständige Könige in ihren Reichen anerkannt. Jetzt erst war das von Alexander gestiftete macedonisch-asiatische Reich zu seinem förmlichen Ende gebracht. Aus ihm heraus traten nun vier selbständige Reiche (wie schon in Daniel's prophetischem Bilde K. 7, 6. angedeutet war), und die Verträge, welche die Sieger nach der Schlacht bei Ipsus mit einander schloßen, bildeten von nun an die „Grundlage für das Staatsrecht dieser hellenistischen Reiche."

Die Schlacht bei Ipsus hatte dem Demetrius sein ganzes Erbe in Asien gekostet; doch beherrschte er mit seiner Seemacht noch das Meer: Sidon, Tyrus, Cypern, die ägäischen Inseln, so wie ein Theil vom Peloponnes, ganz besonders aber sein geliebtes Athen, schienen ihm noch Haltpuncte genug zu geben, um sich aus seinem Falle wieder emporzuringen. Eben wollte er von Ephesus aus nach Athen steuern, als ihm ein atheniſches Staatsschiff den Beschluß der Athener überbrachte, daß sie keinen der Könige bei sich aufnehmen würden. Dieser Undank seiner Athener ergriff ihn tief; doch antwortete

er gelinde, daß er das nicht um Athen verdient habe und wenigstens hoffe, daß man ihm seine Schiffe im Piräeus ausliefern werde. Dieß geschah und auch seine Gemahlin wurde ihm unter einem ehrenvollen Schutzgeleite zugebracht. Nun wollte er sich nach den Städten im Peloponnes wenden; aber sie fielen alle von ihm ab, bis auf Korinth und Megara. Jetzt sah er sich fast nur auf's Meer zurückgebracht, das ihm allein treu blieb. Einem Seeräuber gleich, plünderte er die Besitzungen des Lysimachus am Hellespont und an der Propontis und machte reiche Beute, die ihm viele Söldner zuführte.

Unterdeß waren die Sieger von Ipsus uneinig geworden und die Furcht vor dem übermächtigen Seleukus führte den Lysimachus und Ptolemäus zu einem Bündniß zusammen, das durch die staatskluge Vermählung des Lysimachus mit des Ptolemäus Tochter Arsinoë besiegelt wurde. Dagegen verband sich Seleukus mit dem Demetrius, nahm dessen Tochter Stratonike zur Gemahlin und überließ ihm Cilicien, das Kassander's Bruder bei des Demetrius Annäherung aufgab. Dadurch wurde der Ausbruch der Feindseligkeit gehemmt; Ptolemäus versöhnte sich nun auch mit Demetrius, und indem er ihm Cypern und Phönizien überließ, trat eine vierjährige Friedenszeit ein.

Verträge mit Kassander hatten unterdeß dem Peloponnes und Attika die Freiheit erhalten, und es schien, als ob namentlich in Athen durch die demokratischen Bemühungen des Demochäres (eines Schwestersohns des Demosthenes), so wie durch den Einfluß des edlen Olympiodor die alte Freiheit wiederkehren wollte, obgleich Kassander, um seinen verlornen Einfluß in Athen wieder zu gewinnen, den einflußreichen Demagogen Lachäres gewann, der darauf ausging, sich in Athen eine Tyrannis zu gründen.

Da faßte der unruhige Demetrius, dem seine Macht zu gering und ungewiß war, den Entschluß, sich wieder Griechenlands zu bemächtigen. Um daher der drohenden Gefahr zu entgehen, suchten und fanden die Athener Hülfe bei Lysimachus und Ptolemäus, und da eben Kassander an der Wassersucht starb, so zeigte sich ihnen dessen Sohn und Nachfolger Philipp, und als dieser gleichfalls einige Monate darauf starb, dessen Bruder und Nachfolger Antipater ebenfalls zur Hülfe geneigt.

Als Demetrius Ägina und Salamis bereits eingenommen hatte, gelang es in Athen dem Lachares mit Hülfe des gemeinen Volks die Verbannung des Demochares zu bewirken und eine Tyrannis zu stiften, durch welche er dem Demetrius, der die Stadt zu Wasser und zu Land einschloß, eine Zeit lang widerstand, bis sich Athen, vom Hunger bezwungen, nach der heimlichen Flucht des drückenden Tyrannen, dem Demetrius auf Gnade und Ungnade ergab und von ihm milde behandelt wurde.

Nach seinem Einzug in die Stadt befahl Demetrius dem Volke, sich im Theater zu versammeln, und weil er dann dasselbe mit seinen Truppen umgeben ließ, glaubten die geängstigten Athener, das Ärgste befürchten zu müssen. Statt dessen verkündete ihnen Demetrius Verzeihung und Freiheit, und ließ 100,000 Scheffel Getreide unter sie austheilen, die sogleich der Hungersnoth ein Ende machten. Die Athener wußten sich wieder vor Freuden nicht zu

lassen und baten ihn, für solchen Edelmuth doch die Hafenstädte Munichia und Piräeus von ihnen annehmen zu wollen, die er denn auch gleich besetzte.

2. Pyrrhus König von Epirus. Thronstreit in Macedonien zwischen Kassander's Söhnen. Demetrius König von Macedonien. Unterwerfung Griechenland's. Demetrius gegen Pyrrhus und seine Rüstung gegen Asien.

Um dem Demetrius neue Feinde zu erwecken, sandte Ptolemäus einstweilen den jungen König Pyrrhus von Epirus, den er seit dem Jahre 301 v. Chr. als Geisel bei sich hatte, nach Epirus zurück, wo dieser unternehmende ritterliche Kriegsheld mit seinem kühnen, festen und gewinnenden Wesen sich bald wieder auf den Thron seiner Väter festsetzte.

Pyrrhus, in Epirus der Zweite dieses Namens, der Sohn des schon erwähnten epirotischen Königs Äacides, war unter Gefahren und Kämpfen aufgewachsen. Schon als Kind mußte er vor Kassander's Nachstellungen nach Illyrien geflüchtet werden, dessen König ihn dann nach dem Tode seines Vaters auf den epirotischen Thron setzte, als er erst 12 Jahre alt war. Nach 5 Jahren in einem Aufstand der Epiroten vertrieben, floh der 17jährige Jüngling zu seinem Schwager Demetrius Poliorcetes, den er sich als Krieger zum Vorbild nahm. Er focht tapfer in der Schlacht bei Ipsus mit, mußte aber nachher als Geisel nach Ägypten gehen, wo er durch sein jugendliches Heldenwesen die Gunst des Ptolemäus in dem Grade gewann, daß derselbe ihn zu seinem Schwiegersohn machte und bei der Wiedereinnahme seines väterlichen Throns unterstützte, welchen Pyrrhus anfangs mit dem damaligen König Neoptolemus theilte.

Wahrscheinlich stiftete Ptolemäus auch die Spartaner gegen Demetrius auf; denn diese, obgleich seit 30 Jahren ohnmächtig, zogen nun gegen Demetrius aus, wurden aber von ihm geschlagen und wären wahrscheinlich ganz unterlegen, wenn nicht Demetrius, — bewogen durch die Nachricht von dem Verluste aller seiner überseeischen Besitzungen, die ihm unterdessen Lysimachus, Seleukus und Ptolemäus genommen hatten, sowie durch die Nachricht von einem Einfalle des Pyrrhus in Macedonien, — plötzlich den Beschluß gefaßt hätte, sich auf Macedonien zu werfen und sich, wo möglich, dieses Reich zu erkämpfen. Und wirklich begünstigten die Umstände seinen Plan.

Obgleich nämlich in Macedonien der noch fast knabenhafte Antipater, Kassander's zweiter Sohn, König war, so machte ihm doch sein jüngerer Bruder Alexander (auf Betrieb der Königin-Mutter Thessalonice) die Regierung streitig. Da ermordete Antipater seine Mutter, und der junge Alexander floh zuerst zu Demetrius, und als dieser, damals durch seinen Kampf mit den Spartanern verhindert, ihm nicht gleich beistehen konnte, wandte er sich an den Pyrrhus, der unterdeß durch Ermordung seines Mitregenten Neoptolemus Alleinherr von Epirus geworden war, und gewann des Pyrrhus Unterstützung durch die Abtretung eines macedonischen Gebietstheils.

Als Pyrrhus mit Heeresmacht in Macedonien einrückte, um den jungen Alexander auf den Thron zu führen, bat König Antipater seinen Schwiegervater Lysimachus um Beistand, der dann einen Frieden vermittelte, worin Antipater wenigstens den östlichen Theil Macedoniens behalten durfte. In diesem Augenblicke zog Demetrius mit seinem Heere heran, und der junge Alexander, der seiner Hülfe nicht mehr bedurfte und seine Nähe fürchtete, zog ihm an die Gränze entgegen, in der Absicht, ihn durch Höflichkeit ferne zu halten und, wo möglich, heimlich aus dem Weg zu räumen. Als Demetrius den Mordanschlag

entdeckte, kam er ihm zuvor und ließ ihn zu Larissa nach einem Gastmahle (also in derselben Weise, in der jener ihm den Tod zugedacht hatte) sammt seinem Gefolge tödten.

Es gelang ihm, das macedonische Heer für sich so zu gewinnen, daß es, geschmeichelt durch seinen Ruhm und durch sein hochsinniges Wesen, die verhaßte Dynastie Kassander's, die nur noch in dem schwachen Antipater übrig war, gerne aufgab und sogleich den Demetrius zum König von Macedonien ausrief 294 v. Chr.

Antipater floh zum Lysimachus, der ihm jedoch, weil er selbst gerade mit einem Kriege gegen die Geten beschäftigt war, nicht helfen konnte, sondern vielmehr den Demetrius als König von Macedonien anerkannte und ihm den Antheil Antipater's förmlich abtrat.

Wäre es nun dem Demetrius gegeben gewesen, das, was er stets im raschen Augenblick kühn zu ergreifen verstand, auch beharrlich festzuhalten und fortzubilden, so hätte er leicht sich in seiner neuen Stellung behaupten und Macedonien aus der beschränkten Lage, in die es seit Alexander's des Großen Tod wieder zurückgefallen war, emporheben können, zumal Lysimachus, zu welchem Antipater geflohen war, es nicht wagte, ihn in seinem Besitze zu stören. Allein sein abenteuerlicher, hastig-unruhiger Sinn ließ es nicht dazu kommen. Statt sich zuerst recht in Macedonien fest-, und besonders mit Pyrrhus auf eine kluge Weise auseinander zu setzen, führte Demetrius beständig Krieg mit Griechenland und brachte zwar durch Unterwerfung Athens und Thebens dieses Land (mit Ausnahme Ätoliens und Sparta's) völlig in seine Gewalt, vernachlässigte aber dabei Macedonien gänzlich, so daß dieses, während die andern Königreiche an Wohlstand und Glanz zunahmen, unter seiner Verwaltung noch immer tiefer sank.

Immer in weit aussehenden Planen sich gefallend und auf Erweiterung seiner Macht bedacht, warf Demetrius seinen Eroberungsblick sogar nach Italien und Sicilien, und um diesen Ländern näher zu sein, gedachte er zunächst den Pyrrhus anzugreifen. Diese Unternehmung mißglückte aber und schadete seinem Ruhme sehr, und während Pyrrhus sogar von den Macedoniern als „der Held der Zeit" gepriesen wurde, ward ihnen Demetrius wegen seines wachsenden, mit der schnödesten Menschenverachtung und niedrigsten Schwelgerei gepaarten Despotismus täglich verhaßter. Ohne sich um die Stimmung der Macedonier zu kümmern, faßte er einen neuen Plan, der dießmal auf nichts Geringeres, als auf die Wiedereroberung von Asien gerichtet war. Er schloß daher Frieden mit Pyrrhus, worin er diesem den Westen zum Eroberungsspielraum überließ, und machte sodann, mittels unsäglicher Erpressungen in Macedonien und Griechenland, so riesenhafte Kriegsrüstungen, daß sie fast nur dem Ungeheuerlichen seiner Pläne und Hoffnungen verglichen werden könnten, und vollends dazu beitrugen, ihn zum Gegenstand des äußersten Hasses zu machen.

3. Bund gegen Demetrius. Pyrrhus in Macedonien. Demetrius' Flucht nach Griechenland. Theilung Macedoniens zwischen Pyrrhus und Lysimachus. Vergleich zwischen Demetrius und Pyrrhus. Demetrius in Kleinasien gegen Lysimachus und Seleukus. Demetrius' Gefangenschaft und Tod.

Als der Zweck der ungeheuern Kriegsrüstungen des Demetrius (die aus einer Flotte von 500 zum Theil kolossalen Schiffen und einem Heere von 100,000 Streitern bestanden) bekannt wurde, traten die drei andern Könige, Lysimachus, Seleukus und Ptolemäus, besorgt für die Ruhe und den Bestand ihrer mehr und mehr aufblühenden Reiche, wieder in einen Bund zusammen und es gelang ihnen, auch den Beitritt des Pyrrhus dazu zu gewinnen. Noch hatte Demetrius seine Rüstungen nicht vollendet, als schon eine ägyptische Flotte in den griechischen Gewässern erschien, um die Griechen zum Abfalle zu ermuntern, und auf der andern Seite Lysimachus mit einem thrazischen Heere sich dem macedonischen Norden näherte.

Rasch zog Demetrius dem letztern entgegen; aber unterwegs noch erfuhr er, daß Pyrrhus plötzlich in Untermacedonien eingedrungen und auf dem Punete sei, sich auch das übrige Land zu unterwerfen. Ohne den Kampf mit Lysimachus zu wagen, woran ihn die üble Stimmung seines Heeres verhinderte, kehrte Demetrius um und dachte wenigstens bei dem Kampfe gegen Pyrrhus auf die Macedonier zählen zu können. Allein als er sich demselben gegenüber gelagert hatte, zogen die Macedonier haufenweise in das Lager des Pyrrhus hinüber und begrüßten denselben als macedonischen König, so daß Demetrius sich genöthigt sah, heimlich und ohne Begleitung aus seinem Lager an das Meer zu fliehen, um sich nach Griechenland zu retten, da sich in Macedonien kein Mann für ihn erhob, sondern Alles entweder dem Pyrrhus oder dem Lysimachus zufiel. Vielmehr theilten diese beiden sich in das macedonische Reich in der Art, daß Pyrrhus den größten Theil sammt dem macedonischen Diadem, Lysimachus aber die nordöstlichen Landschaften erhielt.

Als des letztern Schwiegersohn, der junge Antipater, seine Ansprüche wenigstens an diesen Theil seines ehemaligen macedonischen Erbes wahren wollte, ließ der ländergierige Lysimachus ihn sammt seiner Gemahlin, die doch seine eigene Tochter war, um's Leben bringen.

In Griechenland hielten die macedonischen Besatzungen des Demetrius, so wie die Gegenwart seines Sohnes Antigonus Gonatās einen allgemeinen Aufstand zurück. Nur Athen wagte es, auf des wackern Olympiodor's Betrieb die macedonischen Besatzungen aus Athen und den Hafenstädten Munichia und Piräeus zu vertreiben und die Freiheit wiederherzustellen, worauf der edle Demochäres aus der Verbannung zurückkehrte und die Verwaltung der Stadt übernahm, die er bis an seinen Tod mit Ehren leitete. (Als Redner und Geschichtschreiber durch seine freie Sprache seines berühmten Oheims Demosthenes würdig, vermochte er im Jahr 280 die Athener, dem Demosthenes ein öffentliches Denkmal mit einer ehrenden Inschrift zu errichten.)

Unterdeß aber hatte sich Demetrius in Böotien mit seinem aus Thessalien zurückgeschlagenen Sohne Antigonus (Gonatās) vereinigt und wieder ein Heer von 10,000 Mann zusammengebracht, mit dem er nun vor Athen rückte und

es belagerte. Schon fiengen die Athener an zu unterhandeln, als Demetrius, durch den Anzug des Pyrrhus bewogen, die Belagerung wieder aufhob.

Es blieb nun dem Demetrius nichts übrig, als mit dem Pyrrhus eine Übereinkunft zu schließen, worin er diesem Macedonien überließ, dafür aber Griechenland und Thessalien behalten sollte, mit Ausnahme von Athen, dessen Freiheit von beiden Königen anerkannt wurde. — Aber nicht lange darauf kam Demetrius in seinem unruhigen, abenteuernden Sinn auf seinen asiatischen Eroberungsplan zurück. Nachdem er seinem Sohne die Herrschaft von Hellas übertragen hatte, setzte er 287 v. Chr. nur mit einem Heere von 10,000 Mann nach Kleinasien über, um sich zunächst der dortigen Besitzungen des Lysimachus zu bemächtigen. Von Milet aus die Landschaften Karien und Lydien durchziehend, fand er bald Anhang; aber bereits hatte Lysimachus seinen tapfern Sohn Agathokles abgesendet, der nun durch geschickte Bewegungen den Demetrius so in die Enge trieb, daß dieser, von Land zu Land, von Ort zu Ort verfolgt, unter steigendem Mangel und schwerem Verlust an Mannschaft, über den Taurus gehen und sich in die cilicischen Pässe werfen mußte, wo ihm, von Agathokles eingeschlossen, nichts übrig blieb, als die Großmuth seines Schwiegersohnes Seleukus, zu dessen Gebiet Cilicien gehörte, anzuflehen; da er aber diese mißbrauchte und die Waffen gegen ihn erhob, so mußte er sich zuletzt, von den Seinen verlassen, demselben gefangen geben.

Seleukus hatte nämlich den Agathokles zum Zurückzug vermocht und dem Demetrius ruhigen Aufenthalt gewährt, jedoch zur Versicherung seiner Ruhe Geiseln von ihm verlangt. Statt dessen aber begann dieser, als er sich auf der einen Seite wieder frei wußte, undankbarer und thörichter Weise einen Kampf gegen Seleukus und drang bis zu den syrischen Pässen vor. Obwohl er zu Issus an einer schweren Krankheit über einen Monat lang darniederlag und bereits die größte Unordnung in seinem Heere einriß, so wagte Seleukus es doch nicht, ihn anzugreifen, bis Demetrius sich wieder aufmachte und bei den amanischen Pässen den Seleukus zu überfallen gedachte. Dort trafen beide Heere auf einander; als aber Seleukus — es war in einem Hohlwege — vom Pferde sprang, seinen Helm abwarf und blos mit einem Speer in der Hand den Truppen des Demetrius mit dem Zuruf entgegentrat: warum sie denn diesem landflüchtigen König ohne Königreich folgten und nicht lieber in eines reichen Königs Dienste träten? — da gieng das Heer des Demetrius ohne Zaudern zu Seleukus über, so daß Demetrius, nach vergeblichem Umherirren nach einem Ausweg zur Flucht, schon in der nächsten Nacht genöthigt war, sich dem Seleukus zu ergeben. Dieser ließ ihn nach der festen Stadt Apamea am Orontes bringen, wo Demetrius fortan gefangen, doch königlich gehalten wurde.

Sein Sohn Antigonus Gonatās in Griechenland und selbst viele andere Fürsten und Städte bemühten sich, vom Seleukus seine Freilassung zu erwirken; nur Lysimachus rieth davon ab und bot dem Seleukus 2000 Talente, wenn er ihn würde aus dem Weg räumen lassen. Seleukus aber wies diesen schnöden Antrag zurück und war nicht abgeneigt, den Demetrius frei zu lassen, um durch ihn das in Macedonien und Griechenland gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen: denn dort hatte unterdeß Lysimachus durch Gold die Macedonier gewonnen und durch Waffen den Pyrrhus zum Rücktritt vom macedonischen Throne genöthigt, ja schon fast ganz Thessalien in seine Gewalt gebracht.

Indeß verzogen sich die Unterhandlungen über die Freilassung des Demetrius. Dieser gab endlich selbst alle Hoffnung auf und suchte seinen Kummer durch Spiel und Gelage zu betäuben, bis er im dritten Jahre seiner Gefangenschaft 283 v. Chr. sich zu Tode geschwelgt hatte und Seleukus zu spät bereute, ihn nicht freigegeben zu haben. So endete ein von Kraft übersprudelndes, aber sittlich ungeordnetes und ungeachtet aller Genialität dennoch von keiner höhern Idee getragenes Leben, nach einem „herrlichen blendenden" Anfang in „widrig fauler Verdumpfung".

4. Die drei Königsgreise und ihre Thronerben. Ptolemäus' Tod. Seleukus gegen Lysimachus. Tod des Lysimachus. Kleinasien in Seleukus' Händen. Tod des Seleukus.

So waren denn die drei allein noch übrigen Kampfgenossen Alexander's des Großen im Besitze seines ganzen ehemaligen Reiches. Alle drei, Lysimachus, Seleukus und Ptolemäus, waren jetzt Greise mit manneskräftigen Söhnen an der Seite, durch die sie ihre in schweren Kämpfen errungenen Königreiche in ihren Geschlechtern zu „vererben gedachten." Doch sollte es nur zweien von ihnen gelingen, ihr Besitzthum auf ihre Nachkommen zu bringen. Der alte Seleukus hatte schon einen Theil seines Reichs, das obere Asien, seinem Sohn Antiochus als Königthum übergeben; der alte Ptolemäus übergab noch bei seinen Lebzeiten sein ägyptisches Reich seinem zweiten geliebteren Sohne Ptolemäus Philadelphus und schloß zur Freude des Volks seinen ältern Sohn Ptolemäus Keraunus (d. i. der Blitz) wegen der heftigen, wilden, ja bösartigen Gemüthsart desselben von der Thronfolge aus, so daß dieser nun an dem Hofe des Lysimachus einen Halt suchte. Dem Lysimachus allein sollte das Glück, sein Reich nach seinem Tode in sichern Händen zu wissen, nicht zu Theil werden, weil er sich durch eigene Schuld seines edelsten Sohnes Agathokles beraubte und überhaupt aus einer gewissen Engherzigkeit und Charakterschwäche es nicht verstand, seinem eben sowohl durch Tapferkeit, als durch eigene Berechnung und lauernde List zusammengebrachten Reiche einen innern Halt zu geben.

Er hatte von seiner ersten Gemahlin zwei Söhne, davon der älteste und tüchtigste jener Agathokles war, der eben gegen Demetrius so tapfer gekämpft hatte (K. 4, 3.), und sowohl in Thrazien wie in Kleinasien, am Hofe wie beim Heere sehr beliebt war. Von seiner zweiten Gemahlin hatte Lysimachus zwei Töchter, davon die ältere die Gemahlin jenes jungen Antipater's war, mit dem sie durch ihres Vaters Schuld Thron und Leben verlor (K. 4, 2.). Von seiner dritten Gemahlin Amastris (einer Nichte des letzten persischen Königs Darius, der ehemaligen Wittwe des Kraterus und nachherigen Wittwe des Beherrschers der Stadt Heraklea am Pontus), hatte er keine Kinder, und obgleich er sie überaus liebte und achtete, so heirathete er doch noch bei ihren Lebzeiten aus elender Politik, um sich gegen Seleukus zu halten, eine Tochter des alten Königs Ptolemäus, Namens Arsinoë, weßhalb Amastris gekränkt nach Heraklea zurückkehrte, wo sie aber bald darauf von den beiden Söhnen ihres vorigen Gatten ermordet wurde. Lysimachus strafte zwar die Mörder mit dem Tode, mußte aber außer dem Schmerz über den Verlust der geachteten Gattin noch schwer empfinden, daß die neue Verbindung gerade das herbeiführte, was er durch sie hatte verhüten wollen.

Arsinoë konnte es nicht ertragen, daß einst ihre drei Kinder, die sie dem Lysimachus gebar, vom Throne ausgeschlossen sein sollten, und da sie ohnedieß den zur Thronfolge bestimmten Agathokles, der bereits an Arsinoë's Stiefschwester (die rechte Schwester des Ptolemäus Keraunus) vermählt war, tief haßte, weil er einst ihre ihm angetragene Gunst verschmäht hatte, so ersann sie einen schändlichen Plan, um zu ihrem Ziele zu kommen. Im Einverständniß mit ihrem Stiefbruder Ptolemäus Keraunus, der kurz vorher aus Verdruß über seinen Ausschluß von der ägyptischen Thronfolge Ägypten verlassen und an des Lysimachus Hofe eine Zuflucht gefunden hatte, brachte sie dem alten Lysimachus den Argwohn bei, sein Sohn Agathokles stehe mit Seleukus in Verbindung und strebe seinem Vater nach Leben und Reich. Der schwache Lysimachus glaubte das und ließ seinen Sohn, nach einem mißglückten Versuch, ihn zu vergiften, in's Gefängniß werfen, und der elende Ptolemäus Keraunus gab sich selbst zum Werkzeug der Ermordung seines Schwagers her. Die Wittwe und die Kinder des Ermordeten sammt vielen Freunden desselben, gegen welche schwere Untersuchungen verhängt wurden, flüchteten sich zu Seleukus, und allgemein war der Unwille über diese Gewaltthat, zumal in Kleinasien, wo des Agathokles frühere Verwaltung in besonders gutem Andenken stand. — Unter jenen Freunden des Agathokles befand sich auch Philetärus, der Bewahrer des königlichen Schatzes zu Pergamum. Von Lysimachus mit Verfolgung bedroht, fiel er von ihm ab und nahm den Schatz sammt Pergamum für sich in Beschlag, indem er sich unter den Schutz des Seleukus stellte (S. K. 7, 1. a. E.).

Bald erkannte Lysimachus nicht nur mit Schmerz, daß sein Sohn Agathokles unschuldig gewesen war, sondern er mußte auch jetzt um so mehr auf einen Einfall des Seleukus gefaßt sein, dessen Mißtrauen er ohnedieß durch die Besitznahme Macedoniens rege gemacht hatte. Daher eilte er durch die Vermählung seiner noch übrigen Tochter aus zweiter Ehe mit dem jungen ägyptischen Könige Ptolemäus Philadelphus das Bündniß mit Ägypten zu erneuern und sich dadurch gegen Seleukus zu schützen.

Wegen dieses Bündnisses aber hielt sich nun auch Ptolemäus Keraunus nicht mehr bei Lysimachus sicher und suchte daher ebenfalls bei Seleukus Schutz, den dieser ihm mit dem Versprechen, ihm seiner Zeit zu seinem Thronrecht zu verhelfen, gewährte, ohne zu ahnen, welche Schlange er in seinem Busen nähren würde.

So lange der greise Ptolemäus von Ägypten noch lebte, scheint Seleukus mit feindlichen Schritten gegen Lysimachus noch zurückgehalten zu haben. Als aber Ptolemäus, dieser sein alter Freund und Kampfgenosse, im Jahr 283 v. Chr. in seinem 83. Jahre gestorben war, setzte sich Seleukus mit einem bedeutenden Heere in Bewegung und drängte langsam Kleinasien durchziehend, den ihm dort vergebens widerstehenden Lysimachus bis in das hellespontische Phrygien zurück, wo es bei Kurupedion (auch Korupedion, d. i. in der Ebene von Koros) zwischen diesen beiden letzten Königen des einstigen Alexanderreiches zur Entscheidungsschlacht 281 v. Chr. kam, welche dem 80jährigen Lysimachus das Leben kostete und das Schicksal seines ganzen thrazischen Königreiches in die Hände des siegreichen Seleukus legte.

Dieser schlug nun sogleich Kleinasien zu seinem Reiche, bestimmte Thrazien für die Kinder des Agathokles und gedachte Macedonien, als sein Heimathland, für sich zu behalten, dagegen die Herrschaft von Asien seinem

Sohne Antiochus zu überlassen, und von Macedonien aus als der noch einzig übrige, durch Alter und Erfahrung Allen überlegene Fürst aus der Heldenzeit Alexander's mit seinem Einflusse die verschiedenen Reiche um sich herum im Gleichgewicht und deren junge Herrscher, die Epigonen der Diadochen, durch seinen Rath in friedlicher Eintracht zu erhalten.

Mit diesen Hoffnungen, denen noch ein Schattenriß der alten, unmöglich gewordenen Reichseinheit zum Grunde lag, überschritt der greise König den Hellespont und befand sich eben auf dem Zuge nach der thrazischen Residenz Lysimachīa im Chersones, als er unterwegs vor einem alten Altar, aus der Zeit des Argonautenzugs, vorbei kam, den er näher zu sehen wünschte. Da, während der Betrachtung dieses Denkmals aus der grauen Vorzeit, stieß Ptolemäus Keraunus den greisen Fürsten meuchlings nieder, schwang sich auf sein Pferd und jagte nach Lysimachia, von wo er bald darauf mit dem thrazischen Diadem geschmückt und von einer Leibwache umgeben, zurückkam und das führerlose Heer des Seleukus, das wahrscheinlich großentheils aus Lysimachischen Truppen bestand, bewog, ihn als König von Thrazien zu begrüßen.

Diesen Plan scheint der Mörder seit dem Tode des Lysimachus im Einverständniß mit den wichtigsten Städten des thrazischen Reichs, namentlich mit Lysimachīa, Heraklēa, Byzanz und Chalcēdon, so wie mit andern Feinden des Seleukus, dessen Absicht auf Macedonien nicht Allen angenehm war, vorbereitet zu haben, und darum konnte er ihn auch so leicht und schnell ausführen.

Mit dem Tode des Seleukus Nikator begannen abermals heftige Kämpfe, deren Verlauf sich am besten an die weitere Geschichte der einzelnen Reiche selbst knüpft, in denen allen fast nun die Nachkommen der Nachfolger Alexander's herrschten.

5. Kapitel. Das macedonische Reich.

1. Kampf des Antigonus Gonatās um den macedonischen Thron. Ptolemäus Keraunus König von Macedonien. Einbruch der Celten in Macedonien.

Der nächste Kampf nach des Seleukus Tode erhob sich um Macedonien. Zuerst trat Antigonus Gonatās, Herr von einem Theile Griechenlands, unterstützt von den Ätolern, mit Ansprüchen auf den macedonischen Thron auf, den einst sein Vater Demetrius besessen; aber Ptolemäus Keraunus kam ihm von Thrazien her zuvor, und während seine thrazische Flotte des Antigonus Flotte schlug, drang er mit dem Landheere in Macedonien ein und ließ sich von den Macedoniern als König begrüßen.

Schwerlich aber hätte sich Ptolemäus Keraunus in Macedonien behaupten können, wenn ihn nicht einerseits sein Bruder in Ägypten, froh ihn jetzt als Besitzer eines eigenen Reichs nicht mehr fürchten zu müssen, kräftig unterstützt und anderseits Pyrrhus von Epirus nicht gerade seinen Zug nach Ita-

lien unternommen hätte, um dort, von den Tarentinern gegen die Römer zu Hülfe gerufen, sein Eroberungsglück zu versuchen. — So blieb denn Ptolemäus Keraunus im Besitze des Throns und wurde im Frieden sowohl vom Antigonus, als auch vom Antiochus in Asien anerkannt.

Um nun aber auch Thrazien behalten zu können, worauf seine Halbschwester, des Lysimachus Wittwe Arsinoë (K. 4, 4.) für ihre beiden jungen Söhne Anspruch machte, ließ er ihr die Ehe antragen. Sie durchschaute wohl die Absicht des schlimmen Mannes; aber auf seinen feierlichen Schwur, sie als einzige Gattin und ihre beiden Söhne als die seinen anzusehen, willigte sie ein. Kaum aber war die Vermählung vollzogen, so ließ er ihre Söhne in den Armen der Mutter ermorden, die sich selbst nur durch die eiligste Flucht nach der geheiligten Insel Samothrace retten konnte, von wo aus sie nach Ägypten entkam, wo sie nachher die Gattin ihres andern Bruders Ptolemäus Philadelphus wurde (K. 8, 2.). Diese greuelhaften Schwesterheirathen kamen in diesen gesunkenen Zeiten häufiger als je vor, besonders im Hause des Ptolemäus und der Seleuciden, und trugen viel mit zur Entartung der Geschlechter bei.

Die Kriegsnoth, die so viele Jahre her durch den Eigennutz eifersüchtiger, großer und kleiner Machthaber in Macedonien und Griechenland herrschte, hatte das allgemeine sittliche Verderben auf's äußerste vergrößert: daher die furchtbaren Stürme, die jetzt unerwartet über diese Länder einbrachen, von einer höhern Macht ausgesandt schienen, um viel Faulendes und Versumpftes mit fortzuführen und aus dem da und dort gereinigten Boden eine wenn auch nur kurze, doch noch schöne Spätsaat der Ordnung und Freiheit hervorsprießen zu lassen.

Zuerst wurde Griechenland durch eine Pest heimgesucht, von der nur die, lange her meist in friedlicher Ordnung lebenden achäischen Städte am wenigsten litten. Kaum war diese Noth vorüber, so brach noch eine weit schrecklichere herein in dem Einfall der Gallier (Celten), die vom Westen her nach Thrazien stürmten, um von da aus die Verheerungen, durch die sie ihre langen Züge überall bezeichnet hatten, auch nach Macedonien und Griechenland zu tragen.

Gallier oder **Kelten** (Celten) war der Name des großen Volksstammes, der seinen europäischen Ursitz im heutigen Frankreich (dem von den Römern nach ihnen benannten Gallien) zwischen der Rhone, Garonne, dem Ocean und der alten belgischen Gränze hatte, und von dem sich bei seiner außerordentlichen Vermehrung viele Zweigstämme ablösten, die aus dem Heimathland hinausdrängend sich neue Sitze im Norden, Süden und Osten suchten und dadurch seit Jahrhunderten schon den Anfang zu großen, tiefgreifenden Bewegungen in verschiedenen Ländern Europa's machten. In den Ländern, welche diese keltischen Wanderschaaren entweder für beständig oder vorübergehend besetzten, erhielten sie verschiedene Namen. So besetzten Stämme von ihnen schon in frühester Zeit Britannien, Irland und Schottland, wo ihre Sprache Gäl oder gälisch genannt wurde; Spanien, wo sie den Namen Celtiker oder wegen ihrer Vermischung mit den Ureinwohnern dieses Landes, den Iberiern, den Namen Celtiberer erhielten; ferner die ganze Alpenkette, wo sie verschiedene Namen führten und von wo sie schon im Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. in Italien einbrachen und von den Römern den Namen Gallier erhielten (S. VIII. 6, 6. in der römischen Gesch.). Weiter besetzten sie die ganze Donaugegend, wo sie zwischen den nördlichen und südlichen Völkern lange eine weit sich hindehnende „undurchdringliche Völkermauer" bildeten; endlich Illyrien, wo sie ebenfalls schon seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. im Lande der Morawa und der untern Sawe lange Zeit ruhig saßen. Diese

illyrischen Kelten waren es, die schon mit Alexander dem Großen, als er an der Donau siegreich war, ein Bündniß schloßen (VI. 4, 3.), das sie nachher 323 v. Chr. durch eine zu ihm nach Babylon geschickte Gesandtschaft erneuerten.

Als im Jahr 284 v. Chr. neue Keltenstämme in Italien einbrachen und von den Römern überwältigt wurden, so scheint ihre Vertreibung eine neue Wanderung nach den illyrischen Ländern veranlaßt zu haben, aus denen her eine dieser Keltenschaaren unter Kambaules bis an die thrazische Gränze kam.

So lange die Macht des Lysimachus in Thrazien noch bestand, hatten sie es nicht gewagt, die Gränze zu überschreiten. Nach dem Tode des Lysimachus aber benützten sie die Verwirrung in Thrazien und Macedonien, und rückten 280 v. Chr. in drei ungeheuern Haufen ostwärts vor. Der dritte dieser Keltenhaufen nun richtete seinen Zug unter seinem Führer Belgius über Illyrien her nach Macedonien, während die beiden andern Thrazien durchzogen.

Thörichterweise hatte Ptolemäus Keraunus es verschmäht, sich durch Bündnisse mit seinen nördlichen Nachbarn zu ihrem Empfange zu rüsten, und als sie ihm Schonung seines Landes anboten, wenn er ihnen Tribut gäbe, verlachte er ihre Gesandten und prahlte mit der macedonischen Kriegskunst, in der er selbst keine Kenntnisse besaß. Und als die Kelten dann in Macedonien einbrachen, wartete er nicht, bis alle seine Truppen sich zusammengezogen hatten, sondern zog in tollkühner Hast dem übermächtigen Feind entgegen, vor dessen Ungestüm die schlechtgeführten Macedonier erlagen. Ptolemäus Keraunus selbst wurde von seinem verwundeten Elephanten zu Boden geschleudert, von den Galliern gefangen, erwürgt und sein Kopf zum Siegeszeichen auf eine Lanze gesteckt.

2. Zug der Kelten nach Griechenland. Niederlage des Brennus bei Delphi, Rückzug der Kelten.

Jetzt ergoß sich das wilde Völkerheer raubend, sengend und mordend über das flache Land und versetzte ganz Macedonien in die gräßlichste Noth. Vergebens warf sich des Ptolemäus Bruder Meleager zum König auf; denn weil er die Kriegsführung nicht verstand, setzten ihn nach zwei Monaten die Macedonier ab, und beriefen den Antipater, Kassander's Neffen, auf den Thron. Weil aber auch dieser nichts gegen den Feind ausrichtete, zwang ihn einer der macedonischen Edlen, der kräftige Sosthenes, zur Abdankung, stellte sich, ohne die Königswürde anzunehmen, als Strateg an die Spitze des macedonischen Heeres und drängte allmählig die Gallier aus dem Lande hinaus.

Die ungeheure Beute aber, die sie mit fortschleppten, reizte die beiden andern gallischen Horden, welche unterdeß von ihren anderweitigen Zügen zurückgekommen waren, und schon im nächsten Frühling 279 v. Chr. fiel ein noch größerer gallischer Schwarm von 150,000 Mann unter Anführung des Brennus (ein Name, der bei ihnen wahrscheinlich eine Würde bedeutete) in Macedonien ein. Vergebens stellte sich ihm Sosthenes entgegen: er unterlag, und ungehindert ergoßen sich wieder die Gallier Dörfer plündernd, Äcker verwüstend

Tempel und Altäre zerstörend über das macedonische Land, während ihnen bloß die festen Städte widerstanden. Darauf wendeten sie sich südwärts, durchplünderten Thessalien und näherten sich bereits den Gränzen von Hellas.

Nicht sowohl die Gemeinsamkeit, als vielmehr die Entsetzlichkeit der Gefahr vereinigte die Hellenen zum erstenmal wieder seit der Perserzeit, um an den Thermopylen dem Feind einen Damm zu setzen; und auch dießmal waren es die Peloponnesier, die in alter, eigensüchtiger Weise ihre Mitwirkung verweigerten, um sich hinter dem Isthmus zu verschanzen! So mußten denn die Hellenen jenseits des Isthmus allein den Kampf bestehen und gerne überließen sie über das vereinigte Heer von kaum 30,000 Mann den Athenern die Oberleitung. Aber obgleich es ihnen nun gelang, die Thermopylen zu behaupten, so half es ihnen doch nichts; die Gallier umgiengen den Paß und erschienen im Herzen von Griechenland.

Kaum hatte nämlich das hellenische Heer unter der Führung des Atheners Kalippus die Thermopylen besetzt, als Brennus dieselben stürmte, aber vor der Tapferkeit der Griechen zurückweichen mußte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen über den Öta einzudringen, ließ Brennus durch einen ausgesandten Heerestheil von Thessalien aus das ätolische Gebiet auf das unmenschlichste verheeren, wodurch die an den Thermopylen mitkämpfenden Ätoler gezwungen wurden, ihrer Heimath zu Hülfe zu eilen, aus der es ihnen gelang, den Feind zu vertreiben.

Unterdeß hatten sich Verräther gefunden, die, wie einst Ephialtes dem Xerxes, nun dem Brennus den nämlichen geheimen Weg über den Öta zeigten, so daß er, vom Nebel begünstigt, denselben mit 40,000 Mann überstieg und so die Griechen im Engpaß umgieng, die sich daher ohne Aussicht auf Rettung auf die bereit stehende athenische Flotte flüchteten, um ein Jeder seine besondere Heimath so gut als möglich zu vertheidigen.

Rasch gieng der gallische Verwüstungszug durch Phocis auf Delphi los, dessen Tempelschätze seine Habgier reizten. Da vereinigten sich eiligst die Phocier, von Ätolern und Lokrern unterstützt, zur Vertheidigung ihres Heiligthums, das unrettbar verloren schien. Und siehe, Gewittersturm und Erdbeben, Winterkälte und Mangel vereinigen sich mit ihrer Tapferkeit, und die Barbaren, vom Schrecken ergriffen, erleiden in den delphischen Gebirgsschluchten eine völlige Niederlage. Tausende werden erschlagen, selbst Brennus fällt, der Rest weicht zurück und veranlaßt dadurch auch die noch übrigen in Griechenland und Macedonien verbreiteten Schwärme zum Rückzug, so daß sie nun, von den mißhandelten Einwohnern auf allen Seiten überfallen, mit ihrer Beute das Land verließen und sich wieder theils nach Illyrien, theils nach Thrazien zurückzogen.

In Thrazien hatte unterdeß ein anderer Haufe von Galliern unter Leonnorius und Lutarius ebenfalls furchtbare Verheerungen angerichtet, sich dann gegen Byzanz gewendet, das ihnen Tribut zahlen mußte und die Küstenstädte der Propontis sammt dem Chersones ausgeplündert, worauf sie dann, von dem schönen asiatischen Gestade angelockt, über den Hellespont setzten und mit dem bithynischen Könige Nikomedes einen Heervertrag

schloßen, wodurch ihnen gegen Waffendienst ein Theil von Kleinphrygien zur Niederlassung angewiesen wurde, der von ihnen fortan den Namen Galatien erhielt.

3. Macedonien unter der Dynastie des Antigonus Gonatäs. Rückkehr des Pyrrhus aus Italien. Des Pyrrhus Herrschaft in Macedonien, Zug vor Sparta, Tod vor Argos. Beruhigung Griechenland's. Tod des Antigonus Gonatäs. Demetrius II. Antigonus II Doson.

Nach dem Rückzug der Gallier herrschte in Macedonien, da Sosthenes noch in dem gleichen Jahre (279) starb, eine völlige Anarchie, während welcher sich drei Thronbewerber stritten, bis es in der Mitte des folgenden Jahres 278 v. Chr. dem Antigonus Gonatäs gelang, den Antipater, der sich eben wieder zum König aufwerfen wollte, mit einem in Sold genommenen gallischen Völkerhaufen zu besiegen und sich des längst erstrebten Throns zu bemächtigen. Zwar rüstete sich Antiochus von Asien, ihm denselben streitig zu machen, aber weil König Nikomedes von Bithynien, mächtig durch die obenerwähnte in seinem Lande aufgenommene gallische Heeresmacht, auf des Antigonus Seite trat, so kam ein Friede zu Stande, durch welchen Antigonus in seinem Thronrecht anerkannt und Macedonien wieder ein selbständiges Reich wurde.

Noch einmal brach ein gallischer Haufe unter Komontorius, gereizt durch den Prunk, mit welchem seine tributfordernden Gesandten im Lager des Antigonus aufgenommen worden waren, in Macedonien ein. Antigonus aber lockte sie in sein leergelassenes Lager und als sie getäuscht aus demselben wieder abzogen und die Schiffe plündern wollten, wurden sie von den Macedoniern überfallen und aus dem Lande getrieben. Sie zogen sich nach Thrazien, wo Komontorius das große gallische Reich Tyle (Tylis) stiftete, dem die griechischen Städte in den thrazischen Seeländern, an der Propontis und am Pontus tributpflichtig wurden.

Wenige Jahre darauf (275 v. Chr.) erschien Pyrrhus wieder auf dem Schauplatz des europäischen Ostens, nachdem ihm seine Unternehmung in Italien und Sicilien vollständig gescheitert war (s. IX. 2, 2 ff.). Kaum war er wieder nach Epirus zurückgekehrt, als er einen Einfall in Macedonien machte, theils aus Rache, daß ihm Antigonus zu seinen italischen Unternehmungen keine Unterstützung nachgeschickt hatte, theils weil er zum Unterhalt und zur Mehrung seines Heeres des Krieges bedurfte. Da die macedonische Phalanx (meist aus Söldnern bestehend, die jedem zuliefen, der sie besser bezahlte) zu ihm übertrat, so glückte es ihm, den Antigonus auf die Seestädte zurückzudrängen und sich zum zweitenmal zum Herrn von Macedonien zu machen. Bald aber entfremdete er sich durch harte Behandlung die Macedonier, deren lauten Unwillen er sich besonders dadurch zuzog, daß ein Theil seiner keltischen Söldner, nach Beute gierig, die alten macedonischen Königsgräber zu Emathia zerstörte, ohne daß Pyrrhus diesen Frevel bestrafte.

Doch konnte der rastlose Abenteurer keine Ruhe ertragen, weil er nur Gefahr und Wagniß, nicht schaffende Ordnung durch höhere Thätigkeit suchte und ver-

stand. Er folgte dem Rufe des jüngsten Sohns des verstorbenen spartanischen Königs Kleomenes, des Kleonymus, der von den Spartanern 36 Jahre zuvor wegen seines rohen Übermuths von der Nachfolge in der Königswürde zu Gunsten seines Neffen Arēus (Areios), des Sohnes seines auch schon verstorbenen ältern Bruders, ausgeschlossen worden war, sich seither als wilder Söldnerführer zu Tarent in Italien und anderwärts herumgetrieben hatte und nun die Gelegenheit, da sein Bruder Arēus gerade von Sparta abwesend in Kreta war, benützen wollte, um sich mit Hülfe des Pyrrhus zum König von Sparta zu machen. Pyrrhus drang an der Spitze von 27,000 Mann in den Peloponnes mit der Erklärung ein, die dem Antigonus dienstbaren Städte befreien zu wollen. Ohne Widerstand zog er bis vor Sparta und schlug die Spartaner vor ihren Thoren, konnte aber aller Mühe ungeachtet die Stadt nicht einnehmen.

Pyrrhus hatte anfangs nach dem gewonnenen Treffen, gegen den Rath des Kleonymus, den Sturm auf die Stadt bis auf den andern Morgen verschoben. Schon sah man in Sparta mit Schrecken dem andern Tag entgegen und hatte in der Gerusia beschlossen, die Weiber anderwärts hin in Sicherheit zu bringen. Da trat in deren Namen ein edles spartanisches Weib, Archidamīa, mit dem Schwert in der Hand in die Männerversammlung und erklärte, es sei schimpflich, daß man die Spartanerinnen den Untergang ihres Volkes wolle überleben lassen; nicht wohin sie fliehen, sondern wo sie zur Rettung ihres Vaterlandes handeln könnten, dahin solle man sie weisen. Beschämt und ermuthigt durch solchen Heldensinn der Weiber, trafen die Spartaner noch in der Nacht, von Areus' Sohne Atrotatus geleitet, bessere Vertheidigungsanstalten, indem sie, unter emsiger Mitwirkung der Weiber, einen 800 Ellen langen, sehr tiefen Graben zur Abwehr der Elephanten des Pyrrhus zogen, die am meisten zu fürchten waren. Als dann am Morgen der Feind zum Angriff sich ordnete, überreichten Sparta's Frauen und Mädchen den Männern die Waffen mit den Worten: „Süß ist's, unter den Augen des Vaterlandes zu siegen!" So wurde der heftige Sturm mit der größten Tapferkeit abgeschlagen.

Dennoch wäre die Stadt Sparta vielleicht unterlegen, wenn nicht die Rückkunft des Königs Arēus aus Kreta es ihr möglich gemacht hätte, ihren uralten Ruhm, daß ihr die Tapferkeit ihrer Bewohner für die festeste Mauer diene, wieder zu bewähren. Pyrrhus sah sich genöthigt, mit schwerem Verluste abzuziehen: er verlor seinen tapfersten Sohn durch einen Hinterhalt, den ihm Arēus beim Abzug legte, und suchte vergebens seinen Vaterschmerz durch furchtbares Wüthen im Kampfe zu betäuben. Von Sparta wandte sich Pyrrhus nach der Stadt Argos, worin sich zwei Parteien um die Oberherrschaft stritten, von denen die eine, unter Aristeas' Leitung, den Pyrrhus, die andere, unter Aristippus' Leitung, den Antigonus zu Hülfe gerufen hatte. Denn letzterer hatte unterdeß in des Pyrrhus Abwesenheit Macedonien durch Vertreibung der Epiroten wieder gewonnen und war ebenfalls nach dem Peloponnes gezogen, wo er bereits auf den Anhöhen vor Argos erschien, als Pyrrhus in die argivische Ebene einrückte. Erschreckt dadurch, ließen die Argiver beide Könige ersuchen, das argivische Gebiet zu verlassen und erhielten Zusage. Als aber Pyrrhus dennoch im Einverständniß mit Aristeas in der Nacht durch eine

geöffnete Pforte in die Stadt einrückte und nun ein furchtbarer Kampf in den Straßen begann, wurde **Pyrrhus** mitten im Getümmel des Gedränges getödtet (272 v. Chr.).

Ehe **Pyrrhus** selber durch das in der nächtlichen Stille geöffnete Thor einrückte, sandte er seine keltischen Söldner hin, um den Markt zu besetzen. Weil aber das Thor zu niedrig war, mußte man vorher den Elephanten die Thürme abnehmen und nach dem Durchpassiren wieder aufsetzen: dadurch entstand Geräusch; die Argiver machten Lärm und schickten in Eile auf der andern Stadtseite Boten an den **Antigonus** um Hülfe. Dieser sandte sogleich eine Hülfsschaar und rückte dann selbst dicht vor die Stadt; auch König **Areus**, der in der Nähe war, erschien gleich mit Hülfe, so daß auf dem Markte bereits gekämpft wurde, als **Pyrrhus** selbst in die Stadt einrückte, wo nun in der Dunkelheit der Nacht und bei der Enge der Straßen ein solches Gedränge entstand, daß beide kämpfende Theile den Morgen abzuwarten für gut fanden. Als **Pyrrhus** beim Grauen des Tages alle Höhen der Stadt mit Bewaffneten angefüllt sah, beschloß er die Stadt zu räumen und ließ seinem noch außer der Stadt befindlichen Sohne Alexander befehlen, einen Theil der Mauer zum bequemern Rückzug einzureißen. Der Befehl aber wurde bei dem Lärm mißverstanden; sein Sohn glaubte mit den übrigen Truppen seinem Vater zu Hülfe rücken zu sollen; er zog durch das enge Thor in die Stadt: dadurch vergrößerte sich das Gedränge nur noch mehr, und als vollends im Thor ein Elephant fiel und den Ein- und Ausgang versperrte, so erreichte das wilde Getümmel in den engen Straßen den höchsten Grad. In diesem Augenblicke erhielt **Pyrrhus** von einem Argiver einen leichten Lanzenstoß, und als er im Begriff war, seinen Angreifer niederzuhauen, warf ein eben auf einem Hausdach befindliches Weib, die Mutter des gefährdeten Argivers, um diesen ihren Sohn zu retten, einen Ziegelstein, den sie in der Angst mit beiden Händen losgerissen hatte, auf den König hinab, der dadurch, am Kopfe getroffen, vom Pferde sank und von einem Soldaten des Antigonus vollends getödtet wurde. (Nach einer andern Angabe belagerte Pyrrhus die Stadt Argos, nachdem Antigonus sie schon besetzt hatte, und fiel im Gefechte durch den Wurf eines Steins von einem Dache.)

Der Tod des Pyrrhus befreite die Welt von einem ihrer rastlosesten Stürmer, der den Krieg nur als Zweck, nicht als Mittel betrachtete und ein Alexander sein wollte, ohne wie dieser „von einer schöpferischen Idee erfüllt" zu sein. Sein Gegner insbesondre, der besonnene, in der Wahl seiner Mittel stets verständige und durch höhere Bildung und Pflichtgefühl ihn weit überragende **Antigonus Gonatās** konnte nunmehr der Sorge um den ruhigen Besitz Macedoniens überhoben sein.

Nachdem Antigonus die Ordnung in Argos durch Errichtung einer Tyrannis, die er dem Aristipp gab, hergestellt hatte, benützte er sogleich die Wendung der Dinge, um überhaupt seinen Einfluß in Griechenland zu erweitern, indem er im Peloponnes in vielen Städten das Aufkommen von Tyrannen durch macedonische Truppen beförderte, in Hellas aber vor Allem Athen in seine Gewalt zu bekommen suchte. Denn es lag in der Natur der Politik Macedoniens, zu seiner Sicherheit gegen auswärtige Mächte, besonders gegen die Ägyptier, sich den Einfluß auf Griechenland nicht entgehen zu lassen. Noch einmal stritt die Stadt Athen, auf Betrieb des edlen Chremonides, einen letzten, wenn auch vergeblichen, doch der besten Zeiten würdigen Kampf um ihre Freiheit. Man nennt diesen Kampf den **chremonideischen Krieg**. Ungeachtet die Ägyptier und Spartaner zu Gunsten Athens dem Antigonus allenthalben

Widerstand bereiteten, so konnten sie es doch nicht verhindern, daß die Athener nach langer, muthiger Vertheidigung, endlich doch macedonische Besatzungen in ihre Seehäfen und sogar eine Zeit lang selbst in ihre Stadt aufnehmen mußten (263 v. Chr.). „Es war das letzte Aufflackern des athenischen Volksgeistes; dann sank er für immer".

In der Zwischenzeit war des Pyrrhus obgenannter noch übriger Sohn Alexander in Macedonien eingefallen und hatte schon den größten Theil erobert, als er von des Antigonus Sohn Demetrius geschlagen und wieder nach Epirus zurückgetrieben, ja sogar fast seines eigenen Landes beraubt wurde, in welchem er sich endlich nur mit Hülfe der Ätoler zu behaupten vermochte. — Auch König Areus von Sparta hatte während des chremonideischen Kriegs gegen Antigonus den Kürzern gezogen und in einem Treffen bei Korinth sein Leben verloren, worauf auch Korinth wieder in des Antigonus Gewalt kam.

Antigonus selbst starb im Jahr 240 v Chr. als 80jähriger Greis mit dem Ruhme, das Herrschen, das er als „ein glänzendes Sclaventhum" ansah, weniger aus Ehrgeiz, als vielmehr aus einer ihm überkommenen höhern Pflicht betrieben und Macedonien auf die Grundlage der Ordnung zurückgeführt, ja es zur „dritten Großmacht des hellenistischen Staatensystems" erhoben zu haben. Es vererbte sich daher der macedonische Thron ohne Widerspruch auf seinen Sohn Demetrius II (240—230 v. Chr.), de sich seinen Einfluß auf Griechenland gegen den ihm widerstrebenden Bund der Ätoler sowohl, als gegen die emporkommende Macht des achäischen Städtebundes nur durch Beschützung der in vielen Städten bestehenden Tyrannis zu erhalten wußte.

Sein Nachfolger Antigonus II Doson, der eigentlich nur die vormundschaftliche Regierung für des Demetrius unmündigen Sohn Philipp führte, war durch Kämpfe gegen die Ätoler, Thessalier &c. so sehr mit Macedonien beschäftigt, daß er Griechenland meist sich selbst überlassen mußte. Weil nun deßhalb jene den kleinen Tyrannen daselbst bisher geleisteten Unterstützungen meist aufhörten, so beförderte dieser Umstand die Ausbreitung des achäischen Bundes, dessen Bestrebungen noch ein schönes Abendroth der Freiheit über Griechenland heraufführen sollten.

6. Kapitel. Griechenlands Abendsonne.

1. Entstehung des achäischen Bundes. Befreiung Sicyons. Anschluß Sicyons an den achäischen Bund. Aratus.

In dem achäischen Bunde „schlug an der Wurzel" des verdorrten griechischen Freiheitsbaums (nach dem Gleichniß eines Alten) „noch ein neuer Trieb aus". Es war der erste, von Griechen selbst ausgehende Versuch, Griechenland aus der Vereinzelung seiner städtischen Sonderzwecke herauszureißen und zu einer, auf Gleichheit der Berechtigung und Gemeinsamkeit der Souveränetät bei voller Selbständigkeit jedes einzelnen Gemeindewesens gegründeten Eidge-

nossenschaft zu erheben. Gelang der Versuch auch nur theilweise, so zeigt er doch, was Griechenland hätte sein können, wenn es früher zum Bewußtsein einer „föderativen" Kraft gekommen wäre. Der Anfang dieses Bundes knüpft sich an frühere Keime, namentlich an einen schon seit frühern Zeiten bestandenen Bund von 12 achäischen Städten, der aber mit Alexander's des Großen Tod durch macedonische Gewalt untergegangen war.

Schon vor der Einwanderung der Dorer in den Peloponnes (IV. 4, 1.) hatten dort in der nachmaligen Landschaft Achaja die Joner einen Bundesverein von zwölf Gauen gestiftet mit einem gemeinschaftlichen Heiligthum zu Helike. Als nach der Einwanderung der Dorer die von ihnen aus dem peloponnesischen Süden vertriebenen Achäer jene Joner vertrieben und deren Gaue in Besitz nahmen, behielten sie jene Gaueintheilung bei, und nachdem sie in jedem Gau eine Stadt gegründet, bildeten diese zwölf Städte einen Bund, dessen Versammlungssitz zu Helike war. Dieser Bund erhielt sich bei seiner gemäßigt-demokratischen Verfassung in innerlicher Ruhe und Zufriedenheit bis zur Schlacht von Chäronea (VI. 3, 1.), von wo an er allmählig zerfiel. Doch genoßen die achäischen Städte ihre Unabhängigkeit bis zum Tode Alexander's, worauf sie gleich andern Städten Griechenlands in die Gewalt der macedonischen Machthaber kamen, von denen die achäischen Städte theils unmittelbar unterworfen, theils von Tyrannen regiert wurden, die unter macedonischem Schutze standen.

Im Jahr 281 v. Chr., als Ptolemäus Keraunus Macedonien in Verwirrung brachte, traten zuerst vier dieser Städte, Dyme, Paträ, Tritäa und Pharä, nach Vertreibung der macedonischen Besatzungen wieder in einen Bund zusammen, und 277 v. Chr. machte sich auch Ägium frei und wurde Vorort des neuen Bundes. Bald traten von den ehemaligen Bundesstädten noch andere fünf, nach Vertreibung ihrer Tyrannen, zum Bunde, der also nunmehr aus zehn achäischen Städten bestand: denn zwei Städte des frühesten Bundes waren nicht mehr vorhanden.

Die Verfassung des neuen Bundes war folgende: an der Spitze standen anfangs zwei Strategen mit einem ihre Macht beschränkenden Bundesrath von zehn Demiurgen oder Abgeordneten der zehn Städte. Diese zwölf Beamten hatten alle Vorlagen an die große Bundesversammlung, die im Jahr zweimal zusammentrat, vorzubereiten, so daß von dieser nur durch Ja und Nein darüber abzustimmen war. Alle Städte waren in ihrer innern Verwaltung von einander unabhängig und nur nach Außen hin dem Gesammtwillen verpflichtet, so daß also bei vollem Hoheitsrechte jedes einzelnen Staates doch eine gleiche Bundesobrigkeit, ein gleiches Bundesrecht, gleiches Handelsrecht sammt gleichem Maaß und Gewicht, alle achäischen Städte zu einer durch Ein Bundesheer geschützten Eidgenossenschaft verband und so die Vortheile staatlicher Einheit mit den Vorzügen freistädtischer Autonomie vereinigt erschienen.

Einen mächtigen Aufschwung nahm der achäische Bund durch die Aufnahme auch nicht-achäischer Staaten in seine Bundesgemeinschaft. Die erste wichtige Erwerbung dieser Art war die mächtige Stadt Sicyon. Diese ehemals alt-dorische Stadt war in den Wirren der Diadochenkämpfe zuerst in ägyptische Gewalt gekommen, aus welcher Demetrius Poliorcetes sie befreite. Dieser schmückte nun die Stadt mit prächtigen Bauten, schützte sie sammt ihrem Hafen durch eine starke Befestigung und hob ihren Handel, so daß sich Sicyon seitdem durch Reichthum und hohe Bildung auszeichnete und sogar in der bildenden

Kunst „Athen überholte". Ihre alte vorherrschend demokratische Verfassung hatte sich in eine Tyrannis verwandelt, der anfangs die Machtvergrößerung der Stadt förderlich war.

Aber als allmählig die Reichen sich der Tyrannis bemächtigten und einer den andern in dieser Gewalt verdrängte, wurde sie eine Quelle der größten Verwirrungen und Unordnungen. Im Jahr 264 v. Chr. hatte sich der Tyrann Abantidas durch Ermordung seines Vorgängers Klinias erhoben und nach dem herkömmlichen Verfahren durch Verbannung der Anverwandten und Freunde desselben und durch willkührliche Vergabung ihrer Güter an seine Anhänger sich in seiner Gewalt zu befestigen gesucht.

Unter den Verjagten befand sich auch der siebenjährige Sohn des ermordeten Klinias, Namens Arātus (Arātos), der in Argos bei Gastfreunden seines Vaters Aufnahme und Erziehung fand. Nachdem sich in Sicyon noch zwei Tyrannenwechsel zugetragen hatten, und die Stadt eben unter dem Tyrannen Nikokles stand, der durch die ärgste Willkühr sich den Haß der Bürger zuzog, gelang es dem unterdeß herangewachsenen Aratus, mit Hülfe einer Anzahl Verbannter seine Vaterstadt durch einen glücklichen Überfall ohne Blutvergießen im Jahr 251 v. Chr. vom Joch des Tyrannen zu befreien.

Ein aus dem Gefängniß entsprungener Sicyonier, der sich über die Mauer gerettet, gab ihnen die Stelle an, wo man am besten die Stadt ersteigen könne. Die Verschworenen brachen aus Argos auf, mit Waffen und Leitern versehen. Von der Vollmondnacht begünstigt, langte man gegen Morgen, als der Mond untergegangen war, vor der Mauer an; diese wurde, obgleich Hunde durch ihr lautes Gebell die Gefahr anzeigten und die Hähne schon krähten, glücklich erstiegen, darauf die Wächterschaar am Palast des Tyrannen überfallen und, ohne einen Mann zu tödten, festgenommen. Schon hat sich die Kunde von der kühnen That des Aratus und seiner Verbündeten durch die Stadt verbreitet: Alles eille sogleich in das Theater, als gewöhnlichen Versammlungsplatz, wo ein Herold im Namen des Aratus die Bürger zur Freiheit rief. Jubelnd zog das Volk nun vor den Palast des Nikokles und steckte ihn in Brand, konnte aber des Tyrannen nicht habhaft werden, da dieser unterdeßen entflohen war.

Da nun aber alle Verbannten, auch die, welche unter den früheren Tyrannen vertrieben und ihrer reichen Besitzthümer beraubt worden waren, 580 an der Zahl, nach ihrer Rückkehr ihre meist schon in dritte, vierte Hand übergegangenen und zerstückelten Güter wieder zurückverlangten, so entstanden Schwierigkeiten, die eine große Verwirrung und in Folge derselben die Einmischung Macedoniens, worin damals noch Antigonus Gonatās herrschte, um so mehr befürchten ließen, da die monarchische Politik Macedoniens allen unruhigen Freiheitsbestrebungen entgegen und auf Stetigkeit gerichtet war. Da faßte Arat den klugen Gedanken, die Ordnung nach Innen und die Sicherheit nach Außen durch den Anschluß Sicyons an den achäischen Bund zu Stande zu bringen. Es gelang, und dieser Schritt erleichterte der Stadt die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung und gab zugleich dem Bunde eine größere politische Bedeutung.

Um dann einerseits die Verbannten zu befriedigen, ohne doch die gegenwärtigen Inhaber ihrer Güter zu beeinträchtigen, anderseits um dem Bunde gegen

Macedonien einen Rückhalt zu verschaffen, benützte Arat seine Verbindungen mit dem ägyptischen Hofe, der noch immer mit dem macedonischen auf dem Kriegsfuß lebte und daher geneigt war, die Erweiterung des achäischen Bundes zu begünstigen. Arat, der selbst nach Ägypten reiste, erhielt von dem Könige Ptolemäus Philadelphus in mehreren Sendungen die Summe von 200 Talenten, die er zur Entschädigung unter die Verbannten vertheilte, so daß das Ausgleichungsgeschäft glücklich und zur dankbaren Zufriedenheit seiner Mitbürger zu Stande kam.

2. Erweiterung des achäischen Bundes. Ägyptisches Protectorat. Der ätolische Bund und Macedonien gegen die Achäer.

Arat's Klugheit und Thatkraft machte ihn bald zur Seele des Bundes und schon 245 v. Chr. wurde er zum alleinigen Strategen erwählt. Als solcher suchte er den Einfluß des Bundes zu erweitern, wozu ihm folgender Umstand Gelegenheit bot. Die benachbarte Stadt Korinth, worin ein treuloser Neffe des Antigonus die Tyrannis hatte, war bisher mit Sicyon in gutem Vernehmen gestanden. Als nun aber dieser Neffe starb, setzte sich Antigonus rasch in den Besitz von Korinth, um dort durch eine festbegründete, dabei aber wohlgeordnete und gemäßigte Tyrannis dem Umsichgreifen der bundesgenössischen Grundsätze in Griechenland entgegen zu arbeiten. Daher dachte Arat darauf, Korinth zu befreien und diese Stadt ebenfalls für den Bund zu gewinnen.

Ein von ihm glücklich ausgeführter Überfall, den ihm der Verrath eines macedonischen Söldners und seiner drei Brüder (die den Schatz zu Korinth bestohlen und sich nach Sicyon begeben hatten) erleichterte, gab der Stadt Korinth die seit 100 Jahren entbehrte Freiheit wieder: die macedonische Besatzung wurde nach einem kurzen Kampfe daraus vertrieben, die Stadt auf ihren eigenen, vom Arat bloß angeregten Wunsch dem Bunde einverleibt und achäische Bundesbesatzung auf der Akropolis hütete hinfort diesen Schlüssel zum Peloponnes.

Die Begeisterung für die Freiheit ergriff nun auch andere Städte. Bald folgten Megära, Trözen, Epidaurus, Kleonä dem Beispiele Korinths, vertrieben die macedonischen Besatzungen und traten dem Bunde bei. Arat's Ansehen stieg dadurch außerordentlich, und da er fast ein Jahr um das andere zum Strategen gewählt, oder wenn er es gerade nicht war, doch sein Rath stets befolgt wurde, so hatte er eigentlich stets die Leitung des Bundes in der Hand. Während aber die Theilnahme am Bunde bei den übrigen Bundesgliedern mehr aus wirklich begeistertem Freiheitsgefühl hervorgieng, hatte sie bei Arat ihre Wurzel mehr in dem Bedürfniß, die herrschende Stellung, zu der er als Sohn eines Alleinherrn geboren schien, um die er in seiner Jugend durch Tyrannenwillkühr gekommen war, nunmehr durch kluge Benützung der Formen einer freien Verfassung einzunehmen. Er erscheint daher bei all seinem Verdienst doch weniger als ein großer Character, sondern nur als ein

politisch kluger Staatsmann, der mit allen Mitteln, die ihm seine vornehme Geburt, feine Bildung und berechnende Klugheit an die Hand gaben, in der Hebung des Bundes zugleich seinem Ehrgeize diente und dadurch die eigentliche höhere und selbständige Entwicklung der jungen Freiheit hemmte.

Wie sehr er das Wesen derselben verkannte, bewies der Umstand, daß er, während sich „das freie Rhodus" gegen Ägypten erhob, den Vorschlag durchsetzte, daß der Bund dem ägyptischen Könige den Titel eines Oberanführers der achäischen Land- und Seemacht, also das Protectorat über den Bund zuerkannte. Es geschah dieß freilich aus Gründen der Politik — nicht sowohl um sich gegen Macedonien zu halten, dessen directer Einfluß auf Griechenland mehr und mehr zurücktrat, als vielmehr um einerseits die auf den Achäerbund eifersüchtigen Spartaner, welche von Anfang an unter dem Einfluß des ägyptischen Hofes standen, wo möglich zum Eintritt in den Bund zu vermögen, anderseits um sich der Ätoler leichter zu erwehren, von deren Bündniß mit Macedonien ihm in dieser Zeit die größte Gefahr drohte.

Denn der ätolische Bund war fast das gerade Gegentheil von dem achäischen: eine rohe, rein äußerliche demokratische Verbindung ohne staatliche Einheit, wobei jedes Bundesmitglied, unbekümmert um das Wohl des Bundes, nach Klephten- oder Räuberart auf Raub ausziehen oder in fremden Solddienst treten konnte, ohne daß die Bundesgesammtheit „ein Recht auf die Kraft und den Willen des Einzelnen" hatte. So wie die ätolischen Bergvölker in der frühern Zeit nur als Halbbarbaren erschienen, so legten sie auch nach ihrem Zusammentritt (im Jahr 300 v. Chr.) zu einer Gesammtgemeinde (Panätolion) diesen Character nie ganz ab, indem der ätolische Bund, weit entfernt, auf Herstellung und Befestigung einer staatlichen Ordnung in Griechenland hinzuarbeiten, vielmehr aus Gewaltsamkeit und Raubluft (sogar durch vom Staat angeordnete Raubzüge) die Unordnungen im Lande meist noch vergrößerte. — Ihren Bund leitete ein Strateg mit einem Bundesrath, der sich aus den edlen Geschlechtern gebildet hatte. Auswärtige Städte und Gemeinden nahm der ätolische Bund entweder als Tributpflichtige oder als Schützlinge auf, ohne ihnen eigentliches Bürgerrecht zuzugestehen.

Im Übermuth trotzigen Kraftgefühls traten die Ätoler überall als die „gefürchtetsten" Vorkämpfer auf und waren jeder Macht entgegen, die sie hindern wollte, den Spielraum ihrer rohen Kraft und Raubluft auszudehnen. Darum war ihnen auch der achäische Bund mit seinen höhern und bessern Bestrebungen zuwider, und je mehr sich derselbe zur Bedeutsamkeit entwickelte, desto feindseliger verfuhren sie gegen ihn und seine Schutzgenossen. Sie ließen sich daher sogar mit ihrem bisherigen Gegner, dem macedonischen Könige, in ein Bündniß ein, das den Zweck hatte, das achäische Gebiet zu erobern und es zwischen Ätolien und Macedonien zu theilen. Dieß die Gefahr, auf die sich Arat gefaßt machte.

3. Die Reformversuche Agis' III in Sparta. Agis und Arat gegen die Ätoler und Macedonier. Friede Macedoniens mit den Achäern. Agis' Sturz. Friede in Griechenland.

Aber nicht bloß auf den achäischen Bund sollte der von Macedonien aus drohende Schlag fallen, sondern er war zugleich auch vorzüglich gegen Sparta gerichtet, in welchem kurz vorher Bewegungen anderer Art eine Veränderung

hervorgebracht hatten, die den macedonischen Ansichten gleichfalls gänzlich zuwiderliefen.

In Sparta war seit einem Jahrhunderte her das Wesen der lykurgischen Verfassung in einer Oligarchie untergegangen; die ganze Spartiatengemeinde zählte nur noch 700 stimmfähige Männer, und das ganze Grundeigenthum der Gemeinde war in den Händen von nur noch 100 Familien. Alle übrigen Spartiaten waren vermögens- und rechtslos geworden und durch Schulden in drückende Abhängigkeit der Reichen gekommen, während die Periöken doch durch Handel und Gewerbe sich zum Wohlstand erheben und selbst die Heloten sich ernähren konnten.

In jener Oligarchie der Reichen herrschte statt der alten spartanischen Zucht und Einfachheit die größte Schwelgerei und Üppigkeit, wozu besonders ihre Könige das Muster von dem ägyptischen, syrischen und macedonischen Hofe hernahmen, so daß das spartanische Gemeinwesen in seiner innersten Lebenswurzel faul und der alte Orakelspruch wahr wurde, daß Sparta durch Reichthum würde zu Grunde gehen.

Wie aber diese letzten Zeiten Griechenlands da und dort wieder Keime des Guten, als einzelne Spätlinge, hervortrieben, so regte sich auch in Sparta bei einigen edlen, besonders jungen, Gemüthern ein Verlangen, die bessern Tage der Vorzeit zurückzuführen. Der junge König Agis III obwohl in den verweichlichenden Sitten des Reichthums auferzogen, trat mit dem Antritt seines Königthums plötzlich aus allen Verwöhnungen seines Standes und seiner Zeit heraus und fieng mit einigen jungen Freunden an, nach der strengen alten Spartanersitte zu leben, deren Wiedereinführung im Staat er sich zur Aufgabe seines Lebens und Berufes machte.

Ein Versuch, dem Staate Sparta zuerst wieder sein kriegerisches Ansehen nach Außen durch einen Angriff auf den achäischen Bund zu verschaffen, mißglückte ihm, und dieses Mißlingen scheint unter ägyptischer Vermittlung eine Annäherung an den achäischen Bund herbeigeführt zu haben. Hierauf wendete Agis seine Bemühungen auf die Umgestaltung des Innern, die er durch Wiederverwirklichung der nur zum Schein noch bestehenden lykurgischen Verfassung hervorbringen zu können glaubte, ein Gedanke, dessen Ausführung mit einer eben so großen Gefahr, wie eine förmliche Revolution verbunden war, da die Oligarchen durch einen allgemeinen Schulden-Erlaß eine Einbuße an ihrem Reichthum erleiden mußten und sogar auch zu einer neuen Besitzvertheilung, so wie zur Vertauschung ihrer gewohnten weichlichen Lebensweise mit der altspartanischen Strenge sich bequemen sollten.

Seit der angegebenen Zeit eines Jahrhunderts hatte sich nämlich in dem oligarchischen Unwesen, in welches die so lange starr festgehaltene, ohnedieß schroffe Einseitigkeit der lykurgischen Verfassung umgeschlagen war, eine in allen Beziehungen zu verschiedene Denk- und Lebensweise ausgebildet und war bereits zu völlig in die Natur der Gewohnheit übergegangen, als daß eine Rückkehr zur alten strengen Selbstverläugnung und Selbstbeschränkung durch freies Nachgeben denkbar gewesen wäre. Daher stieß Agis, obwohl er die spartanische Jugend und seine eigne Familie, besonders seine reiche Mutter, auf seiner Seite hatte und die gedrückte

Volksmenge auf ihn als auf ihren Retter sah, bei den reichen, in Weichlichkeit und Wollust versunkenen herrschenden Familien auf den größten Widerstand.

Da gelang es ihm, einen seiner Freunde in das Ephorat zu bringen, durch welchen er zur Wiederherstellung der Vermögensgleichheit den Vorschlag eines allgemeinen Schulden-Erlasses und einer neuen Besitzvertheilung an Spartiaten und Periöken machen ließ, wobei er selbst sein eigenes großes Vermögen zum Opfer anbot. (Vgl. IV. 6, 2. v. E.) Allein der Mitkönig Leonidas wußte den Vorschlag bei der Abstimmung mit einem einzigen Stimmenmehr zu beseitigen. Dafür brachten es die den Agis unterstützenden Ephoren dahin, daß Leonidas abgesetzt und dessen Schwiegersohn Kleombrotus zum Mitkönig ernannt wurde, worauf sodann Leonidas sich aus dem Land entfernte; und als im folgenden Jahre die Ephoren im Sinne der Oligarchen erneut wurden, ersetzten die beiden Könige dieselben durch andere, ihnen ergebene Männer, öffneten die Schuldgefängnisse und setzten die Schuldentilgung durch Verbrennung der Schuldbriefe durch.

Bereits mochte der erste Theil der umwälzenden Bewegungen in Sparta, der Schulden-Erlaß, durchgeführt sein, als König Antigonus sie auf die obenberührte Weise durch einen Einfall der Ätoler in den Peloponnes sammt den Bestrebungen der Achäer zu unterdrücken gedachte. Der Schaden, den dieser ungeheure Heereszug der Ätoler auf lakonischem Gebiete anrichtete, war bedeutend; doch scheinen sie weder gegen Sparta, noch gegen den achäischen Bund etwas Wesentliches ausgerichtet zu haben.

Als hierauf Agis in den Staatsumänderungen weiter schreiten und die neue Besitzvertheilung durchsetzen wollte, wußte der Ephor Agesilaus, des Agis Oheim, der bisher nur, um von seinen Schulden loszukommen, die Hände geboten hatte, nun aber seine vielen Güter behalten wollte, den Vorschlag hinauszuschieben, bis im nächsten Jahre ein neuer drohender Einfall der Ätoler über den Isthmus her in's achäische Gebiet die Spartaner nöthigte, den Achäern vertragsmäßige Hülfe zu senden. Zur Führung dieser Hülfsheere wurde Agis ausersehen, und ohne zu ahnen, daß dieser zweite ätolische Einfall von seinen Gegnern in Sparta bewirkt worden war, um durch die Entfernung des Agis freien Spielraum zur Zerstörung seines Reformplans zu bekommen, zog der junge König mit einer ihm begeistert ergebenen Heerschaar von fast altspartanischer Haltung aus Sparta aus und vereinigte sich bei Korinth mit Aratus und seinen Achäern.

Anstatt daß aber Arat, dem Rathe des Agis und dem allgemeinen Wunsche gemäß, den Ätolern über den Isthmus entgegengieng, blieb er in seiner Stellung bei Korinth, und nach eingethaner Ärnte entließ er die Spartaner in ihre Heimath, gleich als ob er von dem neu-altspartanischen Geist Gefahr für den Bund und seine Zwecke befürchtete. Als dann die Ätoler wirklich in's Land fallen, tritt er ihnen nicht entgegen, sondern läßt sie an Korinth vorüber nach Pellene ziehen, und als sie eben diese Stadt ausplündern, überfällt er sie und schlägt sie aus dem Lande hinaus, so daß Antigonus (um sich wenigstens das, worüber er im Peloponnes noch einige Gewalt hatte, zu erhalten) es für gut fand, mit den Achäern Frieden zu schließen 241 v. Chr.

Unterdeß hatte sich in Sparta während der Abwesenheit des Agis der Ephor Agesilaus die ärgsten Bedrückungen erlaubt, denen selbst Agis bei seiner Rückkehr entgegen zu treten nicht die Macht zu haben schien. Daher gelang es den Gegnern der Reform nur um so mehr, dem vertriebenen König Leonidas die längst beabsichtete Rückkehr nach Sparta zu ermöglichen, welche sodann die völlige Wiederherstellung der Oligarchie zur Folge hatte. Agesilaus entfloh; Agis und Kleombrotus flüchteten zur Rettung ihres Lebens in einen Tempel: dem Kleombrotus wurde von seinem Schwiegervater Leonidas das Leben geschenkt, doch mußte er das Vaterland verlassen. Agis aber wurde aus dem Heiligthum gelockt und im Gefängniß sammt seiner edlen Mutter und Großmutter auf das grausamste erdrosselt. So weit gieng der Haß der Oligarchen.

4. Weitere Ausdehnung des achäischen Bundes. Arat's zweideutige Stellung.

Unter des Antigonus Nachfolger, Demetrius II von Macedonien, entwickelte sich der achäische Bund zu noch größerer Bedeutung, obwohl jener König durch Unterstützung kleiner Tyrannen im Peloponnes den macedonischen Einfluß noch zu erhalten suchte. Ein Versuch Arat's, sich Athens und Argos zu bemächtigen, mißlang zwar; dagegen trat (233 v. Chr.) die wichtige Stadt Megalopolis in Arkadien (die einst Epaminondas zur Vorhut gegen Sparta gegründet hatte) dem Bunde bei, nachdem ihr bisheriger Alleinherr, der edle Lydiades, auf Arat's Anlaß seine Gewalt freiwillig niedergelegt hatte. Diese Stadt erhöhte nun durch die großartige Gesinnung ihres Bürgerthums, so wie durch ihr großes Gebiet, mit dem nun der Bund bis an die Gränzen von Lakonien und Messenien reichte, das Gewicht der Eidgenossenschaft um ein Ansehnliches.

Durch Lydiades, der im folgenden Jahre Strateg wurde, suchte sich nun eine freiere und höhere Politik, als die des Aratus, im Bunde geltend zu machen. Mit vorschauendem Blicke suchte Lydiades Sparta, wo dem alten Leonidas dessen kräftiger und hochgesinnter Sohn im Königthume gefolgt war, zum Beitritt in den Bund zu gewinnen, wodurch der Bund seinem Ziele, Griechenland zu einem geordneten Föderativstaat zu erheben, um ein Bedeutendes näher gekommen wäre. Allein Arat war dagegen, und als Lydiades einigemal hintereinander zum Strategen erwählt wurde, so suchte Arat mit desto größerer Eifersucht sich durch Widerspruch gegen ihn seinen Haupteinfluß im Bunde zu erhalten.

Als hierauf, nach dem Tode des macedonischen Königs Demetrius II, mehrere Tyrannen im Peloponnes mit ihren Städten (darunter nun auch Argos) zum Bunde traten, ja selbst Athen sich mit Arat's Hülfe von Macedonien frei machte, so vermied es Arat gleichfalls, das so wichtige Athen für den Bund zu gewinnen, vielleicht weil diese Stadt mit den wiederauflebenden Erinnerungen an ihre demokratische Vorzeit und als vornehmster „Herd philoso-

phischer Bildung" seiner persönlichen Stellung im Bunde hätte gefährlich werden können. Es konnte nicht fehlen, diese enge Politik Arat's mußte zuletzt dem Bunde schaden.

5. Die Reformplane des Kleomenes in Sparta. Krieg zwischen Sparta und dem achäischen Bunde. Umsturz der Oligarchie in Sparta. Vertrag des Kleomenes mit dem Bunde über Sparta's Hegemonie. Arat's Widerstand.

Im Anfang der Regierung des macedonischen Königs Antigonus II Doson, als das achäische Bundesgebiet bereits mehr als die Hälfte der peloponnesischen Halbinsel sammt Megara umfaßte, erhielt der Bund an Sparta seinen gefährlichsten Gegner.

In dem jungen kühnen König Kleomenes von Sparta, dessen erste Jugend in jene begeisterte Zeit von Agis' Bestrebungen gefallen war, lebten die Erinnerungen derselben noch fort, zumal des Agis junge, schöne und reiche Wittwe, die auf Befehl seines Vaters seine Gattin wurde, jene Freiheitsideen mit ihm theilte. Da er bei Lebzeiten seines Vaters unter dem Regiment der zur alten Habgier und Schwelgerei zurückgekehrten Oligarchen, welche auch nicht die geringste Regung altspartanischen Geistes mehr duldeten, seine Gesinnung mit vorsichtiger Enthaltsamkeit verbarg: so trat nach dem Tode seines Vaters sein im Stillen gehegter Reformplan zur Wiederhebung seines Vaterlands auf die frühere Stufe der Macht nur um so reifer hervor.

Im Anfang seines Königthums verfuhr er noch mit der größten Behutsamkeit, bis es ihm klar wurde, daß er einen andern Weg einschlagen müsse, als Agis, wenn das Werk nicht wieder scheitern sollte. Es galt ihm, durch Aufhebung des Ephorats, auf welches die Oligarchie sich stützte, die Macht des Königthums zu erweitern und durch Wiederherstellung des kriegerischen Geistes dem Spartanerstaat wieder die Hegemonie in Griechenland zu verschaffen. Um jedoch die bestehende Gewalt noch über seine Absichten zu täuschen und zugleich sich in der Heeresmacht eine Stütze zu schaffen, nahm er aus dem Umstande, daß der Achäerbund sein Gebiet bis an die Gränzen Sparta's vorgeschoben hatte, Veranlassung zu einem Kriege mit demselben, und besetzte plötzlich drei arkadische Städte: Tegea, Orchomenos und das vom achäischen Bunde abgefallene Mantinēa. Arat aber schien einen Krieg mit Sparta vermeiden zu wollen und blieb ruhig.

Als aber nun Kleomenes einen Einfall in das Gebiet von Argos machte, beschloß der achäische Bund, wiewohl Arat abmahnte, den Krieg gegen Sparta. An der Tegeatengränze begegneten sich die beiden Heere. — Obwohl das achäische Heer mehr als viermal so stark war, so vermied dennoch Arat die Schlacht, und gab durch seinen Rückzug dem Kleomenes den Sieg ohne Schwertstreich in die Hand. Bald darauf wurde Arat auf seinem Heimzug aus Elis vom Kleomenes geschlagen, suchte aber sogleich diese Schmach durch

Überrumpelung Mantinea's wieder gut zu machen, das er dadurch wieder zum Bunde brachte.

Der Verlust Mantinea's veranlaßte die Oligarchen zu Sparta, mit den Achäern einen Waffenstillstand zu schließen: denn sie besorgten bereits, daß Kleomenes ihnen gefährlich werden könnte, weil die ganze spartanische Jugend, das Heer und alle Verarmten und Gedrückten im Volke mit Vertrauen auf ihn sahen. Nichts desto weniger wußte es Kleomenes dahin zu bringen, daß der Krieg gegen die Achäer bald wieder aufgenommen und ihm die Führung desselben übertragen wurde (226 v. Chr.).

Als nun Kleomenes in das Gebiet von Megalopolis einfiel, eilte Arat mit dem Achäerheere herbei, ließ sich aber, obwohl bereits seine Vorhut glücklich focht, aller Bitten der Seinen ungeachtet durchaus nicht zur eigentlichen Schlacht bewegen, so daß Lydiades im Zorneifer darüber mit der Reiterei auf eigene Gefahr zum Angriff schritt, aber beim Verfolgen sich zu weit wagte und durch seinen Tod im Kampfe den Verlust der Schlacht bei Leuktra, in die nun auch Arat hineingerissen wurde, herbeizog. Die Erbitterung der meisten Achäer über Arat, den sie geradezu beschuldigten, er habe aus Neid den Lydiades preisgegeben, war so groß, daß er daran dachte, seine Strategie niederzulegen, sie aber doch aus Ehrgeiz behielt und dadurch zwar bewies, daß er noch einen einflußreichen Anhang im Bunde, der Bund selbst aber in seiner Verfassung einen Mangel hatte.

Jetzt glaubte Kleomenes sein Werk nicht länger verschieben zu dürfen. Er ließ den Theil des Heeres, der aus Spartiaten und Periöken bestand, im Lager und eilte bloß mit den Soldtruppen nach Sparta, ließ durch eine vorausgesandte vertraute Schaar die eben beim Mahle vereinten Ephoren überfallen und tödten, erklärte darauf 80 der mächtigsten Oligarchen in die Acht und suchte in der Volksversammlung, die er am andern Morgen berief, seinen Gewaltstreich zu rechtfertigen.

Die neuen Anordnungen, die Kleomenes nun vornahm, bestanden in Tilgung der Schulden, in Ergänzung der Bürgerschaft durch Aufnahme tüchtiger Metöken (wodurch das eigentliche Spartitatenheer auf 4000 Hopliten kam), in einer neuen gleichheitlichen Vertheilung der Güter (wobei auch den Geächteten ihre Loose vorbehalten wurden, die sie nach Befestigung der neuen Verfassung bekommen sollten), in der Wiedereinführung der lykurgischen Erziehungsweise sammt der Herstellung der Syssitien, in der Aufhebung des Ephorats und der Gerusia, an deren Stelle er wahrscheinlich „Patronomen" mit beschränkter Gewalt berief, endlich in der Wiedereinsetzung eines Mitkönigs, zu dem er seinen Bruder Euklidas machte.

Aus allem diesem erhellt, daß Kleomenes von der alten lykurgischen Verfassung in denjenigen Puncten abwich, durch welche das Königreich allzu beschränkt erschien, welches vielmehr durch ihn gleichsam wieder zum altdorischen „Heerkönigthum" zurückgeführt wurde, wobei alle Gewalt in der Vereinigung des königlichen Willens mit dem Willen der Waffenberechtigten lag, — eine Regierungsform, die auch dem altmacedonischen Königthume zum Grunde lag. Von den monarchischen Formen der damaligen helleni-

stischen Königthümer mit ihrem Pomp und Glanz nahm er nichts auf, sondern verwaltete sein Königsamt mit altspartanischer Einfachheit, begnügt mit dem frugalen Spartanermahle, wobei er, ein Bürger unter Bürgern, der einnehmendste Mann war, während er auf dem Ringplatz und dem Schlachtfeld alle damaligen Griechen an Siegesmuth und Waffenruhm übertraf.

Ein neuer glücklicher Kriegszug in's Gebiet von Megalopolis zeigte abermals seine Überlegenheit im Felde; der freudige Wiederübertritt Mantinea's zu Sparta bewies, daß man anfieng, Sparta's Hegemonie vorzuziehen, weil sie jetzt, zwar in monarchischer Form, doch auf freiem Bürgerthum ruhend, auch Andern Freiheit und Schutz des Besitzes, ja Armen selbst ein Besitzthum schien verschaffen und sichern zu können, während durch Arat's Benehmen den Achäern die Freiheit verkümmert und ihr Stolz gekränkt ward. In dieser Bedrängniß beschloß Arat, sich in die Arme Macedoniens zu werfen.

Weil nun einmal Arat durch sein ängstliches Wesen die Gelegenheit, Sparta entweder zu gewinnen oder es zu demüthigen, versäumt hatte, so gab es nur zwei Wege für ihn, sich zu halten: entweder freiwillige Vereinigung des Bundes mit Sparta, aber dann freilich unter der Strategie des Kleomenes und vielleicht mit der Gefahr, durch die neuspartanischen Grundsätze seine Stützen, die Reichen, zu verlieren; — oder festere Anlehnung an eine auswärtige monarchische Macht, die näher als Ägypten, folglich auch schneller mit Hülfe zur Hand sein könnte, aber dann freilich mit der Gefahr, die achäische Bundesfreiheit von einem Herrn bevormundet und gebunden zu sehen, dem sie sich ja, um in's Dasein treten zu können, entwunden hatte. Arat wählte mit Vorbedacht den letztern Weg.

Während Arat mit dem macedonischen König Antigonus II Doson unterhandelte, brachte Kleomenes mehrere Bundesstädte zum Abfall und zuletzt den Achäern eine solche Niederlage bei, daß sie ihn um Frieden baten, den er ihnen unter der Bedingung, daß sie ihm die Hegemonie übertrügen, zugestehen wollte; dabei wollte er ihnen die Kriegsgefangenen und alle eroberten Plätze zurückgeben.

Vergebens widersetzte sich Arat: die Bundesversammlung willigte voll Freude über des Kleomenes hochherzige Gesinnung in die Übertragung der Hegemonie, und schon sollte diese vor sich gehen, als sich dennoch Alles an Arat's Widerstand zerschlug, der vom macedonischen Könige die geheime Zusicherung kräftigster Hülfe erhielt, wenn ihm der Bund dafür die Akropolis von Korinth einräumen wolle. Noch aber glaubte Arat zu diesem Äußersten nicht greifen zu dürfen.

6. Kleomenes in Korinth und vor Sicyon. Arat's Schutzvertrag mit Macedonien. Macedoniens Hegemonie im achäischen Bunde. Kleomenes' Untergang.

Gekränkt durch diesen Widerstand begann Kleomenes auf der Stelle den Krieg wieder und eroberte rasch hintereinander viele Bundesstädte, während andere ihm freiwillig zufielen, da sie selbst über Arat erbittert waren.

Als nun sogar in Sicyon und Korinth, diesen wichtigsten Bundesstädten sich eine Stimmung für Sparta kund that und fast Alles in der Auflösung

schien, ließ sich Arat von den, ihm noch ergebenen Bundesgliedern zu Sicyon zum Strategen mit unumschränkter Gewalt erwählen. Schon war Kleomenes siegreich in Korinth eingezogen und mit der Einschließung der Akropolis beschäftigt, da bot er noch einmal dem Arat in Sicyon den Frieden an unter den frühern Bedingungen (nur mit der Erweiterung, die Akropolis mit den Achäern zugleich besetzt halten zu dürfen): — allein Arat wies ihn zurück. Er wußte, daß er nur ein „Wort" sprechen dürfte, so war Macedonien mit Hülfe da. Doch zögerte er noch, das verhängnißvolle Wort auszusprechen, wohl fühlend, daß es dann um das „freie Griechenthum" geschehen sei. Um das möglichste zu thun, suchte er sogar von den Ätolern Hülfe zu bekommen; diese aber verweigerten sie.

Als nun aber Kleomenes vor Sicyon rückte und den Arat in der Akropolis belagerte, so wollte dieser dieselbe lieber in Macedoniens als in Sparta's Händen wissen, und holte von der Bundesversammlung zu Ägium, wohin er heimlich entkam, die Entscheidung zur Übergabe der Akropolis an den macedonischen König, der bereits mit einem Heere von 21,000 Mann in Thessalien stand und auf erhaltene Zusage über Euböa nach dem Isthmus rückte.

Dort aber widerstand Kleomenes seinem Vordringen so ernstlich, daß Antigonus bei Lechäum geschlagen wurde und schon den Seeweg nach Sicyon zum Eindringen in den Peloponnes einschlagen wollte, — als auf Arat's Betrieb Argos von Sparta abfiel, und Kleomenes, dadurch im Rücken bedroht, genöthigt wurde, dahin zu Hülfe zu eilen, damit nicht durch größeren Abfall (namentlich der zu Sparta haltenden arkadischen Städte) Sparta selbst in Gefahr käme. — Kaum aber war Kleomenes von Korinth abgezogen, so besetzte Antigonus die Akropolis und rückte dem Kleomenes nach. Da eilte fast Alles, was sich vorher an Sparta angehalten hatte, den Macedoniern zu, und so mußte Kleomenes, was er für die Hegemonie Sparta's aufgebaut hatte, zusamenstürzen sehen.

Nachdem sich Antigonus II Doson die Hegemonie über den achäischen Bund hatte übertragen lassen, wozu die Eidgenossen noch die Stadt Korinth als Geschenk fügten, eroberte er die arkadischen Städte Tegea, Orchomenos und Mantinea und bewies durch die furchtbare Bestrafung der Stadt Mantinea, die er zerstören und deren Einwohner er theils hinrichten, theils in die Sclaverei verkaufen ließ, was Griechenlands Freiheit von seinem Protectorate zu erwarten hatte. Das entleerte Mantinea schenkte er den Argivern, für welche sodann Arat eine neue Ansiedlung dort gründete und sie dem königlichen Schutzherrn zu Ehren Antigonēa nannte.

Zwar überfiel jetzt Kleomenes, zur Rache gereizt, Megalopolis und verwüstete diese Stadt, auf ihre Weigerung, zu Sparta zu treten, so arg, daß sie nachher nicht mehr bewohnt werden konnte; doch hatten sich die Einwohner unter der Führung des jungen Philopömen's glücklich nach Messenien gerettet. Aber im folgenden Jahre zog der König als Bundesoberfeldherr mit fast 30,000 Mann gegen Kleomenes aus, der mit 20,000 Mann,

der letzten zusammengerafften Kraft Sparta's, in den Engpässen von Sellasia den Eingang in das spartanische Gebiet bewachte.

Ungeachtet der festen Stellung, die Kleomenes mit seinem Bruder Euklidas auf den beiden Höhen, die den Eingang beherrschten, genommen hatte, gieng die Schlacht von Sellasia 221 v. Chr. und mit ihr die bisher unbezwungene Freiheit Sparta's verloren. Der besonnene Angriff Philopömen's auf die Stellung des Euklidas, der es versäumt hatte, demselben zuvorzukommen, verschaffte den Verbündeten den Sieg: Euklidas fiel, der Kern des spartanischen Heeres wurde vernichtet, Kleomenes entkam, von wenigen Reitern begleitet, nach Sparta; dort rieth er im Bewußtsein der Unmöglichkeit künftigen politischen Fortbestandes, den Einwohnern, sich zu ergeben, eilte dann, ohne Erfrischung zu nehmen, nach kurzem ausruhendem Anlehnen an einer Säule, mit wenigen Freunden an das Meer und schiffte sich nach Ägypten ein. Daselbst fand er aber nur Gefangenschaft und einen bedauerlichen Tod.

Als er nämlich in Alexandria ankam, bot er Alles auf, den König Ptolemäus Philadelphus zu einer Unterstützung behufs einer Wiederbefreiung Sparta's zu vermögen; auch hatte er den König schon dafür gewonnen, als dieser starb und sein Nachfolger, der junge Ptolomäus Philopător, von seinen Räthen gegängelt, die Unterstützung nicht nur versagte, sondern auch den Kleomenes, auf elende Angeberei hin, sammt seinen 13 Freunden in einem Schlosse gefangen halten ließ. Da somit alle Hoffnungen dahin waren, wollten die Gefangenen noch ein Äußerstes wagen, oder auf ächtspartanisch untergehen. Als einst der König von der Hauptstadt abwesend war, machten sie die Wachen trunken, brachen mit Dolchen bewaffnet aus dem Schlosse, durchzogen mit dem Rufe „Freiheit" — der natürlich den Ägyptiern ein völlig leerer Schall war — die Stadt und wollten sich der Burg bemächtigen. Da dieser tolle Handstreich natürlich mißlang, stießen sie sich alle, ein jeder den Dolch in das eigene Herz!

Der König mit seinen Räthen war hierauf niedrig und feige genug, die greise Mutter und die Kinder des Kleomenes sammt den Frauen seiner Freunde, die ihren Gatten bei der Flucht aus Sparta theils gleich, theils nachher gefolgt waren, ohne Mitleid hinrichten zu lassen. Auch sie starben klaglos mit dem stolzen Muth ächter Spartanerinnen.

7. Wiederherstellung der Oligarchie in Sparta. Der macedonisch-hellenische Staatenbund. Der achäische Bund fortan unter macedonischem Einfluß. Arat's Tod.

Zum erstenmal, seit Sparta stand, mußte es einen Feind siegreich und ohne einen Widerstand leisten zu können, in seine Straßen einziehen sehen und des härtesten Looses gewärtig sein. Doch Antigonus schonte Stadt wie Land, und begnügte sich, Sparta dadurch unschädlich zu machen, daß er durch Wiederherstellung des Ephorats und Zurückführung der Oligarchen das von Kleomenes geschaffene Werk umstürzte und Sparta zum Eintritt in die macedonisch-hellenische Bundesgenossenschaft (Symmachie) bewog.

Das durch des Euklidas Tod und des Kleomenes Flucht erledigte spartanische Königthum blieb unbesetzt und machte einem macedonischen Vorstand in der Person des

Böotiers Brachylles Platz. Das nannte Antigonus Sparta befreien und für solche Befreiung erhielt er von den Oligarchen sowohl, als auch von der achäischen Eidgenossenschaft und ihren Städten „alle menschliche und göttliche Ehre" erzeigt!

Sparta aber lag fortan in Ohnmacht und auch die Kraft des achäischen Bundes war gebrochen, und konnte sich wider seinen Gegenfüßler, den ätolischen Bund, ohne macedonische Hülfe nicht mehr halten.

Drei Tage nach der Schlacht von Sellasia erhielt Antigonus Doson Kunde von einem Einfall der Illyrier in Macedonien: er eilte zurück, schlug glücklich den wilden Feind, zersprengte sich aber durch das angestrengte Rufen in der Schlacht ein Gefäß und starb in Folge eines Blutsturzes.

Sein früher Tod war bei allem dem nicht nur ein Unglück für Macedonien, das unter ihm wieder mächtig und stark geworden war, sondern auch sogar für Griechenland kein Gewinn, indem bei seinem längern Leben der von ihm gestiftete Staatenbund doch einige Gewähr für die allgemeine Ruhe hätte leisten können. Denn in diesem Bunde hatte Macedonien zwar die Hegemonie, aber jedes der Bundesmitglieder, unter denen auch die Thessalier, Böotier, Akarnanen und Epiroten aufgeführt werden, wenigstens „formell gleiches Recht" und auch das kleinste Glied seine Autonomie.

Unter dem folgenden macedonischen Könige, dem zwar talentvollen, aber durch Schmeichler mißleiteten Philipp II (eig. III.), brachen für Macedonien und Griechenland allmählig jene Verwicklungen herein, welche beide Staaten dem Untergang entgegenführten. In dem Bundesgenossenkriege, den Macedonien und der achäische Bund mit den räuberischen Ätoliern und den mit ihnen verbundenen Spartanern zu führen hatten, ward besonders der Peloponnes schwer heimgesucht, und selbst als der Friede zu Naupactus 217 v. Chr. zu Stande kam, ließen weder die beständigen Eroberungsplane dieses Königs, noch der unaufhörliche rohe Fehdegeist der Ätoler einen geordneten Zustand von Dauer aufkommen.

Der achäische Bund fand nicht immer an Macedonien hinreichende Hülfe, und Arat selbst wurde noch ein Opfer seiner frühern schiefen Politik, indem er 213 v. Chr. auf Philipp's Betrieb durch langsames Gift getödtet wurde. Wie dann nach vielfachen Wirren der achäische Bund durch den edlen Megalopolitaner Philopömen und seine gewandte Kriegskunst noch einmal von einem neuen bessern Geiste beseelt und wieder zur Selbständigkeit erhoben wurde, alsdann aber sammt der macedonischen Macht und der griechischen Freiheit zuletzt von dem, unterdeß zum Riesen herangewachsenen Römerreiche verschlungen wurde, wird im Verlauf der römischen Geschichte näher berichtet werden. Für jetzt muß sich der Blick des Betrachters den übrigen Reichen zuwenden, die sich aus den Diadochenkämpfen herausgestaltet und unter sich, wie auch zu Macedonien, in abwechselnd freundlichen und feindlichen Verhältnissen gestanden haben.

7. Kapitel. Das syrische Reich unter den Seleuciden.

1. Innere Beschaffenheit und Blüthe des Seleucidenreiches unter seinem Stifter. Sieg des Antiochus I Soter über die Galater und sein Kampf mit Eumenes I von Pergamum. Erster und zweiter syrischer Krieg mit Ägypten.

Daß Seleucus I Nikātor das von ihm gestiftete Reich, zu dem er durch die Eroberung Babylons 312 v. Chr. den Grund gelegt hatte, zuerst im Osten und Nordosten bis an den Indus und Jaxartes erweitert (Kap. 3, 2.), darauf nach einem vergeblichen Zug in die Gangesländer dem mächtigen Pendschabbeherrscher Sandrakottus (eig. Kandragupta s. II. 3, 1. VI. 9, 4. VII. 1, 1.) das indische Reich bis herwärts zu den Paropamisaden diesseits des Indus überließ, zufrieden, durch ein Bündniß mit ihm den Handelsverkehr nach Indien gesichert zu haben; — daß er sodann nach der Entscheidungsschlacht bei Ipsus aus der Theilung der Antigonusherrschaft auch die Westlande vom Euphrat bis zum Meere, und in Kleinasien bis Phrygien hinein erhielt, hierauf im Kampf mit dem Lysimachus auch den kleinasiatischen Westen noch hinzufügte, so daß er nach seinem durch Ptolemäus Keraunus gewaltsam herbeigeführten Tode (K. 4, 4. a. E.) seinem Sohne Antiochus I Soter den größten Theil der Nachlassenschaft Alexander's hinterließ (wodurch sich Daniel's Weissagung 11, 5. erfüllte): — das alles ist bereits oben bei der Darstellung der Diadochenkämpfe angegeben worden.

Diesem ungeheuern Reiche aber fehlte theils nach Außen eine sichere Nordgränze, weil es dort durch die unabhängigen Reiche von Atropatene und Armenien, Kappadocien und dem Pontus gefährlich umstellt war, theils gieng ihm von Innen jene Einheit ab, welche Ägypten und Macedonien hatte, weil es die allerverschiedensten Nationalitäten und Bildungsarten umfaßte, folglich keine gleichmäßig monarchische Regierung, sondern nur eine Satrapenverwaltung zuließ.

Seleucus hatte daher das Reich in 72 kleine Satrapieen mit getrennter Civil- und Militärgewalt eingetheilt, um deren Verwalter in besserer Abhängigkeit und Thätigkeit erhalten und dadurch Empörungen leichter verhindern zu können, — und dieser Politik blieben wenigstens seine ersten Nachfolger treu. Frühe schon bereitete sich eine spätere Theilung dieses Reichs in ein östliches mit den obern Satrapieen, und in ein westliches diesseits des Tigris vor, in welchem letzteren sich die alteinheimische Cultur mit der hellenischen leichter verschmolz. Allenthalben in Mesopotamien und Syrien erhoben sich neue Städte, in denen griechische Sprache und Kunstthätigkeit so überwog, daß in manchen Gegenden die heimische Sprache verschwand oder mißachtet zurücktrat, und in diesem Kernlande der Seleucidenmacht „ein asiatisches Macedonien" zu erstehen schien.

Unter der großen Zahl neuer Städte, welche besonders Seleucus I gründete, waren Seleucīa am Tigris und Antiochīa am Orontes am berühmtesten. Seleucīa baute er, um dadurch das wegen zunehmender Versumpfung ungesunde Babylon zu ersetzen, dessen sämmtliche Bewohner durch ihn nach Seleucia übergesiedelt wurden, so daß von da an das weltberühmte Babylon gänzlich verödete und jetzt an seinen geringen Überresten (I. 4, 1. II. 5) kaum mehr zu erkennen ist. (Seleucia selbst, das lange Zeit mächtig blühte, ward im 8. Jahrh. v. Chr. von den Arabern zerstört und durch Bagdad am jenseitigen Ufer des Tigris ersetzt.) — Als ihm nach der Schlacht bei Ipsus Syrien zufiel mit der Hauptstadt Antigonīa am Orontes, verschmähte er es, dieselbe zu seiner Residenz zu machen, und verpflanzte deren Einwohner in die von ihm deßhalb an einer schönern Stelle des Orontes erbaute und nach seinem Sohne benannte Hauptstadt Antiochīa, welche bald an Glanz und Reichthum mit Seleucīa und Alexandrīa wetteiferte. Doch war dieser Sitz zu weit von den nördlichen und östlichen Theilen seines Reiches entfernt und erschwerte die Überwachung derselben.

In der Osthälfte des Reiches legte theils die Rohheit der nördlichen Bergvölker sowohl, als der südlichen Küstenbewohner, theils die Geschlossenheit des medischen und persischen Volksthums, besonders aber der ernste und tiefere Gehalt der Religionslehre Zoroaster's dem Eindringen des hellenistischen Wesens zu große Hindernisse entgegen, als daß es im besten Fall zu mehr als einer bloß äußerlich verträglichen Berührung durch Militärbesetzung gekommen wäre.

In dem zuletzt hinzugekommenen Westtheile, in Kleinasien nämlich, lagen andersartige, einer Einheit nicht minder widerstrebende Elemente vor. Das Innere dieses Landes zwar nahm (mit Ausnahme der wilden Bergvölker: Isaurier, Lycier und Pisidier) durch neue Ansiedlungen bald hellenistische Bildung auf und ließ sich leichter leiten; aber rings in den Küstenländern dieser Halbinsel, wo schon seit uralter Zeit berühmte hellenische Pflanzungen waren, bot die „bunt sich kreuzende" selbständige Politik hellenischer Republiken (insbesondere der drei mächtigen Seehandelsstaaten Byzanz, Heraklēa und Rhodus) oder hellenischer Alleinherrschaften, sodann „altnationaler Fürsten, neuer aufstrebender Dynasten und eingedrungener fremder Barbaren" (der Galater) dem Seleuciden-Regiment die schwierigsten Hindernisse.

Daher konnte schon Antiochus I diese vorderasiatische Eroberung seines Vaters nicht ganz behaupten. Obwohl er durch seinen glänzenden Sieg über die eingebrochenen Galater (275 v. Chr.), der ihm den Beinamen Soter, der Retter, verschaffte, auch den Fürsten und freien Städten daselbst hohe Achtung einflößte, so mußte er doch die durch den Galatereinfall geförderte Unabhängigkeit der Fürsten von Bithynien (K. 5, 2.), von Kappadocien und vom Pontus, so wie der einzelnen kleinen Freistaaten anerkennen, den Gedanken aber, Macedonien und Thrazien zu gewinnen, vollends aufgeben.

Bald sodann erhob sich gegen ihn der reiche Dynast Eumenes I von Pergamum (Neffe jenes Philetärus, der dort nach seinem Abfall von Lysimachus (K. 4, 4.) den königlichen Schatz in Beschlag genommen hatte), mächtig bereits durch den Erwerb umliegender Landschaften und eines bedeutenden Heeres. Als ihn Antiochus in die Schranken zurückweisen wollte, ward er von ihm bei Sardes 262 v. Chr. geschlagen und mußte auf jenen Landstrich verzichten.

Aber nicht bloß in Kleinasien, auch in Syrien hatte schon Antiochus schwere Kämpfe mit der ägyptischen Macht der Ptolemäer zu bestehen, in denen er an sie Cölesyrien und die phönizischen Städte verlor. Eroberte er auch Damaskus wieder, so konnte er doch die ägyptische Gränze nicht mehr erreichen. Dennoch gelang es diesem tapfern und besonnenen König im Allgemeinen wenigstens noch, sein weites Reich zusammenzuhalten und durch fortgesetzte „Hellenisirung" die Tiefländer der östlichen Provinzen mehr und mehr an das Seleucideninteresse zu fesseln.

2. Schwächung des Reiches unter Antiochus II Theos. Sein Tod. Dritter syrischer Krieg zwischen Seleucus II Kallinīkus und Ägypten. Der Bruderkrieg zwischen Seleucus II und Antiochus Hierax.

Aber unter seinem unbesonnenen, wüstem Sinnentaumel und roher Heftigkeit hingegebenen Sohne Antiochus II, der sich von den kriechenden Milesiern, die er von einem Tyrannen befreite, den Beinamen Theos, Gott, gefallen ließ, erlitt das Seleucidenreich schwere Einbuße. Zwar gelang es ihm, den Süden von Thrazien von der macedonischen Gränze an bis an das Gebiet von Byzanz zu erobern; auch wußte er die den Ptolemäern ergebenen ionischen Städte durch eine Freiheitserklärung an die syrische Politik zu knüpfen. Dagegen ward ihm, als er unbesonnen das mächtige Ägypten angriff, von Ptolemäus II Cilicien, Pamphilien, Lycien und Karien entrissen, und ehe noch der Friede zu Stande kam, riß sich Parthien unter Tiridates und Arsaces (Arsákes) 250 v. Chr. von Syrien los, nachdem vorher Baktrien's Abfall unter Diotŏtos das Vorspiel nachheriger weiterer Verluste im Osten gewesen war.

Immer mehr zeigte sich's, wie unhaltbar das Seleucidenreich war, einerseits durch die Reactionen altheimischer, von der electrischen Kraft des Griechenthums „aufgerüttelter" Nationalitäten, anderseits durch die wachsende Furchtbarkeit des ägyptischen Nebenbuhlers. Selbst der Friede, den Antiochus II mit Ägypten schloß, sollte diesem syrischen Herrscher zum Tode, seinem Reiche zu tieferem Verderben gereichen.

Um nämlich das Friedensband fester zu schlingen, verstieß er seine Gemahlin und Schwester Laodīce sammt den mit ihr erzeugten Söhnen und vermählte sich mit Berenīce, der Tochter des Ptolemäus Philadelphus. Dafür rächte sich Laodīce und einer Furie gleich vergiftete sie nicht nur den König Antiochus, sondern ließ auch sein mit Berenīce erzeugtes Söhnlein und nachher diese selbst ermorden und ihren eigenen ältesten Sohn Seleucus II Kallinīkus zum Thronfolger ernennen.

Aus diesem Frevel entstand nun zwischen diesen Reichen der dritte syrische Krieg, ein schwerer, langdauernder Krieg, in welchem fast alle syrischen Länder jenseits des Euphrats bis über den Tigris von der übermächtigen Land- und Seemacht des Ptolemäus Philopător ausgebeutet und abgerissen, Syrien ins-

besondre dem ägyptischen Reiche einverleibt wurde. Nach den größten Anstreugungen konnte der jugendliche Seleucus II, weil er Vielen als Usurpator erschien, nur seine kleinasiatischen Besitzungen behaupten und selbst von diesen mußte er Cilicien seinem, vermuthlich von Ägypten beschützten Bruder Antiochus Hierax abtreten, mit dem ihn der Frevel der Mutter entzweit hatte.

Bald jedoch gelang es seiner elastischen Kraft, jenseits des Taurus in der Landschaft Seleucis und auch jenseits des Euphrats wieder festen Fuß zu fassen (242) und auch diesseits des Taurus seinem Bruder Cilicien wieder zu entreißen, wogegen er demselben aber Vorderasien überlassen mußte. Nachdem Seleucus II einen vergeblichen Versuch zur Wiedereroberung Parthiens gemacht hatte, und dabei sogar den Parthern in die Hände gefallen (240), aber wieder losgekommen war, zog er wieder gegen seinen unruhigen Bruder Hierax, mit dem er nun einen langen, nur durch vorübergehende Beilegung unterbrochenen Bruderkrieg führen mußte, bei welchem Hierax gewöhnlich von Ägypten unterstützt wurde.

Als Seleucus ihm Vorderasien wieder abgewann, wurde er dadurch mit dem König Mithridates von Pontus und seinen Galatern in einen Kampf verwickelt, so daß Seleucus in der furchtbaren Schlacht bei Ancyra 30,000 Mann und beinahe das Leben einbüßte. Doch entkam er gerettet nach Cilicien, mußte aber Kleinasien wieder seinem Bruder überlassen, und söhnte sich durch einen Frieden mit ihm aus. Die Beilegung dieses Bruderzwists nöthigte auch Ägypten, dessen Politik stets auf Zerstörung der Seleucidenmacht gerichtet war, einen zehnjährigen Waffenstillstand mit Seleucus zu schließen. Dadurch bekam Seleucus Ruhe und Zeit, von Babylon aus wieder einen Theil seiner ehemaligen Herrschaft im Osten zu befestigen.

Bald aber entzündete der Einfall seines unruhigen Bruders Hierax in Syrien und in die Euphratlande wieder den Bruderkrieg, der jedoch nach manchem Glückswechsel abermals mit einem Frieden endete.

Hierauf verdarb es Hierax mit Ägypten, wurde daher, wahrscheinlich auf ägyptischen Betrieb, von dem pergamenischen König Attalus bei Sardes angegriffen, besiegt, und in eine thrazische Veste gesperrt, entkam zwar daraus wieder, fiel aber einer gallischen Horde in die Hände und wurde von ihr erschlagen. Als Seleucus nun, um Kleinasien nicht in die Hände des Pergameniers kommen zu lassen, aus Syrien herbeieilte, fand er durch einen Sturz vom Pferde den Tod.

3. Seleucus III Keraunus. Antiochus III der Große.

Gleich nach seinem Tode begrüßte das Heer seinen Bruder, der eigentlich Alexander hieß, mit dem Namen Seleucus III Keraunus (wiewohl er sich amtlich eigentlich Seleucus Soter nannte). Die durch seines Vaters Tod herbeigeführte Niederlage gegen Attalus zwang den ohnedies schwachen König, Kleinasien der starken Hand des pergamenischen Königs zu überlassen, welcher die griechischen Städte daselbst besser vor den wilden, ruhestörenden Galaterhorden zu schützen wußte.

Im dritten Jahre seines Königthums (222) zog Seleucus III, unterstützt durch den kühnen Muth des kräftigen Achäus (eines Brudersohns von seiner Mutter), zur Wiedergewinnung Kleinasiens aus, wurde aber in Phrygien von zweien seiner Feldherren vergiftet.

Achäus nahm die vom Heere ihm angetragene Königswürde nicht an, sondern führte im Namen des Bruders des Ermordeten, des 15jährigen Antiochus III, den das in Syrien zurückgebliebene Heer zum Thron berief, den Krieg gegen Attalus schnell und glücklich zu Ende, so daß Kleinasien wieder zum Seleucidenreiche gefügt und Attalus wieder auf das kleine pergamenische Gebiet beschränkt wurde.

Der Anfang der Regierung dieses Antiochus des Großen (wie man ihn späterhin nannte) schien dem Reiche wenig Glück zu verkünden. Der König war noch zu jung und stand unter dem Einfluß eines herrsch- und ränkesüchtigen Rathgebers, des Kariers Hermeias, der ihn zu einem Krieg mit Ägypten drängte, um Cölesyrien und Palästina wieder zu gewinnen. Aber der Versuch, durch die Libanonpässe bei Raphia zu dringen, mißlang und zwang ihn, diese Hoffnung aufzugeben.

Unterdessen waren die Meder und Perser abgefallen und bis an den Tigris vorgedrungen, hatten durch eine Scheinflucht ein ihnen entgegengeschicktes syrisches Heer getäuscht und geschlagen, ja bereits Seleucia am Tigris eingenommen. Da übernahm Antiochus selbst den Zug gegen sie, drängte die Empörer zurück, befreite sich dann aus der Abhängigkeit von jenem schlechten Karier (der durch seine Verläumdungen und Gewaltthätigkeiten vielen tüchtigen Männern, darunter auch dem edlen Achäus den Untergang gebracht hatte) und faßte nun mit selbständiger Kraft die Zügel der Herrschaft.

Seine raschen Züge gegen Parthien und Baktrien verhalfen ihm zwar nicht mehr zum Besitz dieser Länder; auch sein ungeheurer Zug gegen Indien hatte keinen eigentlichen Ländergewinn zur Folge, aber seine Thatkraft erhob doch die Seleucidenmacht wieder zu Ansehen. Als daher in Ägypten der vierte Ptolemäer starb und nur einen fünfjährigen Sohn hinterließ, konnte Antiochus der Lockung nicht widerstehen, sich nun Ägyptens zu bemächtigen. Doch diese seine Eroberungssucht brachte ihn 203 v. Chr. in einen Zusammenstoß mit der Römermacht, dessen Ausgang die römische Geschichte angiebt (s. IX. 6, 2. u. 5.).

8. Kapitel. Das ägyptische Reich unter den Ptolemäern.

1. Innere Lage und Blüthe Ägyptens unter Ptolemäus I. Der ägyptische Hof. Alexandria Sitz des Welthandels und der Weltbildung. Geschichte Cyrenaica's.

In welch' kluger Voraussicht Ptolemäus I Soter bei jener Provinzvertheilung, die nach Alexander's Tod der Reichsverweser Perdikkas vornahm (K.1, 1.),

sich Ägypten zur Verwaltung wählte und dort ein wohlgeordnetes Reich gründete (323 v. Chr.), das er durch die Stürme der Diadochenzeit hindurch glücklich behauptete und in Ruhe regierte; — wie er es dabei durch Eroberung von Ländern erweiterte, die (wie Phönizien und Cölesyrien, Cyrene und Cypern) ihm feste Stützpuncte zur Behauptung seiner Macht, insbesondere seiner Seeherrschaft gewährten; wie er diese von ihm geschaffene Macht benützte, um auf das syrische, thrazische und ganz besonders auf das macedonisch-griechische Reich einen weitgreifenden Einfluß zu üben: — das alles wurde in der vorangehenden Darstellung der Diadochen- und Epigonen-Kämpfe näher aufgezeigt. Hier ist nur noch zu betrachten, was er während seiner 40jährigen glücklichen Regierung für die innere Ausbildung des Lagidenreichs gethan hat, so daß seine Nachfolger nur in seine Fußtapfen zu treten brauchten, um seine Schöpfung fortzuerhalten.

Als das gerade Gegentheil des vieltheiligen, in sich lose verbundenen Seleucidenreiches war das geographisch abgeschlossene, von allen Seiten wenig gefährdete Reich der Ptolemäer in seinem Innern vor den Kriegsstürmen stets geschützt und hatte dabei durch seine uralten Verkehrswege zu Land und zu Wasser den Vorzug, dennoch in nächster, wie in fernster Beziehung mit der ganzen alten Welt zu stehen.

Schon Alexander der Große hatte, den stationären Character des ägyptischen Volkes erkennend, die wesentlichsten hierokratischen Einrichtungen desselben sammt dem altgewurzelten Cultus sowohl, als auch der auf ihm beruhenden Kasteneintheilung des Volkes und Nomen-Eintheilung des Landes belassen (VI. 5, 6.); nur die schon seit Psammetich sich mehr und mehr auflösende Kriegerkaste verschwand durch die macedonische Occupation völlig. An ihre Stelle trat eine „militärische Executivgewalt", welche durch das ganze Land mittels militärischer Besatzungen und der ihnen übertragenen Polizei die innere Ordnung aufrecht erhielt.

Dagegen waren alle Regierungsgewalten (das Militärwesen, die Civilverwaltung, die Justiz- und Finanzverwaltung) völlig von einander gesondert, und eine streng geordnete, tief hinabgreifende Gliederung und Vielstufigkeit der Beamtungen hatte durch die Klugheit des Begründers dieser monarchisch-militärischen Regierungsweise die Bestimmung, das fremde (griechische) Wesen — jedoch mit großer Schonung vorhandener Vorurtheile und mit Benützung vorhandener Anknüpfungspuncte, z. B. der vorhandenen Gesetze beim Justizwesen — dem Volksleben einzuimpfen.

Die gesetzgebende und ausübende Befugniß war ein Ausfluß der königlichen Gewalt, die gleich der macedonischen und seleucidischen nur durch denjenigen Heerestheil, der aus eigentlichen Macedoniern bestand, einigermaßen beschränkt war, in so fern jeder Thronerbe zur Ausübung seines Rechts erst die Anerkennung des Heeres bedurfte.

Der König regierte durch ein Synedrium, d. i. durch einen Staatsrath, den er nach Gutdünken berief und meist persönlich leitete, und von dem aus seine Befehle an die Beamten ergiengen. Obgleich die ganze Hofumgebung im griechi-

schen Bildungs- und Gesittungselemente lebte, so machte sich doch in ihr ein macedonisch-persisches Ceremoniel mit wohlabgemessenen Rangstufen bemerkbar, so daß Hof und Heer zum ägyptischen Wesen allerdings einen starken Gegensatz bildete. Im Übrigen aber suchte man den Ägyptiern die Annäherung an griechische Gesittung möglichst zu erleichtern, wozu schon die lange her allenthalben frei unter ihnen wohnenden Griechen wesentlich beitrugen.

Obgleich die Priesterschaft, welche übrigens schon unter den saitischen Pharaonen vor der Perserzeit keinen Antheil an der Regierung mehr hatte, eben so gut zinspflichtig war, wie jede andere Kaste, so erwiesen ihr doch die Ptolemäer vielfach schonende und ehrende Rücksicht, z. B. durch Erlaß rückständiger Abgaben, durch Anweisung neuer Einkünfte, durch Beisteuern zum Cultus, durch Wiederherstellung monumentaler Bauten, durch Erbauung von Tempeln ꝛc.; ja es gelang sogar dem ersten Ptolemäer durch eine fein ausgedachte Verbindung des griechischen Zeushades-Dienstes mit dem ägyptischen Isis- und Osirisdienste in einem neu dazu erbauten Prachttempel des Serāpis vielfache Berührungspuncte einer gemeinsamen Gottesverehrung und dadurch zugleich weitgreifende geistige Verbindungen des griechischen und ägyptischen Wesens herbeizuführen und so das von Alexander angebahnte Verschmelzungswerk merklich zu fördern. Vorzüglich durch dieses Verfahren prägte sich daher auch jenes Amalgam von griechisch-orientalischem Wesen, der Hellenismus, im Lagidenreich, am deutlichsten aus (VI. 9, 1.).

Der Centralsitz dieser neuen Bildungsform, so wie der ganzen Regierungspolitik der Ptolemäer war die von Alexander gegründete Stadt **Alexandrīa**, welche von Ptolemäus und seinem Sohne erst auf jene Höhe gehoben wurde, auf der sie nicht nur ihre ursprüngliche Bestimmung, ein neues Tyrus oder der erste Handelsplatz der Welt zu werden, erreichte, sondern auch „der Herd einer Weltliteratur, und Weltbildung" wurde, in welcher „ideeller Weise die Resultate aller frühern sporadischen (zerstreuten) nationalen Entwicklungen vereinigt" sind.

Dort am Hofe dieses hochgebildeten Fürsten, der durch seine Beschreibung von Alexander's Thaten selber zu den Schriftstellern jener Zeit gehörte, war der Sammelplatz der bedeutendsten Dichter und Gelehrten jener Zeit aus allen Ländern, und das von ihm mit der größten Freigebigkeit gegründete Institut für Kunst und Wissenschaft, das Museum sammt der nachher damit verbundenen Bibliothek, die sich theils in emsiger Sammlung der gesammten Literatur der hellenischen Vergangenheit, wie der heiligen Schriften der Ägyptier, Perser und der Juden (K. 10, 2.), theils in kritischer Durchforschung dieser Schriftenschätze, theils in Entdeckung neuer Gänge in den Schachten der Wissenschaften, theils in Verarbeitung oder Nachbildung der erkannten Musterwerke tund thaten. (Von der nähern Beschaffenheit und Wirkung dieser Thätigkeiten s. K. 11.)

Das **Museum** (Museion) befand sich im Brucheion, d. i. in dem festesten und schönsten Stadttheile von Alexandria, und zwar in einem zum königlichen Gesammtpalast gehörigen, mit bedeckten Spaziergängen rc. versehenen Gebäude, worin eine ansehnliche Anzahl Gelehrter, darunter viele, die anderwärts aus ihrer Heimath verbannt worden waren, auf Staatskosten unterhalten wurden. In demselben Gebäude waren die vielen Säle der berühmten alexandrinischen Bibliothek. Die darin gesammelten Bücher (eigentlich Bücherrollen) enthielten die mit ungeheuern Kosten gefertigten Abschriften, zum Theil auch die Urschriften, aller wissenschaftlichen und poetischen Werke, deren man habhaft werden konnte. (So befanden sich z. B. die Urschriften der Werke des Äschylus, Sophokles und Euripides darin, welche einer der Ptolemäer von den Athenern für 15 Talente, d. i. für 21,000 Thaler und für eine vollständige Abschrift davon erworben hatte.) — Als das Museum für die allmählig anwachsende Menge dieser Bücher, deren es 400,000 faßte, keinen Raum mehr hatte, so wurde das Serapēum (ein Theil des Serāpistempels) noch hinzugenommen, worin im Laufe der Zeit sich noch 300,000 Rollen anhäuften. — Zur Anlegung dieser Bibliothek war dem Gründer derselben jener Demetrius Phalereus behülflich, der zehn Jahre lang den athenischen Staat geleitet hatte, und bei dem Übergang Athens in die Hände des Demetrius Poliorcetes nach Macedonien und von da nach Kassander's Tode zu Ptolemäus nach Ägypten gegangen war, wo er bis zu dessen Tode Oberaufseher der Bibliothek und seiner attischen Bildung wegen geschätzt war. (S. Kap. 3, 2. a. E. u. K. 3, 3. a. A.)

Die Größe der materiellen Macht Ägypten's unter den drei ersten Ptolemäern erkennt man daraus, daß Ägypten allein, ohne seine Nebenländer, über 30,000 Städte und Flecken zählte; daß unter dem zweiten Ptolemäus das Landheer aus 200,000 Mann zu Fuß, 40,000 Reitern, 2000 Streitwagen, 300 Kriegselephanten, sammt Waffenvorräthen für 300,000 Mann, — die Flotte aber aus 1500 großen Kriegsschiffen, 2000 kleinern Kriegsfahrzeugen und 8000 Yachten bestand, und daß der Schatz, dem Werthe nach, 900 Millionen Thaler, die jährliche Einnahme aber 18 Millionen Thaler betrug, die ungeheuern jährlichen Getreidelieferungen nicht gerechnet. Obgleich demnach „der Steuerdruck groß" gewesen sein muß, so blühte dennoch das Land „mehr wie je zuvor." Denn da der Handel der ganzen damaligen Welt mit Arabien, Äthiopien und Indien über Ägypten gieng und in dieser Beziehung alle andern Seehandelsstaaten, wie Byzanz, Rhodus, Syracus, Karthago in Verbindung mit Ägypten standen: so strömten in diesem Lande und besonders in Alexandrīa fast alle Reichthümer der Welt zusammen, um von da nach Innen und nach Außen in weitere Circulation gesetzt zu werden.

Zur Beschützung des alexandrinischen Handels ließ Ptolemäus I durch den Baumeister Sostratus aus Knidus auf der kleinen Insel Pharus, die vor den beiden Haupthäfen Alexandria's lag, jenen berühmten Leuchtthurm bauen, welcher wegen seiner Größe und Pracht zu den sieben Wunderwerken der alten Welt gezählt wurde. Er war 400 Fuß hoch, fast eben so breit an jeder Geviertseite, und ganz von weißem Marmor erbaut. Er bestand aus 8 Stockwerken, deren jedes eine von Marmorsäulen getragene Gallerie hatte. Auf seiner obersten Plattform wurde allnächtlich ein großes Feuer unterhalten, das auf 5 bis 6 Meilen weit das Meer ringsum beleuchtete, während ein großer Metallspiegel die Annäherung der Schiffe schon dann zeigte, wann die Ferne sie noch dem bloßen Auge entzog.

Einen besondern Stützpunct fand die Macht Ägyptens in seinen wichtigen, mehr satrapieenartig mit ihm verbundenen Nebenländern, insbesondre in dem

Besitz von Palästina mit Phönizien, das ihm zur Vormauer gegen die Macht der Seleuciden, sowie zur Brücke Asiens diente; ferner von Cölesyrien, dessen Libanonwaldungen ihm das in Ägypten mangelnde Schiffbauholz —, sodann von Cyrenaica, das ihm Pferde, Rindvieh und Früchte in ungemeiner Menge —, endlich von Cypern, das ihm Schiffsmaterial jeglicher Art lieferte.

Unter diesen Nebenländern Ägyptens verdient an dieser Stelle nicht bloß in materieller, sondern auch in geistiger Beziehung der schon im grauen hellenischen Alterthum sehr bedeutende Culturstaat **Cyrenaica** wegen seines Einflusses auf Verbreitung hellenischen Lebens und Wesens, eine nähere Betrachtung. — Der cyrenäische Staat, gelegen auf der Hochebene Barka auf der nordöstlichen Küste Afrika's, erstreckte sich in's Mittelmeer hinein und war von drei Seiten vom Meer umgeben und auf der vierten von der Wüste (im S. von der großen Sahara, im O. von der Wüste Barka) begränzt. Schon Phönizier und Karthager kannten und benutzten dieses Land; Hellenen gründeten Cyrene, entwickelten es zu einer hohen Culturblüthe; Ägyptier und Römer zogen lange daraus ansehnlichen Gewinn, bis es fast das ganze Mittelalter hindurch wie verschollen und erst im Anfange unsers Jahrhunderts durch europäische Reisende wieder bekannt wurde. Von seiner ehemaligen Fruchtbarkeit wissen die jetzigen Einwohner nichts mehr; aber viele Ruinen von Palästen, Tempeln, Befestigungen und Grabmälern zeugen noch von seiner ehemaligen Cultur. — Die Gründung Cyrene's gieng 631 v. Chr. von der Insel Thera aus, und zwar durch **Battus** I und unter Einwirkung des Orakels von Delphi. Er war ein milder und wohlthätiger Herrscher, der nach seinem Tode (600) als Heros verehrt wurde. Ihm folgte 501 Arcesilaus I, unter dessen Sohne, dem Könige Battus II dem Glücklichen, zahlreiche Einwanderer aus dem Peloponnes, Kreta und andern Inseln nach Libyen einwanderten: dadurch entstanden neue Städte, aber auch Reibungen mit den Libyern, die, um sich zu halten, sich dem König Apriës unterwarfen. Dieser ergriff diese Gelegenheit, um seine Herrschaft über Cyrenaica auszudehnen, wurde aber von den Cyrenäern zurückgeschlagen und verlor auch in Ägypten seine Herrschaft an den Amasis, der mit den Cyrenäern Freundschaft und ein Bündniß schloß.

Ein Streit zwischen dem cyr. König Arcesilaus II, dem Sohne des Königs Battus II, mit seinen Brü dern veranlaßte die Gründung von Barka, das unter eigenen Königen sich unabhängig erhielt. Auch Libyen fiel ab und endlich wurde Arcesilaus ermordet. Seine Wittwe übte Blutrache und verschaffte ihrem Sohne Battus III den Thron. Unter diesem Könige nahmen Unruhen und Parteiungen so überhand, daß die Cyrenäer das Orakel zu Delphi um Rath und Abhülfe baten. Auf ertheilten Rath beriefen sie den „weisen" Demōnax aus Mantinea zur Ordnung ihrer Staatsangelegenheiten. Dieser beschränkte die Königsgewalt auf das Priesterthum, und den Vorsitz im Rathe, hob die alte Stammeintheilung auf und richtete statt derselben drei Phylen ein: die erste enthielt Theräer und Periöken, die zweite Pelopponnesier und Kreter, die dritte die übrigen Inselbewohner. Battus' II Sohn, Arcesilaus III (seit 530), wollte das alte Königthum zurückführen, wurde aber zweimal verjagt und fand seinen Tod 516 in Barka. Seine kühne Mutter Pheretimm flüchtete sich zu dem persi schen Statthalter Ägyptens, erhielt dessen Unterstützung, eroberte Barka durch List und rächte sich an den Feinden ihres Hauses, starb aber bald eines elenden Todes. Ihr Sohn Battus IV wurde in Cyrene als König angenommen. Doch dauerten daselbst die Unruhen fort, und als sein kräftiger Sohn Arcesilaus IV eine strenge Herrschaft führte, ward er gestürzt und das Königthum abgeschafft, nachdem es unter den Battiaden 200 Jahre lang gedauert hatte.

Durch Aufhebung der drei Phylen, durch Auflösung der frühern Genossenschaften und der alten Familienculte und durch Untereinandermischung aller Stände entstand um das J. 450 eine Demokratie, deren Freiheitsgeist zwar dem Staate einen mächtigen Aufschwung gab, so daß Ackerbau, Schifffahrt und Handel, Kunst und Wissenschaft aufblühten; bald aber kamen heftige Parteiungen auf, deren Zügellosigkeit zu inneren Unruhen führten, welche Herrschsüchtige zur Er-

richtung einer Tyrannis benützten. Ein solcher Tyrann war Ariston (um 400 v. Chr.). Die von ihm vertriebenen Aristokraten erzwangen sich jedoch Wiederaufnahme und Amnestie.

Der mit der Freiheit gewachsene Wohlstand führte zur Üppigkeit und diese zu tiefem Sittenverfall. Deßhalb forderten die Bessern den athenischen Philosophen Plato auf, ihr Gesetzgeber zu werden. Dieser aber lehnte die Ehre ab, „weil es schwer sei, die Cyrenäer, denen es so sehr gut gienge, in Ordnung zu bringen: denn es sei kein Mensch schwieriger zu beherrschen, als der, welcher sich einbilde, daß es ihm gut ergehe, anderseits keiner geneigter, sich leiten zu lassen, als der, welcher vom Schicksal gebeugt sei." — Als sodann Alexander der Große Ägypten eingenommen hatte und die Cyrenäer ihm durch Geschenke huldigten, ehrte er sie durch Gewährung seiner Bundesgenossenschaft. — Nachher suchte sich der griechische Söldnerführer Thymbron des Landes zu bemächtigen; die Cyrenäer aber baten den Ptolemäus I Soter von Ägypten um Beistand, der nun zwar durch seinen Feldherrn Ophellas den Thymbron besiegte, aber Cyrenaica der ägyptischen Herrschaft unterwarf. Fortan hörte die Selbständigkeit der Cyrenäer auf und selbst ihre Hauptstadt verlor ihre frühere Bedeutung, weil die Ptolemäer andere Städte zu heben suchten und höchstens manchmal einen Prinzen des königlichen Hauses mit einem bloßen Schein von Selbständigkeit in Cyrene residiren ließen.

Während der Thronstreitigkeiten des VI. und VII. Ptolemäers ordneten die Römer an, daß der letztere (Ptolemäus Physkon) Cyrenaica mit Cyprus als ein selbständiges Reich erhielt (158 v. Chr.). Nach seines Bruders Tode bemächtigte er sich des ganzen Reiches (147). Der unechte Sohn desselben, Ptolemäus Apion, Beherrscher von Cyrenaica, setzte in seinem Testamente die Römer zu Erben ein (96 v. Chr.). Von da an stand dies Land unter römischer Hoheit. Erst als 66 v. Chr. die Insel Kreta von den Römern besetzt wurde, vereinigten sie Cyrenaica mit derselben zu Einer Provinz unter einem Proprätor, später unter einem Proconsul.

Da die Cyrenäer auch nach dem Untergang ihrer Selbständigkeit im andauernden Verkehr mit Griechenland standen, so blieb ihr Staat noch lange eine Pflegestätte hellenischer Bildung. Zu den wissenschaftlichen Männern, die unter den Cyrenäern erstanden, gehörte der V. 11, 7 geschilderte Philosoph Aristippus, der eine Zeit lang am Hofe des jüngern Dionysius lebte, dann zu Athen und Ägina der Stifter der cyrenäischen Schule wurde. Er war der erste Sokratiker, der für seinen Unterricht Geld nahm. — Seine Tochter Arete, geb. zu Cyrene, war eine der gelehrtesten Frauen des Alterthums: sie folgte ihrem Vater auf dem Lehrstuhl anfangs zu Cyrene, dann zu Athen, und lehrte die Philosophie desselben 25 Jahre lang. — Ihr Sohn und Schüler Aristippus der Jüngere (geb. gegen 360 v. Chr.) bildete die Lehre seines Großvaters zu einem System aus. — Der Cyrenäer Karneades (geb. 214, gest. 129 v. Chr.) wurde der Stifter der dritten oder neuen Academie. Er erwarb sich durch seinen Scharfsinn und seine ungewöhnliche Beredtsamkeit so großen Ruhm, daß er von den Athenern mit noch zwei andern Philosophen als Gesandter nach Rom geschickt wurde, wo er der griechischen Philosophie eifrige Freunde gewann. — Aus Cyrene war auch der von den Ptolemäern hochgeehrte Geograph und Astronom Eratosthenes, 228. v. Chr. (Siehe unten K. 11, 7.). — Sein Zeitgenosse, Landsmann und Lehrer war der Lyriker Kallimachus, der besonders wegen seiner Sprachgelehrsamkeit als Lehrer an das Museum zu Alexandria berufen wurde. (S. K. 7, 5.) — Auch gehörten die cyrenäischen Ärzte zu den berühmtesten im Alterthum. (Vergl. Gottschick über die Gründung und Blüthe des hellenischen Staates in Cyrenaica. Lpz. 1858.)

2. Ägypten unter Ptolemäus II Philadelphus. Abstand des Hofes und Volkes.

Was Ptolemäus I so großartig begründet hatte, führte sein Sohn und Nachfolger Ptolemäus II Philadelphus (aus des Vaters Nebenehe mit Berenice) in gleichartigem Sinne und mit noch größerer Prachtliebe fort. Unter seiner 38jäh-

rigen Regierung nahm Ägypten in Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft seinen höchsten Aufschwung und erreichte eine vorher nie gekannte Stufe des Wohlstandes. Zur Erweiterung des Handels ließ er die Stadt Berenice mit dem trefflichen Hafen Myos Hormos (Mäusebucht) am arabischen Meerbusen anlegen, der den Handel, welchen die Tyrier bis dahin in diesem Meere hatten, den Ägyptiern zuwendete. Eben so verbesserte er die durch die Wüste nach Koptus führende Karawanenstraße durch einen neben ihr fortlaufenden Kanal aus dem Nil, so wie durch Anlegung von Karawansereien oder Herbergen für die Karawanenzüge.

Als Sohn eines hochgebildeten Vaters und Schüler des Idyllendichters Theokrit und des Elegieendichters Philetas war es kein Wunder, daß er auch der Pflege der Künste und Wissenschaften eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit widmete, wie er denn selber das Studium der Naturgeschichte mit Vorliebe trieb, die Bibliothek außerordentlich bereicherte und an seinem Hofe die Dichter Theokrit, Aratus, Kallimachus, die Grammatiker Zenodot, Aristarch, die Mathematiker Konon und Hipparch und noch viele andere Gelehrte mit ausgezeichneter Freigebigkeit ehrte.

Obgleich er theils aus Liebe zu den Genüssen des Friedens, theils aus körperlicher Schwächlichkeit den Krieg nicht liebte, darum auch nie aus seinem Lande kam und durch seine Gesandten und Flotten in die Ferne wirkte: so erlangte er doch in einem zuvorgekommenen Angriff auf den Seleuciden Antiochus Soter und den mit demselben verbündeten ägyptischen Statthalter Magas von Cyrene den Besitz von Cicilien, Pamphilien und Karien, mußte aber den Magas als unabhängigen König von Cyrene anerkennen.

Der Luxus aber und das Wohlleben, dem er fröhnte, stach gegen das ärmliche Leben der untern Volksklassen Ägyptens, die in der hohen Bildung ihrer Beherrscher keinen Ersatz für ihre Entbehrungen finden konnten, allzusehr ab, als daß dem Volke ein wirklicher Gewinn aus seiner Regierung hätte erwachsen können.

Allerdings wußte dieser Fürst dem ungeheuern Luxus und der verschwenderischen Pracht, die er um sich herum liebte, die Form der geistreichsten Anmuth zu geben, und den üppigen Genuß, dem er ergeben war, in das Gewand der zierlichsten und feinsten Bildung einzukleiden, ja selbst den Ernst der Wissenschaft durch „heitre Eleganz" zu mildern, so daß sein Leben in einem „endlosen Genießen" dahin glitt, ohne von den bloßen Scheinschranken der Sittlichkeit in seinem Flusse aufgehalten zu werden: dennoch mußte er einst, als er am Podagra krank zum Fenster seines Palastes hinausschaute, beim Anblick armer ägyptischer Arbeiter, die ihr Frühstück verzehrten und ihre Glieder im Sande streckten, ausrufen: „O daß ich Armer nicht einer von ihnen bin!" — So wenig Frieden gewährt die höchste Bildung an und für sich selbst, wenn sie nicht mit einer die Sittlichkeit fördernden Religion verbunden ist!

Die erste Gemahlin dieses Fürsten war des Lysimachus Tochter Arsinoë, die er, als sich Anzeigen ergaben, daß sie ihm nach dem Leben trachtete, in die Verbannung schickte. Seine zweite Gemahlin war seine eigene leibliche Schwester; daher er den Beinamen Philadelphus erhielt, indem eine solche eheliche Verbindung selbst das sittliche Gefühl des Heiden verletzte, der zwar die Ehe mit einer Halbschwester nicht für ungesetzlich ansah, wohl aber die mit einer ganzen Schwester. Es war dieß des Lysimachus Wittwe, jene ränkevolle, noch

dazu sehr in den Jahren vorgerückte Arsinoë (K. 4, 3. und K. 5, 1.), die er nur aus kleinlicher Politik heirathete, wahrscheinlich um durch sie die Anwartschaft auf mehrere ihr gehörige vorderasiatische Städte und dadurch dort einen Anhalt gegen die Seleuciden zu bekommen.

3. Ägypten unter Ptolemäus III Euergĕtes. Verfall Ägyptens unter Ptolemäus IV Philopātor.

Ihm folgte 246 v. Chr. sein Sohn erster Ehe Ptolemäus III Euergĕtes, welcher, mehr seinem Großvater ähnlich, mit dem hohen Sinn für Kunst und Wissenschaft auch Muth und Tapferkeit verband und durch kriegerische Thätigkeit die bereits einer weichlichen Ruhe sich hingebenden Ägyptier wieder aufregte und vor allzubaldigem Versinken bewahrte. Er war es, der, um den gewaltsamen Tod seiner Schwester, der syrischen Königin Berenice (K. 7, 2.), an dem Sohne der Mörderin, dem Seleucus Kallinīkus, zu rächen, mit der ganzen Überlegenheit seiner Land- und Seemacht jenen glücklichen Kriegszug unternahm, der das Seleucidenreich diesseits und jenseits des Euphrats, von Jonien bis Baktriana, sammt einer ungeheuern Beute, darunter allein 40,000 Talente Silbers (56 M. Thaler) und 2500 der kostbarsten Gefäße und Bildsäulen, in seine Hände legte. (K. 7, 2.)

Konnte er auch diese Eroberung, mit Ausnahme von Seleucia und einigen kleinasiatischen Küstenländern, nicht behaupten, wie denn schon zum Theil die ägyptische Staatsklugheit davon abmahnte: so hatte er doch die ganze Seleucidenherrschaft bis in ihre Wurzel erschüttert und den Grund zu deren Zersplitterung gelegt.

Auch unter ihm noch stand Ägypten in der höchsten Blüthe, zumal er dessen südliche Gränze bis hinauf zu den Quellen des Nils ausdehnte und durch Anlegung von neuen Handelsstraßen in die obern Theile Ägyptens dem Karawanenhandel in's Innere von Afrika eine größere Ausdehnung gab. Die Freundlichkeit, mit der er die Ägyptier und ihre Priester behandelte, indem er ihnen die noch übrigen, von Kambyses zerstörten Tempel wieder aufbaute und die von den Persern geraubten und von ihm auf jenem Rachezug durch Oberasien zurückerbeuteten ägyptischen Heiligthümer zurückgab, verschaffte ihm seinen Beinamen Euergĕtes, der Wohlthäter.

Mit dem Schlusse seiner 27jährigen Regierung 221 v. Chr. schloß auch das goldene Jahrhundert, das die drei ersten Ptolemäer über Ägypten heraufführten, und dessen Glanz sich in den andern hellenistischen Reichen wiederspiegelte.

Dessenungeachtet hatte diese hohe Bildung nicht sittlichen Kern genug, um die eindringenden Folgen des übergroßen Reichthums, des sinnlichen Wohllebens und der weichlichen Genußsucht aufzuhalten. Mit dem vierten Ptolemäer trat der tiefe innere sittliche Anbruch als äußerlich offen daliegender Schaden heraus, an welchem das noch länger schimmernde Reich sich allmählig verzehrte.

Ptolemäus IV Philopätor, mit welchem die Reihe der schwachen, meist verwerflichen Regenten Ägyptens beginnt, war ein Weibern und Günstlingen hingegebener, schwelgerischer und verschwenderischer, dabei grausamer Fürst. Durch seine Schwelgerei, die ihm den Beinamen Tryphon (Schwelger) zuzog und die er besonders durch seine häufige Theilnahme an der wilden Ausgelassenheit der Dionysien (Bacchusfeste) bewies, zog er den ganzen Hof, der sich vorher wenigstens durch eine feine äußere Sitte ausgezeichnet hatte, zur Gemeinheit herab.

Von seiner Verschwendung, unter welcher das ohnedies vorher schon sehr belastete Land stark litt, zeugt unter Anderm der Bau eines Vierzigdeckers (d. i. eines Schiffes mit 40 übereinander befindlichen Ruderbankreihen), welcher 4000 Ruderer, 4000 Matrosen und 3000 Soldaten faßte, dafür aber auch nicht vom Platze zu bewegen war. Seine Grausamkeit legte er durch die Ermordung seines Bruders, ja seiner eigenen Gattin, so wie durch die Gefangenhaltung des Spartaners Kleomenes und der Freunde desselben und durch die Hinrichtung ihrer Frauen (K. 6, 7. a. E.), desgleichen durch seine Frevel gegen das jüdische Volk (K. 10, 3.) an den Tag.

Die Absichten des syrischen Königs Antiochus des Großen auf Cölesyrien und Phönizien (K. 7, 3.) vereitelte sein tüchtiger Feldherr Polykrates bei Raphia; doch mußte Ptolemäus Seleucia und den thrazischen Chersones aufgeben und konnte in dem gewaltigen Angriff, welchen Antiochus nun mit seiner ganzen Macht auf Ägypten selbst richtete, sich nur durch die hülfreiche Dazwischenkunft der Römer retten, die dafür fortan auch auf Ägypten einen Einfluß geltend machten, von welchem in der römischen Geschichte weiter berichtet werden wird. Ptolemäus selbst starb an den Folgen seiner Ausschweifungen und hinterließ das zerrüttete Land seinem fünfjährigen Sohne Ptolemäus V Epiphänes und den unheilvollen Bestrebungen einer vormundschaftlichen Regierung (s. IX. 6, 2 u. 5. a. E.).

9. Kapitel. Die kleinern Reiche aus Alexander's Hinterlassenschaft

1. Atropatēne. Baktrien. Parthien. Armenien. Pontus. Bithynien.

Auch die kleinern Reiche, die sich in den Kämpfen der Diadochen und ihrer Nachkommen eine Selbständigkeit errungen haben, verdienen eine kurze Betrachtung, da sie meist noch in die römische Zeit hinüberdauerten und zum Theil in die größern Weltbegebenheiten mit einzugreifen berufen waren. Lassen wir sie in geographischer Aufeinanderfolge von Osten nach Westen vor uns vorübergehen.

Das Königreich Atropatēne oder das atropatenische Medien (jetzt Aderbeidschan, d. i. Land des Feuers) war von dem ehemaligen Alexanderreich diejenige Provinz, worin allein reinpersische Herrschaft blieb und die Parsenlehre ihren eigentlichen Herd, das Magierthum seinen eigentlichen Sitz hatte. Deßhalb wollte sich hier das einheimisch-nationale mit dem Grie-

chenthum durchaus nicht verschmelzen, so daß eine starke religiös-politische Opposition gegen den Hellenismus entstand.

Die Erhebung dieses Reichs gegen die Herrschaft der Seleuciden „durchbrach" die Verbindung, welche Seleucus Nikator und sein Sohn Antiochus zwischen dem kaspischen Meer und dem Pontus zu begründen suchten und „zerstörte den mercantilischen Einfluß der Seleuciden auf die pontischen Handelsstädte." — Späterhin, zur Zeit Antiochus' des Großen reichte es bis zu den obern Gegenden des Phasis und bis zum kaspischen Meere. Da das Land reich und das Volk sehr tapfer war, so konnten seine Beherrscher über große Streitkräfte verfügen und desto leichter die Verwicklungen des syrischen Reichs zu häufigen Einfällen in die Länder vom kaspischen Meer an bis hin zum medischen Ekbatāna benützen.

Das Königreich Baktrien gründete um das Jahr 256 v. Chr. der Satrap Diodōtus I, ein Grieche, der unter Antiochus II vom Seleucidenreich abfiel und nachher 243 v. Chr. sein Reich auf seinen Sohn Diodot II vererbte, dessen Sohn Euthydēmus sodann von Antiochus dem Großen als König anerkannt wurde. Späterhin wurde Baktrien eine Beute der Parther.

Das parthische Reich dankt seinen Ursprung dem Scythen Arsaces (Arsákes), der um das Jahr 250 mit einem Haufen von Daern, die den Namen Parther führten, vom Achusfluß her über die Wüste die Landschaften im Südosten des kaspischen Meers überfiel und in den Ebenen von Parthiēne nach dem Falle des dortigen syrischen Statthalters Andragōras eine unabhängige Herrschaft gründete, ohne daß ihm der syrische König Antiochus II es wehren konnte, weil derselbe gerade mit Ägypten in Krieg verwickelt war.

Der Name Parther ist die persische Übersetzung des Namens Scythen, die schon in uralten Zeiten der ägyptische Sesostris dorthin angesiedelt haben soll. Sie gehören wahrscheinlich ursprünglich zu den unruhigen Kriegerhorden Turans, aus denen die alten Perserkönige die Hauptkraft ihrer Heere zogen, und änderten ihre Nomadenweise durch ihre Ansiedlung im iranischen Lande, dessen reine Urstämme ja selbst (nach der heiligen Überlieferung der Parsen) zuerst Nomaden waren, die, aus den nordöstlichen Gegenden herkommend, in Iran sich angesiedelt hatten (II. 1, 1.).

Die erste Residenz der Arsaciden oder Nachfolger des Arsaces im Königthum war Hekatompylos. Während der Kämpfe der Seleuciden in Kleinasien erweiterte sich das parthische Reich, indem Arsaces II (der auch Tiridátes I heißt) 253 v. Chr. Hyrkanien und einen Theil von Medien eroberte und seine Unabhängigkeit gegen die Angriffe des Seleucus III Kallinikus behauptete, den er zweimal besiegte und beim zweiten Siege (236) sogar auf kurze Zeit gefangen bekam (Kap. 7, 2.). Auch sein Nachfolger Arsaces III bestand einen glücklichen Kampf gegen Antiochus den Großen, der es daher für gerathen fand, auf den Besitz von Parthien und Hyrkanien förmlich zu verzichten (210 v. Chr.) — Wie unter den folgenden Arsaciden Parthien anfieng, sich fast zu einem Weltreich zu gestalten und durch seine Furchtbarkeit nachher selbst dem Vordringen der Römer in Asien Einhalt that, ist Gegenstand späterer Betrachtung.

Das Königreich **Armenien** hatte sich während der Diadochenkämpfe selbständig gemacht, gerieth dann wieder in eine jedoch nur leichte Unabhängigkeit vom Seleucidenreiche, und machte sich dann wieder los, indem schon vor 260 v. Chr. ein armenischer König sich findet und 230 der Namen des Königs Arsames vorkommt, konnte aber nicht recht zu einer Bedeutung kommen.

Das Königreich Kappadocien war um seine alte Selbständigkeit, die es selbst gegen Alexander noch zu behaupten gewußt hatte, durch dessen Feldherrn Eumenes (K. 1, 3.) gekommen, errang aber dieselbe um das Jahr 301 v. Chr. wieder. Die kappadocischen Könige rühmten sich, von einem der sieben Perserfürsten zu stammen, aus denen Darius Hystaspis zum persischen Throne gelangte (III. 9, 7.). Durch die frühe Verbindung dieses Landes mit Medien war in ihm der Lichtdienst der Parsen heimisch geworden und das Land voller Magier. Unter den vielen Feuertempeln daselbst war der reichste der von Komāna, dessen 6000 Tempeldiener unter einem Oberpriester standen, der immer aus dem Königsgeschlechte stammen mußte.

Das Königreich Pontus zu beiden Seiten des Halysstroms stand unter der echtpersischen Dynastie der Mithridate, deren Ahnherr Artabázes, ebenfalls einer jener sieben Perserfürsten war, von denen Darius Hystaspis die Länder am Pontus zur Satrapie bekommen hatte (III. 9, 7.). Die pontischen Dynasten standen daher seit alter Zeit mit den Griechen in vielfacher Berührung, geriethen dann in die Abhängigkeit Alexander's, erhoben sich aber nachher im Kampf wider Antigonus durch König Mithridátes II wieder zur Selbständigkeit, in welcher nach der Schlacht bei Ipsus 301 Mithridat III anerkannt wurde. Die hellenischen Küstenstädte des Pontus, wie Sinōpe, Heraklēa u. a. erhielten sich jedoch von den pontischen Herrschern stets unabhängig.

Das Königreich Bithynien hatte schon noch unter der persischen Herrschaft als Satrapie eine ziemlich unabhängige Stellung errungen und sich diese auch gegen Alexander, sowie nachher gegen dessen Nachfolger in Thracien, Lysimachus, durch die Tapferkeit des Königs Zipötas zu erhalten gewußt. Der Sohn dieses Königs Nikomēdes I trieb im Jahr 280 v. Chr. den Überfall des syrischen Königs Antiochus I mit Glück zurück, konnte sich aber in einem zweiten Angriff desselben nur durch die Hülfe der Freistadt Heraklēa halten, an die er dafür einen Theil Bithyniens abtreten mußte, während sein Bruder einen andern Theil an sich riß. In dieser Bedrängniß rief Nikomedes die Kelten oder Galater aus Thrazien herüber (K. 5, 2. a. E.) und schloß mit ihnen einen Heerdienstvertrag, der ihm ein Söldnerheer von 20,000 Mann zur Verfügung stellte, mit dem er sogleich das ihm von seinem Bruder entrissene Gebiet wieder nahm und dadurch, so wie auch durch sein Bündniß mit dem macedonischen König Antigonus Gonatās (K. 5, 3.) den Seleuciden Antiochus nöthigte, keine weitern Ansprüche an Bithynien zu machen.

Dafür hatte aber Nikomedes von nun an mit den wilden Galatern selbst seine Noth, und seine Kämpfe mit ihnen endeten nur damit, daß er ihnen einen

Theil von Bithynien mit Nordphrygien (nach dem Halys zu) einräumen mußte, ein Gebiet, das von ihnen den Namen Galatien oder auch (weil sich zu den Galatern viele Griechen gesellten) Gallogräcia erhielt.

Wer hätte gedacht, daß gerade aus diesen wilden Galaterhorden sich 300 Jahre später jene liebliche Christengemeinde herausbilden würde, die der Apostel Paulus auf seiner zweiten Missionsreise stiftete, und in welcher sich anfangs eine so reiche Gabe des heiligen Geistes, eine so innige Liebe zu dem ihnen verkündeten Heiland der Welt und ein so freudiger Selbstverläugnungssinn für seine Sache kund that.

Nach dem Tode des Nikomedes I, der auch die glänzende Residenz Nikomedia (264 v. Chr.) gegründet hat, trat ein Erbfolgestreit ein. Er hatte nämlich mit Ausschluß seiner erwachsenen Söhne erster Ehe auf Betrieb seiner ränkevollen zweiten Gemahlin deren unmündige Kinder zu Erben eingesetzt und das Testament unter die Garantie zweier Großmächte, Macedonien und Ägypten, und dreier freien Städte (Byzanz, Heraklea und Kios) gestellt. Dagegen aber erhob nach seinem Tode 246 v. Chr. sich sein älterer Sohn aus erster Ehe, Zeilas, unterstützt von einem theilweise aus Galatern bestehenden Heere, und errang sich, unter abwechselnden Kämpfen gegen die garantirenden Mächte, den Thron, in dessen Besitz er auch besonders von Ptolemäus I anerkannt wurde.

Nachdem er bei einem Gastmahle von galatischen Häuptlingen 232 ermordet worden war, übernahm sein Sohn Prusias I die Regierung; sein Enkel Prusias II aber wird uns in der römischen Geschichte begegnen.

2 Das pergamenische Reich.

Daß der Schatzmeister des thrazischen Königs Lysimachus, der Eunuche Philetärus aus Tiana in Bithynien, nach der Ermordung seines Freundes Agathokles durch die Königin Arsinoë sammt der Stadt Pergamum und dem auf der Burg daselbst befindlichen königlichen Schatze von 9000 Talenten (über 12 Mill. Thlr.) 283 v. Chr. abfiel und sich unter den Schutz des syrischen Königs Seleucus Nikator begab, ist K. 4, 4. berichtet worden. Nach der Ermordung dieses syrischen Königs durch Ptolemäus Keraunus (K. 4, 4. a. E.) machte er sich unabhängig und wurde so der Gründer der pergamenischen Dynastie.

Nachdem er seine Herrschaft 20 Jahre lang gegen die Angriffe der Syrer, Bithynier und Galater befestigt hatte, übergab er sie, weil er kinderlos war, sammt dem reichen Schatze bei seinem Tode 263 v. Chr. dem Sohne seines ältern Bruders, dem Eumĕnes I. Dieser benützte die Eifersucht der Großmächte gegen einander und erweiterte mit Hülfe galatischer Söldner sein Gebiet auf Kosten des syrischen Reichs, und als Antiochus I Soter deßhalb gegen ihn auszog, schlug er ihn bei Sardes und behauptete während seiner 22jährigen Regierung wenigstens den Küstenstrich zwischen dem eläischen und adramyttischen Meerbusen (K. 7, 1. a. E.).

Obgleich er, wie auch seine Vorgänger, ein großer Freund und Beförderer der Kunst und Wissenschaft war, so war er doch dabei auch der Unmäßigkeit im

Trinken so ergeben, daß sie ihm 241 v. Chr. den Tod zuzog. Hierauf übernahm Attălus I, ein anderer Neffe des Philetăros, die Regierung und wurde der eigentliche Stifter des pergamenischen Königreichs.

Es hatten nämlich in dem Bruderkriege zwischen Seleucus Kallinīkus und Antiochus Hierax (K. 7, 2.) die Galaterhorden in Kleinasien wieder „ihre Überlegenheit fühlen gelernt" und durchzogen beutegierig die Länder und Städte Kleinasiens, von denen manche sich kaum durch Tribut Schonung erkaufen konnten. Als sie aber auch in das Pergamenische einfielen, trat ihnen Attalus muthig entgegen und erfocht über sie bei Pergamum einen so glänzenden Sieg, daß er im Gefühl dieses Verdienstes das Diadem und den Königsnamen annahm, welchem nicht nur sein ungeheurer Reichthum, sondern auch der hohe Ruhm, in welchem er bei seinen Zeitgenossen wegen seiner edlen Freigebigkeit, hohen Bildung und staatsmännischen Weisheit stand, Werth und Bedeutung verlieh.

Die Erneuerung des genannten Bruderkriegs gab ihm sodann Gelegenheit, in siegreichen Kämpfen mit Antiochus Hierax das Gebiet von Pergamum zu erweitern. Als aber der folgende syrische König Seleucus III Keraunus gegen ihn zog, wurde Attalus, nach der Ermordung desselben, von dessen Neffen, dem syrischen Reichsverweser Achäus, geschlagen und auf den bloßen Besitz von Pergamum eingeschränkt (K. 7, 3.). Bald darauf jedoch gewann er einen Theil seines vorigen Gebiets wieder, fand aber nun auch an Macedonien einen gefährlichen Gegner, so daß er es zur Sicherung seiner Stellung für gut hielt, ein Bündniß mit den Römern einzugehen, durch welches er aber in neue Wechselfälle hineingezogen wurde, deren nähere Angabe die römische Geschichte enthält. Er starb nach einer 43jährigen Regierung 197 v. Chr. und hinterließ das Reich seinem Sohne Eumenes II, durch dessen enge Verbindung mit den Römern das pergamenische Reich seinen größten Umfang und Glanz erhielt.

Die Stadt Pergamum selbst, die einst zum lydischen Reiche des Königs Krösus gehört hatte, lag in der Landschaft Mysien und war eine der schönsten Städte Kleinasiens. Sie wurde unter der Pflege ihrer Dynasten, besonders des Königs Attalus I und seines Sohnes Eumenes II, ein vorzüglicher Sitz der Kunst und Wissenschaft.

Dieser Eumenes II, von welchem in der römischen Geschichte noch näher die Rede sein wird, legte in edlem Wetteifer mit den Ptolemäern die pergamenische Bibliothek an, brachte sie mit ungeheuern Kosten auf 200,000 Rollen und wurde dadurch der Haupterhalter der literärischen Schätze des Alterthums für alle kommenden Zeiten. Denn als der fünfte Ptolemäer aus Eifersucht, um der pergamenischen Bibliothek das Wachsthum zu erschweren, die Ausfuhr des ägyptischen Papiers verbot, leitete die dadurch entstandene Papiernoth die Pergamenier auf die Erfindung des Pergamen's oder der charta pergamēna, d. h. auf die bessere Zubereitung der Thierhäute, die auch früher schon zum Schreiben benützt worden waren. Der Gebrauch des Pergamen's (Pergaments) als Schreibmaterials gab fortan den Schriftrollen eine größere Dauerbarkeit und machte es möglich, daß von den Werken des klassischen Alterthums, wenigstens diejenigen, welche in den Jahrhunderten später eintretender Barbarei dem Untergang durch rohe Gewalt entgiengen, nicht vom Zahn der Zeit vernichtet wurden.

10. Kapitel. Judäa.

1. Judäa als Tempelstaat unter Alexander dem Großen und Ptolemäus I. Geordneter Zustand bis zum Tode Simon's des Gerechten.

Während ringsum die Welt durch den Kampf um irdische Hoheit, irdische Habe und sinnlichen Genuß in wilder Gährung und selbst ihre höchste geistige Errungenschaft in einem Zersetzungsprozeß begriffen war, wurde durch die göttliche Gnadenvorsehung in der Verborgenheit des kleinen, von der Welt abgesonderten und wenig beachteten Tempelstaates Judäa auf's Neue jenem Worte die Stätte zugerichtet, welches in der Fülle der Zeit der streitenden Welt den Frieden, ihrem nimmersatten Verlangen volle Genüge und ihrem todtwunden Gewissen Leben und Heil bringen sollte.

Fast 200 Jahre waren seit der ersten jüdischen Colonie aus dem babylonischen Exil (III. 9, 4.) bis zum Sturze des persischen Reiches verflossen. Während dieser Zeit hatten die Juden unter der milden persischen Oberhoheit und unter der unmittelbaren Leitung ihres Hohenpriesters und des ihm beigegebenen hohen Raths im Ganzen genommen ein stilles, ruhiges Leben geführt und, ernstlich geheilt von aller Sucht nach politischer Größe, mehr einen von den Weltwirren unbeirrten, in sich selbst geschlossenen Kirchenstaat dargestellt.

Nachdem die Stimme der drei letzten Propheten, welche noch zur Wiederaufrichtung des Gottesstaates mitgeholfen hatten, verhallt war, hatte dieser die Aufgabe, sich forthin auf den Grund des Gesetzes und der Propheten zu erbauen und in Erwartung des durch sie verkündeten Heils der Zeit entgegenzuleben, in welcher der Verheißene, so wie er in den prophetischen Schriften auf's genaueste vorgebildet war, selbst erscheinen würde, um durch die Erfüllung des Gesetzes und seine selbst aufopfernde Liebe die Bande der Sünde und des Todes zu sprengen und ihnen jene Freiheit zu bringen, in der allein die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit möglich werden sollte.

In dem Maaße aber, daß das jüdische Gemeinwesen wieder erstarkte, schlich sich auch der irdische Sinn wieder ein, der in der Folge mit dem Streben nach politischer Geltung dem jüdischen Staate den letzten Untergang bereitete.

Doch in dieser ersten Zeit seiner Wiederherstellung darf der Eifer nicht verkannt werden, mit dem die geistlichen Leiter der jüdischen Religion für die Erhaltung und Bewahrung der von Esra begonnenen heiligen Schriftensammlung gesorgt, jede „apokryphische Zuthat ferne gehalten“ und selbst auf Verbreitung der Schriftkenntniß mittels Erklärung der Schrift n den seit Esra allenthalben im Lande aufgekommenen Synagogen Bedacht genommen haben.

Noch unter dem letzten Perserkönige wurde die Kluft, die zwischen den Juden und Samaritanern seit dem Wiederaufbau Jerusalems bestand (III. 9. 8.), noch dadurch vergrößert, daß Manasse, der Sohn des jüdischen Hohenpriesters Jaddua, die Tochter des Statthalters von Samaria, Saneballat's II, eines gebornen Samariters, heirathete, und, weil er diese ungesetzliche Ehe mit einer Nichtjüdin nicht auflösen wollte, nach Samaria auswanderte und dort, von seinem Schwiegervater unterstützt, einen falschjüdischen Gottesdienst durch Erbauung eines Tempels auf dem Berge Garizim einrichtete, wobei er sich selbst zum ersten Hohenpriester machte. Diese Anmaßung sowohl, als auch der unredliche Sinn, womit sie die fünf Bücher Mosis verfälschten, um ihre Abstammung von Jakob zu beweisen, und ihr Unglaube, mit dem sie die übrigen Schriften des Alten Bundes verwarfen, steigerte den Haß der Juden gegen die Samariter auf's höchste und erhielt sich fortwährend bis in die Zeit Christi.

Daß Judäa, als es in die Hand Alexander's des Großen fiel, von dem Sieger eine unerwartet rücksichtsvolle, milde Behandlung erfuhr, ist bereits (VI. 5, 5.) erwähnt worden. Nach Alexander's Tode kam es mit den übrigen Küstenländern des Mittelmeeres zuerst unter die Satrapenverwaltung des Feldherrn Laomĕdon, der es aber bald dem Gründer der neu-ägyptischen Herrschaft dem Ptolemäus I Soter, überlassen mußte.

Da dieser umsichtige Regent alles that, um Ägypten durch Zuführung syrischer Kräfte zu erneuern und insbesondre Alexandria zu bevölkern, so konnte ihm der lebhafte regsame Geist und die rührige Thätigkeit der im übrigen Orient verbreiteten Juden nicht entgangen sein, und daher schien es ihm zweckdienlich, zahlreiche jüdische Colonisten unter Bewilligung großer Vorrechte, darunter sogar des macedonischen Bürgerrechts, in die Städte seines Reichs und besonders in seine Hauptstadt zu ziehen. Ehe er daher im Jahre 314 v. Chr. im Kampf mit Antigonus (K. 3, 1.) Syrien und Palästina an denselben abtreten mußte, führte er noch große Züge jüdischer Colonisten mit sich fort und vertheilte sie im ägyptischen Lande.

Doch im Jahre 301 setzte die Schlacht bei Ipsus den Ptolemäus wieder in den Besitz jener ihm so wichtigen Länder, und von da an blieb auch Judäa fast 100 Jahre lang unter der friedlichen und milden Herrschaft der ersten drei Ptolemäer. Nur einmal während dieser Zeit war es auf einige Jahre in der Gewalt des Seleucus Nikator, der gleichfalls die Juden sehr begünstigte und sie zu Niederlassungen in Antiochia und andern Städten seines Reichs ermunterte.

In dieser ersten Seleucidenzeit lebte zu Jerusalem von 300—201 v. Chr. der Hohepriester **Simon der Gerechte** (Jaddua's Enkel), der nach Sirach 50. ein Muster von Frömmigkeit und Vaterlandsliebe war und unter dessen Vorsitz die große Synagoge den Kanon der heiligen Schrift abschloß.

Die große Synagoge (nicht zu verwechseln mit dem Sanhedrin, d. i. dem aus 72 Mitgliedern bestehenden hohen Rath) war eine Versammlung von frommen und gelehrten Männern, die, an der Zahl 120, jedoch schwerlich gleichzeitig, sondern zum Theil nacheinander lebend (von Esra an gerechnet bis zu Simon dem Gerechten) sich die obberührten Verdienste um die Einrichtung des Cultus und um die Sammlung der heiligen Schriften A. T. erworben haben.

2. Judäa unter Ptolemäus II. Beginn der Secten- und Parteienkämpfe. Eindringen heidnischen Verderbnisses. Die Septuaginta.

Nach dem Tode des gerechten Simon begann jedoch das bis dahin rege erhaltene Glaubensleben zunächst durch äußere Einwirkungen allmählig wieder abzunehmen und mehr und mehr in ein bloßes Halten am Äußerlichen, theils am Gesetzesbuchstaben, theils an der Überlieferung, überzugehen. Denn als die Juden in Judäa durch den Verkehr mit den in Asien und in Ägypten lebenden Juden mehr und mehr mit griechischen Sitten und Ansichten bekannt wurden, blieben sie von dem Einflusse des hellenistischen Wesens nicht unberührt. Und so wie schon die Trennung des Hohenpriesterthums von dem bisher mit ihm stets verbunden gewesenen Hohen Rath, der sich unter dem Bruder und Nachfolger Simon's des Gerechten, dem Hohenpriester Eleasar 260 v. Chr., einen eigenen Vorsitzer in der Person des Antigonus Socho gab, als eine Folge jenes eingedrungenen fremden Elements betrachtet werden kann: so hängt damit auch die Spaltung der Gesetzlehrer oder Rabbinen in zwei Parteien zusammen, davon die eine sich fest an den gegebenen Kanon hielt, die andere aber der mündlichen Überlieferung wenigstens eben so hohen Werth beilegte.

Als Haupt der letztern Partei wird ebenfalls jener Socho genannt und ihm zugleich auch die Begünstigung griechisch-philosophischer, von der heiligen Schrift abweichender Lehren zugeschrieben, welche dann nachher von seinen Schülern, darunter besonders von Zaddok, weiter ausgebildet worden seien. Die Anhänger dieses Zaddok bildeten nachher die Secte der Sadducäer, welche alles bezweifelten und verwarfen, was sich auf ein übersinnliches ewiges Leben bezog. Insbesondre läugneten sie die Abhängigkeit des Menschen von einem höhern Willen, die persönlichen Führungen und Lenkungen Gottes in den menschlichen Schicksalen, die Lehre von einer Auferstehung und von einer Rechenschaft nach dem Tode. Sie fanden daher unter den Reichen und Vornehmen ihre meisten Anhänger, die sich auch dadurch characterisirten, daß sie sich vorzüglich an die jedesmal herrschende Macht anschmiegten.

Durch diesen Gegensatz wurde die nationale Partei nur noch eifriger in der Beobachtung des Gesetzes, und besonders suchten die Anhänger der Tradition durch Aufstellung neuer selbstersonnener Satzungen das Eindringen heidnischen Verderbnisses abzuhalten. Dadurch aber gaben sie Veranlassung, daß man allmählich ein größeres Gewicht auf die Satzungen legte, ja sie sogar strenger beobachtete als das göttliche Gesetz selbst, so daß sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte durch den daraus entstehenden Pharisäismus ein todter Buchstaben- und Ceremoniendienst ausbildete, vor welchem dann das göttliche Wort mehr und mehr zurücktrat.

Dazu kam, daß die hebräische Sprache theils schon seit dem babylonischen Exil durch den Mehrgebrauch der syrisch-chaldäischen Sprache, sodann nachher im Umgang mit den Griechen, namentlich außer Judäa, durch das Aufkommen

der griechischen Weltsprache sich aus dem Leben bereits so verlor, daß der ungelehrte Theil der Juden seine ehemalige Muttersprache schon meist verlernt hatte und selbst das Lesen und Forschen in der Schrift den Nichtrabbinen immer unzugänglicher wurde.

Auch dieser Gefahr, den Zugang zur heiligen Schrift durch Satzungen verbaut oder durch den Mangel an Kenntniß der hebräischen Sprache verschlossen zu sehen, wußte die göttliche Vorsehung dadurch vorzubeugen, daß unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus, des Gründers der alexandrinischen Bibliothek (K. 8, 1. und 2.), die hebräischen Schriften des alten Bundes in die griechische Sprache übersetzt wurden: diese Übersetzung wurde alsdann, ungeachtet ihrer Mängel, in späterer Zeit ein mächtiges Förderungsmittel des Reiches Gottes unter den Heiden.

Zur Fertigung dieser ersten und ältesten aller Übersetzungen wurden auf den Betrieb des schon oben (K. 8, 1.) genannten Phalereers Demetrius, der dem Könige zur Anlegung jener Bibliothek behülflich war, 70 oder 72 jüdische Gelehrte berufen. Daß sie abgesondert von einander gearbeitet und doch beim Übersetzen wörtlich mit einander übereingestimmt haben sollen, ist spätere Ausschmückung. Von diesen 70 Dolmetschern nun führt diese griechische Übersetzung den Namen **Septuaginta**. Wahrscheinlich aber wurden von ihnen nur die 5 Bücher Mosis übersetzt, daher diese auch am besten ausgefallen sind, während die übrigen Schriften nachher von alexandrinischen Juden zu ihrem Gebrauch hinzuübersetzt worden sein mögen und daher an bedeutenden Mängeln leiden. Dennoch wird diese ganze griechische Übersetzung zu allen Zeiten ein wichtiges Hülfsmittel zum Verständniß des Alten Testaments und theilweise auch zur Erklärung des Neuen bleiben. Wegen ihrer Mängel indeß, so wie auch wegen ihrer Ursprungsart haben die Juden, so hoch sie dieselbe anfangs gehalten hatten, sie seit dem Aufkommen des Christenthums außer Gebrauch gesetzt und sich bei ihrem Gottesdienste nur der hebräischen und höchstens der chaldäischen oder aramäischen Sprache bedient.

3. Judäa's zunehmende Verweltlichung unter Ptolemäus III. Erste Verfolgung unter Ptolemäus IV.

Unter dem dritten Ptolemäer (Euergĕtes), der auf der Rückkehr von seinem Siegeszuge durch Asien zu Jerusalem im Tempel (wie früher Alexander) ein Opfer darbrachte, bekleidete ein Neffe des damaligen Hohenpriesters Onias II, Namens Joseph, die Stelle eines königlichen Generalsteuerpächters für Palästina, Phönizien und Cölesyrien und war im Stande, das Doppelte des jährlichen Pachtes, den seine Amtsvorgänger gegeben hatten, nämlich 16,000 Talente (über 21 Mill. Thlr.) und außerdem noch den Betrag der Confiscation aus dem Vermögen säumiger Zahler in den königlichen Schatz abzuliefern, — ein Beweis von dem Wohlstande der Juden und ihrem Ansehen, in welchem sie bei ihren Beschützern standen, aber auch von der wieder eingetretenen Verweltlichung ihres Sinnes und von ihrer beginnenden Einmischung in die großen Geschäfte der heidnischen Welt, die der glücklichen „Zurückgezogenheit und Anspruchslosigkeit" Abbruch thaten, in der sie lebten, als die Gunst der Mächtigen ihnen noch nicht so viel Gelegenheit zu Ehre und Reichthum bot.

Durch ihre Stellung zu den heidnischen Höfen von Alexandria und Antiochia wurden sie immer tiefer in die Welthändel verflochten, und ihren ehrgeizigen Übergriffen, so wie dem Mißbrauche ihrer Privilegien mochten sie wohl auch zum Theil die Verfolgungen zuzuschreiben haben, die sie in der Folge erlitten, — wiewohl gerade diese Verfolgungen dazu dienen mußten, sie wieder an ihre vergessene höhere Bestimmung zu erinnern. Schon unter der schlimmen Regierung des vierten Ptolemäers mußten sie eine harte Verfolgung erdulden, wobei viele tausend Juden ihr Leben einbüßten.

Dieser König war auf seiner Rückkehr von seinem Siege bei Raphia über Antiochus (K. 7, 3. a. E.) nach Jerusalem gekommen und, weil er mit Gewalt in das Allerheiligste drang, von den Juden so mißhandelt worden, daß er halbtodt aus dem Vorhofe getragen wurde. Daher faßte er einen bittern Haß gegen sie. Als nachher in Alexandria ein Aufruhr entstand, so bestrafte der König besonders die Juden, die wohl auch thätigen Antheil daran genommen hatten, so hart, daß ihrer 40,000 das Leben, die Entflohenen ihre Habe und die übrigen ihre bisher genossenen Vorrechte verloren. Daß nur diejenigen Juden hätten Vorrechte behalten dürfen, welche sich zum ägyptisch-griechischen Serapis- oder Dionysus-Cultus bekannten, daß man aber denen, die sich deß weigerten, das Dionysuszeichen in Form eines Weinblatts auf die Stirn eingebrannt habe, und daß von so vielen Tausenden dennoch nur 300 der Religion ihrer Väter untreu geworden seyen, ist ebenfalls nur eine ausgeschmückte Sage, die das sogenannte dritte Buch der Maccabäer enthält. Dieser „ägyptische Druck", der sie allerdings an die Pharaoszeiten hätte erinnern können, dauerte noch über die Regierung dieses Königs hinaus.

4. Judäa unter den Seleuciden, besonders unter Antiochus dem Großen. Einreißendes Sittenverderbniß. Grausame Verfolgungen unter Antiochus Epiphanes. Die jüdischen Märtyrer.

Nachdem Judäa 134 Jahre lang unter ägyptischer Herrschaft gestanden hatte, kam es, von 203 v. Chr. an, in den Besitz der Seleuciden, und zwar zuerst unter die Botmäßigkeit Antiochus' des Großen, der dem minderjährigen Ptolemäus Epiphanes Palästina, Phönizien und Cölesyrien entriß.

Hat auch Antiochus durch den Zwischentritt Roms diese Landschaften seiner Tochter bei ihrer durch die Politik gebotenen Vermählung mit jenem Ptolemäer als Mitgift mitgeben müssen, so ist doch der syrische Einfluß, ja den folgenden Seleuciden der unbestrittene Besitz dieser Länder geblieben.

Antiochus der Große wußte die Juden durch viele Vergünstigungen an die syrische Herrschaft zu fesseln: er ließ ihren Tempel ausbessern, befreite die Priester und Leviten von der Kopfsteuer, ja ganz Jerusalem drei Jahre lang von allen Abgaben, die er auch auf die folgenden Jahre ermäßigte, und gebot allen Nichtjuden den jüdischen Cultus zu achten. Auch versetzte er 2000 jüdische Familien auf seine Kosten aus Mesopotamien in die verschiedenen festen Städte Kleinasiens und beschenkte sie dort mit Ländereien und andern Vorrechten. (Von diesen Familien stammen diejenigen Juden ab, die nachher in der Apostelzeit zu den Gliedern der ersten christlichen Gemeinden in Kleinasien gehörten.) So mußten denn diese Verwicklungen in der heidnischen Welt beitragen, das

Heil anzubahnen, das der erlösende Gott der Menschheit zudachte, von der nur erst ein so kleiner Theil und auch dieser erst im abschattenden Vorbild ihn kannte.

Noch aber sollte das Volk der Juden die Gnade seines alten Bundesgottes sowohl in einer abermaligen fürchterlichen Demüthigung, als auch in einer unerwarteten Erhöhung erfahren, ob es wohl das zunächst ihm zugedachte Heil, wann es erscheinen würde, um so dankbarer annehmen möchte.

Verlockt durch die großen Vergünstigungen, die das jüdische Volk unter Antiochus dem Großen und seinem Nachfolger genoß, nahm in ihm die Hinneigung zu den griechischen Sitten so überhand, daß sehr viele unter ihnen den Glauben der Väter als unvernünftig und unzeitgemäß verlachten und sich den gebildeten Heiden in Sprache, Gesittung und Freidenkerei gleich zu stellen suchten. Selbst ein Mitglied der hohenpriesterlichen Familie riß vollends die letzten Schranken nieder, um dem einbrechenden Sittenverderbniß ungehinderte Bahn zu machen.

Des Hohenpriesters Onias III jüngerer Bruder, der aus Vorliebe zum heidnischen Wesen seinen Namen Josua in den griechischen Namen Jason umgewandelt hatte, strebte aus Eitelkeit, um desto freier griechischen Sitten huldigen zu können, nach der Hohenpriesterwürde, und verschaffte sie sich dadurch, daß er dem damaligen syrischen Könige Antiochus Epiphänes (d. i. dem Erlauchten) jährlich 440 Talente mehr bot, als die ohnedieß schon große Abgabe betrug, und dann nach erhaltener Zusage seinen Bruder vom Stuhle stieß 175 v. Chr. Die Juden ließen sich dieses widergesetzliche Verfahren gefallen, weil er ihnen beim Könige zugleich das antiochische Bürgerrecht ausgewirkt hatte. Hierauf begann Jason seine gott- und landesverrätherischen Reformen damit, daß er ein griechisches Gymnasium, wozu er sich das Recht mit 180 Talenten erkauft hatte, in Jerusalem einführte und durch die damit verbundenen gymnischen Spiele und heidnischen Opfergebräuche einen Theil des Volkes und besonders die Jugend — zum Verdruß der noch treu-nationalen Partei — von dem Gesetze der Väter abtrünnig machte.

Zwar wurde er von seinem, ebenfalls vom Glauben abgefallenen jüngsten Bruder Menelaus, der sich durch noch größere Versprechungen vom Könige die Hohepriesterwürde erkauft hatte, mit syrischer Hülfe aus Jerusalem verdrängt und mußte aus dem Lande fliehen; kehrte aber auf die Nachricht, Antiochus Epiphanes sei auf seinem Zuge nach Ägypten umgekommen, wieder nach Jerusalem zurück und belagerte seinen Bruder in der Burg.

In diesem Augenblick kam Antiochus von Ägypten zurück und verhängte über den schuldigen wie über den unschuldigen Theil eine gleich harte Strafe. Die Stadt Jerusalem wurde geplündert, 80,000 Juden niedergemetzelt, 40,000 in die Sclaverei verkauft, 18,000 Talente Silbers mit fortgeschleppt. Auch der Tempel wurde seiner goldenen Gefäße beraubt, vom Könige selbst durch ein heidnisches Opfer entweiht und anstatt des Jehovahdienstes der Dionysuscultus eingeführt. Menelaus aber blieb Hoherpriester und königlicher Generalpächter.

Als im Jahr 168 v. Chr. Antiochus Epiphănes einen zweiten Plan auf Ägypten aufgeben mußte, ließ er auf der Rückkehr seinen Grimm abermals an den Juden aus. Denn weil er sich wenigstens Palästina als Bollwerk und Angriffsstützpunct gegen Ägypten erhalten wollte, die besondere Religion der Juden aber ihm bei seinem Streben, dieses Land an sein Interesse zu ketten, als ein Haupthinderniß erschien, so glaubte er nun die Hartnäckigkeit der Altgläubigen durch Gewaltmittel brechen und ihnen den griechischen Cultus aufzwingen zu können.

Nachdem er Jerusalem hatte auf's Neue plündern, die Mauern der Stadt sammt der Burg Zion niederreißen und aus deren Steinen eine neue Burg auf einem andern Hügel bauen lassen, der den Tempelberg beherrschte, so ließ er ein Ausschreiben ergehen, das die jüdische Religion abschaffte und die Verehrung der griechischen Götter gebot.

Das tägliche Opfer im Tempel, die Sabbathfeier, die Beschneidung und alle andern mosaischen Gebräuche hörten auf; die heiligen Bücher, bei wem man sie fand, wurden verbrannt oder zerrissen, und auf dem Brandopferaltar das Bild des olympischen Zeus aufgestellt. Darauf wurde durch einen griechischen Cultuslehrer, Namens Athenäus, der Tempel zu seiner heidnischen Bestimmung eingeweiht und so „der Greuel der Verwüstung" begonnen.

In ganz Judäa, wie auch in Samaria und Idumäa wurden allenthalben Götzenaltäre aufgerichtet, die Leute zum Opfern getrieben und auf jedes Widerstreben der Tod gesetzt. Die Idumäer, bei denen ohnedieß nur die Beschneidung entgegenstand, fügten sich ohne Widerrede; die Samariter aber verschafften sich dadurch Schonung, daß sie, gleichwie sie früher durch das betrügerische Vorgeben der Abstammung von Jakob sich dem Judenthum einzuverleiben gesucht hatten, jetzt im Gegentheil sich auf ihre heidnische, vorgeblich sidonische Abkunft beriefen, und sich unter dem Vorgeben, ihr Tempel auf Garizim sei keiner Gottheit ausschließlich gewidmet, die Gnade ausbaten, ihn Tempel des Zeus Hellenios nennen zu dürfen. Daher war auch die ganze Schärfe der Verfolgung nur gegen die Juden gerichtet, und während diejenigen von ihnen, die mit ihrem Herzen und Leben längst abgefallen waren, nun auch haufenweise an den Götzenaltären opferten und sich bei den Dionysusfestzügen einfanden, ja sogar Verräther ihrer besser gesinnten Volksgenossen wurden, starben entweder die treuen Bekenner ihres Glaubens den Märtyrertod oder mußten sich auf der Flucht in Höhlen verbergen.

Gleich in die erste Zeit dieser Verfolgung fallen jene beiden schönen Beispiele der Glaubenstreue, welche das zweite Buch der Maccabäer (K. 6. 7.) erzählt. Als man den hochbetagten Gesetzlehrer Elcasar zwingen wollte, wider das jüdische Gesetz Schweinefleisch zu essen, erklärte er, lieber ehrlich sterben, als so schändlich leben zu wollen. Und als man ihm rieth, er solle, um sein Leben zu retten, sich nur stellen als äße er's, wies er diese Zumuthung standhaft zurück mit den Worten, er wolle durch solche Heuchelei nicht den Fluch über sein Alter bringen und nicht der Jugend ein so schlechtes Beispiel geben.

Dem gleichen Zwang sollten sieben Brüder sich unterwerfen, und als sie auf ihre Weigerung gemartert wurden, so ermahnte je einer die andern mitten aus seiner Todesmarter heraus zur Standhaftigkeit im Glauben; ja ihre eigene Mutter stärkte diese ihre Söhne mit der Hoffnung des ewigen Lebens. Als die Reihe der Marter an den jüng-

sten derselben kam, versprach ihm Antiochus großes Gut, wenn er vom väterlichen Gesetz abfiele und forderte die Mutter auf, ihn dazu zu ermahnen. Statt dessen aber beschwur sie ihren Sohn, seines Glaubens und seiner Brüder würdig zu sterben. Unter Äußerungen des Abscheus gegen den Tyrannen bekannte derselbe muthig seinen Glauben und erlitt freudig unter verstärkten Martern den Tod, in welchem zuletzt die Heldenmutter ihren Söhnen nachfolgen mußte.

5. Die Maccabäer: Mattathias und seine fünf Söhne. Judas Maccabäus.

Aber gerade dieser Gewittersturm der Verfolgung reinigte Judäa von der Pestluft heidnischer Unsitte und fachte im Volke den verlöschenden Jehovahglauben zu neuer Flamme mächtig an, wie denn der apokryphische Geschichtschreiber den Schilderungen dieser Schreckensscenen selber die Worte vorausschickt: „Ich muß aber hier den Leser ermahnen, daß er sich nicht ärgere über diesen Jammer, sondern gedenke, daß ihnen die Strafe nicht zum Verderben, sondern nur zur Warnung widerfahren sei.“ Auch trug die Strafe ihre Frucht und mit der Steuer des Verderbens sollte die Erhebung von dem Falle nicht ausbleiben.

Zu Modin (Modeïm), einem Städtchen auf dem Gebirge zwischen Joppe und Jerusalem, lebte Mattathias, ein betagter Priester aus Aaron's Geschlecht, mit seinen fünf Söhnen Johannes, Simon, Judas, Eleasar und Jonathan. Derselbe weigerte sich, das gebotene Götzenopfer zu bringen, und tödtete im Eifer nicht nur einen andern Juden, der sich eben dem Götzenaltar nahen wollte, sondern auch den syrischen Hauptmann, der ihn dafür festnehmen wollte, zerstörte den Altar und floh mit den Seinen in's Gebirg (147 v. Chr.). Diese That machte auch Andern Muth zum Widerstand. Viele Gleichgesinnte aus andern Orten des Landes sammelten sich zu ihm und fanden Zuflucht in den geräumigen Höhlen der südlichen Gebirgsgegend Juda's. Syrische Truppen, die gegen sie auszogen, wurden meist geschlagen und so entspann sich in diesen unzugänglichen Gebirgen ein förmlicher Kleinkrieg (Guerillaskrieg), der den Syrern vielen Schaden brachte.

Die Insurgenten durchstreiften in kleinen Abtheilungen das Land, mieden zwar eine Hauptschlacht, ermüdeten aber den Feind durch beständige neckende Angriffe, eroberten kleine Orte, zerstörten, wo sie hinkamen, die Götzenaltäre und brachten die vorgefundenen heiligen Schriften in Verwahrung. Ein Jahr darauf 168 v. Chr. konnte Mattathias ruhig in seiner Stadt Modin sterben, nachdem er seinen Söhnen Standhaftigkeit im Glauben und Ausdauer im Kampf für denselben anbefohlen und den tapfersten seiner Söhne, Judas, zum Kriegsanführer ernannt und ihn ermahnt hatte, auf den Rath seines Bruders Simon zu hören.

Mit Judas, der wegen seiner Tapferkeit den Beinamen Maccabäus (von Makkab, der Hammer) erhielt, beginnt die Reihe der Fürsten aus der Heldenfamilie der Maccabäer, die man auch nach des Mattathias Urgroßvater Hasmonäus die Hasmonäer nannte. Unter seiner kräftigen Leitung

gieng der Kleinkrieg in einen regelmäßigen Krieg der glaubenstreuen Juden gegen ihre syrischen Unterdrücker und gegen die mit denselben verbundenen Abtrünnigen (Apostaten) über.

Nachdem Judas drei nacheinander gegen ihn ausgesandte syrische Heere zurückgeschlagen hatte, zog der syrische Statthalter Lysias, ein Verwandter des Königs, selber wider Judas aus; aber auch er wurde von den Juden bei Bethzur, an der Gränze von Idumäa, geschlagen, so daß Judas endlich Jerusalem befreien und den Jehovahdienst wiederherstellen konnte.

Nach der Reinigung des Tempels, dessen Thore verbrannt, dessen Vorhöfe mit Gras und Gesträuch bedeckt waren, entfernte Judas das Bild des olympischen Zeus, errichtete einen neuen Brandopferaltar, ersetzte aus der Kriegsbeute die nöthigsten Tempelgeräthe und hielt 165 v. Chr. die Wiedereinweihung des Tempels, deren Andenken noch jetzt von den Juden gefeiert wird (Joh. 10, 22.).

Noch aber war an keine Ruhe zu denken. Die Burg war noch in den Händen der Syrer und Abtrünnigen, und darum mußte Judas den Tempelberg verschanzen; nach Galiläa mußte er seinen Bruder Simon, nach Gilead seinen Bruder Jonathan senden, um den dort bedrängten Juden zu helfen; und bereits rückte König Antiochus Epiphanes, der unterdeß in seinen östlichen Ländern beschäftigt gewesen war, selbst gegen Paläſtina heran, um die Niederlage seiner Feldherren zu rächen. Es wäre vielleicht das ganze Werk der Befreiung wieder zu nichte worden, wenn nicht Antiochus mitten auf dem Kriegszuge, von einer furchtbaren Krankheit ergriffen, in „Schwermuth und Verzweiflung" gestorben wäre (164 v. Chr.) und einen nur neunjährigen Sohn zum Nachfolger hinterlassen hätte.

Zwar nahm nun jener Lysias den Krieg gegen Judäa auf, damit er unter dieser Decke seine Absicht, sich gegen einen andern Vertrauten des Königs, Namens Philipp, in der vormundschaftlichen Regierung zu behaupten, besser verbergen könnte, und war auch bereits mit 120,000 Mann gegen Jerusalem im Anzug, als er, auf die Nachricht, sein Gegner Philipp rücke gegen ihm an, es für gut fand, sich mit Judas zu vergleichen und ihm im Namen des jungen Königs Antiochus V Eupätor freie Religionsübung einzuräumen, ohne jedoch die syrischen Ansprüche auf das Land aufzugeben.

Judas aber, damit nicht zufrieden, trachtete auch nach politischer Unabhängigkeit und belagerte die Zionsburg, um die Syrer zu vertreiben. Daher rückte wieder ein mächtiges syrisches Heer heran und Judas mußte die Belagerung aufgeben.

Selbst der Tempelberg fiel in die Hände der Syrer und sein Bruder Eleasar blieb in einem Treffen, als er einen Elephanten, auf dem er irrigerweise den König vermuthete, erstochen hatte und dieser mit seiner ganzen Last auf ihn fiel. Nur die innern Unruhen in Syrien, welche der Kampf des Demetrius, eines bisher in Rom als Geisel aufbewahrten Sohnes des Seleucus Philopätor, mit dem König Antiochus Eupator um den syrischen Thron hervorrief, verschafften den Juden kurze Ruhe und nachher erträgliche Friedensbedingungen von dem neuen Könige Demetrius I, der sich durch die Ermordung jenes seines Vetters Eupator auf den syrischen Thron geschwungen hatte.

Als aber den Juden an der Stelle des Hohenpriesters Menelaus, der von den Syrern hingerichtet worden war, vom König Demetrius ein anderer, Namens Alcimus, aus nichthohenpriesterlichem Geschlechte, aufgedrungen wurde, so trieb dieser, der es mit den Syrern und Apostaten hielt, den König zu einem neuen Krieg gegen die Partei des Judas an. Judas besiegte zwar glücklich das erste gegen ihn anrückende syrische Heer, gerieth aber, als noch ein zweites gegen ihn auszog, auf den unseligen Gedanken, bei den Römern um Hülfe nachzusuchen. Mit diesem Schritt trat Judas vollends auf profanen Boden: der Glaubenskampf gieng mehr und mehr in ein Ringen um weltliche Macht über, und wenn auch späterhin für Judäa auf einige Zeit äußere Vortheile aus dem Siege hervorgiengen, so wandelten sich diese doch gerade von Seiten des angerufenen Schutzes in desto verderblichere Nachtheile.

Judas selbst hatte übrigens kein Glück mehr; noch vor der Schlacht verließen ihn die Seinen bis auf ein Häuflein von 800 Mann, mit denen er, ihrer Gegenvorstellungen ungeachtet, tollkühn den übermächtigen Feind angriff und im ungleichen Kampfe fiel. Über seinen Fall triumphirte jedoch die Partei der Abtrünnigen nicht lange. Denn seine Brüder nahmen nun das Werk auf und führten es mit Kraft und Klugheit weiter.

Denn durch die Tapferkeit und Politik der folgenden Maccabäer bekam Judäa eine immer freiere und angesehenere Stellung, verlor aber dabei mehr und mehr den Character eines Tempelstaats und schlug in ein weltliches Reich über, indem es unter Jonathan ein syrisches Lehensfürstenthum, unter Simon eine unabhängige wohleingerichtete Ethnarchie, unter Johannes Hyrkanus durch Samaria und Idumäa erweitert, unter Aristobul I zu einem Königreich erhoben wurde, das dann unter Alexander Jannäus sogar fast die Gränzen des alten davidischen Reiches wieder gewann.

An Judas' Stelle nämlich übernahm nun der Maccabäer **Jonathan** 161 v. Chr. die Kriegsleitung, während sein Bruder Simon an der Spitze des Hohen Raths stand. Anfangs zwar mußte er sich in die Wüste zurückziehen, wo sein Bruder Johannes gegen eine Araberhorde sein Leben verlor. Da sich aber nach dem Tode des falschen Hohenpriesters Alcimus auch die zu dessen Schutz im Lande gebliebene syrische Besatzung nach Antiochia zurückzog, gewannen die Maccabäer Zeit, sich zu erholen. Als sich daher in Syrien gegen den König Demetrius ein von den Römern begünstigter Betrüger Alexander Balas zu seiner Verdrängung erhob, suchte jeder von beiden den Jonathan durch Zusage großer Vortheile auf seine Seite zu ziehen.

Da Alexander Balas ihm die Fürstenwürde und nachher auch das Hohenpriesteramt zuerkannte, so trat Jonathan zu dem Empörer über, der denn wirklich, nachdem Demetrius I Schlacht und Leben gegen ihn verloren hatte, den syrischen Thron einnahm (150 v. Ch.). — Als sodann fünf Jahre darauf der Sohn des Gestürzten, Demetrius II Nikator mit ägyptischer Hülfe den Alexander stürzte und den Thron seines Vaters bestieg, ward Jonathan von ihm in seiner Würde bestätigt und erhielt sogar gegen einen jährlichen Tribut von 300 Talenten das Recht der eigenen Steuererhebung.

Bald aber brachen neue Unruhen in Syrien aus. Da Demetrius II der Schwelgerei ergeben war und seine Günstlinge regieren ließ, so stellte einer seiner Feldherrn, Namens Tryphon, mit der geheimen Absicht selbst zu herrschen, den jungen Sohn des gestürzten Balas, Namens Antonius, als Kronprätendenten auf. Anfangs half Jonathan dem Demetrius, weil aber dieser sein Versprechen, die syrische Besatzung aus der Zionsburg zurückzuziehen, nicht

hielt, so schlug sich Jonathan auf Tryphon's Seite, der nun den jungen Antonius unter dem Namen Antiochus VI zum König von Syrien erhob.

Weil aber Jonathan sich dieses jungen Königs eifrig annahm und auch das von seinem Bruder Judas mit den Römern geschlossene Bündniß erneuerte und auf diese Weise mehr und mehr im Ansehen stieg, erschien er dem Tryphon, der selbst nach dem syrischen Throne strebte, als ein gefährliches Hinderniß seiner herrschsüchtigen Plane; er lud ihn daher zu einer Zusammenkunft nach Ptolemais ein, unter dem Scheine, als wolle er ihm diese Veste anvertrauen, ließ aber, als er ankam, sein Gefolge niederhauen und nahm ihn gefangen.

Als hierauf Jonathan's älterer und allein noch übriger Bruder Simon sich mit einem Heere aufmachte, um seinen Bruder zu befreien, erbot sich Tryphon zur Herausgabe desselben, wenn man ihm Jonathan's beide Söhne als Geiseln schicken würde. Simon that's im guten Glauben; Tryphon aber hielt nicht Wort, sondern setzte den Krieg gegen Simon fort, und als er sich vor ihm zurückziehen mußte, ließ er aus Rache den Jonathan sammt seinen beiden Söhnen tödten. Bald nachher ermordete er auch den jungen König und ließ sich nun selbst von seinem Anhange als König von Syrien anerkennen.

Daher erklärte sich jetzt Simon wieder für Demetrius II, der sich noch in einem Theile seines Reiches zu behaupten gewußt hatte. Dieser, erfreut, an den Juden eine Stütze gegen Tryphon zu bekommen, bestätigte den **Simon Maccabäus** nicht nur in seiner Doppelwürde als Hohenpriester und Fürsten, sondern erklärte ihn auch durch Befreiung vom Tribut und durch Verleihung des Titels Ethnarch für unabhängig, so daß, zumal Simon auch die syrische Besatzung in der Burg zur Übergabe zwang, Judäa in die Reihe der selbständigen Staaten trat und seine eigene Zeitrechnung der Unabhängigkeit begann, wie die Inschriften auf noch vorhandenen Münzen mit Simon's Namen beweisen.

Unter Simon's Regierung genoß Judäa viel Ruhm und eine Zeit lang auch große Ruhe. Er erneuerte den Bund mit den Römern, sorgte für die Sicherheit der Gränzen, legte zu Joppe einen Hafen an, stellte die Herrlichkeit des Gottesdienstes wieder her, hielt strenge Rechtspflege und reiste selbst im Land umher, um für gute Verwaltung Sorge zu tragen, so daß, wie der apokryphische Berichterstatter sagt, wieder Jeder „unter seinem Weinstock und Feigenbaum saß“, und Simon beim ganzen Volke hochgeehrt war.

Doch auch sein Ende sollte, wie das aller seiner Brüder, ein gewaltsames sein. Als im Jahr 138 v. Chr. Demetrius II in die Gefangenschaft der Parther gerathen war, und dessen Bruder Antiochus VII **Sidetes** den verwaisten syrischen Thron bestieg, zeigte sich zwar auch dieser den Juden günstig, forderte aber nachher von ihnen einen Tribut. Weil sich nun Simon zu nicht so viel verstand, als er forderte, schickte Antiochus ein Heer gegen Judäa ab. Da Simon schon hochbejahrt war, so übergab er in diesem Vertheidigungskriege den Oberbefehl seinen beiden Söhnen Judas und Johannes Hyrkanus. Während nun diese im Felde lagen, wurde Simon mit seinen beiden übrigen Söhnen von seinem Schwiegersohne Ptolemäus, der nach der Regierung trachtete, bei einem Gastmahl zu Jericho ermordet.

Schon waren auch gegen die beiden andern Söhne Mörder ausgesendet, als Johannes Hyrkanus eiligst aus dem Felde zurückkehrte, den Ptolemäus zur Flucht zwang und sich der Thronfolge versicherte (135 v. Chr.). Zwar gelang es dem Antiochus nun, Judäa zu unterwerfen und es wieder zinspflichtig zu machen; allein nach fünf Jahren, als Antiochus VII in einer Schlacht gegen die Parther den Tod fand, machte Hyrkanus Judäa wieder frei und erweiterte sogar die Gränzen seines Landes dadurch, daß er nicht nur die stets widerspenstigen Samariter durch Zerstörung Samaria's und ihres Tempels auf Garizim völlig bezwang, sondern auch die Idumäer wieder zur Annahme des mosaischen Gesetzes und zur Vereinigung mit Judäa brachte, worauf er dann das also befestigte Reich seinem Sohne **Aristobul** I (106 v. Chr.) hinterließ, der sich zuerst König von Judäa nannte, aber schon nach einem Jahre starb. Der Bruder und Nachfolger desselben **Alexander Jannäus** erweiterte sodann die Gränzen des jüdischen Reichs so sehr, daß es vom Berge Tabor im Norden bis an den „Bach Ägyptens“ im Süden, und vom Mittelmeer bis Gilead reichte.

Aber da dieses Emporstreben des jüdischen Volks zu weltlicher Größe und Macht seiner innersten Bestimmung entgegen war, der Glaube aber dabei weder Trieb, noch Maß, noch Richtschnur mehr gab, so konnte die erreichte Höhe nur den tiefern Fall beschleunigen. Bewährte sich doch schon an den fünf Heldenbrüdern der Maccabäer nur zu deutlich die Wahrheit des Ausspruchs: „Wer das Schwert nimmt (in Glaubenssachen), der wird durch's Schwert umkommen!" Und wenn überhaupt ihr Vertrauen auf die Hülfe der Heidenmächte zeigte, daß sie „Fleisch für ihren Arm hielten" und daß ihrem Glauben jenes Gottvertrauen fehle, das einst einem David zum Sieg über alle Feinde verhalf: so schmiedeten sie selbst durch ihr Buhlen um die Freundschaft Rom's, ohne es zu ahnen, die ersten Ringe zu der Kette, in welches später ihr Volk noch härter sollte geschlagen werden als je zuvor. Man sieht, wie verstummt das lebendige prophetische Wort zu dieser Zeit war, und wie wenig sie das geschriebene Wort im Geiste lebendig erfaßten, sonst hätte entweder ein gottgesandter Seher oder aber der im Herzen thätige Gottesgeist sie vor der Gefahr gewarnt, welche theils von dem römischen Adler drohe, der schon länger her mit grimmigem Blick in den Lüften kreis'te, um auch auf dieses Land als auf seine Beute herabzuschießen, theils hinter dem gleißenden Schimmer eines Königthums laure, das in seiner Weltlichkeit gegen die Vorbildlichkeit des frühern theokratischen, geschweige gegen die Wesenheit des ihm verheißenen messianischen Königthums einen so grellen Abstich bildete.

11. Kapitel. Das hellenistische Wesen in seinem Blüthenzeitalter (im 3. Jahrh. v. Chr.).

1. Hellenistische Staatenbildung.

Es wird sich aus dem Gange der bisherigen Darstellung ergeben haben, daß in alle Bereiche des griechischen Lebens schon längst an die Stelle der unbewußt frei schaffenden Kraft die Reflexion mit ihrem Bestreben getreten ist, nicht bloß das Gegebene zu begreifen, sondern auch aus der Mannichfaltigkeit des Gegebenen allgemeine Regeln abzuziehen, um nach ihnen das Dasein neu zu gestalten und aus dem Boden der wirklichen Natur in die Sphäre des theoretischen Gedankens zu verpflanzen. Allenthalben hatten sich durch Bestrebungen der Philosophie, insbesondre der Sophistik, die Grundlagen des bürgerlichen und religiösen Lebens gelöst, und in unruhigem, rastlosem Suchen nach neuen, bessern Grundlagen zerarbeiteten sich die Kräfte, welche füherhin in zwar beschränktem, aber noch lebensgesunderem Umlauf Spielraum und Befriedigung gefunden hatten.

Wie unerfreulich aber sich oft dieses unbestimmte Suchen nach dem Neuen dem Auge des Beobachters darstellt, und wie grell und mißtönig oft der Widerspruch zwischen der Überlieferung und der Neuerung, zwischen den alten Ge-

wohnheiten und den neuen Anforderungen seine Stimme erhob: so hatte das ankämpfende Widersprechen doch auch seine Berechtigung von dem Augenblick an, wo das Alte nicht sowohl zur bloßen leeren Form geworden war, als vielmehr als ausgelebt sich selbst aufgab, so daß in der Zersetzung und Zertrümmerung desselben eine Übergangszeit erblickt werden muß, in der sich das gesuchte und nur unklar erkannte Neuere und Bessere zum Dasein ringen sollte.

Ob die Durchkämpfung gelang und das Bessere wirklich gefunden wird, ist eine andere Frage; genug, nach dem Aufgeben des alten festern Standpuncts, den man nicht mehr halten wollte und konnte, mußte der schwankende Gang auf noch unsicherm Boden beginnen und fortgehen, bis er an irgend einem Zwischenziel anlangte, an dem er wieder eine Zeit lang sich anklammern konnte, um den Sturz in den Abgrund zu vermeiden, der jedoch früher oder später Allem bestimmt ist, das nicht von Anfang an auf dem ewigen Grunde der Wahrheit ruht, wie glänzend und schön auch manche seiner Entwickelungsmomente waren, die, weil sie einzelne Wahrheitsstrahlen in sich schloßen, auch durch übriggebliebene Monumente noch einer wohlthätigen Nachwirkung sich erfreuen und rühmen dürfen.

Um zuerst mit dem Staat zu beginnen, in dessen Formenbildung der Grieche ein besonderes Talent besaß, so hat auf diesem Gebiete der Umgestaltungskampf seinen augenfälligsten Verlauf genommen.

In der ersten Periode der griechischen Freistaaten gieng der Bürger im Staat auf: der Einzelne war, was er war, „um des Staates willen und durch den Staat"; das Recht des Menschen, als Privaten, kam nicht in Betracht. Allmählig erhob sich das vernachlässigte „Recht des Menschen gegen das Recht des Bürgers, das Interesse des Einzelnen gegen den Staat" und suchte eine Ausgleichung. Dabei gerieth es jedoch durch den allzuzähen Widerstand der Berechtigten in das Extrem der unbeschränkten Demokratie, worin der Staat sein Recht an den Einzelnen mehr und mehr verlor.

Weil nun aber das neue Bürgerthum eben so eifersüchtig an seinen errungenen Regierungsrechten festhielt und die Beherrschten in gleicher, ja noch schlimmerer Weise bedrückte, zumal seit es aus Genußsucht und Bequemlichkeit einen Hauptheil seiner Bürgerpflicht vernachlässigte und die Vertheidigung des Staats Söldnern überließ: so drängte die dadurch entstandene gränzenlose Verwirrung die Edleren zum Nachdenken über eine bessere Staatseinrichtung.

Die Staatsrechts-Theorieen, welche sodann die Philosophie aufstellte, sind eben so mannigfaltig, als die philosophischen Systeme selbst, aus denen sie floßen. Doch darin kommen sie alle überein, daß sie wieder nach dem alten verlassenen Staatsgrundsatz zurückstrebten, daß nämlich der Staat mehr gelten müsse als der Einzelne. Aber indem sie versäumten, Allen ohne Ausnahme den gerechten Antheil am Staate zu bestimmen, und nicht nur fortfuhren, einen Sclavenstand zu dulden und weder dem Sclaven, noch dem Fremden (als fremd aber galt schon der Bürger der nächstgelegenen Stadt) ein Recht am Staate zuzugestehen, sondern auch (wie die Staatentheorie des Aristo-

teles) eine Scheidung zwischen vollkommenen und unvollkommenen Bürgern zu lassen und zu setzen, dagegen andere von der Natur gesetzte Unterschiede des Talents und der Befähigung (z. B. sogar bei der Kriegsleitung, dem Gerichtswesen) aufzuheben, so konnten diese Theorieen nirgends eine bessere Staatenbildung zu Stande bringen, und wo ein Philosoph (z. B. Pythagoras Plato) practische Versuche anstellte, entstanden keine Stände, sondern nur Parteiungen, — indeß ringsum in der Wirklichkeit entweder die launenhafte Demokratie oder die ungezähmte Ochlokratie (Pöbelherrschaft) und deren Gegengebilde, die drückende Oligarchie oder die bürgerfeindliche Tyrannis, unbekümmert um alle Theorieen, ihr ungescheutes Wesen forttrieben.

Erst der tiefste Grad des Elends, das diese verschiedenen Städteverfassungen mit sich führten, trieb zu einer allgemeinen Sehnsucht nach einem bessern bürgerlichen Zustand und ließ auch manchen guten Keim, den die Theorie gelegt, besser Wurzel fassen. Dennoch entstand aus dem Zusammenwirken der vorhandenen Bildungsbedingungen ein ganz anderes Staatengewächs, als die Philosophie sich's gedacht hatte: auf griechischem Boden der Föderativstaat, auf macedonischem und durch Macedonier erobertem Boden der monarchische Staat, — beide als ein Product jener ganzen im Hellenismus sich kundgebenden Zeitrichtung.

Seit dem Untergang des Königthums der Heroenzeit, als der ältesten Staatenbildung des Occidents, tauchten in den aristokratischen und demokratischen Verfassungen Griechenlands stets föderative sowohl, als monarchische Bestrebungen neben einander auf, — jene in den Stammgenossenschaften und Festverbindungen, diese in der ältern (bessern) Tyrannis. Es waren dieß aber nur Ansätze zu einer bessern Staatenbildung, welche durch den Vereinzelungstrieb der Griechen zu keiner festen Gestalt kommen konnten.

Nur aus dem alten Heerkönigthum Macedoniens, das von keinen „städtischen Politieen" wußte, konnte sich einerseits eine hellenistische Monarchie, anderseits — und zwar nur mit ihrer mächtigen Hülfe — eine hellenistische Föderation entwickeln, die beide anfangs (unter Philipp und Alexander) sogar eine Zeitlang vereint auftraten, dann aber (in der Diadochenzeit) bald durch den spröden Unabhängigkeitstrieb des griechischen, bald durch die Unterdrückungslust des macedonischen Characters wieder auseinanderfielen, bis (nach den Diadochenkämpfen) die föderative Richtung im achäischen Bunde, die monarchische in den neuentstandenen Königthümern sich eigentlich herausbildete.

Jener, der Föderativstaat, als die Nachblüthe des hellenischen Lebens auf griechischem Boden, ruhte auf den drei Momenten „der gleichen Berechtigung der verbündeten Städte, der Souverainetät der Gemeinsamkeit Aller, und der communalen Selbständigkeit der Einzelnen"; diese, die hellenistische Monarchie, welche „macedonische Waffen und griechische Bildung" zu Stützen hat, faßte alle vorhandene Staats- und Bildungselemente zusammen und stellte sich unter die Leitung Eines Hauptes, des Königs, der, als die äußere Einheit aller Staatsbeziehungen, sogar göttlichen Cultus in Anspruch nahm, obwohl dabei Religion und Staat gänzlich getrennt und nicht, wie in der ältesten Zeit, in einander verwachsen erschien.

So wie in dem Föderativstaat, welchen der achäische Bund anstrebte, durch die Aufstellung der Idee eines „gemeinsamen Griechenthums" die Schranken zwischen den friedlich einander gegenüber stehenden Bürgerthümern der verschiedenen Städte wenigstens für die Verbündeten wegfielen, so fieng die von

Alexander in's Leben geführte hellenische Monarchie an, auch die Schranken zwischen dem Griechenthum und Barbarenthum, die Aristoteles noch so schroff aufgestellt hatte, wenigstens theilweise hinwegzunehmen; das neu aufgekommene philosophische System der Stoiker (K. 11, 3.) mit seiner weltbürgerlichen Tendenz versuchte es, dieses Streben nach Gemeinsamkeit noch „über den Kreis der hellenisirten Welt hinaus" zu tragen, bis der weltherrschende Fuß des Römers dieses ihm entgegengehaltene Licht austreten durfte, um, weil es doch im Grunde ein Irrlicht war, unbewußt dem wahren, aus Israel kommenden Lichte Raum zu machen, an dessen wohlthätigen Strahlen dann sich seiner Zeit auch die Pflanze christlicher Staatenbildung emporringen sollte. (Vergl. Droysen's Gesch. d. Hellenismus II, 1.)

2. Griechische Religion und Philosophie in ihrem gegenseitigen Verhältniß zur Zeit der Alexandriner.

Längst her hatte die Philosophie zuerst durch frivole, in der Kunst wie in der Wissenschaft zum äußersten Unglauben fortgeschrittene Sophistik die Götterlehre alles positiven religiösen Gehaltes beraubt; hatte sodann durch den Ernst der Sokratik und der aus ihr hervorgegangenen Platonik und Aristotelik zwar an der Zerstörung der Vielgötterei fortgearbeitet (weßhalb sie von den Anhängern des Alten, selbst von vielen der Bessern, des Atheismus bezüchtiget wurde), hatte aber doch den gegebenen Volksglauben nicht zerstören, sondern diesem nur durch die Aufstellung des Dogma von Einem, freilich nur abstracten, Gott, sowie durch Umdeutung der Mythen einen innern Halt geben wollen.

Nichts desto weniger aber entbehrte dieser Vernunftglaube, ungeachtet seiner bessern Moral, jener mächtigen und ewigen Ankerkraft, die in Noth und Tod vor dem Versinken bewahrt, und am wenigsten konnte die nichtphilosophische Menge einen Halt darin finden. Unfähig, mit ihrer Moral die durch den Verfall der positiven Religion entfesselte Selbstsucht in ihren verschiedenen Formen zu bekämpfen und die des Religionsfundaments beraubten und deßhalb wankenden Staaten durch Staatsrechtstheorieen zu stützen, mußte die Philosophie selbst das steigende Verderben um sich herum mit Trauer wahrnehmen.

Da demnach die Philosophie mit ihren Abstractionen das religiöse Bedürfniß wohl aufdecken, aber nicht zu befriedigen und das nach einem bestimmten persönlichen Gott schreiende Herz nicht zu füllen vermochte, so trieb sie viele Gemüther entweder zu einem verzweifelnden Anklammern an den alten und doch entleerten Cultus mit seinen Göttern, oder zum Greifen nach fremden, ausländischen Gottheiten, ob etwa bei ihnen der bessere Trost und Frieden zu finden wäre.

Überall aber, wohin das hellenische Heidenthum griff, um sich einen Halt zu suchen, begann es mit derselben Kraft, durch die es sich zersetzt hatte, auch andere heidnische Religionen allmählig zu zersetzen und der Auflösung entgegenzuführen

Denn ein solcher Zersetzungsprozeß, den die Philosophie herbeizuführen die eigentliche Bestimmung hatte, ohne selbst Religion werden zu können, mußte nothwendig zuvor eintreten, wenn die altheidnische Götzenwelt vor dem lebendigen Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, je zusammensinken und dieser den Menschen als der Gott der Erlösung erscheinen sollte.

Mit Alexander, an den sich überhaupt in allen Gebieten des Lebens eine beginnende Umgestaltung der Welt anknüpfen sollte, begann als zweites Hauptmoment des durch ihn entstandenen Hellenismus die Mischung der griechischen und orientalischen Religionen, welche vorzüglich an den Höfen seiner Nachfolger auf's üppigste genährt wurde.

Wären nun jene andern Völkerreligionen alle noch in ihrem frühern gewissermaßen ehrwürdigern Zustand gewesen, so möchte wohl ihr tiefsinnigerer Gehalt dem griechischen Cultus Gewinn haben bringen, dieser hingegen ihren Symbolen eine edlere Form haben mittheilen können: so aber war beider Quelle im Laufe der Zeit immer trüber geworden und darum konnte ihre Mischung nur noch trübere Erscheinungen durch Steigerung des buntesten Aberglaubens hervorbringen. (Nur allein die „Lichtreligion" des Parsismus, obwohl selbst nur getrübtes Licht, ließ sich nicht zu einer Mischung herbei, sondern stieß die noch materielleren Elemente der Griechenreligion bald wieder von sich.)

Vergeblich trat diese Theokrasie (Göttermischung) in vermehrter äußerer Prachthülle auf (wie z. B. unter den Ptolemäern in dem Tempeldienst des Hades-Serapis); aber sie konnte dadurch ihrer Bestimmung nicht entgehen, die in der gegenseitigen Selbstauflösung ihrer Elemente bestand.

3. Der Epicureismus und der Stoicismus.

Inmitten dieser gährenden, bunt und wirr durcheinander tönenden Bewegungen und häufig schreckenden Erschütterungen suchte ein Theil der Menschheit die Unruhe des Herzens und Gewissens im äußern Cultus, und zwar die einen durch wilde Orgien, die andern durch strenge Kasteiungen zu beschwichtigen; der andere Theil der Menschheit aber suchte in andern Formen der Philosophie sein Heil, und zwar die Einen im „Quietismus des subjectiven Empfindens" bei völliger Gleichgültigkeit gegen den bestehenden Cultus und bei einer bequemen Sittenlehre, die den Genuß nicht verbietet und nur (grobes) Unrecht meiden hieß; die Andern im geistigen Spiel pantheistisch-allegorischer Deutungen der positiven Religion bei einer ernsten strengen Sittenlehre, welche in die Empfindungslosigkeit gegen alles Sinnliche die höchste Tugend setzte und auf diese, als auf das höchste Gut, ein System stolzer Selbstgenügsamkeit baute. Jenes ist der Epicureismus, der sich an die cyrenäische Schule anschloß, dieses der Stoicismus, in welchem das Wesen der cynischen Schule veredelt erscheint.

Die oberflächliche und sittlich laxe Philosophie, die man Epicureismus nennt, hat ihren Namen von ihrem Stifter Epicurus (Epikuros), dessen Wan-

del und Lehre übrigens doch um Vieles besser war, als die Darstellungen seiner Gegner davon und als das Leben und Treiben seiner leichtfertigen Nachtreter.

Geboren 341 v. Chr. auf der Insel Samos von athenischen Ältern, kam Epicur in seinem 18. Jahr nach Athen, wo damals Xenokrates lebte; dort blieb er aber nicht lange, sondern lebte und lehrte bis zum Jahre 307 in Kolophon, Mitylene und Lampsakus und starb 269 v. Chr. Er rühmte sich, wie Einige behaupten, ein Autodidakt zu sein, d. h. sich selbst ohne Lehrer sein Wissen verschafft zu haben. Nach seiner zweiten Rückkehr nach Athen kaufte er sich daselbst einen Garten und verlebte da den Rest seiner Tage in zufriedener Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften, umgeben von zahlreichen Schülern und Freunden, welche seine Sittenreinheit, seine große Mäßigkeit in Genüssen und seine Herzensgüte rühmten. Auch soll er unter standhafter Ertragung körperlicher Leiden mit „heiterer Ruhe" als 72jähriger Greis im Jahre 270 v. Chr. gestorben sein.

Von seinen 300 Schriften, die er geschrieben haben soll, haben sich nur wenige Fragmente erhalten; dagegen hat uns Diogenes von Laerte außer vielen Titeln der Schriften Epicur's sein Testament und drei Briefe von demselben, die einen Abriß seiner Lehre enthalten, nebst einer Zusammenfassung der Hauptlehren der epicureischen Philosophie in 44 kurzen Denksprüchen aufbewahrt.

Daraus geht hervor, daß er auf Logik und Dialectik wenig hielt, zwar die Einsicht als den Anfang und die Quelle alles Guten annahm, aber die Erkenntniß der Wahrheit nur auf den „momentanen Eindruck der Anschauung und des Gefühls" gründete; daß er jedes von der Materie getrennte Sein läugnete, die Materie aber, sowie auch die Seele, ja die Götter selbst aus der zufälligen Vereinigung von Atomen (s. Demokrit V. 11, 5.) bestehen läßt und den Göttern allen Einfluß auf die Welt und Menschheit abspricht, indem ihre Seligkeit eben darin bestehe, daß sie, „von dem mühevollen Geschäfte der Weltbildung und Weltregierung ausgeschlossen" seien; — daß er endlich des Menschen Glückseligkeit zwar nicht, wie die Cyrenaiker in den Wechsel vorübergehender Sinnenlust, sondern in eine bleibende innere Seelenruhe und Seelenbefriedigung setzte, die in einem Freisein von allen schmerzhaften, die Zufriedenheit störenden Zuständen bestehe.

Jene seine Ansicht von Göttern, deren objectives Dasein er übrigens nicht völlig läugnete, brachte ihn in den Ruf des Atheismus; diese seine Glückseligkeitslehre aber fand bei ungemein vielen Menschen Beifall, der bei seinen Schülern bis zu abgöttischer Verehrung gieng. Es konnte nicht fehlen, daß es seinen Anhängern schwer wurde, die feine Linie zwischen dem feinsinnlichen Quietismus des Gefühls und dem Wohlbehagen aus materieller Lust, zwischen der selbstgenügenden Zurückgezogenheit in's Gemüthsleben und der indolenten Gleichgültigkeit, so wie ihr Meister einzuhalten: daher konnte die baldige Ausartung dieser doch im Grunde auf das Fleisch gesäeten Lehre nicht ausbleiben. Die folgende Periode wird die traurigen Folgen davon aufzeigen.

Im Gegensatz gegen den willensschwachen Epicureismus bildete sich der willenskräftige Stoicismus aus, dessen Urheber Zeno aus Citium (Kition auf Cypern) war, obwohl das vollständige System dieser Philosophie nicht von ihm allein herrührt, sondern das Ergebniß der weitern Ausbildung ist, die seine Grundsätze von seinen Nachfolgern erfuhren.

Zeno (geb. 362, gest. 264 v. Chr.) war eigentlich zuerst Kaufmann, wurde als solcher auf seinen Reisen nach Athen mit sokratisch-philosophischen Schriften bekannt, gab dann, als er einst in einem Schiffbruche alle seine Habe verloren (oder nach Andern sich ein zum Leben ausreichendes Vermögen erworben) hatte, sein Handelsgeschäft auf und widmete sich, 22 Jahre alt, der Philosophie. Anfangs wendete er sich durch seinen nähern Umgang mit dem Philosophen Krates der cynischen Philosophie zu; als ihm aber die ungefällige Form derselben nicht mehr zusagte, benützte er den Umgang anderer Philosophen, insbesondere des Xenokrates und Polemo, der damaligen Führer der akademischen Schule (VI. 9, 2.). Nach 20jähriger Vorbereitung trat er um das Jahr 320 selbst als Lehrer auf, und zwar in der Stoa (Poikile), jener berühmten, mit Gemälden des Polygnōtus, Panänus und Mykon (s. V. 11, 1.) geschmückten Säulenhalle zu Athen; daher seine Philosophie die stoische, seine Anhänger Stoiker, und er selbst Zeno Stoicus (zum Unterschied von Zeno dem Eleaten s. V. 11, 5.) genannt wurde.

Obgleich noch viele andere philosophische Schulen in Athen neben der seinen bestanden, und sein Äußeres nichts Empfehlendes hatte, so erwarb er sich doch wegen seiner ernsten Sittlichkeit und großen Rechtschaffenheit die allgemeinste Achtung bei Hohen und Niedern. So oft z. B. der macedonische König Antigonus Gonatas nach Athen kam, hörte er ihn und war so voll aufrichtiger Verehrung gegen ihn, daß er Vieles im Hinblick auf Zeno's Urtheil that und ihn selbst an seinem Hof zu haben wünschte, in welchen Wunsch jedoch Zeno nicht eingehen konnte; doch sandte er zwei seiner Schüler ihm zu. — Das Volk von Athen bewies diesem Philosophen seine Verehrung dadurch, daß es ihm nicht nur einen goldenen Kranz zuerkannte, sondern auch die Schlüssel zur Akropolis zur Aufbewahrung bei ihm niederlegte.

Er gab sich im hohen Alter, das er auf 98 Jahre gebracht haben soll, selber den Tod durch Hunger, um den überhandnehmenden Beschwerden zu entgehen, die ihm ein Finger verursachte, den er bei einem Fall im Heimgehen aus der Stoa gebrochen hatte! (Man vergleiche damit den Tod Epicur's.) — Seine Schriften, darunter seine Lehren vom Staat, über die Natur des Menschen, über die Leidenschaften &c., sind alle verloren gegangen, was nur darum zu bedauern ist, weil seine Nachfolger seine Lehren vielfach verändert haben.

Zeno oder die nach ihm so benannte einflußreiche stoische Philosophie betrachtete als ihr Ziel die Weisheit, d. i. die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge, und als Mittel und Weg dazu die Tugend.

In der stoischen Theologie erscheint die Gottheit als das sich selbst bewegende, also lebendige und Alles belebende Prinzip der Natur, oder als die die ewige Materie durchdringende ewige Vernunft. Urmaterie (Äther) und Urvernunft (Feuer) vereint, aber gestaltlos gedacht, sei Zeus; das ewige Gesetz, wonach dieses ätherischfeurige Wesen die aus der Urmaterie entstandene Welt regiert, ist die nicht in, sondern außer ihm befindliche ewige Naturnothwendigkeit (Heimarméne) oder das Fatum, Schicksal, dem sich jener höchste Gott selbst nicht entziehen könne, welcher darum auch den einstigen Weltbrand, d. i. die durch das Feuer bewirkte Auflösung aller Dinge in die Urmaterie nicht abzuwehren vermöge, worauf jedoch von ihm eine neue vollkommene Welt geschaffen werde, die aber dann ebenfalls wieder vom Schicksal abhänge. Vermöge der göttlichen Natur der Welt seien auch ihre Theile göttlich, vorzugsweise die Gestirne, welche als Götter, d. h. als mit Empfindung, Verstand und Vernunft begabte Wesen anzusehen und daher von den Menschen, mit denen sie sich durch gewisse Zeichen in Verbindung setzen könnten, zu verehren seien, wie

z. B. die Sonne als Apoll, der Mond als Artemis ꝛc. Viele unter den Göttern jedoch seien auch als vergöttlichte Menschen anzusehen.

Durch solche physisch-allegorische Deutung der Götterwelt suchten die Stoiker den Volksglauben vernunftgemäß zu machen und von Neuem zu beleben, wie denn zu allen Zeiten der Unglaube den verlornen Glauben wenigstens als künstliche Halbmaske vorthat, um sich Eingang zu verschaffen. Um jedoch alle grobsinnliche Vorstellung abzuhalten, wollte Zeno in seinem Idealstaate sowohl Tempel, als Götterbilder verbannt wissen, und seine Nachfolger sprachen sich besonders gegen die den Göttern beigelegte Menschengestalt aus, wodurch nur den Göttern alle Anmuth entzogen würde.

In der stoischen Sittenlehre erscheint jene die Materie belebende höchste Vernunft auch als die Quelle der Tugend, die in der Verpflichtung bestehe, den menschlichen Willen mit der Natur (die dem Stoiker gleich dem göttlichen Willen ist) in vollkommene Übereinstimmung zu bringen und dadurch Gott an Vollkommenheit ähnlich zu werden. Was mit der Natur übereinstimme, sei schicklich; schicklich daher auch jede Handlung, die mit der Natur in Übereinstimmung erscheine. Vollkommen gut seien die Handlungen, wenn sie aus der Überzeugung des Rechten hervorgiengen; Handlungen, welche weder gut noch bös seien, seien gleichgültig. — Zur echten Tugend gehört dem Stoiker erstens: ein richtiges Urtheil über Gut und Bös, woraus dann von selber die Liebe zum Guten und der Abscheu vor dem Bösen komme; zweitens: eine Erhabenheit der Seele über Begierden und Leidenschaften, die ihren Grund nur in einem falschen Urtheil über Gut und Bös hätten! Nur der Tugendhafte sei der wahre Weise und dürfe als solcher den „vernunftwidrigen Regungen" nicht unterworfen sein. Als eine vernunftwidrige Handlung aber sieht der Stoiker den Selbstmord nicht an, weil er (durch ein Sophisma) behauptet, der Weise, als sittlich freier Gebieter über seine sittlich-freien Handlungen, sei auch Herr über sein Leben und müsse darum befugt sein, dasselbe aufzugeben, wenn der Körper die Seele in ihrer höhern Wirksamkeit hemme!

So achtungswerth der Ernst des Stoikers war, mit dem er sich durch diese rationalistische Moralphilosophie über dem, um ihn herumwogenden Sinnlichkeitsstrudel der Welt erhalten wollte, so nährte sie doch in ihrer strengen Anwendung einen selbstgerechten Stolz, der sich in Manchem bis zur unmenschlichen Härte steigerte.

Von dem Einfluß des Stoicismus auf die Ausbildung der Gesetzgebung und Rechtspflege, besonders durch die Römer, so wie überhaupt von seinen weitern Schicksalen wird erst gegen das Ende der römischen Geschichte noch kürzlich die Rede sein.

4. Der Skepticismus und der Euemerismus (Evhemerismus).

Es ist begreiflich, daß der Stoicismus wegen seiner Sittenstrenge seine Hauptgegner an den Epicureern sowohl, als an den Anhängern der aristippischen (cyrenäischen) Lehre hatte, deren laxe, sinnenschmeichelnde Grundsätze be-

sonders in den Kreisen der Reichen und Vornehmen, vorzüglich aber an den Höfen der Könige und Fürsten am meisten Eingang fanden. — Anderseits fand der Stoicismus wegen seiner Anbequemung an den Volksglauben, insbesondre seine Ansicht von einem lebendigen Grund aller Dinge, einen lebhaften Bestreiter an dem vorher aufgekommenen und unterdessen erstarkten Skepticismus.

Die vielen und so vielfach sich widersprechenden subjectiven Lehrmeinungen nämlich, welche die menschliche Vernunft in den verschiedenen Philosophieen aufstellte, mußte nothwendig in Vielen den Zweifel rege machen, ob denn überhaupt die menschliche Vernunft etwas Gewisses zu erkennen vermöge, und wir haben theilweise bei Sokrates, Plato und Aristoteles schon diesen Zweifel gefunden. Allein dieser Zweifel war bei ihnen nicht gegen die obersten Glaubensannahmen gerichtet, von denen ihre Philosophie ausgieng. Dagegen kamen nun Geister auf, welche in rein negativer Weise nicht nur den anmaßlichen Dünkel einer allein heilbringenden logischen nnd dialectischen Methode bestritten, sondern auch allen irgend dogmatischen (oder Glaubens-) Inhalt der Philosophie bezweifelten und zu dem Grundsatze gelangten, der Mensch könne nicht nur nichts wissen, sondern er wisse nicht einmal das, daß er nichts wissen könne: daher man dieser Philosophie den Vorwurf machte, daß sie selbst an dem Zweifel zweifle. Diese gewissermaßen selbstmörderische Philosophie diente indeß dazu, daß sie die dogmatische Philosophie zu tieferem Prüfen ihrer Annahmen und Behauptungen antrieb.

Als den Veranlasser (nicht Stifter) einer skeptischen Schule nennt man den **Pirrho** aus Elis (376—288 v. Chr.), einen jener Philosophen, die den Alexander nach Indien begleiteten und der nachher in Athen Oberpriester wurde. Man kennt indeß von ihm nur seine Behauptung von der Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens. Dagegen war es Arcesilaus, ein Peripatetiker, geb. 318 v. Chr., der im Skepticismus so weit gieng, daß er nicht nur alle Gewißheit der geistigen, sondern auch der sinnlichen Erkenntniß läugnete und fast alle Glaubenssätze in der Philosophie verwarf.

Hat schon der Skepticismus dieser Art durch Bestreitung alles Theologischen in der Philosophie die Philosophie selbst und dadurch mittelbar auch den alten Volksglauben zu vernichten gestrebt, so gelang es dem zuletzt auftretenden Euemerismus, in unmittelbarer Weise den Volksglauben durch Entkleidung aller ihm zu Grunde liegenden höhern Ideen zum gemeinsten Gaukelspiel herabzuwürdigen und dem Unglauben in seiner plattesten Form eine schrankenlose Bahn zu machen.

Am Hofe des macedonischen Königs Kassander (K. 2, 2.) lebte ein aus der cyrenäischen Schule hervorgegangener Philosoph, Namens **Euemeros** (oder Evhemēros), der, wie Eusebius berichtet, im Auftrag jenes Königs eine Reise machte, auf der er um die Südküste Arabiens nach Indien gekommen sein will. Nach seiner Rückkehr trat er mit einem Werk hervor, dem er den Titel „heiliges Verzeichniß" gab (ἱερὰ ἀναγραφή, mit absichtlicher Beziehung auf die heiligen Verzeichnisse, welche sich bei Tempeln vorzufinden pflegten). In diesem Werke gieng er darauf aus, in einer Art heiliger Geschichte, durch Mittheilung angeblicher Inschriften auf Tempeln (namentlich einer Inschrift an einer Säule des

Zeustempels auf einer wahrscheinlich erdichteten heiligen Insel Panchäa im südlichen Ocean), so wie auf Pyramiden, Grabmonumenten und ähnlichen Denkmälern zu beweisen, daß die verschiedenen, im griechischen Cultus vorkommenden Götter, vom Uranus an, nur vergötterte Menschen gewesen wären, daß z. B. Zeus von Kreta aus alle Völker unterworfen, sie durch Ackerbau und Religion entwildert und zu Panchäa einen Priesterstaat gegründet habe, endlich bei Knossus auf Kreta begraben worden sei, — wie denn überhaupt da, wo ein Gott seinen vornehmsten Cultus bekommen habe, auch seine Grabstätte sei.

Die populäre Sprache, in der das Buch geschrieben war, und die pragmatisch-historische Einkleidung so vieler Sagen und Mythen verschaffte dem Werke bald große Verbreitung; und da man wirklich hie und da ein Göttergrabmal (freilich nur ein symbolisches) zeigte, wie z. B. das des Zeus auf Kreta und des Dionysos zu Delphi, und man seit Alexander gewöhnt worden war, Königen göttliche Ehre zu erweisen und ihnen Tempel und Altäre zu widmen, so ward es dem Buche leicht, sich Glauben zu verschaffen und in der Folge die Menge derer zu vermehren, welche an keine Götter mehr glaubten. Das Aufsehen, das Euemerus mit seinem Werke machte, und die zerstörende Wirksamkeit, die er damit auf den Volksglauben übte, muß groß gewesen sein, da ihn einige spätere griechische Schriftsteller einen Lügner, Mährchenerzähler und Atheisten nannten, und Plutarch sogar behauptet, er habe durch seine erlogenen Fabeln „die ganze Masse der nachmaligen Gottlosigkeit über die Welt gebracht".

So fieng das Heidenthum auch von dieser Seite an, gegen sich sebst gekehrt, seine eigene Existenz zu untergraben und das Gefühl der Hülfsbedürftigkeit mehr und mehr zu wecken, das sodann während der beiden folgenden Jahrhunderte durch die Steigerung des äußern und innern Elends in die Sehnsucht nach etwas Besserem und Dauernderem übergehen sollte.

5. Die alexandrinische Poesie im 3. Jahrhundert v. Chr.

Da der Sinn für das Wahre und Schöne in der Natur und im Leben durch entnervenden Sinnengenuß, geistlähmende Erwerbsucht und schwelgerischen Müßiggang verschwunden, und überhaupt das öffentliche Volksleben vor dem Glanz der Höfe und der sich vom Volke sondernden Gesellschaft der Gebildeten zurückgetreten war, so war auch die Begeisterung der dichterischen Schöpferkraft erloschen, welche bei den Griechen vorzüglich im öffentlichen Leben Nahrung gefunden hatte. Die Poesie dieser Zeit bestand daher im Allgemeinen entweder in mühsamer, mit Gelehrsamkeit überladener Nachahmung, ja oft in bloßen Verskünsteleien der abgeschmacktesten Form, zum Theil sogar nur in Zusammenstoppelung von Gedichten aus Versen früherer Dichter, namentlich Homers; — oder sie bewegte sich auf dem Boden des spielenden Witzes und des den Zeitgeist wiedergebenden Alltagslebens oder auch des mit ihm contrastirenden, dabei doch nur idealisirten Naturlebens.

In ersterer Beziehung ist vorzüglich der seine Zeit vollkommen wiederspiegelnde Kallimächus nennenswerth, welcher, gebürtig von Cyrene aus dem edlen Geschlechte der Battiaden, einer der Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek

unter Ptolemäus Philadelphus und Ptolemäus Euergetes war, und als erster Gelehrter, Kritiker und Dichter jenes Zeitalters hohen Ruhm genoß, so daß er mehrere der berühmtesten Gelehrten zu seinen Schülern hatte.

Von seinen angeblich 800 Schriften aus allen Zweigen der Wissenschaft, sind 40 auf uns gekommen. Die sechs ganzen Hymnen, die wir von ihm haben, sind ohne Tiefe und Schwung und bloß als gelehrte Kunststücke zu bezeichnen, aber wegen der darin enthaltenen Notizen über die Religionen des Alterthums schätzenswerth. Seine Elegieen, von denen sich indeß nur einzelne Bruchstücke erhalten haben, sollen besser gewesen sein und dienten daher den Römern (besonders dem Catull) zu Vorbildern. Seine Epigramme aber, von denen noch 73 übrig sind, gehören zu dem Besten, was wir in dieser Dichtungsgattung von den Alten besitzen.

Sein Zeit- und Kunstgenosse Lykophron aus Chalcis, der um 280 v. Chr. unter Ptolemäus Philadelphus glänzte, gab in einer Art von „prophetischem Monodrama", betitelt Kassandra, wovon noch Fragmente vorhanden sind, den sprechendsten Beweis von der Abgeschmacktheit der gelehrten Dichtkunst jener Zeit. Die ganze Kassandra, worin er die Geschichte des trojanischen Kriegs, und zwar von seiner „Urveranlassung" an bis zu den äußersten Folgen seines Ausgangs, die er bis auf die Zeit der vergötterten Ptolemäer ausdehnt, ist eine fortlaufende Aneinanderreihung von Räthseln, dunkeln Bildern und Anspielungen, indem weder Götter, noch Helden, noch Länder mit ihren wirklichen Namen bezeichnet sind, sondern nur an ihren absichtlich oft sehr dunkel angedeuteten Thaten oder Attributen erkannt werden.

Nicht sowohl dem dichterischen Talent, als der poetischen Form nach wichtiger, als selbst Kallimachus, wurde sein Schüler Apollonius von Rhodus, der zu Alexandria geboren wurde und unter den Ptolemäern Evergĕtes und Philopätor von 247—204 v. Chr. blühte. Seine Argonautenfahrt, ein Gedicht, das wir noch besitzen, und das einzelne schöne Episoden und eine gute Characteristik der Medea enthält, ist, was Wohlklang und Wendungen betrifft, dem homerischen Versbau sehr genau und mühsam nachgebildet, enthält aber einen künstlichern, rhetorischen Satzbau und im Ganzen eine gedrängtere und kürzere Ausdrucksweise, wodurch Apollonius übrigens das Verdienst hat, erst zum rechten Verständniß der einfacheren, natürlicheren Poesie des Homer beigetragen zu haben. Den nachahmenden Römern aber war er ein besonders willkommenes Muster.

Die abweichende Geschmacksrichtung, die er in jener seiner Argonautenfahrt (Argonautika) führt, zog ihm die Feindschaft seines Lehrers Kallimachus zu, so daß er sich nach Rhodus begab, und sich dort eine Zeit lang durch sein Gedicht, das er dort vollendete, wie durch seine wissenschaftlichen Vorträge so großen Ruhm erwarb, daß er das rhodische Bürgerrecht erhielt und nachher auf Einladung des Ptolemäus Epiphanes der Nachfolger des Kallimachus im Bibliothekariat zu Alexandria wurde.

Einigermaßen Eigenthümlicheres leistete die alexandrinische Poesie dieser Zeit auf dem Gebiete des Witzes, wie schon die oben angedeutete Fertigkeit in treffenden Epigrammen, noch mehr aber die sogenannte neuere Komödie beweis't, die mit ihren nicht selten scharfen Characterzeichnungen, ihrem Sentenzenreichthum und theilweisen schlüpfrigen Witzen nicht sowohl das Volk, als vielmehr die sogenannte gebildete Gesellschaft belustigte, in der solche Lustspiele theils aufgeführt, theils auch nur vorgelesen wurden. Die vorzüglichsten

Komödiendichter dieser Periode sind Menander aus Athen (geb. 342, gest. 290 v. Chr.) und sein besonders lustiger Zeitgenosse Philēmon aus Soli in Cilicien (gest. 262 v. Chr.), welche beide späterhin den römischen Komödiendichtern sowohl, als den römischen Rednern zum Muster dienten.

Von Menander's mehr als 100 Lustspielen haben sich noch Bruchstücke erhalten; desgleichen von Philemon, der vor Lachen gestorben sein soll, als er, auf seinem Bette ruhend, einen Esel hereinkommen und die für ihn, den Dichter, aufgetragenen Feigen auffressen sah.

Die oben angedeutete Entfernung von der Natur, deren sich die gelehrte Dichtkunst schuldig machte, erzeugte in einigen Dichtergemüthern, welche diesen Mangel fühlten und sich nach der verlornen Einfalt sehnten, eine neue Gattung von Poesie, wie sie nachher auch bei andern Völkern in Zeiten einer durch Luxus und Weichlichkeit entarteten Bildung und Literatur sich wiederholte. Es ist dieß die bukolische Dichtung, welche eine Zwischengattung zwischen Drama und Epos ist, indem diese Hirtengedichte wegen der in ihnen vorkommenden Wechselgesänge einen dramatischen, dagegen wegen des überwiegend Erzählenden einen epischen Anstrich haben. Es tritt nämlich darin ein Hirt auf, der für Hirten von einem Liebesabenteuer oder Liebesleid singt; daher der Character dieser Hirtengedichte im Grunde von sentimentaler oder empfindsamer Art ist. Da diese Dichtungsart ihren Ursprung aus den mimischen Darstellungen auf Sicilien nahm, wo der dorische Dialect vorherrschte, so wurden sie nachher meist in dieser Mundart gedichtet.

Der erste, der diese Naturdichtung sicilischer Hirten (die dort noch heut zu Tag ähnliche Wechselgesänge singen) zur Kunst erhob, war Stesichorus (IV. 8, 3.). Ihm folgten Philetas aus Kos 300 v. Chr., Hermesianax aus Kolophon u. A. Der vorzüglichste dieser Bukoliker ist aber Theokritus aus Syrakus, der 275 v. Chr. unter Ptolemäus Philadelphus zu Alexandria sich aufhielt (K. 8, 2.). Die 30 Idyllen, die wir noch von ihm besitzen, die aber nicht alle bukolisch sind, zeichnen sich durch Einfachheit, lebendige und hohe Natürlichkeit (Naivetät) aus, während die seiner meisten spätern Nachahmer an Erkünstelung und Sentimentalität leiden.

Daß gerade jener Naturreiz seiner Gedichte in dem an Luxus und überfeinerter Bildung kränkelnden Hofkreise so günstige Aufnahme fand, erklärt ein Kritiker ganz gut aus der Wirkung des Contrastes, vermöge dessen man das gerne sucht, was einem abgeht. Gleichzeitig mit Theokrit lebten die Bukoliker Bion aus Smyrna und Moschus aus Syrakus. Die Hirtencharactere des Bion sind weniger kräftig und natürlich als die des Theokrit; die des Moschus haben einen mythischen Character.

6. Alexandrinische Wissenschaft im 3. Jahrh. v. Chr. Geschichtschreibung. Grammatik.

An dem gleichen Gebrechen, woran die eigentliche alexandrinische Dichtkunst litt, nämlich am Mangel an Wahrheit und Treue, leidet auch die alexandrinische Geschichtschreibung, worin Gelehrteneitelkeit, die um die Gunst des unterhaltungslustigen Publicums buhlt, sich, wenigstens in Betreff der frühern Ge-

schichte der Völker, oft in den gröbsten Erdichtungen und wunderlichsten Märchen gefällt. Zu den wichtigern Geschichtschreibern dieser Art und Zeit gehören: Berōsus (auch Berossus), ein Beluspriester zu Babylon (um 260 v. Chr.), der in griechischer Sprache drei Bücher über chaldäische und babylonische Alterthümer schrieb, von denen uns durch spätere Schriftsteller nur Bruchstücke zukamen, aus welchen ersichtlich ist, daß er mit den heiligen Schriften der Juden bekannt war; daher Manche unnöthigerweise annahmen, diese Bruchstücke gehörten einem späteren christlichen oder jüdischen Gelehrten an; desgleichen der ägyptische Priester **Manĕthon** (*Μανέϑων*), dessen Werk über die altägyptischen Dynastieen schon oben (II, 4, 2.) gewürdigt worden ist.

Mit mehr Wahrheit und Tüchtigkeit verfuhr der zwischen 290—250 v. Chr. lebende Historiker Timäus von Tauromenion auf Sicilien, der, obwohl im „rhodischen Prunkstyl“, eine griechisch- und italisch-sicilische Geschichte, so wie eine Geschichte des Krieges der Römer mit Pyrrhus schrieb, wodurch er sich (wie die wenigen übrigen Fragmente bezeugen) zugleich um die Chronologie und Geographie sehr verdient machte, wenn er auch seines scharfen Tadels wegen zu seiner Zeit nicht beliebt war. Überhaupt übte in dieser Periode am liebsten der reflectirende Verstand an allem Gegebenen und in die Sinne Fallenden seine kritisch-untersuchende und combinirende Kraft. Dieß zeigt sich besonders in der Sprachwissenschaft, in der Mathematik, Physik, Mechanik und Astronomie, in welchen sämmtlichen Beziehungen der Geist des Griechen dieser Zeit mit schöpferischthätigem und tiefeingreifendem Erfolg auftrat.

Die Griechen waren nicht nur die Schöpfer der Philosophie, sondern auch die ersten, die sich mit philosophischen Untersuchungen über die Sprache, deren Gesetze und innern Zusammenhang abgaben. Obwohl Plato und Aristoteles noch nicht über die Elemente derselben hinauskamen, so entwickelte sich dennoch aus ihren Untersuchungen die grammatische und philosophische Wissenschaft, welche sich mit der richtigen Erklärung ihres Sinnes beschäftigte. Mit dem wachsenden Umfang der dazu gehörigen Kenntnisse dehnte sich der Begriff dessen, was die Alten Grammatik nannten, immer weiter aus, so daß man darunter in der alexandrinischen Periode die den ganzen Literaturschatz des Alterthums umfassende Gelehrsamkeit verstand.

Nach und nach schieden sich aus diesem allgemeinen Begriffe wieder drei besondere Begriffe, nämlich 1. Grammatik im engern Sinn oder die Behandlung des Technischen in der Sprache (die dann wieder in niedere und höhere Grammatik zerfällt), 2. Philologie oder die historische Behandlung der Sprache und 3. Kritik oder die philosophische Behandlung derselben.

Das, was alexandrinische Grammatik heißt, hat also einen universellen Character, erheischte eine über alle Zweige des Wissens sich verbreitende Thätigkeit oder ein alle menschlichen Kenntnisse umfassendes Wissen und konnte nur in einer Periode zur Erscheinung kommen, in welcher der menschliche Geist nach einer langen, sich in den verschiedensten Richtungen bewegenden Thätigkeit einer sich selbst unbewußten Schöpferkraft gleichsam ausruhend stehen bleibt und rückwärts blickend das Geschaffene überschaut, sammelt, prüft und mit Bewußt-

sein für die kommenden Zeiten zur besondern Übersicht und Einsicht ordnet, damit das also nach Form und Inhalt Geordnete als Muster und Vorbild spätere Geschlechter theils zum Weiterbau anrege, theils zu neuen Bildungen befruchte.

Diese wichtige, der Bildung aller Zeiten zu Guten kommende Lichtseite der alexandrinischen Gelehrsamkeit darf über deren Schattenseite, welche in dem Mitaufkommen einer kleinlichen, eitlen, ungeistigen und geisttödtenden Wissenskrämerei bestand, nicht übersehen werden.

Zu den berühmtesten Grammatikern dieser Periode gehörte gleich der oberste Aufseher der alexandrinischen Bibliothek, Zenodot, geb. 280 zu Ephesus, der sich besonders um die kritische Behandlung Homer's verdient gemacht hat. Nach ihm ward sein Schüler Aristophanes aus Byzanz (221—180 v. Chr.) dadurch berühmt, daß er zuerst den Kanon, d. i. die Klassenordnung der mustergültigen, ausgezeichnetsten Schriftsteller aus allen Gebieten der Literatur aufgestellt und die nicht mustergültigen ausgeschieden hat, um der Verderbtheit, welche der Sprache durch das Citiren aus allen möglichen Schriftstellern drohte, Einhalt zu thun. Die Aufstellung dieses Kanons hatte jedoch auch den Nachtheil, daß die ausgeschiedenen Schriftsteller nun weniger beachtet wurden und leichter verloren giengen, während eine spätere Kritik noch manche darunter gefunden haben würde, die den mustergültigen beizuzählen gewesen wären und die zugleich die vorhandenen Lücken in der Kenntniß der griechischen Geschichte und Literatur hätten ausfüllen können. — An Geist und Scharfsinn, Geschmack und Tact, so wie an umfassender Gelehrsamkeit überhaupt übertraf **Aristarch** aus Samothrace nicht nur jenen seinen Lehrer und Vorgänger, sondern auch alle seine Nachfolger, so daß man noch jetzt einen scharfen, aber treffenden Kunstrichter einen „Aristarch“ nennt.

Einen gegentheiligen Namen machte sich der Grammatiker Zoïlus aus Macedonien, dem sein „kleinlicher und hämischer“ Tadel Homers den Namen Homeromastix (Homersgeißel) zuzog, so daß man einen übelwollenden, hämischen Kritiker einen „Zoïlus“ zu nennen pflegt. König Ptolemäus Philadelphus versagte ihm deßwegen die Aufnahme in's Museum und zuletzt soll er in Griechenland wegen seiner fortgesetzten unverständigen Schmähungen gegen Homer von einem Felsen hinabgestürzt worden sein — eine Gegenkritik, die der alte Homer wohl auch nicht als verständig bezeichnet haben würde.

7. Mathematische und physikalische Wissenschaften im ersten Jahrh. der alexandrinischen Periode, und ihre Anwendung auf Handel, Schifffahrt und Gewerbe.

Eine vorzügliche Pflege fanden in der alexandrinischen Periode die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, worin die Griechen ebenfalls die Lehrmeister der folgenden Zeiten und Völker geworden sind.

Von den naturwissenschaftlichen Fächern hat die Physiologie (Lehre von der Natur der organischen Wesen) erst unter den Ptolemäern durch die bis dahin vernachlässigte oder vielmehr von der religiösen Ansicht der Griechen unmöglich gemachte Anatomie (Zergliederung des menschlichen Körpers) ihre gehörige Begründung empfangen. Denn in Ägypten, wo das Einbalsamiren der Todten schon frühe auf anatomische Kenntnisse geführt hatte, konnten Herophilus und Erasistratus (königliche Leibärzte) durch zergliedernde Untersuchungen an menschlichen Körpern, die ihnen der Befehl des Fürsten verschaffte, die Anatomie zur Wissenschaft erheben und dadurch zugleich die Heilkunde selbst weiter führen.

Die Mathematik, welche früher nur als ein Theil der Astronomie behandelt, aber schon durch Aristoteles und seine Schüler Eudēmus und Aristoxēnus zur selbständigen Wissenschaft erhoben worden war, wurde in Alexandria mit besonders großem Eifer betrieben. Sie erhielt unter dem ersten Ptolemäer namentlich durch Euklīdes (verschieden von dem gleichnamigen Stifter der megarischen Schule) das erste wissenschaftliche Lehrgebäude und die erste gründlich methodische Behandlungsart, die noch heute im Wesentlichen ihre Gültigkeit hat, wenn auch andere mit mehr oder weniger Glück ein kürzeres und einfacheres Verfahren aufzustellen gesucht haben. (Doch erstreckt sich das Werk des Euklides nur auf Arithmetik, Geometrie und Stereometrie.)

Euklides hatte den König Ptolemäus I selbst zum Zuhörer, und soll, als ihn dieser fragte, ob es denn in der Geometrie nicht einen leichteren Weg zum Verständniß gebe, geantwortet haben, daß diese Wissenschaft keinen Weg für Könige kenne. Zu dem Werke des Euklides, das den Titel: Elemente der reinen Mathesis führt und in 14 Bücher zerfällt, hat man auch Commentare aus jener Zeit, von Proklus und von Theon. — Euklid hat auch Grundzüge der Astronomie geschrieben.

Ein besonderes Streben der damaligen Zeit war es auch, den Gewinn dieser abstracten Wissenschaften auf das Leben anzuwenden, wie das an den Erfindungen und Entdeckungen zu ersehen ist, durch welche sich gerade die tüchtigsten Mathematiker ausgezeichnet haben.

Derjenige, welcher die Mathematik mit den gemeinnützigsten Erfindungen für das Leben am glücklichsten verband und sich besonders auf dem Gebiete der Mechanik im ganzen Alterthum den größten Ruhm erwarb, war Archimēdes, der, wahrscheinlich um 287 v. Chr. in Syrakus geboren, eine Zeit lang zu Alexandria lebte und dann seine tiefen Kenntnisse allein seiner Vaterstadt bis an ihr und sein Ende (212 v. Chr.) widmete (s. IX. 4, 5).

Er erhob die Mechanik zur Wissenschaft, begründete die Statik (die Wissenschaft vom Gleichgewichte der Körper, insbesondre fester), erfand ein Planetarium, d. i. eine Maschine, an welcher die Bewegungen der Himmelskörper versinnlicht werden, ferner die sog. Schraube ohne Ende, vielleicht auch den Flaschenzug, sodann die Wasserschraube (auch „die archimedische Schnecke" genannt), die er in Ägypten zum Austrocknen der vom Nil überschwemmten Gegenden anwandte.

Als er einst durch Anwendung der Hebelkraft ein Schiff des Königs Hiero ohne viele Umstände auf's Land gebracht hatte und dieser sein Erstaunen darüber ausdrückte, sagte Archimedes: „Gieb mir einen Punct, wo ich stehen kann, und ich hebe die Erde aus ihren Angeln!" — Besonders sinnreich und von gewaltiger Wirksamkeit waren die Kriegsmaschinen, die er zur Vertheidigung von Syrakus gegen den römischen Feldherrn Marcellus erfand. (Siehe IX. 4, 5.)

Seine Entdeckung des Verhältnisses zwischen dem Cylinder und der Kugel bei gleichem Durchmesser hielt er so hoch, daß er die Abbildung dieser beiden Figuren auf sein Grabmal zu setzen befahl, welches späterhin, nachdem es längst in Vergessenheit gekommen war, von Cicero wieder aufgefunden wurde, der es eben an jenen Figuren erkannte. Von seinen Werken sind noch acht in dorischem Dialect vorhanden. Sein Zeitgenosse Ktesibius in Alexandria erfand die Wasserorgel und die Wasserpumpe, und dessen Schüler Heron von Alexandria den in der Hydraulik bekannten Heronsball und Heronsbrunnen.

Zu Euklid und Archimedes sind noch Apollonius von Perga (der Erfinder der Lehre von den Kegelschnitten) und Diophantus zu stellen, weil von diesen vier Männern die Mathematik der neuern Zeit ihren wissenschaftlichen Grund empfangen hat.

Unter den Mathematikern wird auch der als Poet, Philosoph, Kritiker, Astronom und Geograph berühmte **Eratosthenes** von Cyrene (276—bis 196 v. Chr.) genannt, der unter dem dritten Ptolemäer Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek war und zuerst den Namen der Philologe angenommen haben soll. Er war es auch, der die Geographie, welche vor ihm besonders durch Timosthenes und Megasthenes (VI. 9, 1. a. E.) große Bereicherungen erhalten hatte, zum Rang einer Wissenschaft erhob. So wie er in seinem Werke, betitelt Geographica (wovon nur noch Bruchstücke vorhanden sind), zuerst sämmtliche andern geographischen Werke systematisch und kritisch zusammenstellte und die mathematische Geographie mit der beschreibenden verband: so war er auch der erste, der die Kugelgestalt der Erde erkannte; auch verfaßte er eine, seiner Ansicht entsprechende geographische Karte.

Auch die **Astronomie** fand, wie alle andern mathematischen Wissenschaften, durch die Ptolemäer eine außerordentliche Aufmunterung und erreichte einen so hohen Standpunct, daß sie eine lange Reihe von Jahrhunderten befriedigte. So berechnete **Aristarch** von Samos (260 v. Chr.) den Abstand der Sonne von der Erde durch die Dichotomie des Mondes und fand, daß der Mond an Größe einem Drittheil der Erde gleich komme. Seine Behauptung, daß der Himmel unbeweglich wäre, die Erde dagegen sich in einer schiefen elliptischen Bahn um die Sonne und um ihre eigene Achse drehe, zog ihm die Anklage der Irreligion zu. — Auf seinen Beobachtungen fortbauend machte sich späterhin **Hippard** aus Nicäa, welcher zu Rhodus, vielleicht auch zu Alexandria lebte, als der größte und scharfsinnigste Astronom geltend. Er bestimmte die Dauer des Sonnenjahrs, wie wir es nun kennen, hatte aber nicht die Genugthuung, diese seine Berechnung von seiner Zeit angenommen zu sehen. Er berechnete die ersten Sonnen- und Mondtafeln, verfaßte das erste Sternverzeichniß und stellte die Sternbilderbezeichnung am Himmelsglobus auf; er entdeckte das Vorrücken der Nachtgleichen, fand das Gesetz für die Sonnen- und Mondsfinsternisse, bestimmte die Größe der Sonne im Verhältniß zum Monde und die Entfernung des letztern von der Erde; er baute zur Lösung aller dieser Probleme die ebene und sphärische Trigonometrie an; er lehrte die Bestimmung der Orte durch Angabe der geographischen Länge und Breite u. s. w.

Wie reich war dieses Jahrhundert, das so viele scharfsinnige Geister hervorbrachte, und auf dessen wissenschaftlichen Grund und Boden zum großen Theil die ganze Folgezeit steht!

War es auch allerdings nur irdisches Wissen, das sich ihm hier in so bedeutender Tiefe erschloß, so gab dieses ihm doch bei dem Verfall der Religion einen geistigen Halt, und war dieser auch zum Gewinn des Seelenfriedens an sich keineswegs ausreichend, so ließ er viele Geister doch nicht bis zu einer Tiefe sinken, in der sich die Empfänglichkeit für ein höheres Heil gänzlich verliert. Freilich hilft auch das größte irdische Wissen nicht jedem seiner Inhaber vor dem Versinken in Trostlosigkeit und Verzweiflung.

Den practischen Nutzen, den die mathematisch-physikalischen Wissenschaften für Handel, Schifffahrt und Gewerbe gewähren, haben sowohl die Fürstenhöfe, als auch die Seehandelsstädte jenes Alterthums erkannt und durch Anlegung von mathematischen Schulen die Ausbildung der materiellen Seite des Lebens mächtig gefördert: so der alexandrinische, pergamenische, syrische, pontische, bithynische, macedonische, syrakusische Hof; so ganz besonders neben der Welthandelsstadt Alexandria die großen freien Handelsstädte Rhodus, Byzanz, Heraklea, Sinōpe, Smyrna, Massilia u. a., wo sich allenthalben die merkantile Politik die Ergebnisse der Wissenschaft zu Nutz machte.

Der Handelsverkehr selbst war in diesem Zeitalter über alle Begriffe lebendig und rührig und trieb von jenen Städten des Mittel- und schwarzen Meeres aus seine „Lebensadern" gegen Morgen bis hin an die Küsten Arabiens und Indiens, gegen Abend bis an die Küsten der Nord- und Ostsee. Einer der merkwürdigsten griechischen Handelsstaaten in jenem Jahrhunderte war der (oben K. 3, 4. näher characterisirte) neutrale Freistaat Rhodus, der als „Stapelplatz für den Handel zwischen Westen und Osten" von solcher Wichtigkeit war, daß seine Thätigkeit fördernd, stützend, ja lebenbedingend auch auf den Bestand und das Gedeihen der übrigen Handelsplätze dieses weiten Verkehrsbereiches wirkte. Diesen Schluß hat die neuere Forschung aus dem, bei dem griechischen Geschichtschreiber Polybius vorfindlichen Zeugnisse der ungeheuern Hülfsspenden gezogen, welche alle Häfen- und Handelsstädte den Rhodiern zu der Zeit des großen Unglücks übersandten, von welchem diese durch den Einsturz ihres großen Leuchtthurms, des berühmten rhodischen Kolosses, betroffen wurden, den ein Erdbeben daniederwarf, so daß dadurch ein großer Theil ihrer Stadt zerstört wurde und ihr ganzer Handel mit Vernichtung bedroht war.

Rhodus, dem seit Alexander's Tod eine neutrale Stellung zu seiner bedeutenden Handelsgröße und dadurch zu einem außerordentlichen Reichthum verhalf (K. 3,4), hatte sich von den Künstlern Chares und Laches einen Leuchtethurm aus Erz in Form einer kolossalen, 70 F. hohen Menschengestalt gießen lassen, die mit ausgespreizten Füßen auf zwei einander gegenüberliegenden Felsen, die den Eingang des Hafens bildeten, so stand, daß die ein- und auslaufenden Schiffe zwischen den Füßen dieses Kolosses durchfuhren. Die Glieder desselben, von denen allein ein Daumen so groß war, daß ihn kaum ein Mann umfassen konnte, waren innen hohl und mit Steinen ausgefüllt.

Dieser unter die sieben Wunderwerke der alten Welt gerechnete Koloß stand etwa 50 Jahre, als zwischen den Jahren 229—227 v. Chr. ein Erdbeben denselben umwarf und seine Gewichtmasse einen großen Theil der Stadt und ihrer Mauern, so wie das ganze Schiffslager zerstörte. Nicht nur der Handel, sondern der ganze Staatsbestand der Rhodier stund bei diesem Unglück auf dem Spiel. Daher schickten sie an alle Fürsten und Städte Gesandtschaften, um deren Hülfe zu erbitten. Jeder beeilte sich, mit Unterdrückung aller Eifersucht und alles groben Eigennutzes, theils aus menschlichem Mitgefühl, theils aus verständiger Politik, welcher an der Erhaltung dieses wichtigen Emporiums gelegen war, das Unglück zu mildern und diesem Handelsstaat wieder emporzuhelfen. So gab Ptolemäus Euergetes von Ägypten nach unserm Gelde 360,000 Thlr., eine ungeheuere Menge Getreide und Bauholz, 3000 Talente Kupfer, 16 Schiffe, 100 Bauleute und 350 Handlanger mit dem jährlichen Unterhalt derselben; Antigonus II von Macedonien 10,000 Pfähle,

5000 Deckbalken, 3000 Talente Eisen, 3000 Talente Blei, 1000 Talente Pech, 100,000 Maaß Getreide, 120,000 Thlr. in Geld; Seleucus Kallinikus von Syrien freie Einfuhr in alle Häfen seines Reichs, 10 Schiffe, 200,000 Maaß Getreide, 10,000 Ellen Holz, 1000 Talente Harz, 1000 Talente Seilhaare; Hiero II von Syrakus freie Einfuhr in seine Häfen, 120,000 Thlr. an Geld und 50 Katapulte; — und so gab jeder Fürst und jede der unzähligen Städte nach Vermögen. (S. Droysen II p. 575 ff.)

Stadt und Staat Rhodus erhob sich dadurch schnell wieder und wurde bald nachher, als Macedonien seine Seemacht verlor und Ägypten die seinige vernachlässigte, die Beherrscherin des östlichen Mittelmeers. — (Die Trümmer jenes Kolosses lagen noch 870 Jahre lang im rhodischen Hafen, bis die Araber Rhodus eroberten und das Erz des Kolosses an einen Juden verkauften, der es in 900 Kameelslasten fortschaffen ließ.)

Aus jenen Hülfsspenden läßt sich aber nicht bloß die Wichtigkeit der Handelsstellung von Rhodus, sondern überhaupt auch die Macht und Bedeutung der übrigen hellenistischen Staaten, nicht minder auch die weitherzige Gesinnung eines Jahrhunderts erkennen, das man sich in einem allzu verwilderten und gehaltlosen Zustande zu denken gewohnt ist. Faßt man überhaupt alle bisher berührten Geistesrichtungen, in denen sich der Hellenismus, als das Ergebniß der Vermischung griechischen Geistes mit fremdem Völkerleben, während dieses ersten Jahrhunderts seines Bestandes kund that, in Einem Überblicke zusammen: so wird man, ungeachtet der auflösenden und zersetzenden Gährungen, die ihn begleiteten, eben so sehr die Nothwendigkeit seiner Erscheinung, als auch die Größe seiner Bedeutung zugestehen müssen. Denn so wie er (wie VI. 9, 1. dargethan wurde) die Bedingung war, bei sich sowohl als bei allen Völkern, zu denen er hinzutrat, das Heidenthum seiner Selbstauflösung entgegenzuführen: so entwickelte er aus sich eine Reihe von Bildungsstoffen, die größtentheils in den Händen des Alles verneuenden Geistes, der von oben her über die Welt kommen sollte, zur Neugestaltung derselben verwendet werden konnten. Vorerst aber mußte der Hellenismus geistigerweise noch an einem andern großen Volke seine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllen, um in und mit diesem endlich der allbezwingenden Macht des Lichtes zu weichen, das, eben weil es nicht einem creatürlichen Geist entstammt, allein die Welt wahrhaft zu erleuchten und zu beleben vermag.

Den früher schon mitgetheilten anerkennenden Beurtheilungen über dieses Werk erlauben wir uns Folgendes aus einer Recension in den „Studien und Kritiken“, herausgegeben von **Ullmann** und **Umbreit** 1853, 2s Heft, auszugsweise anzureihen:

„. . . . Eine christliche Bearbeitung der Weltgeschichte für das allgemeine Bildungs-
„bedürfniß für die große Anzahl derer, welche ohne eigentlich gelehrte Grundlagen zu
„besitzen, doch ein ebenso natürliches als achtungswerthes Verlangen hegen, sich über die
„Vorzeit gründlich zu unterrichten, fehlte bis jetzt noch. — Diesem längst gefühlten Be-
„dürfnisse hat nun Dittmar zu genügen gesucht. . . . Welch' eine Aufgabe dieß sei,
„wird Jeder leicht einsehen, der mit dem heutigen Stand der historischen Wissenschaft,
„in ihren verschiedenen Zweigen auch nur einigermaßen bekannt ist. . . . Der Verfasser
„hat sich derselben mit einem wahrhaft eisernen Fleiße unterzogen, und was bis jetzt
„großentheils Privateigenthum der Gelehrten war, allen Gebildeten unseres Vol-
„kes zugänglich gemacht, und wenn einerseits die Riesenarbeit, alle Schätze des histo-
„rischen Wissens unserer Zeit in sich aufzunehmen, unser Staunen erregt, so verdient
„Dittmar ohne Zweifel den Dank der deutschen Nation, der er durch sein umfassendes Werk
„eine wahre Bibliothek geschichtlicher Kenntnisse und Erkenntnisse geschaffen hat. Hier kann
„jeder Gebildete sich über alle Theile der Weltgeschichte unterrichten, und es wird nicht
„leicht einen Punct geben, worüber er nicht gründliche und faßliche Belehrung fände.
„Und doch ist bei aller Gemeinfaßlichkeit nirgends die edle Sprache, nirgends der
„Ernst der Wissenschaft verleugnet, so wie anderseits die Gründlichkeit der
„Darstellung fern ist von aller Trockenheit. Alles hat Fleisch und Blut,
„Leben und Farbe, und nicht leicht geschieht eines Wunders der Baukunst, eines
„prächtigen Aufzugs, einer entscheidenden Schlacht oder Verhandlung Erwähnung, ohne
„daß uns die anschaulichste Schilderung gegeben wäre. . . .

„Nach allem Bisherigen ist selbstredend, daß der Verfasser, indem er die Resultate
„so vieler Forschungen in sich aufnahm, keine blos äußerliche Zusammenstellung gab. . . .
„Ueberall hat er sich in die verschiedensten Gebiete hingebend vertieft und das Empfan-
„gene reiflich in sich verarbeitet. So finden wir also eine große Masse historischen Stoffes
„aller Art zu einem wohlgefügten Ganzen verbunden; Alles läuft in einem ununter-
„brochenen Faden pragmatischer Entwickelung dahin . . . .

„Müssen wir in der Anordnung des Geschichtsplanes die entschiedene und durchaus
„sachgemäße Durchführung des christlichen Princips erkennen, so beurkundet sich unser
„Werk als ein christliches auch durch den allenthalben sich aussprechenden christlichen
„Sinn, durch die Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe des Verfassers. — Ohne Zweifel
„hat die Weltgeschichte einen Beruf zum Weltgerichte. — Obwohl nun der Verfasser
„sich nirgends mit seinem Urtheile vordrängt, so schimmert dieses doch überall zur Ge-
„nüge hindurch, abgesehen von den Stellen, die von selbst zum Aussprechen seines Ur-
„theils auffordern. Und indem er auch die glänzendsten Erscheinungen an den Maßstab
„des Christenthums hält, erscheint freilich Vieles, was bisher wie ein Ideal dagestanden
„hat, in einem minder strahlenden Lichte; dafür werden wir aber auch mit dem Schick-
„sale so mancher Heroen der Geschichte ausgesöhnt, indem uns mit der ihm anhaftenden
„sündlichen Schwäche auch die Nothwendigkeit der Züchtigung sofort einleuchtet. — Den-
„noch haben wir nirgends ein unerbittliches Gericht, sondern ein solches, welches von
„barmherziger Liebe getragen, durch das Bewußtseyn eigener Menschlichkeit gemildert
„ist, eine Eigenschaft, ohne welche uns das geschichtliche Urtheil, wenn es nach dem ernsten
„Lichte der Wahrheit gefällt wird, kaum erträglich sein möchte.

„Dieses Werk erfüllt zweifelsohne, wie es auch ausgesprochenermaßen in der Absicht
„des Verfassers lag, eine hochwichtige Mission an die Gebildeten unserer Na-
„tion auf eine ausgezeichnete Weise, und möge man immerhin auf die liebevoll ein-
„gehende Berücksichtigung dieser „Schicht“ unseres Volks verächtlich herabblicken, diese
„„Schicht“ ist nun einmal die culturgeschichtlich einflußreichste und nur allzu lange hat
„der deutsche Gelehrtenstand sich vornehm gegen dieselbe abgeschlossen und seine geistigen
„Schätze nur den Zunftgenossen mitgetheilt.

„Drücken wir dem Verfasser die Hand, daß er die ungeheure Arbeit übernommen
„hat, den Deutschen die Ergebnisse ihrer gelehrten und genialen Geschichtsforscher durch
„gründliches Studium und edle populäre Darstellung zugänglich zu machen und ihnen
„hiemit auf dem überzeugendsten Weg gediegener christlicher Geschichtschreibung, Christum
„kund zu thun, und wünschen wir, daß die mit so vieler Aufopferung bereitete köstliche
„Gabe, von den Gebildeten unserer Nation auch nach Verdienst gewürdigt und recht
„reichlich gebraucht werde.“

Für Volks- und Hausbibliotheken und zu Festgeschenken für Jung und Alt empfehlen wir folgende bereits zahlreich verbreitete Werke geschichtlichen, religiösen und dichterischen Inhalts:

Bilder ohne Rahmen.

Aus den Papieren einer Ungenannten.

Vierte beträchtlich vermehrte Auflage.

M. A. fein geb. m. Goldschn. 2 fl. 20 kr. oder $1\frac{1}{3}$ Thlr.

„Geistreiche, christlich feine und christlich wahre Sentenzen“.

Bilder in Rahmen.

Gedichte von Dr. E. Eyth.

Dritte Auflage. 1 fl. 4 kr. oder 16 Ngr.

„Die Leser werden reichen Gewinn für Geist und Gemüth davon tragen. Es findet sich hier viel Schönes und Tiefgedachtes“.

Gedichte

von Georg Scheurlin.

Erste Sammlung. 2. Auflage.

Zweite Sammlung auch unter dem Titel: Heideblumen.

Jede 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. Fein gebunden mit Goldschnitt 2 fl. 12 kr. oder 1 Thlr. 10 Ngr.

Dr. Ch. G. Barth.

Bilder aus dem innern Leben.

I. Bändchen. Inhalt: 1. Der Pfarrer von Irongray. 2. Dienst und Gegendienst. 3. Hinauf und herab. 4. Die Reise in den Krebs. 5. Die Feuertaufe. 6. Ein Stück Leben aus den christlichen Kreisen der letzten Jahrzehnte.

II. Bändchen: 1. Aus dem Leben der sel. M. J. Legge in Hongkong. 2. Ein Besuch bei Oberlin i. J. 1824 3. Aus dem Leben des Grafen Caraccioli. 4. Aus dem Leben der Lady Johanna Gray. 5. Aus dem Leben einer Weltpilgerin. 6. Die Knechte Christi auf den Nikobarischen Inseln. 7. Die Frau Hofapothekerin. 8. Die Doppelehe und die Cholera.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 18 Sgr.

Gesänge

unter den Palmen.

Von Julius Krais.

Mit 1 Kupfer.

8. 1 fl. 12 kr. oder 20 Ngr.

Aus dem Haus.

Lieder und Bilder aus dem Familienleben.

Von Rudolf Reither.

M. A. cart. im Goldschnitt 48 kr. od. 15 Ngr.

Viktor von Strauß,

Erzählungen.

Gesammeltes und Neues.

3 Bände. Jeder 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

I. **Lebensbilder** in Erzählungen und Gesprächen. Inhalt: Die Verlorenen. — Aus der Vergangenheit. — Der Schulmeister. — Laokoon und Nehustan. — Eros und Agape.

II. **Lebensfragen** in Erzählungen. I. Theil. Inhalt: Die Bauern. — Des Lebens Nachtseite. — Die Ehepaare. — Der Zweikampf.

III. **Lebensfragen** in Erzählungen. II. Theil. Inhalt: Die Communisten. — Das Pfarramt. — Mammon.

„Wir empfehlen alle diese Erzählungen nicht nur ihrer edeln Tendenz wegen, sondern auch wegen des überraschend Neuen in der Auffassung moderner Lebenszustände“.
W. Menzel im Literaturblatt.

Polykarpus.

1 Band. 8. 1860. 2 fl. oder 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Kirchenjahr im Hause.

2 Theile in 8. br. 3 fl. 12 kr. oder 1 Thlr. 25 Ngr. In 1 Band gebunden 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr.

Gedichte.

Weltliches und Geistliches.

Eine Sommerlese in Gedichten und Liedern mit einem Osterspiel.

M. A. geh. 3 fl. oder $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Daraus einzeln: **Weltliches** in Gedichten und Liedern. 54 kr. oder 16 Ngr. — **Geistliches** in Gedichten und Liedern. 1 fl. 12 kr. oder $22\frac{1}{2}$ Sgr. — **Weltliches und Geistliches.** Eine Sommerlese in Gedichten und Liedern. M. A. gebunden mit Goldschnitt 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 Ngr. — **Judas Ischarioth,** ein Osterspiel in 5 Akten. geh. 1 fl. 12 kr. oder $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Robert der Teufel.

Eine christliche Heldensage in zwölf Gesängen.

M. A. geh. 2 fl. 6 kr. oder 1 Thlr. 6 Ngr. Fein geb. mit Goldschnitt 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 16 Ngr.

„Einer der edelsten Dichter der frommen Richtung ist Viktor von Strauß. Seine lyrischen Gedichte gehören zu den schönsten der Neuzeit. ... Meister des Wohllauts, ist der Dichter auch geistreich. ... Das bedeutendste Werk desselben ist das Epos: „Robert der Teufel“. Im „Kirchenjahr im Hause“ hat er fromme Betrachtungen in Versen auf alle hervortretenden Tage des Kirchenjahrs angeknüpft. — Die „Erzählungen“ enthalten treffliche Gemälde nach dem Leben. ꝛc.“

Wolfgang Menzel's deutsche Dichtung III. Bd. S. 539 ff.

13. 6. 1902.